Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Einunddreißigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1906

Stuttgart und Leipzig 1906 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXI

(Januar bis März 1906)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

An unsere Leser!

Die „**Deutsche Revue**“ tritt mit diesem Hefte in ihren **einunddreißigsten Jahrgang** ein. Wenige Jahre nach dem Wiedererstehen des Deutschen Reiches begründet, hat sie sich im Laufe des hinter ihr liegenden Menschenalters dank der Mitarbeiterschaft einer auserlesenen Schar von hervorragenden Männern aus allen Gebieten der Geisteskultur und des öffentlichen Lebens zu einer Stellung emporgeschwungen, wie sie in Deutschland eine Zeitschrift ihrer Gattung nur selten erreicht. Vor allem durch ihre von den ersten Staatsmännern, Diplomaten und Historikern aller Kulturländer herrührenden Veröffentlichungen zur internationalen Politik und Zeitgeschichte ist sie in der deutschen Publizistik ein Faktor von unbestrittener Bedeutung geworden, und ihr konsequentes Bestreben, zur Ausgleichung der Gegensätze und damit zur Förderung des Friedens zwischen den Nationen beizutragen, findet bei allen Gleichgesinnten Anerkennung und Unterstützung. Aber auch auf rein wissenschaftlichem und auf literarischem Gebiet erfreut sie sich eines festgegründeten Ansehens in den besten Kreisen der Gebildeten, die sie durch sorgsam ausgewählte Arbeiten über die wichtigsten Fortschritte und Strömungen des Geisteslebens auf dem laufenden zu erhalten sucht. Es wird das eifrigste Bestreben der „Deutschen Revue“ sein, die errungene Stellung auch im neuen Jahrgang zu behaupten und zu befestigen; sie hofft zuversichtlich, zu den zahlreichen treuen Freunden, die sich um sie geschart haben, noch recht viele andere zu gewinnen, und sie glaubt dieses Ziel am sichersten zu erreichen, indem sie

an ihrem bisherigen Programm, das sich drei Jahrzehnte hindurch so trefflich bewährt hat, auch in Zukunft festhält.

Wie die „Deutsche Revue" ihr Programm durchzuführen sucht, davon mag das vorliegende erste Heft des neuen Jahrgangs zeugen. Gleich reichhaltig und abwechslungsvoll werden sich ihm die folgenden Hefte anschließen, für die nicht minder bedeutungsvolle Beiträge aus der Feder erster Autoritäten auf allen Gebieten vorgesehen sind.

Der einunddreißigste Jahrgang der „Deutschen Revue" (1906) erscheint in 12 Heften.

Allmonatlich wird ein Heft, mindestens 8 Bogen stark, ausgegeben.

Preis vierteljährlich (für 3 Hefte) 6 Mark.

Bestellungen auf die „Deutsche Revue" werden von allen **Buchhandlungen, Journalexpeditionen** und **Postämtern** des **In- und Auslandes,** sowie von **jedem Bücheragenten** entgegengenommen. Auf Wunsch wird der Bezug auch durch die unterzeichnete Verlagshandlung vermittelt, die bereit ist, auf alle bezüglichen Anfragen Auskunft zu erteilen.

Ein Bestellschein liegt diesem Hefte zu gefälliger Benutzung bei.

Stuttgart,
Neckarstraße 121/23

Deutsche Verlags-Anstalt

Vor hundert Jahren

Ein Rückblick

von

C. Freiherrn von der Goltz

Wir feiern heute gern und oft die Erinnerungen an die Großtaten des letzten Jahrhunderts, freuen uns der errungenen Einheit Deutschlands und des Nachruhms, der von den verflossenen großen Tagen verklärend auf unser Zeitalter fällt. Es geziemt sich aber auch wohl zu dieser Stunde, einmal auf den Anfang dieses Jahrhunderts zurückzublicken, das in seinem Beginn nicht ahnen ließ, welche glücklichen und ruhmvollen Ereignisse es Deutschland vorbehalten habe. Man braucht kein Kassandragemüt zu sein, um im Beginne von 1906 den Blick auf 1806 zurückzuwenden. Was möglich ist, kann auch wirklich werden; dem jungen Deutschland können schwere Prüfungen in der Zukunft vorbehalten sein, wie sie dem alten Preußen nicht erspart blieben, und man bereitet sich nicht richtig darauf vor, sie siegreich zu bestehen, wenn man vor den Katastrophen der Vergangenheit scheu das Auge schließt.

Das ist keinerlei Schwarzseherei, die mit Recht in Verruf steht, sondern offene Männlichkeit. Man soll den Blick von Zeit zu Zeit auch auf den Tagen ruhen lassen, die uns nicht gefallen haben.

Die Parole „Sedan oder Jena" ist erst kürzlich durch die Presse gegangen, und ein Teil derselben entschied sich mit bedauerlicher Leichtherzigkeit für Jena, als habe es sich damals nur um ein vorübergehendes Uebel gehandelt, etwa um eine derbe Lektion der Geschichte, die man den Beteiligten — namentlich der Armee, die ihre Schuldigkeit nicht getan hatte — schon gönnen könne. Vergessen ist es, welche wahrhaft furchtbaren Wirkungen die einzige große Katastrophe geübt hat, die Preußen je erlebte, vergessen, daß zumal die östlichen Provinzen der Monarchie damals in weniger als einem Jahre aus blühendem Wohlstande zurückgeschleudert worden sind in einen Zustand, der demjenigen Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege nur wenig nachgegeben hat.

Als die russisch-preußischen und französischen Heere im Sommer 1807 am Niemen zum Stillstande kamen und der Frieden von Tilsit geschlossen wurde, da waren die vorher reichen Fluren verödet, Städte und Dörfer verlassen und zum Teil niedergebrannt, — mit unbestatteten Leichen zwischen den Trümmern.

Da war nahezu das letzte Stück Vieh fortgetrieben, die Speicher und Scheunen waren geleert, ehemals Reiche in die Wälder geflüchtet. Gebildete Leute suchten die einfachste Arbeit, um sich zu nähren; frühere Generale und hohe Staatsbeamte machten ihre Reisen zu Fuß, weil sie die wenigen Groschen nicht auftreiben konnten, um einen Platz in der Post zu bezahlen. Besorgt fragte man sich, was nun werden sollte, wenn der letzte Scheffel Saatkorn in die Mühle geschickt sein würde und dem Bauern in Küche und Keller nichts, im wahren Sinne des Wortes nichts mehr geblieben wäre. In Schlesien ließen die Behörden ein Verzeichnis derjenigen wild wachsenden Pflanzen von Ort zu Ort gehen, die im Notfalle den Menschen zur Nahrung dienen könnten. „Dahin ist es gekommen, daß man beim Klange der Sterbeglocken nicht mehr fragt, wen es gilt: das Unglück der vergangenen Stunde ist was altes.“ [1])

Der Osten hat unter den Nachwirkungen der Katastrophe bis in die neueste Zeit hinein noch gelitten, und ich meine, daß nicht mit kritischer Schadenfreude, sondern nur in der ernstesten Stimmung von der Alternative „Sedan oder Jena“ gesprochen werden darf.

*

Man lebt jetzt unwillkürlich in der Vorstellung, daß das Nahen der Katastrophe vor hundert Jahren von allen einsichtsvollen Leuten längst empfunden wurde, und daß sie das Vaterland nicht habe überraschen können; der Verfall in Heer und Staat wäre längst schon sichtbar gewesen. Mit nichten! Bis auf wenig tiefblickende Männer dachte niemand im Lande an kommendes Unheil. Weit verbreitet war eine rosige Stimmung, ein oberflächlicher Optimismus, der sich auf die Erfolge der Vergangenheit berief. Die Leute, die alles vorausgesehen hatten, fanden sich erst nach der Niederlage und gossen nun die Schale ihres Hasses und ihres Spottes über das alte, unglücklich gewordene Preußen und sein Heer mit so zynischem Behagen aus, daß man sich voll Widerwillen von diesen Aeußerungen einer niederträchtigen Gesinnung abwendet. Unwillkürlich wird man dadurch an ein böses Wort Goethes über den deutschen Nationalcharakter erinnert.

Preußen war durch die polnischen Erwerbungen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts nahezu so groß geworden, als es neuerdings nach 1866 wieder wurde. Es maß 5600 Quadratmeilen und zählte an 10 Millionen Einwohner. Nun, so schien es, hatte der Staat die natürliche Unterlage für seine Großmachtrolle gewonnen, die ihm unter Friedrich II. noch fehlte und die nur durch das Glück und Talent dieses großen Fürsten ersetzt worden war. Daß der Staat durch den letzten Zuwachs einen halb sarmatischen Charakter erhalten hatte, erregte keine allzu großen Bedenken. In seiner ständig gegliederten Verwaltung wurde auf nationale Einheit wenig Wert gelegt. Man hoffte mit den neuen polnischen Untertanen ebensogut fertig zu werden wie die früheren Kurfürsten und Könige

---

[1]) Heinrich von Kleist an Altenstein. Dresden, den 22. Dezember 1807. Erwähnt von Max Lehmann, „Scharnhorst“ II, 177.

mit den Bewohnern der von ihnen eroberten Landesteile. Anfangs war übrigens die preußische Herrschaft in Neuost- und Südpreußen ohne Widerstand, ja mit Entgegenkommen aufgenommen worden; denn sie brachte den schwergeprüften Landstrichen Ruhe und Sicherheit.

Zugleich gedieh Preußen wirtschaftlich; nur 1794 gab es Mißwachs, sonst gute Ernten, die Bodenkultur machte Fortschritte. Da die Grund- und Bodenpreise stiegen, die Einkünfte der Besitzer sich verdoppelten oder verdreifachten, so herrschte weitverbreitete Zufriedenheit. Die milde Regierung Friedrich Wilhelms II. hatte das Land nach dem strengen Regimente des großen Königs aufatmen lassen. Friedrich Wilhelm III., ausgezeichnet durch den Ernst seiner Grundsätze, in seinem Familienleben ein Vorbild für das ganze Volk, von einer gewissen Reformerstimmung früh ergriffen, dabei gütigen Sinnes und ohne Vorurteile, war schon bei seiner Thronbesteigung ein sehr populärer Fürst. Man hoffte im Lande viel von ihm; man nahm allgemein an, daß er der Mann sei, um Preußen die freiheitlichen Errungenschaften, die Frankreich durch die Revolution in einem Meere von Blut gewonnen, ohne gewaltsame Erschütterung auf friedlichem Wege zu gewähren. Im August 1799 äußerte sich sein Minister Struensee zum französischen Geschäftsträger:[1] „Die heilsame Revolution, die ihr von unten nach oben gemacht habt, wird sich in Preußen langsam von oben nach unten vollziehen. Der König ist Demokrat auf seine Weise: er arbeitet unablässig an der Beschränkung der Adelsprivilegien und wird darin den Plan Josephs II. verfolgen, nur mit langsamen Mitteln. In wenig Jahren wird es in Preußen keine privilegierte Klasse mehr geben.“

Diese Meinung war ganz allgemein verbreitet. Man sah der Erfüllung der Wünsche, die im Aufklärungszeitalter die Gemüter bewegten, der Umgestaltung des Staatswesens nach der individualistisch-naturrechtlichen Auffassung, welche die abendländische Kulturwelt durchströmte, mit Zuversicht entgegen. Man faßte sich im Vertrauen auf den König in Geduld, wenn es nicht so schnell ging, wie die Heißsporne wollten.

Den sozialpolitischen Zustand vor der Katastrophe kann man nicht treffender schildern, als es der schärfste Beobachter unter den Zeitgenossen, Karl von Clausewitz, getan hat, dessen Worte wir darum unverändert hier folgen lassen. Er beleuchtet nach der Niederlage die Schäden im alten Staatswesen mit voller Schärfe, sagt aber dann:

„Der Verfall, von dem wir gesprochen haben, war hauptsächlich ein Verfall der Regierungsmaschine, nicht des ganzen gesellschaftlichen Zustandes. Das Volk befand sich unstreitig augenblicklich ganz wohl in seiner Haut. Handel und Wissenschaften blühten, eine gelinde, liberale Regierung gestattete dem einzelnen eine große Freiheit des Lebens, und die ganze Nationaltätigkeit schritt ruhig zu größerem Wohlstande fort.

---

[1]) Otto Hintze, „Preußische Reformbestrebungen vor 1806“. Historische Zeitschrift. 76. Band, S. 413.

„Wenn dies letztere nicht mit so schnellen Schritten geschah, wie eine freisinnigere Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse erlaubt und befördert haben würde, so war das eine Unvollkommenheit, die kaum gefühlt wurde, weil nur wenige sie kannten. Unter diesen Umständen konnte im preußischen Staat kein ernstliches Mißvergnügen herrschen, und war auch in der Tat, wenn man die polnischen Provinzen ausnimmt, nicht darin zu finden. Wenn also der finstere Ernst der norddeutschen Natur auch oft über schwere Zeiten klagte, und klügelnde Staatsphilosophen über die bestehenden Einrichtungen spöttelten, so war doch im ganzen die Anhänglichkeit an den Staat, noch mehr aber an das regierende Haus, nicht zu verkennen. Hätte Preußen im beständigen Frieden fortvegetieren können, so würde man keine Mängel gespürt haben." [1])

Gerade so sah es aus. Nichts von allgemein empfundenen düsteren Vorahnungen! Man freute sich in Preußen, es so herrlich weit gebracht zu haben, und ließ sich's gar nicht träumen, daß dieser glückliche Zustand über Nacht ein Ende nehmen könne.

Das ist das erste geschichtlich Lehrreiche jener Tage.

Aber der üble Gang der äußeren Angelegenheiten des Staates, die unselige Neutralitätspolitik seit dem Baseler Frieden hätte, so meint man heute, doch zum mindesten allen ernsten Leuten die Augen öffnen müssen. Man mag die zweideutige Haltung Oesterreichs und Rußlands bei der polnischen Teilung, die Gefahr, die von diesen beiden Kaisermächten drohte, wohl als eine Erklärung für den Abschluß des Separatabkommens mit Frankreich anführen. Immer bleibt übrig, daß Preußen das linke Rheinufer preisgab und ihm nur der schlechte Trost blieb, Oesterreich werde die Franzosen vielleicht noch ohne seine Hilfe von diesem vertreiben. Friedrich hatte auch in den Zeiten der größten Not niemals seine Zustimmung zur Aufgabe deutschen Landes gegeben.

Als gar nach dem Abschluß mit Frankreich Oesterreich den Kampf mutig fortsetzte und in Erzherzog Karl einen jugendlichen Helden fand, dessen Waffentaten bald hohen Ruf erwarben und in ihm den Retter der deutschen Nation erblicken ließen, da verfielen Preußen und seine Politik der allgemeinen Mißachtung. Doch man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß es sich hier lediglich um Fehler der Staatsgewalt gehandelt habe, die vom eignen Volke verurteilt wurden.

„Es war die Schuld nicht einzelner Männer, sondern des gesamten Volkes, das, einmal durch einen großen Mann aus seinem politischen Schlummer aufgerüttelt, sich wieder in ein waches Traumleben verlor und wieder lernte, mit gelassenem Wohlgefallen an seiner politischen Zukunft zu verzweifeln." [2])

Alle Räte des Königs hatten längst nach dem Frieden verlangt, ja, nach einem Bündnis mit Frankreich, das er freilich zurückwies.

---

[1]) von Clausewitz, „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe". Kriegsgeschichtliche Einzelheiten, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. Heft 10, S. 429/430.

[2]) Treitschke, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert". I. Teil, S. 138.

„Friedrich Wilhelm, ruf es wieder, ruf dein tapfres Heer zurück!
Laß uns sein der Franken Brüder, so gebeut es das Geschick!"

mahnte ein preußischer Anti-Tyrtäus.[1])

Eine Demarkationslinie war bekanntlich den Rhein entlang und dann quer durch Mitteldeutschland gezogen worden, hinter welcher der neutrale Norden sich während der allgemeinen Kriegsstürme ruhigen Friedens erfreuen sollte. Davon, welche ungeheure Einbuße Preußens Ruf und Ansehen erlitten hatte, machte man sich keine Vorstellung. Die klugen Leute in Berlin jubelten vielmehr darüber, daß die Herrschaft des schwarzen Adlers durch die friedlichen Künste der Diplomatie nunmehr über das gesamte Norddeutschland gegründet sei.

Gewiß hätte sich auch der Baseler Frieden und die Neutralitätspolitik hinterdrein historisch rechtfertigen lassen, wenn die preußische Politik vom ersten Augenblick davon ausgegangen wäre, die Kräfte Norddeutschlands in einem engen und festen Bunde zusammenzufassen und sie zugleich zum Entscheidungskampfe gegen den allgemeinen Feind auf das energischste vorzubereiten. Aber nichts von alledem geschah, ja, es ist nicht einmal ernsthaft versucht worden. Die friedensselige Tatenscheu, die allgemein für die höchste Weisheit galt, ließ es zu irgendeiner ersprießlichen Kraftäußerung nicht kommen. Es wurden nicht einmal die kleinen norddeutschen Truppenkontingente dem preußischen Kommando unterstellt, während ihre Fürsten doch auf Preußens Schutz den Anspruch erhoben.

Es ist überflüssig, den weiteren Eingriffen Frankreichs in Deutschlands Rechte im einzelnen zu folgen. Sie haben beim Durchlesen der Geschichte jener Zeit oft genug unser Blut in Wallung gebracht. Im Jahr 1803 besetzte auf Bonapartes Geheiß Mortier mit seinen Truppen Hannover, das innerhalb der Neutralitätsgrenze lag, und Preußen sah gelassen zu. Ein Jahr darauf unternahm der Korse, zum Kaiser gekrönt, seine Huldigungsreise durch altdeutsche Lande bis zum Rhein hin, und Norddeutschland blieb ruhig; nirgends regte sich das Bewußtsein der nahenden großen Gefahr. Dann folgte das verhängnisvolle Jahr 1805, das zuerst die nichtachtende Drohung Rußlands brachte, mit den Heeren ohne weiteres durch preußisches Gebiet zu marschieren, und dann die Gewalttat Napoleons, der dies tatsächlich ausführte. Seine Truppen aus Hannover zogen durch die neuerworbenen Lande Ansbach und Bayreuth nach dem süddeutschen Kriegsschauplatz heran.

In der Armee regte sich jetzt wohl eine tatenfrohe Stimmung. Im Berliner Theater kam es zu lebhaften kriegerischen Demonstrationen. Alle Offiziere, Wachtmeister und Quartiermeister sowie zwölf Mann von jeder Kompagnie des Regiments Gensdarmes, auch viele Offiziere von der Infanterie füllten die Räume. „Wallensteins Lager" wurde aufgeführt und am Ende ein von dem Major von dem Knesebeck gedichtetes Lied „Lob des Krieges" unter rauschendem Beifall abgesungen. Dann folgte noch eine laute Ovation für den König. Die besten Männer, wie Prinz Louis Ferdinand, Rüchel, Scharnhorst, Blücher,

[1]) Kriegsrat von Held, „Treitschke" I, S. 138.

mahnten zum Handeln. Anders dachte die Diplomatie. Trotz der bekannten Szene zwischen Kaiser Alexander von Rußland und Friedrich Wilhelm III. am Sarge Friedrichs des Großen kam es nicht zu dem Entschluß, an Oesterreichs und Rußlands Seite in den Kampf einzutreten, sondern nur zu der verhängnisvollen Idee der bewaffneten Vermittlung.

Das Heer wurde wohl in Bewegung gesetzt, aber nicht nach Mähren, wo gerade die Entscheidung lag, sondern in weitem Bogen nach Thüringen, um von dort aus Napoleons rückwärtige Verbindungen zu bedrohen. Dann reiste Haugwitz mit dem preußischen Ultimatum in dessen Hauptquartier, aber, wie bekannt, so langsam, daß erst eine Waffenentscheidung noch fallen konnte. Mit sich nahm er die geheime Instruktion des Königs, den Frieden mit Frankreich auf alle Fälle zu erhalten,[1]) und so kam es denn zu dem demütigenden Schönbrunner Vertrage. Preußen hatte den letzten Kredit verloren, das Vertrauen seiner Bundesgenossen eingebüßt und sich, im Angesicht der Uebermacht Frankreichs, vollkommen isoliert. Dem Schönbrunner Vertrage folgte der zweite, noch schlimmere von Paris, in dem es noch verächtlicher von Napoleon behandelt wurde. Der Kaiser zwang geradezu Preußen zur Besetzung Hannovers und raubte ihm dadurch die letzte Aussicht auf Hilfe, nämlich auf Englands finanzielle Unterstützung.

Um das Maß der Unklugheit vollzumachen und aus den unseligen Sparsamkeitsrücksichten, welche die gesamte Staatsverwaltung beherrschten und die auch den größten Teil der Schuld an dem Ausbleiben einer rechtzeitigen Heeresreform trugen, wurde die Armee auf den Friedensfuß gesetzt. Man entwaffnete in demselben Augenblick, in dem sich der mächtige Gegner wie der Tiger zum Sprunge bereitlegte und sein Heer am Rhein und in Süddeutschland fertig machte.

In der Armee griff die tiefste Niedergeschlagenheit Platz, und auch diejenigen Männer, die bis dahin noch das Beste gehofft hatten, gaben sich stummer Verzweiflung hin: „Zum letztenmal hat der schwarze Adler seine Flügel über uns geschwungen und uns zu Taten gemahnt, diese Gelegenheit wird nie wieder kommen.“ So äußerte sich Rüchel schwerbedrückten Herzens zu einem seiner Adjutanten. Scharnhorsts trübe Ahnungen sind bekannt.[2])

Aber die Zahl der Klarblickenden war auch jetzt noch eine geringe. Die öffentliche Meinung träumte von einem neuen Triumph der Sache des Friedens. Am 2. Januar des Jahres 1806 feierten die „Berlinischen Nachrichten“ die jüngste Tat der Haugwitzschen Politik mit schwungvollen Versen:

> „Ein Schreckensjahr für mächt'ge Nachbarstaaten
> Steht nun durchstrichen in des Schicksals Buch!
> Im Sarkophag der Zeit deckt seine Taten
> Ein blut'ges Leichentuch!

[1]) Max Lehmann, „Scharnhorst“ I, S. 354.
[2]) Max Lehmann, „Scharnhorst“ I, S. 355 u. ff.

Den Todesgöttern dampften Opferherde,
Und Menschenopfer waren ihr Tribut!
Ergrimmte Völker färbten Meer und Erde
Mit andrer Völker Blut.

Doch Preußens Schutzgeist, mit Minervens Schilde,
Mit Mavors' Schwert in kampfgeübter Hand,
Trat schirmend vor — und schied vom Schlachtgefilde
Sein schutzbefohlnes Land." U. s. w.

„Wir haben das Glück des Friedens mit wahrem großen Ruhme herbeigeführt," schrieb selbst ein begabter Militär.[1]) Diplomatie und Presse wetteiferten in der Ueberzeugung, daß Napoleon, nachdem er seinen Kaiserthron gefestigt habe, nur noch von friedfertigen Absichten beherrscht sei. Man verglich ihn mit Karl dem Großen.

„Wenn der Kaiser noch etwas auf seine Minister hört, wird er dem Kontinent einen soliden Frieden geben," berichtete der preußische Gesandte Lucchesini am 18. Februar 1806 nach Berlin, und man hörte es dort gern.

Kaum traut man seinen Augen, wenn man in jener Zeit, wo die Welt in Waffen starrte, in die norddeutsche Presse und Literatur hineinblickt. Schon hatte Napoleon das übermütige Wort gesprochen: „Man sage mir, was man wolle, Preußen ist in die Reihe der Mächte zweiten Ranges herabgesunken," und er wartete lediglich auf den passenden Augenblick, es zu vernichten. Ueber die Rückgabe Hannovers an England pflog er geheime Verhandlungen, als ob Preußens Rechte gar nicht vorhanden wären. Trotz alledem schwelgte die große Menge in Friedensseligkeit und Friedensvertrauen. Wie ein Märchen klingt es, daß damals die Frage erörtert wurde, ob stehende Heere notwendig seien oder nicht, ja, daß man über die Möglichkeit des ewigen Friedens lebhaft philosophierte. „Noch nie war eine Epoche im Zusammenhange aller Umstände mehr geeignet, dieses große, die Menschheit beglückende Projekt zu realisieren, als die jetzige," hatten die „Berlinischen Nachrichten" vom 9. Mai 1805 erklärt. Der Einwurf, daß der ewige Frieden ein Hirngespinst sei, wurde mit dem Hinweis auf Friedrichs Fürstenbund und — auf Napoleons Aeußerungen zurückgewiesen, der die Nationen des Abendlandes für eine Familie und einen Krieg zwischen ihnen für einen Bürgerkrieg erklärt haben sollte. „Liegt in diesen Worten nicht ein Keim, der, gehörig gepflegt, zu einem Baum entsprossen könnte, unter dessen Schatten unsre Enkel sicher ruhen und der goldenen Frucht, die er hoffen läßt, sich erfreuen sollten," — setzt eine salbungsvolle Philisterseele der Aufklärungsperiode hinzu. Den König deklamierte das Militärjournal „Minerva" noch 1806 an: „Gib Frieden uns!" Der Irrtum der Diplomaten war jedenfalls ein Irrtum vieler, die in Napoleon einen philanthropisch gestimmten Retter der Gesellschaft und der vielgeliebten bürgerlichen Ruhe sahen.

[1]) Bardeleben nach Treitschke, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" I, S. 229.

„Den Teufel spürt das Völkchen nie
Und wenn er sie beim Kragen hätte —“

Um so jäher war der Schreck, als endlich Napoleons böse Absichten nicht mehr zu verkennen waren und auch die Vertrauensseligsten aus ihren Träumen gerüttelt wurden. Es erfolgte die überstürzte Kriegserklärung und die Katastrophe, die wie aus heiterem Himmel kam.

Wenn jemals eine Zeit, so hat es die von Jena bewiesen, daß es im Völkerleben nicht genügt, selbst friedfertig und nachgiebig zu sein, um auch des dauernden Friedens in Sicherheit zu genießen. Das ist die zweite Lehre, die uns jene Tage geben.

*

Als das Erwachen und der Krieg kam, versagte die Armee in ihren Leistungen.

Wie konnte man es aber auch unternehmen, ohne Bundesgenossen mit diesem Heere Frankreichs Uebermacht Widerstand zu leisten. Es war alt, verfallen in seinen Einrichtungen, erschlafft in der Disziplin, schlecht geführt. Die Generale hatten sich der Mehrzahl nach überlebt, ein großer Teil des höheren Offizierkorps gleichfalls, das jüngere zeigte sich unwissend und anmaßend, die Truppe als zurückgeblieben in der Gefechtsausbildung. Der innere Halt gebrach ihm bei dem Mangel an nationaler Einheit, ja an staatsrechtlicher Zusammengehörigkeit der Mannschaft. Die Moral stand tief bei der allzu harten Behandlung. Das Ehrgefühl war abgestumpft durch ein übermäßig strenges Strafgesetz und entehrende Körperstrafen: die Stockschläge, das Krummschließen und Gassenlaufen u. s. w. Vorsorge und Verpflegung waren unzureichend, das Los der Soldaten so, daß der gute Mut und der frische Sinn ihm fehlen mußten.

Derart urteilte man hinterdrein.

In der Tat haben die Ereignisse von 1806 die Vorwürfe zum großen Teile gerechtfertigt. Aber die Frage nach der Ursache ist damit nicht gelöst, die zu entscheiden das öffentliche Gewissen im Vaterlande es sich damals sehr leicht gemacht hat, indem es einfach alle Schuld auf die Armee selbst und ihre Führer warf.

Ein tüchtiges, patriotisches, reges und opferwilliges Volk und ein schlechtes Heer nebeneinander bilden nun aber eine Anomalie; denn beide entwickeln sich gemeinsam. Jede nähere Untersuchung läßt uns die Hinfälligkeit des summarischen Verdammungsurteils auch leicht erkennen.

Meist sind die Vorwürfe in den Satz zusammengefaßt worden: „Das Heer von 1806 war nicht mehr des großen Königs Heer!“ Es hätte sich also vernachlässigt und dem Verfalle überlassen.

Man wiederholt es auch heute noch, aber wohl nur wenige von denen, die es nachsprechen, sind sich im klaren darüber, daß des großen Königs Heer ein eigentümliches Kunstprodukt gewesen ist, nur für seine Zeit, für den heranwachsenden preußischen Staat und dessen große kriegerische Fürsten geschaffen.

Mit dem Verschwinden der Umstände, unter denen es entstand, hatte auch seine Daseinsberechtigung zum großen Teile aufgehört.

Theoretisch beruhte es freilich auf der Wehrpflicht der Landeskinder. Aber das Land war arm und brauchte alle seine Kräfte, um zu erstarken. Das hatte schon Friedrich Wilhelm I. deutlich empfunden und König Friedrich der Große vollends zum Ausdruck gebracht. Deshalb war das Gesetz durch zahllose Ausnahmen von Städten, Landstrichen, Gesellschaftsklassen u. s. w. derart durchlöchert, daß wenig davon übrigblieb und die Wehrpflicht tatsächlich auf dem ärmsten Teil der Bevölkerung lastete. Als Ersatz kam die ausländische Werbung hinzu. Die Angeworbenen dienten meist lebenslänglich;[1]) sie bildeten die eigentliche stehende Armee, mehr als ein Drittel des Ganzen. Dauernd aber konnte auch dieses nicht unter den Waffen gehalten werden. Sparsamkeitsrücksichten geboten zahlreiche Beurlaubungen, teils zum Vorteil der Staatskasse, teils um das Einkommen der Kompagnie- und Eskadronschefs zu vermehren, die man anders nicht ausreichend zu belohnen vermochte. So blieben für gewöhnlich nur ganz schwache Truppenkerne beisammen, Wachtkommandos in der Infanterie, Pferdepflegertrupps in der Reiterei.

Um nun aber die hohe Kriegsstärke zu erreichen, mit der allein der kleine Staat unter den großen eine Rolle spielen konnte, wurden diese kleinen Cadres durch eine zahlreiche Miliz von Landeskindern ausgefüllt. Sie bestand aus den Kantonisten, den im Lande selbst ausgehobenen Rekruten, deren Dienstzeit nicht fest bestimmt war, praktisch meist aber auf zwanzig Jahre hinauslief. Von dieser langen Zeit verbrachten sie jedoch nur einen sehr geringen Bruchteil wirklich im Dienst. Zu ihrer Ausbildung sollten sie zunächst ein Rekrutenjahr durchmachen und dann alljährlich im Frühling zu der sechs Wochen dauernden Exerzierzeit eingezogen werden. Aber wieder aus Sparsamkeit wurden aus dem Jahre bald nur drei Monate, und die Einziehungen erfolgten nicht mehr jährlich, sondern alle zwei Jahre oder noch seltener. Abgesehen von der Exerzierzeit, in die auch die berühmten Revuen fielen, und von einer kurzen Periode im Herbst, wo wenigstens die Ausländer und die gerade im Dienst befindlichen Inländer beisammen waren, hatte die Armee keine Gelegenheit zu größeren kriegsmäßigen Uebungen. Ihre Offiziere vermochten sich während zehn Monaten im Jahre nur theoretisch für ihren eigentlichen Beruf vorzubereiten. Meist ging ihre Zeit im Wachtdienst, im Stallrevidieren, auf den Exerzier- und den Reitplätzen hin.

Bejahrte Söldner und junge Bauernburschen, unverdorbenes Landvolk und geriebene Vagabunden, redliche Kleinbürger und weitgereiste Abenteurer — alles fand sich in den Reihen des Heeres ein, zusammengehalten durch eine eiserne Disziplin, durch die mächtige Einwirkung zweier großer Soldatenkönige und den Glanz des preußischen Namens. Es war ein buntscheckiges Heer, aber es erfüllte seinen Zweck, es war zahlreich und tüchtig, machte Preußen groß und

---

[1]) Die Werbung durfte freilich in den letzten Zeiten nur noch auf zwölf Jahre abgeschlossen werden, indessen erneuerte man den Vertrag oft mehrfach.

schlug unter Friedrichs Führung die ruhmvollen Schlachten des Siebenjährigen Krieges.

Die Schwächen seiner Organisation liegen trotzdem klar zutage. Unter den Ausländern darf man sich keine Neger oder Chinesen, ja im ganzen nur wenig Nichtdeutsche vorstellen; denn alle außerhalb des eignen, dem Regimente zugewiesenen Rekrutierungsbezirkes Angeworbenen galten als Ausländer. Das Hauptgebiet für die Werbung bildeten die kleinen Staaten im Reich. Aber es waren doch zum größten Teil immer verlorene Söhne, die sich werben ließen und die oft halb mit Gewalt und List für das Heer gepreßt wurden. Wenn sie ihr hartes Los erst kennen lernten, regte sich die Lust zum Davonlaufen. An die Ausländerwerbung knüpfte sich das Uebel der Desertion und eine Reihe unwürdiger Maßregeln, um diese zu verhindern. Damit sank die Stellung des Soldatenstandes im Volke derart, daß man es dem Gebildeten nicht hätte zumuten können, in seine Reihen zu treten.

Andre Uebelstände gesellten sich hinzu, wie das eigentümliche System der Verpflegung aus Magazinen und damit der schwerfällige Troß, allerlei Hemmnisse für die Ausbildung u. s. w. Es würde zu weit führen, näher hierauf einzugehen. Das Angeführte genügt, klarzumachen, daß es der Armee an der inneren Festigkeit und ebenso an dem engen Zusammenhange mit dem Volke fehlte, um einen langen und schweren Krieg gegen ein nationales Heer durchzuführen, wie es aus der französischen Revolution hervorgegangen war. Zumal aber mußte das hervortreten, wenn dort die feste Hand eines großen Kriegers an der Spitze fehlte und hier eine solche der entfesselten Volkskraft rücksichtslos sich zu bedienen wußte.

Viel zum unglücklichen Ausgange trug das materielle Elend bei, das in der alten Armee herrschte. Der Soldat konnte vom Solde und dem Brote, das man ihm gab, nicht leben; beides reichte nicht aus. So mußte er als Tagelöhner scharwerken und stand in den Freistunden an der Straßenecke, die Montierung auf der Schulter, um zu warten, wer ihn zu einer niedrigen Arbeit dingen würde. Die Bezüge der Offiziere bis zum Kompagniechef hinauf waren gleichfalls elend. Erst dieser kam durch die Kompagniewirtschaft, deren Generalunternehmer er war, auf eine gute, oft sogar hohe Einnahme. Aber das bestrafte sich wieder durch übertriebene Kärglichkeit, ja oft durch direkte Benachteiligung der Mannschaft. Mit Sorgen sahen zudem der Chef und nicht minder der verheiratete Soldat dem entgegen, worauf sie sich *freuen* sollten, dem Kriege nämlich, der ihnen die Hälfte ihrer Existenz raubte.

Material und Kriegsgerät der Armee waren vorhanden und wurden gewissenhaft verwaltet; jeder Nagel und Strick, der bei der Mobilmachung gebraucht wurde, lag vorrätig bereit, aber der eine war durch Alter mürbe geworden, der andre verrostet; selbst die Bewaffnung war zum Teil unbrauchbar, weil sie allzu lange vorhalten sollte.

Die Invaliden wurden nur spärlich im äußersten Notfalle anerkannt, aber auch dann erst aus Reih und Glied entfernt, wenn eine Versorgung für sie frei

wurde. So blieben sie im Heere, trotzdem man sie für untüchtig zum Dienst im Felde hielt. Die Stellen in den Invalidenkompagnien durften der Zahl nach nicht überschritten, die Invalidenkasse nicht überbürdet werden. Der Berechtigte mußte warten, bis ein Versorgter aus dem Zeitlichen schied und für ihn Platz machte. Das war sparsam, aber nicht wirtschaftlich und für den Staat verhängnisvoll.

Mit den Pferden ging es ebenso. Die Ausscheidung richtete sich ganz nach dem Ersatz, nicht nach der Brauchbarkeit; gerade 1805 waren infolge der Mobilmachung viel überalterte und stumpfe Tiere in den Schwadronen geblieben, um die Zahlenstärke voll zu halten, und dies rächte sich 1806.

Unzweifelhaft war die Verfassung von Friedrichs Heer, die allen Schwierigkeiten und Nöten im Staate Rechnung trug, geradezu meisterhaft erdacht und durchgeführt. Sobald aber eine große soziale Umwälzung im europäischen Staatensysteme vor sich ging und die Heeresverfassung der Nachbarn oder auch nur eines mächtigen Nachbarn auf nationale Grundlage gestellt wurde, hätte sie einer Reform von Grund aus unterzogen werden und den Fortschritt zu derselben breiteren und sicheren Basis mitmachen müssen.

Die Uebelstände wurden im Heere selbst erkannt. Der Weg nach Jena ist mit guten Vorsätzen gepflastert und führt durch eine lange Reihe von Denkschriften und Entwürfen über Heeresreform. Der König in eigner Person gab das Beispiel. Aber jede Reform kostete Geld, und das Land sollte keine Last fühlen. Friedrichs Ideal war es gewesen, den Bürger und Bauern womöglich nichts davon spüren zu lassen, daß die Armee im Felde stünde. Dieses Ideal ließ sich zur Zeit der französischen Revolution nicht mehr aufrechterhalten, und doch wollte man es nicht fallen lassen. Auch jetzt noch sollte es so sein wie ehedem. Noch 1806 zogen die halbverhungerten Truppen durch reiche Ortschaften, ohne zu nehmen, was sie brauchten; große Vorräte wurden dem Feinde überlassen, weil man es weder wagte, sie zu verzehren, noch sie der Zerstörung preiszugeben. Die Armee lagerte in den kalten Oktobernächten vor Jena neben ausgedehnten Holzstapeln und fror. Das wollte der Brauch der alten Zeit.

Der König hatte das Los der Truppen durch höhere Besoldung bessern und den Soldaten mit seinem Geschick zufrieden machen wollen. Aber das sollte 550000 Taler jährlich kosten, und diese von den Steuerzahlern zu fordern, fand man den Mut nicht. Räte, Stände und Bürger widersprachen hier wie bei manchen andern heilsamen Versuchen, z. B. bei Aufhebung der Ausnahmen von der Kantonpflicht. So unterblieb, was einsichtsvolle Soldaten seit lange forderten und was selbst fremde Beobachter mit scharfem und unbefangenem Blicke als notwendig erkannten. —

Außerhalb des Heeres glaubten nur wenige an die Notwendigkeit einer gründlichen Reform. Die Armee sah prächtig aus. Ihre Revuen und Parademanöver waren die Bewunderung Europas. Gerade 1805 fielen sie besonders glänzend aus, und der Abmarsch der Truppen von Berlin wurde in der Presse

als ein herrliches Schauspiel gefeiert. Noch immer galt die Armee als das Vorbild jeder andern, als die unvergleichliche und unbesiegbare. Sie war populär; denn sie war sehr billig. Mochten die Politiker Fehler begehen, diese würden vom Heere wieder gutgemacht werden — das war die allgemeine Ueberzeugung. Warum also reformieren, warum vor allen Dingen Opfer bringen, unnötige Geldausgaben veranlassen, den behaglichen Wohlstand durch eine Aenderung in der Heeresverfassung gefährden?

Und tatsächlich war die Armee in ihrer Art auch noch schön; sie war noch immer die Armee Friedrichs des Großen, ja, sogar mit mancherlei Verbesserungen. Hätte sie nur die Franzosen von Roßbach noch vor sich gehabt, sie würde sie ohne Zweifel geschlagen haben, wie einst am Janushügel. Leider fand sie einen ganz andern Feind.

Ihr Unglück war es, daß sie auf die Franzosen Bonapartes stieß, auf ein an Zahl überlegenes, beweglicheres, nationales, in seinen Teilen selbständigeres, besser bewaffnetes, moderner ausgerüstetes und versorgtes Heer. Und dieses wurde nicht nur durch einen Feldherrn ersten Ranges, sondern auch durch ein zu zweckmäßigem, selbsttätigem Handeln angeleitetes Offizierkorps befehligt. Das preußische war nur zum strengsten und pünktlichsten Gehorsam erzogen, ein jedes Mitglied fühlte sich als Rad in der großen Maschine, die genau wie ein Uhrwerk arbeitete.

So ist es die dritte Lehre aus den Ereignissen von 1806, daß eine veränderte Weltlage meist auch eine Umgestaltung der Wehrmacht erfordert — sei es zu Lande oder zur See — und daß der Staat, der aus Behutsamkeit, Lässigkeit, aus Vorurteilen oder ängstlicher Sparsamkeit sie zur rechten Zeit versäumt, einer Katastrophe entgegengehen muß, wenn sie auch nicht immer in der Geschichte mit so elementarer Gewalt hereinbrechen wird, wie einst vor hundert Jahren die von Jena und Auerstedt.

Deutschland und die auswärtige Politik

Die Verhandlungen des Deutschen Reichstags, die Rede Rouviers vom 16. Dezember sowie das französische Gelbbuch haben für die Konferenz von Algesiras, die im Monat Januar zusammentreten wird, eine fast überreichliche Ouvertüre geliefert, die von deutscher Seite noch durch ein Weißbuch fortgesetzt werden soll. Die Pariser Deputiertenkammer hat zu dem Gelbbuch und der Rede Rouviers bereitwillig den Chor gestellt; hoffentlich ist die Behandlung des Weißbuchs im Reichstage minder reich an schrillen Mißklängen seitens unsrer parlamentarischen Solisten, als die bisherige Erörterung der marokkanischen Angelegenheit es leider gewesen ist. Um die Deutschen zu veranlassen, sich angesichts des Gegners um das Reichspanier zu scharen, bedarf es heute wie in Barbarossas Tagen stets einer besonderen Kraftanstrengung. Sonst folgt ein jeder der angeborenen Neigung, politische Doktorfragen oder Machtfragen aufzuwerfen, Machtfragen nicht des Vaterlandes, sondern der Partei. Auswärtige Politik verträgt keine Individualisierung. Auf diesem Gebiete hat nur Erfolg, wer die geschlossene und tatbereite Kraft seines Volkes gesammelt hinter sich weiß. Hierin liegt das Geheimnis der Erfolge Englands auf dem Erdball. Die vorzügliche dramatische Inszenierung des Pariser Kammervotums vom 16. Dezember entspricht diesem durch die Geschichte aller Länder und Zeiten beglaubigten Rezept. Bisher beruhte der Respekt des Auslandes vor Deutschland in dem Glauben an die geeinte Macht des Reichs oder in der Furcht vor ihr. Hüten wir uns, daß dieser Glaube an unsre Eintracht nicht verloren gehe, uns nicht und den Fremden erst recht nicht.

Das französische Gelbbuch hat mit großer Geschicklichkeit verschwiegen, was nicht gesagt werden sollte, und bringt unwillkürlich die Aeußerung Bismarcks in Erinnerung, die er gelegentlich im Reichstage tat, daß, wenn man so großen Wert auf ein Weißbuch lege, er sich Mühe geben wolle, etwas Unverfängliches zusammenzustellen. Bisher hatten wir Weißbücher nur über Samoa, Südsee, Afrika u. s. w. Auch bei dem jetzt für den Reichstag in Arbeit befindlichen Weißbuch wird man im Auge behalten müssen, daß es nicht Zweck, sondern Mittel, nur ein Zug auf dem politischen Schachbrett ist. Wer Weiß- und Gelbbücher richtig lesen will, wird sich vergegenwärtigen müssen, daß der fehlende Teil wenn nicht der größere, so doch der wesentlichere Teil ist als der gedruckte, und er wird die Fähigkeit haben müssen, sich in die allgemeine politische Situation hineinzuversetzen, in der und aus der die einzelnen Aktenstücke, Instruktionen u. s. w. entstanden sind.

Das französische Gelbbuch ist selbstverständlich in der Tendenz zusammengestellt, die Politik Frankreichs aktenmäßig zu rechtfertigen, sowohl in bezug auf

Deutschland als auf Marokko. Was Deutschland anbelangt, so werden die Beweggründe angefochten, welche die Haltung der deutschen Politik bestimmten: das Schweigen Delcassés über die französisch-englische Abmachung Deutschland gegenüber und die Erklärung des französischen Geschäftsträgers in Fez, daß er seine Reformvorschläge im Namen Europas mache. In letzterer Hinsicht besagt jedoch das Schreiben der marokkanischen Regierung an den französischen Minister in Tanger vom 27. Mai 1905 wörtlich:

„Le Sultan ne peut être en opposition avec le peuple, car celui-ci a le droit de ne pas se désintéresser d'une question de la plus haute importance. Nulle Puissance ne saurait négliger cette question; d'autant plus que vous nous avez déclaré à plusieurs reprises, que les Puissances attachent un grand prix à l'exécution de ces réformes, qui touchent leurs droits."

Der springende Punkt in der französischen Darstellung ist die Behauptung, daß der französische Geschäftsträger die Aeußerung, daß er als Mandatar Europas auftrete, der marokkanischen Regierung gegenüber nicht getan habe. Marokkanischerseits ist bekanntlich der deutschen Regierung gegenüber das Gegenteil behauptet worden, und es steht somit Aussage gegen Aussage, die marokkanische findet im vorstehenden eine Bestätigung. Die marokkanische Regierung hat jedenfalls einen solchen oder einen ähnlichen Ausspruch, mag er nun gefallen sein oder auf Mißverständnis beruhen, zu einer amtlichen Erkundigung über Deutschlands Stellungnahme zu den bestehenden Verträgen benutzt, und diese Anfrage ist der Ausgangspunkt der diplomatischen Kampagne dieses Sommers, auch wohl mit die Veranlassung für deren ernsten Charakter geworden. Das alles hätte vermieden werden können, wenn Herr Delcassé dem deutschen Botschafter auf dessen Anfrage im März 1904 nicht ausweichend geantwortet und sich seitdem in der ganzen Sache Deutschland gegenüber ausgeschwiegen hätte. Es wäre selbst im Frühjahr des Jahres 1905 noch Zeit gewesen, durch eine abschriftliche Mitteilung des französisch-englischen Abkommens, wie sie unter Mächten, mit denen man nicht gerade schlecht steht oder schlecht stehen will, üblich ist, den Verhandlungen ein wesentlich andres Gepräge zu verleihen. Aber der französische Botschafter Bihourd erschien stets mit leeren Händen auf dem Berliner Auswärtigen Amt. Ihm selbst wurde dabei schließlich unheimlich, denn in einem Bericht vom 28. April sieht er „eine delikate und gefährliche Krisis" im Anzuge und weist auf „die kriegerischen Ratschläge in der Umgebung des Kaisers" hin. Allerdings ist Deutschland durch das zum mindesten inkorrekte Verhalten der französischen Regierung und deren gleichzeitige Bemühungen, bei allen andern Kabinetten Deutschland zu verdächtigen und zu isolieren, in die Notwendigkeit versetzt worden, bei der endlichen Geltendmachung seiner Rechte auch weitere Eventualitäten in Betracht zu ziehen.

In der reichstäglichen Kritik, und zwar nicht nur in der Bebelschen, begegnet man wiederholt der Unterstellung, als ob der Reichskanzler in der marokkanischen Sache übereilt und planlos gehandelt habe. Gerade das Gegenteil

dürfte richtig sein. Fürst Bülow hat ein Jahr gewartet, ob Frankreich oder England es nicht für angemessen erachten würden, Deutschland, wie überhaupt den Signatarmächten der Madrider Konferenz, Mitteilungen über ihre Abmachung zugehen zu lassen, und hat dann erst eingegriffen, als die Anfrage der marokkanischen Regierung das unerläßlich machte. In der Politik muß man zu warten verstehen und dann den richtigen Augenblick erfassen. Das ist deutscherseits geschehen, ungeachtet alles Drängens aus solchen Kreisen, die entweder in Marokko wirtschaftliche Interessen haben oder in blinder, gutgemeinter, aber nicht ungefährlicher Ausdehnungssucht die Erwerbung marokkanischer Hafenplätze verlangten. Selbst diese Frage ist bekanntlich nicht ungeprüft geblieben. Unsre Marine hat diejenigen Häfen, die allenfalls hätten in Betracht kommen können, eingehend besichtigt, und das Endurteil lautete dahin, daß in keinem derselben ohne große Verbesserungen auch nur ein kleiner Kreuzer ankern könne, die für die Verbesserung aufzuwendenden Summen seien aber für Marinezwecke in der Heimat dringender und notwendiger zu verwerten. Dazu kam, daß eine Festsetzung an der Küste den muselmännischen Zorn von Frankreich abgelenkt und auf Deutschland gewendet hätte, so daß auch Versuche mit größeren Baumwollkulturen, wie sie in der deutschen Presse vielfach angeregt wurden, wahrscheinlich kein oder nur ein sehr opferreiches Ergebnis gehabt haben würden. Wir haben an überseeischen Schwierigkeiten nachgerade genug, und heute wird es wohl kaum einen Deutschen geben, der nicht froh darüber ist, daß wir uns von allen territorialen Ansprüchen in Marokko ferngehalten haben. Was Deutschland in Marokko will und zu wollen verpflichtet ist, ist die Sicherung eines freien Handelsverkehrs, wie er Gegenstand der Konferenz von Madrid und des deutsch-marokkanischen Vertrages von 1890 gewesen ist. Dieser deutsch-marokkanische Vertrag — auch der Reichskanzler hat ihn jüngst nur flüchtig gestreift — ist bei den ganzen Verhandlungen, die bis jetzt gepflogen worden sind, sehr im Hintergrunde geblieben. Es liegt das in der Natur der Sache. Deutschland ist in der Vertretung internationaler Rechte und Anschauungen ungleich stärker, als wenn es nur seine eignen Rechte hervorkehrt, und das bisherige Verfahren schließt nicht aus, daß auch der deutsch-marokkanische Vertrag zur rechten Zeit zu Geltung und Ehren kommen wird. Das Verhalten der französischen Diplomatie konnte keinen Zweifel darüber lassen, daß Frankreich es darauf abgesehen hatte, aus Marokko ein zweites Tunis zu machen mit allen politischen und wirtschaftlichen Folgen, die Europa dort erlebt hat. Hätte Fürst Bülow das stillschweigend zugelassen, so würde das, und mit Recht, in Deutschland auf das schärfste kritisiert worden sein, Presse und Parlament hätten Zeter über den Reichskanzler geschrien, der es nicht verstanden habe, sowohl materielle deutsche Interessen als auch Deutschlands Würde zu wahren. Denn die letztere, und das kann gar nicht genug betont und hervorgehoben werden, war und ist bei den ganzen marokkanischen Händeln die Hauptsache. Es war der Anfang zu einer Wiederholung der Felix Schwarzenbergschen Politik; avilir pour démolir la Prusse. Setzt man für Schwarzenberg Delcassé und für Preußen Deutsch-

land, so ist damit der Kern der französischen Politik bezeichnet, gegen die wir uns zu wehren hatten und die von englischer Seite wohlwollend unterstützt worden ist.

Das französische Gelbbuch schweigt über die Enthüllungen des „Matin“ und über die Mitteilungen des Herrn Jaurès, sei es in der Absicht, diese Dinge nicht noch einmal zur Erörterung zu stellen, oder in der andern, vor dem Lande und vor Europa die französische Politik in einer friedfertigen Gestalt erscheinen zu lassen. Solche Dinge vergessen sich schnell, das zeigen die Verhandlungen im Reichstage deutlich genug. Denn nach allem, was geschehen, hätte man wohl erwarten dürfen, daß die deutsche auswärtige Politik im Reichstage eine kräftigere und einheitlichere Resonanz gefunden hätte, als es leider der Fall gewesen ist. Die meisten Menschen in Deutschland stehen immer noch unter dem Eindruck des „bißchen Marokko“, das so vieler Anstrengung, Aufregungen und Druckerschwärze gar nicht wert sei, und übersehen dabei den sehr naheliegenden Vergleich mit dem „bißchen Spanien“ von 1870, von dem vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges kein Mensch geglaubt hätte, daß aus der spanischen Königsfrage sich ein deutsch-französischer Existenzkampf von so weltbewegender Tragweite entwickeln könne. Bismarcks Aeußerung zu seiner Gattin in Varzin: „Napoleon muß verrückt geworden sein“ ist dafür charakteristisch. Wenn das möglich war bei einer Sachlage, bei der ursprünglich weder deutsches Interesse noch deutsche Ehre auf dem Spiele standen, die beide erst durch die französische Art der Behandlung dieser Angelegenheit tangiert wurden, um wie viel mehr konnte es bei der marokkanischen Frage der Fall sein, bei der deutsche Interessen und deutsche Würde von vornherein in Mitleidenschaft waren und es sich um einen Präzedenzfall gehandelt hätte, dessen empfindlichere Wiederholung wahrscheinlich nicht lange hätte auf sich warten lassen.

Die deutsche Politik war damit in der Lage eines Vorpostens, der gewahr wird, daß er von feindlichen Patrouillen eingekreist werden soll, und es vorzieht, sie durch einen rechtzeitigen Schuß zu verscheuchen, auf die Gefahr hin, lieber sein ganzes Lager zu alarmieren, als letzteres der Möglichkeit feindlichen Einbruchs und Ueberfalls auszusetzen. Jeder unbefangene Beurteiler muß zugeben, daß ohne die planmäßige Inkorrektheit der französischen Politik diese Differenzen vermieden worden wären, und die Behauptungen des Gelbbuchs, daß Delcassé dem deutschen Botschafter ja vor der Unterzeichnung vertraulich die nötigen Andeutungen gemacht und infolgedessen später die Mitteilung des offiziellen Textes für überflüssig gehalten habe, wird in allen diplomatischen Kreisen nur ein Lächeln hervorrufen. Ein seit einer Reihe von Jahren akkreditierter Botschafter hat schon persönlich einen andern Anspruch auf Behandlung, als Herr Delcassé sie dem Fürsten Radolin hat zuteil werden lassen, und es liegt die Frage sehr nahe, ob es nicht vielleicht richtiger gewesen wäre, auf die Delcasséſche Antwort mit einer längeren Beurlaubung des Botschafters zu erwidern. Unterblieben ist das wahrscheinlich nur in der Absicht, die Lösung nicht zu übereilen, sondern zu warten, bis die französischen Karten offen auf

dem Tisch lagen, dann aber mit voller Entschiedenheit zuzugreifen. So ist es geschehen, und wenn unser friedegewöhntes und friedeverwöhntes Geschlecht dadurch in seinem Behagen etwas gestört worden ist, so wird es vielleicht in einiger Zeit einsehen, und das Verhalten der deutschen Sozialdemokratie wird diese Einsicht ja wohl wesentlich beschleunigen, daß Fürst Bülow das kleinere von zwei Uebeln gewählt und dementsprechend gehandelt hat. Delcassé hat besonderen Wert darauf gelegt, das französisch-englische Abkommen im Text an Deutschland nicht amtlich mitzuteilen; selbst Bihourd, der Botschafter in Berlin, findet in seinem Bericht vom 22. März d. J. (nach Tanger!) einen schriftlichen Gedankenaustausch mit beruhigenden Versicherungen an Deutschland für ratsam. Delcassé dagegen wendet sich an die Mächte, läßt dem Sultan durch den französischen Gesandten die Konferenz widerraten, und erst am 21. Juni entschließt sich sein Nachfolger Rouvier zur amtlichen Mitteilung des Textes an den Botschafter in Paris.

Herr Bebel hat den Reichstag belehrt, daß der Besuch des Kaisers in Tanger „allen diplomatischen Gepflogenheiten zuwider gewesen sei". Wer hätte früher geglaubt, daß Bebel sich jemals als Kenner diplomatischer Gepflogenheiten und als Verfechter derselben aufspielen würde! Seltsam ist nur, daß er für die diplomatischen Gepflogenheiten des Herrn Delcassé nicht allein ein ungleich milderes Urteil hat, sondern sogar voller Lob ist. Die Reise des Kaisers nach Marokko war lange beschlossen, bevor die marokkanische Regierung die Frage nach der deutschen Stellungnahme unter dem Druck der französischen Forderungen an den deutschen Geschäftsträger richtete. Wäre daraufhin der Besuch des Kaisers in Tanger unterblieben, so würde nicht nur die französische Presse, sondern es würden auch Herr Bebel und eine ganze Reihe andrer deutscher Kritiker einmütig in der Behauptung gewesen sein, daß ein Stirnrunzeln des Herrn Delcassé genügt habe, um den Deutschen Kaiser vom afrikanischen Boden zu verscheuchen. Bebel würde schwerlich unterlassen haben, hinzuzufügen: Seht, wie miserabel und feige wir regiert werden. Das ist die Regierung des Klassenstaats, seht, wir Sozialdemokraten sind doch andre Kerle!

Die Herabsetzung ihres eignen Landes ist ja bekanntlich eine Spezialität der deutschen Sozialdemokratie, ganz im Gegensatz zur französischen. Auswärtige Diplomaten pflegen Reden wie die Bebelsche mit Kopfschütteln zu begleiten und darin nur den Beweis dafür zu finden, „daß es den Deutschen zu gut geht". Sie wissen den Anteil Deutschlands an der internationalen Politik besser einzuschätzen, als zum Beispiel der Abgeordnete Payer getan hat mit dem Wunsche, daß Deutschland ein Vierteljahrhundert hindurch schweigen und die andern reden lassen solle. Wenn Herr Payer mit der diplomatischen Geheimgeschichte der letzten Jahre etwas vertrauter wäre, als er es nach der Natur der Dinge sein kann, so würde er als guter Deutscher herausfinden, daß es Deutschland wahrscheinlich sehr schlecht bekommen sein würde, wenn wir uns auf das Schweigen zurückgezogen und das Reden, somit auch das Handeln den andern Mächten überlassen hätten. In der marokkanischen Angelegenheit hat Deutschland fast ein

volles Jahr geschwiegen, während die andern redeten und handelten, wir haben den Mund erst aufgemacht, als kein Zweifel mehr bestehen konnte, daß es die höchste Zeit sei, das Netz zu zerreißen, das um uns herum — dank unserm friedfertigen Schweigen — gesponnen wurde. In der mazedonischen Frage weiß die europäische Diplomatie die stille, aber darum keineswegs wirkungslose Mitarbeit der deutschen Politik sehr wohl zu schätzen, deren Einfluß es wesentlich zu danken ist, wenn die Dinge im europäischen Orient bisher noch einen friedlichen Charakter bewahrt haben. Es hat sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal herausgestellt, wie richtig Deutschlands türkenfreundliche Politik ist, die uns ein Vertrauen weithin in der mohammedanischen Welt erweckt hat. Ohne dieses Vertrauen würde sich vielleicht auch die scherifische Regierung nicht mit ihrer Anfrage an Deutschland gewandt haben. Es ist eben ein Zeichen der auch in der mohammedanischen Welt veränderten Kulturverhältnisse, daß jede Bedrängung des Sultans in Konstantinopel von allen mohammedanischen Völkern mitempfunden wird. Die eingeborene ägyptische Presse zum Beispiel hat anläßlich der Flottendemonstration sehr großen Lärm erhoben, und da Frankreich, England, Oesterreich-Ungarn und Rußland die Stimmung der mohammedanischen Welt, die sich naturgemäß auch auf ihre eignen mohammedanischen Untertanen überträgt, nicht gleichgültig sein kann, so liegt hierin ein schwieriges Moment mehr für die Lösung aller Fragen, welche die noch unabhängigen mohammedanischen Länder betreffen. Der Besuch des Kaisers in Tanger hat weithin durch alle dem Islam angehörigen Völker ein lebhaftes Echo geweckt; er hat indirekt zur Stärkung unsrer Stellung in Konstantinopel beigetragen und dadurch bis jetzt dem Frieden im europäischen Orient gedient. Ob dieser friedliche Einfluß ausreichen wird gegenüber allen Machenschaften, die auf dem Balkan am Werke sind, ist freilich fraglich. Die Türkei, die Griechenland gegenüber bei dem letzten Kriege militärisch im Vorteil war, würde den Bulgaren gegenüber im Nachteil sein, weil diese ein modernes Mobilmachungssystem haben und weil auch für die Versammlung ihrer operativen Kräfte ganz andre Vorkehrungen getroffen sind als auf türkischer Seite. Aber, wie schon oben angedeutet, hat an einer kriegerischen Bedrängung des Sultans, die ein Echo in allen mohammedanischen Ländern wecken würde, keine europäische Macht ein Interesse, noch viel weniger an dem politischen Uebergewicht eines in Mazedonien siegreichen Bulgariens.

Das Bedürfnis nach Frieden, das zurzeit allen Mächten gemeinsam ist, wird sich hoffentlich noch auf andre europäische Verhältnisse und namentlich auf die Konferenz von Algesiras übertragen, an die Deutschland mit der vollen Zuversicht eines guten Ausgangs herantritt, einer Zuversicht, die sich einerseits darauf gründet, daß wir Frankreich nichts vorenthalten wollen, worauf es billigerweise Anspruch zu machen hat, und daß wir auf der Konferenz nichts für uns allein begehren, sondern für die Gesamtheit der Teilnehmer der Madrider Konferenz von 1886. Es ist ein alter völkerrechtlicher Grundsatz, daß internationale Vereinbarungen doch nur von denselben Mächten, die sie abgeschlossen haben, aufgehoben oder verändert werden können. Schon mit Rücksicht darauf

ist Deutschlands Standpunkt in der Marokkofrage ein völlig unanfechtbarer, und England muß sehr tiefe Gründe gehabt haben, sich von diesem Prinzip so weit zu entfernen, wie es durch Eingehung der Abmachung mit Frankreich ohne Berücksichtigung der andern Signatare der Fall gewesen ist. Ein internationaler Vertrag, und zwar der Berliner Vertrag von 1878, reguliert ja auch die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, und es ist nicht anzunehmen, daß ohne neue internationale Vereinbarungen dort irgendwelche Einrichtungen von Dauer geschaffen werden könnten, die in dem Berliner Vertrage nicht vorgesehen sind oder ihm zuwiderlaufen.

Unsre Beziehungen zu England sind in den letzten vier Wochen in der Oeffentlichkeit sehr eingehend erörtert worden, und auf englischer Seite ist dabei erfreulicherweise der Wunsch, zu Deutschland in guten Verhältnissen zu bleiben, sehr nachdrücklich an die Oeffentlichkeit getreten. Vor allen Dingen ist es erfreulich, daß von beiden Seiten konstatiert werden konnte, es gäbe zwischen Deutschland und England gegenwärtig keinen einzigen Differenzpunkt. Was sonst zwischen beiden Mächten steht, ist eigentlich schon recht alten Datums. Schon in einem Briefe vom 30. Mai 1857 aus Frankfurt a. M. an den Generaladjutanten von Gerlach schreibt Bismarck zur Verteidigung seiner einer Annäherung an Frankreich zugeneigten Politik: „Auch England wird anfangen zu erkennen, wie wichtig ihm die Allianz Preußens ist, wenn es erst fürchtet, sie an Frankreich zu verlieren.“ Und weiter an einer andern Stelle: „Oesterreich kann uns keine Bedeutung in Deutschland gönnen, England keine Chancen maritimer Entwicklung in Handel und Flotte und ist neidisch auf unsre Industrie.“ Wenn wir uns diese Auffassung Bismarcks, die einer um fünfzig Jahre zurückliegenden Situation entspricht, recht klarmachen, so werden wir zugeben müssen, daß sich eigentlich im großen und ganzen in diesen fünfzig Jahren zwischen Preußen und England oder Deutschland und England nichts geändert hat. Wenn England schon im Jahre 1857 dem damaligen Preußen keine Entwicklung in Handel und Flotte gönnte und auf unsre Industrie neidisch war, so haben diese Beweggründe für das heute noch andauernde Verhalten der englischen Politik sich im Laufe eines halben Jahrhunderts nur insofern geändert, als Englands Interessenkreis sehr viel größer und sehr viel verwundbarer geworden ist, während anderseits auch der Kreis der deutschen Interessen, zum Teil auf Kosten der englischen, in Handel und Industrie eine mächtige Erweiterung erfahren hat. Selbstverständlich sind auch wir dadurch verwundbarer geworden, und England weiß ganz genau, daß Deutschland in absehbarer Zeit über keine Flotte verfügen kann, die groß genug wäre, diesen so gewaltig erweiterten Interessenkreis ausgiebig zu schützen. Käme es einmal zum Aeußersten, so würde Deutschland die Entscheidung in einer Seeschlacht suchen müssen, bei der das englische Uebergewicht noch durch den Beitritt Frankreichs vermehrt wäre, die Aussicht, eine Entscheidung zu unsern Gunsten auf den Wogen herbeizuführen, mithin immer eine mehr oder minder geringe sein würde.

Doch nicht von Seeschlachten soll hier die Rede sein, die weder England

noch Deutschland schlagen wollen. Die Stellung der großen Weltmächte auf den Ozeanen ist den völlig veränderten Einflüssen unterworfen, die durch die aufsteigenden Bahnen Amerikas und Japans bezeichnet werden. Amerika, Japan, und in nicht allzu ferner Zeit vielleicht auch China, werden in die Beziehungen der europäischen Mächte zueinander in einer heute schon schwer zu übersehenden Weise eingreifen. Japan und England sind durch einen Vertrag verbündet, der sich scheinbar gegen Rußland, tatsächlich aber wohl gegen Amerika und gegen dessen Hegemonie auf dem Großen Ozean richtet, und Japan und China stehen im Begriff, Verträge von anscheinend großer Tragweite abzuschließen. Wenn Bismarck vor fünfzig Jahren glaubte, England werde anfangen zu erkennen, wie wichtig ihm die Allianz Preußens sei, wenn es erst fürchte, sie an Frankreich zu verlieren," so hat die heutige englische Staatskunst dem vorgebaut, indem sie sich die Allianz Frankreichs in einer Weise sicherte, daß dieses Zusammengehen, wenigstens in allen europäischen Fragen, auf lange Zeit hinaus als dauernd in die Rechnung der Diplomatie einzustellen ist. Ob es auch für die weitere Entwicklung der asiatischen Verhältnisse, nach einer Wiedererstarkung Rußlands, vorhalten wird, ist heute unberechenbar. In allen diesen Fragen wird die künftige Entwicklung Chinas, wird die Stellung, die Japan in China zu behaupten vermag, eine große Rolle spielen, und was in dieser Beziehung ein Menschenalter bedeutet, haben wir an der wunderbaren Entwicklung Japans während der letzten dreißig Jahre gesehen. Japan wird, nachdem es sich von dem jetzigen Kriege erholt und Armee und Flotte wieder kriegsbereit gemacht, auch seine Finanzen dementsprechend geordnet haben wird, auf eine expansive Politik angewiesen sein, und es bleibt der Zukunft anheimgestellt, auf welche europäischen oder außereuropäischen Interessen Japan dabei stoßen wird.

Diese Dinge werden auch in unser Verhältnis zu England regulierend eingreifen. Trotz aller Mißgunst in bezug auf Handel, Schiffahrt und Industrie sind wir doch in der seit jenem Ausspruch Bismarcks verflossenen Zeit mit England niemals in ernstere Verwicklungen geraten, auch in der Periode unsrer Kolonialerwerbungen nicht, alle Differenzen sind durch gegenseitiges Nachgeben beglichen worden, wobei allerdings die Nachgiebigkeit auf deutscher Seite wohl die bei weitem größere war. Wenn das fünfzig Jahre hindurch gegangen ist, ist kein Grund vorhanden, weshalb das nicht weiter so bleiben kann. Ohne uns gegenseitig als Nationen sehr zu lieben, werden wir doch gegenseitig eine den Wert der andern für die gesamte Kultur zu schätzen wissen, und da Deutschlands überseeische Interessen nicht territorialer Natur sind, so ist kein Grund vorhanden, weshalb wir uns darüber mit England politisch überwerfen sollen, mögen immerhin eine Anzahl Handelskammern oder einzelne Exporteure, Schiffsreeder u. s. w. über die Konkurrenz verstimmt sein. Es trifft auf das deutsch-englische Verhältnis auch heute zu, was Bismarck in einem Briefe vom 11. Mai 1857 ausspricht: „Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon, aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen."

Bismarck hat diese Auffassung nachher auch während seiner ganzen Reichskanzlerzeit betätigt. Seine Politik war darauf gerichtet und mußte darauf gerichtet sein, das neue Deutschland auf eine sichere Basis zu stellen, sturmfrei gegen feindliche Angriffskriege und durch zuverlässige Bündnisse gedeckt. Auf dieser Erwägung beruhte unser Verhältnis zu Rußland während seiner Amtsführung. Als dieses nicht mehr auszureichen schien, schloß er den Bund mit Oesterreich, erweiterte ihn durch den Beitritt Italiens, um wiederum gleichzeitig mit Rußland neue Verabredungen zugunsten der Erhaltung des europäischen Status quo einzugehen. Diese Deckung, die er suchte, war bündnismäßig von England niemals zu erlangen. England hat stets Bedenken getragen, sich gegen Frankreich dauernd zu binden, und damit zu erkennen gegeben, daß es im Optionsfalle das französische Bündnis dem deutschen vorgezogen haben würde. Es hätte Momente gegeben, in denen vielleicht Italien gegen einen französischen Angriff zur See bei England Deckung gefunden haben würde. Aber diese hypothetische Erweiterung des Dreibundes durch gelegentlichen Beitritt Englands in einem gegebenen Falle mag vorübergehend von einiger Wirkung gewesen sein, sie hat jedenfalls nicht ausgereicht, den europäischen Verhältnissen diejenige Stetigkeit und feste Verankerung zu sichern, die Bismarck durch Bündnisse anstrebte. Eine lose Fühlung mit der Aussicht auf eine Verabredung von Fall zu Fall, die dann vielleicht versagt hätte oder von lästigen Bedingungen abhängig geworden wäre, erschien ihm nicht erstrebenswert. Dies ist der Grund, weshalb wir zu England in freundlichen, gelegentlich auch freundschaftlichen, aber trotzdem stets losen Beziehungen geblieben sind und es auch in Zukunft bleiben werden. Es wird bei allen Sympathiekundgebungen, so erfreulich sie lauten, doch gut sein, das nie aus den Augen zu verlieren.

Unsre Beziehungen zu Rußland sind soeben durch mehrere Tatsachen auch für die Oeffentlichkeit erkennbar gemacht worden: zunächst durch den Passus der Thronrede, sodann durch die Uebersendung der Brillanten zum Andreasorden an den Reichskanzler Fürsten von Bülow am Namenstage des Zaren, endlich durch die Entsendung des Generals von Jacobi, eines dem Kaiser persönlich sehr nahestehenden Militärs, als Militärbevollmächtigten an den russischen Hof, wo er in unmittelbaren Beziehungen zur Person des Zaren und zu dessen Hauptquartier tritt. Die Bedeutung dieses Wechsels liegt in der Persönlichkeit des Generals und seinem Verhältnis zu Kaiser Wilhelm II., dem er wiederholt als Adjutant nahegestanden. Gleichzeitig vollzieht sich auch in der russischen militärischen Vertretung in Berlin eine Veränderung.

Das vorübergehende Ausscheiden Rußlands aus der europäischen Politik hat zur naturgemäßen Folge, daß das Schwergewicht, das diese Macht bisher in die Wagschale warf, sich einstweilen auf alle andern verteilt, das Ausscheiden des russischen Gegengewichts kommt dem Einfluß der andern Mächte wesentlich zustatten. Japan und England sind ihre russischen Sorgen auf längere Zeit los, Oesterreich-Ungarn sieht den russischen Einfluß auf dem Balkan vermindert und hat Galizien höchstens gegen ein Hinübergreifen der russischen Revolution,

nicht gegen eine Invasion russischer Heere zu schützen. Dadurch wird in der Politik eine Anzahl bisher gebundener Elemente frei, nicht zu unsern Gunsten, und um so notwendiger ist es für Deutschland, auf dem internationalen Gebiet scharfen Ausguck zu halten. Man könnte hinzufügen, um so notwendiger wird es für die öffentliche Meinung Deutschlands und namentlich auch für seine Volksvertretung, der Politik des Reiches einen starken Rückhalt zu gewähren. Aber der Eindruck, den die Reichstagsverhandlungen vor den Weihnachtsferien im Auslande hervorgerufen haben, war nicht geeignet, den Glauben an die Tatkraft der deutschen Regierung zu steigern. Wenn die deutsche Sozialdemokratie wirklich das wäre, für was ihre Redner sie ausgeben, so hätte eine deutschfeindliche französische Politik mit der Tatsache zu rechnen, daß sie im Kriegsfall einen wesentlichen Teil des deutschen Volkes an ihrer Seite finden und Reichsverrat treiben sehen würde, eine neue Art von Rheinbund. Es ist jedoch zum Glück in der Regel ein großer Unterschied zwischen rednerischen Deklamationen, theoretischen Betrachtungen und dem Ernst der Tatsachen. Wie in Deutschland selbst, so ist man begreiflicherweise auch im Auslande dazu gelangt, Herrn Bebel und die Tragweite seiner Reden ganz erheblich zu überschätzen. Die deutsche Sozialdemokratie und ihr Treiben konnten bisher bei Betrachtungen über die auswärtige Politik des Reiches außer Ansatz gelassen werden. Aber nachdem Herr Bebel den Anspruch erhoben hat, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden fortan bei ihm und den Seinigen liege und sie sich einem Kriege widersetzen würden, dem sie nicht zustimmten, könnte es auswärtige Mächte geben, die das für bare Münze nehmen und die Bebelsche Beredsamkeit mit in ihre Berechnungen gegen Deutschland einstellen. Auch hierfür enthält das Gelbbuch Fingerzeige. Der deutschen Sozialdemokratie ist der Kamm geschwollen durch die Vorgänge in Rußland und neuerdings auch in Oesterreich-Ungarn, sodann aber auch durch die außerordentlich nachsichtige Behandlung, die ihren rednerischen und publizistischen Kundgebungen seit einer längeren Reihe von Jahren, man darf fast sagen seit Bismarcks Entlassung, zuteil geworden ist. Die Arroganz der Partei im Reichstage, die nachgerade beinahe an Größenwahn reicht, ist dementsprechend von Jahr zu Jahr gestiegen. Das mochte gehen, solange lediglich unsre inneren deutschen Verhältnisse in Frage kamen; jetzt aber, wo die Sozialdemokratie auf das Gebiet der auswärtigen Politik hinübergreift und da leicht folgenschwere Verwirrungen anrichten kann, wird es an der Zeit sein, ihr das Noli turbare circulos meos auch durch ein geringeres Maß von Nachsicht gegenüber der publizistischen und rednerischen Verhetzung klarzumachen. Es könnte da leicht Gefahr im Anzuge sein.

Das Deutsche Reich ist in sich gefestigt genug, auch einen gewissen Mißbrauch der Freiheit zu ertragen, die durch seine Gesetze verbürgt ist, einen Mißbrauch, dem zum Teil vielleicht ein vorhandenes, zum andern Teil ein erheucheltes oder künstlich hervorgerufenes Reformbedürfnis zugrunde liegt. Das sind Fragen, über die man diskutieren kann. Worüber man nicht diskutieren kann, das ist eine landes- und reichsverräterische Politik, die bereit ist, heute

Elsaß-Lothringen an Frankreich abzutreten und morgen durch Auslieferung der östlichen Provinzen einen Beitrag zur Errichtung eines neuen polnischen Reiches herzugeben. Die französische Sozialdemokratie würde keinen Augenblick daran denken, an Deutschland etwas zurückzugeben, so wenig, wie sie bis jetzt daran gedacht hat, Nizza und Savoyen den Italienern zurückzuerstatten. In einem künftigen polnischen Reiche wäre sicherlich kein einziger Sozialdemokrat, der auch nur ein Haus oder ein Dorf den Deutschen ausliefern würde, die polnische Sozialdemokratie selbst dürfte mit deutschen „Genossen" sehr kurzen Prozeß machen. Unsre Sozialdemokratie kristallisiert sich naturwidrig als ein nicht nur in Deutschland, sondern in der Geschichte aller zivilisierten Völker einzig dastehendes Element heraus: eine politische Partei, welche die Sicherheit, die Integrität, ja die Existenz der eignen Nation preisgibt für den Traum einer internationalen Verbrüderung mit ausländischen Gesinnungsgenossen, die diesen Traum ganz und gar nicht teilen, sondern ihre Parteianschauungen voll ihrem nationalen Interesse unterordnen. Wäre die Sache nicht zu sehr ernst, so könnte man unwillkürlich an ein in bezug auf uns Deutsche schon so oft zitiertes Dichterwort denken, das jenem unverbesserlichen deutschen Idealismus und Individualismus gilt, von dem ein Stück auch in die Sozialdemokratie übergegangen ist:

> Verzeih dem Geiste, der von deinem Lichte
> Berauscht das Irdische verlor.

Briefe aus Ems 1879

Von

Freiherrn von Cramm-Burgdorf, Herzoglich-braunschweigischem Gesandten

Ems, 29. Juni 1879.

Ich blieb bis gestern früh in Driburg und fuhr über Kassel hierher. Das Wetter ist sehr günstig, und Ems hat auf mich einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Es ist haute saison, Kaiser Wilhelm weilt noch hier, und sind infolgedessen eine Menge Leute hier, denen es weniger um Emser Kränchen zu tun ist, als um einen Gruß oder womöglich ein Wort des lieben alten Kaisers. Ich werde mich Seiner Majestät nicht nahen, wie ich schon dem Grafen Perponcher gesagt habe.

*

Ems, 3. Juli 1879.

Seit gestern sind die Destedter Veltheims hier, war mir eine große Freude. Durch den Landtag bin ich Veltheim sehr nahe gekommen, und freut es mich sehr, daß wir so gut harmonieren in allen Fragen von Wichtigkeit, namentlich auch in bezug auf das Regentschaftsgesetz und die Thronfolgefrage in unsrer engeren Heimat. Die böse Welt behauptet immer, daß Veltheim sich im Grunde gar nicht für die Thronfolgefrage interessiere und mit jedem Nachfolger des Herzogs zufrieden sein würde, wenn er ihn nur die Hirsche in Blankenburg weiterschießen lasse. Das ist aber ganz falsch. Veltheim hat ein warmes Gefühl für unser kleines Heimatland und hat, wie ich, den lebhaften Wunsch, daß wir nach dem, hoffentlich noch recht fernen Tode des Herzogs, in klaren und gesicherten Verhältnissen stehen. Er hält auch die Berechtigung des Herzogs von Cumberland auf den braunschweigischen Thron für unbestreitbar, ist aber ebenso wie ich überzeugt, daß der Weg von Gmunden nach Braunschweig nur über Berlin geht. Welch ein Glück hat Veltheim doch gehabt, daß er diese reizende Frau noch bekommen hat, nachdem er zweimal Witwer geworden war. Habt Ihr Frau von Veltheim eigentlich schon kennen gelernt? Sie ist ebenso hübsch wie liebenswürdig, und ich bin stolz auf diese Cousine dritten Grades. Unsre Urgroßmütter waren Schwestern — beide geborene Cramm aus der ausgestorbenen Sambleber Linie. Ich gehe mit Veltheims viel spazieren und drehen sich unsre Gespräche, wie natürlich, oft um die hinter uns liegende Tagung des braunschweigischen Landtags.

Heute wurde ich auf der Promenade dem Prinzen Alexander von Hessen, Onkel des Großherzogs und Bruder der Kaiserin von Rußland, vorgestellt, wie auch dem Prinzen Nikolaus von Nassau, Bruder des Herzogs. Prinz Alexander von Hessen ist mit seinem dritten Sohne, dem Prinzen Heinrich von Battenberg, einem zwanzigjährigen sehr hübschen jungen Herrn, den Prinz Alexander mir vorstellte. Die einzige Tochter des Prinzen, Prinzeß Marie, ist seit 1871 mit dem Grafen Gustav Erbach-Schönberg vermählt. Ich lernte die Gräfin in Schleiz kennen, als Graf Gustav bald nach seiner Vermählung sie dem reußischen Fürstenpaare als neue Cousine zuführte.

*

Ems, 7. Juli 1879.

In den letzten Tagen bin ich oft mit dem Prinzen Alexander von Hessen zusammengewesen, und mußte ich ihm viel von unserm Herzoge erzählen. Er ist ein rechter Vetter des Herzogs. Seine Mutter, die Prinzeß Wilhelmine von Baden, vermählt mit dem Großherzoge Ludwig II. von Hessen, war die jüngste Schwester der Herzogin Marie, Mutter unsers Herzogs, beide Töchter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden.

Sehr interessant war es mir, vom Prinzen Alexander zu erfahren, daß der

Herzog Karl von Braunschweig, kurz vor seinem Tode die Absicht hatte, sein Testament, in welchem die Stadt Genf zur Erbin eingesetzt war, umzustoßen und die Kaiserin Marie von Rußland, seine Cousine, zur Erbin einzusetzen. Prinz Alexander hatte die Korrespondenz im Auftrage der Kaiserin, seiner Schwester, geführt und war eine Einigung über alle Punkte erzielt. Von der Kaiserin sollte das Vermögen des Herzogs auf die Familie des Prinzen Alexander übergehen. Ein Notar mußte gefunden werden, dessen Name nur fünf Buchstaben haben durfte, und dieser, ein Monsieur Binet hatte das wichtige Dokument fertiggestellt. Es fehlte nur noch die Unterschrift des Herzogs Karl, und ehe diese erfolgt war, starb der Herzog ganz plötzlich. Genf ist also gegen den Willen des Herzogs Karl in den Besitz seines Vermögens gekommen. Ich hätte es der Familie Battenberg gegönnt.

Ich mußte dem Prinzen Alexander auch viel erzählen von meiner Göttinger Studentenzeit, da ich mit seinen Neffen, dem Großherzog, damals Prinz Ludwig, und Prinz Heinrich, im Winter 1856/57 so viel zusammen war. Er erzählte mir, daß der Großherzog sehr gern von seiner Göttinger Studentenzeit spräche und mit großer Treue an allen hinge, mit welchen er damals Verkehr gehabt. Ich konnte das bestätigen, da die verschiedenen Male, da ich dem Großherzog Ludwig begegnet bin, er stets in derselben gütigen Weise der gemeinsam verlebten Zeit sich erinnerte und sich freute, von alten Bekannten zu hören.

Heute früh hatte ich einen Brief meines Freundes Otto Grote-Schnega, der mich fragte, wie lange ich in Ems zu bleiben gedenke. Der Minister Windthorst habe den Wunsch, mich zu sprechen, und werde seine Ankunft in Ems, das er jährlich aufzusuchen pflegte, so einrichten, daß er mich noch träfe. Ich habe ihm geschrieben, daß ich jedenfalls bis zum 26. Juli bleiben und mich sehr freuen werde, Windhorst zu sehen. Nun bin ich neugierig, was der alte Herr mir zu sagen hat. Natürlich wird es sich um das Regentschaftsgesetz und um die Thronfolgefrage in Braunschweig handeln.

*

Ems, 9. Juli 1879.

Gestern begegnete ich dem Fürsten Georg von Schwarzburg-Rudolstadt, der gekommen war, um dem Kaiser seine Aufwartung zu machen. Aeußerlich recht verändert, aus dem schlanken blonden Jüngling mit sehr regelmäßigen schönen Zügen ist ein ziemlich korpulenter Herr geworden, ist er in seinem Wesen unverändert geblieben. Noch immer ist er der joviale, lustige Herr, der gern seine Witze macht, aber auch vertragen kann, wenn man ihm in gleicher Weise antwortet. „Mein Gott, wie kommen Sie hierher, Cramm," sagte er, „Sie sehen aus wie das Leben und brauchen doch gewiß keine Kur durchzumachen." Ich erklärte ihm, was ich hier suche. „Aber — apropos," sagte der Fürst, „Sie sind mir auch ein schöner Freund. Sechs Jahre sind Sie in Gera gewesen und

haben mich nicht ein einziges Mal in Rudolstadt besucht!“ „Nun,“ sagte ich, „wie weit der Weg von Rudolstadt nach Gera, weiß niemand besser, wie Eure Durchlaucht!“ „Donnerwetter,“ erwiderte der Fürst, „darauf muß ich aber einen Kognak nehmen.“ Er hatte natürlich meine Spitze sofort verstanden. Er hatte nämlich sehr lange gewartet, bis er nach seinem Regierungsantritt bei den thüringischen Höfen seinen Antrittsbesuch gemacht hatte.

Er war am 26. November 1869 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung gekommen, vier Wochen nach meiner Ankunft in Gera, und war, als ich im November 1875 Gera verließ, noch nicht dort gewesen. Uebel hatte er mir meine Bemerkung nicht genommen, und wir ergingen uns in Göttinger Erinnerungen. Er erkundigte sich nach allen gemeinsamen Bekannten und hatte ein herrliches Gedächtnis für komische Situationen und für die kleinere Schwächen der Kommilitonen.

Ich komme hier aus den Fürstlichkeiten nicht heraus. Heute traf ich zu meiner großen Freude den jungen Erbprinzen Reuß Heinrich XXVII. und seinen militärischen Begleiter, den Grafen Reichenbach. Der Erbprinz ist jetzt zwanzig Jahre alt und studiert in Bonn. Auch er machte dem Kaiser seine Aufwartung. Er hat sich sehr vorteilhaft entwickelt, sieht sehr gut aus und gefällt allgemein. Er war zehn Jahre alt, als ich nach Gera kam. Er lud mich ein, ihn in Bonn zu besuchen, und hoffe ich, daß es mir noch möglich wird, der Einladung Folge zu leisten.

Daß Frau von Bülow-Dieskau hier ist, habe ich Euch wohl noch nicht geschrieben. Ich gehe öfter mit ihr während der Brunnenpromenade. Ich glaube, es sind zwanzig Jahre, seit ich sie zuletzt gesehen und zwar in Dieskau selbst, wo ich sie von Halle aus besuchte. Aber bei den vielen gemeinsamen Braunschweiger Bekannten war es, als ob wir uns seit langem aufs intimste kennten. Sie ist mit der Kur ebenso zufrieden, wie ich es gottlob sein darf.

*

Ems, 12. Juli 1879.

Heute ist Prinz Nikolaus von Nassau abgereist. Ich war in den letzten Tagen noch mehrfach mit ihm zusammen. Er gehört zu denjenigen deutschen Prinzen, die vollkommen alle Bitterkeit überwunden haben, die die Ereignisse von 1866 selbstverständlich bei vielen erzeugt hatten. Prinz Nikolaus fühlt vollkommen deutsch, trotz des depossedierten Bruders, und hat ein besonders klares Urteil über unsre politischen Verhältnisse und über das, was uns not tut. Die braunschweigische Frage interessiert ihn lebhaft, und bezweifelte auch er, daß der Herzog von Cumberland die notwendigen Schritte tun würde, um seinen Regierungsantritt in Braunschweig zu ermöglichen. Prinz Nikolaus könnte nach den Bestimmungen des Regentschaftsgesetzes auch als unser demnächstiger Regent in Frage kommen, und würden wir gewiß nicht schlecht dabei fahren. Hinderlich würde nur seine morganatische Vermählung sein — er ist bekanntlich mit einer

russischen Dame Natalie Puschkin vermählt, die den Titel einer Gräfin von Merenberg führt.

*

Ems, 15. Juli 1879.

Gestern ist nun auch der Kaiser abgereist, und damit ist für Ems die haute saison zum Abschluß gebracht. Der Bahnhof und die Straßen dahin waren dicht mit Menschen besetzt, jeder wollte noch einmal den geliebten alten Herrn sehen, dem die Kur wiederum vortrefflich bekommen ist. Seine Majestät hält sich noch stramm, und sein Gang ist elastisch wie der eines jungen Mannes. Man sieht ihm die zweiundachtzig Jahre nicht an. Gleich nach der Abreise des Kaisers ist der Prinz Georg von Preußen eingetroffen, ich glaube, vom Rigi kommend. Er ist von seinem Adjutanten, Herrn von Hessenthal, begleitet und hat wieder die Zimmer bezogen, die er alljährlich bewohnt. Ich habe mich gleich bei ihm eingeschrieben, da ich die Ehre habe, ihm persönlich bekannt zu sein und wiederholt mit ihm korrespondierte, besonders in der Zeit, als ich sein Drama „Christine von Schweden“ in Gera aufführen ließ. Das Stück heißt eigentlich „Umsonst“, aber da die Königin Christine die Hauptperson ist, nennt man es gewöhnlich mit ihrem Namen. Das Drama hatte in Gera einen schönen Erfolg, und finde ich es bedauerlich, daß die Dramen des Prinzen so wenig zur Aufführung kommen. Jedenfalls verdienten sie es mehr wie viele Stücke, die das Repertoire des deutschen Theaters beherrschen.

Auf der Promenade begegnete ich dem Prinzen Heinrich XVIII. Reuß, der auch zu einer kleinen Kur nach Ems gekommen. Der Prinz ist ohne Zweifel eine der elegantesten und vornehmsten Erscheinungen der Berliner Gesellschaft. Noch mehr aber ist er ausgezeichnet durch seinen vornehmen Charakter. Ich hatte immer eine besondere Vorliebe für ihn, und meine Empfindungen für ihn wurden noch wärmer, als mir bei meinem letzten Aufenthalt in Leipzig mein alter Freund Geheimrat Sulzer, hessischer Generalkonsul, folgenden Zug von ihm erzählt hatte. Der Generalkonsul Sulzer hat schon dem verstorbenen Vater des Prinzen und dann ihm und seinen Brüdern in allen geschäftlichen Angelegenheiten treu zur Seite gestanden, und hatte sich dadurch ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis herausgebildet. Sulzer erzählte mir nun, daß er eines Tages ein Telegramm des Prinzen erhalten habe, welches ihm seine Ankunft in Leipzig meldete. Sulzer ging zum Bahnhof, um den Prinzen zu empfangen, und dieser sagte ihm, daß er mit ihm in seine Wohnung gehen wolle, da er ihm eine Mitteilung zu machen habe. Dort angekommen, habe dann der Prinz gesagt: „Es sind heute gerade vierzig Jahre, lieber Geheimrat, als Sie aus der Hand meines seligen Vaters den ersten Orden, das Ritterkreuz des hessischen Philippsordens, erhielten. Nun ist es mir eine besondere Freude, Ihnen heute im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin das Großkreuz des mecklenburgischen Ordens überreichen

zu dürfen.“ Der alte Sulzer, der einen enorm hohen Wert auf äußere Auszeichnungen legte, war zu Tränen gerührt gewesen. Man erzählt sich von Sulzer, daß er auf einem großen Oelbilde, das in seinem Salon hing, jedesmal, wenn er eine höhere Ordensklasse erhalten, den neuen Orden habe nachmalen lassen. Ob er das Großkreuz hat auch noch nachtragen lassen, habe ich nicht erfahren. Es belustigte mich aber sehr, als ich ihn kurz vor meiner ersten Reise nach Rom besuchte, daß er, als er von meiner Reise erfuhr, sofort sagte: „Da müssen Sie aber zusehen, daß Sie einen päpstlichen Orden bekommen. Das ist ja nicht schwer.“ Ich lachte natürlich und bin auch ohne den päpstlichen Orden in Rom ausgekommen.

*

Ems, 21. Juli 1879.

Der heutige Tag brachte mir allerlei Interessantes. Früh bekam ich zugleich mit Euern lieben Briefen ein Billett von Windthorst, in welchem er mir mitteilt, daß er am 23. in Ems eintreffen und am 24. mich aufsuchen werde. Ich bin sehr gespannt auf seinen Besuch. Mittags machte ich einen langen Spaziergang mit dem Oberbürgermeister Grumbrecht. Er erzählte mir viel von den Zuständen in Hannover, die ja immer noch sehr wenig erfreulich sind. Grumbrecht steht natürlich wie seine ganze Partei fest auf dem Boden der neuen Verhältnisse und ist bemüht, den gewiß schweren Uebergang nach Kräften zu erleichtern. Wer wollte es auch den Hannoveranern übelnehmen, daß sie ihrem König Treue bewahren und daß sie den Untergang ihrer Selbständigkeit tief beklagen. Und Hannover war, was niemand leugnen kann, ein vorzüglich regiertes Land mit einer hervorragend tüchtigen Beamtenschaft. Aber die Ereignisse von 66 können doch nicht ungeschehen gemacht werden, und daß Hannover je wieder als selbständiges Königreich aufgerichtet werden könnte, ist doch nach dem siegreichen Kriege mit Frankreich ausgeschlossen. Deshalb muß man es der nationalliberalen Partei in Hannover hoch anrechnen, daß sie alles daransetzt, um die Landsleute mit dem heutigen Zustande zu versöhnen. Es ist ein ganz ungerechtfertigter Vorwurf, den die welfische Partei den Nationalliberalen macht, daß sie den König Georg verraten oder auf den Untergang Hannovers hingearbeitet hätten. Im Gegenteil, hätte man auf Bennigsen und Miquel gehört, so würde heute der Herzog von Cumberland als König in Hannover sein, und ihm wäre es gewiß nicht schwer geworden, sich in die Rolle eines deutschen Bundesfürsten zu fügen. Grumbrecht beklagte ganz besonders, daß sich die Mehrzahl des hannoverschen Adels so feindlich Preußen gegenüberstelle, da die Mitwirkung aus seinen Kreisen dringend erwünscht sei.

Wir hatten uns so festgeredet, daß wir eben recht zur Essenszeit zurückkamen, was für mich allerdings heute gleichgültig war, da ich zum Prinzen Georg zum Diner eine Einladung hatte. Das Diner bei dem Prinzen, an dem außer mir als Gast auch der Badekommissar Herr von Lepel-Gnitz teilnahm,

verlief sehr angenehm. Der Prinz war sehr liebenswürdig und gesprächig. Er hatte gerade die „Memoiren der Madame de Rémusat" gelesen, und die Gespräche bewegten sich besonders über die Zeiten des ersten französischen Kaiserreichs. Es ist unglaublich, welch eine Fülle von Kenntnissen der Prinz Georg hat, sie erstrecken sich auf Großes und Kleines. Ueber den Schmuck der Kaiserin Josephine war er so orientiert, wie über die großen geschichtlichen Tatsachen jener Zeit.

*

Ems, 23. Juli 1879.

Gestern war ich in Bonn, um dem Erbprinzen Reuß den versprochenen Besuch zu machen. Er ist sehr gern in Bonn und freut sich der akademischen Freiheit. Wir machten eine große Promenade und nach dem Essen eine Wagenfahrt, so daß ich möglichst viel von den Schönheiten Bonns gesehen habe. Der günstige Eindruck, den ich neulich bei unsrer Begegnung am 9. Juli in Ems von dem Erbprinzen hatte, ist durch mein gestriges Zusammensein mit ihm noch wesentlich verstärkt. Er ist, wie es bei einem so jungen Herrn immer angenehm berührt, bescheiden und sehr höflich, dabei ganz bestimmt in seinem Urteil und sehr gut unterrichtet, kurz für seinen hohen Beruf vortrefflich vorbereitet. Das konnte auch bei der Erziehung, die er gehabt, und dem Vorbilde, welches er an dem Fürsten, seinem Vater, hatte, nicht anders sein.

*

Ems, 24. Juli 1879.

Heute früh um 10 Uhr ließ sich die kleine Exzellenz, die schwarze Perle von Meppen oder wie er sonst bezeichnet wird, Staatsminister Dr. Windthorst, anmelden, und ich empfing ihn mit großer Freude, da ich fest überzeugt war, durch ihn über die Pläne und Anschauungen des Herzogs von Cumberland, als dessen vornehmsten politischen Berater man ihn doch ansieht, Sicheres zu erfahren. Windthorst erinnerte sich sehr freundlich unsrer früheren Begegnungen und sagte, daß er großen Wert darauf lege, mit mir über die braunschweigischen Verhältnisse und die Zukunft des Landes zu sprechen, da er wisse, daß ich dem hannoverschen Königshause treu ergeben sei und als Mitglied des braunschweigischen Landtags die Stimmung im Lande Braunschweig genau kenne. Der Erlaß des Regentschaftsgesetzes sei allerdings eine staatsrechtlich nicht zu verteidigende Maßregel, das Gesetz selbst ein Unikum. Es sei noch nie vorgekommen, daß man die Rechte des unzweifelhaft berechtigten Thronerben in solcher Weise eingeschränkt habe. Ich erwiderte ihm, daß man, meiner Meinung nach, in Braunschweig sehr weise und vorsorglich gehandelt habe und daß durch den Erlaß des Regentschaftsgesetzes eine staatsrechtliche Basis für die Regierung im Herzogtum geschaffen sei

für den Fall, daß der Herzog von Cumberland politisch behindert sei, die Regierung anzutreten. Der Herzog, sagte ich, muß sich darüber klar sein, daß er ohne einen bestimmt ausgesprochenen Verzicht auf Hannover — keine Aussicht hat, die Regierung in Braunschweig anzutreten.

Windthorst meinte, daß der Herzog ja verschiedenfach erklärt habe, daß er selbstverständlich die Verfassung des Deutschen Reichs anerkenne, daß er sich auch ganz als deutscher Fürst fühle und gewiß nichts unternehmen werde gegen das Reich oder das Königreich Preußen.

Die Erklärungen des Herzogs genügen aber nicht, erwiderte ich, zumal die bekannten Briefe an den Herzog Wilhelm und an die Königin Viktoria doch sehr verschieden gelautet hätten. Jedenfalls könne ich das versichern, daß die bei weitem überwiegende Majorität der Braunschweiger einen direkt und bestimmt ausgesprochenen Verzicht auf Hannover als eine conditio sine qua non der Erbfolge des Herzogs ansähen.

Windthorst erwähnte, es sei ihm von mehreren Seiten gesagt, daß der Herzog von Cumberland durch einen solchen Verzicht auf Hannover auch im Lande Braunschweig an Achtung verlieren werde, was ich natürlich lebhaft bestritt, und versicherte, daß ich die Leute, die so dächten, an den Fingern herzählen könne und daß diese Leute absolut ohne Einfluß im Lande seien.

Windthorst meinte, er könne das ja sehr wohl begreifen, er würde aber, was den Verzicht beträfe, niemals den Versuch machen, den Herzog dafür oder dawider zu stimmen. Das sei eine Sache, die Seine Königliche Hoheit allein mit sich und seinem Gewissen auszumachen habe.

„Glauben Sie, lieber Baron," sagte Windthorst nach einer kleinen Pause, „daß sich, für den Fall, daß der Herzog die Regierung des Herzogtums nicht antreten könne, sich ein Mitglied einer der alten Adelsfamilien des Landes finden würde, das in den Dienst des Herzogs treten würde, etwaige Erlasse kontrasigniere u. s. w.?"

„Also als Minister in partibus," sagte ich. „Nein, Exzellenz, den finden Sie nicht, wenigstens niemand, der im Lande irgendwelche Bedeutung oder irgendwelchen Einfluß hat."

„Aber der Herzog ist auch ohne den Welfenfonds sehr reich und würde eine solche Stellung glänzend honorieren."

„Das würde meiner Meinung nach niemand veranlassen, sie anzunehmen."

Windthorst schwieg wieder einen Augenblick, dann sagte er: „Ich verstehe das ja! Aber, lieber Baron, glauben Sie, daß, wenn der Herzog den Wunsch hätte, einige Notabeln, etwa Mitglieder des Landtags, zu sprechen, sich Männer entschließen würden, auf Einladung nach Gmunden zu kommen?"

„Das bezweifle ich nicht, Exzellenz."

„Würden Sie kommen, wenn der Herzog Sie zu sprechen wünschte?"

„Ich würde das für eine heilige Pflicht erachten und Seiner Königlichen Hoheit gegenüber ebenso offen sprechen, wie ich es zu Ihnen getan, Exzellenz."

„Das ist mir sehr erfreulich, zu hören," sagte Windthorst, „und ich werde nicht ermangeln, davon in Gmunden gelegentlich Kenntnis zu geben."

Damit war der politische Teil unsrer Unterhaltung beendet, und plauderten wir noch eine Weile in aller Gemütlichkeit über dies und jenes. Windthorst freute sich, zu hören, daß Ems mir ebenso gut bekommen, wie ihm nun schon seit Jahren, und bedauerte, daß meine Abreise so nahe bevorstände. Es würde mich ja auch die Aussicht auf ein öfteres Verkehren mit Windthorst hier noch einige Zeit festhalten, wenn nicht die Heirat von Curt Witzleben, die am 28. stattfinden soll, mich nach Weimar riefe, und so bleibt es dabei, daß ich am 26. reise. Ich habe mich heute schon bei den meisten meiner Bekannten verabschiedet. Grumbrecht reist morgen. Ich mußte ihm versprechen, ihn in Harburg zu besuchen, was ich gern tun werde.

Am 30. hoffe ich in Burgdorf zu sein und bitte Euch jetzt schon, am Sonntag den 3. August mir dort zu helfen. Es hat sich nämlich der hannoversche Arbeiterverein bei mir angemeldet, und ich habe den Braunschweiger Handwerkerverein dazu eingeladen. Ich rechne auf etwa fünfhundert Gäste und freue mich sehr darauf. Es wird einiges Gerede geben im Ländchen — aber das schadet nichts! Also auf baldiges Wiedersehen in Burgdorf!

Hygiene des Ich[1]

Von

Prof. Max Gruber (München)

Die Bahn des geistigen Fortschritts ist eine Zickzacklinie. Wir haben keinen Grund, auf diese unregelmäßige Kurve stolz zu sein. Denn sie ist der Ausdruck für das Schwanken der vorherrschenden Meinungen um eine Gleichgewichtslage, die der wirklichen Beschaffenheit der Dinge entsprechen würde. Wir finden diese Schwankungen auf allen Gebieten menschlicher Kultur, ebenso bei den Versuchen zur Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse wie in der Wissenschaft und in der Kunst. Eine neue Auffassung, eine neue Methode, ein neuer

[1] Rede, gehalten in der Eröffnungssitzung des X. Internationalen Kongresses gegen den Alkoholismus in Budapest am 12. September 1905.

Plan taucht auf, nimmt die Aufmerksamkeit gefangen, gewinnt die Herzen, wird bis in die äußersten Folgerungen entwickelt und gepflegt. Dabei vergißt und übersieht man die Dinge, die etwa nicht dazu passen, bis schließlich die Diskrepanz zwischen Auffassung und Wirklichkeit, zwischen Erwartung und Erfolg zu auffällig wird und nun nach dem Gesetze der Kontrastwirkung die Gedanken wieder in der entgegengesetzten Richtung zurückrollen.

Ich erinnere mich noch sehr wohl an die Zeit, wo man im öffentlichen Leben von der Initiative des Individuums alles erwartete, dem Staate höchstens die Rolle eines Nachtwächters zugestehen wollte. Wenn die Herrschaft dieses Gedankens zusammenbrach, so ist dies zum guten Teile der Entwicklung der hygienischen Wissenschaft zuzuschreiben. Die Ohnmacht des Individuums, sich allein aus eigner Kraft gegen die Gesundheitsgefahren zu schützen, auf sich allein angewiesen, hygienische Lebensbedingungen zu schaffen, war zu augenfällig geworden. Man erkannte, daß die Hilfe der organisierten Gesellschaft unentbehrlich sei. Alle Gedanken wendeten sich dem Staate, der Gemeinde zu, und die moderne öffentliche Gesundheitspflege entstand als Teil der öffentlichen Wohlfahrtspflege überhaupt. Sie brachte und bringt mit ihren Wasserleitungen und Kanalisationen, mit ihren Bauordnungen, mit der Ordnung und Ueberwachung des Lebensmittelverkehres, mit der Assanierung der gewerblichen Arbeit, mit ihrer Fürsorge für Kinder, Schwache, Kranke und Alte, mit ihrer vorsorglichen Rüstung gegen eindringende Seuchen unendlichen Segen. Man konnte sich eine Zeitlang der Täuschung hingeben, daß eine Zeit kommen werde, in welcher der einzelne gar nichts mehr für seine Gesundheit zu tun brauche, in der er ruhig die Hände in den Schoß legen dürfe, da ihm der vervollkommnete Verwaltungsmechanismus mit seinen sorgfältig gedrillten Beamten schon allein alles zurechtrichten werde. Aber wie wir in andern Beziehungen mehr und mehr einzusehen beginnen, daß wir im Staate nicht wie in einer Versorgungsanstalt leben können, daß behagliches Vegetieren niemals das Los des Menschen sein werde, so tritt auch in der Gesundheitspflege immer deutlicher zutage, daß der öffentlichen Ordnung und Gewalt selbst auf jenen Gebieten, wo sie die größten Erfolge aufzuweisen hat, unübersteigliche Grenzen der Leistungsfähigkeit gezogen sind und daß voller Erfolg nur dann erreicht werden kann, wenn auch jeder einzelne weiß und tut, was seiner Gesundheit förderlich ist. „Jeder ist seines Glückes Schmied": dieses Sprichwort bleibt ein Wahrwort.

Solange die Seuchen mit elementarer Gewalt unter den Bevölkerungen wüteten, die Wissenschaft machtlos in den Kinderschuhen ging, alle Schutzmaßregeln versagten, weil man in seiner Unkenntnis von dem genaueren Zusammenhange der Dinge Nutzloses und Ueberflüssiges tat und Notwendiges unterließ, konnte es scheinen, als ob die Krankheiten wie Sonne und Regen gleichmäßig über Gelehrte und Unwissende, Gescheite und Dumme, Gerechte und Ungerechte ausgeteilt werden. Je besser es uns aber gelungen ist, solche elementare Verheerungen zu verhindern, um so deutlicher tritt die Bedeutung der Beschaffenheit und des Verhaltens des einzelnen für Gesundbleiben und Krankwerden hervor.

Einem Erdbeben wie jenem berüchtigten von Ischia hält kein Haus stand, einem schwächeren fallen nur die baufälligen Gebäude zum Opfer. Vor einer platzenden Granate gibt es mitten im geschlossenen Truppenkörper kein Entrinnen, aber beim Einzelkampf im kupierten Gelände, da wird sich's zeigen, welchen Vorteil scharfe Sinne, Klugheit, Gewandheit, Geistesgegenwart und Besonnenheit gegenüber Gewehrschüssen bringen.

Ein Robert Koch wagt es, die schlimmsten Herde der gefürchtetsten Seuchen, der Cholera, der Pest, der Malaria, aufzusuchen, und geht aus ihnen ungefährdet hervor, wie Daniel aus der Löwengrube. Was Millionen in sinnlose Verzweiflung stürzt, ihn braucht es nicht zu schrecken; denn er weiß, wie er sich unnahbar machen kann, und kein Gott vermag den Bannkreis zu zerstören, den seine Besonnenheit um ihn zieht.

Der Wissenschaft ist es gelungen, die Verbreitungsweise der wichtigsten Seuchen so weit aufzuklären, daß sie Vorschriften geben konnte, die unfehlbar schützen müssen, wenn sie nur überall vollkommen befolgt werden. Diese Vorschriften lauten zum Teil sehr einfach.

Von der asiatischen Cholera zum Beispiel wissen wir, daß ihre Keime sich fast nirgends anderswo als im menschlichen Darmrohre vermehren können, daß sie von den Menschen, in deren Darm sie sich vermehrt haben, in den Stuhlentleerungen ausgeschieden werden und daß diese Menschen es sind, durch welche die Krankheit von Ort zu Ort verschleppt wird. Wir wissen, daß die Cholerakeime den Körper des Infizierten auf keinem andern Wege als durch den After und beim Erbrechen durch den Mund verlassen. Wir wissen weiter, daß ihnen kein andrer Weg offen steht, um in den Körper des Gesunden einzudringen, als der Mund. Wir wissen endlich, daß die Cholerakeime äußerst hinfällige Wesen sind, die wir durch verschiedene Desinfektionsflüssigkeiten oder durch Hitze leicht töten können.

Die Vorschrift zur Bekämpfung der Choleragefahr lautet daher scheinbar sehr einfach: Desinfiziere die Stuhlgänge des Cholerakeimträgers alsbald nach ihrer Entleerung; verhüte, daß irgend etwas mit den undesinfizierten Stuhlgängen besudelt werde; wenn aber etwas damit besudelt worden ist, dann desinfiziere es sogleich; bringe nichts an die Lippen oder in den Mund, was mit lebenden Cholerakeimen behaftet sein kann.

Man könnte denken, dies alles sei leicht zu erfüllen. Malen Sie sich aber aus, wieviel dazu gehört, um bei der Pflege eines Cholerakranken durch Tage, vielleicht durch Wochen unter allen Wechselfällen diese Vorschriften strikte zu erfüllen; selbst dann, wenn die äußeren Umstände für die Pflege so günstig als möglich liegen, der Kranke abgesondert ist, der Pfleger sich ihm ausschließlich widmen kann, alle Hilfsmittel zur Krankenpflege und Desinfektion vorhanden sind.

Die Stuhlgänge sollen nichts besudeln und sogleich desinfiziert werden; der Kranke entleert aber seinen wässerigen Stuhl in heftigem Gusse nur allzu häufig ins Bett. Die Bettlaken und Matratzen, das Bettgestelle, der Fuß-

boden, die Hände und die Kleider des Wärters werden besudelt. Das alles muß desinfiziert, der Kranke muß gereinigt und umgebettet werden. Und bei alldem dürfen nicht wieder andre Dinge infiziert werden, darf der Wärter daher nichts Reines mit besudelten Händen anfassen, muß er darauf achten, daß das, was von den triefenden Laken etwa abtropft, unschädlich gemacht werde, daß er nicht mit seinen Schuhen die Keime verschleppe, u. s. w. Immer wieder und wieder mitten während der Reinigung des Kranken und der Geräte sowie hintennach soll er die Hände desinfizieren. Kaum ist alles geordnet, kommt ein neuer Stuhlgang, und die ganze Arbeit soll von neuem beginnen. Jedesmal vor dem Verlassen des Zimmers sollen die Hände wieder desinfiziert, soll die Oberkleidung gewechselt werden. Es stellen sich Hunger und Durst ein, aber im Zimmer dürfen keine Speisen aufbewahrt werden, darf nicht gegessen oder getrunken werden wegen der Gefahr der zufälligen Infektion durch Verspritzen oder durch Insekten. Jedesmal wieder also die ganze umständliche Prozedur, die das Verlassen des Zimmers notwendig macht, bevor das Bedürfnis befriedigt werden kann. An der Zigarre oder Pfeife, am Zahnstocher können Cholerakeime haften. Jeder der tausenderlei Versuchungen, die ungereinigten Finger an die Nase, an den Bart, an die Lippen, in den Mund zu bringen, muß widerstanden werden, u. s. w. u. s. w. Je länger dieser Dienst dauert, um so stärker wird die Abspannung und die Ermüdung, um so größer wird die Anstrengung, trotzdem genau zu arbeiten. Der Kranke ist vielleicht ein lieber Angehöriger, der Ernährer, das Kind, für dessen Leben man zittert. Sein Zustand verschlimmert sich, die Aufregung wächst; dem Gedanken an den Verlust gegenüber erscheint alles andre gleichgültig; der Pfleger selbst fühlt sich unwohl, er erhält die Nachricht von der Erkrankung, die sich eine andre Person bei der Pflege eines Cholerakranken zugezogen hat, die Sorge um das eigne Leben erwacht, und trotz alldem soll die ganze Prophylaxe mit der Präzision eines Uhrwerks weiterbetrieben werden!

Ich brauche nicht länger auszumalen, wie hohe Anforderungen an die physische und geistige Leistungsfähigkeit des Pflegers gestellt werden, wie viel von seiner Einsicht, seiner Aufmerksamkeit, seinem Wahrnehmungsvermögen, seiner Genauigkeit, seiner Ausdauer, seiner Besonnenheit und seinem Mute für ihn selbst wie für die Personen seiner Umgebung abhängt. Wie viele von uns werden von sich mit Recht behaupten dürfen, daß sie imstande sein würden, eine solche Aufgabe fehlerlos zu vollführen? Wahrlich, wenn wir nicht mehr Glück als Verstand hätten, stände es um die menschlichen Dinge noch viel schlimmer.

Dieses eine Beispiel wird genügen, klarzumachen, ein wie unendlich wichtiger Faktor für unsre Gesundheit jener sonderbare Komplex von mehr oder weniger deutlichen, mehr oder weniger eng verknüpften Vorstellungen, Gefühlen und Bewegungsantrieben ist, den wir unser Ich nennen! Und unser Fall lag noch ziemlich einfach, da das Individuum, das sich schützen soll, von vornherein den entschiedenen Willen haben wird, alle Maßregeln zu seinem Schutze zu ergreifen. Wie aber, wenn dieser Wille von Anfang an lau ist oder wenn gar

mächtige Impulse auftauchen, sich über alle Vorstellungen von drohenden Gefahren hinwegzusetzen?

Die wissenschaftliche Forschung hat es zu einer ihrer Aufgaben gemacht, die Bedingungen zu ermitteln und zu bewerten, von denen unsre Gesundheit abhängt. Unermüdlich hat sie die ganze Welt mit diesem Ziele vor Augen durchforscht und in der Tat, wie wir schon gesehen haben, in hohem Maße Kenntnis davon erworben, welche Faktoren unsrer Existenz die wichtigsten sind und wie sie beschaffen sein und gestaltet werden müssen, wenn die Harmonie der Organfunktionen unsers Körpers, die wir Gesundheit nennen, gewahrt bleiben soll. Man spricht in diesem Sinne von einer Hygiene der Luft, des Erdbodens, des Wassers, des Lichtes, der Nahrung, der Wohnung, der Arbeit u. s. w. Wir brauchen aber auch, wie wir an unserm Beispiele gesehen haben, eine Hygiene des Ich!

Ich sehe, wie Sie alle stutzen: „Er spricht von einer Hygiene des Ich? Warum nicht von einer Hygiene des Nervensystems oder einer Hygiene des Gehirns? Sieht er also das ‚Ich' als etwas Unkörperliches, vom Körper Unabhängiges an, das wie andre Dinge der Außenwelt, wie Luft, Licht, Wasser u. s. w. auf unsern Körper einwirkt? Und wenn er dieses Ich für ein Unkörperliches, vom Körper Unabhängiges hält, welchen Sinn soll es dann haben, von einer Hygiene des Ich zu reden?"

Gestatten Sie daher, daß ich sofort alle möglichen Mißverständnisse zerstreue:

Auch ich hege die wissenschaftliche Ueberzeugung, daß in dem Inhalte unsers Ich sich nichts befindet, was nicht in der dauernden Beschaffenheit oder in den vorübergehenden Zuständen unsrer Großhirnrinde seine objektive Grundlage hätte. Diese objektive Grundlage allein ist der Naturwissenschaft und unsrer Einwirkung zugänglich. Für sie ist die Großhirnrinde das Organ unsers Bewußtseins, insoferne sich nur in ihr jene Vorgänge abspielen, die, wie wir sagen, uns zum Bewußtsein kommen können. So unendlich verwickelt der Bau des Gehirnes ist und so weniges wir noch von ihm und seiner Tätigkeit wissen, der Grundplan dieser wundervollen Organisation ist uns doch klar geworden. Wir wissen, daß zwischen den Sinnesorganen und allen andern Teilen unsers Körpers und dem Gehirn Nervenfaserverbindungen bestehen, mittels deren, ähnlich wie mittels Telegraphendrähten über mancherlei Zwischenstationen hinweg, den Ganglienzellen der Hirnrinde Erregungen zugesendet werden; wir wissen, wie zwischen diesen Zellen der Hirnrinde selbst wieder eine unendliche Anzahl von Verbindungsfasern bestehen, durch die sich die Erregung der einen auf die andern fortpflanzt und ausbreitet, etwa so wie die Verbrennung die entzündete Zündschnur entlang läuft und an Knotenpunkten von einer Schnur gleichzeitig auf viele andre übergehen kann. Wir wissen, daß jede Erregung einer Leitungsbahn oder einer Nervenzelle Veränderungen in deren Zustand hervorruft, die mehr oder minder lange andauern und ihre späteren Leistungen beeinflussen und die wir, insofern sie die Zellen der Hirnrinde betreffen, Erinnerungszeichen nennen. Wir wissen, daß von den Rindenzellen aus wieder andre Nerven-

leitungen über Zwischenstationen zur Peripherie verlaufen und Erregungen dorthin bringen, wo sie Muskelbewegungen oder Drüsenabsonderungen auslösen. Für die Naturwissenschaft sind dies alles physikalisch-chemische Vorgänge, die den allgemeinen Gesetzen dieser Vorgänge folgen.

Daß die Erregungen der Rindenzellen unsrer Hirnrinde und nur sie allein Anlaß geben können zu dem, was wir unsre Vorstellungen, Gefühle, Willensimpulse, allgemein unsre Bewußtseinsvorgänge nennen, ist eine Tatsache, die wir hinnehmen müssen, die wir aber bei der Erforschung der Physiologie des Ablaufes der Nervenerregungen um so mehr außer Spiel lassen müssen, als uns die Erfahrung gelehrt hat, daß sehr mannigfaltige Erregungen der Rinde, die gewöhnlich mit Bewußtsein einhergehen, ebenso ablaufen können, ohne daß sie uns zum Bewußtsein kommen.

Jeder von Ihnen weiß, daß derartiges vorkommt. Sie lesen eifrig in einem Buche. Die Uhr schlägt zwölf. Sie hören es nicht. Daß aber trotzdem sich der entsprechende Erregungsvorgang in der Hirnrinde abgespielt hat, geht daraus hervor, daß vielleicht viele Minuten später, wenn Ihre Aufmerksamkeit nachgelassen hat oder sich der Hunger zu regen beginnt, Ihnen „einfällt“, daß die Uhr ja schon geschlagen habe und Sie es nur „überhört“ hätten.

Für den Naturforscher ist das Bewußtsein lediglich eine Begleiterscheinung, die ihm unter Umständen als wertvoller Index für die Qualität und Intensität der Nervenvorgänge dient, die aber als solche gänzlich außerhalb der Grenzen seines Forschungsgebietes liegt.

Gestatten Sie, daß ich versuche, durch einen Vergleich, von dem ich recht gut weiß, wie sehr er hinkt, dieses schwierig zu erfassende Verhältnis von Nervenvorgang und Bewußtsein deutlicher zu machen.

Besucher des schönen Gardasees wissen, daß es zu den reizvollsten Genüssen gehört, die man sich dort verschaffen kann, in einer milden Sommernacht gedanken- und willenlos dem Spiel des Scheinwerfers zu folgen, mit dem die italienischen Wachtschiffe den Schmuggel zu entdecken suchen. Im Halbdunkel ruht die Gegend. Nur unbestimmt vermag der Ortskenner die Massen der einzelnen Berge, den Verlauf der Küste, die Lage der einzelnen Siedelungen zu erraten. Aber unablässig wandert das Strahlenbündel des Scheinwerfers über die Oberflächen hierhin und dorthin, und deutlich, wie im vollsten Tageslichte, tritt jetzt die Ponale-Schlucht und jetzt Limone und jetzt der Absturz von Tremosine vor unser Auge. Der Strahl verweilt, und bis in die kleinsten Einzelheiten hinein vermögen wir die wilden Schrofen, die kleinen Wiesenflecke, das Buschwerk, das da und dort am Felsen klebt, den kühnen Pfad, der an der Wand hinauf zieht, zu unterscheiden. Der Lichtstrahl verläßt die Stelle, und alles sinkt ins Dunkel und in undeutliche Erinnerung zurück. Mit fliegender Eile huscht jetzt das Lichtbündel über die Fläche des Sees dahin, und wir haben kaum Zeit, zu erkennen, ob sie glatt oder in Wellen ist, wo ein Nachen auf ihr schwimmt. Nur das dunkle Gefühl von der Länge des Weges, der durchlaufen wird, von der Größe des Sees erwacht. Aber jetzt funkelt die stolze Zinne von Malcesine im

verweilenden Lichte, und jetzt leuchten die gewaltigen Platten des Monte Baldo auf!

Es ist klar, daß der Gang des Scheinwerfers ganz unabhängig davon ist, ob wir ihm unsre Aufmerksamkeit schenken oder nicht. Wir sind ihm mit dem Auge gefolgt, weil wir von der von seinem Strahle getroffenen Stelle der Gegend die stärkste Lichtempfindung bekamen.

So folgt unsre Aufmerksamkeit stets dem Maximum der Nervenerregung, das in einem bestimmten Augenblicke immer nur in einem äußerst beschränkten winzigen Gebiete unsrer Hirnrinde vorhanden ist und auf den vorhandenen Bahnen, seinen eignen Gesetzen folgend, rastlos über das Ganglienzellenfeld unsrer Großhirnhemisphären dahinwandert.

Es wäre daher ohne Zweifel am besten, wenn wir bei der naturwissenschaftlichen Betrachtung alle Ausdrücke, die sich auf die Bewußtseinsseite der Hirnvorgänge beziehen, weglassen und die Vorgänge so beschreiben könnten, wie sie sich objektiv nachweisbar abspielen. Aber leider reicht dazu unsre wissenschaftliche Erkenntnis nicht aus. Wir kennen die meisten Gehirnvorgänge nur von ihrer Bewußtseinsseite her, die Namen, die wir ihnen gegeben haben, passen nur unter diesem Gesichtspunkte und wir können uns über sie nur verständigen, da und insoweit die gleichen Nervenvorgänge in den andern Menschen ablaufen und wir voraussetzen dürfen, daß sie bei ihnen mit gleichartigen Empfindungen einhergehen. Ich spreche also nur deshalb von einer Hygiene des Ich, weil sich die Hygiene des Zentralnervensystems auch auf solche Gehirnvorgänge erstrecken muß, die wir nur von ihrer subjektiven Seite her bezeichnen können.

Hygiene des Ich, in dem Sinne einer Lehre, wie das Ich beschaffen sein müsse, um dem Leben und der Gesundheit des Individuums am nützlichsten zu sein, ist nichts Unbekanntes. Man treibt sie bewußt längst insoferne, als man längst eingesehen hat, wie wichtig Einsicht in die Naturvorgänge für das Individuum ist, wenn es sich gesund erhalten, bei der Durchführung der öffentlichen Gesundheitspflege verständnisvoll mitwirken soll, und ein alter englischer Satz lautet: „Sanitary instruction is even more necessary than sanitary legislation!" Ferne sei es von mir, diesem Satze zu widersprechen. Man kann nur aufs tiefste bedauern, wie wenig er tatsächlich bisher lebendig geworden ist. Aus seinem Geiste heraus ist dieser Kongreß geboren. Gewiß, *ohne hygienisches Wissen kein hygienisch brauchbares Ich!*

Aber ich sage: Ueberschätzt nicht den Wert rein intellektueller Belehrung. Hygienisches Wissen für sich allein macht noch kein hygienisch brauchbares Ich, gerade so wenig als moralisches Wissen für sich allein einen sittlichen Menschen macht. Nicht, was man weiß, ist entscheidend, sondern wie man handelt. Verfallt nicht in den Irrtum unsrer einseitig intellektualistischen Pädagogik. Sittlichkeit ist nicht ein Wissen. Sittlichkeit ist eine Gewohnheit. Eine Gewohnheit bildet sich aber nur durch Uebung.

Fragt euch auch zu allererst, ob ihr solche Gehirne vor euch habt, in denen

eure Worte überhaupt haften und Wurzel schlagen können, die zweckmäßiger Reaktionen fähig sind.

Ohne gesundes Gehirn kein brauchbares Ich! Es ist ein ungeheurer Fortschritt, daß man dies mehr und mehr einzusehen beginnt und das Wahngebilde eines von der Physis völlig unabhängigen, allein durch geistige Einflüsse bestimmbaren Geistes bald nur mehr in jener Antiquitätenkammer zu finden sein wird, wo die endlose Zahl andrer menschlicher Irrtümer und Mißverständnisse aufbewahrt wird.

Mit der Gesundheit des Gehirns steht es nicht anders als mit der Gesundheit des ganzen Körpers überhaupt. „Das meiste vermag die Geburt," wie der Dichter sagt.

Die Beschaffenheit der Keime, aus deren Vereinigung wir hervorgegangen sind, entscheidet fast völlig über unser Los. Von der Beschaffenheit des befruchteten Eies hängt ab: die Zahl der Ganglienzellen in der Rinde des Großhirns, deren Reichtum an leitungsfähigen Fortsätzen, der Bau der Ganglienmassen des Hirnstammes, des verlängerten Markes und des Kleinhirns, die Zahl der Verbindungen, die zwischen allen diesen Zellenmassen untereinander, wie mit den höheren Sinneswerkzeugen, mit den Zentren des Rückenmarks und des sympathischen Nervengeflechtes bestehen, die chemische Beschaffenheit und damit die Leitfähigkeit, Erregbarkeit und Formbarkeit aller dieser Gebilde; und davon wieder hängt ab, ob sich ein normales oder nur ein abnormes, krankes Ich bilden kann. Durch diese Umstände ist das Maximum intellektueller und moralischer Höhe bestimmt, die das Individuum unter den günstigsten Lebensbedingungen erreichen wird.

Die Hygiene des Ich muß daher bei der Zeugung beginnen. Wir wissen von dieser genug, um Forderungen stellen zu können. Wir wissen, daß es gerade abnorme und krankhafte Beschaffenheiten des Nervensystems sind, die von Generation zu Generation vererbt werden können, und wir wissen auch, daß das persönliche Verhalten der Erzeuger von schwerwiegendem Einflusse auf die Güte ihrer Keime und damit auf die Qualität ihrer Nachkommenschaft ist. Es ist daher eine der alleroberſten sittlichen Forderungen, die sich aus unsrer gereifteren Erkenntnis ergeben und muß so bald als möglich lebendiges sittliches Gesetz werden, daß Personen, die ihrer Abstammung und angeborenen Beschaffenheit nach voraussichtlich Nachkommen mit hochgradig fehlerhaftem oder krankhaftem Nervensystem (selbstverständlich auch mit hochgradigen Fehlern andrer Organe) erzeugen würden, überhaupt keine Kinder erzeugen dürfen.

Und ebenso — und dies ist praktisch noch viel wichtiger — muß es selbstverständliche Pflicht aller Menschen werden, daß sie alles vermeiden, was erwiesenermaßen den in ihnen reifenden Keimen schädlich werden kann und vermeidbar ist. Erfahrungsgemäß schädigen insbesondere gewisse Gifte die Keime, und wir haben damit eines der wichtigsten Themen dieses Kongresses berührt.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit der Eltern für die physische Beschaffenheit

ihrer Kinder kann gar nicht genug gestärkt werden. Nur so kann in die Gattenwahl Vernunft, in die Ehe Zucht und Frieden kommen.

Aber anderseits muß man doch auch vor einem tatenlosen Fatalismus gegenüber der fertigen Anlage warnen. So wichtig die angeborene Beschaffenheit ist, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle von Abnormität hängt es ganz außerordentlich von der Lebensführung ab, ob aus der krankhaften Anlage wirkliche Krankheit wird und bis zu welcher Schwere die Krankheit sich entwickelt. Wie viel durch die Lebensweise erreicht werden kann, das lehren jene Erfahrungen, an die man heute hauptsächlich denkt, wenn von einer Hygiene des Nervensystems gesprochen wird. Es ist ein Segen, daß sie jetzt mehr beachtet werden. Es geschieht darin noch immer nicht genug, und namentlich unsre Jugenderziehung leidet noch immer erheblich unter dem Unverständnis und der Gleichgültigkeit, mit der frühere Jahrzehnte über diese Dinge hinweggesehen haben, obwohl jeder aus seiner eignen Erfahrung die Wichtigkeit der Lebensweise für den Zustand unsers Ichs erkennen muß.

Jeder weiß es, daß wir zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedenartig denken, fühlen und wollen. Wir sind verschieden „gestimmt“, wie der treffende Vergleich mit einem Musikinstrument besagt: ganz anders, wenn wir geistig oder körperlich ermüdet, schläfrig, krank sind, als wenn gesund und ausgeruht. Wir kommen uns selbst „wie ein ganz andrer Mensch vor“, „wir erkennen uns nicht wieder“.

In der Tat läßt sich experimentell beweisen, daß die Hirnarbeit unter den genannten und andern physischen Zuständen in sehr verschiedener Güte geleistet wird. Unser Hirn arbeitet anders, wenn es unzureichend ernährt wird (denken Sie zum Beispiel an die Halluzinationen mönchischer Asketen), als wenn es ausreichend Nahrung hat, anders, wenn körperliche Arbeit geleistet worden ist als nach körperlicher Ruhe, anders, wenn wir geschlafen, wenn wir lange geschlafen haben, als wenn wir schlaflose Nächte hinter uns haben. Ein warmes Bad macht uns für eine gewisse Zeit zu einem ganz andern Ich als eine kalte Dusche. Wir sind sozusagen verschiedene Personen in unsrer Geschäftsstube, im Trubel der Großstadt und beim Baden in Luft und Licht an der See oder im Hochgebirge oder in irgendeiner friedlichen und lieblichen Landgegend. Ein falscher Gang unsrer Atmung, unsrer Verdauung kann uns verwandeln. Vor allem ist es die wechselnde Versorgung unsers Gehirns und seiner einzelnen Teile mit Blut, die von größtem Einflusse auf unser Ich ist; von ihr hängt ja ab, wieviel Nahrungsstoffe, wieviel Sauerstoff den arbeitenden Zellen und Nervenfasern in der Zeiteinheit zugeführt wird, wie rasch sie von ihren Stoffwechselprodukten befreit werden. Die Größe der Blutzufuhr hängt wieder hauptsächlich von der Weite der Blutgefäße des Gehirns ab, diese aber wieder von dem Erregungsstoffe gewisser Nerven, der sogenannten Vasomotoren, welche die Gefäße verengern oder erweitern. Arbeitet die Hirnrinde intensiv, zum Beispiel bei starker Erregung zu Lust und Unlust, so wird sie auch sofort infolge Erweiterung ihrer Blutgefäße reichlicher mit Blut versorgt. Wird umgekehrt aus physischen Gründen die Hirnrinde überreichlich mit Blut versorgt, zum Beispiel bei Kongestion, so wird

sofort das Ich aufs heftigste bewegt; die Gedanken fliegen, die Gefühle werden heftig, die Bewegungsantriebe gewaltsam. Es kann so bis zu einem Tobsuchtsanfalle kommen. Regelmäßiges Wechseln in der Tätigkeit der Organe, insbesondere Abwechslung zwischen Hirnrinden-, Haut- und Muskeltätigkeit ist dagegen eines der wichtigsten Mittel, die Blutverteilung und die Vasomotoren in Ordnung zu halten.

Von größter praktischer Wichtigkeit ist es, daß es gewisse stark wirkende Substanzen, sog. Gifte gibt, die, in die Körpersäfte aufgenommen, das Zentralnervensystem oder einzelne seiner Teile in spezifischer Weise beeinflussen, erregen oder betäuben und lähmen. Solche Gifte sind zum Beispiel bei den Fieberdelirien mit im Spiele. Das verhängnisvollste dieser Gifte hat uns hier zusammengeführt.

Die Eigentümlichkeit der geistigen Kulturentwicklung, sich in Extremen zu bewegen, zeigt sich auch auf dem Gebiete der Hygiene des Ich. Die der unsrigen vorhergehende Generation glaubte nützliche Ichs auf rein geistigem Wege beliebig erzeugen zu können. Das war ein Irrtum. Die Modernsten wieder schwören auf die Physis und nehmen ohne weiteres Nachdenken an, daß ein wohlerzeugtes Gehirn in einem gesunden Körper bei richtiger Ernährung, richtigem Wechsel von Wachen und Schlaf u. s. w. ganz von selbst ein tüchtiges, dem Individuum selbst wie den andern Menschen nützliches Ich ergeben werde.

In der Tat könnte man bei oberflächlicher Betrachtung meinen, daß ihnen der Erfolg recht gebe. Die vernünftige physische Erziehung entwickelt in der Tat gewisse Seiten der Persönlichkeit ohne weiteres in günstiger Weise. Die altmodische Pädagogik geht so vor, als ob es beim Handeln nur darauf ankäme, ein Motiv zu haben, einen Entschluß zu fassen. Man sucht erwünschte Motive einzupflanzen. Im übrigen aber soll sich das Individuum selbst zurechtfinden. Man sagt ihm nur, du mußt besonnen handeln, kaltblütig, mutig sein, und erzählt Beispiele von Handlungen, die diese Eigenschaften aufweisen. Wie man es aber anfangen müsse, um besonnen und kaltblütig und mutig zu sein, das lernt man auf der Schulbank nicht, und nicht jeder bringt's von Geburt aus fertig.

Diese *Technik* des Wollens ist aber von ungeheurer Bedeutung für Leben und Gesundheit, für das Gedeihen von Individuum und Volk. Kaum etwas in England hat mir einen tieferen Eindruck gemacht, als der Anblick der City von London auf der Höhe der Geschäftszeit. Mensch an Mensch sind die verhältnismäßig engen Straßen von der Menge der Geschäftigen erfüllt, alles bewegt sich mit größter Eile. Der eine strebt diesem, der andre dem entgegengesetzten Orte zu. Zwischen den Massen der Menschen durch bewegen sich Wagen in langen Zügen. Man meint, jetzt und jetzt müsse sich alles in einen unlösbaren Knäuel verwickeln; aber dauernd ungestört flutet das Geschäftsleben dahin. Kein Zusammenstoß, kaum hier und da eine Hemmung, kein unfreundliches Wort, keine feindlichen Blicke, kein Geschrei und überhaupt kein Geräusch als das Geklapper der Tausende von Tritten auf dem Pflaster der Straße. Plötzlich, wie auf einen

Zauberschlag, steht die ganze, eben noch aufs lebhafteste durcheinander wogende Masse; ein Policeman hat die Hand erhoben, um einer Wagenkolonne die Kreuzung der Straße zu ermöglichen. Er senkt die Hand, und sofort beginnt die glatte Flutung von neuem, als ob sie überhaupt nicht unterbrochen gewesen wäre. Und nun blicken Sie in die Gesichter dieser Männer. Sie werden darin Spuren von der Spannung ernsten Wollens finden, aber keine Spur von Hast, von Aufregung. Mit voller Gelassenheit und Besonnenheit verfolgt jeder selbständig seinen Weg. Der Fremde, der dies sieht, muß sich ehrlicherweise sagen, daß es nicht bloß das Glück der geographischen Lage und die Gunst der geschichtlichen Umstände waren, denen England seine heutige, weltbeherrschende Stellung verdankt.

Wer kann daran zweifeln, daß die unermüdliche Pflege der Leibesübungen an dieser Charakterbeschaffenheit der leitenden Klassen der Engländer einen wesentlichen Anteil hat. Denn die Leibesübungen nützen nicht allein den Muskeln und der Atmung sowie dem Stoffwechsel, sie sind auch die trefflichste Willensschule. Hier lernt man, seinen Muskeln rasche und doch genaueste Befehle geben, die Stärke der Willensantriebe nach Bedarf aufs feinste abstufen, alle überflüssigen Mitbewegungen vermeiden, mit seiner Kraft haushalten, einmal blitzschnell seine Kraft aufs äußerste anspannen, ein andres Mal ausdauernd eine gleichmäßige Anspannung aufrechterhalten, ein drittes Mal Befehl auf Befehl ohne Aufenthalt und Irrung an die verschiedensten Muskeln in der erforderlichen Reihenfolge entsenden. Indem man auf diese Weise am eignen Leibe erfährt, wie sich Schwierigkeiten überwinden lassen, indem man die Leistungsfähigkeit seines Körpers kennen lernt, seine Vervollkommnung durch Uebung empfindet, stellt sich von selbst Kaltblütigkeit und Besonnenheit ein. Die Freude, welche die erfolgreiche Anstrengung gewährt, wird unmittelbares Erlebnis. Und alles, was man hier erfahren hat, was hier zur Gewohnheit geworden ist, kommt einem in jeder Lebenslage zugute. Sicherlich, diese physische Erziehung liefert ganz andre Ichs als die der armen Stubenhocker der Papageienschule.

Nicht minder bedeutungsvoll für die Gestaltung des Ich ist die Abhärtung der Haut. Bei der Gewöhnung an kaltes Wasser oder kalte Luft lernt man ganz allgemein Unlustempfindungen überwinden, stumpft man sich ganz allgemein gegen starke Sinneseindrücke ab, macht man die merkwürdige und für alle Lebenslagen lehrreiche Erfahrung, wie ein Ding, das anfänglich die lebhafteste Unlust erweckte, durch Ueberwindung der Unlust zur Lust werden kann. Aus dem Weichling wird ein Mensch, der sich, wenn es darauf ankommt, auch über Schmerzen hinwegsetzt.

Kurz alle diese Dinge sind für das Ich unschätzbar! Aber die nützliche Persönlichkeit ist auch damit noch nicht sichergestellt; nicht einmal die sich selbst nützliche! Wollen wird das Individuum allerdings gelernt haben, aber für ihn wie für die andern ist schließlich doch entscheidend, was es will! Die Annahme aber, daß ein gesundes, mit der Technik des Wollens vertrautes Individuum von selbst stets das Nützliche wollen werde, ist eine ungeheure Kurzsichtigkeit.

Das gesundeste Hirn gibt noch kein menschliches Ich. Ich habe die prächtigsten menschlichen Tiere zugrunde gehen sehen, weil sie, eben wie Tiere, dem verderblichen Impulse des Augenblicks folgten. Tüchtige Gehirne, die nur sich selbst, nicht aber ihren Mitmenschen nützlich sind, gibt es leider nur zu viele, und diese macht ihre Kunst, zu wollen, nur gefährlicher. (Schluß folgt)

„Friedensheer“

Eine Anregung

von

Bertha von Suttner

Vorwort der Redaktion. Die „Deutsche Revue“ ist stets bereit, aufrichtige Friedensbestrebungen, auch wenn sie nur einen idealen Wert für die praktische Politik haben, zu unterstützen. — Der Weltfrieden wird hoffentlich im neuen Jahre gesichert bleiben und scheint eine Befestigung durch den englischen Kabinettswechsel erhalten zu haben. Die ernsten Verstimmungen zwischen England und Deutschland hatten die mit dem Nobelpreis gekrönte Baronin von Suttner veranlaßt, nachstehenden Artikel im November vorigen Jahres abzufassen. Durch die Meetings des Lord Avebury und der Lady Aberdeen, denen sich ein von dem Kardinal Kopp mitunterzeichneter Aufruf zur Abwehr gegen die Feindseligkeiten zwischen den beiden großen Nationen angeschlossen hat, sowie durch die bekannten deutschfreundlichen Gesinnungen einiger hervorragender Mitglieder des neuen englischen Ministeriums hat sich die Lage wesentlich gebessert. Zur Charakteristik des neuen Kabinetts mögen auch nachstehende Worte dienen, welche der Lordkanzler an den Herausgeber der „Deutschen Revue“ gerichtet hat:

„I hope the late suspicions between Great Britain and Germany will soon evaporate and give place to friendship and I cannot see the slightest reason for illwill.“

*

Mobilisieren!

Ein paar hundert, vielleicht ein paar tausend Menschen gibt es in jedem Land, die ein Interesse — sei es nun ein materielles oder nach ihrer Gesinnung ein moralisches Interesse — daran haben, einen Zukunftskrieg herbeizuführen oder wenigstens an die Wand zu malen. Millionen und aber Millionen Menschen gibt es jedoch in denselben Ländern, denen ein solcher Krieg den tiefsten Jammer bereiten müßte, deren materielles und moralisches Interesse darin liegt, daß der Friedenszustand erhalten werde, die nicht den geringsten Haß gegen die Nachbarvölker empfinden, die, wenn befragt, ob Krieg sein solle, ohne Zögern mit einem entschiedenen Nein antworten würden.

Nun aber trifft es sich leider so, daß jene paar Hundert reden, schreiben, schüren, während die andersgesinnten Millionen schweigen. Energie entfalten diejenigen, die etwas wollen — untätig, resigniert bleiben die Massen derer, die es nicht wollen. Sie werden vom Lärm, den die ersteren machen, so sehr umdröhnt, daß sie glauben, dort seien die Millionen, und sie seien die Vereinzelten, deren Protest jedoch ungehört verhallen würde.

Seit einer Reihe von Jahren — in den letzten Monaten besonders heftig — wird in deutschen und englischen Blättern eine systematische Aufreizungskampagne geführt. Daraus muß naturgemäß, wenn die Hetzkraft nicht durch eine gleichstarke Gegenkraft paralysiert wird, eine Haßexplosion folgen.

Schon ist das gewissenlose Wort gefallen: „Ein Krieg zwischen England und Deutschland ist unvermeidlich." Ein Verbrecherwort ist es von denjenigen, die es als Mittel zum Zweck hinausstreuen, und von der gedankenlosen Menge wiederholt, wird es zum Schlagwort.

Es ist an der Zeit, an der höchsten Zeit, daß die Selbstdenkenden und Rechtfühlenden ebenso laut verkünden: Ein solcher Krieg muß — nicht nur — nicht kommen, er darf nicht kommen. Ein solcher wahnwitziger Doppelselbstmord zweier hochentwickelter stamm- und kulturverwandter Nationen muß gehindert werden. Alle diejenigen, die bisher schweigend es über sich ergehen ließen, daß der niederträchtige Ausspruch: „England und Deutschland werden sich zerfleischen" unablässig wiederholt werde, weil es in beiden Ländern geplant und gewollt wird, die sollen nun aufstehen und erklären: das ist nicht wahr, wir wollen es nicht.

Eine Wehr muß organisiert werden gegen das ruchlose Treiben. Wie man dem Bravo sein Stilett zu entwinden sucht, so werde der gelben Presse die giftgetauchte Feder entwunden.

Vergebens versichern die Regierungen hier und dort, daß nicht die mindeste Absicht der Befehdung vorliegt; vergebens sträubt sich der vernünftige Teil der beiden Bevölkerungen gegen die bloße Annahme der Möglichkeit eines Waffenganges zwischen den Vaterländern von Shakespeare und von Goethe — die Hetzer setzen unbeirrt ihr böswilliges Werk fort. Daß die Presse die Macht hat — wenigstens bis heute —, das auch wirklich herbeizuführen, was sie systematisch prophezeit, das beruht wahrscheinlich auf einem dynamischen Gesetz, und anders läßt sich diese Wirkung nicht verhindern, als durch ebenso beharrliche und ebenso systematische Gegenaktion.

Wie soll aber eine solche Abwehr in Angriff genommen werden? Eine Antihetzpresse organisieren? Das geht nicht so schnell. Man improvisiert keine Presse und kann die lesenden Millionen nicht ihren gewohnten Blättern entziehen. Welche Waffe stünde einem versöhnenden Blatte gegenüber den Waffen der verhetzenden Blätter zu Gebote, die da heißen Alarmnachricht und Lüge? Das Dementi bleibt gewöhnlich in einer Spalte verborgen, während die Alarmnachricht durch die gesamte Presse fliegt. Die Lüge, so sagt ein chinesisches Sprichwort, hat schon den Umkreis der Erde zurückgelegt, während die berichtigende Wahrheit sich noch die Schuhe anschnallt.

Was also soll geschehen? In Deutschland philoanglikanische und in England philogermanische — oder in beiden Ländern anglogermanische Verbrüderungsvereine bilden? Auch dieses Mittel wäre zu schwach und könnte allenfalls nur einen Teil der Gesamtaktion abgeben. Vereine sind gewöhnlich arm an Mitgliederzahl und arm an äußerem Einfluß.

Nein, die Gemeinde, die da geschaffen werden sollte, müßte ganz zwanglos sein, ganz losgelöst von Formalitäten, ganz unabhängig von bestimmten Funktionären. Ein freiwilliges, cadreloses Heer, dessen einzige Pflicht darin bestände, bei jeder Gelegenheit gegen jedes gedruckte und gesprochene Wort der Kriegshetze sofort Protest zu erheben. Die Einberufung dieses Heeres hätte das Gute, daß die Gleichgesinnten gezählt werden könnten, daß dann jeder seine Stimme auch zuversichtlich erheben würde, weil er wüßte, daß er einen mächtigen Chor mit sich hat.

Ein Erkennungszeichen könnten die Soldaten dieser neuartigen Heilsarmee tragen, ein Zeichen, durch das sie sich eingereiht fühlten in die Scharen der Kampfgenossen, die durch das erhebende und tröstende Bewußtsein erfüllt sind, daß sie — d u r c h ihre Zahl, d u r c h ihre Zusammengehörigkeit — an der wirksamen Verhütung der Gefahren beteiligt sind.

Sir Thomas Barclay, jener englische Pazifist, der unlängst eine Reise nach Deutschland unternahm, um für eine englisch-deutsche Entente Schritte zu tun, hat schon ein solches Erkennungszeichen für Anhänger der Völkerverbrüderung eingeführt, von dem seit Mai d. J. in England hunderttausend, in Frankreich neunzigtausend abgesetzt worden sind: auf blauem Felde die drei goldenen Buchstaben F. I. G. (Fraternitas inter gentes), was freilich einige englische Witzbolde veranlaßt hat, zu sagen: „I don't care a fig for Sir Thomas' league." Ueber Witze sind aber solche Aktionen erhaben.

Ob nun das Heer, das ich meine, das F. I. G. als Abzeichen trüge oder ein andres wählte, das nur für den konkreten Fall der deutsch-englischen und nicht die allgemeine Völkerverbrüderung als Wahrzeichen diente, das bliebe sich gleich. Hauptsache wäre nur, daß jeder, der die Kalamität eines deutsch-englischen Krieges (der noch andre europäische Staaten in den Krieg mitziehen müßte und außerdem Revolutionen und allgemeine Anarchie zur Folge haben könnte) verhüten will, diesen Willen auch nach Kräften und nach allen Richtungen in die Tat umsetze. Diese Aktion könnte beginnen mit einem von hervorragenden Namen aus politischen, wissenschaftlichen, kommerziellen, geistlichen und auch — militärischen Kreisen gezeichneten Aufruf, etwa folgenden Inhalts:

Aufruf!

Angesichts der fortgesetzt betriebenen Verhetzungen der gelben Presse zwischen England und Deutschland und der darin enthaltenen Gefahr, daß zwischen diesen beiden stamm- und kulturverwandten Nationen ein ebenso verderblicher als unmotivierter und vermeidlicher Krieg herbeigeführt werde, haben die Unterzeichneten sich entschlossen, ihren Protest nicht einzeln, sondern vereint zu erheben.

Sie fordern alle Gleichgesinnten auf, sich ihnen anzuschließen, damit auf diese Weise ein mächtiges Friedensheer sich zusammenschare, dessen Aufgabe es wäre, die Kalamität eines solchen, die gesamte Kulturwelt schädigenden Krieges durch den Einfluß ihres einmütigen Protestes abzuwehren.

(Folgen die Unterschriften.)

Weitere Schritte wären Proklamationen, Versammlungen, parlamentarischer Besuchsaustausch, loyale Verständigung zwischen den beiderseitigen leitenden Staatsmännern und als Krönung — da ja doch die beiden Regierungen und Staatsoberhäupter den Fortbestand des Friedens wünschen — der förmliche Abschluß einer deutsch-englischen Entente cordiale.

November 1905.

Ein Hohenzoller als Dramatiker

(Aus meiner Theatermappe)

Von

Oswald Hancke, Großherzoglich badischem Hoftheaterdirektor

Wer in Berlin hätte ihn nicht gekannt — den hochgewachsenen, blassen Herrn mit den melancholisch blickenden Hamletaugen, der in der Interimsuniform eines preußischen Generals tagtäglich zu Fuß die Straßen Berlins durchwanderte, von vielen respektvoll begrüßt, von den meisten aber ganz unbeachtet: den Prinzen Georg von Preußen. „Jeh-org“, mit dem entschiedenen Akzent auf der ersten Silbe, nannte ihn die nimmermüde Spottlust der Berliner. Weil er immer zu Fuße „jeht“, sagten sie.

Prinz Georg war im Jahre 1826 in der Kunststadt Düsseldorf zur Welt gekommen und hatte seine ersten Jugendjahre meist am schönen Rhein verlebt, wo er auch in späteren Jahren auf seinem herrlich gelegenen Schlosse Rheinstein oft und gern weilte. Wie alle Hohenzollern, war auch er in seinem zehnten Lebensjahre in die Armee eingetreten und durchlief alle militärischen Chargen bis zum Regimentsinhaber und General der Kavallerie. Aber es war allgemein bekannt, daß seine militärischen Neigungen nicht eben starke waren, desto mehr drängte es jedoch den hohen Herrn zu künstlerischer und literarischer Betätigung. Lange Jahre hindurch gelangten seine schriftstellerischen Versuche nur dem Kreise seiner Intimsten zur Kenntnis, und erst im Jahre 1868 entschloß sich der Prinz, mit einer seiner Dichtungen vor die Oeffentlichkeit zu treten, und zwar mit einem Drama antiken Stoffes.

Im Frühjahr des genannten Jahres wurden an die Mitglieder des Königlichen Schauspielhauses die Rollen zu einem Drama „Phädra“ von G. Conrad ausgeteilt und eine Leseprobe dafür anberaumt. Mit dem Direktor Düringer, der sie abhielt, erschien auch der Dichter — der Prinz Georg. Die Leseprobe

verlief wie jede andre, nur daß hier und da einer der Darsteller in Rücksicht auf den anwesenden Autor sich beim Lesen seiner Rolle mehr ins Zeug legte, als dies in den Leseproben gemeinhin zu sein pflegt, und dann nickte der prinzliche Dichter dem Betreffenden mit leuchtenden Augen dankbar und beifällig zu. Nach jeder größeren Szene aber blickte er fragend im Kreise umher und wünschte zu wissen, ob da nicht noch etwas gestrichen werden könnte. Offenbar hatte man ihm gesagt, daß es eine Untugend vieler Autoren sei, sich auf das Wort zu versteifen und jeden Strich als einen unberechtigten und rohen Eingriff in die geheiligte Domäne ihrer Dichtung zu betrachten, und es machte einen sehr drolligen Eindruck, wie besorgt der Prinz war, nicht dieses Fehlers geziehen zu werden.

Gegen Ende des März begannen die Bühnenproben zu „Phädra“, und es braucht wohl nicht erst besonders erwähnt zu werden, daß ihnen der hohe Autor vom ersten bis zum letzten Worte als eifrigster Zuhörer beiwohnte. Hier und da glaubte er sich auch mit einem guten Rat an der Sache beteiligen zu sollen, und so hörte ich einmal, wie er den Ballettänzerinnen, die in dem Bacchuszuge des zweiten Aktes mit tätig waren, dringend anempfahl, die unteren Augenwimpern durch einen schwarzen Strich zu verstärken, da dies das Auge besonders feurig mache. „Herr Jott, ja doch, Kenigliche Hoheit, det machen wir ja immer,“ sagte die Keckste schnippisch.

Es ist hier nicht der Ort, die kritische Sonde an die genannte prinzliche Dichtung zu legen, deren dramatischer Gehalt nicht eben stark war, der aber in manchen Szenen mehr lyrischer Natur eine gewisse gut getroffene Stimmung nicht abzusprechen war. Hofkapellmeister Taubert hatte — besonders für die Szenen im zweiten Akt, wo die von Theseus verlassene Ariadne von Dionysos und seiner Schar auf Naxos aufgefunden wird — eine recht ansprechende und melodiöse Musik geschrieben, und da das Publikum der Erstaufführung, die am 4. April 1868 stattfand, der Dichtung wie dem Dichter sehr wohlwollend entgegenkam, die Darsteller der Hauptrollen: Johanna Jachmann-Wagner (Phädra), Marie Keßler (Arricia) und Gustav Berndal (Theseus) ihre besten Kräfte für das Werk einsetzten, gestaltete sich diese Erstaufführung in der Tat zu einer Art Erfolg. Des Prinzen königlicher Vetter, Wilhelm I., wohnte natürlich der Vorstellung bei und beglückwünschte den Autor in einem der Zwischenakte auf das wärmste. Als der Vorhang sich zum letzten Male senkte, erschien der Prinz wieder auf der Bühne, und alle Darsteller umringten ihn freudig, ihm ebenfalls ihre Glückwünsche darbringend. Er strahlte vor Glück und dankte allen, bescheiden jedes Lob von sich abwehrend und den ganzen Erfolg des Abends nur der ausgezeichneten Darstellung seiner Dichtung zuschreibend. Das Stück aber konnte in derselben Spielzeit noch viermal wiederholt werden.

Der Prinz fühlte sich von dieser Zeit an gewissermaßen als zum Theater gehörig, und nie begegnete er einem von uns, ob groß oder klein, ohne ein paar freundliche Worte und einen Händedruck mit ihm zu wechseln. Ich erinnere mich, daß er mich einmal im Tiergarten, wo ich mit meiner Frau und meinem Töchterchen promenierte, in ein langes Gespräch verwickelte, das der ungeduldigen Kleinen

nicht eben sehr interessant zu sein schien, denn sie begann sehr ungeniert mit dem Portepee des Prinzen zu spielen. Als ich ihr dieses respektwidrige Benehmen verbieten wollte, wehrte er lächelnd ab und streichelte ihr zärtlich die Wangen.

Nun hatte aber — um mich einer vulgären Redensart zu bedienen — der Löwe Blut geleckt, und so erschien bereits im Beginn des darauffolgenden Jahres ein zweites Drama des prinzlichen Dichters vor den Rampenlichtern des Schauspielhauses: „Katharina Voisin“, eine grausliche Giftmordgeschichte à la Marquise de Brinvilliers. Wie es der gewählte Stoff mit sich brachte, spielte das Gift die eigentliche Hauptrolle in dieser dramatischen Dichtung, und bei der ganzen mehr dem Sentimentalen und Lyrischen zuneigenden Art des Autors war es eigentlich unbegreiflich, wie ihn dieser Stoff zur dichterischen Behandlung zu reizen vermochte. Im Februar 1869 erfolgte die Erstaufführung der „Katharina Voisin“, und die Besorgnisse, die sich der Darsteller bezüglich der Wirkung des Stückes schon während der Proben bemächtigt hatten, sollten bedauerlicherweise durch die Aufführung volle Bestätigung erfahren. Es machte sich im Publikum sehr bald jene gefährliche Heiterkeit geltend, welche die Absichten des Autors ins strikte Gegenteil verkehrt, die Darsteller verwirrt und an der Entfaltung ihrer künstlerischen Kräfte hindert. Je grausiger sich die Handlung auf der Bühne gestaltete, desto lustiger wurde das Publikum; einzelne laute Bemerkungen, die das auf der Bühne gesprochene Wort persiflierten, erregten stürmische Heiterkeit — vergessen war die Würde des Ortes, vergessen die hohe Stellung des Autors, die Anwesenheit des Hofes im Theater, die schlummernde Bestie im Publikum war erwacht und feierte wahre Orgien der Grausamkeit.

Endlich, endlich fiel der Vorhang zum letzten Male, und als ob der Sturmwind sie wegfegte, flüchteten die Darsteller eiligst in ihre Garderoben, um einer Begegnung mit dem unglücklichen Dichter zu entgehen. Ich hatte ganz im dunkeln Hintergrunde der Bühne noch irgend etwas zu tun und konnte von da aus beobachten, wie sich die vom Zuschauerraum auf die Bühne führende kleine Tür öffnete und der Prinz langsam die Bühne betrat. Auch ich mochte ihm heute nicht gern in die Hände laufen und versteckte mich rasch hinter ein Versatzstück. Ein trübes Lächeln umspielte des Prinzen Mund, als sein Blick den leeren Bühnenraum überflog — ihm mochte wohl die Erinnerung an den Abend der Erstaufführung seiner „Phädra“ lebhaft vor Augen treten. Langsam entfernte er sich wieder — die Dornenkrone des Mißerfolges, die der Hohenzoller heute wie jeder andre xbeliebige Autor zu tragen bestimmt war, mochte sein feinfühliges Herz wohl besonders schmerzlich empfinden.

Man hätte in jedem andern Falle es kaum gewagt, das Stück zu wiederholen, indessen glaubte man wohl, dem hohen Autor mehr Rücksicht schuldig zu sein, auch mochte der König den Wunsch einer Wiederholung ausgesprochen haben, um wenigstens nach außen hin den Durchfall des Stückes einigermaßen zu kaschieren. So ging man denn an eine erneute Revision des Dramas, strich ganze Szenen, die das besondere Mißfallen des Publikums erregt, änderte die

Stellen, die ironische Heiterkeit hervorgerufen hatten, und das darstellende Personal wurde zu einer neuen Probe zusammenberufen.

Aus irgendeiner, mir nicht mehr gegenwärtigen Veranlassung fand ich mich zu dieser Probe sehr früh im Theater ein, stieß aber trotzdem auf den bereits anwesenden Autor, der mit langsamen Schritten ganz im Hintergrunde des Bühnenraums nachdenklich auf und ab wandelte. Ich grüßte respektvoll, und der Prinz sprach mich sofort an.

„Es ist recht fatal," sagte er, „daß das Personal nochmals mit einer Probe belästigt wird, aber es ist doch wohl notwendig, denn es sind noch recht viele Striche und Aenderungen gemacht worden. Glauben Sie nun, daß man morgen in der zweiten Aufführung wieder lachen wird, da jetzt doch alles, was vom Publikum mißverstanden wurde, wegfällt?"

„O — ich hoffe nein, Königliche Hoheit. Freilich ist das Publikum in solchen Dingen unberechenbar, und es würde beispielsweise genügen, daß zwei oder drei Personen ins Theater gingen, weil sie in der Zeitung von Lärmszenen bei der Erstaufführung gelesen haben und weil ihnen eine Wiederholung solcher Szenen besonderen Spaß machen würde. Diese würden sich gewissermaßen für berechtigt halten, Unfug zu treiben, und damit in ihrer Umgebung ansteckend wirken."

„Da doch aber sorgfältig alles entfernt worden ist, was sich bei der ersten Aufführung als gefährlich für die Stimmung des Publikums erwiesen hat —" wiederholte der Prinz.

„Ach, Königliche Hoheit, wer in einer Tragödie durchaus lachen will, findet immer Gelegenheit dazu. Am ersten Abend lachte man über das, was jetzt gestrichen oder geändert ist, und morgen lacht man vielleicht über Stellen, wo kein Mensch es vorauszusehen vermag."

Der Prinz schüttelte sichtlich ganz verständnislos den Kopf.

„Wenn ich nur begreifen könnte, was dem Publikum in dem Stücke so mißfällt und weshalb es gerade die ernsthaftesten und düstersten Szenen im entgegengesetzten Sinne auffaßte?!"

„Vielleicht gerade, weil —" ich besann mich noch rechtzeitig, mit wem ich es zu tun hatte und wie wenig es meiner Jugend und meiner bescheidenen künstlerischen Stellung ziemte, meine Meinung offen auszusprechen.

„Nein, bitte, vollenden Sie nur, was Sie sagen wollten. Ich kann alles hören und bin dankbar für jede Belehrung."

„Ich bin weit entfernt, Eure Königliche Hoheit belehren zu wollen," fuhr ich ermutigt fort, „ich wollte nur sagen, daß gerade das Allzudüstere, die Anhäufung grausiger Vorgänge, die sich fortwährend wiederholenden Vergiftungsszenen, kurz alles das, was Shakespeare das Ueberttyrannen des Tyrannen nennt, sehr wohl die Veranlassung dazu geben können, daß die Stimmung des Publikums ganz entgegengesetzte Bahnen einschlägt."

„Ihrer Meinung nach ist also meine Arbeit doch eine ganz verfehlte," sagte der Prinz.

„Das nicht, Königliche Hoheit," erwiderte ich vorsichtig, „aber vielleicht ist die Wahl des Stoffes keine ganz glückliche gewesen."

„Aber Viktor Hugo hat doch auch dergleichen grausige Szenen für die Bühne geschrieben!"

Ich unterdrückte glücklich die Antwort, die sich mir unwillkürlich auf die Zunge drängen wollte, und sagte nur: „Vielleicht mag eben darum Viktor Hugo als Dramatiker für die deutsche Bühne nie in Betracht gekommen sein."

Damit endete diese Unterredung, da die Stunde der Probe herangekommen war und das Personal sich auf der Bühne versammelte.

Es kam, wie ich gefürchtet. Die Stimmung des Publikums war bei der Wiederholung der „Katharina Voisin" zwar eine gedämpftere, aber vielfach begleitete wiederum ironische Heiterkeit die Vorgänge auf der Bühne, und dabei blieb es auch in den weiteren drei Aufführungen, die man in Rücksicht auf den hohen Autor zu geben sich verpflichtet fühlte.

Auffällig war es mir, daß in der Folge der Prinz mich nie wieder bei zufälligen Begegnungen auf der Straße ansprach, sondern es vorzog, an ein Schaufenster zu treten, ehe ich noch Gelegenheit fand, ihn zu grüßen. Ob dies Zufall war oder nicht, will ich dahingestellt sein lassen.

Da ich ein Jahr später Berlin für immer verließ, kann ich als Augenzeuge von dem Erfolge des prinzlichen kleinen Dramas „Kleopatra", das 1871 im Königlichen Schauspielhause gegeben wurde, nicht berichten; da es aber ziemlich oft wiederholt wurde, muß es um vieles freundlicher aufgenommen worden sein. Indessen schien es doch, als ob dem Prinzen die Bühne am Gendarmenmarkt durch den Mißerfolg der „Katharina Voisin" ein allzu heißer Boden geworden sei, denn er wendete später sein ganzes Interesse dem Nationaltheater am Weinbergsweg zu, dessen damaliger, sehr findiger und spekulativer Direktor auch zwei weitere Dramen des Prinzen zur Aufführung brachte: „Bianca Capello" und „Adonia", und beide scheinen von dem sehr viel naiveren Publikum dieses Theaters sehr günstig aufgenommen worden zu sein, denn sie erlebten dort ziemlich häufige Wiederholungen.

Vor drei Jahren hat Prinz Georg von Preußen das Zeitliche gesegnet, und wenn ihm die Muse auch den Kranz der Unsterblichkeit nicht auf den Sarg legen konnte, so verdiente sein ernstes, künstlerisches Streben doch die Anerkennung seiner Zeitgenossen im vollsten Maße.

Die Entstehung und Bekämpfung der Tuberkulose

Von
Professor Johannes Orth (Berlin)

Es gibt kaum eine Krankheit des Menschen, die häufiger vorkäme als die Tuberkulose, keine Krankheit spielt unter den zum Tode führenden Krankheiten eine größere Rolle als die Tuberkulose,[1]) keine andre Krankheit zerstört so viel Lebensglück und Lebensfreude, keine beeinträchtigt so die Leistungsfähigkeit des gesamten Volkes wie die Tuberkulose. Nicht nur der einzelne, nicht nur die Familie, sondern auch Gemeinden und Staat haben deshalb Grund und Verpflichtung, am Kampfe gegen den gemeinsamen Feind mit allen Kräften sich zu beteiligen. Dieser Kampf kann aber nur mit Aussicht auf Erfolg geführt werden, wenn nicht nur in Fachkreisen, sondern im ganzen Volke der Feind gekannt ist, wenn jedermann weiß, wo die Gefahr lauert, wie ihr am besten begegnet und entgegengewirkt werden kann. Jedermann sollte in großen Zügen diese Kenntnis besitzen, denn nur unter Mitwirkung aller kann das große Ziel, die Tilgung der Tuberkulose, mit Aussicht auf einigen Erfolg angestrebt werden. Das gilt in gleicher Weise für die beiden Richtungen, in denen dieser Kampf wie bei allen Krankheiten geführt werden muß, für den vorbeugenden Kampf, der um des noch gesunden Menschen willen geführt wird, wie nicht minder für den Kampf, der um des Erkrankten willen, zu seiner Wiederherstellung, gekämpft werden muß. Für beide Kampfesarten sind selbstverständlich in erster Linie die ärztlichen Sachverständigen die Kämpfer, aber sie sind nur die obersten Heerführer, die den Feldzugs- und Schlachtplan entwerfen, in deren Händen die Oberleitung liegen muß, am Kampfe selbst, an der Ausführung der Pläne muß womöglich das ganze Volk beteiligt sein, jeder einzelne muß das Seinige dabei leisten, jeder nach seinen Fähigkeiten und nach den gegebenen Verhältnissen. Gerade im Kampfe gegen die Tuberkulose stehen nicht ärztliche Maßnahmen im engeren Sinne in dem Vordergrunde, sondern was vor fast einem halben Jahrhundert ein berühmter Arzt und medizinischer Lehrer, Felix Niemeyer, gesagt hat, „es gibt kaum eine Krankheit, auf deren Verlauf die Außenverhältnisse, die Pflege und Behandlung größeren Einfluß hätten, als die Tuberkulose“, das gilt auch heute noch zu Recht, nicht nur für die Behandlung, sondern auch für die Vorbeugung dieser mörderischen Krankheit, gerade bei ihr ist also Gelegenheit der Betätigung aller neben der besonderen Tätigkeit der Aerzte gegeben.

Mit der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, die Entstehung und Bekämpfung der Tuberkulose zu erörtern, habe ich eine dreifache Pflicht übernommen, denn ich muß diese drei Fragen beantworten:

---

[1]) Trotzdem die Sterbefälle an Tuberkulose in den letzten Jahren etwas abgenommen haben, übertreffen sie doch immer noch bei weitem diejenigen an Typhus, Ruhr, Pocken, Scharlach, Diphtherie und Krupp, Masern und Röteln, im Kindbett zusammengenommen.

1. Was verstehen wir unter Tuberkulose?
2. Wie entsteht die Tuberkulose?
3. Wie ist die Tuberkulose zu bekämpfen?

Diese dritte Frage ist, wie ich schon hervorgehoben habe, wieder in die beiden Unterfragen zu zerlegen:

a) Wie schützen wir die Gesunden?
b) Wie helfen wir den Erkrankten?

So sehr es auch auf den ersten Blick scheinen möchte, als ob die Allgemeinheit, das große Publikum, nur an der ersten Unterfrage Interesse habe und die Sorge für den Erkrankten diesem selbst und seinen Angehörigen überlassen könne, so wenig trifft das doch in Wirklichkeit zu, denn wenn wir die Heilung eines Erkrankten fördern, so mindern wir gleichzeitig für die Gesunden die Gefahr, zu erkranken.

I. Was verstehen wir unter Tuberkulose?

Jedermann spricht heutzutage von der Tuberkulose wie von etwas Wohlbekanntem und Wohlumgrenztem, und doch ist die Zeit noch gar nicht so weit zurückliegend, wo auch unter den Aerzten über das, was zur Tuberkulose gehöre und was nicht, durchaus geteilte Meinungen herrschten. Das kam hauptsächlich daher, daß der mit dem Worte „Tuberkulose" verbundene Begriff die verschiedensten Wandlungen erfuhr. Ursprünglich war dieser Begriff ein rein morphologischer, d. h. von der Gestalt gewisser Krankheitserzeugnisse hergenommener, später wurde statt der Gestalt die Beschaffenheit der erkrankten Teile in den Vordergrund gestellt, endlich aber, insbesondere seit den Arbeiten des Franzosen Villemain (1865), wurde der Begriff immer mehr ein ätiologischer, d. h. nicht mehr die Form oder die Art der krankhaften Veränderungen, sondern die ursächlichen Bedingungen, unter denen die Krankheitserscheimungen zustande kamen, wurden das Maßgebende in der Begriffsbestimmung.

Tuberculum heißt zu deutsch Knötchen. Kugelige, hirsekorngroße (miliare von milium = Hirse) oder auch kleinere Knötchen gaben den Anstoß, die Krankheit, bei der sie vorkamen, Knötchenkrankheit oder Tuberkulose zu benennen.

Das Knötchen war also das Erkennungszeichen für Tuberkulose, wo keine Knötchen waren, da konnte von Rechts wegen auch keine Tuberkulose sein. Nun drängte sich aber der ärztlichen Beobachtung am Leichentische oder am Versuchstier eine doppelte Tatsache auf; erstens, daß es Knötchen gibt, die wie die echten Tuberkel, d. h. die bei der Tuberkulose genannten Krankheit vorkommenden Tuberkel aussehen, aber unter ganz andern Bedingungen entstehen, und zweitens, daß nicht oder nicht rein knötchenförmige Krankheitsprodukte offenbar unter den gleichen Bedingungen entstehen wie die echten Tuberkel. So brach sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß nicht das hirsekorngroße oder kleinere Knötchen das immer zutreffende Kennzeichen der Tuberkulose sei, sondern daß dieses in den besonderen Bedingungen, unter denen zwar häufig auch Knötchen, aber daneben auch noch andre krankhafte Produkte entstehen, gesucht werden müsse, daß das

Wesentliche der als Tuberkulose zu bezeichnenden Krankheit die besondere, nur ihr zukommende Ursache, ein spezifisches, also besonderes Krankheitsgift sei, durch dessen Eindringen in den Körper die Krankheit Tuberkulose entstehe.

Mit dieser Erkenntnis hatte das Gebiet der Tuberkulose sofort eine sehr beträchtliche Erweiterung erfahren, denn es wurden nunmehr Erkrankungen der Tuberkulose zugezählt, die keine Knötchen oder diese doch nicht ohne weiteres erkennen ließen. Freilich hat sich bei dieser Hinausssteckung der Grenzen der Tuberkulose auch die mikroskopische Forschung, die pathologische Histologie, beteiligt, indem es gelang, mit dem Mikroskope in gewissen Krankheitserzeugnissen Tuberkel nachzuweisen, welche die gleiche Zusammensetzung sowie die gleichen Lebensschicksale darboten wie die mit bloßem Auge schon erkennbaren tuberkulösen Knötchen, aber das Maßgebende und Wesentliche, das Ausschlaggebende für die Zurechnung zu den tuberkulösen Veränderungen war doch nicht mehr der dem bloßen Auge oder dem Mikroskope sich darbietende Befund an den veränderten Geweben, sondern nur die besondere Ursache, unter deren Einwirkung die Gewebsveränderungen entstanden waren.

Wie aber konnte man diese besondere Ursache erkennen und feststellen? Zunächst nur durch den Versuch an Tieren. Die Tuberkulose gehört zu denjenigen Krankheiten, die vom Menschen auf geeignete Tiere (in erster Linie auf Meerschweinchen und Kaninchen) übertragen werden können. Man darf selbstverständlich nicht verlangen oder erwarten, daß die Krankheitserscheinungen, die bei den Versuchstieren entstehen, bis in Einzelheiten hinein die gleichen seien wie beim Menschen, denn auch die gesunden Organe von Tier und Mensch zeigen ja, wie jedermann weiß, Verschiedenheiten, wie sollten da die krankhaften Veränderungen bei beiden die gleichen sein, selbst wenn die gleichen krankmachenden Verhältnisse vorliegen? Aber es entstehen doch Veränderungen, die im großen und ganzen den beim Menschen vorkommenden ähnlich sind, es entstehen Knötchen, aber auch andre Veränderungen, es entstehen nicht nur solche Veränderungen, wie sie bei schnell verlaufender Tuberkulose des Menschen sich zeigen, sondern bei geeigneter Versuchsanordnung läßt sich unter andern langsam und örtlich sich entwickelnden Veränderungen eine ganz richtige Lungenschwindsucht mit ausgedehntem Zerfall des Lungengewebes hervorrufen.

Durch die Tierversuche ließ sich nun nachweisen, daß die gleiche tuberkulöse Veränderung sowohl durch die hirsekorngroßen Knötchen, die eigentlichen Tuberkel, als auch durch andre menschliche Krankheitserzeugnisse hervorgerufen werden können. Fehlte also auch bei dem Uebertragungsmaterial die Uebereinstimmung in der mit bloßem Auge und mit dem Mikroskope festzustellenden Zusammensetzung, so enthielt dieses doch zweifellos einen und denselben Giftstoff, es galt also in dieser Beziehung der bekannte Satz, wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, so sind sie untereinander gleich. Wenn durch irgendein menschliches Krankheitsprodukt bei Tieren die gleiche tuberkulöse Erkrankung wie durch Tuberkel hervorgerufen werden kann, so muß auch dieses Produkt der Krankheit Tuberkulose zugerechnet werden, es muß in diesem Sinn als tuberkulös bezeichnet

werden. Und so konnte nunmehr der Satz aufgestellt werden, alles, was das tuberkulöse Gift, Virus tuberculosum (virus = Gift), enthält, was also imstande ist, bei geeigneten Versuchstieren Tuberkulose zu erzeugen, das gehört alles zu der menschlichen Tuberkulose hinzu. Also nicht mehr der Tuberkel, das Knötchen, stand im Mittelpunkte der Betrachtung, sondern das tuberkulöse Gift: Tuberkulose ist die durch das tuberkulöse Gift erzeugte Krankheit. In ihm liegt die Einheit; die Veränderungen, die durch dieses Gift im Körper erzeugt werden, teils durch es allein, teils unter der Mitwirkung andrer Krankheitsursachen, gehören zu dem Wechselvollsten, was die Leichenuntersuchung uns enthüllt, wenn wir insbesondere auch diejenigen Veränderungen noch hinzurechnen, die durch Heilungsvorgänge bedingt werden; aber mögen auch die Erscheinungen noch so verschieden sein, überall spielt die gleiche Ursache mit. Die Ursache selbst war noch unbekannt, aber ihre Wirkungsweise war bekannt, und insbesondere war durch die Tierversuche ein Umstand, der auch aus den Beobachtungen beim Menschen schon zu erschließen war, über jeden Zweifel festgestellt, nämlich daß dieses Gift in dem kranken Körper sich vermehrt, daß es von dem zuerst ergriffenen Teil teils schritt-, teils sprungweise sich weiter verbreiten kann, bis schließlich der ganze Körper von ihm durchseucht ist. Wenn man mit einer kleinsten Menge das Gift enthaltender Substanz ein Meerschweinchen impft, so entstehen zwar zuerst örtliche Veränderungen, aber allmählich breiten sie sich aus, und gewöhnlich stirbt das Tier an einer allgemeinen Tuberkulose. Mit jedem kleinsten tuberkulösen Gewebsstückchen dieses Tieres läßt sich aber wiederum ein andres tuberkulös machen, und wenn man Hunderte in dieser Weise behandelte, so würden von dem einen Tiere Hunderte dem Tod an Tuberkulose überliefert, und jedes einzelne dieser Tiere böte wiederum Giftstoff für abermals viele Hunderte andrer Meerschweinchen dar. Aber dies alles ist immer nur mit dem einen bestimmten, mit dem tuberkulösen Giftstoff zu erreichen, niemals mit irgendeiner andern Ursache.

Gerade diese Eigenschaften aber, die Eigenartigkeit des Giftstoffes und die ungemessene Neubildung des Stoffes in dem erkrankten Körper, das sind die charakteristischen Eigenschaften derjenigen Krankheitsursachen, die man infektiöse nennt, und somit konnte noch einen Schritt weiter gegangen und gesagt werden, die Tuberkulose ist eine Infektionskrankheit, die durch ein eigenartiges (spezifisches) Gift erzeugt wird, das in den verschiedensten Organen die allerverschiedensten Veränderungen hervorruft, unter denen aber die Bildung hirsekorngroßer und kleinerer Knötchen eine ganz besonders große Rolle spielt. Nicht nur die Erkrankungen, bei denen die Entwicklung solcher Knötchen in den Vordergrund tritt (man pflegt dann von Miliartuberkulose zu sprechen), sondern auch die mit Schwund der Gewebe verbundenen Erkrankungen der Lungen (Lungenschwindsucht), der Schleimhäute (Kehlkopf-, Darmschwindsucht), der Nieren (Nierenschwindsucht), der Knochen und Gelenke (gewisse Formen von Knochenfraß) sowie chronische Anschwellungen von Lymphdrüsen (die früher sogenannten skrofulösen Drüsenschwellungen), gewisse, mit Ausschwitzungen einhergehende Er-

krankungen der Hirnhäute (Gehirnhautentzündung), des Mittelohres (manche Fälle von eiterigem Ohrenfluß), der Organüberzüge (manche Brust-, Bauchfell-, Herzbeutelentzündungen), die fressende Flechte der Haut (Lupus) und noch viele andre Veränderungen, sie alle konnten als zu dem Gebiete der Tuberkulose gehörig festgestellt werden, weil bei ihnen allen das besondere tuberkulöse Gift wirksam war.

So weit war gegen Ende der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts durch die pathologische Mikroskopie und insbesondere durch die experimentelle Pathologie die Kenntnis von der Tuberkulose gefördert, so war sie von dem Pathologen Cohnheim literarisch festgelegt worden (1879), und wenn sich solche Anschauungen auch noch nicht allgemeiner Zustimmung erfreuten, so konnte doch kein unbefangen die Tatsachen Prüfender dem Gewicht der vorgebrachten Gründe seine Anerkennung versagen.

Indessen diese Errungenschaft war noch nicht alles, sondern die mikroskopische Forschung hatte in Verbindung mit dem Tierversuch noch eine andre wichtige Tatsache festgestellt, nämlich daß auch eine selbständige Krankheit bei Tieren vorkommt, die der menschlichen Tuberkulose an die Seite gestellt werden muß. Das gilt vor allem für eine leider nur zu verbreitete Krankheit des Rindviehes, die gewöhnlich als Perlsucht bezeichnet wird, obwohl keineswegs in allen Fällen perlartige Knötchen, die den Namen gegeben haben, vorhanden sind. Sagt man statt dessen Rindertuberkulose, so ist in sprachlicher Beziehung nicht viel gewonnen, denn auch Tuberkel sieht man nicht überall, aber doch ist diese Bezeichnung vorzuziehen, weil sie eindringlich auf die Zusammengehörigkeit der Rinderkrankheit mit der menschlichen Tuberkulose hinweist. Auch die Rindertuberkulose (Perlsucht) ist eine Infektionskrankheit, auch sie wird durch ein eigenartiges Gift erzeugt, das, mit perlsüchtigen Produkten auf geeignete Tiere übertragen, bei diesen eine tuberkulöse Krankheit erzeugt, wie sie auch durch menschliche tuberkulöse Produkte erzeugt werden kann. Es konnte demnach kein Zweifel darüber sein, daß auch die Perlsucht des Rindviehes eine Tuberkulose ist und daß sie der Tuberkulose der Menschen entspricht.

Ist sie mit dieser identisch?

Bei der Beantwortung dieser Frage kann unmöglich die Tatsache ins Gewicht fallen, daß die Veränderungen, welche die Organe der kranken Rinder zeigen, weder im groben noch im feinen völlig mit den bei tuberkulösen Menschen vorkommenden übereinstimmen, denn — der Mensch ist eben, naturwissenschaftlich betrachtet, kein Rindvieh, und man kann doch unmöglich erwarten oder verlangen, daß ein Infektionsstoff, selbst wenn er genau derselbe ist, zum Beispiel in einer Rindviehlunge genau die gleichen Veränderungen hervorrufe wie in einer menschlichen Lunge. Nicht die Untersuchung der gesetzten Veränderungen, so wertvolle Aufschlüsse sie geben kann und so sehr eine grundsätzliche Aehnlichkeit der Ergebnisse verlangt werden muß, kann ausschlaggebend sein, sondern einzig und allein die Beschaffenheit der Ursache, des Infektionsstoffes.

Diesen kannte man bis dahin noch nicht, wenn auch kein Einsichtiger daran

zweifelte, daß er ein belebtes Wesen, ein Kleinlebewesen (Mikroorganismus Mikrobion) sein müsse.

Da kam im Anfang der achtziger Jahre die Krönung des Gebäudes der Lehre von der Tuberkulose, da kam die für die Erkennung der tuberkulösen Natur einer Erkrankung wie für die Bekämpfung der Tuberkulose gleich wichtige und folgenschwere Entdeckung des Erregers der Tuberkulose. Statt des nur indirekt bisher erkannten Virus tuberculosum war nun der Feind selbst gefaßt und auf allen seinen Wegen zu verfolgen. Indem Robert Koch (1882) zeigte, daß ein bestimmtes, durch besondere Eigenschaften ausgezeichnetes Kleinlebewesen, das man zu der Gruppe der Bakterien rechnet, nicht nur bei all den vorhergenannten Veränderungen des Menschen vorkommt, sondern auch in den tuberkulösen Produkten der künstlich infizierten Versuchstiere sich findet, daß man diesen Organismus, der seiner stäbchenförmigen Gestalt wegen als Tuberkelbazillus (bacillus = Stäbchen) bezeichnet wird und heute jedermann wenigstens dem Namen nach bekannt geworden ist, auf künstlich hergestellten Mitteln, sogenannten Nährböden, sich ins ungemessene vermehren lassen kann, daß man mit so auf immer wieder neuen Nährböden reingezüchteten, d. h. von allen fremden Beimengungen freien Tuberkelbazillen Versuchstiere genau so, ja sogar noch sicherer tuberkulös machen kann als mit dem tuberkulösen Stammaterial, aus dem die Bazillen herausgezüchtet worden waren, nachdem die weiteren Untersuchungen ergeben hatten, daß diese Bazillen gewisse chemische, für Mensch und Tier giftige Stoffe erzeugen und in ihrem Leibe enthalten, durch die sie selbst nach ihrem Absterben sowie entfernt von der Stelle ihrer Entwicklung schädliche Wirkungen zu entfalten vermögen, da konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß nun das Tuberkelgift selbst gefunden war, denn alle wesentlichen Erscheinungen der tuberkulösen Erkrankungen konnten nun auf das beste erklärt und verstanden werden. Nunmehr konnte also die Tuberkulose als eine Infektionskrankheit erklärt werden, die unter Einwirkung des Tuberkelbazillus entsteht, und es konnte umgekehrt gesagt werden, alles, was unter Mitwirkung von Tuberkelbazillen entsteht, gehört in das Bereich der als Tuberkulose bezeichneten Infektionskrankheit hinein.

Nun wurden aber auch in perlsüchtigen Tieren Bazillen mit anscheinend den gleichen Eigenschaften, wie sie bei den vom Menschen stammenden Tuberkelbazillen festgestellt worden waren, nachgewiesen, und somit wurde die Frage, ob die Rindertuberkulose genau dasselbe sei wie die Menschentuberkulose, von Koch selbst in bejahendem Sinne entschieden — und es wurden aus dieser Anschauung auch die notwendigen Folgerungen in bezug auf den Schutz der Menschen gegen tuberkulöse Infektion seitens des Fleisches, der Milch tuberkulöser Tiere gezogen.

Die Welt, die wissenschaftliche sowohl wie die Laienwelt, wurde deshalb nicht wenig überrascht, als im Jahre 1901 Koch erklärte, die Annahme der Gleichheit der Rinder- und der Menschentuberkulose sei ein Irrtum, die Bazillen der Rindertuberkulose, wir wollen sie kurz Rinderbazillen nennen, seien durchaus verschieden von denjenigen der Menschentuberkulose, den Menschenbazillen, — und als er wiederum daraus die Folgerungen für die Verhütung der Tuberkulose

bei den Menschen zog (Ungefährlichkeit des Fleisches und der Milch tuberkulöser Tiere).

Es ist hier nicht der Ort und es ist noch dazu unnötig, die wissenschaftliche Bewegung, die durch diese Mitteilung hervorgerufen worden ist, in ihren Einzelheiten zu verfolgen, es genügt vollständig, das Resultat, zu dem sie geführt hat, mitzuteilen.

Daß bei der Beantwortung der aufgeworfenen Frage die Verschiedenheit des Leichenbefundes bei den tuberkulösen Rindern und den tuberkulösen Menschen nicht ausschlaggebend in Betracht kommen kann, sondern daß lediglich die Eigenschaften des Infektionsgiftes, also der Bazillen, in Frage kommen können, habe ich bereits vorher erwähnt. Was nun diesen Punkt anbetrifft, so hatten schon wiederholt Tierversuche ergeben, daß für gewisse Tiere, z. B. Kaninchen, vom Menschen stammende tuberkulöse Produkte sich weniger wirksam zur Erzeugung einer künstlichen Tiertuberkulose erwiesen, als von Rindern herrührende, indessen an sich gibt diese Beobachtung keinen Beweis für eine Verschiedenheit der Erreger, da wir wissen, daß für das Haften der Infektion sowohl die Zahl der überpflanzten Bakterien als auch die Giftigkeit (Virulenz) der Mikroorganismen, die in weiten Grenzen verschieden sein kann, eine wesentliche und maßgebende Bedeutung besitzt. Der letzte Umstand könnte auch noch von gleich wesentlicher Bedeutung sein, selbst wenn ein Unterschied in der Zahl nicht vorliegend wäre. Darum kann auch der Umstand noch nicht als entscheidend angesehen werden, daß mit reingezüchteten Bazillen von beiderlei Herkunft, wenn sie in durchaus gleicher Menge übertragen wurden, gradweise verschiedene Wirkung erzielt werden konnte, denn es blieb immer der Einwand bestehen, daß der Grad der Giftigkeit, der Virulenzgrad, für die zum Versuch benutzte Tierart bei beiden ein verschiedener sei. Dies gilt aber nicht nur für eine dritte Tierart, sondern für die beiden in Betracht kommenden Geschöpfe, Mensch und Rindvieh selbst. Auch wenn tuberkulöse Produkte oder reingezüchtete Bazillen vom Rind für den Menschen sich weniger giftig (virulent) erweisen als für gesunde Rinder, und wenn das gleiche Verhältnis zwischen Mensch und Rind in bezug auf die menschliche Tuberkulose besteht, so kann darin noch kein vollgültiger Beweis der Verschiedenheit der Rinderbazillen und der Menschenbazillen gesehen werden, denn es könnten die Menschenbazillen für das Rindvieh, die Rinderbazillen für den Menschen nur weniger virulent sein, im übrigen könnte völlige Identität bestehen.

Inwieweit Rinderbazillen für den Menschen gefährlich, d. h. virulent sind, ist sehr schwer aus der ärztlichen Beobachtung zu entscheiden, denn eine absichtliche Uebertragung, obgleich geschehen, ist doch in einer hinreichenden Zahl von Fällen und in der notwendigen Abänderung der Uebertragungsart nicht gemacht, und unbeabsichtigte Uebertragungen, bei denen jeder Zweifel zu beseitigen sei, sind kaum bekannt, dagegen ist die andre Frage, ob der vom Menschen stammende Bazillus für Rindvieh gefährlich ist oder nicht, durch den Versuch zur Entscheidung zu bringen.

Freilich kann durch diese Versuche die Doppelfrage, sind Rinderbazillen für den Menschen, sind Menschenbazillen für das Rind gefährlich, nicht endgültig entschieden werden, denn wenn die Menschenbazillen sich für Rindvieh völlig ungiftig erwiesen, so wäre damit noch lange nicht der Beweis erbracht, daß nun auch der Rinderbazillus für den Menschen ganz gleichgültig sei, denn das eine wäre ohne das andre durchaus möglich. Immerhin würde ein negativer Ausfall der Uebertragung von Mensch auf Rind ein großes Gewicht in die Wagschale zugunsten der Nichtgleichheit der Menschen- und Rinderbazillen werfen.

Koch und Schütz glaubten nun durch eine Reihe von Versuchen die Frage der Uebertragbarkeit der menschlichen Tuberkulose auf Rinder endgültig in negativer Weise entschieden zu haben, als sich aus ihren Versuchen ergeben hatte, „daß Rindern größere Mengen lebender Bazillen der menschlichen Tuberkulose ohne Schaden eingespritzt werden konnten, während sie nach der Einspritzung selbst von kleinen Mengen lebender Bazillen der Perlsucht an allgemeiner Tuberkulose erkrankten". Die von zahlreichen Forschern an zahlreichen Orten vorgenommenen Nachuntersuchungen haben nun aber das unzweifelhafte Resultat ergeben, daß diese Schlußfolgerung von Koch-Schütz nicht die ganze Wahrheit enthielt, sondern nach zwei Richtungen hin einer wesentlichen Vervollständigung bedarf: Erstens, es gibt Rinderbazillen — man pflegt die von einem Tier gezüchteten Bazillen einen Stamm zu nennen —, also, es gibt Rinderbazillenstämme, die weder in kleinen noch in größeren Mengen gesunde Rinder an allgemeiner Tuberkulose erkranken machen, und zweitens, was viel wichtiger ist, es gibt vom Menschen stammende Tuberkelbazillenstämme, die für Rinder genau ebenso virulent sich erweisen wie die virulentesten Rinderbazillenstämme.

Damit ist also das Gesamtuntersuchungsresultat für die Entscheidung der Frage der Gleichheit von Rinder- und Menschentuberkulose ein völlig unzureichendes geworden, denn es gibt Rinderbazillenstämme, die für Rinder ebensowenig giftig sind wie die meisten von Menschen herrührenden Stämme, und es gibt Menschenbazillenstämme, die für Rinder nicht minder virulent sind wie die meisten Rinderbazillenstämme, ein durchgreifender Unterschied ist durch den Versuch am Rinde nicht festzustellen.

Nun hat sich aber in einer andern Richtung eine wichtige Tatsache ergeben, nämlich, daß die Wachstumsverhältnisse der Bazillen bei künstlicher Züchtung eigentümliche Verschiedenheiten darbieten und daß diesen Verschiedenheiten entsprechend die Wirkung bestimmter kleiner Mengen auf Kaninchen wesentlich verschieden ist, indem die einen eine tödliche Tuberkulose bei diesen Tieren erzeugen, die andern nicht. Die letzte Eigenschaft haben im allgemeinen die aus Menschen gezüchteten Bazillen, die erste die aus Rindern gezüchteten, die man nun als menschliche Form (Typus humanus) und als Rinderform (Typus bovinus) unterschieden hat. Es kann hier die Frage unerörtert bleiben, ob die Verschiedenheiten bei allen Stämmen in charakteristischer Weise hervortreten oder ob es Uebergänge zwischen beiden Formen gibt, ob man also die beiden Formen als wesentlich verschieden oder nur als durch Akkommodierung an einen bestimmten

Nährboden abgeartete, sonst zusammengehörige Organismen betrachten will, das sind Fragen, welche die Wissenschaft, aber nicht die Allgemeinheit interessieren, denn für die Wohlfahrt des Menschengeschlechts hat nur die Frage Bedeutung, ob der Rinderbazillus, der Typus bovinus, für den Menschen gefährlich ist oder nicht, und diese Frage ist gleichbedeutend mit der andern, ob bei tuberkulösen Menschen immer nur Bazillen vom Typus humanus vorkommen oder ob auch der Typus bovinus gefunden wird. Diese Frage ist von den verschiedensten Seiten in bejahendem Sinne entschieden worden: es gibt Fälle von Tuberkulose beim Menschen, und zwar nicht nur solche mit bloß örtlichen Veränderungen, sondern auch solche, bei denen der Tod durch allgemeine Tuberkulose eingetreten ist, bei welchen Bazillen vom Typus bovinus gezüchtet wurden, die dann auch für Kälber im höchsten Grade virulent sich erwiesen. Dem Einwande, daß in diesen Fällen auch die Bazillen vom Typus humanus dagewesen seien und daß diese, nicht die sie begleitenden Rinderbazillen die tuberkulöse Erkrankung gemacht hätten, ist durch die Tatsache zu begegnen, daß auch bei sorgfältigster Untersuchung in hierhergehörigen Fällen an den verschiedensten Stellen des Körpers einzig und allein Bazillen vom Typus bovinus gefunden werden konnten. Obwohl bisher Verschiedenheiten im Leichenbefund zwischen diesen und den gewöhnlichen Fällen menschlicher Tuberkulose nicht festgestellt worden sind, so würde man doch, falls sich die Verschiedenheit der beiden Bazillentypen als eine konstante herausstellen sollte, beim Menschen zweierlei Tuberkulosen annehmen müssen, eine im engeren Sinne menschliche und eine andre, die durch den Rinderbazillus erzeugt wird. In jedem Falle, mag die gegenseitige Stellung der beiden Bazillentypen in Zukunft entschieden werden wie immer sie wolle, müssen wir auf Grund unsrer heutigen Kenntnisse feststellen, es gibt Tuberkulosen beim Menschen, die in ihrer Ursache mit Rindertuberkulose völlig gleichartig sind, d. h. mit andern Worten, die Rinderbazillen sind auch für den Menschen gefährlich. Bis jetzt ist der Typus bovinus, wie es scheint, nur bei tuberkulösen Kindern sicher nachgewiesen worden, doch sind die Untersuchungen noch lange nicht weit genug gediehen, um entscheiden zu können, ob nicht auch beim Erwachsenen der gleiche Befund in einer Reihe von Fällen erhoben werden kann. Für die Beantwortung der zweiten und dritten der von mir aufgeworfenen Hauptfragen: Wie entsteht die Tuberkulose? und: Wie verhüten wir die Tuberkulose? ist die Entscheidung darüber nicht von wesentlicher Bedeutung, denn es kommt die Infektion mit Rinderbazillen doch überhaupt nur für Kinder in nennenswerter Weise in Betracht.

II. Wie entsteht die Tuberkulose?

Aus den vorstehenden Ausführungen über das, was Tuberkulose ist, ergibt sich ohne weiteres, daß zur Entstehung von Tuberkulose Tuberkelbazillen notwendig sind, seien es diejenigen des Typus humanus, die zweifellos in der Mehrzahl der Fälle in Betracht kommen, seien es diejenigen des Typus bovinus. Ohne Tuberkelbazillen keine Tuberkulose! Die Bazillen kommen von außen in

den Körper hinein, wir müssen uns also über die beiden Fragen klar werden, wo kommen die Bazillen in den Körper hinein und wie kommen sie hinein?

Es ist möglich, daß der Eintritt in den Körper des Kindes schon vor der Geburt und zwar durch Vermittlung des Blutes während der Entwicklung oder schon mit einer Keimzelle bei der Befruchtung erfolgt, aber da bei neugeborenen Kindern und solchen aus den ersten Lebenswochen tuberkulöse Veränderungen zu den größten Seltenheiten gehören, so nimmt die überwiegende Mehrzahl der Aerzte an, daß die Bazillen im wesentlichen erst nach der Geburt Eintritt erlangen. Die erste Infektion ist in zahlreichen Fällen schon in die Kinderzeit, ja man darf wohl sagen in die ersten Lebensjahre zu verlegen.

Abgesehen von den sicher die große Ausnahme bildenden Fällen, daß eine Hautwunde, die durch Bazillen verunreinigt wurde, die Eintrittspforte darstellte, oder daß eine andre schleimhäutige Oeffnung den Weg darbot, sind es die beiden Schleimhautöffnungen, durch die regelmäßig Dinge der Außenwelt eingeführt werden, nämlich Nasen- und Mundöffnung, durch welche die Bazillen ihren Einzug halten, und sie können auf dreierlei Weise durch diese Oeffnungen gelangen, nämlich mit der Atemluft, mit der Nahrung und dem Getränk, endlich durch unmittelbare Einführung, sogenannte Kontaktinfektion. Bei dieser spielen beschmutzte Finger, an denen Bazillen kleben, sicherlich die erste und gefährlichste Rolle, doch kann nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß beim Küssen auf den Mund die beste Gelegenheit zur Uebertragung von Bazillen von einem Mund zum andern gegeben ist. Sind die Bazillen erst in den Anfang der Atmungs- und der Verdauungswege gelangt, so können sie wieder auf verschiedene Weise, die mit der ersten Einführungsweise durchaus nicht übereinzustimmen braucht, in diesen Wegen weitergeschafft werden. So können Bazillen, die in der Atemluft enthalten waren, zwar unter Umständen direkt in die tieferen Atemwege und in die Lungen gelangen, sie können aber auch zunächst an der Mund- oder Rachenschleimhaut hängen bleiben und dann verschluckt werden, ebenso wie an der Nahrung haftende Bazillen zwar direkt mit dieser in den Magen und Darm gelangen können, aber von der Mundhöhle aus auch mit der Atemluft in die Atemwege mitgerissen werden können. Die durch Kontakt in die Anfangshöhlen eingeführten Bazillen können in ähnlicher Weise sowohl in die Atemwege wie in die Verdauungswege gelangen. Also zwischen der Art der Einführung der Bazillen und dem Weg, den sie in den schleimhäutigen Wegen nehmen, besteht nicht notwendig eine Uebereinstimmung.

Aus den schleimhäutigen Kanälen, sowohl den ersten Wegen (Nasen-, Rachen-, Mundhöhle) wie den tieferen (Atmungs-, Verdauungswegen), gelangen die Bazillen, die der Eigenbewegung entbehren, in die Gewebe hinein, indem sie entweder irgendwo an der Oberfläche Fuß fassen und, indem sie sich durch Teilung vermehren, in die Tiefe hineinwachsen oder indem sie — das ist offenbar das häufigste — durch die aufsaugenden Kräfte des Körpers direkt in die Tiefe, und zwar vorzugsweise in die Saugadern gelangen, durch die sie weiter nach den nächsten Lymphdrüsen, aber endlich auch in das Blut befördert werden können. Es ist

nicht notwendig, daß an der Stelle der Oberfläche, wo die Bazillen zuerst haften bleiben und Fuß fassen, von wo sie in die Gewebe gelangen, eine tuberkulöse Veränderung entsteht, sondern häufig, besonders bei Kindern, sind es erst die nächsten Lymphdrüsen, an denen die Bazillen zurückgehalten werden und krankhafte Veränderungen hervorrufen; ob sie auch an noch entfernteren Stellen die ersten Veränderungen bewirken können, darüber gehen die Meinungen auseinander, mir scheint das deswegen unzweifelhaft festzustehen, weil wir gelegentlich bei der Leichenöffnung nur an einem einzigen tiefer liegenden Organe, etwa am Herzbeutel, an einem Knochen, an einer Nebenniere u. s. w. tuberkulöse Veränderungen finden.

Gerade diese Beobachtungen regen aber auch notwendig die Frage an, warum siedeln sich die Bazillen nur an dieser oder jener Stelle des Körpers an, und an sie fügt sich weiterhin die allgemeinere Frage an, genügt das Hineingelangen eines Bazillus in die Gewebe, um seine Ansiedelung, seine Vermehrung zu ermöglichen, um infolge davon eine tuberkulöse Erkrankung zu erzeugen?

Ehe ich indessen auf die Beantwortung dieser Frage eingehe, möchte ich zunächst eine wichtige Vorfrage erledigen. Wo kommen die in den Körper eingeführten Tuberkelbazillen her?

Die Tuberkelbazillen gehören zu jener Gruppe von Lebewesen, die auf den Menschen und gewisse Tiere für ihr Leben angewiesen sind, die außerhalb dieser lebenden Wirte, in denen sie schmarotzen, unter natürlichen Verhältnissen nicht zu leben vermögen; wir nennen diese Gruppe der Schmarotzer obligate Schmarotzer oder Parasiten. Es ist zwar möglich, daß solche obligate Parasiten auch außerhalb ihres Wirtstieres eine Zeitlang lebensfähig sich erhalten, insbesondere, wenn sie etwa Dauerformen, Sporen bilden, aber schließlich gehen sie eben doch zugrunde. Das gilt auch für die Tuberkelbazillen: ihre Quelle ist unter allen Umständen der tuberkulöse Mensch oder das tuberkulöse Tier.

Von tuberkulösen Tieren kann dem Menschen im wesentlichen nur Gefahr drohen, insofern sie ihm zur Nahrung dienen, denn daß der Verkehr mit lebenden tuberkulösen Tieren in Betracht kommen könnte, ist höchstens für tuberkulöse Papageien zuzugeben. Die Gefahr droht von den Schlachttieren, in erster Linie von Rindvieh und Schweinen. Es darf wohl als ausgeschlossen betrachtet werden, daß der Genuß von tuberkulösen Organen, von seltenen Ausnahmefällen abgesehen, in Betracht gezogen werden müßte, sondern regelmäßig in Frage kommen kann nur das Fleisch tuberkulöser Tiere. Im großen und ganzen ist die von hier drohende Gefahr gering, denn die Muskulatur, das Fleisch ist in der Regel frei von tuberkulösen Veränderungen und von Bazillen, höchstens könnten kleine tuberkulöse Drüsen neben der Muskulatur gelegen sein.

Ist also das Tier erst tot, so kommt es als Infektionsquelle für den Menschen nicht mehr wesentlich in Betracht, dagegen kann das tuberkulöse weibliche Tier durch die dem menschlichen Genuß zugeführte Milch eine nicht unwichtige Quelle für tuberkulöse Infektion abgeben. Nicht jede tuberkulöse Kuh — die andern Tierarten kommen kaum in Betracht — sondert Tuberkelbazillen in ihrer Milch

ab, aber daß in der Kuhmilch oft genug Bazillen enthalten sind, besonders auch in der Sammelmilch von Molkereien, das hat die Erfahrung in unwiderleglicher Weise gelehrt. Hier kann also eine Quelle für tuberkulöse Infektion sein und hier muß nach dem jetzigen Stand unsrer Kenntnisse eine Quelle angenommen werden, die entsprechend dem Gebrauch, der von der Milch gemacht wird, hauptsächlich den menschlichen Kindern, den Säuglingen droht. Wo sollten die tuberkulösen Kinder, bei denen Bazillen vom Rindertypus gefunden wurden, diese Bazillen herbekommen haben, wenn nicht durch die Milch tuberkulöser Kühe? Gerade diejenigen, die einer scharfen Trennung zwischen dem Typus humanus und dem Typus bovinus das Wort reden, müssen hier die Infektion vom Rindvieh aus zugestehen — und es bleibt kein andrer denkbarer Weg der Uebertragung als der durch die Milch.

Allein bei aller Anerkennung der von dem Rindvieh drohenden Gefahr wird doch kein Sachverständiger auch nur einen Augenblick zögern, zu erklären, daß für den Menschen die Hauptgefahr von den tuberkulösen Menschen droht. Die Art dieser Bedrohung ist freilich eine ganz andre wie bei den Tieren, denn es sind die von tuberkulösen Menschen in einem gewissen Stadium der Erkrankung nach außen abgegebenen, man kann dreist sagen in die Umgebung zerstreuten Bazillen, die auf die verschiedenste Weise wieder in den Körper andrer Menschen gelangen können. Es können Bazillen durch den Harn, durch den Kot und andre Ausscheidungen, auch durch die Absonderung tuberkulöser Hautgeschwüre oder -fisteln an die Umgebung abgegeben werden, doch spielen diese Vorgänge eine untergeordnete Rolle gegenüber der Bazillenabsonderung durch Mund- und Nasenöffnungen. Hier ist es der Auswurf, der bei geschwüriger Kehlkopf- und Lungentuberkulose Millionen und aber Millionen Bazillen enthalten kann, die, wenn sie auch nicht mehr alle lebendig und infektionstüchtig sein sollten, doch hinreichen, um die größte Gefahr zu bedeuten. Nicht eine unmittelbare Gefahr, aber eine Gefahr dadurch, daß die Bazillen des Auswurfs an Gegenstände ankleben, daß sie nach Austrocknung des Auswurfs dem Staube sich beimischen und teils durch die Atemluft, teils durch den mit Bazillen beschmutzten Finger in die Nasen-, Rachen-, Mundhöhle gelangen können. Wenn auch beim Eintrocknen und durch allerhand äußere Einwirkungen wiederum eine gewisse Anzahl Bazillen zugrunde geht, so bleiben ihrer immer noch genügend zurück, um, wie der Versuch am Meerschweinchen beweist, die Gefahr der Infektion zu begründen.

Der von dem Auswurf drohenden Gefahr vermag sich niemand zu entziehen, der in der Oeffentlichkeit lebt, denn die Zahl der Bazillen auswerfenden Tuberkulösen ist so groß, daß in jedem Eisenbahnwagen, in jedem Tramwagen, in jedem öffentlichen Lokal dauernd oder doch zeitweise Bazillen vorhanden sind. An sich kann man den Bazillen ein Ueberallvorkommen, eine Ubiquität, wie der Kunstausdruck lautet, nicht zuschreiben, aber tatsächlich muß man doch damit rechnen, daß niemand von der Möglichkeit, Bazillen in seinen Körper aufzunehmen, verschont bleibt.

Am meisten sind begreiflicherweise diejenigen gefährdet, die in der Nähe eines

Bazillenabsonderers zu leben genötigt sind, um so mehr, je unvorsichtiger dieser mit seinem Auswurf umgeht, je mehr, wie bei auf der Erde herumkriechenden und spielenden Kindern, eine Kontaktinfektion durch schmutzige Finger möglich ist. Es kommen aber unter diesen Umständen noch andre Vorgänge in Betracht, die wir durch Flügge kennen gelernt haben. Nicht nur beim Niesen und Husten, sondern schon beim Sprechen entweichen mit der Luft kleine Bläschen, an deren Wand Bazillen anhaften können. Diese Bläschen schweben eine Zeitlang in der Luft, ehe sie sich zu Boden senken, und so streut ein solcher Tuberkulöser, in dessen Mund- und Nasenhöhle von irgendwoher Bazillen gelangt sind, diese in einem gewissen Umkreise um sich her, und wer in diesen Kreis hineingelangt, kann diese schwebenden Bazillen einatmen, jede Speise, jedes Getränk, das in diesem Umkreise ungeschützt sich vorfindet, kann mit Bazillen verunreinigt werden, jeder Gebrauchsgegenstand ist der Beschmutzung mit Bazillen ausgesetzt. Es bedarf keiner Ausführung, daß diese bazillentragenden Tröpfchen auch schon an den Lippen des Kranken haften bleiben und daß deshalb jeder Mundkuß, den ein solcher tuberkulöser Mensch einem gesunden gibt, diesem die tuberkulöse Infektion eintragen kann.

Wenn man diese zahlreichen Möglichkeiten der Infektion mit Tuberkelbazillen sich vergegenwärtigt, so könnte einem angst und bange werden, und die Frage erhebt sich unwillkürlich: Gibt es denn unter unsern heutigen Verhältnissen überhaupt noch Menschen, die nicht tuberkulös infiziert sind?

In der Tat, wenn jeder Bazillus, der in einen menschlichen Körper hineinkommt, auch schon genügend wäre, um diesen Menschen tuberkulös zu machen, so würde es da, wo die Menschen in Verkehr mit andern stehen, kaum einen Nichttuberkulösen geben können. In Wirklichkeit ist es so schlimm nicht, wenn auch die Zahl derjenigen, die bei der Leichenuntersuchung keine Spuren von Tuberkulose aufweisen, geringer ist als die der Tuberkulösen.

Aber auch wenn jemand tuberkulös, d. h. durch Tuberkelbazillen krank geworden ist, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß die Tuberkulose, die zunächst nur an einer oder wenigen Stellen zu sitzen pflegt, stetig fortschreiten und durch allgemeine Erkrankung den Tod herbeiführen müßte. Zwei tröstliche Gesichtspunkte müssen also im Auge behalten werden: erstens, daß nicht jeder in den Körper geratene Bazillus eine Tuberkulose erzeugt, zweitens, daß auch eine entstandene Tuberkulose wieder heilen kann.

Wie bei den Infektionskrankheiten überhaupt, so hängt auch bei der Tuberkulose — damit komme ich auf die vorher hier aufgeworfenen Fragen zurück — das Entstehen der Krankheit überhaupt sowie die Schwere und Dauer der etwa entstandenen Krankheit nicht nur von der Anwesenheit der Mikroorganismen ab, sondern auch von dem Zustande des Körpers, in den sie geraten sind, von dem Zustande des Körperteiles, an oder in dem sie haften geblieben sind. Die Bedingungen, unter denen die Infektionskrankheiten entstehen, sind vielseitige und zusammengesetzte; nur eine dieser Bedingungen, freilich eine unbedingt nötige, stellen die Mikroorganismen dar.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Menge der in den Körper gelangten Bazillen, daß der Grad ihrer Virulenz, die sicherlich auch bei dem Typus humanus ebenso wechselnd sein kann, wie es bei dem Typus bovinus nachgewiesen worden ist, für die Entstehung der Krankheit von Wichtigkeit sein kann, hier ist deshalb ergänzend noch hervorzuheben, daß auch der Gesamtzustand des Körpers und seiner einzelnen Teile, auf welche die Bazillen zur Einwirkung gelangen, wir können sagen, daß die Konstitution der Teile von der größten Wichtigkeit ist. Man hat mit Recht von einem Kampfe der Bakterien mit dem Körper gesprochen. Der menschliche Körper ist auch den Tuberkelbazillen nicht schutzlos preisgegeben, es stehen ihm Mittel zu Gebote, eingedrungene Bazillen unschädlich zu machen, ehe sie überhaupt imstande sind, eine Krankheit hervorzurufen. Durch diese Schutzmittel werden sicherlich viele Bazillen zerstört, noch ehe sie in dem Körperinnern verbreitet wurden, aber auch viele andre, denen es gelungen ist in dasselbe hineinzukommen. Versagen aber die bazillenzerstörenden Schutzkräfte an einer bestimmten Stelle des Körpers, sind hier durch regelmäßige oder durch krankhafte Verhältnisse (z. B. Gewerbeschädigungen) bedingte Zustände vorhanden, die den Kampf zwischen Bazillen und Körper ungünstig für diesen beeinflussen, so können hier die Bazillen sich ansiedeln und tuberkulöse Veränderungen erzeugen, während an andern, günstiger konstituierten Stellen dem Körper vielleicht noch der Sieg zuteil wird. Je zahlreicher die schwachen Stellen in einem Körper sind, um so größer ist seine Anlage zur Tuberkulose, um so mehr ist er für tuberkulöse Erkrankungen disponiert.

Diese für den Körper ungünstigen Verhältnisse brauchen aber nicht dauernd zu bestehen, sie können sich zugunsten des Körpers ändern, so daß dieser nun imstande ist, auch an dieser Stelle die Bazillen zu besiegen, sie am Weiterwachsen zu verhindern, schließlich sie abzutöten, auch wenn sie schon Fuß gefaßt, sich vermehrt und krankhafte Veränderungen im Körper erzeugt hatten. Die Bedingungen für die Krankheit müssen demnach auch im Verlaufe derselben einem Wechsel unterworfen sein, der sicherlich zum größen Teil auf einem Wechsel der Konstitution, auf einem Wechsel der Zellentätigkeit und der von ihr abhängigen chemischen Zusammensetzung des Körpers und seiner Säfte beruht. Ein solcher Wechsel kann zuungunsten des Körpers ausfallen und eine Verschlimmerung der Krankheitserscheinungen zur Folge haben, wie das zum Beispiel bei Frauen, die guter Hoffnung sind oder eben geboren haben, der Fall ist, aber er kann auch — und dies ist glücklicherweise recht häufig der Fall, viel häufiger, als man früher glaubte hoffen zu dürfen — zuungunsten der Bazillen ausfallen, die an ihrer verderblichen Arbeit gehindert werden. Leider ist diese Hinderung nicht immer gleichbedeutend mit Abtötung, so daß zwar ein Stillstand in dem Fortschreiten der Krankheit, aber keine volle Heilung eintritt und die Bazillen, wenn auch ihrer weiteren Vermehrung ein Ziel gesetzt ist, doch in lebensfähigem Zustande in gewisser Menge erhalten bleiben, stets bereit, wenn die Verhältnisse für sie wieder günstiger werden, von neuem in Wucherung zu geraten, von neuem siegreich im Körper weiter vorzudringen. Die Zeit des Stillstands nennen wir

die Zeit der Latenz; wie lange Bazillen in Krankheitsherden latent bleiben können, ist nicht leicht zu sagen, aber man muß sicherlich mit Jahren, ja wahrscheinlich mit Jahrzehnten rechnen; inwieweit Bazillen, ohne erkennbare Veränderungen zu erzeugen, latent d. h. wirkungslos und doch lebensfähig bleiben können, darüber hat die Wissenschaft das letzte Wort noch nicht gesprochen, ebensowenig wie darüber, inwieweit eine vorhanden gewesene oder noch vorhandene tuberkulöse Erkrankung für eine neue von außen kommende Bazilleninfektion in begünstigendem oder hinderndem Sinne von Bedeutung ist. Da auch zugrunde gehende Bazillen, die nicht krankheitserzeugend haben wirken können, doch chemische Einwirkungen im Körper auszuüben und chemische Aenderungen in demselben hervorzurufen imstande sind, so gehört es auch zu den weiteren Aufgaben der Wissenschaft, nachzuforschen, inwieweit dadurch etwa die Wirksamkeit später eingedrungener Bazillen nach der einen oder andern Seite beeinflußt werden könnte. Für jetzt wird es sich empfehlen, damit zu rechnen, daß für jedermann die Einfuhr von Bazillen eine Gefahr bringt.

III. Wie bekämpfen wir die Tuberkulose?

Nach dem im zweiten Kapitel Ausgeführten ergeben sich die allgemeinen Aufgaben für die Bekämpfung der Tuberkulose ganz von selbst. Sie muß berücksichtigen die Bazillen und sie muß berücksichtigen die Körperkonstitution; die einen unschädlich, die andre widerstandsfähiger machen, das ist die Aufgabe.

Was die Bazillen betrifft, so hat sich der Kampf zunächst gegen die außerhalb des menschlichen Körpers befindlichen zu richten. Erledigen wir wieder zunächst die weniger wichtigen Rinderbazillen. Hier hat der Kampf beim lebenden Rindvieh zu beginnen, denn gelingt es, bei ihm die Tuberkulose zu tilgen, so kann sie auch dem Menschen keine Gefahr mehr bringen. Das ist freilich nur der eine für einen solchen Kampf in Betracht kommende Gesichtspunkt, der andre ist ein wirtschaftlicher, denn der Wert des Viehes, der Ertrag der Viehzucht wird durch die Tuberkulose in hohem Maße geschädigt. Die zu Gebote stehenden Hilfsmittel sind hauptsächlich drei: man schlachtet tuberkulöse Tiere, man verwendet nur ganz einwandfreie Tiere zur Nachzucht, man schützt gesunde Tiere gegen eine tuberkulöse Infektion. Für die ersten beiden Gesichtspunkte kommt der Umstand uns zustatten, daß uns Koch in einem durch die Bazillen erzeugten chemischen Körper, dem Tuberkulin, ein Mittel kennen gelehrt hat, durch das wir mit ziemlich großer Sicherheit auch eine auf andre Weise nicht erkennbare Tiertuberkulose festzustellen vermögen, da gesunde Tiere nach Einspritzen einer gewissen Menge Tuberkulin ganz anders sich verhalten wie solche, die irgendwo in ihrem Körper eine tuberkulöse Stelle, einen sogenannten tuberkulösen Herd tragen. Was den dritten Punkt betrifft, so darf es als festgestellt betrachtet werden, daß man im Versuche Kälber dadurch gegen die Wirkung virulenter Rinderbazillen schützen kann, daß man sie in geeigneter Weise mit abgeschwächten Rinderbazillen oder mit Menschenbazillen (Typus humanus) oder vielleicht auch mit Bazillen noch andrer Herkunft behandelt. Sie erhalten dann

eine Immunität gegen die virulenten Bazillen dadurch, daß ihre Abwehr- und Schutzmittel erhöht werden. Ob es auf solche Weise gelingen wird, Rindvieh auch gegen natürliche Infektion sicher zu schützen, werden hoffentlich bald die zahlreichen in Angriff genommenen Untersuchungen feststellen.

Solange wir aber noch mit tuberkulösem Vieh zu rechnen haben, wird zunächst eine gut eingerichtete Fleischbeschau dafür sorgen müssen, daß alle tuberkulös veränderten Teile vernichtet werden und daß auch dasjenige Fleisch, in dem nach Lage der Verhältnisse lebende Tuberkelbazillen möglicherweise vorhanden sein können, nicht ungekocht in den Verkehr gegeben wird. Uebrigens ist jeder in der Lage, sich selbst gegen die mögliche Schädigung durch bazillenhaltiges, der Kontrolle vielleicht entgangenes Fleisch zu schützen, wenn er nur gut durchgekochtes oder durchgebratenes Fleisch genießt, denn durch gehörige Erhitzung können die Bazillen sicher abgetötet werden, und im Fleische werden niemals so viele Bazillen vorhanden sein, daß etwa durch die in deren Leibern noch enthaltenen Giftstoffe eine nennenswerte Schädigung zu befürchten wäre.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in bezug auf die Milch. Es ist selbstverständlich, daß die von einer nachweislich tuberkulösen Kuh herrührende Milch zum freien Verkehr nicht zugelassen werden darf; es ist aber ebenso selbstverständlich, daß jeder es in der Hand hat, sich selbst gegen Rinderbazillen in der Milch zu schützen, wenn er gut gekochte Milch in Verwendung nimmt. Leider hat sich herausgestellt, daß für die Säuglinge — nicht für alle, aber doch für eine Anzahl — stark gekochte Milch schädlich ist, daß sie durch ihren Genuß schwer erkranken können, daß sie aber in kurzer Zeit wiederhergestellt werden, wenn sie mit ungekochter Milch ernährt werden. Da muß dann also ganz besonders sorgfältig für eine reinliche, unverdächtige Milchquelle gesorgt werden. Eine solche Quelle gibt es, die leider nur zu sehr aus Not oder Bequemlichkeit den Säuglingen vorenthalten wird, das ist die Mutterbrust; noch nie ist es beobachtet worden, daß ein von der Mutter oder einer Amme ernährtes Kind jener Krankheit, der sogenannten Möller-Barlowschen Krankheit, anheimgefallen wäre. Ob es je gelingen wird, durch einen Zusatz zu der Tiermilch die etwa in ihr enthaltenen Bazillen unschädlich zu machen, ohne der Milch die Eigenschaften der ungekochten Milch zu nehmen, steht dahin, bis jetzt ist es nicht gelungen.

Der weit wichtigere Kampf gegen die vom Menschen stammenden Bazillen hat sich zunächst gegen die von den Kranken mit ihrem Auswurf und mit ihren Mundtröpfchen abgesonderten Bazillen zu richten. Hier heißt es vor allem: Erziehung des Volkes zu hygienischer Reinlichkeit. Wohl können der Staat und die Gemeinde mit gutem Beispiel vorangehen, indem sie dafür Sorge tragen, daß Eisenbahnwagen, öffentliche Räume und Orte aller Art, wo nur immer Bazillen abgelagert sein könnten, regelmäßig und zweckmäßig gereinigt und desinfiziert werden, aber was hilft das, wenn nicht die Menschen selbst und vor allem die Kranken sich daran gewöhnen, ihren Auswurf nicht achtlos an beliebiger Stelle abzulagern, sondern ihn an unschädlichen Stellen von sich zu

geben bezw. ihn durch künstliche Mittel zu desinfizieren, — wenn es immer noch vorkommt, daß an den Wirtstafeln hustende Tuberkulöse ihre Tröpfchen frei über den Tisch oder gar direkt über die herumgereichten Speisen sich zerstreuen lassen; was nutzt die Sorge für reine, bazillenfreie Kuhmilch, wenn in der Wohnung bazillenhaltigem Staub oder bazillenhaltigen Tröpfchen der freie Zutritt zur Milch gestattet ist? Was nutzt die größte Reinlichkeit im Hause und am Körper, die größte Vorsicht in der Auswahl der Nahrung, wenn Mütter zugeben, daß ihre Kinder — und am meisten die gefährdetsten, die kleinen, von Freunden und Bekannten oder gar von beliebigen fremden Personen abgeküßt und so der Gefahr einer direkten tuberkulösen Infektion preisgegeben werden? Hier kann nur unverdrossene Ermahnung, immer wiederholte Aufklärung, die am besten schon in der Schule zu beginnen hätte, zu einem günstigen Resultate führen. In der segensreichsten Weise können in dieser Richtung die neuerdings eingerichteten Fürsorgestellen für Tuberkulöse wirken, von denen aus eine stete Kontrolle über das ganze Leben der Kranken geführt wird, die stets wieder zu richtiger Lebensführung ermahnen, Ratschläge zum Besten der Kranken, zum Besten ihrer Familie erteilen, kurzum mit Rat und Tat dauernd zur Seite stehen. Wie viele aber werden sich auch in Zukunft von den Fürsorgestellen fernhalten? Diese können nichts Durchgreifendes leisten, solange ihre Fürsorge nur den freiwillig sich Meldenden zuteil werden kann.

Ich habe stets das Gefühl gehabt, daß der Tuberkulose gegenüber der Satz Anwendung finden kann: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen." Welchen Lärm hat man um die paar Aussätzigen in Deutschland gemacht, mit wie strengen Maßregeln ist der Staat gegen diese Kranken vorgegangen — und was ist gegenüber den Tuberkulösen geschehen? Sind sie weniger der Staatsgewalt unterworfen, weil sie nicht ein paar Dutzend, sondern Tausende und aber Tausende ausmachen? Gegen eine so am Marke des Volkes zehrende Krankheit wie die Tuberkulose muß der Staat ein Recht haben, mit schärfsten Mitteln vorzugehen, auch wenn es dabei ohne Eingriffe in die individuelle Freiheit nicht abgeht. Wer die Vorteile der Gesellschaft als Gemeinde-, als Staatsbürger genießt, der hat auch Pflichten gegen die Mitbürger und muß sich Beschränkungen gefallen lassen, sobald er eine Gefahr für die übrigen bildet. Wirkliche Aussicht auf Erfolg kann der Kampf gegen die Bazillen nur bieten, wenn möglichst alle Bazillenzerstreuer bekannt sind und gesundheitlich beaufsichtigt werden können. Eine Anzeigepflicht für alle Fälle von offener Tuberkulose, d. h. von solcher tuberkulöser Erkrankung, mit der eine Zerstreuung von Bazillen in die Außenwelt verbunden ist, muß angestrebt werden, verbunden mit dem Rechte der staatlichen oder gemeindlichen Gesundheitsbehörden, eine gewisse Aufsicht über die Kranken zu führen und auf hygienische Vorsichtsmaßregeln zu dringen, insbesondere eine Desinfektion der Wohnung anzuordnen, nicht nur, wenn in ihr ein Todesfall an offener Tuberkulose sich ereignet hat, sondern auch regelmäßig beim Wohnungswechsel eines solchen Kranken. Das ist das mindeste, was man zu fordern hat. Wünschenswert wäre, besonders bei beschränkten Wohnungs-

räumen, daß regelmäßig von Zeit zu Zeit — für den Unvermögenden kostenlos — eine gründliche Desinfektion vorgenommen würde. Man darf gegen den Vorschlag der Anzeigepflicht für offene Tuberkulosen nicht den Einwand machen, daß dann dem Kranken sein Zustand nicht verheimlicht werden könnte, denn gerade bei der Tuberkulose erfordert es das eigenste Interesse des Kranken selbst, daß er weiß, wie es um ihn steht, damit er sich willig den so wichtigen und so heilsamen, ihm vom Arzte erteilten Lebensvorschriften fügt; aber auch der Gefahr, die er für seine Familie und seine Mitbürger darstellt, muß er sich bewußt werden, wenn anders von ihm die so unumgängliche Mithilfe in der Unschädlichmachung der Tuberkelbazillen erwartet werden soll. Es liegt auch keinerlei Grausamkeit darin, wenn der Tuberkulöse erfährt, daß er an Tuberkulose leidet, denn die früher gehegte Meinung, daß die Tuberkulose unheilbar sei und daß mit der Diagnose Tuberkulose ein Todesurteil gesprochen sei, ist längst als unrichtig erkannt: auch die Tuberkulose ist heilbar, auch die Tuberkulose ist um so eher heilbar, je früher der Erkrankte eine sachgemäße Behandlung erfährt, und ich wiederhole, er wird sich dieser Behandlung zu seinem Heile gewissenhaft sicher nur dann unterziehen, wenn er weiß, was nicht nur für die Mitmenschen, in erster Linie für seine Familie, sondern auch für ihn selbst von der genauen Erfüllung der ärztlichen Vorschriften abhängt.

Diese Vorschriften können den Zweck haben, die im Körper des Kranken eingenisteten Bazillen direkt zu bekämpfen, abzuschwächen, abzutöten. Das ist eine rein ärztliche Frage, inwieweit wir Mittel haben oder noch haben werden, um diesen Zweck zu erreichen: da muß der Kranke seinem Arzte vertrauen, daß er tut, was sein ärztliches Gewissen ihm vorschreibt; aber eine sehr hervorragende Rolle spielt auch der zweite, vorher für den Kampf gegen die Tuberkulose aufgestellte Gesichtspunkt, die indirekte Bekämpfung der Bazillen durch Stärkung ihrer Gegner, der Körpergewebe. Es sei noch einmal an den schon erwähnten Ausspruch Niemeyers erinnert, daß es kaum eine Krankheit gibt, auf deren Verlauf die Außenverhältnisse, die Pflege und die Behandlung größeren Einfluß hätten, als die Tuberkulose, und wie kann die richtige Ernährung, die frische Luft, die Reinlichkeit, die Wohnung und wie all die hier in Betracht kommenden Faktoren alle heißen, anders wirken als dadurch, daß der Körper in richtigen Stand gesetzt wird, den Bazillen im Kampfe entgegenzutreten, daß ihm Reservekräfte verliehen werden, die den Kampf noch nicht verloren sein lassen, auch wenn die erste Schlacht ungünstig für den Körper ausgefallen sein sollte. Auch in dieser Beziehung hat man in den Fürsorgestellen Einrichtungen geschaffen, die nicht nur dadurch segensreich wirken, daß sie Belehrung und Rat erteilen, sondern auch dadurch, daß sie durch Beschaffung materieller Beihilfen den unbemittelten Kranken in den Stand setzen, die Ratschläge auch befolgen zu können. Eignes Schlafzimmer, das gut gelüftet werden kann, mit eigner Wäsche und eignen Eßgerätschaften mindert für die Familie die Gefahr des Angestecktwerdens und hilft dem Kranken im Kampfe mit den in seinem Körper steckenden Bazillen.

Da es aber für viele Kreise schwer ist, in der eignen Wohnung oder außer-

halb dieser die geeigneten gesundheitlichen Bedingungen herzustellen, so muß auf andre Weise für sie gesorgt werden. Erholungsstätten für kranke Kinder wie für Erwachsene bestehen schon, müssen aber in immer noch größerer Zahl eingerichtet werden. Wenn auch in solchen Erholungs- oder Heilstätten dauernde Erfolge nicht erzielt werden sollten, so möge man ihre Erfolge doch nicht unterschätzen, denn sie sind Schulen für hygienische Erziehung, die nachhaltig wirken können, besonders wenn der Unterschied zwischen der Anstalt und der eignen Behausung nicht gar zu groß ist. Wenn in der Anstalt dem Fortschritt der Erkrankung nur erst einmal Einhalt getan ist, wozu freilich in der Regel ein längerer Aufenthalt notwendig ist, dann kann auch außerhalb der Anstalt auf diesem Fundament weiter gebaut werden, besonders wenn nun die Behörden oder private Helfer eingreifen und für geeignete Wohnungen und für Wohnungshygiene sorgen, wenn sie ihr möglichstes tun, um besonders der ärmeren Bevölkerung billige Nahrungsmittel, Brot und Fleisch, zu beschaffen. Alle Maßnahmen, die den Erfolg haben, dem Volke das Brot und das Fleisch zu verteuern, leisten der Verschlimmerung der tuberkulösen Erkrankungen Vorschub und schädigen den Gesundheitszustand und damit die Leistungsfähigkeit des ganzen Volkes.

Die bis jetzt bestehenden Anstalten sind, wie der Name Lungenheilstätten besagt, hauptsächlich für solche Kranke bestimmt, bei denen die Krankheit noch nicht zu weit fortgeschritten ist, bei denen zu erwarten ist, daß sie ihre Arbeitsfähigkeit wiedererlangen. An dem letzten Umstand sind besonders die Kranken-, Alters- und Invalidenversicherungsanstalten interessiert, darum haben gerade sie neue Heilstätten in größerer Zahl in jüngster Zeit für ihre Versicherten eingerichtet. Dagegen fehlen fast noch ganz Volksanstalten für die schwerer Kranken, bei denen vielleicht nur zeitweise eine Arbeitsfähigkeit zu erzielen ist oder die dauernd arbeitsunfähig und unheilbar sind. Und doch sind gerade sie es, die durch Bazillenzerstreuung ihre Familie und ihre Mitmenschen am meisten gefährden, doch sind sie es, für die es am wünschenswertesten wäre, wenn sie dauernd in geeigneten Anstalten, in Tuberkulosekrankenhäusern oder Tuberkulosesiechenhäusern, untergebracht werden könnten, für die ich entsprechend der üblich gewordenen Bezeichnung für die Irrenanstalten den Namen Tuberkuloseheil- und -pflegeanstalten vorschlagen möchte, um ihm jeden abstoßenden Sinn zu benehmen. Bei den kleinen Dieben, den Aussätzigen, hat man die Ueberführung in eine geschlossene Anstalt nahezu vollständig durchgeführt, bei den großen Dieben, den Tuberkulösen, wird sich das nicht einmal für die ganz schweren Fälle durchführen lassen, denn es sind ihrer zu viele. Eine gewisse Resignation ist hier also am Platze, Zwangsmittel sind unter heutigen Verhältnissen unangebracht, aber einiges könnte doch erreicht werden, wenn das Volk unermüdlich über die Vorteile solcher Anstalten belehrt wird und wenn diese Anstalten so eingerichtet werden, daß sie eine Anziehungskraft durch die gute Verpflegung, die behagliche Unterkunft auf die Kranken auszuüben vermöchten. Bei den Erholungs- und Heilstätten für die leichter Erkrankten sollte man bei den Einrichtungen immer berücksichtigen, daß die Pfleglinge in ihre eigne Wohnung zurückkehren müssen und daß unbeschadet

aller Berücksichtigung der hygienischen Anforderungen jeder Luxus des Gegensatzes wegen vom Uebel ist; bei den Siechenhäusern, die zu dauerndem Aufenthalte bestimmt sind, möge man allen erdenklichen Komfort den Insassen bieten, denn es soll ihnen die Sehnsucht nach dem eignen Heim genommen werden.

Hier ist wohlhabenden Menschenfreunden ein großes Feld der Tätigkeit geöffnet, auf dem sie nicht nur einzelnen kranken Menschen, sondern dem ganzen Volke, das dann vor der Ansteckungsgefahr gesichert wäre, große, wertvolle Dienste zu leisten vermöchten.

Da es unter den gegebenen Verhältnissen vorläufig unmöglich ist, auf Zerstörung und Unschädlichmachung aller abgesonderten Tuberkelbazillen zu hoffen, so wird man mit doppeltem Nachdruck die zweite Kampfesart gegen die Tuberkulose betreiben müssen, die Stärkung der Konstitution. Da die Gesunden vor der Infektion nicht ganz zu bewahren sind, so muß mit allen Mitteln danach gestrebt werden, ihren Körper für den Kampf gegen die Bazillen zu stärken. Wiederum sind es die allgemeinen hygienischen Maßnahmen, die hier in Betracht kommen, Wasserversorgung, Fäkalienabfuhr, Sorge für geeignete Wohnungen, für hygienischen Anforderungen entsprechende Schulen, Erholungs- und Ferienheime für Kinder und Erwachsene, und wiederum ist es in erster Linie die Sorge für billiges Brot und Fleisch, die dem Staat nicht genug empfohlen werden kann. Welche Summe von Arbeitskraft und Arbeitsleistung könnte dem Staate und der Gesellschaft gewonnen werden, wenn es gelänge, durch gute Ernährung und hygienische Lebensbedingungen das gesamte Volk zu siegreichem Kampfe mit den Tuberkelbazillen zu befähigen! Vielleicht gelingt es, noch eine ganz besonders wirksame Waffe zu schmieden, die den Gesunden in ähnlicher Weise gegen die Tuberkelbazillen feit, wie es die Pockenimpfung gegenüber dem Pockengift tut, vielleicht gelingt es, den Menschen künstlich gegen Tuberkulose zu immunisieren, wie es bei dem Rindvieh möglich zu sein scheint. Ob auf die Weise, daß man durch ein minder schädliches Gift (Bazillenprodukte oder abgeschwächte bezw. an sich für den Menschen nicht virulente Bazillen selbst) den Körper veranlaßt, tuberkulöses Gegengift zu erzeugen (aktive Immunisierung), oder in der Weise, daß man das fertige Gegengift gelöst dem Körper zuführt (passive Immunisierung), etwa durch die Milch immunisierter Tiere, wie von Behring es für möglich hält, das liegt noch in der Zukunft Schoße verborgen, aber das wird jedem, der die Sachlage kennt, klar sein: Wer die Menschheit mit einem sicheren Immunisierungsverfahren gegen Tuberkulose beschenkt, der kann und wird unter den größten Wohltätern aller Zeiten genannt werden!

Aus der politischen Korrespondenz des Königs Wilhelm I. von Württemberg

Von

Heinrich von Poschinger

Im nachstehenden folgt ein aus den Jahren 1852 und 1853 stammender, bisher unveröffentlichter Briefwechsel des Königs Wilhelm I. von Württemberg mit den Königen Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Max von Bayern, mit den auswärtigen Ministern von Oesterreich und Preußen, Grafen Buol-Schauenstein und Freiherrn von Manteuffel, und dem Staatsrat von Klindworth. Derselbe berührt in der Hauptsache die damals schwebende deutsche Zollvereinskrisis, daneben die Beilegung einer zwischen den Höfen von Stuttgart und Berlin seit dem Jahre 1849 bestehenden Entfremdung, die evangelische Kirchenfrage, die Verfassung des Deutschen Bundes sowie die dienstliche Stellung des Staatsrat von Klindworth. Der letztere war bekanntlich längere Zeit der Berater des Königs Wilhelm I. und nahm, als er bei ihm in Ungnade gefallen war, die bis in das Jahr 1848 zurückreichende Stellung eines politischen Geheimagenten wieder auf. Im Jahre 1854 benutzte ihn auch der Minister Manteuffel während der orientalischen Wirren von Fall zu Fall.

Stuttgart, den 13. März 1852.

Handschreiben des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, betreffend die Wiederherstellung der beiderseitigen guten Beziehungen.

Eure Majestät empfangen diese Versicherungen aufrichtiger und vertrauensvoller Freundschaft durch Meinen Gesandten von Linden, mit der Bitte, solche mit gewohntem Wohlwollen entgegenzunehmen.

Die Jahre 1848 und 1849 bedrohten Deutschland mit einem gänzlichen Umsturz aller seiner bisherigen politischen und sozialen Bande. Die Rechtmäßigkeit und die Festigkeit der Regierungen, der selbständige Charakter der verschiedenen Volksstämme sowie der gesunde Sinn der Nation überhaupt bewahrten Uns vor diesem allgemeinen Unglück. Inzwischen mußte gerade diese Verschiedenheit der Lage und der Verhältnisse der deutschen Regierungen und Völker notwendigerweise auch die Ansichten über die Art der Heilung der entstandenen Wunden sowie über die Mittel, solchen Uebeln für die Zukunft vorzubeugen, sehr verschieden gestalten. Dies veranlaßte Mich, in Meiner Thronrede an Meine Stände im Jahre 1849 Meine Ansicht über die damalige Verfassungskontroverse mit gewohnter Freimütigkeit auszusprechen. Daß es einer solchen öffentlichen Kundgebung in einem noch dazu so vielfach bewegten Zeitmomente an politischen Gegnern nicht fehlen konnte, lag in der Natur der damaligen Verhältnisse, allein daß es nie Meine Absicht war, durch dieselbe dem loyalen Charakter Eurer

Majestät zu nahe zu treten, — darüber wird der hohe Sinn und die einsichtsvolle Denkungsweise Eurer Majestät Mir sicherlich eine jede weitere Ausführung erlassen.

Wenn seitdem der Gang der Ereignisse die Erneuerung des durch die Wiener Kongreßakte gegründeten Deutschen Bundes herbeigeführt und die Weisheit Eurer Majestät ein solches Unternehmen mitbefördert hat, so kann Ich Mir nur Glück dazu wünschen, wenn zwischen Eurer Majestät und Mir sowie zwischen Unsern beiderseitigen Regierungen in den Hauptfragen über die politische Lage und die politischen Bedürfnisse Unsers gemeinschaftlichen großen Vaterlandes keinerlei Verschiedenheit obwaltet und dadurch zugleich das so wünschbare Vertrauen zwischen den beiderseitigen Kronen und Volksstämmen dauernd befestigt wird.

Mit gewohntem Vertrauen auf die Weisheit Eurer Majestät und auf Ihre echt-deutsche Denkungsweise werde Ich bereitwilligst allen denjenigen Maßregeln von Ihrer Seite entgegenkommen, welche darauf berechnet sind, die gemeinschaftliche Wohlfahrt des deutschen Staatenbundes zu befördern und damit ganz die Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung betätigen, mit welchen Ich bin

Eurer Majestät

ganz ergebener Bruder und Vetter

Wilhelm.

*

Bellevue, den 23. März 1852.

Handschreiben des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen an den König Wilhelm I. von Württemberg, betreffend die Wiederherstellung der beiderseitigen guten Beziehungen.

Eurer Majestät Gesandter von Linden hat Mir Ihre Zuschrift vom 13. d. M. übergeben, in welcher Ich mit aufrichtigem Dank den Ausdruck der Gesinnungen wiedergefunden habe, auf die Ich so lange zuversichtlich zu bauen gewohnt gewesen war.

Mit Eurer Majestät erkenne Ich es mit wahrer Befriedigung, daß die in den Jahren 1848 und 1849 über Deutschland verhängten Erschütterungen des Rechtszustandes und die Störungen altbegründeter segensreicher Beziehungen zwischen den deutschen Fürsten und Volksstämmen, je länger je mehr in den Hintergrund treten. Wenn in einer so gewaltsam erregten Zeit das aufopfernde Bemühen, die getrübten Verhältnisse neu und rasch wieder zu gestalten, selbst in seinen Beweggründen verkannt werden konnte, so hat Mich dies allerdings schmerzlich berühren müssen. Um so freudiger ist aber auch jetzt Meine Versicherung, daß dies peinliche Gefühl in Mir völlig erloschen ist, und der Erinnerung an frühere Mir überaus werte Beweise freundschaftlichen Vertrauens ihr volles Recht eingeräumt hat. Der Freiherr von Linden wird Bericht erstatten über die Gesinnungen für Eure Majestät, welche auszusprechen Mir seine

Sendung eine erwünschte Gelegenheit gewährt hat. Mit wahrem Vergnügen füge Ich hinzu, daß jedes Hindernis zur Wiederaufnahme der diplomatischen Verbindungen zwischen Unsern Höfen beseitigt ist.

Sowie Ich Mir bewußt bin, in dem ernsten Bestreben, alle großen Interessen Deutschlands und die Wohlfahrt aller deutschen Stämme zu fördern, mit Eurer Majestät ein Ziel zu verfolgen, so bitte Ich Sie, Ihrerseits stets überzeugt zu sein, daß Mir nichts mehr am Herzen liegt als die Aufrechthaltung der Rechte aller deutschen Souveräne und die Fürsorge für die durch gegenseitiges Vertrauen aller deutschen Regierungen allein zu sichernde Einheit des gemeinschaftlichen großen Vaterlandes gegen alle von außen kommende Gefahren. — Eure Majestät werden diese Meine Bestrebungen in allen Handlungen Meiner Regierung wiederfinden. Je größer der Wert ist, den Ich mit Eurer Majestät auf die Herstellung dieses gegenseitigen Vertrauens lege, um so weniger darf Ich auch daran zweifeln, daß Sie die erste sich darbietende Gelegenheit, demselben einen öffentlichen Ausdruck zu geben, gern ergreifen werden. Mir aber wird stets anliegen, Meine persönlichen Gesinnungen für Eure Majestät auch in allen Meinen Beziehungen zu Ihrem Hofe und zu Ihrer Regierung zu betätigen und Ihnen Beweise der freundschaftlichen Hochachtung zu geben, mit welcher Ich bin [1])

Eurer Majestät

freundwilliger Bruder und Vetter

Friedrich Wilhelm.

*

Wien, den 4. Mai 1852.

Schreiben des österreichischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Buol-Schauenstein, an den König Wilhelm I. von Württemberg, betreffend dessen Beziehungen zum König, die handelspolitische Frage.

Eure Majestät dürften in der dankbaren Erinnerung, mit der ich stets auf den Zeitabschnitt zurückblicke, in dem mir vergönnt war, an Höchstdero Hoflager zu weilen, eine Entschuldigung finden, daß ich wage, mich durch diese Zeilen der Fortdauer der damals genossenen Huld zu empfehlen. Nur mit großem Mißtrauen auf die eignen Kräfte unterziehe ich mich der schwierigen Aufgabe, die mir infolge des schnellen Hinscheidens des unvergeßlichen Staatsmannes geworden, den Eure Majestät Selbst so tief betrauern, [2]) und es wäre mir schon doppelt wertvoll und ermutigend, meine redlichen Bestrebungen von dem Souverän anerkannt zu wissen, dessen Wirken so wohltätig auf das Schicksal unsers gemeinsamen Vaterlandes einfließt und von dessen hoher Weisheit und langjähriger Erfahrung man noch die Heilung mancher wunden Flecken erwartet.

---

[1]) Die folgenden Worte sind von der Hand des Königs.

[2]) Gemeint ist der österreichische Minister Felix Ludwig Fürst von Schwarzenberg.

Eurer Majestät klarer Blick hat bereits erkannt, daß der Selbständigkeit Deutschlands so lange neue Gefahren drohen werden, als nicht eine Verschmelzung der materiellen Interessen aller Volksstämme erstrebt sein wird. Eurer Majestät tätigem Einflusse verdanken wir großenteils, daß der Weg hierzu bereits angebahnt ist. Diesen mit emsigem Ernste zu verfolgen, ist der unabänderliche Entschluß des Kaisers, meines allergnädigsten Herrn, und es wäre mein Stolz, zur Erreichung dieses großen Ziels mitwirken zu können.

Jeder Wink, jeder Rat, den Eure Majestät mir in dieser Beziehung angedeihen lassen, würde bei dem besonderen Werte, den ich auf Höchstdero Meinung lege, stets mit Reverenz und Dank entgegengenommen werden. Möge Eure Majestät insonders überzeugt sein, daß mein ganzes Streben und Trachten in Erfüllung meiner Pflichten dahin gerichtet sein wird, mich Höchstdero Achtung würdig zu zeigen, und mit Güte den Ausdruck der tiefsten Verehrung entgegennehmen, mit der ich verharre

Eurer Majestät

ergebenst gehorsamster Diener

Graf von Buol.

*

Stuttgart, Mai 1852.

Antwort des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den österreichischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Buol-Schauenstein, betreffend die Gefahr von Frankreich, die Zollfrage (Auszug).

— — Die wahre Zeitgefahr liegt heute für uns alle im Westen. Nur der Egoismus, die Furcht oder die Kurzsichtigkeit könnten sie seit dem 2. Dezember anderwärts als in Paris erblicken wollen. — —

Ihre Zuschrift an Mich gedenkt insbesondere der Zollfrage. Die Angelegenheit ist heute offenbar in eine üble Lage geraten. [1]) Im Ziele bin Ich mit der von seiten des Kaiserlichen Kabinetts hierunter eingeschlagenen Politik zwar wesentlich einverstanden, nicht aber in gleicher Weise, Ich gestehe es offen, mit den Mitteln und Wegen, welche Ihrerseits dazu gewählt worden sind. In der anliegenden Geschäftsnote [2]) habe Ich meine unmaßgebliche Meinung in der Frage darzulegen gesucht. Um das Erreichbare zu erlangen, meine Ich,

---

[1]) Sie erhellt näher aus dem unten folgenden Handschreiben des Königs von Württemberg an den König von Bayern d. d. 9. Juli 1852.

[2]) Die in der vorstehenden Antwort angezogene Geschäftsnote beleuchtete ausführlich und unparteiisch die beiderseitige Lage, sowohl die von Preußen mit Hannover und Oldenburg einerseits, als die der südlichen und südwestlichen deutschen Staatengruppe anderseits, und beantragte sodann, nach gründlicher Erörterung aller Gründe zugunsten der Erneuerung des bisherigen Zollverbandes, daß es „dem Kaiserlichen Kabinett gefällig sein möge, seine künftige Unterhandlung mit der Kgl. preußischen Regierung auf eine andre Grundlage zu stellen, als diejenige ist, welche die bisherigen Vorlagen Oesterreichs sowie die Wiener Zollkonferenzbeschlüsse bedingen."

sollten wir uns nicht in Pläne einlassen, welche durch den Widerstand, den sie finden müssen, uns der Gefahr aussetzen, auch was zu verlieren.

*

Baden-Baden, den 18. Juni 1852.

Schreiben des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den Staatsrat von Klindworth, betreffend die Einigung in der handelspolitischen Frage.

Mein lieber Staatsrat von Klindworth!

Die Eröffnungen, die Sie Mir im Namen des Ministerpräsidenten von Manteuffel gemacht haben, sind Mir ein schätzbarer Beweis seines Vertrauens, welches Ich gewiß mit gleichem Vertrauen erwidern werde, und Ich habe die Ueberzeugung, daß, wenn wir so fortfahren, mit gleichen Kräften in dem nämlichen Sinne zu verfahren, wir die Wohlfahrt Deutschlands und Preußens in gleicher Weise gründen und daß sich diese Einigkeit auf alle Stämme Deutschlands verbreiten werde.

Ihr

ergebener

Wilhelm.

*

Stuttgart, den 9. Juli 1852.

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den König Max von Bayern, betreffend die handelspolitische Frage.

Eure Majestät!

Es war Mein Wunsch, Mich mit Eurer Majestät über einen Gegenstand von höchster Wichtigkeit, und welcher keinen Aufschub leidet, persönlich zu benehmen, allein Ich leiste auf eine Zusammenkunft mit Ihnen von dem Augenblick an Verzicht, da Ich, nach der Mir gestern von Eurer Majestät zugekommenen telegraphischen Depesche, befürchten muß, Sie durch Meine Gegenwart in Ihrem jetzigen Aufenthalte zu stören. Auf der andern Seite eignet sich dasjenige, was Ich Eurer Majestät vorzustellen habe, zu keiner Zwischenmitteilung an dritte, weshalb ich mich entschließe, das Gegenwärtige unmittelbar an Eure Majestät zu richten.

Der Gegenstand, um welchen es sich handelt, betrifft Unsre Verhandlung mit Preußen wegen der Zollfrage. Wir müssen in dieser Beziehung schleunig eine Entschließung fassen, und von dieser Entschließung wird der Fortbestand oder die Auflösung des Zollverbandes in seiner jetzigen Gestalt abhängen.

Ich erlaube Mir, Eurer Majestät den gegenwärtigen Stand der Frage hier ganz kurz ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die preußische Regierung weigert sich nicht, mit Uns und Oesterreich gemeinschaftlich in Unterhandlung wegen eines Zoll- und Handelsvertrages mit dem letztgenannten Staate zu treten, allein sie verlangt von Uns, daß Wir zuvor

allein und ohne Oesterreichs Mitbeteiligung bei der Sache die Erneuerung der bestehenden Zollverträge mit ihr ins reine bringen und abschließen sollen.

Die preußische Regierung macht diese ihre Unterhandlungsbasis zur Vorbedingung der Fortsetzung des Berliner Zollkongresses. Nehmen Wir diese Basis an, so hat die Verhandlung auf diesem Kongresse ihren ungestörten Fortgang; verwerfen Wir sie, so löst Preußen den Kongreß auf und tritt aus dem Verbande aus.

Dies ist die Ultimatentschließung der preußischen Regierung; sie wird in keiner Weise von derselben abgehen, vielmehr dieselbe binnen hier und Ende dieses Monats in der einen oder andern Weise in Ausführung bringen. Ueber alles dies liegen Mir die unzweideutigsten Beweise und sichersten Anzeichen vor.

Die Erhaltung des Zollvereins scheint Mir mehr als je heute eine politische und soziale Lebensfrage für alle Regierungen zu sein.

Wir sind diese Erhaltung dem materiellen Wohle Unsrer Völker, dem konservativen Prinzip, Wir sind dieselbe einer gesunden Politik schuldig, welche das Gewisse nicht für etwas Ungewisses hingibt. Lassen Wir es zu einem Bruche mit Preußen in der Lage kommen, so wird die Spaltung zwischen den verschiedenen deutschen Volksstämmen eine unheilvolle, und zugleich geben Wir Europa in einem Zeitmomente, wo die Einigkeit im Bunde gegen die aus Westen drohenden Gefahren am meisten not tut, das traurige und wenig Achtung einflößende Bild Unsrer eignen Zerrissenheit. Soll der Zollverband aber um jeden Preis aufgelöst werden, so darf dies mindestens von Unsrer Seite nicht einer bloßen Vorfrage wegen geschehen, die mit der Sache selbst nichts zu tun hat und noch viel weniger die eignen und besonderen Interessen Unsrer Bevölkerungen berührt. — Ich zumal will und mag die Verantwortung eines solchen Verfahrens ebensowenig vor Meinen Untertanen als vor dem übrigen gemeinschaftlichen Vaterlande auf Mich nehmen!

Das österreichische Kabinett hat Uns die Entscheidung dieser nationalen Frage ausdrücklich in die Hand gegeben, und dies mit voller Billigkeit, da dasselbe bis jetzt außerhalb des Verbandes steht. Eben dies Kabinett hat bei mehr als einer Gelegenheit mit der ihm eignen Weisheit und Vorsicht es unverhohlen ausgesprochen, daß eine Sprengung des jetzigen Zollbündnisses seinen Wünschen und Berechnungen gänzlich fremd sei.

Oesterreichs Regierung kann und wird in der gegenwärtigen Krise von Uns nicht verlangen, daß Wir Unserseits das Berliner Kabinett zu einem Zugeständnis bringen, welches diese Regierung selbst von jenem Kabinette nicht zu erlangen imstande ist; sie kann und wird ebensowenig erwarten, daß Wir einem solchen Zugeständnis das materielle Wohl Unsrer eignen Bevölkerungen, noch dazu vorderhand ohne allen sicheren Ersatz, zum Opfer bringen. Wir haben bisher keine Mittel und Wege unversucht gelassen, um die Zuziehung eines österreichischen Bevollmächtigten zu den Verhandlungen in Berlin zu ermöglichen; da Preußen diese Zuziehung absolut verweigert, so bleibt Uns nichts übrig, als davon Um-

gang zu nehmen. Dem österreichischen Kabinett gegenüber haben Wir gewissenhaft Unsre Pflicht erfüllt an dem Tage, da Wir zwischen ihm und dem jetzigen Zollverbande das angestrebte Handels- und Zollbündnis zum allseitig gewünschten Abschluß gebracht haben werden. Das ist aber das wahre Ziel in der Frage, wie es die politischen und nationalökonomischen Interessen sowohl von Oesterreich als von uns selbst gleichmäßig erheischen; den Weg zu diesem Ziele muß Uns billigerweise Oesterreich um so mehr überlassen, da Wir diesen Weg ohne dasselbe zuerst mit Preußen allein betreten haben, und wenn Wir Uns von dieser Macht jetzt trennen, das Ziel selbst sowohl für Uns als für Oesterreich in die weiteste Ferne gerückt, wenn nicht gar für alle Zeiten verfehlt wird.

Hier haben Eure Majestät Meine Gründe, welche Mich den Fortbestand des Zollverbandes in seiner bisherigen Gestaltung vor allem wünschen lassen. Ich bitte Eure Majestät inständigst, Sich mit Mir zu diesem rein konservativen und echt nationalen Zweck zu verbinden, für dessen Verwirklichung Uns Unsre Völker Dank wissen werden. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres, als einem ebenso allgemeinen als achtungswerten Wunsche der Gesamtnation die gebührende Rechnung zu tragen und den nur allzu lang durch diese leidige Frage gestörten Frieden in die Kabinette wie in Unsre Volksstämme zurückzuführen. Anerkennen Eure Majestät mit Mir die von der preußischen Regierung festgehaltene Verhandlungsbasis, und Wir werden unter Gottes Beistand eine Verbindung erhalten, welche bisher in Deutschland so segensreiche Früchte getragen hat. — Durch eine solche Maßregel werden Wir zugleich den mit Uns in Darmstadt seinerzeit zusammengetretenen Regierungen einen wesentlichen Dienst leisten und eine große Verlegenheit ersparen, denn diese Regierungen sind der Mehrzahl nach bei ihrer geographischen Lage und ihren gesteigerten Staatsbedürfnissen außerstande, die Zollopposition gegen Preußen zumal auf die Länge auszuhalten; im Gegenteil gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um vorauszusehen, daß sie bei dem besten Willen früher oder später eine nach der andern Unsre Verbindung verlassen und zu Preußen würden zurücktreten müssen. Ich kann dieses Schreiben nicht endigen, ohne Eurer Majestät von einer Sendung in Kenntnis zu setzen, welche Ich Meinem Minister von Neurath soeben an Ihren Ministerpräsidenten aufgetragen habe; diese Sendung steht mit dem Schritte, den Ich gegenwärtig bei Eurer Majestät zu tun mich veranlaßt gefunden habe, in der engsten Verbindung. Mein Minister hat den Auftrag, den Ihrigen um dasjenige zu befragen, was letzterer Eurer Majestät rücksichtlich der nach Berlin zu erlassenden Kollektivantwort auf die letzte preußische Erklärung an die Vereinsregierungen anzuraten beabsichtigt, und dieser Anfrage zugleich von Meiner Seite die Erklärung beizufügen, daß Ich im Interesse der Erhaltung des jetzigen Zollvereins und aus den Gründen, welche Ich soeben Eurer Majestät genauer darzulegen Mich bemühte, es nicht für angemessen halte, daß bis auf weiteres Meine Regierung sich an einer solchen Antwort auf den Fall beteiligt, wenn diese Antwort die Annahme der mehrbesagten preußischen Verhandlungsbasis verwerfen sollte.

Mein aufrichtigster Wunsch ist es, wie bisher, so auch in der Folge, im wohlverstandenen Interesse Unsrer beiderseitigen Länder mit Eurer Majestät Hand in Hand in dieser Frage zu gehen. Mit um so lebhafterem Interesse sehe Ich daher einer baldigen gefälligen Erwiderung Eurer Majestät auf dies ganz vertrauliche und ganz freundschaftliche Schreiben von Meiner Seite entgegen. Die Zeit drängt, und Wir haben einen gemeinschaftlichen entscheidenden Entschluß hierüber längstens in wenigen Wochen zu nehmen.

Empfangen Eure Majestät den Ausdruck derjenigen ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher Ich bin

Eurer Majestät

freundwilliger Bruder und Vetter

Wilhelm.

*

Regensburg, den 17. Juli 1852.

Antwort des Königs Max von Bayern an den König von Württemberg, betreffend die handelspolitische Frage.

Eure Majestät!

Das vertrauliche Schreiben Eurer Majestät vom 9. d. M. verpflichtet Mich zu aufrichtigem Danke, und Ich säume nicht, dasselbe mit gleichem Vertrauen zu erwidern. Ich teile ganz die Ueberzeugung Eurer Majestät, daß es im allseitigen Interesse liegt, den Zollverein zu erhalten, und Ich werde Mich gerne, wie bisher, so auch ferner, an jedem hierauf berechneten Schritte beteiligen.

Ich habe auch den vor einigen Monaten zu Darmstadt getroffenen Verabredungen keine andre Absicht untergelegt. — Ich glaube ferner, daß auch die preußische Regierung dieses Ziel im Auge hat. Es fragt sich also hauptsächlich, auf welchem Wege der allseitige Wunsch am sichersten zur Erfüllung gebracht werden kann. In dieser Beziehung habe Ich gegen die von der preußischen Regierung vorgeschlagene Verhandlungsbasis noch große Bedenken. Der Zollverein soll nämlich eine auf freiem Entschlusse gleichberechtigter Genossen ruhende Verbindung bleiben, und dafür scheint es Mir wesentlich, daß seine Erneuerung nicht ausschließlich in der Form und mit dem Inhalte erfolge, welchen einer der bisherigen Teilnehmer dafür festzusetzen für gut hielt, sondern daß die Verständigung durch ein teilweises Nachgeben von allen Seiten herbeigeführt werde.

Auch darin stimme Ich mit Eurer Majestät vollkommen überein, daß Wir ein Handels- und Zollbündnis des Zollvereins mit Oesterreich erstreben sollen, und daß Wir Uns den Weg hiezu nicht von Oesterreich vorzeichnen lassen können. — Es scheint Mir aber, daß ebensowenig die preußische Regierung allein berechtigt ist, diesen Weg vorzuzeichnen, und Ich fürchte, daß es zu einem solchen Handels- und Zollbündnis nicht mehr kommt, wenn Wir, bevor nur Verhandlungen darüber veröffentlicht worden sind, den Zollverein definitiv und bindend erneuern.

Eure Majestät haben Anzeigen erhalten, daß Preußen die Zollkonferenzen

zu Berlin auflösen werde, wenn Wir die von ihm vorgeschlagene Unterhandlungsbasis nicht schlechthin annehmen. — Ich erlaube Mir, hieran noch zu zweifeln. Denn eben wegen der von Eurer Majestät entwickelten so hohen nationalen Bedeutung des Zollvereins und der tief eingreifenden Folgen des Bruches wird Preußen Bedenken tragen, die Verantwortung desselben auf sich zu nehmen, da Unsre Forderung die billigste von der Welt ist, — das Eingehen auf Beratungen.

Allerdings glaube auch Ich, daß Preußen nicht schon jetzt auf Beratungen über eine Zolleinigung mit Oesterreich eingehen werde, und hierin können wir Konzessionen machen. — Aber Beratungen über einen Zoll- und Handelsvertrag in irgendeiner das preußische Ehrgefühl nicht verletzenden Form wird die preußische Regierung als Gegenkonzessionen an Uns eintreten lassen können, und es fehlt nicht an Anzeichen, daß sie dies tun werde.

Eure Majestät werden durch Ihren Minister von Neurath Kenntnis erhalten haben von den Schritten, welche zur Herbeiführung einer Verständigung in diesem Sinne getan worden sind, und es scheint Mir in Unserm Interesse gelegen, daß Wir das Resultat dieser Schritte vorerst abwarten, ehe Wir weitere Entschießungen fassen. Ich werde Meinerseits zu solchen nicht schreiten, ohne Mich darüber mit Eurer Majestät beraten zu haben, denn es ist auch Mein aufrichtigster Wunsch, mit Eurer Majestät gemeinschaftlich zu handeln. — Unsre Eintracht wird Uns stark machen und einen dauernden Frieden herbeiführen. — Daher würde Ich auch sehr erfreut sein, wenn Eure Majestät Ihren Bevollmächtigten zu Berlin noch nachträglich beauftragen wollten, derjenigen Erklärung beizutreten, zu welcher die Bevollmächtigten von Sachsen, beiden Hessen und Nassau gemeinschaftlich mit den Meinigen bereits angewiesen worden sind.

Mit Vergnügen erneuere ich bei dieser Gelegenheit Eurer Majestät den Ausdruck derjenigen ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin

Eurer Majestät

freundwilliger Bruder und Vetter

Max.

*

Wien, den 29. Juli 1852.

Schreiben des österreichischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten Grafen Buol-Schauenstein an den König Wilhelm I. von Württemberg, betreffend die handelspolitische Sendung des Grafen Rechberg nach Stuttgart. Oesterreichs zollpolitische Ideen. Einigkeit Oesterreichs und Württembergs in den Bundesangelegenheiten.

Eure Majestät haben mein früheres Schreiben [1]) mit einer Huld aufgenommen, die mich zu tiefem Danke verpflichtet und heute zu einem Schritte ermutigt, den mir der Wunsch einflößt, die innigste Verständigung zwischen den beiden Regierungen zu bewähren. Der Augenblick ist ein ernster und erheischt

[1]) Gemeint ist das auf S. 72 mitgeteilte Buolsche Schreiben vom 4. Mai 1852.

vor allem ein inniges gemeinschaftliches Wirken. Erlauben mir demnach Eure Majestät die angelegentliche Bitte, den Grafen von Rechberg, der die Gnade, seine Verehrung bezeugen zu dürfen, nachsuchen wird, gnädig anzuhören über die Art, wie die Lage der Dinge gegenwärtig von uns beurteilt wird. Graf Rechberg ist mit den Ansichten des Kaisers, meines allergnädigsten Herrn, vollkommen vertraut, Eure Majestät kennen die Deferenz, die er Ihrer Person widmet, und es dürften diese Rücksichten ihm eine gütige Aufnahme zusichern.

Das großartige Ziel eines ganz Deutschland mit Oesterreich umfassenden Zollverbandes hatten, so sollte mir bedünken, Eure Majestät schon ins Auge gefaßt, als Ihre weisen Ratschläge die Grundlagen zu dem bestehenden Zollverein legten. Der Moment zur Verwirklichung dieser Idee scheint nun geschlagen zu haben, sie erheischt aber vereinte Bemühungen aller wahrhaft deutsch gesinnten Regierungen, aller derjenigen, die kein Nord- und kein Süddeutschland wollen, die in der Selbständigkeit andrer die eigne nicht gefährdet wähnen. Einig über den zu verfolgenden Zweck müssen wir uns auch gewiß mit Eurer Majestät über die Wege und Mittel zu einigen wissen. Mit Ruhe und Besonnenheit — fest und konciliant in den Formen wird das schwierige aber hochwichtige Werk unbezweifelt zustande kommen. Nur dadurch aber auch kann unser Vaterland vor der Wiederkehr der Gefahren geschützt werden, denen es kaum entronnen ist und die Deutschlands Selbständigkeit gefährden würden, für die Eure Majestät gekämpft und vielseitig gewirkt haben.

Graf Rechberg wird Höchstdemselben den Wert aussprechen, den der Kaiser, mein allergnädigster Herr, darauf legt, in allen politischen Fragen, und zumal in den Bundesangelegenheiten Hand in Hand mit Eurer Majestät zu gehen. Das österreichische Kabinett wird insonders in der Militärorganisation gegründete Bedenken tragen, auf gewichtige Entschlüsse einen direkten Einfluß zu nehmen, bevor es bei Eurer Majestät Einsicht und Erfahrung zu Rate gegangen sein wird.

Er wird endlich, so schmeichle ich mir, Höchstdieselben von dem hohen Werte zu überzeugen wissen, den das Kaiserliche Kabinett darauf legt, daß zwischen den beiden Regierungen die Geschäfte mit gegenseitiger Offenheit und Freimütigkeit verhandelt würden, und wie es sich insonders angelegen sein läßt, alles das zu beseitigen, was Mißverständnisse erheben oder der Erhaltung und Begründung des bestehenden Vertrauens hinderlich entgegentreten könnte.

Nachdem der Ueberbringer dieser Zeilen in dem Falle ist, über diese verschiedenen Punkte unsere intimsten Gedanken und Wünsche darzulegen, so halte ich mich um so weniger berechtigt, Eurer Majestät kostbarste Zeit durch eine weitere Auseinandersetzung in Anspruch zu nehmen.[1] (Schluß folgt)

[1]) Die Antwort des Königs von Württemberg folgt unterm 7. August 1852.

Seekabel, drahtlose Telegraphie und Kriegsrecht

Von
Dr. Richard Hennig

In den ersten Jahrzehnten, wo der elektrische Telegraph seinen Siegeszug um die Erde begann, sah man in dem neuen Verkehrsmittel nichts andres als ein Werkzeug des Friedens, das der Schnelligkeit des Gedankenaustauschs und der Nachrichtenübermittlung diente, den Handel förderte und die Völker der Erde einander näherte. Der Gedanke, daß die Telegraphenlinien und insbesondere die im Meere versenkten Seekabel, welche die Kontinente miteinander verbanden, auch kriegerischen und allgemein politischen Interessen dienen könnten, ja daß ihr Besitz und ihre Beherrschung ein ausschlaggebender Faktor in der Abwägung der Macht der Völker gegeneinander werden könne, lag dem Gesichtskreise zunächst völlig fern. Anders ist die jahrzehntelange, nahezu vollständige Untätigkeit der großen Nationen des europäischen Kontinents in der Schaffung eigner, zuverlässiger, in Krieg und Frieden gesicherter, überseeischer Kabelverbindungen überhaupt nicht zu erklären. Einzig und allein England übersah die ganze Bedeutung des wundervollen, neuen Verkehrsmittels rechtzeitig und schuf auf allen großen, wichtigen Verkehrsstraßen des Erdballs ein dichtes Netz von Kabeln, in der vollbegründeten, ängstlich geheim gehaltenen Erkenntnis, daß die Beherrschung der Kabel den sichersten Weg zur Beherrschung der Erde darstelle. Die andern großen Kulturvölker freuten sich der fortdauernden Tätigkeit Englands in der Erschließung neuer Telegraphenlinien, die dem Handelsverkehr der gesamten Welt zu gute kamen, und erkannten nicht, wie England damit das wirksamste Mittel gefunden hatte, ihnen allen den Rang abzulaufen und sich zum obersten Weltenherrscher aufzuschwingen. Man sagte sich zwar von selbst, daß im Falle kriegerischer Verwicklungen die rechtliche Stellung der Kabel eine durchaus ungeklärte sei, aber wie sorglos man in dieser Beziehung war, beweist die Tatsache, daß noch 1848 auf der Pariser Kabelkonferenz von dem Vertreter der deutschen Regierung der Standpunkt vertreten wurde, daß die einschlägigen Fragen des internationalen Kabelrechts vorkommendenfalls „wohl sämtlich praktisch ohne Aufwand von juristischen Deduktionen ihre Lösung finden würden“.

Dieser optimistischen Auffassung machte England selbst ein Ende. Nach langen Bemühungen, einen die Seekabel betreffenden internationalen Kabelschutzvertrag ins Leben zu rufen, kam auf der Pariser internationalen Telegraphenkonferenz von 1884 am 14. März jener bekannte Telegraphenvertrag zustande, der die rechtliche Stellung der Seekabel in *Friedenszeiten* festlegte. Auf Antrag Englands wurde nun aber diesem Kabelschutzvertrag der berühmt gewordene Artikel 15 angehängt, der besagte: „*Es ist selbstverständlich, daß die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages die Freiheit des Handelns der kriegführenden Mächte in keiner Weise beschränken.*“

Damit über die Auslegung dieses Wortlauts keinerlei Zweifel obwalten könne, gab der britische Bevollmächtigte im Namen seiner Regierung obendrein noch folgende Erklärung dazu ab: „Die englische Regierung versteht den Artikel 15 in dem Sinne, daß im Falle eines Krieges die Kriegführenden, auch wenn sie zu den Unterzeichnern des Vertrags gehören, in bezug auf Unterseekabel die Freiheit des Handelns haben, als wenn der Vertrag nicht bestände." — Hatte doch England sogar seine Mitwirkung an dem Zustandekommen des Kabelschutzvertrages von vornherein an die Bedingung geknüpft, daß das Uebereinkommen die unbedingte Aktionsfreiheit der kriegführenden Mächte nicht beeinträchtigen dürfe!

Damit waren die Kabelverbindungen aller Art im Kriegsfall für vogelfrei erklärt worden, und sie sind es bis auf den heutigen Tag geblieben. Auf der Haager Konferenz wurde zwar 1899 noch einmal auf Anregung Dänemarks der Versuch gemacht, die rechtliche Stellung der Kabel im Kriege zu präzisieren, aber wieder scheiterte der Vorstoß an dem Einspruch Englands, dessen einer Vertreter, Admiral Fisher, damals mit erquickender Offenheit und Deutlichkeit erklärte: wenn es das Wohl Englands gebiete, werde er sich den Teufel um internationale Abmachungen scheren! Mit dieser bemerkenswerten, echt britischen Aeußerung darf man wohl auf absehbare Zeit alle Hoffnungen auf internationale Anerkennung eines allgemeinen Kabelkriegsrechts als begraben betrachten.

Inzwischen hatten aber sowohl die Praxis des Kriegsbrauchs wie die theoretischen Forschungen der Völkerrechtler die Frage des Kabelkriegsrechts wesentlich gefördert. Der amerikanisch-spanische Krieg von 1898 hatte ein sehr bemerkenswertes und vielseitiges Gewohnheitsrecht geschaffen, das man bis dahin vermißte. Kabelzerstörungen sollen zwar schon in früheren Kriegen gelegentlich vorgekommen sein, so im deutsch-französischen Kriege 1870/71, im Balkankriege 1877, während der Blockade von Alexandrien 1881 und im Kriege zwischen Chile und Peru 1882, doch sind alle diese Fälle durchweg wenig geklärt geblieben und haben zu rechtlichen Erörterungen keine Veranlassung gegeben, so daß ihnen mehr historisches Interesse als praktische Bedeutung zukommt. Demgegenüber entwickelte sich der Krieg von 1898 geradezu zu einem Kampf um die Kabel, einem „war of coals and cables", wie ihn der Amerikaner Squier in den „Proceedings of the U. S. Naval Institute" (vol. XXVI, 4. 1900) treffend kennzeichnete. Die Tatsache, daß Spanien über keine unabhängigen Kabelverbindungen mit seinen westindischen Kolonien und dem Kriegsschauplatz gebot, wurde ihm von vornherein verhängnisvoll. Zwei Telegramme, die von dem spanischen Marineminister Bermejo an den Höchstkommandierenden der vor Martinique kreuzenden spanischen Flotte, Cervera, aufgegeben worden waren, erreichten den Adressaten nicht, da sie von den Amerikanern abgefangen und natürlich zurückgehalten wurden. Dies wurde der spanischen Flotte zum Verderben, denn in dem ersten Telegramm hatte Cervera benachrichtigt werden sollen, wo er Kohlenvorräte fände, das zweite ermächtigte ihn, mit seinem Geschwader nach Spanien zurückzukehren, wozu damals noch Zeit gewesen wäre. Da die Depeschen ihr Ziel nicht erreichten, war Cervera, der nun ohne Instruktion blieb, was er tun und lassen solle, ge-

zwungen, sich in die Mausefalle von Santiago auf Kuba zurückzuziehen, wo seine Flotte und mit ihr die spanische Seemacht am 3. Juli 1898 ein unrühmliches Ende fand. — Der Mangel an unabhängigen Kabelverbindungen kostete also Spanien eine Kriegsflotte, einen verlorenen Krieg und seine Stellung als Kolonialmacht. Die falsche Sparsamkeit, der die Schaffung eigner Kabel zu teuer gewesen war, hatte sich bitter gerächt und hat seither den andern großen Kolonialmächten, die bis dahin den Ausbau eigner Kabellinien gleichfalls vernachlässigt hatten, einen warnenden Schrecken in die Glieder fahren lassen.

Aber noch in andrer Beziehung verdiente der 1898er Krieg die Squiersche Bezeichnung. Amerika suchte mit Erfolg, in Kuba sowohl wie auf den Philippinen, den Gegner von seinen telegraphischen Verbindungen abzuschneiden. Die amerikanische Heeresleitung verfolgte den Standpunkt, daß man die dem Feinde dienenden Kabel, die auf Kuba wie auf den Philippinen durchweg dem privaten Kapital neutraler Staaten, englischen und französischen Kabelgesellschaften, gehörten, zwar zerstören dürfe, jedoch nur innerhalb der feindlichen Machtsphäre, nicht etwa irgendwo draußen auf hoher See und erst recht nicht in neutralem Gebiet, wie in den Gewässern von Haiti und Jamaika, wo die von Kuba ausgehenden, den Spaniern dienenden Kabel zum Teil landeten. Als „feindliche Machtsphäre“ zur See gilt allgemein die „Dreimeilengrenze“, d. h. die Entfernung von drei Seemeilen von der Küste. Es gelang den Amerikanern, zwei Kabel, die der englischen „Cuba Submarine Telegraph Company“ gehörten, innerhalb dieser Grenze bei Cienfuegos durch einen kühnen Handstreich zu zerstören, dicht an der Küste und unter dem Feuer des Feindes, ebenso durchschnitten sie eins von den drei Kabeln, die von Santiago nach Haiti bezw. Jamaika führten, während sie die beiden andern vergeblich auf dem Meeresgrunde aufzufischen versuchten, auch in Ostasien wurde das der englischen „Eastern Telegraph Company“ gehörige Kabel Manila-Hongkong im feindlichen Meer von den Amerikanern aufgefunden und gekappt, wodurch die Philippinen jeder telegraphischen Verbindung beraubt waren. Somit waren die Eingriffe in den Besitz neutraler Kabelgesellschaften einschneidend genug, und das Ziel der Amerikaner, Kuba und die Philippinen telegraphisch zu isolieren, war nahezu vollständig erreicht worden, indem nur die Stadt Santiago dauernd in Konnex mit der übrigen Welt und dem Mutterland blieb. Am eigenartigsten war das Mißverhältnis in der Beherrschung der Telegraphenlinien zwischen beiden Gegnern vor Havanna. Hier waren die Spanier gleich beim Ausbruch des Krieges von jedem Telegraphenverkehr abgeschnitten; der gebräuchliche Weg der Depeschen über Florida, also über amerikanischen Boden, war ihnen natürlich versperrt, die Kabel, die nach Cienfuegos und Santiago liefen, wurden von den Feinden zerstört, und alle Landlinien, die einen Anschluß an die von Santiago ausgehenden Auslandskabel hätten gestatten können, befanden sich in den Händen der aufständischen Kubaner. Demgegenüber waren die belagernden Amerikaner in der Lage, zu jeder Zeit direkt mit der Regierung in Washington Depeschen zu wechseln: ein Schiff des Blockadegeschwaders hatte das eine der von Florida

herabkommenden Kabel vor Havanna gekappt und das freie Ende einfach an Bord genommen, so daß ihm diese Linie ausschließlich zur Verfügung stand.

Das Verhalten der Amerikaner im Jahre 1898 hatte ein Kabelkriegsrecht geschaffen, das seither als vorbildlich zu gelten hatte. Selbst die geschädigten englischen und französischen Kabelgesellschaften erklärten in der Folge sämtlich, die Tatsache der Zerschneidung ihrer Kabel als berechtigte Kriegsmaßregel anerkennen zu wollen, und forderten nur von den Amerikanern einen Ersatz für die ihnen zugefügten Schädigungen, die „Cuba Submarine Telegraph Company" einen Schadenersatz von 8172 Pfund Sterling und die Weiterzahlung der von Spanien gezahlten Subvention von jährlich 2000 Pfund Sterling, die „Eastern Extension Australasia and China Company" 912 Pfund Sterling und die „Compagnie Française des Câbles Telegraphiques" 77712 Pfund Sterling. Bis auf den heutigen Tag sind aber diese Ersatzansprüche, deren Berechtigung man kaum wird in Abrede stellen können, nicht befriedigt worden. Das amerikanische Repräsentantenhaus lehnte sie rundweg ab, trotzdem auch das englische Auswärtige Amt dafür eingetreten war, trotzdem sogar der amerikanische Senat die Zahlung der geforderten Entschädigung als einen „act of equity and comity" bezeichnet hatte!

Der spanisch-amerikanische Krieg ist bisher der einzige geblieben, in dem strittige Fragen des Kabelkriegsrechts praktische Bedeutung erlangten. Der russisch-japanische Krieg hat keine Weiterbildung des Gewohnheitsrechts gebracht. Die Japaner zerschnitten zwar am 9. März 1904 die beiden Kabel, die aus dem belagerten Port Arthur nach Tschifu führten, doch war diese Zerstörung in jedem Falle zulässig, da die Kabel staatliches Eigentum Rußlands waren und da überdies das Kappen der Kabel innerhalb der feindlichen Machtsphäre erfolgte. Zu sonstigen bedeutenderen Zerstörungen von Kabeln kam es in dem Kriege nicht, wie es zweifellos geschehen wäre, wenn Rußland auch nur zeitweilig die Oberherrschaft in den ostasiatischen Gewässern an sich gerissen hätte. Die „Große Nordische Telegraphengesellschaft" erklärte ihre von Nagasaki nach Wladiwostok und von Nagasaki nach Schanghai führenden Kabel sofort beim Ausbruch des Krieges für gesperrt, um dadurch einer etwaigen Zerstörung ihres wertvollen Besitzes vorzubeugen; die Kabel sind denn auch unbehelligt geblieben, da nun niemand mehr ein Interesse an ihrer Zerschneidung haben konnte. Was es mit einigen Zerschneidungen kleinerer Kabel auf sich hatte, die im April 1905 bei der Annäherung des Baltischen Geschwaders in den südchinesischen Gewässern erfolgten und an denen Russen und Japaner sich gegenseitig die Schuld beimaßen, ist bisher nicht aufgeklärt worden.

Inzwischen hatte das von dem französischen Völkerrechtler Renault ins Leben gerufene „Institut de Droit International", eine private internationale Vereinigung zur Untersuchung völkerrechtlicher Streitfragen, in seiner Brüsseler Tagung vom 22. und 23. September 1902 eine Reihe von theoretischen Leitsätzen für die Stellung der Kabel in Kriegszeiten aufgestellt. Das wichtigste Resultat dieser Verhandlungen ist die Anerkennung des von den Amerikanern

1898 befolgten, vorher rechtlich durchaus strittigen Prinzips, wonach neutrale Kabel im feindlichen Küstenmeer gekappt werden dürfen:

„Le câble reliant un territoire neutre au territoire d'un des belligérants ... peut toujours être coupé sur le territoire et dans la mer territoriale dépendant d'un territoire ennemi jusqu'à une distance de trois milles marins de la laisse de basse-marée („Annuaire de l'Institut de droit international", 1902, S. 332). Die Anerkennung dieses Grundsatzes erfolgte gegen eine starke Minderheit, die nur ein Kabelzerschneidungsrecht innerhalb der Blockade anerkennen wollte. Auch heut noch sind die Meinungen der Theoretiker darüber geteilt. Eine internationale Verständigung der Regierungen aber ist bisher weder über diesen noch über andre Punkte des Kabelkriegsrechts erfolgt; lediglich der amerikanische „Naval War Code", ein am 27. Juni 1900 veröffentlichtes Seekriegsgesetzbuch für die amerikanischen Marineoffiziere, erkennt den obigen, im spanischen Kriege befolgten, von der Brüsseler Konferenz gebilligten Standpunkt für die Vereinigten Staaten als bindend an. Alle andern Staaten lassen es bisher dahingestellt, ob sie sich gegebenenfalls die gleiche Anschauung zu eigen machen, ob sie milder oder auch vielleicht noch viel rigoroser gegen den neutralen Kabelbesitz vorgehen werden.

Eine internationale Verständigung über die wichtigsten Punkte eines allgemeingültigen Kabelkriegsrechts wird ja, angesichts der oft geradezu vitalen Bedeutung dieser Fragen, auf die Dauer unvermeidlich sein, aber eine solche Einigung wird zu den denkbar schwierigsten Problemen gehören und in weit absehbarer Zeit noch schwerlich zu erwarten sein. Widerstreiten sich doch die Ansprüche und Wünsche, die Juristen, Kaufleute und Militärs an eine solche Einigung knüpfen, aufs schärfste; ja die Interessen des Handelsstandes und der Strategie laufen diametral einander entgegen. Der Kaufmann wünscht natürlich, daß die Verkehrsadern der Seekabel womöglich immer und unter allen Umständen absolut unverletzlich seien, der Heerführer dagegen strebt danach, daß ihm die unbeschränkte Freiheit des Handelns möglichst durch gar keine einengenden internationalen Vereinbarungen verkümmert werde. Der oben mitgeteilte charakteristische Ausspruch des Admirals Fisher auf der Haager Konferenz läßt sogar fürchten, daß im Ernstfall nicht einmal ein internationales Abkommen respektiert werden und in der Lage sein würde, die dringendsten Interessen des Handelsstandes zu schützen.

Kommt aber dereinst ein internationales Kabelkriegsrecht zustande, so ist es klar, daß Militärs und Kaufleute sich auf einer mittleren Linie werden einigen müssen.

Eine solche mittlere Linie ist nun von juristischer Seite bereits vorgezeichnet worden. In einer vortrefflichen, theoretisch wie praktisch gleich wertvollen Abhandlung „Krieg und Seekabel" (Franz Vahlen, Berlin 1904) hat Dr. Franz Scholz, Gerichtsassessor im Reichspostamte, das gesamte einschlägige Material in äußerst gründlicher und klarer Weise gesichtet und stellt zum Schluß seines Buches auf Grund historischer Tatsachen und juristischer

Deduktionen eine Anzahl von Leitsätzen auf, die sehr wohl als Grundlage für eine internationale Vereinbarung dienen könnten. Einige der wichtigsten von seinen Forderungen und Leitsätzen seien nachfolgend mitgeteilt:

1. „Ein Kabel, welches zwei neutrale Staaten oder zwei Punkte eines neutralen Staates miteinander verbindet, ist unverletzlich."

2. „Im Land- und Seegebiet eines neutralen oder neutralisierten Staates ist ein Eingriff in den Kabelbetrieb ausgeschlossen."

3. „Abgesehen von den Fällen zu 1. und 2. kann jedes Kabel ohne örtliche Beschränkung von einer Kriegspartei kontrolliert, zerschnitten, benutzt oder sonstwie im Verkehr beeinträchtigt werden. Ein Kabel, welches das Gebiet einer der beiden Kriegsparteien mit neutralem verbindet, darf jedoch von einer Kriegspartei im Meere nur dann beschädigt werden, wenn sie einen solchen Eingriff im Interesse des Angriffs oder der Verteidigung mit Grund für notwendig halten kann."

7,1. „Kabelmaterial kann zur See als Kriegskonterbande weggenommen werden, wenn es zur Herstellung einer nichtprivaten Zwecken dienenden Kabelverbindung zwischen Punkten des feindlichen Staatsgebietes oder zwischen feindlichem und neutralem Staatsgebiet bestimmt ist."

8. „Schiffe, welche darauf ausgehen, ein von einer Kriegspartei gerechtfertigterweise unterbrochenes Kabel gegen deren Willen auszubessern, können als Prise aufgebracht werden."

11,2. „Ist ein Kabel, welches das Gebiet einer Kriegspartei mit neutralem verbindet, in feindliche Gewalt geraten, so ist der neutrale Staat, falls er den Kabelbetrieb fortbestehen läßt, verpflichtet, eine ... Zensur derart einzurichten, daß Privatdepeschen in Geheimschrift zurückgewiesen werden. Er ist auch verpflichtet, bei der etwa beteiligten Kabelgesellschaft auf die Einführung dieser Zensur hinzuwirken."

Auch auf die bemerkenswerten Ausführungen Scholz' über die Schadenersatzpflicht für zerstörte Kabel sowie über die Stellung von Kabeln, die eine blockierte Stadt mit der Außenwelt verbinden, sei noch besonders hingewiesen. Die Scholzschen Vorschläge suchen sowohl den Interessen der militärischen Operationen wie denen des Handels in weitgehendem Maße gerecht zu werden und vermitteln nach Möglichkeit zwischen den widerstrebenden Wünschen beider Teile. Natürlich sind die aufgestellten Leitsätze noch mancher Modifikationen fähig; aber ungefähr auf der vorgezeichneten Basis wird dereinst die internationale Vereinbarung über ein allgemein anerkanntes Seekabelkriegsrecht zustande kommen müssen — wann dies freilich geschehen wird, ist gänzlich ungewiß. Die hochgradige Unsicherheit des gegenwärtigen Zustandes und das dringende Bedürfnis aller am überseeischen Depeschenverkehr interessierten Kreise, je eher je lieber volle Klarheit zu schaffen, werden vielleicht dahin führen, die erstrebte Einigung doch noch schneller zu ermöglichen, als es der Widerstand der militärischen Kreise und insbesondere der Einspruch der englischen Regierung zunächst hoffen lassen.

Noch ist die Frage des Kabelkriegsrechts nicht geklärt, trotzdem sie brennender wird von Jahr zu Jahr — und schon ist wieder ein andres Problem in den Brennpunkt des praktischen Interesses getreten, das ähnlich dem erstgenannten, aber noch ungleich komplizierter und schwieriger ist, nämlich die rechtliche Stellung der drahtlosen Telegraphie im Kriege. In den Fragen des Kabelkriegsrechts konnte die Theorie des Völkerrechts, ungeachtet aller Differenzen der

Auffassungen im einzelnen, doch wenigstens in der Hauptsache die wichtigsten Gesichtspunkte mit einiger Sicherheit theoretisch fixieren, wenngleich ihren Vorschlägen die praktische Anerkennung bisher versagt ist; bei der drahtlosen Telegraphie steht das Völkerrecht und die gesamte juristische Forschung vielfach vor ganz neuen, bisher unerhörten Begriffen, vor einer terra nova, die auf noch unbetretenen, neu zu schaffenden Wegen erst mühsam erforscht werden muß. Wie seinerzeit der seit alten Zeiten festgeprägte und abgestempelte rechtliche Begriff des Diebstahls über den Haufen gerannt wurde, als es sich herausstellte, daß auch die unsichtbare und ungreifbare elektrische Kraft gestohlen werden konnte, so versagen gegenüber der Anwendung der drahtlosen Telegraphie auch manche scheinbar endgültig festgelegten Begriffe des bisher geltenden Kriegsrechts. Ein Beispiel mag dies erläutern:

Setzen wir den Fall, eine Hafenstadt sei blockiert, ein neutrales Schiff tauscht aber mit ihr vom extraterritorialen Gewässer der hohen See oder gar von einem neutralen Hafen aus drahtlose Depeschen aus und übermittelt ihr vielleicht Nachrichten, an deren Unterdrückung dem Belagerer viel gelegen sein muß. Ist ein solcher Austausch von Telegrammen kriegsrechtlich nun zulässig oder nicht? Offenbar liegt es dringend im Interesse der blockierenden Kriegsmacht, diesen Depeschenwechsel zu untersagen; trotzdem gewährt aber das heutige Kriegsrecht keinerlei rechtliche Handhabe zum Einschreiten dagegen. Man könnte an einen Bruch der Blockade denken; dieser liegt aber nicht vor, denn zum Begriff des Blockadebruchs gehört das körperliche Durchbrechen der Blockade, sei es mit Schiffen, mit Menschen, mit Luftfahrzeugen, Brieftauben oder Kabelsträngen u. s. w. Die Interessen der Kriegführung werden es daher notwendig machen, den Begriff der Blockade infolge des Aufkommens der drahtlosen Telegraphie zu erweitern bezw. umzustoßen. Dies eine Beispiel wird genügen, um die enormen Schwierigkeiten anzudeuten, die einer praktisch brauchbaren Durchbildung des modernen Kriegsrechts, insbesondere des Seekriegsrechts, durch die junge Funkentelegraphie entgegengetürmt werden.

Es ist daher kein geringes Verdienst des schon genannten Assessors Dr. Franz Scholz, daß er die heiklen Fragen, welche die Stellung der drahtlosen Telegraphie im Kriege betreffen, kürzlich gleichfalls zusammengestellt und nach Möglichkeit rechtlich geklärt hat. Seine bedeutsame kleine Schrift „Drahtlose Telegraphie und Neutralität“, die zuerst in der Festgabe für Geheimrat Professor Hübler publiziert wurde, jedoch auch als Sonderabdruck im Verlag Vahlen in Berlin erschienen ist, bildet ein würdiges Gegenstück zu seiner schon erwähnten Abhandlung „Krieg und Seekabel“. Was ihn zu seiner ebenso schwierigen wie dankenswerten Untersuchung des Problems angeregt hat, sind zum größten Teil einige strittige Vorkommnisse des russisch-japanischen Krieges, der mit einem Schlage in mannigfacher Weise bewiesen hat, welch bedeutsamer Faktor die Funkentelegraphie im heutigen Kriege plötzlich geworden ist.

Schon die wenigen, bereits aktuell gewordenen Komplikationen, die sich in dem genannten Kriege in Ostasien durch die außergewöhnliche Stellung der

drahtlosen Telegraphie ergeben haben, enthüllen in vollem Umfange die Schwierigkeit, Klarheit zu schaffen in den wohl schwierigsten Fragen des ganzen modernen Kriegsrechts.

Am 9. März 1904 hatten die Japaner, wie schon erwähnt, die von Port Arthur nach Tschifu führenden beiden Kabel zerstört, und die Festung war damit von allen telegraphischen Verbindungen abgeschnitten. Da gelang es, über die Köpfe der Belagerer hinweg eine Funkentelegraphenverbindung zwischen Port Arthur und dem russischen Konsulat in der chinesischen Hafenstadt Tschifu herzustellen, die den Belagernden zwar sehr unwillkommen war, gegen die ihnen aber als einziges Mittel zum Einschreiten nur ein Protest bei der chinesischen Regierung wegen Mißbrauchs ihres neutralen Bodens übrigblieb. — Weitere bemerkenswerte Vorkommnisse, die in diesem Zusammenhang Erwähnung verdienen, ereigneten sich während eines Seegefechts vor Port Arthur am 9. April 1904. Zunächst versuchten die Russen stundenlang mit gutem Erfolg, die feindlichen Schiffe am Austauschen von Funkendepeschen untereinander sowie mit der Heimat dadurch zu hindern, daß ihre eignen Apparate unaufhörlich das ganze Alphabet funkten; erst gegen Mittag gelang es den Feinden während einer Pause, eine Nachricht in die Heimat zu senden. An demselben Tage ereignete sich ein andres Begebnis, das viel Staub aufgewirbelt hat und für jeden Juristen eine harte Nuß darstellt. Der Kriegskorrespondent der Londoner „Times“ hatte sich ein eignes Boot „Haïmun“ gechartert, an dessen Bord er eine Station für drahtlose Telegraphie errichtet hatte. Mit diesem fuhr er auf den Schauplatz des Gefechtes und berichtete unmittelbar über alle Phasen des Kampfes nach Wei-hai-wei, wo die „Times“ eine andre Funkenstation besaßen. Von hier wurden die vom Kriegsschauplatz eintreffenden Depeschen natürlich umgehend nach London weitergegeben. Auf Grund dieses Vorkommnisses erließ der russische Statthalter Alexejew eine Erklärung, wonach künftig alle mit Funkenstationen ausgerüsteten neutralen Schiffe, die in der Zone der Kriegführung betroffen würden, als gute Prise aufzubringen und alle Zeitungskorrespondenten, die sich dabei fangen ließen, als Spione zu behandeln seien. Zu praktischen Konsequenzen hat diese bedeutsame Kundgebung zwar nicht geführt, dennoch aber stellt sie einen Präzedenzfall dar, dessen Tragweite um so weniger zu verkennen ist, als die Berechtigung zu einem so rigorosen Vorgehen höchst zweifelhaft erscheinen muß.

Scholz widmet nun diesen beiden bemerkenswerten Vorkommnissen eine sehr gründliche juristische Erörterung, um Klarheit darüber zu gewinnen, ob man das tatsächliche Verhalten der Kriegführenden rechtlich billigen darf. Die wichtigsten Ergebnisse, zu denen seine Ueberlegung führt, sind die folgenden:

Gegen den funkentelegraphischen Verkehr des blockierten Port Arthur mit dem russischen Konsulat in Tschifu wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn diese telegraphische Verbindung schon in Friedenszeiten eingerichtet worden und in Betrieb gewesen wäre. Die Sachlage wäre dann dieselbe gewesen, als wenn Port Arthur noch durch ein im Frieden gelegtes Kabel mit neutralem Gebiet in Konnex gestanden hätte; selbstverständlich würde ein solches Kabel, trotz der

Blockade, ungehindert von neutraler Seite benutzt werden dürfen, bis es von der Belagerungsarmee zerschnitten wird. In dem oben mitgeteilten Fall lagen aber die Dinge anders, denn die drahtlose Verbindung zwischen Tschifu und Port Arthur wurde erst nach der Zerstörung der Kabelkommunikation eingerichtet, in der ausdrücklichen Absicht, die Blockadesperre für das Nachrichtenwesen zu umgehen. Dergleichen wäre natürlich statthaft gewesen, wenn von russischem Territorium aus ein Verkehr mit der belagerten Festung geschaffen worden wäre; die Benutzung neutralen Bodens, wie der chinesischen Stadt Tschifu, zur Neuerrichtung einer Station für drahtlose Telegraphie läßt sich aber keinesfalls rechtfertigen, und Japan war vollkommen im Recht, als es gegen den Mißbrauch des russischen Konsulatsgebäudes in Tschifu energischen Protest erhob. Die Fiktion, daß dies Konsulat nicht zum chinesischen Gebiet gehöre, sondern extraterritorialen Charakter trage, wie alle Gesandtschaften und Konsulate, kann für derartige Vorkommnisse keinen Anspruch auf Geltung haben. Nach Scholz hatte vielmehr die chinesische Regierung, wenn sie ihre Neutralität richtig wahren wollte, die Pflicht, den russischen Konsul in Tschifu um Einstellung des ferneren Verkehrs mit Port Arthur auf funkentelegraphischem Wege zu ersuchen; half dies nichts, so mußte sie bei Rußland auf sofortige Abhilfe bezw. Abberufung des Konsuls dringen und diesem nötigenfalls ihrerseits das Exequatur entziehen. Zu weitergehenden Maßregeln, etwa zu einer gewaltsamen Entfernung oder Unbrauchbarmachung der Station, stand ihr jedoch, angesichts des allgemein anerkannten Satzes: „omnis coactio abesse a legato debet“, ein Recht nicht zu.

Was den zweiten Fall anbetrifft, das Eindringen eines Zeitungskorrespondenten auf den Kampfplatz, um die Aktionen beider Parteien während des Gefechts sogleich in alle Welt hinauszutelegraphieren, und die dadurch bedingte Abwehrproklamation Alexejews, so wird wohl allgemein zugegeben werden, daß die militärischen Maßnahmen ein hohes Interesse daran haben müssen, sich nachdrücklich gegen die unzeitige Schwatzhaftigkeit unberufener Augenzeugen des Kampfes zu schützen, um so mehr als die Benutzung der drahtlosen Telegraphie die Gefahr in sich birgt, daß die an die Presse hinausgesandten Nachrichten von der feindlichen Heeresleitung mitgelesen werden und ihr die gegnerischen Bewegungen und Maßnahmen vorzeitig verraten. Somit hatte Statthalter Alexejew sehr wohl ein Recht, ein neutrales Schiff aufzubringen, wenn es in der Zone der Feindseligkeiten Nachrichten versandte, die dem Feinde zugute kommen konnten; auch die fremden Zeitungskorrespondenten durfte er mit sich führen, aber sie für Spione zu erklären und als solche zu behandeln, hatte er kein Recht, da ein bloßes Verbreiten von Nachrichten, dem die Merkmale der heimlichen Erkundung und des Einschleichens fehlen, unmöglich als Spionage aufgefaßt werden kann. Scholz stellt nun den Satz auf, daß ein Aufbringen neutraler signalisierender Schiffe nur dann gerechtfertigt sei, wenn diese entweder mit der feindlichen Armeeleitung oder feindlichen Behörden Nachrichten austauschen oder wenn sie Nachrichten über Schiffs- und Heeresbewegungen verbreiten, die dem Gegner zugute kommen könnten, oder wenn sie in der ausschließlichen Absicht, solche Nachrichten

zu verbreiten, in die Zone der Feindseligkeit eindringen. Das bloße Vorhandensein einer Funkenstation an Bord eines neutralen Schiffes, das sich dem Kriegsschauplatz nähert, kann dagegen keinesfalls ein Grund zur Wegnahme des Schiffes oder zur Beschlagnahme der Apparate sein, da diese als zur Ausrüstung des Schiffes gehörig betrachtet werden können. Im allgemeinen wird man unter normalen Umständen aber verlangen dürfen, daß ein solches Schiff bei dem Oberkommandierenden der Blockadetruppen um Erlaubnis zur Benutzung seiner Funkenstation in der Zone der Feindseligkeiten einkomme, wenn es etwa mit neutralen Häfen oder neutralen Schiffen unverfängliche Depeschen austauschen will, die in der blockierten Festung mitgelesen werden könnten. Anderseits wird man ein solches Verlangen wieder nicht ohne Einschränkung aufrechterhalten können, denn ein neutrales Schiff, das in Seenot ist oder das sich schnellstens über seinen Kurs orientieren will, muß natürlich das Recht für sich beanspruchen dürfen, jederzeit, auch ohne Erlaubnis, seine Telegraphenapparate zu benutzen, um Signale nach der nächstgelegenen Küste zu senden, gleichviel, ob diese blockiert ist oder nicht.

Von andern, weniger gewichtigen Vorfällen des ostasiatischen Krieges, bei denen die drahtlose Telegraphie eine Rolle spielte, sei erwähnt, daß der englische Kreuzer „Iphigenia" am 31. März 1905 eine Funkendepesche nach Hongkong sandte, worin er meldete, er sei dem Baltischen Geschwader 150 Meilen östlich von Saigon begegnet. Auch diese Handlungsweise ist nicht als einwandfrei zu bezeichnen, da sie dem Bestreben der Russen, den Aufenthalt ihrer Flotte tunlichst zu verheimlichen, schnurstracks zuwiderlief. Scholz steht daher auch nicht an, das Verhalten der „Iphigenia" als „unneutral" zu bezeichnen; immerhin hat dies mit unsrer eigentlichen Frage weniger zu tun, als die Uebermittlung der Nachricht auf funkentelegraphischem Wege nur eine zufällige Nebenerscheinung war und auch auf andre Weise hätte vor sich gehen können, ohne dabei an „Unneutralität" zu verlieren. — Einen ganz andern Standpunkt nahm die Regierung von Holländisch-Indien ein, die so besorgt um die strenge Wahrung ihrer Neutralität war, daß sie während der ganzen Dauer der Durchfahrt der Russen durch die Gewässer der Sundainseln die drahtlosen Telegraphenstationen ihres Territoriums anwies, alle der Unneutralität verdächtigen, ja selbst alle kodierten Telegramme, deren Sinn nicht einwandfrei festzustellen war, zurückzuweisen.

Aus diesen Erwägungen, welche die vielerlei Möglichkeiten schon einzelner praktischer Fälle kennzeichnen, wird sich ein Bild von der ungemein großen Kompliziertheit der einschlägigen Fragen ergeben und von den äußerst schweren Aufgaben, die einer internationalen Regelung aller dieser und noch vieler andrer Fragen erwachsen werden. Wie willkürlich heut noch die Stellung der einzelnen Staaten zu völkerrechtlichen Dingen ist, die man als längst geklärt ansehen sollte, zeigt sich zum Beispiel auch darin, daß Rußland am 27. Februar 1904 erklärte, jedes Telegraphenmaterial als Kriegskonterbande ansehen zu wollen, während Japan am 10. Februar 1904 und 10. Februar 1905 seine Stellung dahin präzisierte,

daß Telegraphenmaterial nur dann als Kriegskonterbande gelten solle, wenn es offenbar für den direkten feindlichen Gebrauch bestimmt sei. Die letzte Auffassung ist zweifellos die modernere und zeitgemäßere.

Es mag genug sein mit diesen wenigen Ausschnitten aus dem umfangreichen Thema: Stellung der Seekabel und der drahtlosen Telegraphie im Kriege. Angesichts der kolossalen Schwierigkeit und Mannigfaltigkeit der einschlägigen Fragen, der wechselnden Stellung juristischer Sachverständiger über Zulässigkeit und Unzulässigkeit der möglichen Handlungsweisen und angesichts der gänzlich divergierenden Wünsche der einzelnen Berufskreise in betreff der schließlichen internationalen Vereinbarungen muß man annehmen, daß in weit absehbarer Zeit die Behandlung des Problems über den Standpunkt theoretischer Erörterungen noch nicht hinausgedeihen und praktische Gestalt annehmen wird. Anderseits ist es so selbstverständlich, daß der gegenwärtige Zustand der Unsicherheit und Ungewißheit nicht von Dauer sein kann und je eher je lieber beseitigt werden muß, daß man alle jene Hindernisse keinesfalls für unüberwindlich halten kann. Die Scholzschen Schriften beweisen jedenfalls, daß man bei einigem guten Willen auch für die verzwicktesten Probleme eine Lösung finden kann, welche die rechtlich-theoretischen Ansprüche des Juristen ebenso befriedigen wie den gesunden Menschenverstand und die den goldenen Mittelweg darstellen zwischen den extremen Forderungen der militärischen und der kaufmännischen Interessen.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

(Fortsetzung)

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 8. Mai 1861.

Verehrter Freund!

Die Angelegenheit mit Pfeiffer ist einigermaßen unangenehm. Bei den jetzt hervorgetretenen Bedenken wird er aber zur Ausschußsitzung in Frankfurt a. M. nicht einberufen und die definitive Entscheidung über die Kooptation eines dritten Württembergers der mündlichen Beschlußnahme vorbehalten bleiben. Sie werden sich übrigens entsinnen, daß Sie sowohl als Metz in der Vorstandssitzung vom Februar Pfeiffer als Nichtanwalt und Katholiken in Uebereinstimmung mit mir den Vorzug vor Tafel und dem kränklichen Seeger gaben. Sie wurden damals ersucht — was ich auch später brieflich wiederholt habe —, noch einmal nach

Rücksprache mit Georgii sich über die Frage zu äußern. Da Sie nun weder früher noch in Ihrem Schreiben zur letzten Vorstandssitzung irgendein Bedenken über Pfeiffer geäußert hatten, so haben wir gar keinen Anstand genommen, Pfeiffer den Ausschußmitgliedern in Vorschlag zu bringen.[1])

Ueber die Maßregeln in Süddeutschland zur militärischen Verteidigung gegen Frankreich werden Sie hoffentlich bessere Nachrichten mitbringen, als wir vom Norden über die Flottenrüstungen. Hier wird nichts geschehen, bis daß es zu spät sein wird. Von Preußen ist trotz Anregung und Unterhandlung von Bremenscher Seite nichts zu erlangen als wohlfeile Redensarten. Initiative ist bei der preußischen Regierung in dieser Frage so wenig als sonstwo. In Bremen ist man dazu sehr uneinig, fürchtet sich vor hannoverschen Uebergriffen und zu großer Last in Friedenszeiten. Von Potsdam (Stadtrat Jacobs) hatte ich vor einiger Zeit eine Aufforderung, eine große Sammlung von 4 Millionen Talern in ganz Deutschland mit in die Hand zu nehmen, für welche Summe Kanonenboote und Kriegsschiffe gekauft oder gebaut werden und der preußischen Regierung geschenkt werden möchten! Ich habe dem wohlmeinenden Herrn sehr deutlich meine Meinung geschrieben über die preußische auswärtige Politik und Marinebehandlung und über den Unsinn, auf solche Summen, ganz abgesehen von dem mangelnden Vertrauen zu Herrn von Schleinitz und Konsorten, durch freiwillige Beiträge sich Hoffnung zu machen.

Frankfurt haben wir für die Ausschußsitzung den Vorzug gegeben, weil es der politische Mittelpunkt für Südwestdeutschland ist und weil in Heidelberg die nationale Bewegung noch sehr im Werden ist. Eine Ausschußsitzung kann der Frankfurter Senat nicht stören, und da wir uns dieserhalb nicht mit einem Gesuche an ihn zu wenden haben, so vergeben wir uns auch gewiß nichts; ich möchte eher das Gegenteil annehmen.

Ich habe diese Zeit ziemlich viel in den hannoverschen Angelegenheiten zu tun gehabt. Auch hier wird ein äußerer Erfolg schwerlich in Bälde erreicht werden. Die Dinge in Preußen und Europa sind nicht danach angetan, unserm Hofe Besorgnisse einzuflößen, wenigstens nicht so starke, um in den sauren Apfel eines Systemwechsels zu beißen. Andre Gründe und Motive werden nicht wirken. Dagegen hat die jetzige Agitation den großen Vorteil und insoweit Erfolg, daß sie Teilnahme und Mut für das öffentliche Leben in unserm Königreiche neu belebt und einen guten Boden für die nächsten Kammerwahlen geschaffen hat. Durch Nachgiebigkeit in mehr untergeordneten Punkten ist es mir nach einiger Anstrengung auch gelungen, mich mit den Altliberalen über die hannoverschen Dinge so ziemlich zu verständigen. Stüve war weit hartnäckiger als Partikularist und Pessimist, als ich geglaubt hatte — und als seine Ministerkollegen es sind. Die unfähige neueste Wirtschaft in Berlin hatte freilich seine Abneigung gegen die preußische Bureaukratie und gegen das gesamte preußische Wesen sehr be-

[1]) Es handelt sich um die Wahl eines dritten württembergischen Ausschußmitgliedes, außer Reyscher und dem Rechtskonsulenten Georgii aus Eßlingen.

stärkt. Zum Glück ist die Stimmung in der Stadt Osnabrück entschieden national und für preußische Zentralgewalt, so daß es mir, nachdem eine Konferenz der Märzminister mit Stüve resultatlos geblieben war, doch noch gelang, in einer längeren Konferenz, welche ich vor zehn Tagen in Osnabrück mit ihm hatte, über gemeinsame Schritte gegen unsre hannoversche Korruptionswirtschaft mich mit ihm zu verständigen, indem er die allgemeinen deutschen Dinge, die er ganz schwarz ansieht, der weiteren Entwicklung überläßt, da er hierfür gar kein positives Programm mehr hat. Für die ältere Generation in unserm Lande und für die Magistrate ist es von unberechenbarer Wirkung, wenn Stüve öffentlich gegen unser Regime auftritt. [1])

Eine staatsrechtliche Abhandlung über die Ungültigkeit unsrer Verfassungszustände, welche in den nächsten Wochen im Buchhandel erscheint, wird Sie als Staatsrechtskenner interessieren, da sie die ganze Stellung der Bundesversammlung zu den Verfassungskämpfen der Einzelstaaten einer gründlichen Prüfung unterzieht.

Sie kommen, lieber Freund, doch womöglich schon Donnerstag abend oder Freitag früh nach Frankfurt, damit wir im Vorstande uns vorher besprechen können?

Ihr aufrichtig ergebener

Bennigsen.

*

---

[1]) Der tiefgehende politische Unterschied zwischen Stüve und Bennigsen, dem ehemaligen Führer der hannoverschen Altliberalen und dem Präsidenten des Nationalvereins — ein Unterschied, der übrigens in den hier veröffentlichten Briefen schon seit 1848 durchklingt —, kommt in besonders prägnanter Weise in ihrer Beurteilung der deutschen Frage zum Ausdruck. Stüve schrieb an Bennigsen (der Brief ist mitgeteilt in der Biographie Joh. Karl Bertram Stüves von G. Stüve; aus diesem Buche, das mir während meines augenblicklichen Aufenthaltes in Chicago nicht zugänglich ist, finde ich ihn in dem neuerschienenen Buche von H. von Oertzen, Jasper von Oertzen, S. 219, abgedruckt): „Ich halte die von Ihnen beabsichtigte Art der Neugestaltung der Verfassung Deutschlands an sich für unausführbar, solange die deutschen Staaten in ihrem jetzigen Bestande bleiben. Um solche auszuführen, müßte man diese Staaten zuvor gänzlich zertrümmern, und das kann nur die Revolution, welche ich entschieden weder fördern noch irgendwie zur Hilfe nehmen will. Ich halte nach den gemachten Erfahrungen dafür, daß der einzige Erfolg, den die Agitation in Ihrer Richtung ohne vollständige Umwälzung haben könnte, in einer Teilung Deutschlands, etwa an der berufenen Mainlinie, bestehen würde. Diese Teilung, welche ich für das Schlimmste von allem halte, hat von 1849 bis 1853 mehr als einmal nahe genug gestanden. Ich halte ferner dafür, daß der Zeitpunkt für eine solche Agitation nicht unglücklicher gewählt werden könnte als im Augenblick einer großen Kriegsgefahr, welche die Eintracht, das einzige praktische Heilmittel für Deutschland, mehr als je nötig macht, während jeder Erfolg Ihrer Bestrebungen, ja der bloße Verdacht eines solchen die Eintracht vernichtet, Fürsten und Völker gegeneinander stellt, die Heere in sich auflöst. Ich halte aber auch für die mittleren und kleineren deutschen Staaten nichts so schlimm als Vasallenstaaten zu bilden, denen die Last aufgebürdet wird, ohne sie den Vorteil genießen zu lassen. Das Verhältnis solcher Socii ist in aller Geschichte das unglücklichste."

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 5. Juni 1861.

Erst nach meiner Rückkehr in das Bad Reinach auf dem Schwarzwald fand ich Ihren Brief, der mir einstweilen von hier dahin geschickt war. Sie werden es auffallend gefunden haben, daß ich in Frankfurt nicht von dem Briefe sprach, aber ich wußte nichts davon. Einstweilen haben wir uns ja in Frankfurt doch wieder einmal ausgesprochen, und es soll mir lieb sein, wenn Sie mit den Resultaten der Zusammenkunft zufrieden sind. Der Verein ist seither mehr noch wie früher die Zielscheibe der reaktionären Blätter geworden, was mir beweist, daß wir recht haben und tief in das Herz unsrer Gegner hinein unsre Pfeile gesandt.

Von Frankfurt aus ging es, wie Sie wissen, nach Mannheim, wo eine kleine Versammlung von Abgeordneten aus Bayern, Württemberg, Nassau, zusammen fünfzehn, sich zusammenfand. Es wurde beschlossen — was ich Ihnen wohl sagen darf — ein Schreiben an den Fürsten Hohenzollern zu richten, worin die einstimmige Ansicht der Anwesenden Ausdruck finden sollte, daß Preußen eine festere und kräftigere nationale Politik angreifen müsse, wenn es die Sympathien der süddeutschen Bevölkerung nicht vollends verlieren wolle. Häusser übernahm es, „mit unserm Vorwissen" das Schreiben ergehen zu lassen; die Fassung sollte uns nachträglich in Abschrift zukommen, was aber noch nicht geschehen; vielleicht ist er noch ohne Antwort. Weiter beschlossen wir, in den Kammern übereinstimmende Anträge in betreff der deutschen Frage zu stellen. Württemberg wird wohl zuerst an die Reihe kommen, vorausgesetzt, daß die Kammer bald wieder zusammentritt. Einstweilen vertrödelt die Finanzkommission unnötig lange Zeit mit ihren Berichten, und so wird wohl noch der ganze Monat hingehen, ehe wir einberufen werden.

Letzten Montag sollte wieder Monatsversammlung des Nationalvereins in Stuttgart sein; die Komiteemitglieder in Stuttgart waren aber nicht in der rechten Stimmung und übergingen abermals die Zusammenkunft, obwohl ich Seeger noch von Reinach aus aufmerksam gemacht hatte. Die Leute sind immer noch ohne die rechte Courage; sie fürchten, die Sache hätte noch zu wenig Anklang, was aber eben von der Unentschlossenheit der Führer herrührt. Man kommt mit den Deutschen nicht vorwärts, bis ihnen das Wasser an der Kehle steht.

Es wäre sehr erwünscht, wenn Sie den Sommer einmal zu uns kämen. Sie würden dadurch dem Wunsche vieler entsprechen und sich überzeugen, wie hoch Ihr Name und die Sache, die Sie mit uns vertreten, doch in den Herzen von Tausenden steht. Wir könnten alsdann die voriges Jahr schon von Ihnen projektierte Reise an die Alp ausführen, und wollten Sie mich zuvor zeitig benachrichtigen, eine Versammlung von Mitgliedern und Freunden des Nationalvereins, wie jene Eßlinger, damit verbinden, etwa am 24. d. M., St. Johannis, in Göppingen oder wieder in Eßlingen, nach oder vor einer Wanderung auf den Hohenstaufen.

Die Süddeutsche Zeitung ist in Gefahr einzugehen, wenn ihr nicht wieder

aufgeholfen wird. Hat Brater nicht mit Ihnen gesprochen? Auf der Hinreise trug er sich mit dem Gedanken, der Ausschuß werde ein paar Aktien à 120 Taler übernehmen ... Der Ausschuß dürfte wohl etwas tun, es wäre ein Stoß für die wahre Sache, wenn der Vorposten in München wegfiele.

*

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 14. Juni 1861.

Nach Schwaben, mein lieber Freund, ginge ich wohl gerne diesen Sommer. Vorläufig kann ich aber nicht daran denken, da ich in der letzten Woche dieses Monats auf drei bis vier Wochen ins Seebad reise. Vielleicht mache ich aber im August, wo ich ein paar Tage in Heidelberg sein werde, einen kleinen Abstecher nach Württemberg.

Wir müssen nun aber wegen der Generalversammlung uns entscheiden; es sind auch einige andre Angelegenheiten zu erledigen, namentlich ein Antrag wegen Maßregelung des Dr. Zerffi in London, ein Antrag auf Begründung einer populären Wochenschrift, wofür mir 1000 Reichstaler in Aussicht gestellt sind von dem Herrn, welcher uns bereits 500 Reichstaler Beitrag zahlt, und andres. Ich habe daher eine Vorstandssitzung auf Sonntag den 23. Juni anberaumt, morgens 8 Uhr in Koburg. Die Vorstandssitzung über Thüringen hinaus nach dem Süden zu verlegen, habe ich doch Bedenken gehabt wegen der Umstände und des Zeitverlustes für die Mehrzahl der Vorstandsmitglieder.

In der Marineangelegenheit scheint doch wirklich einige Energie von Berlin aus entwickelt zu werden. Gebe Gott, daß Ihr in Mannheim verabredeter Schritt überhaupt einigen Anstoß zur Tätigkeit erteilt. Ich habe aber äußerst geringe oder vielmehr gar keine Hoffnungen auf Männer wie Schleinitz und Schwerin. Mehr erwarte ich von der jetzigen Bewegung in der preußischen Bevölkerung. Nach den Mitteilungen, welche ich von Schulze aus Berlin erhielt,[1]) und nach dem, was ich in Bielefeld sah und hörte, ist wirklich eine starke Reaktion gegen den preußischen Partikularismus und gegen das altliberale Schönrednertum der Beseler und Simson im Gange.

Bei der Wichtigkeit unsrer Verhandlung vom 23. rechne ich fest darauf, daß Sie, lieber Freund, die weite Reise und die drei Tage Abwesenheit nicht scheuen. Mit Fries werde ich bereits am 22., abends 7 Uhr, in Koburg eintreffen, wenigstens habe ich ihn soeben dazu aufgefordert.

Ganz der Ihrige

Bennigsen.

*

[1]) Diese Briefe von Schulze-Delitzsch werden in einer der nächsten Fortsetzungen mitgeteilt werden.

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 14. August 1871.

Verehrter Freund!

Der Ausschuß wird seine Sitzung zwar erst am 22. morgens in Heidelberg halten. Es ist aber sehr wünschenswert, daß der Vorstand schon am Tage zuvor dort zusammentritt. Ich darf Sie daher ersuchen, sich zur Vorstandssitzung am 21., morgens 11 Uhr, im Prinz Karl in Heidelberg einzufinden.

In der kurhessischen Sache sind Sie ja so vollkommen au fait, daß Sie, falls Ladenburg, der es übernommen hat, eine Resolution zu begründen, noch einer Unterstützung aus dem Ausschusse bedürfen sollte, jederzeit zuspringen können.

Wegen der Flugschrift über die Bundeskriegsverfassung habe ich an Streit die bestimmte Weisung erteilt, nicht wieder zu drucken ohne Korrektur Ihrerseits. Er entschuldigte sich mit der großen Eile und meinte, der Druckfehler würden gewiß nicht viele sein.

Sehr begierig bin ich, ob Sie in puncto Kriegsverfassung und Rheinbündelei noch neues Material herbeischaffen könnten.

Auf Wiedersehen

Ihr

Bennigsen.

*

Reyscher an Bennigsen.

Herrenalb auf dem Schwarzwald, 4./6. September 1861.

Empfangen Sie meine herzlichen Glückwünsche zu den schönen Erfolgen der Heidelberger Versammlung. Ich bin mit allem einverstanden, auch damit, daß in der kurhessischen Sache auf den Beschluß der württembergischen Stände nicht abgehoben wurde, obgleich dieser Beschluß nicht gering anzuschlagen ist in einer Kammer, die bis jetzt in der deutschen Sache nicht vorangegangen ist. Ich hatte freilich außerhalb und innerhalb der Kammer sehr für einen energischen Ausdruck der öffentlichen Stimmung zu kämpfen: denn Sie wissen ja, die Zahl der Schwächlinge ist überwiegend, und die staatsrechtliche Kommission unsrer Kammer ist so zusammengesetzt, daß von ihr nichts Gutes zu erwarten ist. Ich bestand aber darauf, daß meine Anträge als Ganzes zur Abstimmung kamen, und diesmal gelang diese Taktik; ein Mittelweg, den andre vorzogen, oder eine noch stärkere Fassung (namentlich der Mißbilligung des Bundestagsgesandten), welche einige Freunde beabsichtigten, würde die Sache verdorben haben. — —

Rochau wird Ihnen mitgeteilt haben, warum ich nicht nach Heidelberg kam. In der Kammer war ich nie sicher, wann die Herren Mohl, Varnbühler u. s. w. über den Nationalverein herfallen würden, und so geschah es auch, daß unmittelbar vor der Heidelberger Versammlung Mohl aus Anlaß des Militärbudgets losschlug, wie früher in der Verhandlung, wovon Sie noch das Protokoll haben, gegen Preußen, so jetzt gegen den Nationalverein. — —

Daß Sie mich in Heidelberg wieder haben wählen lassen, ist für mich in hohem Grade ehrenvoll; aber Sie hätten besser getan, es nicht zu tun: denn einmal stellen sich, wie es scheint, die Schäden des Alters bei mir ein und dann haben die Württemberger es bis jetzt nicht verdient, daß drei Mitglieder aus der kleinen Zahl, welche dem Vereine beigetreten, im Ausschusse sind. Daß aber Ad. Seeger kooptiert wurde, war gewiß klug. Er ist zwar sehr kränklich und wird daher keine große Tätigkeit entwickeln können; er ist aber ein gescheiter Mensch und hatte den Mut, sich von den andern Männern seiner Partei zu trennen, um für den Nationalverein zu sprechen. Hölder wäre eine bessere Akquisition für den Ausschuß gewesen; er hat auch mehr Einfluß im Lande; er war aber nicht zu bewegen, nach Heidelberg zu gehen — zum Teil freilich aus guten Gründen, weil eben die Ständesitzungen auch ihn sehr in Anspruch nehmen —, sonst wäre es Ihnen wohl möglich gewesen, ihn noch entschiedener für unsre Sache zu gewinnen. Im Wesen ist er mit uns eins; er hat aber doch immer noch einige Grillen.

*

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 3. November 1861.

Ich möchte Sie, lieber Freund, dringend ersuchen, zu der Vorstandssitzung am Sonntag, 10. November, morgens 9 Uhr, nach Koburg zu kommen, wenn Ihre dortigen Geschäfte Ihnen irgend Zeit lassen. Wir werden verschiedene wichtige Gegenstände zu beraten haben. Namentlich hat Rochau, den ich gebeten habe, persönlich zu erscheinen, beantragt, daß Druck und Redaktion der Wochenschrift an einem Orte vereinigt werden. Es würde mir auch sehr erwünscht sein, mit Ihnen mündlich die Flottenangelegenheit zu verhandeln. Ließe sich von den süddeutschen Ständeversammlungen in dieser Sache nicht eine Bewilligung von Geldmitteln erreichen? Wenigstens sobald die Hansastädte oder doch Bremen ihren Vertrag mit Preußen abgeschlossen haben und die Süddeutschen sehen, daß es im Norden wirklich Ernst in der Sache wird. Auch wird zu erwägen sein, ob nicht spätestens nach der Beendigung der preußischen Wahlen eine Ausschußsitzung anberaumt werden soll. Es werden in den nächsten Wochen sowohl von Würzburger als von liberaler Seite Anträge an die Regierungen resp. den Bundestag in der deutschen Reformfrage erwartet. Wir werden vermutlich noch vor Neujahr in der Lage sein, uns öffentlich darüber erklären zu müssen, welche Stellung wir — natürlich ohne unser Programm als letztes Ziel aufzugeben — zu solchen transitorischen Experimenten einnehmen wollen.[1]) Brater ist in letzter Zeit schon mit Andeutungen in Anmerkungen und beiläufigen Aeußerungen seiner Zeitung damit herausgerückt, daß man, solange in Preußen keine Initiative sei,

---

[1]) Die transitorischen Experimente, die Bennigsen in diesem und dem folgenden Briefe bespricht, sind die Delegationsprojekte der Konferenzstaaten (Oesterreich, die vier Königreiche, beide Hessen, Nassau): der am 14. August beim Bunde gestellte Antrag, für die Beratung eines Zivil- und eines Strafgesetzbuchs Delegierte der deutschen Kammern einzuberufen.

alles, was geboten würde, als Abschlagszahlung akzeptieren und auf solcher Grundlage weiter arbeiten müsse. Ich habe mich — dies ist aber vertraulich — in ähnlicher Weise gegen J. Fröbel ausgesprochen, welcher mich vorige Woche aufsuchte. Näheres über eine längere Besprechung mit diesem behalte ich mir vor Ihnen mitzuteilen.

Auf Wiedersehen!

Freundschaftlichst Ihr

Bennigsen.[1])

Ich werde Sonnabend abend 7 Uhr in Koburg eintreffen.

*

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 21. November 1861.

Sie haben vollkommen recht, lieber Freund, daß wir keine Veränderung in unserm politischen Programm vornehmen dürfen. Das ist auch nicht entfernt meine Absicht und auch schwerlich die Braters. Eine andre Frage ist aber die, ob wir in jedem Augenblick, bei einer von andrer Seite beabsichtigten Reform, uns negierend oder gar widerstrebend verhalten dürfen, wenn nicht auf einen Schlag das Ganze zu erlangen ist. Dabei müssen wir doch wohl erwägen, daß eine ausreichende Einmütigkeit über die von uns aufgestellten Ziele in der Nation noch lange nicht vorhanden ist, daß ferner, eine solche vorausgesetzt, die Absicht, mindestens die Energie fehlt, auf lange Zeit auch die Möglichkeit, den widerstrebenden Fürsten unser Programm sofort im ganzen aufzuzwingen. Die einmal betretene Bahn können wir freilich nicht mit einer andern Richtung vertauschen. Es wird aber noch geraume Zeit verstreichen, bis wir das letzte Ziel erreicht und gegen jeden Rückschlag gesichert haben. Alles, was ein wirklicher Fortschritt auf diesem Wege ist, oder vorhandene Schwierigkeiten und Hindernisse beseitigt, werden wir mit Freuden hinnehmen und die gewonnene Position benutzen, um auf unserm Wege weiter vorzudringen. Gesetzt, es werde die badische Regierung in Uebereinstimmung mit Koburg und Weimar nicht allein, sondern auch mit Preußen ein Programm aufstellen, ähnlich der Unionsverfassung von 1849, mit einheitlicher Zentralgewalt und Fürstenkollegium, statt des aus der Bevölkerung gewählten Parlaments aber ein solches durch die einzelnen Ständeversammlungen gewählt vorschlagen, so werden wir solche Vorschläge, ohne in Widerspruch mit unsern Plänen zu kommen, sehr gut unterstützen können. Vor-

[1]) Notiz von Reyscher unter dem vorstehenden Briefe:

„R., daß ich wegen des Landtags leider nicht kommen könne, er möge aber Fröbel, der unlängst auch in Stuttgart war, nicht trauen; wir müßten an den bisherigen Zielen festhalten, trotz der unerfreulichen Taten oder Nichttaten Preußens; eine politische Partei, die ins Schwanken gerate, verliere Boden und Achtung. Alles komme jetzt auf die Erfolge der Deutschen Fortschrittspartei in Preußen an." Der Originalbrief Reyschers fand sich nicht vor; er wird in dem nächstfolgenden Briefe Bennigsens vom 21. November beantwortet.

ausgesetzt natürlich, daß wir nicht bloß fromme Wünsche, sondern ernstliche Vorsätze, die entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, bei diesen Regierungen und namentlich auch bei der preußischen annehmen.

Ueber Fröbels [1]) Besuch teile ich Ihnen — zu diskreter Benutzung natürlich — folgendes mit.

Er kam auf mein Gut gefahren, während ich gerade bei einem Taufessen beschäftigt war, wollte deshalb nicht bleiben, und verabredete eine Zusammenkunft in Hannover, wohin ich den folgenden Tag fuhr. Seine Mitteilungen bestanden im wesentlichen in folgendem: Eine Reform der deutschen Verfassung sei unvermeidlich; soweit habe er seine Ansicht seit zwei Jahren wesentlich geändert. Die Wirkung des Nationalvereins selbst in den Würzburger Hofkreisen sei so bedeutend, daß der Gedanke, alles Bestehende zu halten, aufgegeben sei. Er sei längere Zeit in Oesterreich gewesen und habe mehrfach mit Schmerling verhandelt. Dieser sei bereit zu einer Reform auf Grund der Triasidee. Ein solcher Plan werde bei den meisten Deutsch-Oesterreichern Unterstützung finden. Er sei ferner geteilt von sämtlichen Bayern mit ganz geringen Ausnahmen, von einem großen Teile Württembergs und Badens und würde in den mittel- und norddeutschen Staaten bei den Höfen und konservativen Kreisen Beifall finden als das einzige Mittel, Oesterreich im Bunde zu halten und der preußischen Herrschaft zu entgehen. Er sei zu mir gekommen, weil er gehört habe, daß ich Großdeutscher sei, wenigstens gegen das Hinauswerfen Oesterreichs. Herr von Beust und andre würden so entschiedene Schritte tun, daß wir uns bald von dem Ernste solcher Versuche würden überzeugen können. — Ich habe ihm erwidert: Großdeutscher in dem angenommenen Sinne sei ich durchaus nicht; einen Bundesstaat mit einheitlicher Leitung im Parlament hielte ich für durchaus erforderlich, ein Verhältnis mit Deutsch-Oesterreich auf einer andern Grundlage als der des bisherigen Staatenbundes halte ich für unmöglich. Ein solches Gerücht über mich würde wohl daher rühren, daß ich bei verschiedenen Gelegenheiten mich entschieden gegen preußische Annexionsgelüste und gegen die Mainlinie ausgesprochen, auch veranlaßt habe, daß im Jahre 1859 die hannoversche Zweite Kammer sich einstimmig für den Krieg gegen Frankreich zur Unterstützung Oesterreichs erklärt habe. Ich sei auch noch den Bestrebungen entgegen, welche es zwischen Norddeutschland und Oesterreich zum Bruch treiben wollten, und halte an der Meinung fest, daß Oesterreich sich bald von der Unmöglichkeit überzeugen werde, mit seinen ruinierten Finanzen und revolutionierten Provinzen das Zustandekommen eines einheitlichen Bundesstaates in Deutschland zu hindern, und froh sein könne, mit diesem neuen Bundesstaat das alte Verhältnis des Staatenbundes für Deutsch-Oesterreich und ein gutes merkantiles und politisches Verhältnis für sein ganzes Reich aufrechtzuerhalten oder zu begründen. Daneben habe ich seine tatsächlichen Angaben bestritten. Oesterreich wolle gar nicht

[1]) Ueber Fröbels Bestrebungen in dieser Zeit vgl. seine Memoiren: Julius Fröbel, Ein Lebenslauf. 2 Bände. 1890.

ernstlich die Trias, sondern einfach das alte, oder, wenn das unmöglich sei, eine Teilung mit Preußen nach der Mainlinie à la Kaiser Joseph. Für die Trias werde nur der bayrische Partikularismus in den altbayrischen Provinzen und möglicherweise die ultramontane Partei in ganz Deutschland zu gewinnen sein. Beust, Pfordten, Linden und Genossen würden jeden Reformvorschlag im Keim ersticken, der nicht ihren Namen führe. Wenn die Mittelstaaten ernstliche Reformen ohne die preußische Zentralgewalt beabsichtigten, so würde conditio sine qua non des Gelingens sein, daß sie anständigeren Händen eine solche Arbeit anvertrauten und zunächst mit ihrem eignen Unrat aufräumten. Ich und meine Freunde könnten keine Pläne unterstützen, die mit unserm Programm in Widerspruch ständen. Wenn aber von preußischer Seite nichts geschehe, und von österreichischer und mittelstaatlicher Seite durch achtbare Männer am Staatsruder wirkliche Verbesserungen in den Rechtszuständen und teilweise Reformen der Bundesverfassung durchzuführen versucht würden, so werde das deutsche Volk dem schwerlich entgegentreten. Ich hielte aber solch ernste Versuche von jener Seite für Illusion, und jedenfalls müßten wir das lediglich diesen Herren überlassen, ihr Heil zu versuchen, und würden unsre Stellung je nach den Umständen einnehmen, unser Programm jedenfalls so lange aufrechterhalten, als wir uns nicht tatsächlich von der Unrichtigkeit oder Unmöglichkeit der Voraussetzungen überzeugt hätten, auf denen dasselbe beruht. Und dazu sei wenig Aussicht, da die abgelaufenen zwei Jahre mich und andre nur mehr in der Ueberzeugung von der Richtigkeit der gemachten Voraussetzungen hätten bestärken müssen, u. s. w.

Fröbel ging von Hannover nach Bremen und von da nach Berlin. Allein noch glaube ich, daß er direkt von Schmerling abgesendet ist, um die Stimmung in Deutschland zu sondern und eine zuverlässige Meinung nach Wien darüber zurückzubringen, ob es für Oesterreich geraten bleibt, lediglich zu warten wie 1848/49, bis daß es selbst wieder zu Kräften gekommen ist, und vorläufig alles beim alten zu erhalten, oder ob die Dinge schon so weit sind, daß Oesterreich direkt oder durch seine Vasallen mit bestimmten Vorschlägen hervortreten, dieselben eine Zeitlang unterstützen, damit unsre Pläne durchkreuzen, die Stimmung der Bevölkerung teilen müsse. Das Ganze in der Hoffnung, daß die Angst oder das Ungeschick in Preußen alles verwirren und verderben und inzwischen Oesterreich wieder so weit erstarken werde, daß es allein oder mit fremder Hilfe Deutschland wieder wie vormals die Bedingungen seines Daseins vorschreiben könne, welche ihm, Oesterreich, wahrhaft zusagen.

Baden wird, wie Sie wissen werden, in dieser Zeit wohl mit seinen Vorschlägen hervortreten und freie Konferenzen zur Beratung der Bundesreform fordern. Bernstorff hat sich schon in Ostende, wo Roggenbach war, für die Reform erklärt. Auch der König hat in einem Konseil, welchem er in Ostende in Gegenwart Roggenbachs präsidierte, den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß Baden nicht bis zur Krönung in Königsberg warten möge. Sonst könne Schmerling zuvorkommen!! Schleinitz hat sich aber in den letzten Wochen

seiner elenden Amtsführung noch weniger auf Unternehmungen einlassen wollen als früher. Und so ist die Sache bis in die neueste Zeit liegen geblieben. Verhandlungen mit andern mittleren Staaten haben auch Badens Vorgehen anscheinend noch einige Wochen verzögert. Jetzt ist aber die badische Zirkulardepesche an sämtliche deutsche Regierungen wohl bereits abgegangen oder geht doch in diesen Tagen ab. (Diese Dinge sind, wenigstens soweit der König hineinspielt, vertraulich.)

In Koburg war Rochau, hat aber seinen Antrag wegen Verlegung des Druckorts zurückgezogen. Die nächste Vorstandssitzung ist bereits auf Sonntag, 15. Dezember, morgens 9 Uhr festgesetzt. Treten inzwischen die badisch-preußischen und die sächsisch-österreichischen Reformprojekte an die Oeffentlichkeit, so werde ich aber baldigst eine Ausschußsitzung anberaumen, damit wir schnell eine feste Stellung zu diesen Vorschlägen einnehmen.

Ihre Kammerprotokolle gehören schon seit Sommer zu meinen regelmäßigen Reiseeffekten. Im nächsten Monate werde ich ja wohl dazukommen, sie Ihnen abzuliefern.

Mit freundschaftlichem Gruß

Ihr aufrichtiger

Bennigsen.

Moderne chinesische Lyrik

Von

Prof. Wilhelm Grube

Alle Kreatur, wenn sie nicht ihr inneres Gleichgewicht erlangt hat, so tönt sie. Bäume und Gräser haben keine Stimme, aber wenn der Sturm sie schüttelt, dann tönen sie. Das Wasser hat keine Stimme, aber wenn der Sturm es aufwühlt, dann tönt es. Wenn es hüpft, so hatte man es gepeitscht; wenn es überströmt, so hatte man es eingedämmt; wenn es siedet, so hatte man es erwärmt. Metall und Stein haben keine Stimme, aber wenn man sie schlägt, dann tönen sie. Genau so steht der Mensch zum Worte: wenn er nicht anders kann, dann redet er. Er singt, weil ein Gedanke ihn bewegt; er weint, weil sich's im Herzen regt. Was immer aus dem Munde hervorgeht und zum Tone wird, entsteht daraus, daß das innere Gleichgewicht gestört ward. Die Musik ist etwas, das sich im Innern angesammelt hat und nun nach außen drängt. Sie wählt dasjenige aus, was zum Tönen geeignet ist, und läßt es erklingen. Metall, Stein, Seide, Bambus, Kürbis, Ton, Haut und Holz, das sind die acht Stoffe, die sich am besten zum Tönen eignen. — Auch das Verhalten des Himmels zu den vier Jahreszeiten ist ein gleiches: er wählt dasjenige aus, was zum Tönen geeignet ist, und läßt es erklingen. Daher läßt er durch die Vögel den Lenz,

durch den Donner den Sommer, durch die Insekten den Herbst und durch den Wind den Winter ertönen. Wenn die vier Jahreszeiten einander verdrängen, so muß dem wohl etwas zugrunde liegen, wodurch sie nicht ihr inneres Gleichgewicht erlangen. Und mit dem Menschen verhält sich's gleichermaßen. Unter den Tönen des Menschen ist der vollendetste die Rede, und der dichterische Ausdruck ist wiederum die vollendetste Form der Rede. Um so mehr wählt der Himmel diejenigen aus, die sich aufs Tönen verstehen, und läßt sie tönen."

Mit diesen Worten sucht Han Yü (768 bis 824), einer der gefeiertsten Heroen der chinesischen Literatur, den Ursprung der Dichtkunst oder, genauer ausgedrückt, die Entstehung des dichterischen Triebes zu charakterisieren. Es ist nun wohl ohne weiteres anzunehmen, daß, wo eine so tiefe und feinsinnige Auffassung des innersten Wesens poetischen Schaffens möglich ist, auch dieses selbst einen anerkennenswerten Grad der Vollkommenheit erreicht haben muß. In der Tat liegt denn auch in der kanonischen Liedersammlung des Schi-king, aus dem Zeitraum vom zwölften bis zum siebenten Jahrhundert v. Chr. stammend, ein ehrwürdiges Denkmal aus sangesfroher Vorzeit vor, das einen Ehrenplatz in der Weltliteratur beanspruchen darf, und es bleibt ein unsterbliches Verdienst des Konfuzius, diese köstlichen Lieder, die noch heute in unvergänglicher Frische im Volksmunde leben, gesammelt, überliefert und so vor dem Untergange bewahrt zu haben. Durch Viktor von Strauß' meisterliche Uebertragung sind die Lieder des Schi-king inzwischen auch zu einem unveräußerlichen Besitz der deutschen Literatur geworden.

Einmal hervorgesprudelt, ist der Quell seither nie völlig versiegt: alle nachfolgenden Jahrhunderte haben sich an der Pflege der Dichtkunst beteiligt, bis endlich im Zeitalter der kunstliebenden T'ang-Dynastie (618 bis 907) die chinesische Lyrik ihren Höhepunkt erreichte, den zu überschreiten ihr bisher versagt geblieben ist. Wer aber die Lyrik der T'ang-Zeit mit jenen ältesten Erzeugnissen der poetischen Literatur Chinas vergleicht, gewahrt sofort die tiefe Kluft, die beide voneinander trennt: hier unverfälschte Natur- und Volkspoesie, dort eine Kunstdichtung von höchstem technischen Raffinement. Man hatte inzwischen die äußeren Mittel des poetischen Ausdrucks zum Gegenstande eines eingehenden Studiums gemacht und war schließlich zu einer außerordentlich gekünstelten Prosodie gelangt, die sich bis zu einem gewissen Grade mit der Tabulatur des alten Meistergesanges vergleichen läßt. Nun bietet ja der Uebergang von der Natur- zur Kunstdichtung an sich allerdings nichts Auffallendes, vielmehr ist das eine Erscheinung, die wir in jeder Literatur, sofern sie nicht bei den ersten Anfängen stehen geblieben ist, verfolgen können; hier jedoch handelt es sich um eine Verschiedenheit, die tiefer greift, weil sie durch den eigentümlichen Entwicklungsgang der chinesischen Kultur bedingt war — ein Punkt, den ich an diesem Orte freilich nur in kurzen Andeutungen berühren kann.

Durch den stetig wachsenden und erstarkenden Einfluß der konfuzianischen Lehren, die allmählich zu einer Art von unfehlbarem Dogma verknöcherten, wurden die Blicke der Nation schon frühzeitig in einseitiger Weise auf das

Altertum gerichtet. Die Folge davon war, daß an die Stelle rüstigen Vorwärtsschreitens ein zähes Festhalten an der Vergangenheit trat, das notwendigerweise zum Stillstand führen mußte. Das gesamte geistige Interesse schlug eine ausschließlich literarische, philosophisch-antiquarische Richtung ein: die Gedächtniskraft trägt den Sieg über das schöpferische Denken davon, der Forschungstrieb erstickt unter totem Wissen, und durch die öffentlichen Prüfungen wird ein Eichmaß für das vom Staate geforderte und privilegierte Bildungsquantum zur Geltung gebracht. So weit geht die Ueberschätzung der Büchergelehrsamkeit, daß der lebendigen Sprache das Bürgerrecht in der Literatur versagt wird. Die „klassische" Sprache, wie sie zur Zeit des Konfuzius lebte, ist bis auf den heutigen Tag das herrschende Literaturidiom geblieben, und nicht einmal die Dichtung ward von dem törichten Zwange befreit, sich einer toten Sprache zu bedienen. Man braucht nur an die lateinische Kunstpoesie der Renaissance zu denken, um sich zu vergegenwärtigen, was das besagen will! Da ferner unter den schriftlichen Arbeiten bei den öffentlichen Prüfungen auch Proben in gebundener Rede verlangt werden, so ist das Versemachen im Laufe der Zeit immer mehr zu einer bloßen Kunstfertigkeit herabgesunken, die jeder „Gebildete" beherrschen muß. Kein Wunder, wenn sich die Erzeugnisse der neueren chinesischen Dichtung zu den Volksliedern des Altertums im allgemeinen kaum anders verhalten als die getrockneten Kräuter eines Herbariums zu den duftenden, bunten Kindern der Wiese!

Um nun wieder auf den eingangs zitierten Han Yü zurückzukommen, so stellt er, wie wir gesehen haben, das Lied, das dem Munde des Sängers entströmt, dem Brausen des sturmgepeitschten Meeres an die Seite: die tönende Seele des Dichters ist ihm gleichsam eine Aeolsharfe, deren Saiten durch den leisesten Windhauch zum Schwingen gebracht werden. Was will er damit zum Ausdruck bringen? Offenbar nichts andres als die naive Unmittelbarkeit des dichterischen Schaffens. Wie weit aber hat sich die chinesische Dichtung von diesem Ideal entfernt! Zwar ist der frisch sprudelnde Quell im Laufe der Zeit zu einem breiten, mächtigen Strome herangewachsen, nur daß es diesem leider ähnlich ergeht wie dem Gelben Flusse, „dem Kummer Chinas", der, endlose Massen von Schlamm und Erdreich mit sich führend, seine trägen Fluten über ein seichtes Bette wälzt: denn auch dort ist das ursprünglich klare Gewässer trüb geworden durch den Schlamm gelehrter Ueberlieferung und droht allmählich zu versanden. Nach chinesischen Begriffen vermag nämlich nichts einer Dichtung größeren Reiz zu verleihen als der Schmuck literarischer Zitate und historischer Anspielungen, die geeignet sind, den Dichter mit seiner Gelehrsamkeit prunken zu lassen, und zugleich dem Leser das Vergnügen gewähren, den eignen Scharfsinn zu erproben. Selbst so starke und eigenartige Talente wie Li T'ai-po und Tu Fu, die beiden größten Lyriker der T'ang-Zeit, es waren, frönen diesem Laster mehr als nötig, und wo das schöpferische Ingenium versagt, muß auch bei ihnen der Bücherschrank oder ein wohlassortiertes Lager von Lesefrüchten herhalten. Es ist nicht sowohl eine alte als vielmehr eine greisenhafte Kultur, die hier der Dichtung ihren Stempel aufdrückt.

Schon seit nahezu einem Jahrtausend befinden sich die geistigen Kräfte der Nation in einem Zustande völliger Gebundenheit. Der Druck einer durch Alter und Autorität geheiligten Tradition sowie die Herrschaft einer bornierten, dünkelhaften und korrumpierten Gelehrtenkaste, in deren Händen sich die gesamte Regierungsgewalt konzentriert, standen bisher jeder fortschrittlichen Regung als unüberwindliches Hemmnis entgegen. Natürlich war ein solcher Zustand nur so lange haltbar, als China durch die Isoliertheit seiner geographischen Lage von jedem kulturellen Wettbewerb ausgeschlossen war; seit jedoch Entfernungen und natürliche Verkehrshindernisse durch die Errungenschaften moderner Technik endgültig beseitigt sind, ist das chinesische Reich vor die Alternative gestellt, sich entweder am allgemeinen Kampfe ums Dasein zu beteiligen oder über kurz oder lang seiner staatlichen Existenz verlustig zu gehen. Bis jetzt ist das Gesetz der Vererbung der ausschlaggebende Faktor in seiner Kulturentwicklung gewesen; nunmehr ist die Zeit gekommen, da es sich zeigen muß, ob die Chinesen auch anpassungsfähig sind; die weltgeschichtliche Aufgabe Japans aber ist es, dem lebenszähen und entschieden schöpferisch beanlagten Volke die Güter abendländischer Gesittung zu übermitteln und es dadurch konkurrenz- und existenzfähig zu machen. Von dem Gelingen oder Mißlingen dieser Aufgabe hängt nicht nur das fernere Schicksal Chinas, sondern die politische Zukunft der gesamten zivilisierten Welt ab. Daß in China Kräfte, die jahrhundertelang schlummerten, allmählich zu erwachen und sich zu regen beginnen, konnte schon seit geraumer Zeit beobachtet werden: neuere Erscheinungen, die darauf hinweisen, sind die Reformen im öffentlichen Unterrichts- und Prüfungswesen, die den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden suchen, Uebertragungen der kanonischen und klassischen Bücher in die lebende Volkssprache u. dgl. m.

Zu den Zeichen der Zeit dieser Art gehört auch eine Sammlung lyrischer Gedichte, auf die ich durch diese Zeilen hinweisen möchte.[1]) Zwar sind sie bereits im Jahre 1828 entstanden, aber wo sich's um eine drei Jahrtausende alte Literatur handelt, dürfen wohl Ereignisse, die ein knappes Jahrhundert zurückliegen, noch mit Fug und Recht als modern bezeichnet werden, zumal wenn das Wort nicht im eng zeitlichen Sinne aufgefaßt wird. Modern aber sind sie schon durch den Umstand, daß der Verfasser, ein Kantonese namens Tschao Tsze-yung, über dessen Persönlichkeit und Lebensschicksale leider nichts bekannt ist, sich in ihnen, der herrschenden Tradition zuwider, nicht der klassischen Sprache, sondern schlecht und recht seines heimatlichen Dialektes bedient. Modern sind sie nicht minder als Proben echter Großstadtlyrik. Wie schon der Titel besagt, handelt es sich um Liebeslieder. Im lockersten Versmaß gehalten, sind sie bestimmt, zur Laute gesungen zu werden. Nur stelle man sich darunter nicht etwa Ständchen oder Liebeslieder in unserm Sinne vor, denn ein Liebeswerben, wie es bei uns üblich ist, kann man selbstverständlich nicht in einem Lande erwarten, wo, wie der

[1]) Cantonese Love-Songs, translated with Introduction and Notes by Cecil Clementi. Oxford, Clarendon Press 1904.

Herausgeber und Uebersetzer treffend bemerkt, die Ehe kaum etwas andres ist als ein Institut zum Zwecke der Erzielung legitimer Kinder. Bekanntlich ist das Wort „heiraten“ in China stets nur in der leidenden Form zu verstehen: der Chinese wird von seinen Eltern verheiratet und hat sich ihrer Wahl ohne Widerrede zu fügen. Persönliche Neigung kommt dabei so wenig in Betracht, daß junge Ehegatten einander meist bei der Vermählungsfeier zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Wenn unter solchen Verhältnissen das Los des Mannes schon nicht beneidenswert ist — um wieviel weniger das der Frau! Dem Manne steht es ja immer frei, sich extra muros schadlos zu halten: Treue wird nur von der Frau verlangt, und zwar mit unerbittlicher Strenge. Für das Weib gilt der sogenannte „dreifache Gehorsam“: als Mädchen ist sie dem Vater untertan, als Gattin dem Manne, als Witwe dem ältesten Sohne. Da ferner die herrschende Sitte eine strikte Trennung der beiden Geschlechter vorschreibt, so ist ein geselliger Verkehr zwischen Männern und Frauen völlig ausgeschlossen. Das sind soziale Verhältnisse, die einen harmlosen Minnedienst oder Flirt, wie er in den Kulturländern des Westens der Poesie so reichen Stoff bietet, unmöglich machen.

Man muß das im Auge behalten, um das Milieu zu verstehen, aus dem die in Rede stehenden Dichtungen hervorgegangen sind: es sind dies „die Dörfer, in denen das Lächeln feilgeboten wird“, „das Land des Dunstes und der Blumen“, „das Reich der Wohlgerüche“, „die mit Blumen und Weidenbäumen geschmückte Arena“ und wie die zahlreichen euphemistisch-poetischen Ausdrücke sonst lauten mögen, mit denen die Stätten käuflicher Liebe bezeichnet werden. Psychologisch interessant ist zudem der Umstand, daß es nicht der Dichter selbst ist, der, etwa in der Rolle eines wetterwendischen Liebhabers, die Lieder singt, sondern diese werden den unglücklichen Geschöpfen in den Mund gelegt, die jene Stätten des Lasters bevölkern. Nichtsdestoweniger herrscht keineswegs, wie man leicht erwarten könnte, ein frivoler Ton in den Gedichten; und auch das ist erklärlich. Es ist nämlich nichts Außergewöhnliches, daß die chinesischen Kurtisanen neben den üblichen Künsten des Gesanges und Tanzes auch über ein gewisses Maß literarischer Bildung verfügen — ein Vorzug, dessen sich die Mädchen und Frauen der sogenannten „besseren“ Stände nur in seltenen Ausnahmefällen rühmen können, da sie in der Regel nicht einmal der schwarzen Kunst des Lesens und Schreibens kundig sind. Daher nehmen jene vielfach eine ähnliche Stellung ein wie die Hetären des griechischen Altertums, und die Vertreter der eleganten Lebewelt suchen bei ihnen keineswegs nur rohen Sinnengenuß, sondern auch die Annehmlichkeit geistiger Anregung und feineren geselligen Verkehrs, die ihnen das eigne Heim nicht bietet. Nun wird der Leser aber auch verstehen, wie gerade in einer Umgebung, wo man dergleichen am allerwenigsten vermuten sollte, sehr wohl edlere Neigung und leidenschaftlichere Liebe gedeihen kann als in der öden Alltäglichkeit eines unter dem Zwange unerbittlicher Konvenienz stehenden Familienlebens. Tiefer und dauerhafter aber wird solche Neigung wohl sicherlich in den meisten Fällen auf seiten des Mädchens sein, das eine Erlösung aus der Er-

bärmlichkeit seines Daseins erhofft, wo dem Manne, der dem Schmetterling gleich von Blume zu Blume flattert, nur um vorübergehenden Genuß und angenehmen Zeitvertreib zu tun ist. Erst durch den Funken wahrer Liebe kommt dem Mädchen die tiefe Tragik eines Daseins, in das es oft ohne eignes Verschulden und wider seinen Willen hinabgeschleudert ward, zum Bewußtsein. Daher der elegische Ton, der sich wie ein roter Faden durch alle diese Gedichte hinzieht. Sehnsucht nach dem fernen Geliebten, Klagen einer treulos im Stiche Gelassenen, Verzweiflung über ein verlorenes Leben, Todessehnsucht, fromme Resignation, die nach buddhistischer Auffassung in den gegenwärtigen Leiden die Strafe für in einem früheren Dasein begangene Sünden erblickt: das sind die Themata, die in ermüdender Einförmigkeit immer wiederkehren. Und diese Monotonie bleibt nicht auf den Stoff beschränkt: sie zeigt sich auch in seiner Behandlung. Meist begnügt sich der Dichter damit, Empfindungen als solche zum Ausdruck zu bringen, ohne sie in das Gewand eines Bildes zu kleiden, oder aber er geht von einer in flüchtigen Strichen hingeworfenen Vignette aus, die dann lediglich den Zweck hat, Art und Grundton der jeweiligen Stimmung anzudeuten: eine Lotusblume, die den Wunsch erregt, rein und fleckenlos wie sie aus dem Wasser hervorzugehen, — der Mond, der mitleidig auf Menschen, die voneinander scheiden müssen, herabzublicken scheint, — Wildgänse, die, paarweis gen Süden fliegend, den Gedanken an die eigne Einsamkeit und die Sehnsucht nach dem fernen Geliebten wachrufen, — die Wolken, die es gar so leicht haben, sich aufzulösen und von hinnen zu schweben, — der Schmetterling, der nicht von seiner Blume lassen kann, und ähnliches mehr. Nur selten findet man Bild und Gedanken in engerer Verknüpfung und Wechselbeziehung, wie in den Versen:

Der Mond im Wasser, die Blume im Spiegel — ich weiß nicht: ist's Schein oder Wirklichkeit?
Das Blatt vom herbstlichen Winde verweht — ich weiß nicht, wohin es getragen ward.
Kommt einst der Tag, da meine Leidenschaft wird ausgetilgt? Ich weiß es nicht!

Oder gar eine mehr ins einzelne gehende Ausführung des Bildes, wie in der ergreifenden Klage:

Die welke Blüte fliegt dahin, — dem grausamen Himmel entrinnt sie nicht.
Verlassen flattert sie umher, der Schwalbe ähnlich, die ihr Nest verloren.
Vom Winde, ach, hin und her gefächelt,
Verliert sie im Waldesdickicht den Weg
Und bleibt für immer in blumiger Heide begraben.

Zu den Ausnahmen dieser Art gehört vollends das in seiner Schlichtheit so anmutige Lied „Die Goldamsel“:

Wolltest doch, o Vöglein du, dem Schelm ein kräftig Wort zuraunen!
Doch ach, selbst dann — mir bangt davor! — wird er so tun, als hört' er's nicht.
Könnt' ich im Traum ein Vogel sein, ich flöge gleich mit dir,

Dann sollt' er mir wohl Rede stehn, der treulos mich verließ!
Wohlan, aufricht'ger Wunsch ist stark. Noch lieg' ich träumend auf dem Polster . . .
Wär' ich nur nicht vom Traum erwacht — mit dir flög' ich dahin!

Leider vermögen die mitgeteilten Beispiele die unmittelbare Wirkung und den eigenartigen Reiz des Originals ebensowenig wiederzugeben wie Clementis englische Uebersetzung. Die Schwierigkeiten, die sich einer adäquaten Uebertragung chinesischer Dichtungen in europäische Sprachen entgegenstellen, sind nahezu unüberwindlich, weil sie teils in einem dem unsern bisweilen diametral entgegengesetzten Geschmacksempfinden, teils in der grundsätzlichen Verschiedenheit des Sprachbaues wurzeln. Es bedarf eben eines „Prinzen aus Genieland“, um das Dornröschen der chinesischen Poesie wachzuküssen.

Im allgemeinen wird man sich beim Lesen dieser Liebeslieder kaum des Eindrucks erwehren können, daß ihr Verfasser, trotz dem unverkennbaren Bestreben, seinen Empfindungen einen volkstümlichen und jedermann verständlichen Ausdruck zu leihen, doch noch gar sehr in dem Banne der pseudoklassischen Richtung befangen ist und zugleich an einer gewissen Erfindungsarmut leidet. Bilder und Vergleiche, die, frisch geprägt, durch den Reiz der Neuheit und Originalität überraschend wirken mochten, werden schließlich zu abgegriffenen Rechenpfennigen, nachdem sie jahrhundertelang aus einer Hand in die andre gewandert sind. Der sinnige Mythus vom Kuhhirten und der Weberin, die, unter die himmlischen Gestirne versetzt, nur einmal im Jahre ein Wiedersehen feiern dürfen, am siebenten Tage des siebenten Monats, wenn Scharen von Elstern zum Himmel emporfliegen und ihnen eine Brücke über den „silbernen Strom“ der Milchstraße bauen, — selbst er wird trivial, wenn er bei jeder sich bietenden Gelegenheit herangezogen wird.

Wie die gesamte Kultur der Chinesen, so hat auch ihre Dichtung allmählich das Gepräge des Stereotypen und Konventionellen erhalten: tote Formen ohne lebendigen Inhalt. Das aber wird und kann nicht eher anders werden, als bis die Kunstdichtung sich entschließt, aus dem nie versiegenden Born der Volkspoesie frische Kräfte und einen neuen Inhalt zu schöpfen; denn nur was Leben hat, vermag Lebendiges zu zeugen. Und nach den wenigen bisher bekannt gewordenen Proben darf man vermuten, daß hier noch mancher Schatz zu heben sei. Es wäre daher ein ebenso lohnendes wie dankbares Unternehmen, wenn Sinologen, die in der glücklichen Lage sind, ihren Studien an Ort und Stelle obzuliegen, sich endlich auch diesem so arg vernachlässigten Gebiete zuwenden wollten.

Die Entwicklung der deutschen See-Interessen im letzten Jahrzehnt

Von

Dr. Ernst von Halle, Professor an der Universität Berlin

I

Die Einbringung der Flottenvorlage von 1897 wird der Nachwelt in zwei Richtungen als eine bedeutsame politische Tat erscheinen. Einmal entschloß man sich, das Wort des Prinzadmirals Adalbert zu verwirklichen, „Preußen-Deutschland dürfe keine Flotte haben, die zu klein ist zum Leben und zu groß zum Sterben", und schritt zur Schaffung einer Organisation, wo man vorher längere Zeit getastet hatte. Sodann war die Begründung der eine organische Entfaltung bezweckenden Vorlage nicht aus Augenblickserwägungen erwachsen, sondern wurde durch die Einleitung eines sogenannten Erziehungsfeldzuges über die Bedeutung der deutschen See-Interessen, zu deren Schutz die Flotte bestimmt ist, auf eine breitere und tiefere Grundlage gestellt. Schon seit langem erhalten wichtige politische Bewegungen in England und Nordamerika durch eine jeweilig von der Regierungspartei oder der Opposition eingeleitete „Educational Campaign" eine unvergleichliche Kraft.

Die letzten Menschenalter haben an das politische Denken des einzelnen Deutschen als ζῶον πολιτικόν enorme Zumutungen gestellt. Von der Sonderexistenz seiner duodezimalen Heimatstaaten als nebeneinander liegender wirtschaftlicher Zellen und „souveräner" Gebiete zur Begründung des Zollvereins, zum Einheitsreich und zur Großmacht zu Lande und auf dem ungewohnten Element des Wassers; von der Fülle der Gemeinwesen mit den letzten Ueberresten der Hörigkeit, des Zunftwesens und des Absolutismus bis zum Einheitsgebiet der wirtschaftlich-sozialen Klassenumschichtung und Kämpfe auf der doppelten Grundlage der rapide sich entwickelnden Industrie und eines unvermittelt gewährten allgemeinen Wahlrechts; vom Agrarstaat zum Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat, vom Agrikulturprodukte ausführenden zum Rohmaterialien einführenden Land, dessen Welthandel nicht mehr großenteils von England besorgt wird, sondern im wesentlichen auf eigne Rechnung geht: das ist eine so rapide, atembenehmende Laufbahn, daß sie schwächere, einseitig begabte Geister zu Reaktionären oder Utopisten machen muß. Nicht nur was die Väter in ihrer Jugend gelernt haben, müssen sie im Greisenalter umzudenken sich gewöhnen; noch in unsrer eignen Zeit sind tiefgreifende Neuerungen vor sich gegangen, von denen auch die jüngere Generation nichts auf der Schule gelernt hat. Daher ist es von entscheidender Wichtigkeit, im Lande der Schulpflicht, der Wehrpflicht und des allgemeinen Wahlrechts — leider nicht auch der Wahlpflicht — bei der großen Masse durch sozusagen pädagogische Erörterungen der neuen Probleme ein Verständnis für Ursache und Wesen, Wege und Ziele der neuzeitlichen Entwicklungen zu schaffen. Das ist unumgänglich; denn sonst vermöchten wir nicht, im wirtschaftlichen und politischen Wettbewerb mit andern Ländern unsre Stellung innezuhalten.

Die notwendigerweise noch unvollkommene Harmonie unsrer jugendlichen Einrichtungen in ihren einzelnen Teilen und ihrer praktischen Wirksamkeit erklärt viel, was auch denen neuerdings mißfallen mag, die an dem Riesenfortschritt des deutschen Volkes in den letzten sechzig Jahren trotz aller Unvollkommenheiten sich ihre Freude nicht nehmen lassen. Für sie dürften als innerpolitischer Faktor die Flottenkampagnen aber wohl eines der hoffnungsvollsten Wahrzeichen sein, wo sie im Laufe von acht Jahren gesehen haben, wie einem anfangs im ganzen gleichgültigen, unüberzeugten Volke mit Ausnahme der

ihrem Wesen nach unbelehrbaren extremsten Flügel rechts und links eine neue Erkenntnis aufgegangen ist.

Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, von einem Lande plötzlich in seiner ganzen Wirtschaftsführung und Denkweise eine solche Umwandlung zu verlangen, daß es an die Stelle des wohltätigen Gruselns auf der Bierbank, „wenn hinten tief in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“, eine rasche und nüchterne Erwägung treten läßt, welche Wirkung dieser Vorgang auf die eigne wirtschaftliche und politische Lage haben wird, und daß es daraufhin dann zu einem gesunden Urteil über unsre staatspolitischen Bedürfnisse gelangen soll.

Der Mangel an Tradition hat selbstverständlich zu manchen schiefen Ansichten führen müssen; und als sozusagen unvermittelt unser wirtschaftlich-politischer Aggregatzustand sich so gestaltete, daß wir „schwimmen mußten oder untergehen“, erweckte das naturgemäß bei den „Landratten“ die Empfindung der Paradeschiffe, des Flottensports, des Weltmachtdusels, des Marinismus, oder anderseits der ungesunden Treibhausentwicklung, des gefährlichen Drängens zum Exportindustrialismus u. s. w. Wenn heute, nach acht Jahren, in den breiten Schichten des Volkes, mit Ausnahme der extremen Berufspolitiker, die diese Schlagworte bisweilen noch nicht entbehren können, diese Anschauungen geschwunden sind, dürfte das im wesentlichen der inzwischen erfolgten nachdrücklichen Hinlenkung der öffentlichen Aufmerksamkeit auf die realen deutschen See-Interessen und die mit deren Entfaltung zusammenhängenden Probleme zuzuschreiben sein.

In einer Reihe von Denkschriften ist jeweilig das Material zusammengetragen, das eine Würdigung des Standes der auf und über dem Wasser ruhenden deutschen Wirtschaftsinteressen gestattet. Schon die nüchternen Zahlen von 1897 und 1900 sprechen eine beredte Sprache. Heute können wir aus einer erweiterten Zusammenstellung, der „Entwicklung der deutschen See-Interessen im letzten Jahrzehnt, zusammengestellt im Reichsmarine-Amt“, ein so übersichtliches Bild über die Tatsachen gewinnen, daß die nächstliegenden Schlußfolgerungen sich sozusagen von selbst ergeben. An der Annahme der Flottenvorlage, die eine Verstärkung des deutschen Schutzes nach der Wasserseite hin zum Ziel hat, zweifelt niemand; jedermann weiß, wenn die Bewilligung in Frage stände, würden die angeblich oppositionellen Sozialdemokraten sicher durch die nötigen Abkommandierungen dafür sorgen, daß kein Wahlkampf unter der Parole „Flottenvorlage“ geführt zu werden braucht.

Es ist aber wohl angebracht, nunmehr auch über den weiteren Hintergrund der einschlägigen Probleme die Diskussion einigermaßen zu vertiefen.

II

Nicht nur im Gebiet des alten Hansebundes, auf der Linie nördlich von Breslau und Köln, auch in den südlichen Gauen des Reiches, die noch niemals in früheren Jahrhunderten zur See direkte Beziehungen unterhielten und deren Interessensphäre sich in den Zeiten alten norddeutschen Seeruhms nach ganz andern Richtungen wandte, in der jüngeren Zeit bis zur Gründung des Reiches in den wirtschaftlichen Beziehungen zu kontinentalen Nachbarstaaten erschöpfte, würde heute eine Gefährdung der deutschen See-Interessen breiten Massen unmittelbar mancherlei Gespenster der Not, der Arbeitslosigkeit, des Ruins an die Tür ihrer eignen Häuser und Werkstätten klopfen machen.

Diese Entwicklung ist keine gewollte, künstliche, sondern beruht auf der grundlegenden Tatsache des deutschen Volkslebens, dem Wachsen der Bevölkerung auf dem heutigen Reichsboden an Zahl und Wirtschaftskraft. Wo anfangs der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts 30 Millionen Menschen lebten, eine Zahl, von der einer der besten Kenner der damaligen Zustände, Friedrich List, meinte, daß sie sich durch Begründung von Industrien um etwa zehn Millionen vermehren könne, leben heute über 60 Millionen, die doppelte Zahl. Allein seit Begründung des Reiches ist uns eine Vermehrung von 20 Millionen erwachsen oder von ebenso vielen Menschen, als am Ende des

alten heiligen Römischen Reiches deutscher Nation überhaupt im Bereich unsrer heutigen Grenzen vorhanden waren. Als Agrarstaat oder als nach außen hin wesentlich auf innere Versorgung in Landwirtschaft und Gewerbe angewiesener, geschlossener Handelsstaat würde Deutschland dies in der Tat nicht haben erreichen können; denn unsre landwirtschaftliche Bevölkerung ist heute nicht zahlreicher als 1816. Nur der Hinzutritt gesteigerten inneren und äußeren Wirtschaftsverkehrs, der durch Rohmaterialieneinfuhren die Entfaltung und Ausgestaltung von Industrien, aber auch die intensivere Ausnutzung gewisser landwirtschaftlicher Gebiete gestattete, hat den Aufschwung ermöglicht. Heute kann durch die Hinzufügung von Einfuhren zur heimischen Erzeugung und die Bezahlung der Einfuhren mittels Ausfuhren wesentlich von Industrieerzeugnissen und werbendem Kapital eine größere Menschenmenge im Lande erhalten werden, als dieses sonst quantitativ und qualitativ im gleichen Umfang zu erhalten vermöchte. Die Erhaltung der Bevölkerung im Lande aber muß gemeinsam mit dem sozialen Problem einer ständigen Steigerung der Lebenshaltung der breiten Massen für Deutschland auf lange hinaus die Grundlage aller politischen Erwägungen bilden.

Inwieweit heute die deutsche Volkswirtschaft stärker von der Weltmarktversorgung abhängig geworden ist als einst, ergeben die Gewichtszahlen des Außenhandels, die 1872 23,4 Millionen Tonnen, 1904 87,7 Millionen Tonnen betrugen. Die Einfuhr hat sich von 13 auf 49, die Ausfuhr von 10 auf 39 Millionen Tonnen gehoben. (Die Zahlen sind angesichts des inzwischen erfolgten Zollanschlusses der Hansestädte, vor dem die Einfuhren zu klein und die Ausfuhren zu groß erschienen, nicht ganz korrekt.) Wir finden also eine annähernde Vervierfachung des Außenhandelsvolumens, während sich die Bevölkerung nicht ganz um 50 Prozent vermehrte. Diese Tatsache, daß pro Kopf des Deutschen anfangs der siebziger Jahre nur etwas mehr als 500 Kilogramm Waren in den Außenhandel gingen, heute dagegen mehr als 1500 Kilogramm, ist noch charakteristischer als angesichts der im ganzen während des letzten Menschenalters gesunkenen Warenpreise die Wertzahlen. Immerhin redet aber auch bei letzteren die Tatsache einer Zunahme des Außenhandels im letzten Vierteljahrhundert um über 100 Prozent oder 6 Milliarden von 5,8 auf 12,3 Milliarden, von der 80 Prozent oder 5 Milliarden auf das letzte Jahrzehnt entfallen, genug. Ein beträchtlicher Teil unsers Volkes würde heute nicht genügend ernährt, ein noch beträchtlicherer keine Arbeit finden, wenn uns unsre Zufuhren abgeschnitten oder stark verkürzt und wir in unsrer Ausfuhr erheblich behindert würden. Ganz überwiegend sind wir in unsrer Kleidung und in der Zufuhr wichtiger Genußmittel, zu erheblichem Teil in unsrer Nahrung und in weitem Maße für den Betrieb unsrer Industrien auf äußere wirtschaftliche Beziehungen angewiesen.

Unsern Einfuhrbedarf aber decken wir nicht mehr völlig durch Exporte, sondern eine negative Handelsbilanz, die in den achtziger Jahren noch sehr gering war, um 1890 etwa 800 Millionen, heute aber schon 1500 Millionen beträgt, muß durch Einnahmen aus den auswärtigen Handels- und Verkehrsbeziehungen, Reederei, Versicherungswesen, Kapitalanlagen im Auslande und auswärtigen Werten und aus internationalen Finanzoperationen beglichen werden. Ferner bedürfen wir zur Bezahlung von mancherlei Schulden und für sonstige Ausgaben im Auslande der Mittel. Mehr als 2 Milliarden sind alljährlich auf diesem Gebiete aufzubringen.

Die Entfaltung unsrer Reederei zu großem und modernem Betriebe, die Entwicklung unsers Versicherungswesens und Kabelnetzes u. s. w., die Ausgestaltung unsrer Seehandelsbeziehungen und -einrichtungen durch die Aufwendung mancher Milliarde Anlagekapital sichert uns ein zunehmendes Einkommen. Aber wie in den andern westeuropäischen Industrieländern reicht dies alles nicht aus. Die Anlage deutschen Kapitals im Auslande — heute teils repräsentiert durch den Besitz von 3/4 Millionen draußen lebender Deutscher, teils durch mancherlei Unternehmungen und Beteiligungen deutschen Kapitals am auswärtigen Erwerbsleben und schließlich durch einen steigenden Effektenbesitz — war

anfangs der siebziger Jahre zweifellos gering, während damals noch viel fremdes Kapital in Deutschland warb. Ein Nahrungsmittel ausführendes Land ist Ausbeutungsfeld fremder Kapitalien; ein Nahrungsmittel einführendes Land muß Forderungen an das Ausland haben. Anfangs der neunziger Jahre schätzte man den deutschen Besitz an ausländischen Effekten schon auf 10 bis 12 Milliarden, von denen ein großer Teil im letzten Jahrzehnt erworben war, und Ende der neunziger Jahre berechneten sich die deutschen Kapitalanlagen in überseeischen Unternehmungen auf 7 bis 7½ Milliarden. — Eine inzwischen erfolgte Steigerung von 3 bis 4 Milliarden an Effektenbesitz, von 1 bis 2 Milliarden in überseeischen Kapitalanlagen, das nicht zu schätzende, aber nach vielen Hunderten von Millionen sich bemessende, in europäischen Ländern angelegte deutsche Kapital, Kredite und im Auslande werbende Gelder deutscher Finanzinstitute und Kapitalisten, sie alle zusammen haben heute die deutschen Kapitalinteressen im Auslande zweifellos auf 30 bis 40 Milliarden gebracht, so daß wir auch bei einer hohen Schätzung des deutschen nationalen Vermögens darauf kommen werden, daß ein Fünftel bis ein Viertel desselben heute im Auslande wirbt.

Damit hat die deutsche Entwicklung eine Bahn betreten, auf der ihr vor allem die Niederlande und England, in zweiter Linie Frankreich, vorangegangen sind, die aber wichtigen Grundtatsachen unsrer nationalen Existenz eine wesentlich veränderte Bedeutung gibt.

III

In einer wichtigen Beziehung aber ist die Stellung Deutschlands dieselbe geblieben, in geographischer Hinsicht sowohl an sich wie in der Lage zu den Nachbarn. Der deutsche Boden ist von einer guten, aber nicht unbegrenzten Fruchtbarkeit, die Waldungen und die geologischen Schichten bergen erhebliche, aber nicht alle Schätze des Pflanzen- und Mineralreichs. Ferner liegen wir nach wie vor in Mitteleuropa, umgeben von Ländern, die uns als volkreiche Staaten mit einem politischen Eigendasein gegenüberstehen. Wir können daher nicht wie die Russen oder Nordamerikaner uns extensiv beliebig erweitern oder im Lande nach unbegrenzten neuen, natürlichen Ressourcen auf die Jagd gehen. Diese Eigenschaft teilen wir allerdings mit England und Frankreich. In letzterem ist die Frage aber wegen der Bevölkerungsstagnation nicht in gleicher Weise brennend geworden, während das räumlich gesondert liegende England in den Kolonien für Eventualfälle ein Abflußgebiet für Bevölkerungsaufstauung und eine Quelle neuer Ressourcen besitzt.

Zeitweilig hat man gemeint, durch Auswanderung würde sich das deutsche Bevölkerungsproblem natürlich regeln, und fast hundert Jahre lang haben wir durch unsre Auswanderung mehr als 25 Millionen der Bevölkerung andrer Länder hinzugefügt. Es mag dahingestellt bleiben, ob ein deutscher Kolonialbesitz hieran etwas geändert hätte, denn auch aus dem leistungsfähige Kolonien besitzenden Großbritannien ist die Mehrzahl der Auswandrer nicht in die eignen Kolonien, sondern in die Vereinigten Staaten gegangen. Wenn man aber heute dort davon spricht, neue Auswanderer in die Kolonien zu ziehen, so denkt man mehr an Nichtbriten, Skandinavier, Deutsche u. s. w., als an „His Majesty's Subjects". Der Wunsch, eine steigende Bevölkerung im Mutterlande zu erhalten, herrscht auch hier vor.

Mögen spätere Zeiten Wandlungen in der Verteilung der europäischen Rasse über die Erde bringen und Deutschland sich einmal am Besitz ausländischer Kolonien erfreuen, in der näheren Zukunft sind wohl keine Landflächen zu erhalten, die für eine nennenswerte Verbreitung des Deutschtums über die See hin Raum schaffen könnten; und wie ich zeigen werde, wäre aus einem andern Grunde auch das Gegenteil davon wünschenswert, wenn man heute koloniale Erweiterung oder eine Auswanderung aus Deutschland über die Meere zu lenken versuchte.

Die Bestrebungen, die in Großbritannien die Bevölkerungsdichtigkeit stärker gesteigert haben, als die Nährkraft des eignen Bodens (im weitesten Sinne) gestatten

würde, stammten ursprünglich aus den Bedürfnissen der an der Exportindustrie interessierten Kapitalistenklasse. Ihr Erfolg aber ging viel weiter, als sie ahnen konnten, und beruht darauf, daß die Staaten mit einer stark angehäuften Bevölkerung intensiv betriebene Industrien und die darauf basierte stärkere wirtschaftliche und politische Resistenzkraft aufweisen. Da wir in einem Zeitalter der Kräftekonzentration leben, war das sozusagen eine Anwendung der Grundsätze des Großbetriebes auf die gesamte Volkswirtschaft. Die natürliche Tendenz, trotz starker Bevölkerungsdichtigkeit daheim Nahrung zu suchen und zu finden, hat in der modernen Technik eine Unterstützung für ihre Bestrebungen gefunden und die Möglichkeit der Ausnutzung einer intensiven Kraftzusammenballung gebracht. Dasselbe Bild finden wir heute in Deutschland und gestützt auf die deutsche Entwicklung in den beiden vorgelagerten Staaten Holland und Belgien. Doch war hier die Ursache insofern eine andre, als nicht die Exportindustrie die Bevölkerungszunahme, sondern die letztere eine industrielle Entwicklung unumgänglich machte. Nicht als Exportindustriestaat, sondern als Land notwendiger Importwirtschaft haben wir Deutschland anzusehen.

Die Entwicklung zur Konzentration und zum Großbetriebe, zur Massenleistung können wir, wie die erwähnte Denkschrift zeigt, auch überall im Seegewerbe finden. Es entstehen immer größere Verkehrsanstalten, größere Reedereien, Versicherungsunternehmungen, Hafenanlagen und dergleichen, große Industriedistrikte werden durch die Handelsemporien an der Küste, von denen gleichfalls die größten am schnellsten zunehmen, mit der Welt in Verbindung gebracht. Mächtige konzentrierte Flotten entstehen zu deren Schutz. Das einzelne Kriegsschiff nimmt an Deplacement, Armierung, Bemannung zu, die Flotte an einheitlichem Zusammenhange. Das Handelsschiff wächst an Raum und Wert der Ladung. Früher einige Hunderttausende kostend und für wenige Hunderttausende Mark Ladung bergend, bewerten sich die größten der siebziger Jahre bei der überseeischen Fahrt auf 1 bis $1\frac{1}{2}$ Millionen, die Ladung auf durchschnittlich unter 1 Million. Heute haben wir Passagier- und Handelsschiffe im Werte von bis zu 15 Millionen, Ladungen von 6 bis 8 und mehr Millionen Wert.

Die großen beladenen Handelsflotten können allein dazu helfen, daß die dichtbevölkerten westeuropäischen Staaten ihren Lebensunterhalt finden. Auch abgesehen davon, daß der Welthandel von jeher überwiegend Seehandel war und heute trotz der Eisenbahnen der natürliche Wasserweg für den Transport die bei weitem billigste und leistungsfähigste Straße ist, muß ein wichtiger Bestandteil der Zufuhren von überseeischen Ländern herangebracht werden, den die europäischen Staaten gar nicht oder nicht ausreichend liefern, und bietet die Versorgung überseeischer Märkte das einträglichste Feld für die Industrie, den Handel, die Reederei, liefert das in kapitalarmen überseeischen Ländern werbende Kapital die höchsten Erträge.

Die Beziehungen der Industriestaaten mit den überseeischen Ländern nehmen daher auch erheblich rascher zu als der Nachbarschaftsverkehr, wenngleich dieser, absolut betrachtet, noch immer sehr groß und im Wachsen ist.

IV

Aus diesen Tatsachen und primären wirtschaftlichen Tendenzen ergeben sich aber nun eine Reihe von Fragen, für deren richtige Stellung und Beantwortung die vollständige Kenntnis der Probleme einen besseren Ausgangspunkt bietet.

Von den modernen sechs Großstaaten befinden sich Rußland und Amerika mit ihrem zusammenhängenden weiten Raum für die Bevölkerungsvermehrung und Produktionsausdehnung im Innern in einer besonderen Lage, während für Frankreich infolge der freiwilligen oder natürlichen Vermehrungsbeschränkung die Situation sich gleichfalls verschiebt. Dagegen ist infolge der Bevölkerungsdichtigkeit auf engem Raum den drei Ländern

England, Deutschland und dem neu hinzutretenden Japan eine Tendenz wirtschaftlicher, sozusagen aggressiver Entfaltung gemeinsam. Ohne selbst von politisch aggressiven Tendenzen geleitet zu sein, haben sie alle aus den Ansichten über das voraussichtliche Verhalten des andern die Ueberzeugung abgeleitet, daß es ihre Pflicht sei, sich gegen alle Versuche eines Eingriffs in ihre Entfaltung nach Kräften zu rüsten. Nur in Deutschland ist die Opposition angeblich noch nicht davon überzeugt. Sie erklärt, man sei ohne starke Seemacht wohlhabend geworden und habe seinen lange vernachlässigten Handel und seine Schiffahrt entwickeln können. Anstatt des von verantwortlichen Politikern im Auslande aufgestellten Grundsatzes, je wohlhabender ein Volk sei, desto stärker habe es sich zu rüsten, auf daß nicht der Neid andrer versuche, in sein Haus einzubrechen und es seines Wohlstandes zu berauben, gilt ihnen die alte Bauernweisheit, da der Hof noch nie gebrannt habe, brauche man ihn nicht länger zu versichern; sie haben sie dahin erweitert, daß es gelungen sei, ohne hinreichende Versicherung ein neues größeres Haus zu bauen, nun sei es auch gewiß nicht nötig, dieses nach seiner Fertigstellung oder weitere Neubauten zu versichern.

Doch, wie gesagt, dies ist heute nicht mehr die Volksstimmung, und wenn der vom Revisionismus gereinigte „Vorwärts“ wohl in unbewußter Anlehnung an ein Wort Disraelis aus den vierziger Jahren schrieb, es sei gerade hinsichtlich der äußeren Politik gelungen, die reinliche Scheidung der Geister zwischen den Klassen nunmehr durchzuführen, wird das vielleicht nur darum so stark betont, weil man selbst das innere Gefühl der Unrichtigkeit hat. Es handelt sich hier nur um ein Rückzugsgefecht unverantwortlicher Doktrinäre.

Für alle Politiker ist schon heut eine Binsenwahrheit der Satz: „Gleich einer Reihe andrer Staaten bedarf Deutschland eines starken Seeverkehrs und gegenüber aggressiven Tendenzen eines starken Schutzes. Dieser hat sich in seiner Größe, nachdem einmal das Vorhandensein starker zu schützender Interessen und die unbedingte Notwendigkeit und Möglichkeit ihrer weiteren Entfaltung vorliegt, nach der Größe der möglicherweise eintretenden Angriffe zu richten.“ Daß es sich bei unserm Seewesen nicht um Spezialinteressen reicher Händler und Reeder handelt, sondern um integrierende Bestandteile unsrer gesamten Volkswirtschaft, zeigt die Untersuchung seiner Bedeutung für Konsumenten und Produzenten in der Denkschrift. Die Aufstellungen hierüber und über die werbenden deutschen Kapitalien im Auslande belegen anderseits, wie gerade dieser Wirtschaftsverkehr durch die Hebung des Wohlstandes dazu beiträgt, die nötigen Mittel für die Steigerung unsrer öffentlichen Aufwendungen zu schaffen.

Eine andre Reihe von Problemen aber bleibt auf dem Gebiet der auswärtigen Politik in Gegenwart und Zukunft bestehen. Deutschland und England, hat man neuerdings gesagt, sind sich in mancher Beziehung so ähnlich — letzteres eingeschlossen von der See, ersteres von fremden Ländern; beide im Innern übervölkert; beide auf die Ergänzung des Unterhalts durch äußere Wirtschaftsbeziehungen und Seeverkehr angewiesen —, daß ein Konflikt unvermeidlich ist, weil zwei Bewerber um die Vorherrschaft zur See nicht dauernd bestehen können. Wie steht es damit? —

Die neueste Entwicklung in Ostasien und die amerikanische maritime Entfaltungstendenz hat bereits gezeigt, daß auf dem Gebiet der Seeherrschaft an und für sich Deutschland und England nicht die intensivsten Wettbewerber in näherer Zukunft sein werden. Denn mit der anglo-japanischen Freundschaft ist es auf die Dauer eine eigne Sache, und der Gipfel der anglo-amerikanischen Freundschaft ist ja unzweifelhaft schon wieder überstiegen. Zwei weitere Bewerber werden da England sicher erstehen. Ich glaube aber des weiteren, daß in politischer Hinsicht, soweit Deutschland in Frage kommt, die Dinge naturnotwendig überhaupt eine andre Richtung nehmen müssen und nehmen werden. Wirtschaftspolitisch kann sich der Wettbewerb der beiden europäischen Hauptimportstaaten ja möglicherweise noch verschärfen, denn die Bestrebungen Deutschlands, einen proportionalen Anteil am Welthandel und Weltverkehr zu erhalten, sind zwar, absolut betrachtet, recht

erfolgreich, relativ aber steht es doch noch immer weit hinter England, das im Export, in der Seeschiffahrt und im Schiffbau, in der Fischerei und im Kabelwesen, vor allem aber auch in seinen auswärtigen Kapitalanlagen und dem Gewinn aus internationalen Geschäften noch unendlich weit überlegen ist. Um nur ein Beispiel zu geben, erkennen wir mit Stolz, daß wir aus unsern Auslandsbanken statt einiger Hunderttausende vor zehn Jahren heute vielleicht 3 bis 4 Millionen ziehen, England dagegen hat im Jahre 1904 aus seinen Kolonialbanken 51 Millionen, aus seinen Auslandsbanken 34 Millionen Mark Dividenden gezogen. Allein seine Anlagen in ausländischen Effekten belaufen sich ebenso hoch oder höher als unsre gesamten auswärtigen Kapitalinteressen. Hier und in andern Gebieten wird Deutschland sich unzweifelhaft weiter zu entfalten suchen müssen, ohne aber hoffen zu können, daß es England erreichen, geschweige denn wünschen zu sollen, daß es den Konkurrenten verdrängen wird.

Daß aber aus dem Wettbewerb notwendig ein politischer Konflikt werden muß, ist schon deshalb nicht gesagt, weil auch hier in nächster Zeit andre Mächte verstärkt auftreten werden, denen gegenüber Deutschland und England ebensoviel gemeinschaftliche Interessen wie Gegensätze haben werden; das gilt ebensosehr von der Industrieentwicklung in exotischen, als zum Beispiel auch von der Industrieentfaltung südeuropäischer Staaten.

Sodann aber sind, wie ich in der „Marine-Rundschau", April/Mai 1905, im einzelnen nachgewiesen habe, die heutigen friedlichen Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und England so ungeheuer groß, daß es schwer abzusehen wäre, wie groß der Vorteil für eines der beiden Länder sein müßte, wollte es für eine Unterbrechung der gegenseitigen Umsätze aus Verkehr mit Dritten Ersatz finden. Etwa ein Fünftel aller Einfuhren Deutschlands kommt aus Großbritannien und seinen Kolonien, ungefähr ebensoviel geht dorthin, und England im direkten Verkehr empfing 1903 für 34½ Millionen Pfund Sterling Waren aus Deutschland und sandte ebensoviel dorthin; einschließlich des indirekten noch erheblich mehr.

Weiterhin aber ist ein erheblicher innerer Unterschied der, daß Englands Handel natürlich ausschließlich Seehandel, vom deutschen Handel dagegen von der Einfuhr annähernd drei Zehntel, von der Ausfuhr ein gutes Drittel Landhandel ist, so daß also hier die Wettbewerbsverhältnisse nach gewissen Richtungen hin immer anders liegen müssen, wobei ich noch nicht einmal Wert auf die Tatsache lege, daß im deutschen Seehandel selbst ein erheblicher Prozentsatz über Belgien und Holland sich bewegt. Denn so wichtig und bedauerlich vom deutschen Standpunkt aus ist, daß ein gutes Drittel unsers Seehandels über fremde Häfen, vor allem Antwerpen und Rotterdam geht, ist es doch eine Frage von internationaler Bedeutung in diesem Zusammenhang nur insofern es auch zeigt, daß Deutschland vor zahlreichen kontinentalen Problemen steht.

70 Prozent unsers gesamten Außenhandels sind auf alle Fälle Seehandel, über 50 Prozent direkter Seehandel, und in dieser Richtung werden wesentlich weitere Vermehrungen liegen.

V

Das wichtigste und ausschlaggebendste Element aber, glaube ich, liegt auf den aus reinen Erwägungen der politischen Geographie sich ergebenden Problemen hinsichtlich der Lage zu unsern Nachbarstaaten. Und da ist es kein Zufall, daß Deutschland auch in seiner äußeren Finanztätigkeit sich relativ mehr als England den Geschäften der Nachbarstaaten gewidmet hat.

Es ist in einer Hinsicht richtig, daß „unsre Zukunft auf dem Wasser liegt". Wenn wir durch Konkurrenten vom Welthandel und Weltverkehr abgeschnitten würden, wenn wir der Gefahr von Angriffen ausgesetzt wären, die, ohne Verteidigungssicherheit, unser Kapital von den Unternehmungen in dieser Richtung abschrecken müßte, dann würden wir

beim Stande unsrer Volkswirtschaft und unsers Bevölkerungsproblems keine Zukunftsaussichten haben. Erst wenn wir nach dieser Richtung hin eine einigermaßen genügende Sicherheit gegen Angriffe und die Gefahren einer Blockade, die man nicht zu überschätzen braucht, um doch von ihrer Größe überzeugt zu sein, haben, dann werden wir uns wieder in einer Lage befinden, die uns eine ruhige Betätigung gestattet.

Gleich England ist für uns die Aufgabe, daheim eine steigende Bevölkerung wirtschaftlich und militärisch gesichert zu erhalten. Für uns genügt dafür nicht die Verteidigung „auf dem blauen Wasser", sondern wir müssen einer Verteidigungsnotwendigkeit auf dem Lande auf Jahrhunderte oder für immer gewärtig bleiben, solange die Möglichkeit von Angriffen irgendwo besteht. Daß diese in den verschiedensten Formen erfolgen können, zeigt das Vordringen der slawischen Woge nicht nur in dem gemischten Nachbarreich oder vor der Türe unsers Hauses, sondern in unserm eignen Gebäude selbst. Das deutsche Volk ist in den früheren Jahrhunderten seiner Größe auch ein koloniales Volk gewesen. Seine Kolonien haben sich aber angesichts seiner geographischen Lage auf dem Lande nach Osten zu gebildet. Die Rückdrängung dieser Kolonisation durch das vordringende Polentum nach der Schlacht von Tannenberg war der Anfang vom Ende der Größe des alten Reiches. Wenn wir heute sehen, wie in unsern Ostprovinzen dieselben Volksstämme vordringen wollen, so müssen wir noch mit ganz anderm Bedauern auf die an überseeische Gebiete verlorenen 25 Millionen Deutsche denken, die hier im Osten in der Vollführung friderizianischer Kolonisationsideen dem Vaterlande unvergleichliche Dienste hätten erweisen können, als darum, weil sie kein Deutschland über See geschaffen haben. Und meines Erachtens bieten die Probleme, die sich in dieser Richtung weiter spinnen lassen, genügenden Grund dafür, daß wir von allzu weit aussehenden überseeischen Unternehmungen absehen sollen und müssen. Die merkwürdige Tatsache, daß wir Elsaß-Lothringen zwar in einem Menschenalter germanisieren konnten, aber der Osten polonisiert wird, gibt zu denken.

Die Zukunft unsers Handels und unsrer Reederei, unsrer Versorgung mit mancherlei Erzeugnissen und Schätzen und Kapitalien, ein Teil unsrer Wirtschaftspolitik liegt auf dem Wasser. Die Zukunft unsrer großen Politik im Herzen von Europa liegt auf dem Lande, und hier gilt es nicht Extension, sondern Konzentration, wenn sie die richtigen Wege ihrer welthistorischen Aufgaben weiter wandeln will.

Vorbedingung für kraftvolle Stellung ist — das bedarf, sowie man sich von der unumgänglichen Notwendigkeit einer ständigen wirtschaftlichen Verbindung der Heimat mit der übrigen Welt über die Meere hin für die Friedenszeiten überzeugt hat und klar sieht, wie unumgänglich sie in Kriegszeiten ist, keiner weiteren Erörterung — eine Vorkehrung dagegen, daß nicht die Atmungs- und Zirkulationstätigkeit unsers Wirtschaftskörpers an der Seeseite unterbrochen wird, daß nicht irgend jemand sich bewogen fühlen könnte, sie anzutasten oder der Arbeit der Deutschen den Ertrag zu verkümmern.

Doch scheint mir das in seiner letzten Bedeutung nur eine Vorbedingung, wenn auch eine „conditio sine qua non", nicht aber letztes Ziel; und deshalb glaube ich nicht, daß wir uns bei maritimen Rüstungen davor zu scheuen brauchen, daß sie notwendig zu einem Konflikt mit England führen müssen, indem bei gleichzeitiger Zunahme des englischen und unsers Außenverkehrs die Kanonen schließlich eines Tages von selbst losgehen würden. Täten sie's, so würde keinem von beiden dauernd ein Vorteil daraus erwachsen.

Konkurrenten werden Deutschland und England nur hinsichtlich ihres rasch wachsenden Importbedürfnisses und der Frage, wie durch äußere Wirtschaftsbeziehungen verschiedener Art die naturgemäß zunehmend negative Handelsbilanz ausgeglichen werden kann, sein. Der Außenverkehr der Industrieländer muß sich in einem gewissen Verhältnis zu der Bevölkerungsdichtigkeit steigern. Nachstehende Ziffern zeigen den Zusammenhang in dieser Hinsicht:

	Bevölkerungsdichtigkeit pro Quadratkilometer	Handel pro Kopf der Bevölkerung in Mark Einfuhr	Ausfuhr	Gesamthandel
Großbritannien und Irland	137 [1])	255	136	391
Deutschland	104	106	86	102
Belgien	237	308	245	553
Holland	164	705	604	1309
Frankreich	73	110	88	188

Vermehrt sich die Bevölkerung im Lande, so wird der Außenhandel wachsen und die Gewerbe, die zu seiner Versorgung und Bezahlung dienen. Die Aufgaben aber, für die beide Staaten ihre Bevölkerung im Lande und ihr Pulver trocken halten, liegen, glaube ich, richtig verstanden, nicht in der Richtung eines dauernden Konflikts; und man braucht vielleicht kein Optimist zu sein, wenn man hofft, daß bei einer Wiederzusammenstellung der Entwicklung der deutschen und andrer See-Interessen in einigen Jahren zwar die deutschen das gleiche Tempo und Gedeihen aufweisen, die Erkenntnis aber erheblich weiter verbreitet ist, daß weder sie noch die Veranstaltungen zu ihrem Schutz für irgendeine andre Seemacht Drohungen enthalten. Die Hauptträgerin des deutschen Seehandels, die alte Hansestadt Hamburg, baute seinerzeit gegen ihre Konkurrentin Altona eine starke Mauer und schützte die Oeffnung darin durch ein kräftig beschlagenes Tor, aber sie schrieb als Ueberschrift darüber: „Nobis bene, aliis non male!"

Die Elefanten

Novelle von

Hans Walter

Schaurig heulte eine Hyäne, einige andre, ein ganzes Rudel, antworteten. Der Boy schürte das Feuer vor dem Zelt, daß die Funken knisterten; drüben tanzten und lachten die Träger, ihre Feuer lohten durch die Nacht. „Fleisch, Fleisch, Fleisch, Fleisch!" schrien die Weiber mit ihrer gellen Stimme ohne eine Pause und dazwischen rasselte dumpf die Trommel, aus der Ferne antwortete es, es ging weiter und kam zurück. Der Umgegend ward bekanntgegeben, daß der Massa von Oronde einen Elefanten geschossen habe und daß der Massa von Gibundi von dem Tiere „sehr krank" sei. —

Später ward es und später, die Nacht wurde empfindlich kühl, und langsam verstummte das Geschrei, das Singen der Schwarzen; sie hatten nach ihrem Brauch so viel gegessen, als sie zu schlingen vermochten, nun lagen sie und schliefen. Ein Glückstag war es, so viel Essen, so viel Schlaf! Daß der Massa „sehr krank" war, das vergaß das Kindergemüt des Negers.

Der Offizier aber war sehr krank.

Die Wache haltenden Askaris gingen auf und ab oder standen schweigend auf ihren Posten. Hier und da flammte ein Feuer höher, wenn die Feuerwache ihm neue Nahrung zugeführt. Vor dem Offizierzelt flüsterte der Boy mit dem

[1]) England und Wales allein 223.

Koch. — Ob es zu Ende ging? — Der Fuß, der Zahn des Gewaltigen hatte ihn zu schwer getroffen, den „guten Massa“! — Die Hyänen heulten, ein Rauschen wie von Flügelschlägen tönte aus der Finsternis, und die Sterne leuchteten mit klarem Schein. Die weite Ebene verschwand im Dunst. Innen im Zelt keuchte der Verwundete in Bewußtlosigkeit.

Die Freunde, der Leutnant und der Arzt, saßen neben ihm und blickten ernst auf die krampfhaft atmende Brust! Lange war es still. Fragend sah der Offizier dem Arzt ins Gesicht; der schüttelte schweigend das Haupt. „Noch ein paar Stunden!“ flüsterte er. „Alles zerschmettert! — Aus!“ — Der andre senkte den Blick, wieder war es still. „Nun stirbt er doch an den Elefanten!“ sagte er leise, — wie für sich. —

Wie war das nur möglich, daß diesen Mann ein Tier zertrat? Diesen Mann! — Schweigen ringsum. Nur der Wunde keuchte. —

Schon zwölf Tage war man marschiert, der Urwald an der Küste lag noch so weit. Doch es ging ja heimwärts, das beflügelte den Schritt der beiden jüngeren Männer. Der Oberleutnant war so ganz anders. „Was soll ich dort?“ hatte er den Freund gefragt. „Ich gehe sobald ich kann zurück an den See, da sieht mich niemand und ich sehe keinen Menschen. Ich will nicht nach Haus!“ — Der schwermütige Ernst, der über seinem männlichen Gesicht lag, dem die Sonne Afrikas bereits jenen Zug gegeben, den die tragen, die sie zu Tode küßt, machte einer finsteren, entschlossenen Miene Platz. Der Freund hatte die Hand des vor ihm Schreitenden ergriffen. „Armer Ernst!“

Da brach es im Grase unter schweren Tritten. „Elefanten!“ kreischten die Leute der Spitze, schwere, gewaltige Körper huschten über den Pfad. Dicht hinter den Offizieren krachte es, die Kugel pfiff an ihnen vorbei. Der Gefreite hatte geschossen. Eilig griffen die Offiziere nach den Waffen; der Schuß des Schwarzen mußte getroffen haben, ein mächtiges Tier war zusammengestürzt, hatte sich aufgerafft und war verschwunden. Grelles Trompeten verriet den Weg, den die Herde genommen. „Bestien!“ Wie verzweifelt klang es von des großen Mannes Lippen, wie wilder, brünstiger Haß. — Eine kleine Strecke ging es hinter den Tieren her, der Gefreite und zwei Soldaten folgten den Offizieren. Die Karawane machte Halt. Die Spur zeigte Schweiß, viel Schweiß, und als man einen Augenblick beratend Halt machte — da war es geschehen.

Ein grelles Trompeten, ein paar flatternde Ohren wie Flügel an dem mächtigen Kopfe mit den riesigen, blinkenden Zähnen. Wieder schoß der Gefreite voreilig, da lag er schon am Boden, niedergeworfen und in höchster Not gellend um Hilfe schreiend. Ehe der Leutnant das Gewehr hoch nehmen konnte, hatte sein Freund gefeuert. Das Tier stürzte sich auf ihn. Und der Mann blieb stehen und sah dem Riesen entgegen, als wolle er abrechnen, als habe er ein Reh vor sich und nicht den Gewaltigen der Wildnis in wahnsinniger Wut. Der Lauf flog hoch. „Bestien!“ knirschte er zwischen den Zähnen. Der Mechanismus knackte. — Versager! — Er warf die Patrone aus, die nächste herein, aber da

war es zu spät. Ehe des Leutnants Geschoß das Auge traf, hatten Hufe und Zahn ihr Werk vollbracht.

Gerächt das Tier an dem Manne, der an ihm Rache nehmen gewollt. —

Es sank um, wie ein Felsblock sich löst nach der Sprengung, und es lag neben dem keuchenden Manne, dessen Blut in das Gras rann. Dem Gefreiten war nichts geschehen, er hatte nur die Hand verstaucht. Mit dem andern aber ging es nun zu Ende.

Stunde auf Stunde verann, der Verwundete warf sich hin und her, die beiden Freunde saßen bei ihm. Wieviel bedeuten in der Unendlichkeit der Wildnis drei weiße Kameraden füreinander! Und der hier gehen sollte, war ein besonderer Mensch gewesen!

Wieder klang das grausige Geheul der Hyäne.

Der Arzt legte die Hand auf den Arm des Leutnants, der sah auf. Der Sterbende hatte die Augen aufgeschlagen.

„Aus, Doktor?" Es klang so leise, aber die Augen hatten andern Blick. Keiner antwortete, keiner bewegte sich. Der Offizier ergriff die Hand des Freundes und sah ihm ins Gesicht, lange, tief und traurig. —

„Lach, lach, Hans! Freu dich für mich!" Ruckweise sprach der Kranke, als schmerzte ihn jedes Wort. „Weißt du noch? — Kannst es morgen dem erzählen, der Doktor hat ein Recht darauf. Die Elefanten!" — Seine Gedanken verwirrten sich. „Anna! — Liebling! — Nein, ich tu's nicht! Ich muß ja leben! Ich muß ja! — Sterben ist viel leichter als Leben! — Sieh mal die bunte Jacke! — Anna, Anna! — Hans, bist du da?" — Der griff nach seiner Hand. Schweigend lauschten die beiden. Klarer ward der Kranke. „Nun sterb' ich doch an den Elefanten! Zehn Jahre hab' ich den Frieden gesucht! Zehn Jahre! Und nun kommt er so schnell! So schnell! Und durch diese Bestien! Anna, Anna! — Und du! — Ach Gott, der ist ja auch tot! — Laß ihn! — Tat gut daran! Mein war die Schuld, mein allein! Ach du, Anna! Liebling!" —

Wieder war es still! Plötzlich sah der Sterbende dem Arzt ins Gesicht. „Durchs Schwarzwasser hast du mich gebracht, der hier war stärker als du! Als alle! — Gottlob, daß es einen gibt, der so stark ist!" — Er schwieg. „Stärker als alle! Als du auch, Anna, meine Seele!" — Es ging in Flüstern über. — „Und nun ist's — aus!" —

Alles war still. Rasch trat der Leutnant vor das Zelt, seine Augen glänzten feucht. „Bernitz!" rief es leise von innen. Schnell schlug er den Vorhang zurück. Der Arzt sah ihn an mit traurigen Augen. — „Vorbei!" — Er hielt die Hand, die allmählich erkaltete.

Lang lag auf dem niedrigen Lager die Leiche Ernst Köhlers — des Afrikaners. Den er gesucht umsonst im Kugelpfeifen, im Zischen der Pfeile, der war gekommen, wie die Nacht sich senkt auf den durchstürmten Tag mit einem letzten Wetterschlage mit Ruhe, Frieden und Vergessenheit.

Draußen heulten die Hyänen um die Reste dessen, der dieses Mannes Herr geworden.

*

Wieder strich der dunkle Fittich der Nacht dahin über das Grasland. Wieder brannten die Feuer, an denen die Wachen saßen. Vor dem Offizierzelt lagen die beiden Freunde und sahen in den Sternhimmel. Alles rings atmete schweigende Ruhe, tiefe Stille; weit war die Stätte, da sich gestern die Geier mit Schakalen und Hyänen um die Knochen des Elefanten gebalgt. Weit war das stille Grab, in dem der Ruhelose die Ruhe gefunden. Am frühen Morgen hatten sie ihn dort gebettet. Es hieß weiter eilen, und Afrikas Sonne leidet ihre Toten nicht über der Erde. Bald würde das Gras wogen um das niedrige Kreuz, der Teppich, den die Natur webt in immer wachsender Ueppigkeit, die Stätte decken vor Mensch und Tier, da der Tod sich finden ließ von dem, der ihn gesucht.

„Willst du alles lassen, wie er es verließ?“ fragte der Arzt.

„Was sonst?“ entgegnete kurz der andre.

„Vielleicht soll mancher Zeuge aus früherer Zeit nicht länger leben als er selber!“ Wieder schwiegen beide. Die Träger und die Soldaten schliefen längst.

„Gewiß! Das verbrenn' ich an der Küste!“ sagte langsam der Leutnant. — „Nun starb er doch am Elefanten! — Weißt du, was das bedeutet?“ —

„Nein!“ Der Arzt richtete sich auf und sah den Kameraden an. Der hielt die Arme unter dem Kopfe verschlungen und blickte vor sich hin in die Sterne.

„Ich soll's dir ja erzählen! Seltsam! Ich hab' nie mit ihm darüber gesprochen, und gestern sprach er selbst davon! War eine traurige Geschichte! Drei Worte haben drei Menschen getötet, drei Worte, die Ernst gesprochen in einem Augenblick, da er vergessen, wo er war. Und daß die Schuld sich offenbarte, daran waren die Elefanten schuld, die Bestien! —

Vor fünf Jahren kam ich nach Berlin zur Turnanstalt.“ Der Offizier bewegte sich nicht, er sprach wie für sich selbst, leise klangen seine Worte durch die Nacht. Ernst war im zweiten Jahre auf Akademie. Er war seit drei Jahren in der neuen Garnison im Westen. Damals, als das Unglück für ihn hereinbrach, war seine Mutter gestorben, nun lebte er allein in der Knesebeckstraße. Ich suchte ihn am ersten Tage auf und wir waren gute Freunde, wie wir es vor der Trennung gewesen. Er klammerte sich an mich, denn ich war bei ihm gewesen in seinem größten Leide! Damals, als das Unglück geschah! Und dies Unglück war ein Weib! —

Ein Mann wie Ernst Köhler liebt nur einmal! — Und dann für ein Leben! — Wie ein Dämon hatte ihn die Leidenschaft gepackt. Du weißt ja selbst, daß er das Leben nicht leicht nahm und daß er keiner von denen war, die leicht genommen werden durften! Und hättest du die gekannt, nach der er gerufen mit dem Tod auf den Lippen, du würdest diesen Ruf verstanden haben. — Ein so süßes Weib, ein so wonniges Wesen, ein so herrliches Mädchen! — Ach Gott, ich hab' ihn verstanden. Ich dachte damals, nur ein Mann wie er sei ihrer würdig und nur sie eines solchen Mannes! Was war Ernst im Regiment! — Alles! — Selbstlos, energisch, klug, gewandt, und dabei was man so arbiter elegantiarum nennt. Wer etwas wollte, ging zu ihm! Und sie hielten

ihn für den Mann der Zukunft, und auch er glaubte an sein Geschick. — Und nun liegt er still! —

Ich wagte nicht, ihn zu fragen. Seelen wie die seine kämpfen allein durch, was sie zu tragen haben. Und er war ja auch nur gewohnt zu helfen, der Gedanke, sich helfen zu lassen, kam ihm wohl gar nicht. — Ihre Schwester war im Regiment verheiratet und sie war längere Zeit bei ihr. Da sah ich, was ich dir erzählte. Und ich dachte, das Mädchen müsse stolz sein auf die Huldigung, die dieser Mann ihm darbrachte. Es ist einem Manne ja meist unmöglich, ein junges Mädchen zu begreifen. Einen jungen Mann von zwanzig Jahren sieht man über die Achsel an, und Gedanken und Worte, Entschlüsse und Handlungen eines ebenso alten weiblichen Wesens, das doch viel weniger gelernt, erlebt und gesehen hat, die beurteilt man wie die eines reifen Mannes. Und das ist ungerecht.

Wer weiß, was geschehen ist. War er nicht rasch genug an der rechten Stelle, hatte er nicht den Mut? Sie haben sich doch wohl nicht ausgesprochen; sie ging zurück auf das Land. Und dann — ich weiß es noch, wie Ernst nach vier Wochen, als wir eines Tages vom Bataillonsexerzieren zurückkehrten, zu mir herüberkam — mit ihrer Verlobungsanzeige! —

Es wetterleuchtete in seinen Augen, es zuckte in seinem Gesicht, wortlos hielt er mir das Papier hin — und ging hinaus. —

Wir hatten nie davon gesprochen, daß er sich Hoffnungen und Erwartungen gemacht, aber die Sympathie zwischen uns beiden ließ uns auch unausgesprochene Dinge miteinander teilen. — Und ich erschrak, daß mir das Herz erstarrte. — Es kam mir vor, als habe sie Ernst betrogen; und — er mag wohl dieselben Gedanken gehabt haben! Es kam mir vor, als habe sie gespielt mit ihm, der mir der wertvollste schien von allen Männern. Und nicht nur mit ihm, sondern mit allen Männern! — Und der, den sie erwählt, konnte ihr Vater sein an Alter, Temperament und Anschauungen! —

Später hab' ich anders urteilen gelernt. Ein junges Mädchen ist kein Mann, und sie hatte niemand, der ihr geraten hätte. Die Stiefmutter war froh, daß sie die zahlreichen Töchter ihres verstorbenen Gatten aus dem Hause bekam, Geld spielte keine Rolle. Sie hatte vielleicht auch auf Ernst gewartet und sah sich enttäuscht. Warum sollte sie dem nicht folgen, der sich ihr antrug aus Neigung, aus Bequemlichkeit, da der, den die Leidenschaft fraß, nicht gesprochen? —

Als ich an diesem Tage abends gegen Zehn nach Hause kam, ging ich herüber zu Ernst, der mit mir auf demselben Flur wohnte; es war finster im Zimmer, ich machte Licht. Da saß er noch in den hohen Stiefeln mit Helm und Feldbinde, wie er vor zwölf Stunden vom Exerzieren gekommen war, den Kopf auf dem Tisch vor sich hin brütend.

„Ernst!" sagte ich.

Er sah mich an, wie geistesabwesend. „Was willst du?" Das konnte ich im Augenblick nicht sagen. „Gib mir die Hand!" sagt' ich stockend. Und da

sah er mich an, groß und scharf. „Das ist das Unglück, Hans, das ist das Unglück!“ — Er stand auf und ging gebückt in sein Schlafzimmer.

Am nächsten Tage tat er seinen Dienst wie vorher. Aber ein müder Zug ging durch sein Wesen, finster ward er, verschlossen, nervös; er war krank an seiner Liebe. Die Verlobung wurde viel besprochen im Kasino. Er ging dem aus dem Wege. Nur einmal sprach er mit mir — und da sprach er hart von ihr. — Als hasse er sie, die er doch so sehr geliebt! Ein starker Mann bricht schwerer zusammen als ein schwacher, aber desto tiefer! — Und ihn brachte das dahin, daß er sie haßte! — Und er liebte sie ja doch nur immer heißer.

Er bat um seine Versetzung. „Ich kann hier nicht bleiben, Hans, ich werde verrückt!“ sagte er einmal, und er wurde nach Brémersweiler verschlagen. „Gottlob!“ sagte er damals. —

Als er dann im ersten Jahre auf der Kriegsakademie war, da hab' ich ihn 'mal besucht. Er schien sein Gleichgewicht wiedergewonnen zu haben. Am Tage meiner Ankunft zum Turnkommando ging ich abends zu Konz, da saß — Ernst und mit ihm — Anna und deren Gatte! — Ich traute meinen Augen nicht; aber dann trat ich hinzu und war erstaunt, wie gleichmütig, freundschaftlich die beiden miteinander verkehrten. Sie hatte wohl keine Ahnung, was in dem Manne brannte, und er schien vergessen zu haben, was er gelitten durch sie.

Der Landrat, ihr Gatte, war Regierungsrat im Ministerium geworden, sie waren schon ein halbes Jahr in Berlin. Er nannte Ernst beim Vornamen, sie schienen also gute Freunde zu sein. Da sie auch in der Knesebeckstraße wohnten, gingen wir nachher zusammen nach Hause. Ernst mit ihr voran, der Gatte und ich dahinter. Und da schlich sich ein Gedanke in mein Herz! Ich wollt' ihn abschütteln, aber er kam wieder. Ernst war ja mein Freund! Keinen Menschen achtete ich so hoch wie ihn, wie schwer hatte ihn das Geschick getroffen durch diese Frau, mit der plaudernd er da vor mir ging! Es war ja nicht denkbar, daß das Schicksal so mit ihm spielte! Aber es war ja doch mancherlei anders geworden.

Auf dem Heimweg gingen wir dann eine kurze Strecke nebeneinander. Ich mochte nicht sprechen; schließlich sagte er:

„Wunderst du dich?“

„Es freut mich,“ sagt' ich. „Aber ich versteh' es nicht!“

„Man lernt manches verstehen!“ entgegnete er und fügte hinzu: „Glaubst du an den Zufall?“ —

„Ich weiß nicht recht,“ meinte ich zögernd.

„Dann sag' ich dir, daß es keinen gibt!“ Seine Stimme klang so anders. „Aber wenn mir das Geschick einst wird Rede stehen müssen um die Wege, die es mich geführt, dann wird es viel aufzuklären haben! Und doch — ich habe verziehen!“ —

An seiner Tür trennten wir uns; ich ging in Gedanken nach Hause — und ich hatte Furcht um ihn! Und mein Gedanke, den ich hatte jagen wollen, der war wieder da.

Die Turnanstalt ist an sich nur für Akrobaten ein Vergnügen, und ich bin keiner, aber mich hielt das Drama fest, das ich hier vor meinen Augen sich abspielen sah. Ein Mann, wie er war, ist kein Spielball für das Geschick. Ich weiß nicht, ob du ebenso denkst, aber es kommt mir vor, als gäbe es Menschen, an die es sich mit seinen kleinen Aergernissen und Beschwerden nicht herantraut, sondern die es nur mit den schwersten, höchsten und tiefsten Verhängnissen anzugreifen wagt. Und so ein Mann war Ernst! — Er tat nichts halb! Und ich hatte in dem Winter Gelegenheit, viel zu beobachten. Und immer diese süße Frau! Immer sie! — Und doch, es war anders als bei andern Menschen! — Oft hab' ich gedacht, es sei Torheit und schlecht von mir, ihm etwas Unrechtes zuzutrauen! — Ob ihm das Unrecht war, was mir dafür galt? — Manchmal trat ein Zug verzweifelter Entschlossenheit auf sein Gesicht. Und wie ich damals seine Leidenschaft gefühlt, ohne daß wir davon gesprochen, so hörte ich auch jetzt das Knistern, sah ich das Lohen der Flammen, die — gestern erloschen sind, als seine Seele schied. —

Und sie? Schöner war sie geworden! Die Frau erst hatte sie zur vollsten Blüte gebracht. Klug und liebenswürdig sprach sie von Dingen, die den andern Frauen meist verschlossen sind, mit Urteilskraft und Verständnis. Elegant und doch einfach, schick und doch nur Dame. Und in ihren klaren Augen lag manchmal derselbe Zug, den ich bei Ernst beobachtete. Es ist ein schweres Wort: „Zu spät!" — Wer Augen hatte zu sehen, der begriff! Der Gatte war ein braver Mann, ein wenig laut, ein wenig großsprechend in naiver Freude an allem, was er besaß. Ein Mann, der dieser Frau wohl nicht das sein konnte, was ein Gatte sein soll, der ihr aber einen Hintergrund gab, vor dem sie sich noch heller abhob. Er war so stolz auf seine Weine, seine Wohnung mit dem elektrischen Licht, seine Pferde, den Schmuck und die Kleider seiner Frau — und auf diese selbst!

Ach, es gibt ja so viele Rätsel auf der Welt! — Er hat eines mitgenommen, der gestern ging. Damals aber war er auf der Höhe seines Lebens. Und mit einem Schlage war es dann zu Ende. — Mit einem Schlage! —

Am 12. Dezember hatten wir uns zu Busch verabredet, ich hatte eine Loge zu vier Plätzen besorgt, ganz dicht am Eingang der Artisten und Tiere. Wie selbstverständlich saßen Ernst und Anna vorn, der Rat und ich dahinter. Und wieder kamen meine Gedanken. Der Regierungsrat war in der besten Stimmung. Mir ist's, als könnte ich jedes Wort wiederholen, das wir sprachen, als müßt' ich mich bei alldem daran erinnern, daß es Wirklichkeit gewesen.

Und es ist doch schon so lange vorbei.

Sie war heiter und guter Dinge, ein paar Exzentrikclowns brachten sie zum Lachen, daß es klang wie ein Glöckchen von Silber. Selbst Ernst lachte, während der Regierungsrat dröhnend vor Lachen unter Tränen sich kaum zu halten wußte. Ich sehe noch die bunte Jacke, die der eine von den Kerls trug. — Und er hat ja gestern noch davon gesprochen. —

Dann kam die große Pause und sie wollte in die Ställe gehen. Der Rat wollte nicht recht, und sie redete ihm auch nicht zu.

„Gehen Sie mit, Vernitz?“ fragte er mich.

„Ja.“

„Dann komm' ich auch, allein ist's mir zu langweilig hier,“ sagte er und stand auf. Wär' er sitzen geblieben! An jenem Abend lernte ich, daß es keinen Zufall gibt — oder keinen Gott! — Wir drängten uns durch die Menge die Stufen hinab, die zu den Ställen führten, du weißt's ja, wie sie im Kreise um den eigentlichen Zirkus angeordnet sind. Ernsts hohe Gestalt war nicht aus den Augen zu verlieren, bald waren wir vier wieder dicht beisammen. Im Stall der Tigerpferde und Ponys war es so voll Menschen, daß wir gar keinen Versuch machten, einzudringen. Wir bogen ab und kamen zu dem Raume, wo die Elefanten standen. Zehn oder zwölf gewaltige Indier standen dort hinter einer Kette und drehten die mächtigen Schädel nach dem schmalen Gange, auf dem man vorüberging.

„Kommen Sie, Herr Köhler,“ sagte Frau Anna. „Die Tiere hab' ich gern, die kommen nachher daran.“ —

„Wenn Sie gestatten, gnädigste Frau, gehe ich voran!“ meinte er und stieg die kleine Treppe hinab. Dort unten stand man dicht vor den Tieren. Ich seh' uns noch dort hinabsteigen, einer dicht hinter den andern, sonst war es ganz menschenleer. Ernst blieb am Eingang einen Augenblick stehen, um ein Geldstück in die dort aufgehängte Sammelbüchse für das Personal zu werfen. Er wollte Frau Anna vorbeigehen lassen.

Da hob der Elefant auf dem Flügel urplötzlich den Rüssel, wohl damit sie ihm etwas in den Rachen werfen sollte. Sie erschrak, mit leichtem Schrei fuhr sie zurück und stieß an Ernst. Der drehte sich um und sagte mit einem so unendlich tiefen Ausdruck von Sorge und Hingabe, von Stolz — und Liebe die drei Worte:

„Liebling hat Angst?“ —

Einen Augenblick war es totenstill! Totenstill! — Mein Herz hörte auf zu schlagen und es war mir, als müsse nun etwas Entsetzliches geschehen! — Aber es geschah nichts! Ich sah, wie aus Ernsts lachenden Zügen ein starres Antlitz ward wie eine eherne Maske, ich sah, wie sie zusammenzuckte. Nur dem Gatten war nichts anzumerken. Er folgte, als sei nichts geschehen, als habe er nicht vernommen, was ich hinter ihm so gut gehört. Die beiden vorn gingen stumm weiter, es war furchtbar. —

Da bin ich ausgerissen! Ich will's gestehen; was sollt' ich tun, was sagen? — Ich war feig', ich floh. —

Ohne Lebewohl verschwand ich im Gewühl und ging nach Hause. Und die Nacht über hab' ich gesessen und gewartet auf Ernst, der würde mich ja doch wohl brauchen. Aber er kam nicht, ich hörte nichts von ihm, auch nicht im Laufe des nächsten Tages. Am Ende hatte der Gatte nichts bemerkt, und ich schalt mich meiner Flucht.

Am Abend stand im Lokalanzeiger, daß der Regierungsrat und seine junge Frau tot in den Betten gefunden worden seien, als das Mädchen morgens habe wecken wollen. Der Gashahn im Schlafzimmer war offen geblieben. —

Jahre sind vergangen, aber der Schlußsatz jener Zeitungsnotiz prägte sich so fest in mein Gedächtnis, daß ich es immer flüstern höre, wie lachenden, höllischen Hohn: „Der Unfall ist um so mehr zu beklagen, als das so jäh aus dem Leben geschiedene Paar in glücklichster Ehe erst seit wenigen Jahren vereint war. Nach dem Besuch einer Zirkusvorstellung schlich sich lautlos der Tod in ihr Haus, als gönne er es ihnen nicht, glücklich zu sein." —

Diese Sätze, mangelhaftes Reporterdeutsch für die Leser des Nordens geschaffen, brennen in mir wie eine Wunde. — Ob Ernst sie wohl gelesen hat? —

Ernst Köhler sah ich erst am Tschadsee wieder! Er ward krank, ging ohne ein Wort für mich ins Ausland, sein Abschied kam bald heraus. Unstät zog er über die Erde. Er focht bei den Buren, bei Colenso gleich anfangs bekam er eine Kugel. Sie hat ihn nicht befreit. Er mußte weiter, und du weißt ja, wie er gestorben ist." —

Eine kleine Weile war es still, dann fuhr die sympathische Stimme leise fort. „Du weißt auch, wie er war. Ich will nichts entschuldigen, ich brauche nichts zu erklären! Sieh auf sein Leben! Mehr Menschen leben durch ihn, als er vernichtet. Aber eine verbotene Tat läßt sich nicht lösen durch tausend gesegnete, und tausend gute sterben durch eine böse! Aber gelernt hab' ich, daß es keinen Zufall gibt hienieden! Die Hand, die ihm jenes süße Weib über den Weg führte als seines Lebens heiße, einzige Liebe, der Arm, der sie ihm ans Herz legte, als es zu spät war, der Geist, der ihm jene selbstvergessenen Worte auf die Lippe drängte, der leitete ihn dort die Treppe hinab, der führte ihn gestern vor die Hufe des Tieres — beim Versuch ein Menschenleben zu retten! —

Ich weiß, daß Treue und Entsagung mehr wert sind als Leben und Tod. — Aber nur für jeden Menschen selbst! Für die andern muß man doch das Leben als ihr höchstes Gut betrachten. Er hielt sein Leben gering! Das starb ja auch damals dort in dem engen Stallgang, und was da gestern seinen Leib verließ, das war das, was jener Tag übriggelassen durch fünf mahlende, malmende Jahre. —

Das ist die Geschichte von den Elefanten. — Mich hat sie mild gemacht und weich im Urteil über andre, als sie mich lehrte, daß Männer wie er fallen, wenn das Geschick die Versuchung heranführt. — Die einzige! Denn für ein Leben ist eine genug! Aber ich weiß nicht, ob ich den selig preisen soll, der das an sich nicht erfuhr. Es liegt ja so viel Göttliches im Fall und seiner Buße, so viel Geheimnisvolles, so viel, was nicht von dieser Welt ist. — Und er, er hat gebüßt." —

Der Leutnant schwieg. Auch der Arzt lag regungslos, die Arme unter dem Kopfe, und sah in die geheimnisvollen Sterne. Die Steppe verschwand im Dunst, und rot glühten die Feuer.

„Und er war nicht schwach! Er war nicht feig!" setzte der Leutnant hinzu wie in Gedanken. „Er war ein Mensch, und —" er schwieg.

Wieder war es still; leise vollendete der Arzt: „Auf seinem Grabe steht das Kreuz!" — Die Halme wehten im Nachtwind.

Literarische Berichte

Erinnerungen aus meinem Berufsleben 1849 bis 1867. Von Freiherrn von Loë, Generalfeldmarschall. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 6.—.

Feldmarschall von Loë hat in den bedeutungsvollen zwei Dezennien der Vorbereitung auf die drei Kriege, aus denen Deutschland geeinigt hervorgehen sollte, mehrere bevorzugte und wichtige Posten bekleidet, die ihm ermöglichten, die schicksalsschweren historischen Ereignisse seiner Zeit und die im Vordergrunde stehenden Personen aus nächster Nähe zu beobachten; von 1858 bis 1861 war er persönlicher Adjutant des Prinzregenten von Preußen und wurde bei dessen Thronbesteigung zum Flügeladjutanten ernannt; von 1863 bis 1867, also in einer politisch überaus bewegten Zeit, war er Militärattaché in Paris und hatte als solcher die verantwortungsvolle Aufgabe, den Generalstab und die Heeresverwaltung Preußens über den Zustand der französischen Armee zu informieren. Den Krieg von 1866 machte Freiherr von Loë im preußischen Hauptquartier mit. Mit der in allen diesen Dienststellungen bewiesenen Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit hat Freiherr von Loë auch das interessante Material seiner Erinnerungen bearbeitet und dargestellt. Er beschränkt sich dabei streng auf das in militärischer und politischer Hinsicht für die Geschichte Deutschlands Wichtige, und es charakterisiert die Grenzen, die er sich selber zieht, am besten, daß er zum Beispiel seine Erlebnisse in dem Kriege gegen die kaukasischen Bergvölker, dem er 1862 beiwohnte, bewußt übergeht. Neben den zahlreichen von ihm beigebrachten oder bestätigten zeitgeschichtlichen Details sind es vor allem seine auf persönlichen Eindrücken und Beobachtungen beruhenden, vornehm objektiven Urteile über eine Reihe hervorragender historischer Persönlichkeiten, besonders Wilhelm I., Napoleon III., Kaiser Friedrich, Kaiserin Augusta, Graf Moltke, Fürst Bismarck, Graf Goltz, die das schlicht, aber höchst fesselnd geschriebene und verhältnismäßig knapp gefaßte Buch zu einem Quellenwerke ersten Ranges machen. Für diejenigen Leser der „Deutschen Revue“, die das Werk von seiner ersten Veröffentlichung in dieser Zeitschrift her kennen, sei noch bemerkt, daß der Verfasser die ersten fünf Abschnitte für die vorliegende Buchausgabe völlig umgearbeitet und mannigfach erweitert hat.

B—r.

Heinrich von Kleist, Briefe an seine Schwester Ulrike. Mit Einleitung, Anmerkungen, Photogrammen und einem Anhang: Aus dem Tagebuche Ludwig von Brockes. Berlin, B. Behrs Verlag. 1905.

Diese für die Kenntnis Kleists höchst wichtige Briefsammlung, die man kaum aus der Hand legen kann, ohne sie bis zu ihrem schmerzlichen Ende gelesen zu haben, bildet den ersten Band der von S. Rahmer herausgegebenen Kleist-Bibliothek. Das Material ist dasselbe, das in der 1860 von Koberstein veranstalteten Ausgabe vorliegt. Manches ist ergänzt und berichtigt worden. In den beigefügten kurzen Erläuterungen hat der Herausgeber die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung benutzt, von der das Kobersteinsche Buch überholt ist. Eine streng kritische Ausgabe ist auch dies Werk freilich nicht zu nennen; doch wenn es in weiteren Leserkreisen dem genialen Dichter neue Freunde wirbt, darf es schon willkommen geheißen werden.

B.

Friedrich Hebbel. Briefe. Erster Band. 1829 bis 1833. Wesselburen-Hamburg-Heidelberg-München. (Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. Dritte Abteilung.) Berlin 1904, B. Behrs Verlag.

Für den, der Hebbels Persönlichkeit und Entwicklungsgang kennen lernen will, ist die Kenntnis dieser Briefe unumgänglich notwendig. Erst aus ihnen ist eine richtige Beurteilung seines menschlichen und künstlerischen Charakters zu gewinnen. Die ganze Not seiner Jugendzeit spiegelt sich darin. Den ersten Rang unter den Briefen nehmen die an seine Hamburger Freundin Elise Lensing ein. Hier haben wir mehr als nur Dokumente eines literarisch bedeutenden Lebens, hier haben wir einen an und für sich fesselnden und ergreifenden Liebesroman, der sich unauslöschlich in die Seele prägt. Die Ausgabe wird den höchsten Anforderungen gerecht.

B.

Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen hett. Vertellt von Paul Warncke. Tweite Uplag. Mit vele Biller. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 8.—.

Die Idee, das Leben und Schaffen Fritz Reuters ausführlich in dessen eigner Sprache zu schildern, mag für viele Verehrer des plattdeutschen Humoristen, besonders für diejenigen, die sein Idiom nicht selber sprechen, im ersten Augenblick etwas Befremdendes haben, schon weil — von andern Gründen abgesehen — es schwer denkbar erscheint, daß

der wissenschaftliche Ton und die kritische Terminologie einer Dichterbiographie sich ohne Zwang mit der volkstümlichen Ausdrucksweise der Mundart in Einklang bringen lassen. Indessen wird jeder, der das vorliegende Buch zur Hand nimmt, derartige theoretische Bedenken sehr bald entkräftet sehen, denn Paul Warncke hat den rechten Ton für seine Darstellung vortrefflich zu finden gewußt, und man erkennt sehr bald, daß es ein sehr feines und völlig natürliches Gefühl war, das ihn auf den Gedanken gebracht hat, sich der plattdeutschen Mundart zu bedienen. Er erzählt eben nicht wie ein gelehrter Literarhistoriker, sondern wie ein Freund vom Freunde, in der gemütlichen, zwanglosen Art und Weise, in der Fritz Reuter selbst ein so prächtiges Vorbild gegeben hat, und er versteht sich auf dieses Erzählen so gut, daß wir ihm bald lauschen, als spräche sein großer Landsmann selber zu uns. Dabei braucht sein Buch aber auch die strengste literarhistorische Kritik nicht im geringsten zu scheuen, denn Warncke kennt und versteht seinen Reuter durch und durch, und nicht minder genau kennt er alles, was die biographische Forschung festgestellt und zusammengetragen hat, so daß er überall auf festem wissenschaftlichen Boden steht. Die zahlreichen, durchweg vortrefflichen Illustrationen sind von höchstem Interesse; mit wehmütiger Freude wird der Reuterfreund, der hier so manchen alten Bekannten und so manche ihm wohlvertraute Stätte im Bilde wiederfindet, bei ihrem Anblick die trauliche Welt der Reuterschen Dichtung vollends vor sich aufleben sehen.

B—r.

Erziehungsfragen. Gesammelte Aufsätze von K. E. Palmgren. Altenburg 1904, Oskar Bonde. M. 6.—.

Das Werk bildet den sechsten Band von Chr. Ufers „Internationaler pädagogischer Bibliothek". Sein Vorwort unterrichtet knapp, aber erschöpfend über die 1876 gegründete Palmgrensche Samskola in Stockholm. In dieser sind die pädagogischen Prinzipien, die in den nachfolgenden Aufsätzen ausgesprochen werden, alle, soweit ihr Inhalt die Erziehungsarbeit der Schule betrifft, während nahezu dreißig Jahren zur Anwendung gekommen. Es handelt sich in dem Buche vor allem um die höchst aktuellen Fragen des gemeinsamen Unterrichts von Knaben und Mädchen und des Handfertigkeitsunterrichts. Palmgren ist ein begeisterter Anhänger und Vorkämpfer beider, und so sind auch, während im ersten Aufsatz eine warmherzige autobiographische Erinnerung geboten wird, die Abschnitte II bis V, XI und XII diesen beiden Themen und dem Unterricht in der Samskola gewidmet, wobei Palmgren immer das probatum est praktischer Erfolge für sich hat. Auch bei den übrigen sieben Aufsätzen, die „Ueberanstrengung und Wahlfreiheit" (gegenüber den Unterrichtsfächern), „Singen und Singunterricht", die „Bedeutung des Schönen für die Erziehung", „Schulfeste", den „Unterricht in den lebenden Sprachen", „Jugendlektüre" und das „Kind im Dienste des Theaters" (ein Aufsatz von eindringlichster ethischer Bedeutung) zum Gegenstand haben und unter denen keiner ist, der trotz aller Schlichtheit der Darstellung nicht durch den Reichtum an Ideen, besonnene Klarheit und wohltuende Wärme auffiele, geht der Verfasser immer von konkreten Verhältnissen (teilweise ebenfalls von denen der Samskola) aus, und was überhaupt diesen selbständig urteilenden Theoretiker so sympathisch macht, das ist der Umstand, daß er immer von des Lebens grünem Baume pflückt. Auch wer nicht alles unterschreibt, was Palmgren vorbringt, wird dem verdienstvollen Herausgeber Ufer dankbar sein, daß er diese gesammelten Aufsätze in seine „Internationale pädagogische Bibliothek" aufgenommen hat. Hans Zimmer.

Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Versuche von Dr. Karl Bücher. Vierte Auflage. Tübingen 1904.

Ein Buch, das in einem Zeitraum von elf Jahren vier Auflagen erlebt, hat schon dadurch seine Brauchbarkeit bewiesen. Der bekannte Nationalökonom veröffentlicht darin die Vorträge, die bei verschiedenen Gelegenheiten, wo er vor einem nicht ausschließlich aus Fachgenossen bestehenden Kreise zu sprechen hatte, entstanden sind. Sie wollen deshalb, wie der Verfasser im Vorworte sagt, nicht wie die Kapitel eines Buches gelesen sein. Jeder ist für sich selbständig, ja es wiederholen sich in ihnen bisweilen die gleichen Gedankengänge, wenn auch in verschiedener Beleuchtung. Nichtsdestoweniger werden die Vorträge durch eine einheitliche Auffassung vom gesetzmäßigen Verlaufe der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung und eine gleichartige methodische Behandlung des Tatsachenmaterials zusammengehalten. Das Buch hat vielfach epochemachend gewirkt, insofern die vom Verfasser in die Literatur eingeführten Begriffe und Kunstausdrücke Allgemeingut der Volkswirtschaftslehre geworden sind. Als Ruhmestitel ist dem Buche nachgesagt worden, daß es „nationalökonomisch denken" lehre; und da sich die wirtschaftlichen Fragen von Tag zu Tag brennender gestalten und jedermann berufen ist, an seinem Teile an ihrer Lösung mitzuarbeiten, dies aber ohne nationalökonomisches Verständnis unmöglich ist, so ist dem ausgezeichneten Buche auch in der neuen Auflage die denkbar weiteste Verbreitung zu wünschen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Zur Schillerliteratur 1905.

1. Schiller, Eine Biographie in Bildern. Von G. Könnecke. Marburg, N. G. Elwert. M. 2.50.
2. Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Jena, E. Diederichs.
3. Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker. Von Wolfgang Kirchbach. Schmargendorf bei Berlin, O. Lehmann. M. 1.—.
4. Schiller-Gedenkbuch. Zusammengestellt von Eleonore von Bojanowski. Weimar, H. Böhlau Nachf. Gebunden M. 3.60.

Es war ein glücklicher Gedanke von Könnecke (1) aus seinem schönen Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur einen Sonderabdruck der Schillerbilder zu veranstalten. Er hat sich aber damit nicht begnügt, sondern noch eine stattliche Anzahl neuer Bilder hinzugefügt. Insgesamt zählt die Sammlung, die sich freilich noch weiter ausdehnen ließe, 208 Nummern.

Den Briefwechsel Schillers mit dem Herzog von Augustenburg, der bisher zerstreut veröffentlicht war, hat Schulz (2) gesammelt. Das ist ein entschiedenes Verdienst. Man hat jetzt das ganze Material bequem beisammen. Dazu gibt Schulz in einem Anhang die nötigsten Erläuterungen, während er den Text selbst außerdem noch durch kurze Einleitungen verbunden hat.

Die Schrift von Kirchbach (3) ist vortrefflich. Der Verfasser kennt seinen Schiller gründlich. Er versteht es ausgezeichnet, die realistische Seite seiner Dichtungen in ihrer Großartigkeit hervorzuheben. Sein Büchlein mag besonders auch den Verkleinerern Schillers zur Lektüre empfohlen sein; sie können daraus viel lernen.

Das Buch E. von Bojanowskis (4), der Biographin der Großherzogin Luise von Weimar, ist eine Anthologie in Vergißmeinnichtform. Die darin gebotenen „Merkworte“ sind aus der Prosa und der Poesie ausgewählt. Daneben sind auch die Todestage der bedeutenderen Zeitgenossen Schillers verzeichnet. So bildet das Ganze eine hübsche Gabe von bleibendem Wert. Für eine neue Auflage würde sich vielleicht eine genauere Quellenangabe empfehlen. E. M.

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuche eines Ingenieurs. Von Max Eyth. Siebente Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 5.—.

Das vorliegende Buch hat, obwohl es ihm durch seinen allzu bescheidenen und sogar ein wenig irreführenden Titel vielleicht geradezu erschwert worden ist, verdientermaßen seinen Weg gemacht; die sechs Auflagen, die es innerhalb weniger Jahre erlebt hat, sind ein sprechender Beweis dafür, daß ein ansehnlicher Teil des deutschen Volkes seinen Wert zu würdigen verstanden hat, und immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die deutsche Literatur in diesen so anspruchslos auftretenden „Skizzen“ ein in seiner Art klassisches Werk besitzt, das ein wirkliches Volksbuch zu werden verdient. In dieser Erkenntnis hat zum Beispiel die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, die für ihre Volksbücherei aus dem Guten das Beste auszuwählen pflegt, die erste der Skizzen des Buches in ihre Sammlung „Deutsche Humoristen“ aufgenommen, und der Verlag ist dem ehrenvollen Urteil der Kritik in verständiger und dankenswerter Weise entgegengekommen, indem er die neue Auflage als einbändige Volksausgabe hat erscheinen lassen. In der Tat weist die ganze moderne Literatur wenig auf, was diesem prächtigen Buch an die Seite zu stellen wäre; mit genialem Blick hat der geborene Dichter, der sich in Max Eyth mit dem geschulten vielseitigen Techniker verbindet, schon zu einer Zeit, als Rudyard Kiplings „Day's Work“ noch ungeschrieben war, die Poesie des Dampfes und der Maschine entdeckt und mit kecker, aber sicherer Hand die Erlebnisse seiner Berufstätigkeit, die ihn von Land zu Land, nach England und Aegypten, in die Vereinigten Staaten und in die russischen Steppen geführt hat, novellistisch gestaltet. In der souveränen Meisterschaft der Darstellung, welche die höchste Unmittelbarkeit und den unverfälschten Ton des Selbsterlebten mit der feinsten künstlerischen Komposition verbindet, kommen diese „Skizzen“ den besten Geschichten Kiplings gleich, übertreffen sie aber weit durch den goldklaren, bezwingenden Humor, der mit köstlicher Frische und sieghafter Kraft aus dem tiefen Gemüt des deutschen Dichters quillt. Auch die eingestreuten kleinen Gedichte sind Kabinettsstücke ihrer Art; sie veranschaulichen in dem engen Rahmen weniger Seiten oder weniger Strophen überraschend, wie viel originale poetische Anschauung und starkes Empfinden die Seele dieses Poeten birgt und wie kraftvoll er ihren reichen Inhalt in eine knappe Form zu bringen versteht. Möge das Werk in seiner neuen Ausgabe die weite Verbreitung finden, die ihm ebensosehr um des Dichters wie um des deutschen Volkes willen zu wünschen ist!

B—r.

Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Von Ludwig Wilser. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt.

Der Titel ist zu eng gewählt, da der Verfasser in der hier gebotenen Zusammenarbeitung einer langen Reihe von Aufsätzen, Vorträgen, Bücherbesprechungen sich nacheinander so ziemlich über alle Probleme der

Entwicklungsgeschichte und Anthropologie, der Sprachwissenschaft, deutschen Altertumskunde und historischen Völkerkunde verbreitet. Die bunte Stoffmasse ist allerdings aufgereiht an dem Faden der lebhaften persönlichen Begeisterung für die Germanen, deren Genealogie im naturwissenschaftlichen Teile bis in die Anfänge des organischen Lebens auf der Erde und insbesondere zum Nordpolargebiet zurück verfolgt wird. Kennzeichnend für diese Begeisterung wie für die Arbeitsweise des Verfassers ist der Satz der Vorrede: „Unbekümmert um Spott und Geringschätzung, die mir anfangs in reichem, wie um Anerkennung, die mir zuletzt in bescheidenem Maße zuteil geworden, bin ich meinen Weg gegangen, den ich darum für den rechten halten mußte, weil kein Fortschritt der Erkenntnis, keine überraschende Entdeckung mich zur Umkehr oder Abweichung zwang." In diesem unerschütterlichen Glauben an sich selbst kennt der Verfasser überhaupt kaum Probleme auf dem von ihm durchstreiften ungeheuern Gebiet der exakten Forschung, die er nicht im Handumdrehen gelöst hätte; er weiß alles in sein System einzufügen. So trägt das Buch das Gepräge autoritativer Dogmatik, die für solche Leser, die ihrerseits feste Lehrsätze brauchen, etwas Beruhigendes und Ueberzeugendes haben muß. Wenn der Verfasser also findet, daß er seine Voraussagungen in Erfüllung gehen, die seiner Gegner zuschanden werden sah, daß seine Meinung sich gleich blieb, die öffentliche Meinung sich zu wandeln begann, so wird ihn dieser Glaube leicht darüber trösten, wenn da und dort gerade vom Standpunkt der Fachkritik andre Meinungen vertreten werden als die seinigen. Die Fülle des Stoffes, den er beibringt, wird auch von Gegnern gerne gewürdigt werden. Fr. Guntram Schultheiß.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Beiträge zur Kenntnis des Orients. Herausgegeben von Dr. Hugo Grothe. II. Band, 1. Abteilung. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 5.—.

Blüten und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 34. völlig neu bearbeitete Auflage. Mit 32 Bildern. Halle a. S., Herm. Gesenius. Prachtausgabe M. 10.—.

Burckhardt, Jakob, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Herausgegeben von Jakob Oeri. Stuttgart, W. Spemann. M. 6.—.

Busch, Prof. Dr. Wilhelm, Die Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 1870—1871. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 3.—.

Deutscher Kamera-Almanach 1906. Jahrbuch der Amateur-Photographie. Herausgegeben von Fritz Loescher. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Gustav Schmidt. M. 3.50.

Diehl, Prof. Dr. Karl, Ueber Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. Zwölf Vorlesungen. Jena, Gustav Fischer. M. 3.—.

Diers, Marie, Die liebe Not. Geschichte eines Frauenherzens. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Dill, Liesbet, Suse. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—.

Edel, Edmund, Marienbad. Skizzen. 1. Band von „Modebäder". Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Verlag „Harmonie". M. 2.50.

François, Louise von, und Conrad Ferd. Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Georg Reimer. M. 5.—.

Friis, Aage, Die Bernstorffs. Erster Band: Lehr- und Wanderjahre. Ein Kulturbild aus dem deutsch-dänischen Adels- und Diplomatenleben im 18. Jahrhundert. Leipzig, Wilhelm Weicher. M. 10.—.

Geiger, Albert, Roman Werners Jugend und andre Erzählungen. Berlin, Karl Schnabel (Axel Junckers Buchhandlung). M. 3.50.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Geh. Hofrat Professor Dr. Karl Woermann. Mit 1400 Abbildungen im Text, 45 Tafeln in Farbendruck und 100 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung. 3 Bände gebunden zu je M. 17.—. Zweiter Band: Die Kunst der christlichen Völker bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Mit 418 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 39 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Gide, André, Paludes (Die Sümpfe). Autorisierte Uebersetzung von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.

Goethebrevier. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werken. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Gießen, Emil Roth. M. 2.—.

Gottschall, Rudolf von, Späte Lieder. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Halbert, A., „Hinauf!" Künstler-Roman aus der jüngsten Vergangenheit. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Hankel, Paul, Aus Deutschlands toller Zeit. Kulturhistorischer Roman aus der Mitte des

19. Jahrhunderts. Stuttgart, Nationaler Verlag, Curt Etzold. M. 2.50.

Harnack, Adolf, Reden und Aufsätze. Zweite Auflage. 2 Bände. Giessen, Alfred Töpelmann. M. 10.—.

Hauschner, Auguste, Die sieben Naturen des Dichters Clemens Breißmann. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 2.—.

Illustrierte Geschichte der Musik im neunzehnten Jahrhundert. Von Hans Merian. Mit 174 Textabbildungen und 42 Beilagen. Leipzig, Otto Spamer. Gebunden M. 15.—.

Janson, von, Generalleutnant. Das Zusammenwirken von Heer und Flotte im russisch-japanischen Kriege 1904/05. Berlin NW. 7. R. Eisenschmidt. M. 1.50.

Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Kienzl, Hermann, Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft in Gedichten. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Knodt, Karl Ernst, Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben. Neue Verse. Gießen, Emil Roth. M. 3.—.

Kowalewski, Dr. Arnold, Moltke als Philosoph. Bonn, Röhrscheid & Ebbecke. M. 1.50.

Kremnitz, Mite, Mutterrecht. Novellen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Lewald, Emmi, Die Heiratsfrage. (Der unverstandene Mann. Ein spätes Mädchen. Der Salonphilosoph und andre Typen aus der Gesellschaft.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. Weihnachten 1905. Herausgegeben von Dr. Jos. Popp. Mit 9 Kunstbeilagen. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 50 Pf.

Melsted, Henning von, Georg Dahna. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Martha Sommer. Berlin, Karl Schnabel (Axel Junckers Buchhandlung). M. 4.—.

Meredith, George, Rhoda Fleming. Uebersetzt von Sophie von Harbou. Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. Gebunden M. 5.50.

Moeller van den Bruck, Arthur, Die Zeitgenossen. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.50.

Mörike, Eduard, Lieder und Gedichte in Auswahl. Mit Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden M. 2.50.

Nawrocki, Rudolf, Das neue Geschlecht. Roman. Stuttgart, Nationaler Verlag, Curt Etzold. M. 1.50.

Perfall, Anton Freiherr von, Der Nachtfalter. Original-Roman. Zweite Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 3.—.

Schlözer, Ludwig von, Inneres Leben. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Spemanns Alpen-Kalender 1906. Herausgegeben von M. Wundt. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—.

Spemanns Historischer Medicinal-Kalender 1906. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—.

Spemanns Kunst-Kalender 1906. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—.

Sperl, August, Kinder ihrer Zeit. Geschichten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. II. Band, 1. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Jährlich vier Hefte à M. 1.—.

Talleyrand, Fürst, und die Auswärtige Politik Napoleons I. Nach den Memoiren des Fürsten von Dr. Willy Rosenthal. Mit Bildnis Talleyrands. Leipzig, Wilhelm Engelmann. M. 2.40.

Tamen, Traugott, Im Lande der Jugend. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—.

Tiedemann, Christoph von, Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen. Erster Band: Schleswig-Holsteinsche Erinnerungen. Leipzig, S. Hirzel. M. 9.—.

Uebersberger, Hans, Oesterreich und Russland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Auf Veranlassung des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein dargestellt. Erster Band: Von 1488 bis 1605. Wien und Leipzig, W. Braumüller. M. 12.50.

Wells, H. G., Ausblicke auf die Folgen des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts für Leben und Denken des Menschen. Autorisierte Uebertragung von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. Gebunden M. 5.25.

Welt-Panorama, Das große. Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Stuttgart, W. Spemann. Gebunden M. 7.50.

Wilhelm der Erste als Erzieher. In 711 Aussprüchen aus seinen Kundgebungen und Briefen planmäßig zusammengestellt von Paul Dehn. Halle a. S., Hermann Gesenius. Gebunden M. 4.—.

Wundtke, Max, Die dumme Maus. Roman. Leipzig, Arthur Cavael. M. 3.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Moderne Kriegsbarbarei

Von

von Lignitz,

General der Infanterie z. D. und Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Die höchste Kriegsenergie kann insofern als human bezeichnet werden, als sie geeignet ist, dem Kriege am schnellsten ein Ende zu machen. Man vergleiche den kurzen und energischen Kampf des Jahres 1866 mit dem Dreißigjährigen Kriege, der an Schlachten und Gefechten arm, an Zerstörungen und Vernichtungen so reich war, und in ersterem Kriege kam die Organisation des Roten Kreuzes zum ersten Male in Anwendung.

Die höchste Kriegsenergie kann in der Ausführung sehr wohl eine humane sein, indem die Kriegsmittel nur da in Anwendung gebracht werden, wo es sich um feindliche Kriegsmittel handelt. Das Rote Kreuz schützt außer Gefecht gesetzte und nicht mehr gefechtsfähige Soldaten, es fehlt aber noch an einem international anerkannten Schutz für die unschuldigen Opfer des Krieges, für diejenigen, die sich nicht wehren können.

Kaiser Alexander II. hat sich dadurch einen schönen Denkstein in der Geschichte gesetzt, daß er die Petersburger Konvention vom 4. November 1868 herbeiführte zur Beseitigung der Gewehrexplosionsgeschosse. Es wurde international vereinbart, daß Sprenggeschosse von weniger als 400 Gramm Gewicht vom Kriegsgebrauch ausgeschlossen sind. Diese Geschosse mit ihrer unnütz barbarischen Wirkung verschwanden aus den Munitionsbeständen der Armeen.

Inzwischen ist in den Dynamithandgranaten oder Handtorpedos ein neues Kriegsmittel entstanden, das ebenfalls als unnütz grausam bezeichnet werden kann, indem es in barbarischer Weise tötet und zerfetzt. Ihre Anwendung ist auch für den Schleuderer recht gefährlich, denn die bei Verwundung u. s. w. früher zu Boden fallende Granate wird den Mann selbst und die beiden Nebenleute töten.

Die Frage, inwieweit schwimmende Seeminen zulässig sind, könnte wohl international geregelt werden. Freischwimmende, nicht angekettete oder angetaute Seeminen dürften absolut zu verwerfen sein, denn sie sind auch für Neutrale und für Handelsschiffe eine große Gefahr, namentlich in Gewässern mit Ebbe und Flut.

Schwerer würde sich erreichen lassen, in Analogie der Konvention vom 4. November 1868, die Stärke der Seeminen zu beschränken. Man muß zugeben, daß es für die dauernde Beseitigung der Schlachtschiffe „Petropawlowsk“ und „Hatsuse“ genügt hätte, wenn die betreffenden Minen nur etwa ein Drittel so stark geladen waren. Eine Zerschmetterung des Schiffes mit Vernichtung aller Menschenleben an Bord, einschließlich der Nichtkombattanten, geht über die notwendige Kriegsenergie hinaus.

Mit Dynamit geladene Tretminen sollen einmal vor Port Arthur eine große Wirkung gehabt haben, eine japanische Kompagnie flog zerfetzt in die Luft. Diese grausam erscheinende Neuerung verhinderte nicht weitere Stürme, sie würde aber wahrscheinlich den letzten Sturm sehr blutig für die Russen gestaltet haben, wenn sich General Stoessel nicht zur Kapitulation entschlossen hätte. Eine Ladung, die genügte, jene Kompagnie teils tot, teils verwundet hinzustrecken, hätte dem Kriegszweck und auch dem bisherigen Kriegsgebrauch entsprochen.

Transportschiffe mit Landtruppen an Bord durch Torpedoschüsse zu vernichten, mag vom Standpunkt der Schadenzufügung kurz und zweckmäßig sein, ist aber nicht ritterlich, denn die tapfersten Gewehrträger auf einem Handelsdampfer sind wehrlos gegen einen Torpedoschuß. Die an Bord des japanischen Transportdampfers „Kinshumaru“ bei Gensan von drei russischen Kriegsschiffen abgeschnittene Kompagnie, die 9. des 37. Infanterieregiments, hat sich auf dem von Torpedos getroffenen, sinkenden Schiffe bis zum letzten Moment heldenmütig, aber aussichtslos mit dem Gewehr verteidigt. Durch Kanonenschüsse wäre sie frühzeitig zur Erkenntnis gebracht worden, daß ein Widerstand nutzlos, ja unmöglich war; die Torpedos wirkten vernichtend, ohne daß eine Vernichtung nötig oder vorteilhaft gewesen wäre. Ein genommenes Schiff kann man immer verwerten und eine gefangene Kompagnie später auswechseln.

Aehnlich ist es mit den Kohlen- und sonstigen Begleitschiffen, die in der Regel keine Marine-, sondern eine Zivilbesatzung haben. Wenn sie zur feindlichen Flotte gehören, oder dieser Kohlen und Vorräte zuführen, so ist es selbstverständlich, daß sie durch Kanonenschüsse unschädlich gemacht bezw. zur Flaggenstreichung gezwungen werden. Eine Vernichtung des Schiffes mit der aus Nichtkombattanten bestehenden Besatzung ist nicht nötig und ebensowenig ritterlich, als wenn im Landkriege die Fuhrleute von Lebensmittelkolonnen massakriert würden.

Gut erkennbare, international festgesetzte Flaggen für Kohlen-, Transport- und Begleitschiffe können eine unnütze Barbarei im Kriege verhindern, wenigstens vermindern, wenn international ausgesprochen wird, daß eine nicht unbedingt notwendige Anwendung von Torpedoschüssen gegen solche Schiffe als unritterliches Kriegsmittel zu bezeichnen ist.

Die Tragweite der modernen Schiffsartillerie, 10 bis 12 Kilometer, ist so bedeutend, daß Städte und Ortschaften, die nicht Küstenorte sind, durch deren Geschosse erreicht und zerstört werden können. Diese Städte und Ortschaften waren bisher einer solchen Gefahr nicht ausgesetzt, sie können nicht geschützt und

auch nicht umgebaut werden. Selbst wenn bei jedem Ort eine Strandbatterie angelegt würde, wäre ein Bombardement nicht zu hindern, namentlich nicht in der Nacht und durch gelegentlich auftretende Kreuzer. Auch flottenstarke Länder werden vor dieser Kalamität nicht gesichert sein. Anderseits muß zugegeben werden, daß die Zerstörung von solchen Ortschaften mit Tötung von zahlreichen Unschuldigen den Kriegszweck nicht fördern kann. Das Bombardement russisch-finnländischer unbefestigter Küstenorte während des Krimkrieges hat auf den Verlauf des Krieges keine Wirkung ausgeübt, fand aber die allgemeine Mißbilligung. Eine militärische Genugtuung haben die Angreifer gewiß nicht gefühlt.

Eine internationale Abmachung könnte solchen nicht würdigen Taten vorbeugen.

Die von der internationalen Friedensliga vorgeschlagene und durch Kaiser Nikolaus II. im Jahr 1898 zur Ausführung gebrachte Haager Schiedsgerichtskonferenz hat den Krieg natürlich nicht beseitigt, sie ist aber schon wirksam gewesen zur Vorbeugung, wenn es sich um nicht genügend begründete Waffenentscheidungen handelte.

Wenn die Konferenz wieder zusammentritt, wird sie ein Feld finden, auf dem weitere humanitäre Bestrebungen Erfolg haben können.

Nach der so segensreichen Organisation des Roten Kreuzes wäre ein Fortschritt denkbar durch internationale Feststellung des Begriffes „Kriegsritterlichkeit“. Zum Ritter gehört nicht nur Kriegsmut, sondern auch Edelmut. Eine allgemein anerkannte Kriegsritterlichkeit wird sich der einzelne scheuen bewußt zu verletzen.

Was die Japaner in ihren ritterlichen Samurais, zu denen viele Bauern und einfache Soldaten gehörten, erreicht haben, das sollte doch auch bei christlichen Völkern möglich sein.

Anmerkung der Redaktion. Es wäre sehr zu wünschen, daß die nächste Haager Konferenz sich auch mit der Frage der Abschaffung der Wolfsgruben und Drahtzäune durch internationale Vereinbarung beschäftigen möchte. Diese Kriegsmittel sind geradezu unmenschlich, selbst Tiere vernichtet man nicht in großen Massen mit so grausamen Qualen, wie diese durch Drahtzäune und Wolfsgruben im letzten Kriege zutage traten.

Aus der politischen Korrespondenz des Königs Wilhelm I. von Württemberg

Von

Heinrich von Poschinger

(Schluß)

Stuttgart, den 1. August 1852.

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den preußischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel, betreffend die Sendung des Staatsrats von Klindworth nach Berlin.

Werter Herr Ministerpräsident Freiher von Manteuffel! Ich schicke mit dem Gegenwärtigen wegen der Zollangelegenheit und wegen der Bundesfrage den Staatsrat von Klindworth in vertraulicher Sendung an Sie, indem Ich Sie ersuche, demselben in allem, was er Ihnen hierunter von Meiner Seite eröffnen und vorschlagen wird, vollkommen Glauben zu schenken. Im übrigen bitte Ich Gott, daß er Sie, werter Herr Ministerpräsident Freiherr von Manteuffel, in seine heilige Obhut nehme.

Wilhelm.

*

Badenweiler, den 7. August 1852.

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den österreichischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Buol-Schauenstein, betreffend die Sendung des Grafen Rechberg nach Stuttgart, das Bedürfnis einer Einigung zwischen Preußen und Oesterreich, besonders in der Zollfrage.

Das Schreiben, welches Sie unterm 29. v. M. an Mich richteten,[1]) ist Mir durch den Grafen von Rechberg vor zwei Tagen hier zugestellt worden.

Indem Ich Ihnen für diese Zuschrift und das Mir hierdurch bewiesene Vertrauen verbindlich danke, ist es Mir sehr angenehm, hier beizufügen, daß Ich in der Wahl des Grafen von Rechberg zum Ueberbringer und Vertreter Ihrer Mir gemachten Mitteilungen sowie der Ansichten der Kaiserlichen Regierung in betreff des neuesten Standes der deutschen Zollangelegenheiten einen Beweis besonderer Aufmerksamkeit erblickt habe, da Mir derselbe längst in vorteilhaftester Weise bekannt ist und Ich in jeder Hinsicht volles Vertrauen in seine Person zu setzen alle Ursache habe.

Ich betrachte mit Ihnen den gegenwärtigen Augenblick als einen sehr ernsten und gebe vollkommen zu, daß nur durch ein einiges gemeinschaftliches Wirken die Ruhe und die Wohlfahrt Deutschlands im allgemeinen wie in einzelnen Beziehungen erzielt werden kann; Ich glaube, daß gerade im jetzigen Momente

[1]) cf. Januarheft S. 78.

von einem solchen einigen, auf Erreichung gemeinsamer Zwecke gerichteten Streben der deutschen Regierungen sogar das Wohl von ganz Europa gewissermaßen bedingt ist. Um so notwendiger scheint es Mir darum aber auch, daß dem bisherigen schroffen Gegenüberstehen von Oesterreich und Preußen, das sich in der neuesten Zeit so vielfach kundgegeben, ein baldiges Ziel gesetzt werde, und Ich vertraue zu der Kaiserlichen Regierung, daß sie — von der hohen Wichtigkeit einer als dringendes Bedürfnis erscheinenden endlichen Ausgleichung gleichfalls durchdrungen — das ihrige zur Erreichung dieses Zieles beitragen werde.

Die Zollfrage insbesondere betreffend, so gehen wir der in den nächsten Wochen erfolgenden Entscheidung dieser höchst wichtigen Angelegenheit entgegen, und die in diesen Tagen stattfindenden Konferenzen von Bevollmächtigten süddeutscher Staaten müssen jedenfalls ein für den weiteren Gang der diesfälligen Verhandlungen im allgemeinen ein bedeutsames Ergebnis herbeiführen, von welchem Ich insbesondere Meine ferneren Entschließungen abhängig machen muß.

Ich benutze im übrigen mit Vergnügen gegenwärtigen Anlaß, Sie, wertester Graf Buol, der Fortdauer Meiner wohlwollenden Gesinnung und Meiner besonderen Achtung zu versichern.

Wilhelm.

*

Badenweiler, den 16. August 1852.

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den preußischen Ministerpräsidenten Freiherrrn von Manteuffel, betreffend das Ergebnis der Stuttgarter Zollkonferenz.

Werter Herr Ministerpräsident von Manteuffel! Ich habe Ihr Schreiben vom 6. d. Mts. [1]) mit Vergnügen erhalten und sage Ihnen Meinen verbindlichen Dank für die offene und unumwundene Darlegung Ihrer Ansichten über die gegenwärtig obschwebende Zoll- und Handelsfrage.

Daß Meine Regierung den Fortbestand des Zollvereins auf seinen bisherigen Grundlagen aufrichtigst und vor allem wünscht, brauche Ich Sie nicht erst zu versichern. Ich hoffe und glaube aber auch, daß die sämtlichen übrigen süddeutschen Regierungen von demselben Wunsche beseelt sind.

Im Laufe der letztverflossenen Woche sind nun Bevollmächtigte der durch die Darmstädter Verträge verbündeten Regierungen in Stuttgart zu Konferenzen zusammengetreten, und das Ergebnis der von ihnen gepflogenen Beratungen ist, nachdem nunmehr die Kaiserlich österreichische Regierung in einem der wichtigsten bisherigen Differenzpunkte sich nachgiebig gezeigt hat und für jetzt von einem Verlangen abgestanden ist, dessen Verwirklichung zurzeit als unausführbar erscheint, — in einer Weise und in einer Form zusammengefaßt, die Mich hoffen lassen, daß wir zu dem erwünschten Ziele einer baldigen Erneuerung unsers bisherigen Zollvereins gelangen werden.

[1]) Der Wortlaut desselben liegt nicht vor.

Ist es der Königlich preußischen Regierung, wie ich keineswegs zweifle, ebenfalls mit der Fortdauer dieses Vereins wirklich Ernst, so bedarf es, wie Sie sich aus der von den Bevollmächtigten der süddeutschen Staaten bei den nunmehr wieder beginnenden Verhandlungen zu Berlin abzugebenden Erklärung selbst überzeugen werden, ihrerseits, nach dem, was nun von andrer Seite geschehen, nur auch noch eines Schrittes bereitwilligen Entgegenkommens, ja teilweise nur der Ausführung bereits gegebener Zusagen, um die Erreichung jenes allseitigen Wunsches herbeizuführen.

Ich darf schließlich Ihnen hierbei nicht vorenthalten, daß der gemäßigte Ton und die ruhige, versöhnliche Haltung, welche bei den jüngsten Verhandlungen in Stuttgart durchaus sich kundgegeben haben und auch in der Erklärung der dort versammelt gewesenen Bevollmächtigten zu erkennen sind, auf Meine besondere Veranlassung vorzugsweise den unablässig hierauf gerichteten Bemühungen Meiner Bevollmächtigten bei diesen Konferenzen, welche hauptsächlich von dem großherzoglich badischen Bevollmächtigten Minister von Rüdt hierin kräftig unterstützt wurden, zu verdanken ist, und Ich gebe Mich der Hoffnung hin, daß die Königlich preußische Regierung in dem Gelingen dieser Bestrebungen einen weiteren Beweggrund finden wird, zu der so sehr wünschenswerten allseitigen Verständigung in der vorliegenden, höchst wichtigen Angelegenheit nunmehr auch das ihrige beizutragen.

Hiernächst bitte Ich Gott, daß er Sie, werter Herr Ministerpräsident von Manteuffel, in seine heilige Obhut nehme.

Wilhelm.[1])

*

Friedrichshafen, den 29. August 1852.

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den Staatsrat von Klindworth, betreffend die handelspolitische Frage und dessen Abschiedsgesuch.

Mein lieber Staatsrat von Klindworth!

Ihr Brief vom 23. August, aus Berlin datiert, ist Mir durch den Ueberbringer gestern hier eingehändigt worden. Meine Meinung über die Unterhandlungen des neu zu schließenden Zollvereins steht fest; Meine Grundsätze, Meine Geschichte und die Verhältnisse Meines Landes machen sie Mir zu einer Notwendigkeit. Mein Zweck war stets, zu versöhnen, die sich grell widerstrebenden Interessen gegenseitig zu vermitteln, daher hätte Ich sehr gewünscht, daß die von Hannover angebotene Vermittlung angenommen worden wäre; sie ist im Interesse von Hannover, von den süddeutschen Staaten und von Preußen selbst, daher ihr Erfolg weit geringer zweifelhaft als der von Ihnen angezeigte Gang der preußischen Regierung. In diesen großen, so wichtigen Geschäften muß man sich hüten vor Leidenschaftlichkeit, vor Persönlichkeiten und vorgefaßten

[1]) Die Antwort des Ministers Manteuffel findet sich unten, 4. September 1852.

Meinungen; nur so kommt man zum erwünschten Zweck, ohne sich Leidenschaften auszusetzen oder hervorzurufen, welche stets zwischen Regierungen und Völkern eine lange Wirkung ausüben.

Bei Ihrer geschwächten Gesundheit genehmige Ich sehr gern, daß Sie einige Zeit auf Ihrem Gute ausruhen, um so mehr, da die Verhältnisse des Zollvereins sich nun erst weiter entwickeln müssen, ehe man fernere Maßregeln ergreift. Sollte etwas Unerwartetes vorfallen, so werde Ich Sie sogleich auf außerordentlichem Wege davon benachrichtigen, um Ihren weitern Rat, auf den Ich immer einen großen Wert lege, in dieser Angelegenheit zu hören.

Hiernächst bitte Ich Gott, daß er Sie in seine heilige Obhut nehme.

Wilhelm.

*

Berlin, den 4. September 1852.

Schreiben des preußischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel an den König Wilhelm I. von Württemberg, betreffend die handelspolitische Frage. Hinweis auf die Beachtung der Interessen der evangelischen Herrscher.

Eure Königliche Majestät haben durch Allerhöchst Ihr gnädiges Schreiben vom 16. v. M. [1]) mich von neuem zu untertänigstem Danke verpflichtet. Wenn ich erst heute Eurer Majestät diesen Dank auszusprechen wage, so wollen Allerhöchstdieselben diese Verzögerung mit dem lebhaften Wunsche entschuldigen, daß sich zuvor in den Händen Eurer Majestät ein tatsächlicher Beweis befände, wie die Regierung des Königs, meines allergnädigsten Herrn, in ihrem aufrichtigen Streben, den Zollverein zu erhalten, den Wünschen auch solcher Regierungen jede mögliche Berücksichtigung hat zuteil werden lassen, welche sich zu einem, mindestens nicht zu unsern Gunsten errichteten Bündnis geeinigt haben. Obschon ich nach dem, was vorhergegangen war, der Hoffnung Raum zu geben mich berechtigt glaubte, daß Eure Majestät nicht sowohl in einem solchen Bündnisse als vielmehr im gleichberechtigten Zusammenstehen mit Preußen die Interessen Allerhöchst Ihrer Untertanen gewahrt sehen würden, so bin ich doch weit entfernt, das Verdienst zu verkennen, welches Eure Majestät nach Allerhöchstdero Schreiben vom 16. v. M. Sich durch die Einwirkung Allerhöchst Ihrer Regierung auf die Stuttgarter Konferenz um die Möglichkeit einer Verständigung erworben haben. Daß diese Möglichkeit gern ergriffen, werden Eure Majestät aus der Erklärung der Königlichen Regierung vom 30. v. M.[2]) zu erkennen die Gnade haben. Die Königliche Regierung hat sich bei diesem wichtigen Schritte zur Herbeiführung einer allseitig wünschenswerten Verständigung nicht durch die gewichtigen Stimmen

---

[1]) cf. oben S. 133.

[2]) Preußen legte daselbst die Notwendigkeit dar, die Frage über den Umfang des künftigen Zollvereins bindend festzustellen, und es ward in Verbindung damit die Hoffnung ausgesprochen, daß in einer in der ersten Hälfte des Monats September anberaumten Sitzung die wegen einer gemeinschaftlichen Grundlage der Verhandlungen gewünschte Rückäußerung erfolgen werde.

derer beirren lassen, die, auf Tatsachen gestützt, behaupten zu dürfen glauben, daß die durch die Darmstädter Verträge verbündeten Regierungen nicht mehr selbständig genug seien, um ihrem eignen Ermessen Folge geben zu können, und daß daher der von unsrer Seite neuerlich getane Schritt lediglich eine peinliche Ungewißheit mit ihren Uebeln und Gefahren verlängern werde, ohne eine gegründete Hoffnung auf eine befriedigende Lösung derselben zu gewähren. Im Gegenteil hielt ich Preußen für verpflichtet, eine Frage, von der ich annahm, daß sie im Interesse andrer Staaten an uns gerichtet sei, rückhaltlos zu beantworten, um die Regierungen in den Stand zu setzen, tatsächlich darzutun, daß sie bei ihren Entschließungen von fremden Einflüssen unbeirrt lediglich jenes Interesse im Auge hatten und haben werden. Die Weisheit und Festigkeit Eurer Majestät wird diese Annahme nicht als eine irrige erscheinen lassen. Allerhöchstdieselben werden ermessen, daß Preußen, wie es durch die Erklärung vom 30. August auch von dem Scheine einer Verantwortlichkeit für eine Trennung des Zollvereins jedem unbefangenen Urteile gegenüber befreit wird, mit diesem Schritte zugleich den Verpflichtungen der Loyalität gegen seine bisherigen Zollverbündeten völlig Genüge geleistet hat. Der Erfolg dieses letzten Schrittes steht freilich nicht in unsrer Hand. Abgesehen von allen andern Gründen würde schon die Kürze der Zeit, die uns wegen der von Hannover notwendig zu treffenden Einrichtungen nur noch zu Gebote steht, weitere Verhandlungen über die zu erwartende Erklärung jener Regierungen unmöglich machen. Sie würden sich entweder nach der Eröffnung vom 30. v. M. mit Preußen einverstanden erklären, oder man wird einen Bruch eintreten sehen, den man dann noch beklagen, aber nicht mehr ändern kann. Welcher Fall indes auch eintreten möge, wir haben das Bewußtsein, daß weder der Mangel an Aufrichtigkeit und freundlichem Entgegenkommen unsrerseits, noch das Interesse der jenseitigen Staaten ein längeres Zögern ihrer Regierungen zu rechtfertigen vermag.

Hat somit die Situation an Klarheit und Bestimmtheit in einem Grade gewonnen, daß jede weitere Erörterung der zunächstliegenden Frage entbehrlich wird, so muß ich doch, der gnädigsten Nachsicht Eurer Majestät vertrauend, noch eines Gesichtspunktes Erwähnung tun, der mir die aufrichtige Bewunderung der Entwicklung der evangelischen Kirche in den Landen und unter den Auspizien Eurer Majestät besonders nahelegt und der von Allerhöchstihnen gewiß in seinem ganzen Umfange gewürdigt wird. Wenn ich nämlich auch nicht zu denen gehöre, die bereits in den jetzigen Differenzen die Vorboten eines ernsten und unheilvollen konfessionellen Kampfes sehen, so würde es doch den rastlos tätigen Gegnern der evangelischen Kirche gegenüber, welche in der mannigfachsten Weise sich zu einigen und zu stärken suchen, im höchsten Grade beklagenswert sein, wenn zwischen Ländern, in denen unsre evangelische Kirche eine segensreiche Entwicklung gefunden hat oder strebt, Samen der Zwietracht gesät und hierdurch die Kraft evangelischer Könige, die rechten Schirmherren ihrer Kirche zu sein, gelähmt und die Lösung mancher Frage gehindert werden sollte, welche in der Tat immer dringenderes Bedürfnis war.

Eure Majestät verzeihen diese in ehrfurchtsvollstem Vertrauen gemachte Andeutung und die untertänige Bitte, gegenwärtiges Schreiben nur als für Allerhöchstihre Person bestimmt, betrachten zu wollen. [1])

*

Stuttgart, den 6. September 1852.

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den Staatsrat von Klindworth, betreffend die handelspolitische Frage.

Mein lieber Staatsrat von Klindworth!

Ihre beiden Briefe vom 1. u. 2. September habe Ich richtig erhalten; Ich teile ganz Ihre Ansicht, daß die letzte preußische Antwort auf die Stuttgarter Erklärung sehr zuvorkommend und versöhnlicher Art ist; so wie Ich auf der Stuttgarter Konferenz darauf gewirkt habe, mögliche und versöhnliche Vorschläge durchzusetzen, so sehr wird es jetzt auch Mein Bemühen sein, diejenigen wenigen Punkte, welche noch Anstoß erregen könnten, aus dem Wege zu räumen. Eine sofortige Trennung von Meinen bisherigen Bundesgenossen würde Meinen ganzen Einfluß auf sie preisgeben; nur in dem Fall, daß sie gemäßigten, versöhnlichen Vorschlägen kein Gehör geben wollten, habe Ich das Recht, Meinen eignen Weg zu gehen, in dem entgegengesetzten Fall würde es nur die Folge haben, daß Preußen den bekannten Grundsatz: „divide et impera" benutzen würde. Wir müssen also vorderhand den weiteren Erfolg der Unterhandlungen abwarten.

Schließlich muß Ich Ihnen bemerken, daß, da Ich weder gegen eine Meiner Umgebungen noch gegen einen Meiner Räte Ihren Namen nenne, die von Ihnen daran geknüpften Bemerkungen von selbst fallen. [2])

Wilhelm.

*

Stuttgart, den 11. September 1852.

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den preußischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel, betreffend die handelspolitische und die kirchliche Frage, eine Vertrauenskundgebung für Manteuffel.

Werter Herr Ministerpräsident von Manteuffel!

Mit besonderer Zufriedenheit habe Ich die versöhnende und entgegenkommende Erklärung des preußischen Kabinetts vom 30. August entgegengenommen. Ihre

---

[1]) Die Rückäußerung des Königs von Württemberg findet sich unten, 11. September 1852.

[2]) Der Staatsrat von Klindworth hatte den König von Württemberg gebeten, ihn von jetzt ab, da er sich nicht weiter als den betrauten politischen Ratgeber desselben betrachten konnte, bei der Zollfrage ganz aus dem Spiele zu lassen, insbesondere aber seine Mitteilungen an den König den Ministern vorzuenthalten, damit selbige keinen Stoff zu neuen Anschwärzungen bei dem österreichischen Gesandten in Stuttgart und dem Wiener Kabinett herleiten könnten.

Erklärungen in dem Schreiben vom 4. d. M. erläutern diese Erklärung noch auf eine sehr ausführliche Art und verpflichten Mich dafür zu aufrichtigem Danke. Meine Ueberzeugung steht fest, daß die Verlängerung des Zollvereins mit Preußen und seinen Bundesgenossen ein für Deutschlands Ruhe und Wohlergehen in politischen und finanziellen Verhältnissen notwendiges Bedürfnis geworden ist. Dem Verlangen Meiner bisherigen Bundesgenossen gemäß habe Ich Mich entschlossen, in der Konferenz, welche am 14. d. M. in München gehalten werden soll, ihre letzte Entschließung wegen Fortsetzung des Zollvereins zu erwarten, ebenso wie die letzten Erklärungen des österreichischen Kabinetts. Noch gebe Ich Mich der Hoffnung hin, daß gemäßigte, den Bedürfnissen der Zeit angemessene Entscheidungen vorherrschend sein werden; sollte dies der Fall nicht sein, so kann Ich nicht länger einem Bunde angehören, der gegen die Interessen Meines Landes streitet. Sie werden mit mir die Ueberzeugung teilen, daß in den wirklich so verwickelten Verhältnissen Europas es höchst wünschenswert wäre, daß das österreichische Kabinett, mit dem preußischen in großen politischen Fragen schon vereinigt, es auch in diesen untergeordneten finanziellen sein würde. Die Ruhe und weitere Entwicklung der inneren Verhältnisse Deutschlands machen dieses Einverständnis ganz notwendig; eine weitere Störung dieser Verhältnisse würde in entscheidenden Krisen, die von einem Augenblick zum andern eintreten können, von den nachteiligsten Folgen sein. In diesem Sinne habe Ich Mich auch gegen das österreichische Kabinett fest und unumwunden erklärt.

Was die kirchliche Frage betrifft, die Sie in Ihrem Schreiben berühren, so habe auch Ich Meine ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gerichtet, und die verschiedenen Versuche der ultramontanen Kirche gegen unsre Glaubensgenossen sind Mir ganz bekannt. Bis jetzt habe Ich es versucht, in echt christlichem Sinne Mich über die kirchlichen Parteien und ihre Streitigkeiten frei zu erhalten; allein wenn die Verhältnisse sich in feindlichem Sinne weiter entwickeln sollten, so müssen andre, kräftige, den Umständen angemessene Mittel ergriffen werden, in der Hoffnung, daß die protestantische Kirche stets fest ihre Rechte, aber auch in echt christlichem Sinne verteidigen werde.

Schließlich erlaube Ich Mir noch einen Wunsch auszudrücken. Im wahren Interesse Ihres Herrn, des Königs von Preußen Majestät, freue Ich Mich in der Aufrichtigkeit der guten Sache des ganzen Vertrauens, welches Ihr Königlicher Herr Ihnen angedeihen läßt; eine jede Störung, ein jeder fremde Einfluß würde für den Augenblick unberechenbare Folgen haben, indem er Erinnerungen wieder aufweckte, welche zu sehr schon Mißtrauen erweckt hatten. Aus der Aufrichtigkeit dieser Erklärung werden Sie die Gesinnungen entnehmen, mit welchen Ich bin

Ihr

ergebener

Wilhelm.[1])

*

[1]) Die Antwort des Ministers Manteuffel findet sich unter 17. September 1852.

Stuttgart, den 12. September 1852.

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den Staatsrat von Klindworth, betreffend ein königliches Antwortschreiben an den Minister Manteuffel, die handelspolitische Frage, eine Allianz Württembergs und Preußens zur Abänderung der Verfassung des deutschen Bundes und beider Länder, die Wiederanstellung des Herrn von Radowitz.

Mein lieber Staatsrat von Klindworth!

Ich habe Ihre Berichte vom 7. d. M. nebst den Beilagen alle richtig erhalten. Hier beiliegend finden Sie Meine Antwort an den Ministerpräsidenten von Manteuffel, [1]) welche Sie auf ebendem sicheren Wege demselben zukommen lassen werden, wie Ich sein Schreiben erhalten habe.

Am 14. September sollen die Verbündeten von Darmstadt in München zusammenkommen, um ihre Entschließung zu fassen auf die letzte preußische Erklärung. Da Sachsen und Baden sich schon sehr versöhnend erklärt haben, so gebe Ich Mich der Hoffnung hin, daß wir Bayern ebenso in unserm Sinne stimmen können; sollte dieses der Fall aber nicht sein und der österreichische Einfluß überwiegend bleiben, so bleibt Mir nichts übrig, als Mich von diesem Bunde zu trennen, dessen weitere Absichten gegen das Interesse Meines Landes streiten. In diesem Sinne habe Ich Mich auch gegen den Minister von Manteuffel erklärt.

Was Ihre Frage betrifft, ob ich den Gedanken einer speziellen Allianz mit Preußen aufgegeben habe, um die Verfassung des Bundes und die Landesverfassung im nämlichen Sinne zu ändern, so kann Ich darauf in diesem Augenblicke keine bestimmte Antwort geben; alles hängt von der Handlungsweise Preußens ab, wie es seine Verfassungsfrage im künftigen Monat November behandeln wird. Die Art der Ausführung dieser großen Frage, seine Tendenz und die Mittel, die es dazu anwendet, um seinen Zweck zu erfüllen, können allein bestimmen, wie groß und wie dauerhaft das Vertrauen sein wird, welches man auf dieses Kabinett stützen darf. Ich berge Ihnen nicht, daß die Ernennung von Radowitz [2]) in diesem Augenblick in allen Kreisen der Gesellschaft den nachteiligsten Einfluß ausübt, man ist also gezwungen, abzuwarten, ob und welchen Einfluß diese wohlbekannte Person in den Geschäften ausüben wird; in jedem Falle ist eine solche Maßregel, in diesem Augenblick genommen, ein Beweis von wenig Voraussetzungsgabe und Mangel an festen und klaren Grundsätzen in Ausübung der Regierungsgewalt.

Hiernächst bitte Ich Gott, daß er Sie in seine heilige Obhut nehme.

Wilhelm.

*

[1]) cf. S. 137.

[2]) Derselbe war an die Spitze der Militärbildungsanstalten gestellt worden. Die Berufung war hinter dem Rücken des Ministers erfolgt. Allgemein befürchtete man, es würde Radowitz von dieser Stellung aus gelingen, den alten Einfluß auf den König zurückzuerobern — was durchaus nicht der Fall war.

Berlin, den 17. September 1852.

Schreiben des preußischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel an den König von Württemberg, betreffend die handelspolitische und die kirchliche Frage und seine (Manteuffels) Stellung.

Eurer Königlichen Majestät gnädigstes Schreiben vom 11. d. M.[1]) verpflichtet mich zu neuem ehrfurchtsvollem Danke für das mir fortgesetzt gewährte huldreiche Vertrauen. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Verlängerung der Zollvereinsverträge für Deutschlands Ruhe und politische wie finanzielle Wohlfahrt ein unabweisliches Bedürfnis geworden ist, geben Eure Königliche Majestät die Zusicherung, daß, wenn jetzt in den Münchner Konferenzen keine der Zeit angemessene Entscheidung gefaßt wird, Allerhöchstdieselben nicht länger einem Bunde angehören wollen, welcher gegen Württembergs Interessen streitet. Ich vermag nicht, das Ergebnis der Münchner Konferenz von hier aus im voraus zu erkennen, dagegen darf ich mit Bestimmtheit aussprechen, daß, sobald Eurer Majestät hiesiger Zollvereinsbevollmächtigter nach der von Allerhöchstderselben angedeuteten Intention zu einer auf die diesseitigen Ansichten eingehenden Erklärung ermächtigt sein wird, die Verhandlungen mit ihm auf das bereitwilligste aufgenommen werden sollen.

Mit Eurer Königlichen Majestät teilt mein Allergnädigster Herr die Ueberzeugung von der überaus hohen Wichtigkeit der Einigkeit zwischen Preußen und Oesterreich nicht nur über politische, sondern auch über finanzielle Fragen. Diese Einigkeit mit Oesterreich unter Wahrung der Selbständigkeit aller deutschen Staaten in möglichst umfassender Weise zu verwirklichen, wird Preußen stets aufrichtig und ernstlich erstreben.

Je wichtiger die kirchlichen Fragen von Tag zu Tag werden, desto lebhafter wird der König, mein Herr, die volle Uebereinstimmung Eurer Königlichen Majestät Ansichten mit den Seinigen freudig erkennen und mit Allerhöchstihnen in christlichem Sinne gern und bei jedem Anlasse vereint handeln.

Die gnädigen Aeußerungen in dem Königlichen Schreiben vom 11. d. M. über meine zeitige Stellung an der Spitze der Geschäfte gewähren mir eine schmeichelhafte Ermutigung, in dieser Stellung namentlich auch eifrig dahin zu wirken, daß die diesseitigen Beziehungen mit Eurer Königlichen Majestät Hofe und Regierung bald ganz den Charakter enger und vertrauter Freundschaft annehmen, welche die politischen, religiösen und finanziellen Verhältnisse beider Staaten in ihrem eignen Interesse wie im Interesse von ganz Deutschland erheischen.

In tiefster Ehrfurcht ersterbe ich

Eurer Königlichen Majestät

von Manteuffel.

*

[1]) cf. S. 137.

Stuttgart, den 27. September 1852.

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den Staatsrat von Klindworth, betreffend die Stellung des letzteren, die handelspolitische Frage, Herrn von Radowitz.

Mein lieber Staatsrat von Klindworth!

Ueberhäufte Geschäfte haben Mich verhindert, Ihr Schreiben vom 20. September früher zu beantworten. Bei den wirklichen Umständen glaube Ich, daß es am besten ist, unsre gegenseitigen Verhältnisse vorderhand auf dem bisherigen Fuß zu belassen. Sie werden Ihre geschwächte Gesundheit durch den Aufenthalt auf dem Lande wieder stärken können, um bei wieder eintretender Gelegenheit mit neuer Anstrengung sich den Geschäften zu widmen.

Die Verhältnisse haben sich seit Meinem letzten Schreiben an Sie wenig geändert. Es ist zwar Meinem Bevollmächtigten in Vereinigung mit dem königlich sächsischen und großherzoglich badischen gelungen, eine sehr aussöhnende, zuvorkommende Erklärung an das preußische Kabinett gelangen zu lassen; auch haben wir sichere Nachrichten, daß Hannover schwerlich in Vereinigung mit Preußen bleiben wird, wenn letzteres die Unterhandlungen mit uns abbrechen sollte, allein die schiefe Stellung, die einmal das preußische Kabinett eingenommen hat, der wankende Einfluß Manteuffels und die wieder neubelebte Frechheit von Radowitz läßt alles befürchten. Wir sind also gezwungen, unsre Maßregeln auf alle Fälle zu nehmen, da wir unter den wirklichen politischen Verhältnissen uns in keinem Fall von Oesterreich mit dem eng verbundenen Rußland trennen können. In der letzten Schrift von Radowitz, „Gesammelte Schriften", 2. Band pag. 200, sind die frechsten und unverschämtesten Ausfälle auf Mich und Meine Regierung enthalten. Ich sehe Mich veranlaßt, Sie zu beauftragen, darauf in dem nämlichen Ton zu antworten. Ich werde Ihnen die näheren Data dazu schicken und erwarte dann von Ihnen den Aufsatz, um ihn in öffentlichen Blättern zu verbreiten. Wilhelm.

*

Stuttgart,[1]

Handbillett des Königs Wilhelm I. von Württemberg an den Staatsrat von Klindworth, betreffend den Besuch Beusts in München, die Darmstädter Koalition und den Gesandten von Bockelberg.

Ich begreife nicht, warum Sie Meinen letzten Brief nicht sogleich mitgeteilt haben; er war darauf berechnet, den Minister[2]) in Kenntnis zu setzen, was in München vorgefallen war. Ich kann hier nur wiederholen, was Ich Ihnen schon einmal mitgeteilt habe, daß Graf Beust nach München gekommen ist, um das Darmstädter Bündnis wieder aufleben zu machen.

---

1) Das Datum des Briefes steht nicht fest; vielleicht 14. Dezember 1852.

2) scil. Manteuffel.

Dieser Vorschlag war schon vor einigen Monaten schriftlich gemacht worden, allein schon damals abgeschlagen hat er sich die Wiederholung in München selbst geholt. Bayern und Württemberg haben ihm bestimmt erklärt, daß in diesem Augenblick von diesem Bunde keine Rede sein könne, wenn die Unabhängigkeit und Selbständigkeit nicht gefährdet werden und dann auch nur für einen bestimmten Zweck. Bei dieser Gelegenheit muß Ich bemerken, daß der preußische Gesandte in München[1]) sehr wenige Freunde hat, nicht gut unterrichtet ist und daher durch Uebertreibungen seiner Berichte sich wichtig zu machen scheint.

*

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß aus der ganzen Korrespondenz des Königs Wilhelm I. von Württemberg ein Geist weiser Mäßigung, hoher politischer Einsicht und wahrer nationaler Gesinnung zutage tritt.

Bekanntlich gebührt dem Minister Freiherrn von Manteuffel das große Verdienst, den deutschen Zollverein auf der Basis, die Preußen ihm geben wollte, als es mit Oesterreich und den Zollvereinsregierungen über jene Reform in Verhandlungen eingetreten war, glücklich umgestaltet zu haben.

Ueber den Wärmehaushalt des Menschen[2])

Von

L. Krehl

In den Tropen bedroht den Europäer eine Reihe besonderer Infektionskrankheiten, die hierzulande glücklicherweise fehlen. Ueber diese Krankheitszustände hat ein Arzt, der sie aus eigner Erfahrung kennt, früher zu Ihnen gesprochen. Sie bedrohen den Bewohner der Tropen im Gegensatz zu den Verhältnissen in unsern Breiten, weil die kleinsten Lebewesen, die sie erregen, in dem wärmeren Klima weit besser gedeihen als im kühleren. Der in die Tropen einwandernde Europäer fällt diesen Infektionskrankheiten auch leichter zum Opfer als der Eingeborene, weil er gleichzeitig den außerordentlich starken Einfluß gänzlich veränderter klimatischer Bedingungen zu ertragen, sich ihm anzupassen hat.

Für die Entstehung einer Infektionskrankheit beim Menschen müssen zwei Reihen von Bedingungen erfüllt sein: einmal die Anwesenheit der Erreger dieser Infektionskrankheit und ihr Eindringen in den Körper des Menschen. Also an asiatischer Cholera kann augenblicklich niemand bei uns erkranken, weil der kleine Pilz, den wir als Erreger der Cholera angesehen haben, nur in den Tropen zu Hause ist und jetzt nicht bei uns lebt.

Dann gehört zum Erkranken aber auch eine geeignete Disposition des

---

[1]) von Bockelberg.

[2]) Vortrag, gehalten im Württembergischen Landesverein für Krankenpflege in den Kolonien.

Menschen. Wir wissen, daß die rätselvolle Eigenschaft der Disposition durch die allerverschiedenartigsten Momente gehemmt, befördert, beeinflußt wird.

Unter diesen Momenten spielen die gesamten äußeren Lebensverhältnisse sowie klimatische Wirkungen eine sehr hervorragende Rolle.

Die Lebensvorgänge des Menschen laufen nur dann ungehindert ab, wenn die Eigenwärme oder, wie wir gewöhnlich sagen, die Temperatur seines Körpers sich innerhalb gewisser sehr enger Grenzen und zwar etwa bei 37 Grad des hundertteiligen Celsiusthermometers hält. Die chemischen und physikalischen Prozesse in den Zellen, die wir als Lebensvorgänge bezeichnen, bedürfen eben zu einem regelrechten Ablauf dieser ganz bestimmten Temperatur. Diese Eigenwärme sucht deswegen der Organismus durch äußerst sorgfältig arbeitende Regulationsvorrichtungen, auf die wir nachher genauer eingehen müssen, festzuhalten gegenüber den mannigfachsten äußeren Einflüssen. Der Eskimo am Polarmeer, der Europäer der gemäßigten Zone und der Neger des tropischen Afrika, sie alle haben die gleiche Eigenwärme von 37 Grad Celsius. Wenn wir bedenken, daß das erreicht wird trotz einer Kälte von 40 Grad, die im Norden, trotz einer Wärme von über 40 Grad, die im Süden herrschen kann, also bei Temperaturunterschieden von über 80 Grad, so werden wir daraus ermessen, welch überaus sorgfältig arbeitende Regulierungsvorrichtungen wir in uns tragen.

Mit diesen Vorrichtungen steht der Mensch in der Reihe der lebenden Wesen nicht allein; sondern die Fähigkeit, eine bestimmte Eigenwärme unabhängig von den Verhältnissen der Umgebung festzuhalten, teilt er mit einer großen Anzahl von Tieren. Man bezeichnet alle Organismen, die sich so verhalten, als Warmblüter oder als Gleichwarme. Dazu gehören die Säugetiere und die Vögel. Durch die genannte Eigenschaft unterscheiden sich diese Tierarten von allen andern Angehörigen des Tier- und des gesamten Pflanzenreichs.

Die andern Tiere und die Pflanzen können auch warm sein, sie sind es sogar immer, wenn die Umgebung warm ist, und werden dann zuweilen viel wärmer als der Mensch und die „warmblütigen" Tiere. Zum Beispiel eine Wüsteneidechse, die auf einem heißen Steine in der Sonne liegt, kann so hohe Eigentemperaturen erreichen, wie sie nie beim Warmblüter vorkommen.

Aber die wechselwarmen Tiere werden nur dann warm, wenn die Umgebung warm ist. Also, wenn wir beim Beispiel der Wüsteneidechse bleiben: sie ist warm am heißen Tage, kalt dagegen in der kühlen Wüstennacht. Das ist der springende Punkt: die sogenannten kaltblütigen oder wechselwarmen Tiere sind mit ihrer Eigenwärme ein Spielball der Umgebung, während die Gleichwarmen unabhängig von der Umgebung ihre Eigenwärme aufrechterhalten.

Alle niederen Tiere sind Kalt-, alle höheren Tiere Warmblüter.

Wenn wir uns die Tierreihe bei dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft als das Ergebnis einer unendlichen Reihe von Entwicklungsstufen und Entwicklungsformen vorstellen, so wird man fragen: Gibt es denn etwa Uebergänge zwischen Warm- und Kaltblütern in der Tierreihe? Die Antwort ist: Wir kennen keine.

Soviel ich unterrichtet bin, lassen die Zoologen die Vögel aus reptilienähnlichen Tieren hervorgehen. Für die Eigenwärme kennen wir aber keinerlei Uebergangsstufen, vielmehr auf der einen Seite nur Tiere, die ganz zu den wechselwarmen, auf der andern Seite nur solche, die ganz zu den gleichwarmen gehören. Jede Andeutung eines Uebergangs fehlt. Die Wissenschaft der Entwicklungsphysiologie hat also die Frage, auf welchem Wege und aus welchem Grunde die Warmblütigkeit entstanden ist, noch vollständig zu lösen.

Erwartungsvoll hatte man auch hier seine Augen nach Australien gerichtet, dem alten Wunderlande des Zoologen, das durch seine isolierte Lage noch am längsten Vertreter von Tierstämmen enthielt, die andernorts bereits ausgestorben waren. Leben doch dort die beiden merkwürdigen eierlegenden Säugetiere, der Ameisenigel (Echidna) und das Schnabeltier (Ornithorhynchus), die, abgesehen von ihrer Eigenschaft, Eier zu legen, auch sonst noch in den Verhältnissen ihrer Organe mancherlei Beziehungen zu den Vögeln und Reptilien haben. Der Ameisenigel ist genauer untersucht; seine Wärmeverhältnisse sind im wesentlichen die gleichen wie bei den übrigen Säugetieren.

Welche Bedeutung hat nun dieser Unterschied zwischen den beiden Arten von Tieren oder — um die uns vor allem interessierende Frage zu stellen — welche Bedeutung hat die Warmblütigkeit des Menschen?

Wie schon erwähnt wurde, brauchen die chemischen und physikalischen Vorgänge in den Zellen, die das Leben darstellen, für ihren regelmäßigen Ablauf eine bestimmte Temperatur. Jene Vorgänge in den Zellen aber bestehen zum größten Teil in Zersetzung und Wiederaufbau. Die eiweißartige Substanz der Zellen zersetzt sich mit Hilfe des Sauerstoffs, den wir durch die Lungen aus der Luft aufnehmen. Durch die Lebensvorgänge entstehen in den Zellen Stoffe, die der Organismus nicht weiter verwenden kann und die er mittels Lungen und Nieren ausscheidet. Aus der aufgenommenen Nahrung werden dann die Stoffe der Zelle von neuem aufgebaut.

Es sind diese Vorgänge von jeher mit denen der Verbrennung verglichen worden. Wenn ein Stück Holz verbrennt, so verbindet sich seine Substanz mit einem Gas der Luft, dem Sauerstoff. Dadurch entstehen bekanntlich wiederum zwei gasförmige Körper, die in die Luft entweichen (Kohlensäure und Wasserdampf), während andre Bestandteile, als Asche, zurückbleiben. Aehnlich sind die in den tierischen Zellen vor sich gehenden Prozesse.

Alle diese Vorgänge sind nun nur bei bestimmten Temperaturen möglich. Der Chemiker, der ähnliche Prozesse künstlich hervorrufen will, muß deshalb seine Substanzen erwärmen, und zwar auf viel höhere Temperaturen erwärmen, als sie der lebende Organismus je darbieten kann. Die lebenden Zellen haben die Fähigkeit, sich schon bei wesentlich tieferen Temperaturen zu zersetzen, als sie der Chemiker verwenden muß. Aber 35 bis 40 Grad sind doch immerhin notwendig. Und das ist gerade die Eigenwärme der Warmblüter! *Diese hat also die Aufgabe, den Organismus jederzeit lebens- und leistungsfähig zu erhalten.*

Es klingt wahrscheinlich eigentümlich, wenn man das so ausdrückt, weil wir uns das von uns und den mit uns lebenden warmblütigen Tieren gar nicht anders vorstellen können. Tatsächlich aber verfügen wir über uns nur deswegen jederzeit, weil die Einrichtungen unsers Körpers seine Eigenwärme immer so halten, daß die Eiweißsubstanzen unsrer Zellen sich zersetzen können, wenn sie dazu angeregt werden. Diese Zersetzung aber bedeutet eben Leben!

Wie anders ist das bei den Pflanzen, wie anders bei den Kaltblütern! Reden wir doch vom Winterschlafe der Natur! Aber auch für ganz kurze Zeiten läßt sich das verschiedene Verhalten des Kaltblüters, je nachdem er erwärmt oder nicht erwärmt wird, nachweisen. Wer von uns hätte nicht schon in der Tierbude die in der Natur so gefährliche Riesenschlange harmlos auf den Schultern von Männern gesehen! Man kann sie ruhig anfassen; sie ist deswegen so harmlos, weil bei den in unsern Gegenden herrschenden niedrigen Temperaturen die Zellen der Schlange nur ganz langsam funktionieren. Wie anders, wenn das Tier erwärmt wird! Wie furchtbar ist es dann!

Ganz ähnlich ist es mit Krokodilen und Alligatoren. Auch sie lassen sich bei unsern Temperaturen leicht behandeln, während sie enorm gefährlich werden, sobald sie sich in höherer Temperatur selbst erwärmen. In den zoologischen Gärten leben die größeren Schlangen und Krokodile natürlich in geheizten Käfigen. Die Wärter haben dann die strengste Vorschrift, an den Tieren nie etwas vorzunehmen, ohne die Heizung abzustellen, und durch Vernachlässigung dieses Gebots sind schon die schwersten Verletzungen eingetreten.

Aehnliche Verhältnisse sehen wir beim Winterschlaf einzelner Warmblüter. Manche Warmblüter, z. B. unser gewöhnlicher Igel, haben die Fähigkeit, unter der Einwirkung niedriger Außentemperaturen für Zeiten gewissermaßen kaltblütig zu werden. Ihre Eigenwärme sinkt dann annähernd auf die der Umgebung, sie fangen an einzuschlafen und sind genau so funktionsunfähig wie kalte Kaltblüter. So verbringen sie den Winter, ohne für sich sorgen zu müssen. Trotzdem kann man diesen Zustand nicht als einen solchen des wirklichen Uebergangs zwischen Kalt- und Warmblütern ansehen, denn wenn die Winterschläfer aufgewacht sind, so haben sie alle Eigenschaften des Warmblüters voll ausgebildet.

Wir sehen also: alle wechselwarmen Tiere sind in ihrer Lebens- und Leistungsfähigkeit gewissermaßen dem Zufall, jedenfalls der äußeren Hilfe der Natur preisgegeben. Die Warmblüter dagegen und mit ihnen der Mensch bereiten sich die für die Funktion ihrer Zellen notwendige Temperatur selbst; dadurch sind sie jederzeit im Zustande der höchsten Leistungsfähigkeit. Also unsre eigne Temperatur ist es, in der wir leben.

Wie ist das nun möglich, daß wir selbst uns Wärme schaffen? Das geschieht mit Hilfe der Nahrungsmittel. Wir nehmen Nahrung auf, damit Kraft in uns erzeugt wird, und den größten Teil dieser Kraft brauchen wir zur Bildung unsrer Eigenwärme.

Wir wissen durch zwei große Naturforscher, durch unsern Landsmann Robert Mayer und durch Helmholtz, daß die Natur beherrscht wird von dem Gesetz der

Erhaltung der Kraft oder der Energie. Nach diesem Gesetz ist das, was der Physiker Kraft (Energie) nennt, unerzeugbar und unzerstörbar. Die einzige Wandlung, die hier möglich ist, besteht darin, daß eine Art von Kraft im Leben der Natur in eine andre Form übergeführt wird.

Wärme ist Kraft; sie beruht nach den gegenwärtigen Vorstellungen der Physik auf der Bewegung kleinster Teilchen und entsteht in unserm Körper lediglich durch chemische Vorgänge, nämlich die Zersetzung der Nahrungsmittel.

Während die Wärme des wechselwarmen Tiers direkt von der Sonne stammt, rührt die unsre indirekt von der Sonne her. Aber auch wir beziehen unsre Kraft in letzter Linie von der Sonne. Mit Hilfe der Energie der Sonnenstrahlen vermögen nämlich die Pflanzen aus einfachen Stoffen, aus Kohlensäure und Sauerstoff der Luft sowie aus Salzen des Erdbodens komplizierte chemische Körper, z. B. Eiweiß, Zucker und Fette, herzustellen — das sind unsre Nahrungsmittel. Dabei wird Kraft latent, sozusagen aufgespeichert. Sie kann wieder aktiv werden durch die Zersetzung ebendieser Substanzen, bei deren Bereitung die aus den Sonnenstrahlen stammende Kraft gewissermaßen auf Vorrat gelegt wurde.

Wir nehmen in unsern Nahrungsmitteln also Stoffe mit latenter Energie, d. h. Kraftträger, auf. Diese werden von unsern Körperzellen zersetzt. Dabei wird ihre latente Energie frei, und diese verwenden wir zum Teil zu unsrer Arbeit, z. B. für unsre Muskelbewegungen, vor allem aber zur Erzeugung von Wärme. Und eben durch diese Wärme erhalten wir unsre eigne Körpertemperatur. Jetzt gewinnt diese auch für die Hausfrau Interesse: müssen wir ja doch das für unser Leben Notwendigste, die Wärme, aus der Küche beziehen! In der Tat haben auch unsre Wärmeverhältnisse die interessantesten Beziehungen zur ganzen Frage der Ernährung. Ehe wir darauf eingehen, ist aber vorher noch ein andrer Punkt zu erörtern.

Die Temperatur des menschlichen Körpers ist ebenso wie von der Wärme, die in ihm gebildet wird, auch von der Wärme abhängig, die er auf seiner Haut abgibt. Um die Wärmeabgabe des Körpers verschieden zu gestalten, tragen wir ja in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Kleidung.

Nahrung und Kleider bekommen so eine gemeinsame Aufgabe, die Aufgabe, für die richtige Temperatur unsers Organismus zu sorgen. Die Kleidung hat also gewissermaßen die Ernährung zu unterstützen, sie hat unter anderm die Aufgabe, Nahrungsmittel zu sparen.

Dadurch, daß wir unsre Körperoberfläche genügend mit Stoffen umhüllen, welche die Wärme schlecht durchlassen, erreichen wir tatsächlich, daß schon eine erheblich geringere Menge von Nahrung zur Erhaltung unsrer Eigenwärme ausreicht, als sie sonst nötig wäre.

Unter diesen Umständen sollte man meinen, daß der Unterschied der Jahreszeiten und ganz besonders des Klimas große Verschiedenheiten der Ernährung zur Folge habe. Indessen eingehende und sichere Erfahrungen liegen über diesen Punkt für den Menschen noch nicht vor.

Sichere Kenntnisse haben wir nur für die warmblütigen Tiere. Bei ihnen

ist die Menge der zersetzten Substanz und damit auch die Menge der notwendigen Nahrungsmittel ganz direkt abhängig von der Höhe der Außentemperatur: sie zersetzen in der Kälte mehr als in der Wärme.

Dabei tritt die merkwürdige Tatsache hervor: die Wirkung der Außentemperatur steht in naher Beziehung zur Größe der Körperoberfläche. Da der größte Teil der Wärme, die wir überhaupt verlieren, durch Leitung und Strahlung auf unsre Körperoberfläche abgegeben wird, so muß die Abgabe um so größer sein, je größer die Körperoberfläche ist. Das lehren schon die einfachen Beobachtungen an unserm Hausfreund, dem Hund. Friert er, so rollt er sich ganz zusammen — mancher von uns tut das im kalten Bette auch —, bei großer Sommerhitze dagegen breitet er sich möglichst aus, legt sich platt auf den Leib und streckt alle Glieder von sich. Die relative Größe der Körperoberfläche ist nun abhängig von der Größe des Tieres: relativ, d. h. im Vergleich zur Gewichtseinheit, hat der Elefant zum Beispiel eine viel kleinere Oberfläche als die Maus. Deswegen ist bei dieser die Wärmeabgabe relativ viel größer als bei einem Elefanten, und eben darum ist die Nahrungsaufnahme der Maus auf die Gewichtseinheit, z. B. das Kilo Körpersubstanz berechnet, außerordentlich viel reichlicher als beim Elefanten. Das kann jeder leicht konstatieren, der sich etwa einen Vogel hält. Er braucht nur den Vogel und dann das Futter, das dieser täglich frißt, zu wägen. Dann wird berechnet, wieviel Futter auf das Kilo Körpergewicht kommt, und endlich das Ergebnis mit dem verglichen, wie es bei einem größeren Tiere wäre: es kommt ein großer Unterschied heraus.

So brauchen auch Kinder relativ mehr Nahrung als Erwachsene. Das hängt ja zum Teil mit dem Wachstum, zum Teil aber auch mit ihrer größeren Körperoberfläche zusammen. Die genaueren Kenntnisse über die Beziehungen zwischen Nahrungsaufnahme und Körperoberfläche verdanken wir den Untersuchungen des ausgezeichneten Berliner Hygienikers M. Rubner.

Von jeher nun hat die Frage ein besonderes Interesse erregt, ob und wie weit auch der Mensch in Art und Menge seiner Speisen von der Umgebungstemperatur abhängig ist. Wir alle haben da wohl ganz bestimmte Eindrücke. Bei großer Hitze haben wir weniger Appetit und essen weniger, speziell ist uns Fleisch dabei unangenehm. Da die Stoffe des Fleisches schnell nach ihrer Aufnahme zersetzt werden, so erhitzen sie unsern Körper am meisten. Deshalb wäre es verständlich, daß wir in der Sommerhitze das Fleisch meiden.

Anderseits wird im Norden viel Fleisch und viel Fett gegessen. Da das Fett am meisten Wärme erzeugen kann, wenn es zersetzt wird, so hat man das von jeher mit den hohen Anforderungen des nordischen Klimas an unsre Wärmebildung in Verbindung gebracht.

Dagegen essen die Südländer namentlich wasser- und zuckerhaltige Früchte. Der Zucker wird langsamer zersetzt als das Eiweiß der Nahrung und bildet im Vergleich zum Fett wenig Wärme. Das könnte man mit der hohen Temperatur des südlichen Klimas in Zusammenhang bringen.

So einleuchtend das erscheint, so ist es doch fraglich, ob die Gründe für die verschiedene Art der Ernährung auch beim Menschen wirklich von der verschiedenen Außentemperatur abhängen.

Beim Menschen bestehen nämlich besondere Verhältnisse durch die Kleidung.

Wie wir schon wiederholt hervorhoben, wird durch die Kleidung die Temperatur unsrer Haut immer ungefähr auf der gleichen Höhe gehalten, unabhängig von der Außentemperatur. Was also das Tier durch verschiedenes Maß der Nahrungszufuhr erreicht, leistet der Mensch zum großen Teil durch den Wechsel der Kleidung. Auch beim Tier gibt es hierfür eine Analogie insofern, als Haar- und Federkleid im Sommer und Winter verschieden sind: die Damen würden danken, wenn sie die Pelze aus Sommerbälgen tragen sollten. Aber beim Menschen spielt die Regulierung des Wärmehaushalts durch den Wechsel der Kleidung doch eine viel größere, ja die entscheidende Rolle gegenüber seiner Beeinflussung durch Variationen der Ernährung. Tatsächlich haben auch eingehende Messungen und Beobachtungen wenigstens bei den Europäern nicht dazu geführt, daß in Bezug auf die Menge und Art der genossenen Nahrung ein Unterschied zwischen Tropen und Polargegenden mit Sicherheit angenommen werden könnte. Die Rationen der holländischen Soldaten in Holländisch-Indien sind, wie mir mein Kollege Professor Forster mitteilt, im wesentlichen die gleichen wie im Mutterlande, und bei den neueren Polarexpeditionen hat sich für den Norden kein Mehr an aufgenommener Nahrung ergeben.

Die Verschiedenheiten in der natürlichen Ernährung bei Tropen- und Polarbewohnern dürfte vor allem durch die Verhältnisse der Natur gegeben sein: im warmen Klima wachsen eben die zucker- und mehlreichen Früchte den Einwohnern reichlich zu, während im Norden die Vegetation spärlich ist und die Menschen deswegen viel mehr auf tierische Nahrung angewiesen sind. Doch ist die Frage noch nicht endgültig erledigt; es mag ja immerhin sein, daß gewisse direkte Einflüsse des Klimas auf die Nahrung in Betracht kommen.

Für den Wärmehaushalt des Menschen spielt nach dem, was wir schon erörterten, die willkürliche Veränderung der Wärmeabgabe eine große Rolle. Von dem Wärmeschutz durch dicke Kleider sprachen wir bereits.

Bei hoher Außentemperatur befördern wir die Wärmeabgabe durch die Wahl dünner Kleider, und gegen die Wirkung der Sonnenstrahlen schützen wir uns mit hellen Stoffen; sie werfen einen großen Teil der Strahlen zurück und lassen ihn also nicht in den Körper eindringen. Wir nehmen somit willkürlich einen Farbenwechsel vor, wie ihn die früher erwähnten Kaltblüter schon von Natur besitzen.

Je mehr sich die Temperatur der Luft derjenigen unsrer Haut nähert, um so schwieriger gestaltet sich der Wärmehaushalt, weil dann die Ableitung und Ausstrahlung der Wärme auf unsrer Körperoberfläche erschwert oder unmöglich werden. In diesem Falle greifen wir zu verschiedenen Hilfsmitteln: wir bewegen uns möglichst wenig und essen wenig. Dafür trinken wir aber um so reichlicher Flüssigkeit, die dann auf der Haut verdunstet wird und dadurch den Organismus

stark abkühlt. Jeder von uns kennt die wohltätige Wirkung solcher Schweißverdunstung. In den Tropen erreicht sie außerordentliche Grade. Reisende erzählen, daß sie bis zwölf Liter Wasser am Tage getrunken und auf ihrer Haut wieder verdunstet haben, um die äußere Hitze aushalten zu können.

Soll diese Transpiration aber dem Körper nützen, so muß die Luft relativ trocken und fähig sein, Wasser aufzunehmen.

Das ist der Grund, warum hohe Außentemperaturen ganz verschieden auf uns wirken, je nachdem die Luft trocken oder feucht ist. Bei trockener Luft werden sie gut, bei feuchter dagegen schwer vertragen. Die Reisenden berichten von den angenehmen Wirkungen der Wüstenluft, selbst bei hoher Temperatur. Das kommt von ihrer großen Trockenheit her. Selbst in einen heißen Backofen kann man ohne Gefahr hineinkriechen. Verwenden wir doch auch in der Krankenbehandlung jetzt Heißluftbäder von beträchtlicher Wärme!

Wie lästig wirkt dagegen heiße feuchte Luft schon in unserm Klima. Nun gar erst in den Tropen!

Dieses sogenannte schwüle Wetter ist nun aber nicht nur unangenehm, sondern unter Umständen geradezu gefährlich! Wird nämlich die Möglichkeit der Wärmeabgabe zu stark beschränkt, so kann der Körper übererwärmt werden, namentlich wenn dabei gleichzeitig noch viel Wärme innerhalb des Körpers entwickelt wird, wie bei starken Muskelbewegungen.

Dann droht die Gefahr des Hitzschlags, den die Militärs am besten kennen. Er entsteht leicht an schwülen Tagen mit bedecktem Himmel, wenn die Luft reich an Wasserdampf ist, und auf Märschen, bei denen in enger Kolonne marschiert wird. Die neuen Marschvorschriften nehmen darauf auch Rücksicht: die Soldaten sollen an solchen Tagen weit auseinander gehen, damit der einzelne möglichst viel frische Luft hat, und es soll reichlich Wasser genossen werden, damit die Schweißbildung unterstützt und die Hautoberfläche abgekühlt wird. Trotz alledem lassen sich Hitzschläge nicht völlig vermeiden. Die Kranken fallen um, werden bewußtlos und ringen nach Atem. Glücklicherweise geht der Zustand in der Mehrzahl der Fälle vorbei; aber zuweilen tritt doch der Tod ein. Die Ursache des Erkrankens liegt tatsächlich in der Uebererwärmung des Körpers: seine Temperatur steigt von 37 bis 43 Grad oder noch höher.

Gewöhnlich nennt man diesen „Hitzschlag“ „Sonnenstich“ und stellt sich vor, daß die direkte Sonnenbestrahlung das ihrige zur Entstehung der Erscheinungen beitrage. Das wäre auch nicht unmöglich. Nur wissen wir vorderhand noch wenig, wie die Sonnenstrahlen unmittelbar auf den menschlichen Organismus wirken. Wie sie das pflanzliche Leben leiten, wurde schon früher erwähnt. Daß sie auch dem Menschen ein unabweisbares Bedürfnis sind, empfinden wir täglich — wir erinnern uns dabei der alten Sonnenverehrung; hat doch kein geringerer als Goethe sie geteilt!

Gegenwärtig beginnt man ja auch schon die Sonnenstrahlen als Heilmittel gegen Krankheitszustände zu verwenden. Aber alle genauere Einsicht fehlt uns doch noch. So läßt sich auch die Frage nach einer schädlichen Wirkung der

Sonnenstrahlen noch nicht beantworten. Immerhin ist möglich, daß Sonnenstich und Hitzschlag nicht dasselbe sind.

Wodurch wird nun aber eine Uebererwärmung des Körpers gefährlich? Wir sprachen vorhin davon, daß die Zellen des menschlichen Körpers eine gewisse Temperatur brauchen, um leben und diesen Dienst verrichten zu können. Diese Temperatur aber liegt innerhalb ganz enger Grenzen; ist sie auch nur um ein weniges zu tief, so hört die Funktion auf. Ist sie dagegen etwas zu hoch, so werden die Eiweißkörper der Zelle, die wir als die Träger des Lebens ansehen, lebensunfähig durch einen ähnlichen Prozeß, wie wir ihn von der Gerinnung des Eiweißes her kennen.

Gelingt es nicht, durch starke Zersetzung von Nahrungsmitteln und warme Bekleidung die Temperatur des Organismus auf der notwendigen Höhe zu erhalten, so sinkt sie, bis der Tod dadurch eintritt, daß infolge der niedrigen Temperatur die Tätigkeit der Zellen und damit die des ganzen Organismus allmählich aufhört, was man Erfrieren nennt.

Das geschieht am häufigsten bei Menschen, die übermüdet im Freien einschlafen, zumal wenn sie vorher reichlich alkoholische Getränke zu sich genommen hatten. Denn Alkohol ebenso wie der Schlaf hindern am Gebrauch des letzten Mittels, das die Temperatur noch aufrechterhalten kann, der Körperbewegung. Beide hemmen auch die Fähigkeit des Gehirns, die Wärme zu regulieren, von der noch die Rede sein soll.

Aus alledem ergibt sich, wie wichtig es ist, daß der Organismus mit allen Mitteln für eine Gleichmäßigkeit seiner Temperatur sorgt: er muß sich nicht allein die notwendige Wärme schaffen, sondern sie auch unabhängig vom Zustande der Außenwelt auf einer ganz bestimmten Höhe halten. Und tatsächlich kann er das mit Ausnahme der wenigen Fälle, die wir erwähnt haben.

Wie bringt er das fertig? Beim Menschen hilft die bewußte Technik dabei mit: Kleidung, Heizung oder Kühlung der Räume, in denen er sich aufhält. Andres aber bleibt vom Willen gänzlich unabhängig. Der Körper selbst regelt seine Wasserverdunstung, erweitert und verengt die Gefäße auf seiner Hautoberfläche, hemmt und fördert die Verbrennung in seinen Zellen. Dadurch paßt er Wärmebildung und Wärmeabgabe so aneinander an, daß die Temperatur eben auf der mittleren Höhe erhalten bleibt. Welch wunderbare Einrichtungen sind hierfür notwendig! Man bedenke, um nur auf eins einzugehen, daß allein schon Menge und Art der Nahrungsmittel hierfür auf das sorgfältigste abgestimmt, ihre Zersetzung dem Bedürfnis auf das genaueste angepaßt sein muß.

Menge und Art der Nahrungsmittel, die der einzelne genießt, sind ja sehr verschieden. Mancher nimmt gerade so viel auf, wie er für seine Muskelbewegungen und Wärmebildung braucht. Sein Kräftezustand und Körpergewicht bleiben dann immer unverändert. Wie viel und was er ißt, ist von dem bewußten Willen nahezu unabhängig, und doch wird der Bedarf gerade gedeckt, ohne überschritten zu werden und ohne daß der Mensch abnimmt.

Welch wunderbare Einrichtung unsers Körpers!

Andre nehmen die Nahrungsmittel in einer Menge und Art auf, die das Bedürfnis ihrer Wärmebildung und Muskelbewegungen weit übertrifft. Dann wird nur ein Teil der aufgenommenen Nahrungssubstanzen zersetzt. Ein andrer bleibt namentlich in Form von Fett im Organismus zurück. Solche Menschen werden dicker und dicker, obwohl sie meist der Meinung sind, daß sie gar nicht zuviel essen. Darüber sind viele sehr unglücklich. Aber ihr Unglück besteht in der Regel nur darin, daß sie zuviel essen im Vergleich zu dem, was sie brauchen.

Alle diese verschiedenen, in ihren Einzelheiten so außerordentlich verschiedenartigen Vorgänge sind nun am gesunden Organismus so aufeinander eingestellt, daß der Endeffekt immer der gleiche ist, nämlich die Aufrechterhaltung der Normaltemperatur des Organismus. Wer sich eingehender mit der Natur beschäftigt — und wir Aerzte sind ja schließlich doch Naturforscher —, der wird mehr und mehr zur Ehrfurcht vor den wunderbaren Einrichtungen der Natur getrieben.

Es sind einzelne Stellen in unserm Gehirn, die alle diese komplizierten Funktionen leiten, ohne daß uns dabei irgend etwas zu unserm Bewußtsein kommt. Wie diese Fähigkeit in der Tierreihe sich ausgebildet hat, wissen wir nicht. Das Kind bringt sie schon fertig auf die Welt, ebenso wie andre komplizierte Fähigkeiten, wie zum Beispiel das Atmen und das Schlucken. Nur ist der Mechanismus der Wärmeregulierung noch viel verwickelter. Man muß annehmen, daß die betreffenden Stellen des Gehirns, die mit ihr betraut sind, eine besondere Empfindlichkeit gegen die Temperatur des Blutes besitzen. Steigt diese, so erhöhen sie die Wärmeabgabe. Wird dagegen das Blut kühler, so steigern sie die Wärmebildung und schränken die Wärmeabgabe auf der Körperoberfläche ein. Alles das wird immer so eingerichtet, daß die Normaltemperatur erhalten bleibt.

Aber nun können diese Einrichtungen, welche die Erhaltung unsrer Körperwärme regulieren, versagen, falls sie sozusagen überangestrengt werden: Erfrieren und Hitzschlag stellen die Folgen solcher Ueberanstrengung dar. Es ist dann ungefähr dasselbe, wie auch das gesündeste Herz seinen Dienst kündigt, wenn ihm, wie zum Beispiel bei schweren Körperanstrengungen, übermäßige Leistungen zugemutet werden.

Es gibt aber auch kranke Herzen, die schon bei den kleinsten Muskelbewegungen oder bei vollständiger Ruhe versagen. So kann auch die wärmeregulierende Vorrichtung in ihrer Tätigkeit direkt verändert werden, und dann ändert sich die Temperatur des Körpers. Das ist bei einem Krankheitszustand der Fall, der uns von Jugend an bekannt ist, nämlich im Fieber. Wir alle wissen wohl aus eigner Erfahrung, daß der Mensch im Fieber wärmer wird. Früher wurde das aus der Beschleunigung des Pulses nur geschlossen; es war ein großer Fortschritt, als später durch den Gebrauch des Krankenthermometers die Fieberwärme direkt gemessen wurde.

Die Temperatur des fiebernden Organismus ist bekanntlich höher als die des normalen. Sie kann bis auf 42 und 43 Grad hinaufgehen, also bis an die Grenzen der Wärme, welche die Zellen des menschlichen Körpers noch eben

zu ertragen vermögen. Indessen ist das nur äußerst selten der Fall. Und im allgemeinen kann man jetzt im Gegensatz zu früheren Anschauungen wohl sagen, daß die im Fieber erreichte Temperatursteigerung an sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht gefährlich ist. Man wird fragen: aber die fieberhaften Krankheiten, zum Beispiel Scharlach oder Typhus, können doch Gefahr bringen? Darauf ist zu antworten, daß die übergroße Mehrzahl der fieberhaften Krankheiten durch fremde Lebewesen, speziell durch Bakterien, erzeugt wird, und eben die Anwesenheit dieser Krankheitserreger im menschlichen Körper, das ist es, was in erster Linie die Gefahren bringt. Das ist nicht unwichtig. Vom Arzt wird nicht selten direkt eine Behandlung des Fiebers als solchen verlangt. Wenn er sie ablehnt, so sollen die Angehörigen des Kranken wissen, daß er sich mit den modernen wissenschaftlichen Anschauungen in voller Uebereinstimmung befindet.

Also im Fieber ist die Eigenwärme des Körpers erhöht, und während die Temperatur des Gesunden einen streng regelmäßigen Gang hat, früh etwas niedriger, abends etwas höher ist, gestaltet sich die des Fiebernden in der Regel viel unregelmäßiger. Doch ist auch sie in der Regel am Abend stärker erhöht als am Morgen. Sonderbarerweise sieht man davon Ausnahmen gerade bei Menschen, die durch ihre Lebensweise gezwungen sind, die Nacht zum Tag zu machen und umgekehrt: so haben zum Beispiel fiebernde Bäcker häufig früh höhere Temperaturen als abends.

Wenn der fiebernde Körper wärmer ist als der gesunde, so kann das natürlich nur entweder daran liegen, daß mehr Wärme in ihm gebildet oder daß weniger nach außen abgegeben wird. Letzteres ist nun gewiß nicht der Fall; die glühende Haut der meisten Fieberkranken belehrt uns vom Gegenteil.

In der Tat wissen wir jetzt, daß der Fiebernde mehr Wärme bildet und mehr Wärme abgibt: er wird wärmer, weil die Wärmeabgabe auf der Haut im Vergleich zur Wärmebildung relativ zu gering ist. Wenn mehr Wärme im fiebernden Körper entsteht, so kann das nach dem früher Gesagten nur daran liegen, daß stärker wärmebildende chemische Prozesse in den Zellen des Körpers ablaufen: und da der Fiebernde in der Regel gänzlich oder nahezu völlig hungert, so müssen Zellen des Körperbestandes selbst zerstört werden. Jeder weiß, daß jede länger dauernde fieberhafte Erkrankung zu erheblicher Abmagerung des Organismus führt. Der Grund ist ein doppelter: einmal hungern die Fiebernden meist, und ferner fallen ihre Körperzellen, namentlich die Muskeln, zum Teil dem fieberhaften Prozeß zum Opfer. Man hat früher die Fiebernden in der Regel, selbst wenn sie Appetit hatten, hungern lassen, um nicht, wie man sich ausdrückte, durch die Nahrungsmittel das Fieber zu füttern. Seit den Zeiten des großen griechischen Arztes Hippokrates sind die dünnen Suppen für Fiebernde bekannt. Jetzt weiß man sicher, daß durch eine reichliche Ernährung des fiebernden Menschen seine Temperatur nicht erhöht wird. Deswegen hat man jetzt vielfach begonnen, auch fiebernde Kranke reichlich zu ernähren, um einer zu großen Abmagerung vorzubeugen. Irgendwelchen Schaden hat man davon nicht gesehen. Indessen auch der Nutzen ist noch nicht sicher erwiesen. Die Verhältnisse liegen da äußerst

kompliziert, und es ist nicht ausgeschlossen, daß wir doch schließlich bei den Erfahrungen unsers Meisters Hippokrates bleiben.

Der Zustand des Fiebers ist nun jedenfalls zurückzuführen auf eine veränderte Tätigkeit der wärmeregulierenden Apparate im Gehirn; die Wärmeregulation ist bei den Fiebernden nicht völlig in Ordnung, das sieht man schon zum Beispiel aus der Leichtigkeit, mit der Frösteln oder Frost schon auf geringe Hautabkühlungen hin sich einstellt, welche die Wärmeempfindung von Gesunden ganz unverändert lassen.

Die Erkrankung der wärmeregulierenden Apparate ist erzeugt durch Bakterien, und zwar scheint der fieberhafte Prozeß mit ganz bestimmten Vorgängen der bakteriellen Infektion in Zusammenhang zu stehen. Die Mehrzahl der krankmachenden Mikroorganismen schädigt den Körper durch die Erzeugung von Giften, und der Körper schützt sich dann durch die Bildung von Gegengiften. Das ist ja die große Entdeckung von Behrings, die uns bereits die Waffen zur Bekämpfung von Infektionskrankheiten, zum Beispiel der Diphtherie, in die Hand gegeben hat. Mit der Bildung dieser Gegengifte scheint der Prozeß des Fiebers in Zusammenhang zu stehen.

Unter diesen Umständen ist die Frage nach der Bedeutung des Fiebers von Interesse. Soll das Fieber bekämpft oder soll es als ein den Heilungsprozeß befördernder Vorgang gepflegt werden? Die Frage ist vielfach erörtert worden.

Bis um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts glaubte man, daß das Fieber gleichsam durch „Feuer reinigend" heile. Dann lernte man die großen Erfolge der Kaltwasserbehandlung des Typhus kennen, und nun gelangte die Ansicht zu weiter Verbreitung, daß im Bestehen der Fieberhitze eine hauptsächliche Gefahr der Infektionskrankheiten läge.

In Wahrheit sind Theorie und Praxis mehr voneinander unabhängig, als man denkt. Wir behandeln jetzt den Typhus nach wie vor mit kaltem Wasser. Aber über die teleologische Bedeutung des Fiebers wagen wir endgültige Anschauungen nicht zu äußern. Vielfach denkt man jetzt jedenfalls wieder an eine heilende Kraft des fieberhaften Prozesses.

Vielleicht erscheint der Schluß dieser Darlegungen insofern als ein wenig tröstlicher, als er zeigt, wie bescheiden und unsicher unser Wissen selbst über Vorgänge ist, die seit Jahrhunderten eifriger Forschung unterworfen sind. Aber ich gebe zur Erwägung, daß die Behandlung des Fiebers deswegen nicht ein direktes Erfordernis ist, weil wir die nähere und wichtigere Aufgabe vor uns sehen, die Ursachen des Fiebers, nämlich die zugrunde liegenden Infektionskrankheiten, zu heilen und zu bekämpfen.

Balfour und Chamberlain

Von

A. N. Cumming

Der Rücktritt des Ministeriums Balfour muß für viele Leute auf dem Kontinent unverständlich gewesen sein. Sogar diejenigen, die mit den Wirkungen des Parteisystems in England völlig vertraut sind, müssen von der scheinbaren Kapitulation der Unionisten überrascht gewesen sein. Diese hatten keine wirkliche parlamentarische Niederlage erlitten und erfreuten sich noch einer Majorität von über siebzig Stimmen im Unterhaus. Ueberdies war ihr legislatives Programm noch nicht vollständig verwirklicht; insbesondere harrte noch die Neueinteilung der Parlamentswahlbezirke ihrer Durchführung. Welcher Grund lag also für das Ministerium vor, sich vor dem Feinde zurückzuziehen und in den Augen des Landes verzagt zu erscheinen?

Man wird bemerkt haben, daß der vorige Premierminister in seinen erläuternden Reden seine Handlungsweise allein mit den Spaltungen begründet hat, die durch die Entwicklung der Zollfrage in die unionistische Partei hineingekommen sind. Man darf sagen, daß neunzig Prozent der Partei oder sogar noch mehr, wie sich bei ihrer kürzlich abgehaltenen Versammlung in Newcastle gezeigt hat, mit den Vorschlägen Mr. Chamberlains völlig sympathisieren. Zugleich ist es allem Anschein nach so gut wie sicher, daß die große Mehrheit die Führerschaft Mr. Balfours derjenigen des Exkolonialsekretärs vorzieht. Er ist konservativer und zuverlässiger, abgesehen davon, daß er einer der Ihrigen ist, während Mr. Chamberlain ein vom Radikalismus Uebergegangener ist. Mr. Balfour befindet sich, wie ich darzutun versuchen werde, mit Mr. Chamberlain in seinen fiskalischen Ideen bis zu einem gewissen Grad in Uebereinstimmung. Er forderte die Partei in Newcastle auf, sich auf seine modifizierte Politik zu vereinigen und ihn als Führer zu unterstützen. Die Antwort war nicht befriedigend, und es folgte darauf eine Darlegung Mr. Chamberlains, daß es unmöglich sei, bei Mr. Balfours Politik stehen zu bleiben. Die Minister müßten entschieden weiter gehen. In der Tat — um ein Bild zu gebrauchen, das dem jedem Engländer bekannten Spiel „Bridge“ entlehnt ist: Mr. Balfour war „dans la fourchette“. Der Exkolonialsekretär „saß über ihm“ und hatte tatsächlich das Spiel in der Hand.

Auf Mr. Balfour machte die derart eingetretene Spaltung der Partei einen so starken Eindruck, daß er, wie er in seiner Rede in Leeds (den 18. Dezember 1905) bekannte, ihre praktische Nützlichkeit für den Augenblick als zerstört betrachtete. Es sei unmöglich, eine weitere schwierige Session mit einer Mehrheit zu wagen, auf die man sich nicht absolut verlassen könne. Hauptsächlich gelte dies für eine parlamentarische Angelegenheit wie die Neueinteilung der Wahlbezirke, ein höchst schwieriges und verwickeltes Problem, das, in welcher Form immer die Lösung

versucht worden sei, mannigfache lokale und partikularistische Opposition hervorrufe. Mr. Balfour kam daher zu dem Schluß, daß die Regierung nicht zum Nutzen für das öffentliche Wohl im Amt bleiben könne, und daß sie zurücktreten müsse. Tatsächlich wies er darauf hin, daß die Minister schon im letzten Juli, als sie eine vorübergehende Niederlage im Unterhause erlitten hatten, Befreiung von ihren Nöten gesucht haben würden, wenn es nicht die Rücksicht auf die auswärtige Politik verboten hätte. Verschiedene Fragen von Wichtigkeit drängten auf eine Lösung hin, und vor allem waren die Verhandlungen über die Erneuerung und Erweiterung des anglo-japanischen Abkommens im Gange, das die unionistische Regierung mit vollem Recht als ein Moment von größter Bedeutung für den Weltfrieden und für die Interessen Englands betrachtete. Solange das neue Abkommen nicht abgeschlossen war, war an den Rücktritt des Ministeriums nicht zu denken. Mit dem Abschluß des neuen Bündnisses jedoch, der im August glücklich zustande kam, war das große Hindernis beseitigt. Die Liberalen konnten jetzt die Regierung übernehmen, ohne zu der Befürchtung Anlaß zu geben, daß sie in den internationalen Angelegenheiten viel Schaden stiften könnten. Außerdem hatten Lord Rosebery und Sir Edward Grey, die einzig möglichen Minister des Aeußern unter den Radikalen, kürzlich ihre Zustimmung zu der auswärtigen Politik Lord Lansdownes erklärt und ihre Absicht kundgegeben, sie fortzusetzen, wenn sie ans Ruder kommen würden. Die Aussichten waren also gut, und es darf gesagt werden, daß die Kontinuität so weit wie möglich gesichert ist. Der neue Premierminister Sir Henry Campbell-Bannerman erklärte in seiner ersten großen Rede, die er als Leader in der Albert-Hall am 21. Dezember 1905 hielt, daß er an der englisch-französischen „Entente“, die in der Tat seit vielen Jahren von Radikalen, wie Sir Charles Dilke und Mr. John Morley, verfochten worden war, festhalte, während er zu gleicher Zeit den Wunsch aussprach, auf freundschaftlicherem Fuß mit Deutschland zu stehen. In dieser Richtung wird er möglicherweise entschiedenere Schritte tun, als sie von den unionistischen Staatsmännern in Betracht gezogen worden wären.

Während in dieser Weise der Weg zum Rücktritt frei gemacht war, fiel, wie ich in der Lage bin zu versichern, noch eine weitere Erwägung für Mr. Balfour sehr schwer ins Gewicht, eine Tatsache, die in England noch nicht in der Oeffentlichkeit bekannt geworden ist. Der konstitutionelle Brauch ist immer der gewesen, daß ein Ministerium zurücktreten soll, wenn es im Unterhaus auf einen direkt seine Politik bekämpfenden Antrag der Führer der Opposition hin eine Niederlage erlitten hat. Eine der gebräuchlichsten Methoden, ein solches Resultat herbeizuführen, ist die Einbringung eines Amendements zu der Ergebenheitsadresse, die als Antwort auf die huldvolle Thronrede an die Krone gerichtet wird. Vor der Zeit Sir Robert Peels war es üblich, alle Amendements zur Adresse in der Reihenfolge der Paragraphen zu beraten, auf die sie sich bezogen. So würde zum Beispiel, wenn Mr. Balfours Regierung in der Frage der Armeereform an das Land zu appellieren gewünscht hätte, einer der ersten Paragraphen in der Thronrede sich mit dieser Frage befaßt haben. Sir Robert Peel jedoch

führte den Brauch ein, der Beratung jedes aus der ersten Reihe der Opposition kommenden Amendements zur Adresse — einerlei auf welchen Paragraphen der Rede es sich bezog — den Vorrang zu lassen. Diesem Vorrang entsprechend wurde erwartet, daß, wenn Mr. Balfours Regierung noch eine weitere Parlamentssession mit einer „stummen" Thronrede und einem „stummen" legislativen Programm anberaumt hätte, die Führer der Radikalen sofort ein die Zollfrage behandelndes Amendement einbringen würden. Dieses hätte die erste Stelle eingenommen, und es wäre nach der in der letzten Session befolgten Taktik unmöglich gewesen, seine Beantwortung oder die Abstimmung darüber abzulehnen. Die Minister wußten, daß sie bei einer offenen und ehrlichen Abstimmung durch den Mangel an Unterstützung seitens der unionistischen Freihändler unterliegen mußten, und zogen es vor, nicht unter dem Mißkredit einer solchen Niederlage an das Land zu appellieren.

Das Vorstehende darf als eine vollständige, wahre und genaue Darstellung der Umstände genommen werden, die den Rücktritt des unionistischen Kabinetts begleiteten. Der Verlauf stellt in gewissem Sinne einen Sieg Mr. Chamberlains dar, der kein Geheimnis daraus gemacht hat, daß er einen baldigen Appell an das Land wünschte, damit die Zollkontroverse zur Entscheidung gebracht werden könnte. Mr. Balfour dagegen, der die Macht in Händen hatte, ließ sich nicht so leicht überreden, die Annehmlichkeiten des Amtes fahren zu lassen, um das Risiko der Wahlen auf sich zu nehmen, und sträubte sich daher gegen das Unvermeidliche, bis die innere Lage der Partei ihn überzeugte, daß ein Ende gemacht werden müsse. Selbst dann jedoch riet er Sr. Majestät nicht, das Parlament aufzulösen, sondern stellte ihr statt dessen den Rücktritt seines Ministeriums anheim. Dieser Verlauf wurde als unkonstitutionell getadelt, steht aber in Wirklichkeit in Uebereinstimmung mit dem Herkommen. Er war für die liberale Partei nicht annehmbar, und der Einfluß der endlich seit dem Rücktritt der Regierung verbesserten Stellung der Unionisten ist gänzlich Mr. Balfour zuzuschreiben. Die Radikalen sind gezwungen worden, durch die Bildung eines Kabinetts und die Verkündigung einer Politik Farbe zu bekennen. Die neue Regierung umschließt eine Anzahl zweifellos fähiger Männer; vier von ihnen — Sir Edward Grey, Mr. Asquith, Mr. Haldane und Sir H. Fowler — sind liberale Imperialisten und Gefolgsmänner des Earl of Rosebery, der Führer dieser Partei ist. Doch es gehört zu ihr auch Mr. John Burns, der ein kleinerer Bebel und Millerand und allen angesehenen Klassen verhaßt ist. Das Programm, das Sir Henry Campbell-Bannerman in der Albert Hall in der Versammlung vom 21. Dezember 1905 aufgestellt, hat der Regierung schon unendlich geschadet, da es im ganzen genommen ehrgeizig, in den inneren Angelegenheiten raubsüchtig und in den auswärtigen Angelegenheiten zaghaft ist. Endlich hat Lord Rosebery, indem er, ehe das Kabinett gebildet war, sich weigerte, in dasselbe einzutreten oder unter dem Homerule-Banner zu dienen, klar gemacht, daß das neue Ministerium, welches immer sein Programm sein mag, mit Händen und Füßen an die irischen Nationalisten unter Mr. Redmond gebunden ist.

Die Erörterungen vor dem Lande bei den rasch herannahenden allgemeinen Wahlen sind somit einigermaßen verwickelt geworden. Der Durchschnittswähler wird viele Erwägungen anzustellen haben. Doch die Zollfrage wird der Hauptpunkt sein. Mr. Balfour hat sich in seiner Rede in der Queens Hall zu London (den 27. Dezember 1905) in der bestimmtesten Weise ausgesprochen: „Die Fiskalreform ist nach meiner Ansicht die erste große Frage, der wir uns zuwenden werden, wenn wir wieder zur Macht gelangen.“ Es mag daher nicht überflüssig sein, ein wenig genauer zu betrachten, in welchem Verhältnis Mr. Balfour und Mr. Chamberlain in dieser Frage zueinander stehen und wie weit die beiden Flügel der unionistischen Partei sich in dieser Frage miteinander verbinden und zusammen vorgehen werden.

Als Mr. Chamberlain sich vor mehr als zwei Jahren gezwungen sah, das unionistische Kabinett zu verlassen und der „Reichsmissionar“ in Sachen der Fiskalreform zu werden, wünschte ihm Balfour glückliche Reise für seine Mission, und Mr. Austin Chamberlain, der Sohn des Exkolonialsekretärs, trat mit dem wichtigen Portefeuille der Finanzen in das Kabinett ein. Dies war ein deutlicher Beweis für ein gewisses Einverständnis zwischen den beiden Staatsmännern, auf welches die unionistischen Freihändler immer hingewiesen haben. Jetzt ist es unleugbar, daß sie bis zu einem gewissen Punkt miteinander übereinstimmen.

1. Beide stimmen darin überein, daß das besondere englische fiskalische System, das auf seinem Höhepunkt als Cobdenismus bekannt war, tot ist. Es ist die Politik des Laissez-faire, die darauf hinausläuft, daß der Staat sich in Handelsangelegenheiten nicht einmischt und nur der Einkünfte halber, aber in keiner Weise zur Beeinflussung von Gewerbe und Handel Zölle erhebt. Diese Lehre ist jetzt, für die Unionisten wenigstens, in der englischen Politik tot. Mit andern Worten, beide, Balfour und Chamberlain, sind sich darin einig, daß sie der englischen Nation „einen neuen Gesichtspunkt“ aufzwingen wollen. Der Staat soll in Zukunft in die Handelsangelegenheiten eingreifen, und Zölle sollen nicht nur des Ertrags wegen, sondern auch zur Regulierung des Handels erhoben werden.

2. Mr. Balfour geht in diesem Prinzip so weit, daß er für eine künftige Politik der Verträge und, wenn es sein muß, der Wiedervergeltung eintritt. Er betont, daß „der Freihandel keine Tugend ist, die geübt werden kann, wie ein Mann Ehrlichkeit oder irgendeine andre Kardinaltugend übt — der Freihandel ist eine Beziehung zwischen Ländern“. („Times“, den 19. Dezember 1905.)

Die englische Politik hat seit 1847 darin bestanden, daß alle auswärtigen Waren (Nahrungsmittel, Rohmaterialien oder Manufakturwaren) frei von allen Abgaben, ausgenommen für Finanzzwecke, zugelassen und die ausländischen Tarife ohne Protest akzeptiert wurden. Das waren die Bedingungen, unter denen allein englische Waren in fremden Ländern eingeführt werden durften.

Zweifellos ist der Aufschwung des englischen Handels in den fünfzig und einigen Jahren seit 1847 enorm gewesen, wiewohl dies in Wirklichkeit der

exzeptionellen industriellen Stellung Englands und der Tatsache, daß es einen Vorsprung vor der übrigen Welt hatte, zu verdanken war.

In den letzten Jahren jedoch hat die Lage in zweifacher Hinsicht eine Verschlechterung erfahren. Infolge des Umstandes, daß es selbst keinen Zolltarif hat, hat England die Herrschaft über seinen eignen Markt verloren, und durch die Wirkung der fremden Tarife hat sich der Absatz seiner Waren auf den fremden Märkten vermindert. Ungeachtet einzelner Schwankungen sind diese beiden Sätze im allgemeinen richtig.

Was den einheimischen Markt betrifft, so legt Adam Smith, der Begründer der englischen Staatswirtschaftslehre, der aber von den modernen Freihändlern wenig gelesen wird, in dem Kapitel „Employment of capital" die wahre Lage dar. Wenn ich, so sagt er, eine Tonne englischer Waren gegen eine andre Tonne englischer Waren verkaufe, so bekommt England den Vorteil von zwei Kapitalien. In beiden Fällen wird das, was man flüssiges Kapital nennen kann, verwendet, und in der Gestalt von Löhnen, Profit am Rohmaterial, Profit an dem fertigen Artikel, Löhnen für die Ueberwachung, Zinsen und Versicherung erwächst der Nation ein doppelter Nutzen. Wird aber eine Tonne englischer Ware gegen eine Tonne ausländischer Ware ausgetauscht, so zieht die Nation selbstverständlich nur von einem Kapital Nutzen. Wie die Dinge stehen, ist England bei zollfreier Einfuhr tatsächlich gezwungen, auf die letztere Art Geschäfte zu treiben. Die fremden Länder beherrschen dadurch, daß sie den Ueberschuß ihrer Produkte auf den von Einfuhrzöllen freien englischen Markt werfen, diesen Markt tatsächlich auf vielen Produktionsgebieten.

Länder wie Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika dagegen haben durch Aufrechterhaltung von Zöllen die Herrschaft über den heimischen Markt beibehalten und ziehen daher den ganzen Vorteil von ihrem eignen Kapital, das in der Industrie angelegt ist. Die Wirkung ist eine doppelte gewesen. Den englischen Waren wird es in demselben Maße wie ehemals erschwert, auf den durch Zölle geschützten Märkten zu konkurrieren, und die ausländischen Fabrikanten sind mit Hilfe der unter dem Zollschutz errungenen Vorteile imstande, ihren Ueberschuß an Produkten auf die englischen Märkte zu „schleudern" und so mehr und mehr die Herrschaft über den englischen Markt zu erlangen.

Infolgedessen ist der englische Handel mit dem Auslande in den letzten Jahren relativ zurückgegangen, während er mit den britischen Kolonien und Schutzgebieten, von denen einige (wie Kanada, die Südafrikanische Zollunion und Neuseeland) den englischen Waren einen Vorzugstarif vor den Waren der fremden Nationen gewährt haben, zugenommen hat. Mr. Balfour, der nur den Handel mit dem Ausland im Auge hat, schlägt vor, England solle in Zukunft mit den fremden Nationen, die auf die englischen Waren Schutzzölle legen, verhandeln, um die Aufhebung oder Ermäßigung dieser Zölle zu erlangen. Gelinge dies nicht, so solle England seine Zuflucht zur Wiedervergeltung nehmen, d. h. auf die nach England kommenden fremden Waren ebenfalls Zölle setzen. So würde das „Schleudern" verhindert oder eingeschränkt werden, und die neuen

Zölle könnten als Waffe verwertet werden, um den fremden Ländern Tarifkonzessionen abzunötigen.

3. Bis zu diesem Punkt, kann als sicher angenommen werden, sind Mr. Balfour und Mr. Chamberlain einig. Von hier an aber gehen ihre Wege auseinander. Mr. Chamberlain behauptet, daß eine Politik der Wiedervergeltung in der Praxis nicht episodisch angewendet werden könne. Man müsse einen Generaltarif haben, mit dem man beginne, und müsse erhöhen oder herabsetzen, wie es der Fall verlangt. Er schlägt deshalb vor, Einfuhrzölle von 2 Schillingen pro Viertelzentner auf ausländischen Weizen, von 5 Prozent des Wertes auf Molkerei- und landwirtschaftliche Produkte und von 10 Prozent auf Manufakturwaren zu legen. Mr. Balfour widersetzt sich gegenwärtig der Aufstellung eines allgemeinen Tarifs, den er als Schutztarif bezeichnet. Sein Ziel ist nicht, der englischen Industrie Schutz zu gewähren, sondern in der Tat dadurch, daß er die Abschaffung oder Verminderung der Zölle zu erreichen sucht, den Freihandel auszubreiten. „Protection is insular," sagt er, „Free Trade is imperial."

Es erhebt sich somit eine schwierige Frage: Ist der von Mr. Chamberlain vorgeschlagene „allgemeine Tarif" ein Schutztarif? Es würde einen scharfsinnigen deutschen Geist erfordern, die notwendigen wirtschaftlichen Unterschiede zu machen. Es ist klar, daß der von Mr. Chamberlain beantragte Tarif nicht in dem Sinne ein Schutztarif ist, wie es der amerikanische mit seinen Zöllen von 30 bis 120 Prozent des Wertes ist. Zugleich würde er in mäßigem Grade die Wirkung haben, die englischen Waren vor der Konkurrenz des fremden Imports zu schützen. Die Frage, die später zu stellen ist, dreht sich um die Wahl zwischen Mr. Balfours auf Verhandlungen und Wiedervergeltung ohne Tarif gerichteter Politik und Mr. Chamberlains „allgemeinem Tarif", der mit der Zeit mehr oder weniger ein Schutztarif werden könnte.

4. Das ist ein Unterschied in der Methode oder vielleicht im Grade, den die Zeit ausgleichen kann. Vorläufig ist Mr. Balfours Politik von seiner Partei als ein Minimum angenommen worden, aber die große Masse der Partei ist in Wirklichkeit für die durchgreifendere Politik Chamberlains. Beide Teile jedoch streben die Bevorzugung der Kolonien gegenüber dem Ausland als Ideal an und wünschen die Frage auf einer kolonialen Konferenz zu erörtern, um zu sehen, ob ein für das ganze Reich geltendes Abkommen möglich ist.

Ueber Fanatismus, Geistesstörung und Verbrechen

Von

C. Pelman

Es gab eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so lange hinter uns, wo eine mystisch-frömmelnde Richtung in der Psychiatrie die wunderlichsten Blüten gezeitigt hatte. Wie alle Uebel des Menschen aus der Sünde entsprängen, so war dies auch bei den Seelenstörungen der Fall. Leidenschaft und Sünde waren ihre Ursachen, und sie selber nichts als krankhaft gewucherte Leidenschaften. Selbstverständlich war eine Heilung nur auf dem Wege der sittlichen Einkehr und Vervollkommnung zu erreichen, und es war die Pflicht des Irrenarztes, dem armen Sünder auf diesem Wege mit Milde und Ernst beizustehen. Ganz ohne Kampf ging das nicht ab, und wo die Milde nicht ausreichte, mußte eine douce violence eintreten, die alsdann mit ihrem reichhaltigen Repertoire von Zwangsmitteln aller Art die Irrenanstalten und ihre Tätigkeit auf lange hinaus gründlich in Verruf gebracht hat.

Jene Zeit und ihre Anschauungen sind zwar überwunden, und sie haben andern und, wie wir glauben, geläuterteren Anschauungen Platz gemacht. An sie aber mußte ich zurückdenken, als uns wenig mehr als ein halbes Jahrhundert später eine andre, ebenso einseitige Art der Anschauung drohte, nach der umgekehrt alle Sünde in der Geistesstörung beruhen sollte. Lombroso hat sich redlich bemüht, die Schranken niederzureißen, die bis dahin Geistesstörung und Verbrechen trennten, und er hat, wie jede extreme Ansicht, begeisterte Anhänger gefunden. Auch hier hat die Zeit, wie stets, läuternd eingewirkt und die Spreu von dem Weizen geschieden, und wenn sich die Worte des Propheten auch nicht alle als wahr erwiesen haben, so teilt er dieses Los mit seinen älteren Kollegen. Das eine aber ist das unbestrittene und alle Bemängelungen überdauernde Verdienst des italienischen Gelehrten, daß er ein unendliches Material gesammelt und die Anregung zur Durchforschung dieses Materials gegeben hat.

Durch ihn sind uns eigentlich erst die Augen darüber geöffnet worden, wie wir bisher wohl das Verbrechen in tausend Paragraphen zergliederten und bestraften, von dem Verbrecher aber nur wenig wußten, wie bei aller Trennung von Geistesstörung und Verbrechen doch unzählige Pfade von einer zum andern hinüberleiten und wie sehr die Schwierigkeiten einer reinlichen Scheidung mit der Zunahme unsrer Kenntnisse von der Natur und der Eigenart des Verbrechers wachsen. In zahlreichen Werken von nicht immer gleichem Werte hat uns Lombroso die Grundzüge einer Naturgeschichte des Verbrechers entworfen, und noch auf lange hinaus werden wir mit dem Ausbau dessen zu tun haben, was er uns in gewaltiger Arbeitskraft überliefert hat. Vielleicht, daß sich alsdann noch manches von dem, was er in kühnem Wurfe und ohne ausreichende Beweisstücke behauptet hat, als richtig erweisen wird, obwohl wir es zurzeit noch lebhaft bestreiten.

So hatte von Anfang an seine Lehre von dem geborenen Verbrecher einen besonderen Anstoß erregt, und doch war sie eigentlich nichts Neues. Schon lange vor Lombroso hatte ein englischer Irrenarzt von einem moralischen Wahnsinn gesprochen, und beide konnten sich auf richtige Beobachtungen stützen.

Der geborene Verbrecher Lombrosos ist ein Mensch, der vermöge seiner angeborenen Eigenschaften und Neigungen unfähig ist, sich innerhalb der Gesellschaft zu bewegen und ihre Gesetze zu befolgen, und dem moralisch Wahnsinnigen Prichards fehlt gleichfalls durch einen angeborenen Mangel bei sonst intakter Intelligenz jedes Gefühl für Moral und Sittlichkeit. Daß es solche traurigen Individuen wirklich gibt, kann keinem Zweifel unterliegen, und dem Gesetzgeber wird nichts andres übrigbleiben, als sich mit dieser Tatsache abzufinden, so schwer ihm dies jetzt noch zu werden scheint.

Er wird alsdann bei der Bemessung des Strafmaßes auch den sogenannten Zwischenstufen Rechnung zu tragen haben, die sich immer mehr zwischen Geistesstörung und Verbrechen eindrängen. Auch die gegnerische Seite kann das Bestehen solcher Grenzgebiete nicht mehr in Abrede stellen, und die Entscheidung der vor Gericht dem Sachverständigen vorgelegten Frage: Hie Welf, hie Waibling, ob geisteskrank oder gesund, wird immer schwieriger, und sie wird zu einer geradezu unlösbaren Aufgabe, wenn sich mit der angeborenen Anlage Leidenschaften und Affekte verbinden.

Vielleicht tritt diese Schwierigkeit nirgends mehr hervor als bei jener Gemütsverfassung, die wir als Fanatismus bezeichnen, jener Leidenschaft, die alles Heil und alle Seligkeit von einer bestimmten Meinung abhängig macht und sich gegen alles feindlich stellt, was damit nicht übereinstimmt.

Dem Ueberwiegen der religiösen Gefühle in älterer Zeit entsprechend war es früher der religiöse Fanatismus, der die Welt mit Streit und Hader erfüllte und die Massen zu den wüstesten Ausschreitungen entflammte, und wenn dazu der religiöse Sinn der Gegenwart anscheinend nicht mehr ausreicht, so wird der Ausfall durch politischen und sozialen Fanatismus reichlich ersetzt.

Hierfür, das heißt für die abnehmende Kraft der religiösen Empfindungen, möchte ich eine Erfahrung aus meinem eignen Leben anführen.

Als ich mir vor nahezu fünfzig Jahren meine psychiatrischen Sporen in Siegburg verdiente, war Siegburg die einzige Irrenheilanstalt der Rheinprovinz, und die Geisteskranken der ganzen Provinz wurden dort untergebracht. Unter diesen befanden sich viele Wuppertaler, bei denen religiöse Wahnideen besonders häufig waren. Zumal der Teufel spielte in ihren Vorstellungen eine große Rolle, und ich erinnere mich, wie ich in jugendlichem Eifer es wagte, an seiner Existenz zu zweifeln. Sofort schmetterte ein solcher Hagel biblischer Zitate auf meine katholische Bibelignoranz hernieder, daß mir Hören und Sehen verging und ich froh war, dem Sturm mit der Erklärung zu entrinnen, nie wieder an der so vortrefflich beglaubigten Existenz des Teufels zu zweifeln.

Etwa nach einem Menschenalter hatte ich unter meinen Kranken wieder das Wuppertal, von dem Teufel aber und seinen Werken war kaum noch die Rede.

An seine Stelle waren sozialdemokratische und andre Anschauungen ähnlicher Art getreten.

Im übrigen ist der Fanatismus durchaus nicht auf diese Art von Vorstellungen beschränkt. Auch der Philister ist nicht frei davon, und wir begegnen im Leben oft genug Fanatikern der Naturheilmethode, des Wollregimes und der Wassergüsse, bis zu der neuesten Modeform, der Alkoholabstinenz. Ueberall ist es der eine Gedanke, der alles beherrscht und erfüllt und der, überwertig geworden, keinen andern Herrscher neben sich duldet. Lombroso ist geradezu der Ansicht, daß es in der Natur des Fanatikers begründet sei, der schlechtesten Hypothese am ersten zu folgen. Für einen theologischen oder metaphysischen Satz fänden sich hundert Fanatiker, für ein geometrisches Theorem kaum einer, und je sonderbarer und abstruser ein Gedanke sei, desto größer sei seine Anziehungskraft.

Die Folge jener Einseitigkeit ist das Unvermögen, andre Ansichten zu verstehen und ihnen eine Berechtigung zuzugestehen, desgleichen der Drang, den Gegner auf jede Weise zu überzeugen, kurz, die Intoleranz mit ihren unvermeidlichen Folgen.

Ohne Intoleranz kein Fanatismus, sie ist seine Zwillingsschwester und er ohne sie undenkbar.

Es würde nicht ohne Interesse sein, das Verhalten der verschiedenen Völker in Beziehung auf ihre Neigung zum Fanatismus einer Untersuchung zu unterziehen, aller Wahrscheinlichkeit nach würden wir auf überraschende Unterschiede stoßen.

Die leitenden Völker des klassischen Altertums, die Römer und Griechen, waren sicherlich nicht fanatisch, während sich nicht das gleiche von den Juden behaupten läßt.

Unter den romanischen Völkern neigt der Spanier in hervorragendem Maße zum Fanatismus, und in Spanien feierte die Inquisition ihre blutigsten Orgien, während sie in Italien trotz aller Bemühungen nie rechten Fuß fassen konnte. Die germanischen Völker wird man im allgemeinen ebenso von Fanatismus frei sprechen können, wie man die slawischen und hier wieder besonders die Russen als schwer belastet bezeichnen muß.

Abgesehen von dieser nationalen Anlage sind es besonders individuelle Ursachen, die bei der Ausbildung eines Fanatikers mitwirken. Dahin gehört vor allem die angeborene Anlage des betreffenden Individuums.

Daß diese bei jedem Menschen eine verschiedene ist, ist eine allgemeine Erfahrungssache, die Kenntnis des Wie und Woher aber eine Errungenschaft der Neuzeit, und erst die neueren Forschungen über die Art und Einwirkung der Erblichkeit haben es uns möglich gemacht, hier zu einem besseren Verständnisse zu gelangen.

Wir wissen, daß Schädlichkeiten, die das Nervenleben der Vorfahren getroffen haben, ihren nachteiligen Einfluß auf dem Wege der Zeugung auf die Kinder und Enkel übertragen können und daß sich diese angeborene Anlage als eine konstitutionelle Schwäche des Nervensystems und als eine Abweichung von

der Norm bemerklich macht. Unter andern abnormen Erscheinungen, die uns schon bei den Kindern auffallen, der krankhaften Reizbarkeit und Empfindlichkeit, dem Mangel an Aufmerksamkeit und dem jähen Wechsel der Stimmung, sind es besonders noch zwei Eigenschaften, die hier in Betracht kommen: die impulsive, allen Leidenschaften rückhaltlos anheimgegebene Natur, und der Mangel an jeder gemütlichen Erregung.

Normalerweise wird jede Gedankentätigkeit von einem mäßigen Affekte begleitet, von dem Gefühle der Lust oder der Unlust, je nachdem uns die betreffende Vorstellung angenehm oder unangenehm ist. In der richtigen Erwägung der psychologischen Tatsache, daß unser Handeln nicht durch die Intelligenz, sondern durch das Gefühl bedingt wird, macht die Erziehung von jener Erfahrung zu ihren Zwecken in der Weise Gebrauch, daß sie bestimmte Vorstellungen mit den Affekten der Lust oder der Unlust verbindet, um hierdurch dem Kinde die Elemente der Moral beizubringen. Eine vernünftige Erziehung wird sich bei dieser Methode vor Ueberschreitungen zu hüten und sich zu bemühen haben, eine Normalwertigkeit der Vorstellungen zu erzielen, durch die das Handeln bestimmt wird. In dieser Denk- und Handlungsweise nach folgerichtigen Grundsätzen besteht die Ausbildung des Charakters, und das ist bei einer guten Erziehung der Fall.

Nun ist aber leider noch lange nicht jede Erziehung eine gute, und die Zahl der schlechten überwiegt. Zu den Fehlern nun, die am häufigsten begangen werden, gehört die Ausbildung sogenannter überwertiger Ideen, das heißt, es wird jenen vorhin erwähnten Begleitungsempfindungen der Lust und Unlust bei ganz bestimmten Vorstellungen ein ganz besonderer Wert beigelegt, um sie dem jungen Gemüte besonders einzuprägen und gewissermaßen zu Leitmotiven für das spätere Leben auszugestalten.

Neben den Begriffen der Ehre, der Scham und andrer mehr treten uns hier vorzugsweise religiöse und politische Vorstellungen entgegen, die bei der Erziehung ganzer Stände und Volksklassen zu einer zielbewußten Ueberwertigkeit und in der bestimmten Absicht ausgebildet werden, sie zur Richtschnur des späteren Handelns zu machen. Schon in der Norm sind derartige überwertige Vorstellungen einer Korrektur schwer zugänglich und oft bedingungslose Voraussetzung des Handelns. Geht aber, wie bei der Leidenschaft und in starken Affekten, die Besonnenheit verloren, dann vollzieht sich der Ablauf der Vorstellungen erst recht unter der einseitigen Herrschaft der dominierenden Vorstellungen, und jede entgegenstehende Erwägung ist ausgeschlossen.

Und gerade dies ist bei dem Fanatismus der Fall.

Unter den krankhaften Erscheinungen ferner, die wir als ein Symptom der erblichen Entartung kennen gelernt haben, stand die Neigung zu impulsiven Handlungen, zu starken Affekten und leidenschaftlichen Gemütsäußerungen obenan, und damit sind alle diejenigen Elemente reichlich gegeben, die in weiterer Folge zum Fanatismus und zum Verbrechen führen. Und zwar zu dem letzten, dem Verbrechen, besonders dann, wenn sich mit dem krankhaften Temperamente ein

andres Symptom der Entartung verbindet, die Unfähigkeit nämlich zur Entwicklung altruistischer Empfindungen, jener mehr moralische Defekt, dessen wir bereits vorhin Erwähnung getan haben.

Die Zahl dieser unglückseligen Geschöpfe ist keineswegs gering, und da, wo sie sich in einer Familie vorfinden, bilden sie eine Qual und beständige Gefahr. Von Kindheit an fehlt ihnen die Befähigung einer jeden altruistischen Empfindung, und der Versuch, jene Gefühlsbetonungen, die bei dem normalen Kinde jede Vorstellung begleiten, bei ihnen hervorzurufen, ist eine vergebliche Mühe. Lob und Tadel treffen bei ihnen auf taube Ohren, jeder Vorwurf, jede Strafe prallen an ihrer ethischen Unempfindlichkeit ab, und wenn man ihnen auch die Gebote der Sittlichkeit und des Rechtes einpauken und sie zum Auswendiglernen und Hersagen dieser Gebote zwingen kann, ihrem Fühlen und Empfinden bleiben die Begriffe von Recht und Unrecht auf ewig fremd, und das erhabenste und tiefste Gebot des Erlösers: liebe deinen Nächsten wie dich selbst, hat für sie keinen Sinn. Die Grundbedingungen jeder Entwicklung, die altruistischen Gefühle, sind ihnen von Geburt an versagt. Um so üppiger entwickelt sich an ihrer Stelle der Egoismus, und nur der eigne Wunsch, das eigne Wohlbehagen bestimmen ihr Handeln, ohne jede Rücksicht auf fremdes Recht und fremdes Wehe. Diese Unempfindlichkeit gegen die Empfindungen der andern treibt sie zur Grausamkeit und zu rücksichtsloser Verachtung aller ihnen entgegenstehenden Interessen.

Bei alledem wäre die dunkle Schilderung des Fanatismus nicht vollständig, wenn wir es unterließen, einen Blick auf die Physiologie und Pathologie der Masse zu werfen.

Das Fühlen und Empfinden der Masse zeigt bedeutende Abweichungen von dem Verhalten des einzelnen, und in gleicher Weise tragen die Handlungen der Masse ihr eignes und ganz bestimmtes Gepräge. Handlungen, die der einzelne zu begehen sich nie getraut hätte, von der Masse werden sie rückhaltlos begangen, und die Schandtaten des einzelnen Verbrechers, und wären sie noch so unerhört und scheußlich, von den Ausschreitungen der Masse werden sie dennoch übertroffen. Wo dem einzelnen noch Bedenken entgegentreten, überwiegt bei der Masse der Trieb, es dem andern zuvorzutun, ihn zu übertreffen, und daher die Steigerung in das Maßlose, das Ungeheuerliche, wie wir es unter anderm bei den Greueltaten der Pariser Kommune erlebt haben.

Was uns bei der Betrachtung der Bewegungen der Masse vor allem entgegentritt, ist die Macht der Nachahmung, die dem Geiste innewohnende Fähigkeit und Neigung, nach äußeren Eindrücken zu handeln, die Uebertragung eines seelischen Vorganges in die Psyche eines andern. Man spricht von einer Bewegung, daß sie anstecke, und die instinktive Ansteckungskraft gewisser Bewegungen, wie unter anderm Lachen und Gähnen, wird oft recht störend empfunden. Je mehr die eigne Persönlichkeit zurücktritt, um so stärker tritt die Macht der Nachahmung hervor, um so gewaltiger aber auch der Einfluß, den eine andre, mächtigere Persönlichkeit auf sie ausübt. So kann der Wunsch des einzelnen zur Leiden-

schaft der Masse werden, der einzelne muß das Hoch oder Nieder mitschreien, und in der allgemeinen Ueberzeugtheit der Masse wird der Zweifel des einzelnen erstickt.

Auf diese Weise wird uns das Wesen des Fanatismus verständlicher werden, denn was ist die Sekte anders als eine organisierte Masse, die sich auf Grund falscher Ideen, hohler Deklamationen und abstruser Theorien gebildet hat. Je schlechter die Hypothese, um so begeisterter der Anhänger, und hierin liegt die Gefahr der Sekte. Als religiöse Sekte wirkt sie auf den mystischen Zug im Menschen. Sie sucht einen tiefsinnigen Zusammenhang in Dingen, die keinen haben, und sieht dabei von allen objektiven sinnlichen Anschauungen und von einer Prüfung der Begriffe ab. So hat sie als religiöser Fanatismus die Jahrhunderte hindurch blutige Kriege entfacht und namenloses Weh verbreitet, denn der Fanatiker will überzeugen oder töten, und wenn auch im Verlaufe der Zeiten die Form eine andre geworden ist, das Wesen ist dasselbe geblieben, und der Atheismus der heutigen Masse ist ebenso unduldsam wie der tiefe religiöse Glaube des Mittelalters. Es hat den Anschein, als ob sich die jeweilige Menge der zu einer Zeit vorhandenen Torheit stets gleichbliebe und nur in der Form ein Wechsel einträte. Für religiöse Empfindungen ist in unsrer Zeit kein rechter Boden mehr. Da es aber ohne Illusionen nicht geht und jene immanente Menge von Torheit sich nun einmal geltend machen muß, so äußert sie sich in der Form des politischen Fanatismus, und dies hauptsächlich wohl deshalb, weil er zurzeit die einzig mögliche Illusion ist.

Wir stoßen hier auf die gleiche Abweisung jeder Belehrung und auf das unablässige Streben, dem Andersdenkenden die eigne Ueberzeugung aufzudrängen. Je enger der Kreis der Gedanken, um so gesteigerter das Selbstgefühl dessen, der sich in diesem engen Kreise bewegt, um so größer die Hartnäckigkeit und der Drang nach äußerer Betätigung, die sich besonders zur Zeit einer Verfolgung zur Exaltation steigern. Der Fanatiker wird alsdann zum politischen Märtyrer, und darin liegt eine Gefahr, die man bei der Behandlung dieser Auswüchse wohl beherzigen sollte. Denn gerade diese Aussicht auf ein Märtyrertum und die damit verbundene Oeffentlichkeit durch die Presse üben eine besondere Anziehungskraft auf alle antisozialen und verkommenen Elemente aus.

Lombroso trifft offenbar das Richtige, wenn er darauf hinweist, daß es überall Leute gebe, die ein Faible für das Märtyrertum hätten und ihre Lust darin fänden, als Verfolgte und Opfer der Gewalt zu erscheinen. Unter den politischen Parteien wählen sie die, welche die meisten Gefahren versprechen, wie gewisse Touristen diejenigen Berge, wo die Abgründe am tiefsten und die Felsen am steilsten sind. Auf diese Menschen wirke der Anarchismus als Reiz ein, weil er für sie Reklame mache, und nichts sei gefährlicher, als die Phantasie dieser Menschen durch den Leichnam eines hingerichteten Genossen zu erregen. Sie sinken dann zu gemeinen Verbrechern herab und schrecken vor keinem Mittel zurück, das zur Erreichung ihres Zweckes führt. In ihrem Fanatismus erblicken sie in der Abschlachtung harmloser Opfer die Erfüllung einer heiligen Pflicht.

Nichts ist gefährlicher als ein großer Gedanke in einem kleinen Kopfe.

Die Betrachtung der Königsmörder bietet uns hierfür ein reiches Material von um so höherem Interesse, als gerade hier die Entscheidung, ob geisteskrank oder nicht, besondere Schwierigkeiten bietet.

So war Guiteau, der Mörder des Präsidenten Garfield, ein exaltierter Lump, den nur eine kurze Spanne von der Verrücktheit trennte, Caserio und Lucheni, die Mörder Carnots und der Kaiserin Elisabeth, waren überspannte Anarchisten vom reinsten Wasser, in deren verschrobenen Köpfen kein vernünftiger Gedanke mehr Platz hatte, und wenn wir gar zu den früheren Zeiten zurückgehen, dann stoßen wir bei Ravaillac, dem Mörder Heinrichs IV., bei Jacques Clement, der Heinrich III. erstach, bei Balthasar Gérard, der Wilhelm von Oranien erschoß, auf Visionen und göttliche Stimmen, die sie zum Morde ermunterten und ihnen irdischen und himmlischen Lohn dafür versprachen.

Die Engländer haben darum so unrecht nicht, wenn sie in dem Attentat auf ein gekröntes Haupt von vornherein die Tat eines Verrückten sehen und den Attentäter als solchen behandeln, da es in der Tat schwer mit der Annahme geistiger Gesundheit zu vereinen ist, daß man jemandem nach dem Leben trachten sollte, der einem nichts getan hat, den man nicht einmal kennt und dessen Tod dem Mörder im günstigsten Falle keinen Vorteil, weit eher aber den eignen Tod bringt.

Wenn diese Art der Beurteilung der Königsmörder im allgemeinen etwas für sich hat, so gibt es selbstverständlich Ausnahmen von der Regel, und auf die russischen Verhältnisse wird man sie schwerlich ausdehnen dürfen. Die Volksseele der Russen bietet uns überhaupt eine Kette von Rätseln, und es bedarf schon einer genauen Kenntnis ihrer Literatur, um sich einigermaßen darin zurechtzufinden und Erscheinungen zu begreifen, wie sie uns etwa in Tolstoi entgegentreten. So wird uns erst durch die vortrefflichen Memoiren Krapotkins ein Einblick in die revolutionäre Bewegung Rußlands ermöglicht, und man begreift, wie der bessere Teil des Volkes, und hier wieder vor allem die wirklich Gebildeten und denen das Wohl des Landes am Herzen liegt, mit Naturnotwendigkeit zum Nihilismus kommen müssen, in dem wir eine höhere Art der Anschauung zu erblicken haben.

Bei der unglaublichen Versumpfung des russischen Staatslebens bleibt der beherrschten Masse nur der Appell an die Gewalt, und wenn es auch unzweifelhaft Fanatismus ist, der dem Nihilisten die Bombe in die Hand drückt, so hebt ihn doch das Unglück des Vaterlandes weit über die Beurteilung des Anarchisten hinaus, und man wird ihm zum mindesten die mildernden Umstände einer edeln Absicht zugestehen müssen.

Ueberhaupt ist der Slawe leicht zum Fanatismus geneigt, und zumal für den religiösen Fanatismus finden wir in dem russischen Sektenwesen die besten Beispiele. Der kaiserliche Hofrat Loewenstimm hat uns hierüber in verschiedenen Veröffentlichungen (Aberglaube und Strafrecht, Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen) aktenmäßiges Material vorgelegt, das wohl dazu angetan ist, uns

mit Entsetzen zu erfüllen. So lehrt die Sekte der „Wanderer" unter anderm, daß man weder Haus noch Heim besitzen und keine Abgaben bezahlen dürfe. Bei Gelegenheit einer Volkszählung im Jahre 1897 beschloß der Bauer Koweleff, sich und die Seinen der verhaßten Maßregel durch den Tod zu entziehen, und es begann eine Reihe von Selbstmorden. Koweleff mußte die Gräber graben, in denen sich seine Angehörigen bei lebendigem Leibe begraben ließen. Sie legten sich ruhig in das Grab, einer neben den andern, und während die Schollen auf sie herabfielen, sprachen ihre zitternden Lippen das Sterbegebet. So begrub Koweleff innerhalb sechs Wochen fünfundzwanzig Personen, und er sah, wie seine Mutter, seine junge Frau mit den kleinen Kindern auf dem Arme, endlich mehrere Nonnen in den Keller unter seinem Hause, wo er die Gräber gegraben hatte, heruntersteigen. Er selbst wollte mit ihnen sterben, aber man zwang ihn, draußen zu bleiben, um die Oeffnungen zu vermauern, und so blieb er allein auf der Welt, nachdem er alles verloren hatte, was ihm teuer war.

Noch ärger trieb es die Sekte der Verneiner, nach deren Meinung der Böse alles Gute auf Erden verdorben hat. 1827 beschlossen sechzig dieser Sektierer, darunter ganze Familien, zu sterben. An dem bestimmten Tage begann ein fürchterliches Morden. Die Männer gingen von Haus zu Haus und erschlugen gegenseitig Weib und Kind. Sie kamen dann in einer Scheune zusammen und legten freiwillig ihre Häupter auf den Block, und auf diese Weise verloren fünfunddreißig Menschen an einem Tage ihr Leben.

Aehnliche Beispiele liefern uns die gerichtlichen Verhandlungen gegen die Sekte der Geißler und mehr noch gegen die der Skopzen oder Eunuchen, jener verschrobenen Fanatiker, die nicht nur den Aszetismus als Dogma aufstellen, sondern auch in der Verstümmelung von Mann und Weib ein radikales Mittel dafür ausfindig machten. Das schauderhafteste Mittel für die Propaganda ist die Verstümmelung von Kindern, und auf Grund zahlreicher Prozesse gegen die Skopzen hält sich Loewenstimm zu dem Schlusse berechtigt, daß unter allen fanatischen Sekten in Rußland die der Skopzen die gefährlichste sei. Wenn bei den Verneinern nach vielen Jahren wieder einmal ein Massenmord geschehe, dann sei das ganze Land empört und die Schuldigen treffe stets das Schwert des Gesetzes. Durch die Skopzen aber würden jedes Jahr Hunderte von Menschen verstümmelt, und nur selten ereile die gerechte Strafe die Verbrecher. Diesen widerlichen und dem gewöhnlichen Menschenverstande geradezu unverständlichen Auswüchsen gegenüber wird es schwer, an die geistige Gesundheit der Betreffenden zu glauben, und wir müssen uns immer wieder und wieder vorhalten, daß das für uns Unbegreifliche nicht schon deshalb allein in das Gebiet des Wahnsinns falle, weil es für uns unfaßbar ist, und daß nicht nur Geisteskranke allein sonderbare Dinge und unbegreifliche Handlungen begehen.

Gerade für das Verständnis der vorhin angeführten Geistesepidemien ist uns die Kenntnis der sogenannten folie à deux, des übertragenen Irrsinns, von Wichtigkeit geworden.

Wir stoßen nämlich in der Psychiatrie keineswegs selten auf Fälle, wo ein

wirklich Geisteskranker seine Wahnideen auf seine Umgebung überträgt und so zu einem Ansteckungsherde von größerem oder kleinerem Umfange wird. Die zahlreichen Beobachtungen derartiger Fälle haben durchweg zu übereinstimmenden Ergebnissen geführt und uns gelehrt, daß es bestimmte Voraussetzungen waren, die zu diesen gleichzeitigen Erkrankungen geführt haben. In der Mehrzahl der Fälle betraf es Familien, bei denen eine erbliche Belastung zu Geistesstörungen nachweisbar war. Der auf diese Weise vorbereitete Boden wurde noch geeigneter durch eine lange und absolute Intimität der meist auf einem abgelegenen Hofe, fern von jedem anderweitigen Verkehr lebenden Hausgenossen. Erkrankte alsdann eines der Familienmitglieder, und wollte es der Zufall, daß es gerade dasjenige war, das als das aktive Mitglied von jeher das moralische Uebergewicht über die mehr passiven Verwandten besessen hatte, dann folgten ihm diese bald durch dick und dünn, und zwar um so eher, je wahrscheinlicher die Wahnvorstellungen an sich waren. So habe ich ganze Familien behandelt, die ihren letzten Pfennig für eine holländische Erbschaft hingegeben hatten, die nur in der Wahnidee eines ihrer Mitglieder bestand; wieder andre verfolgten ein vermeintliches Unrecht trotz Abweisung und Strafe von Instanz zu Instanz, bis vor den Thron, und gerade bei dem übertragenen Irrsinn treten auch heute noch religiöse Wahnvorstellungen auf.

Gelingt es uns, die durchseuchte Gesellschaft zu trennen und die passiven Elemente dem verderblichen Einflusse des aktiven zu entziehen, so gehen ihre Wahnideen bald zurück und sie genesen, während dieses meist als unheilbar in der Irrenanstalt verbleiben muß.

Ganz demselben Entwicklungsgange begegnen wir bei den auf religiösem Fanatismus beruhenden Geistesepidemien.

Meist oder doch häufig ist es auch hier ein wirklich Geisteskranker, der den ersten Anstoß gibt und der zum Ausgangspunkte der Bewegung wird, indem er eine besondere Anziehungskraft auf alle unklaren Köpfe ausübt. Impulsive Naturen, die ihr abnormes Triebleben zu antisozialen Elementen macht, strömen ihm zu, entflammen sich an der jeder Wirklichkeit entrückten Begeisterung ihres Führers. Auf diese Weise verläuft das Gros der fanatischen Bewegungen, und es ist nicht ohne Interesse, sie von diesem Standpunkte aus zu verfolgen.

So starb Thomas Pöschl, der Urheber der nach ihm benannten fanatischen Bewegung in Oberösterreich, als Geisteskranker, bei den Kamisarden in den Cevennen befanden sich unter den Inspirierten eine ganze Anzahl von Geisteskranken, die sich waffenlos den Säbeln der Dragoner entgegenwarfen und unter Gesang und wildem Jauchzen in den Tod gingen, und in dem jüngsten Drama der Duchoborzen in Kanada waren es wiederum Geisteskranke, die ihre Landsleute dazu bewogen, die Arbeit niederzulegen und dem wiederkehrenden Christus entgegenzugehen, bis sie in Not und Elend verkamen.

So weben sich Geisteskrankheit, abnorme Veranlagung und sittliche Verkommenheit zu einem Gebilde zusammen, dessen einzelne Maschen schwer, wenn überhaupt, zu entwirren sind. Oft genug wird es auf den Standpunkt ankommen

von dem aus man die Bewegung sieht und beurteilt, und oft kann uns nur die eingehendste Analyse des einzelnen Falles über den Anteil aufklären, den jedes dieser Momente jeweilig an der Bewegung genommen hat.

Und wenn sich alsdann nicht einmal die Sachverständigen überall einig sind und oft Ansicht gegen Ansicht steht, dann möge man der Schwierigkeiten eingedenk sein, die sich einem Eindringen in diese Zustände entgegenstellen, und nicht gleich den Stab über eine Wissenschaft und ihre Vertreter brechen, weil sie nicht mit derselben Eleganz und Sicherheit mit einer Entscheidung bei der Hand sind, wie ihre durch Sachkenntnis weniger behinderten Kritiker.

Deutschland und die auswärtige Politik

Die Konferenz von Algeciras hat neben ihrer eigentlichen Aufgabe unverkennbar noch einen andern Punkt von Bedeutung in den Vordergrund gerückt: die Stellung Italiens zu allen durch die marokkanische Angelegenheit berührten Fragen. In dem Aktenstück mit der Aufschrift „Marokko" ist erheblich mehr enthalten als der deutsch-französische Gegensatz, der an sich in Marokko keine Notwendigkeit war. Italien ist in bezug auf Tripolis im Besitz von internationalen Abmachungen, die ihm verbürgen, daß Tripolis, sollte man jemals zu größeren Veränderungen an der Mittelmeerküste und namentlich zu einer Aufteilung des türkischen Besitzes kommen, Italien oder doch wenigstens dem italienischen Protektorat zufallen müsse. In Tripolis würde Italien freilich eingeklemmt sein zwischen den Engländern in Aegypten und den Franzosen in Tunis, aber da es von diesem Zukunftserwerb nicht lassen kann, ist Italien schon aus diesem Grunde auf ein freundschaftliches Verhältnis zu Frankreich und England angewiesen, die sich mit ihm über die künftigen Grenzen von Tripolis verständigt haben.

Anderseits aber schreiben Italien seine Dreibundpflichten sowie die Gründe, auf denen die Dreibundverträge beruhen, ein Zusammengehen und Zusammenhalten mit Deutschland vor. Deutschland hat die Integrität Italiens garantiert, eine Garantie, die Frankreich in früheren Stadien der italienischen Einheit versagt hat und auch in Zukunft wieder versagen würde, sobald die Verhältnisse zum Vatikan sich wieder anders gestalten sollten, als sie heute sind. Eine dauernde Garantie seiner Unabhängigkeit und seiner Integrität kann Italien somit nur bei Deutschland finden, auch weil dieses an der Verhinderung jedes Konflikts zwischen Italien und Oesterreich interessiert ist. Diese Tatsache hatte ehedem den republikanischen Elementen Italiens, die zu einer Intimität mit Frankreich neigen, doch immer wieder klargemacht, daß es für das Land nicht ratsam, ja fast eine politische Unmöglichkeit sei, das Bündnis mit Frankreich für die Allianz mit Deutschland einzutauschen. Frankreich hat in Rom in der Person des Herrn Barrère einen seiner gewandtesten Diplomaten, der sich seit neun Jahren rastlos bemüht, Italien aus der Dreibundfessel zu lösen und in die Arme der lateinischen Schwesternation zurückzuführen; er hat dabei die Unter-

stützung der republikanischen Elemente nicht nur, sondern auch mancher andern gefunden, die an dem Zusammengehen mit Deutschland dies und jenes auszusetzen haben. Auch ein nicht geringer Teil der italienischen Presse ist ihm gefügig, wie das namentlich bei den marokkanischen Händeln noch in jüngster Zeit wieder deutlich erkennbar geworden ist. Trotzdem war diese französisch-republikanische Befehdung des Verbleibens Italiens im Dreibunde, solange König Umberto lebte, in jedem kritischen Moment an der Erwägung gescheitert, daß die Geschicke eines großen Landes nicht durch Sympathien, sondern durch Interessen beeinflußt werden und daß die Interessen Italiens unverkennbar überwiegend nach Deutschland weisen.

Neuerdings ist Italien jedoch durch inspirierte Pariser Preßstimmen an seine „Pflichten gegen Frankreich" gemahnt worden. Die Pariser Presse hat damit zu erkennen gegeben, daß für Italien mindestens in bezug auf Marokko eine Bindung wegen seiner tripolitanischen Interessen besteht, in diesem Zusammenhange wird die Reise Viscontis über Paris nach Algeciras verständlich. Sie entspricht „dem engen Einvernehmen zwischen den Regierungen Italiens und Frankreichs", das Präsident Loubet am 14. Oktober 1903 in seinem Toast auf das italienische Königspaar bei dessen Besuch in Paris mit außerordentlicher Wärme feierte; der König gab in seiner Antwort der Freude über das glücklich vollendete Werk der Annäherung ebenso warmen Ausdruck. Seitdem haben wir im März 1904 die zwischen dem Deutschen Kaiser und dem König von Italien an Bord der „Hohenzollern" in Neapel gewechselten Trinksprüche gehabt, in denen der König den Kaiser als den treuen und sicheren Freund Italiens begrüßte und der Kaiser in seiner in deutscher Sprache gegebenen Erwiderung die Worte betonte: „fest meinen übernommenen Verpflichtungen entsprechend." Wenige Wochen später war Herr Loubet in Rom, und am 29. April fand vor ihm eine große italienische Flottenparade in Neapel statt. Am 18. Mai erklärte Tittoni in der Kammer, das Bündnis mit Deutschland sei nicht unvereinbar mit einem freundschaftlichen Verhältnis zu Frankreich, er betonte bei dieser Gelegenheit, daß die Interessen Italiens im Mittelmeer völlig sichergestellt seien, das englisch-französische Abkommen schädige sie nicht. Hieraus wie aus manchen andern Vorgängen ist zu folgern, daß Italien in Algeciras nach Möglichkeit bemüht bleiben wird, Gegensätze zwischen seinen „Bündnissen und Freundschaften" — wie es in der italienischen Thronrede vom 30. November 1904 hieß — zu versöhnen, im Entscheidungsfalle aber mit Frankreich stimmen wird.

Der Dreibund ist ebenso wie sein Schöpfer einzig in seiner Art. Es hat noch niemals Verträge zwischen großen Nationen von solcher Dauer und, man darf es hinzufügen, von so defensiver Absicht gegeben. Der Dreibund bedroht niemand, der den Frieden der drei beteiligten Länder nicht mutwillig stört, aber er verbürgt jeder der drei Vertragsmächte die Integrität des Besitzstandes. Er hat dadurch Mitteleuropa mit einem Friedenswall umgeben, den alle subversiven Bestrebungen, Gegenbündnisse und politischen Intrigen seit achtundzwanzig Jahren nicht haben durchbrechen können. Selbst wenn man zugeben will, daß

die Situation in Oesterreich-Ungarn sowie manche veränderte Auffassung in Italien, die seit dem Tode des Königs Umberto sich geltend gemacht hat, auch dem Dreibund gewisse Züge von Vergänglichkeit aufgeprägt haben, so kann doch kein Zweifel bestehen, daß die drei Reiche in diesem Zusammenstehen bisher noch immer ihre gute Rechnung fanden und daß vielleicht lediglich durch die Tatsache der immer wiederkehrenden Erneuerung dieses Bündnisses der Friede Europas bisher gewahrt geblieben ist.

Als im vergangenen Jahre die Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich sich zuzuspitzen schienen und deutsche Warnungen an die französische Adresse ihren Weg über Rom nahmen, mußte für die italienische Regierung ein begreifliches Interesse entstehen, einen Konflikt zu verhindern, dessen Ausbruch Italien in seinen Lebensinteressen berührt haben würde: der Bündnispflicht gegen Deutschland und seiner Stellung am Mittelmeer. Bis zu einem gewissen Grade ist die marokkanische Angelegenheit durch die französisch-englische Abmachung doch eine Mittelmeerfrage. Sobald Frankreich unbestrittener Herr von Marokko sein würde, wäre sein Einfluß im westlichen Teile des Mittelmeers zweifellos ein wesentlich größerer, als er heute ist, und wenngleich die französisch-englische Konvention Befestigungen an der marokkanischen Mittelmeerküste untersagt, so würde die Aufrechthaltung dieser Bestimmung vielleicht doch nur eine Frage der Zeit und der Gelegenheit sein. Für die Zukunft Italiens in Tripolis könnte es ungeachtet aller Abmachungen doch schwerlich gleichgültig bleiben, wenn das nordafrikanische Reich Frankreichs eine so wesentliche Ausdehnung erführe, wie es mit der mehr oder minder verhüllten Einverleibung Marokkos der Fall sein würde. Solange Marokko noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrt und als souveräner Staat gilt, ist das Gleichgewicht der Kräfte auf der nordafrikanischen Küste noch ein wesentlich andres als nach einer Annexion, auch wenn sie nur Protektorat hieße. Italien hätte dann mit dem sehr starken Druck zu rechnen, den das nordafrikanische Frankreich mit seinem Algier, Tunis und Marokko umfassenden Besitz, der tief in das Innere des Kontinents hineingreift, unvermeidlich auch auf Tripolis üben müßte. Es wäre sogar die Frage nicht abzuweisen, ob Italien den Besitzstand in Tripolis, falls er ihm überhaupt je zu eigen fällt, auf die Dauer neben Frankreich würde behaupten können. England würde sich da leicht als desinteressiert erweisen trotz den Erklärungen, die Lord Lansdowne am 24. Juli 1902 im Oberhause abgegeben hat und trotz dem ihnen zugrunde liegenden Gedankenaustausche. Die Italiener hat das französische Bündnis von 1859 Nizza und Savoyen gekostet, sie würden ohne den Krieg, in den die Franzosen sich 1870 stürzten, vielleicht heute noch nicht in Rom sein. Es sind sehr wohl Kombinationen verschiedenster Art denkbar, unter denen auch Tripolis für Italien nicht zu halten sein würde, wenn anders das Königreich sich nicht auf sehr feste Bündnisse stützen kann, die es vom Wohlwollen Frankreichs unabhängig machen. So nützlich die italienisch-französische Annäherung an sich für Italien auch sein mag, vor allen Dingen dadurch, daß sie in dieser Zeit des Konflikts Frankreichs mit dem Vatikan eine antiitalienische Strömung aus der amtlichen französischen

Politik ausschaltet, so sind die Verhältnisse in Frankreich doch zu wenig dauerhaft, um den Italienern nicht die Notwendigkeit andrer Anlehnungen, die sie sowohl bei Deutschland wie bei England haben, nahezulegen.

Das Hervortreten Italiens in bezug auf die Konferenz um die Zeit der Jahreswende hat im deutschen Publikum eine gewisse Ueberraschung hervorgerufen. Man hatte mit vielleicht mehr Zuversicht, als nützlich und gerechtfertigt war, angenommen, daß Deutschland beim Austrag der marokkanischen Differenzen Italiens unbedingt sicher sein würde. Aber nachdem England auch nach dem Kabinettswechsel die französischen Ansprüche in Marokko mit voller Bestimmtheit unterstützt, ist für die Italiener das Aufsuchen einer vermittelnden Tätigkeit geboten, da sie nicht gleichzeitig zu Frankreich und zu England in einen Gegensatz geraten mögen, durch den sie ihre Abmachungen mit diesen Staaten preisgeben würden. Aus den Erklärungen Tittonis im Mai vorigen Jahres im römischen Senat geht zur Genüge hervor, welche Summe von Schwierigkeiten Italien in bezug auf Tripolis noch zu überwinden hat. Es kann nicht einmal dazu gelangen, den Hafen von Tripolis auszubauen, weil der Sultan sich das selbst vorbehalten, also wohl ad calendas graecas verschoben hat. Eine pointierte Stellungnahme Italiens gegen Frankreich in der marokkanischen Angelegenheit würde u. a. zur Folge haben, daß eine Summe von Intrigen in Konstantinopel einsetzte, die für Italien auch angesichts der Lage auf dem Balkan nicht gleichgültig sein könnte, und wenngleich die Gerüchte, die im letzten Frühjahr umliefen und zu Erörterungen im italienischen Parlament Anlaß boten, daß für den Hafen von Tripolis an eine französische Gesellschaft die Konzession erteilt worden sei, vom Sultan selbst auf das bündigste dementiert worden sind, so hat die Nachricht doch hingereicht, um die öffentliche Meinung in Italien stark zu beeinflussen und einem Einspruch gegen die französische Konfiskation Marokkos weniger geneigt zu machen.

Nächst der Haltung Italiens in Algeciras dürfte uns die **Rußlands** interessieren. Rußland hat — zumal gegenwärtig — in Marokko gar keine Interessen als die, im Konzert der europäischen Mächte nicht zu fehlen und seine Stimme so nützlich als möglich zu verwerten. Sein Vertreter, Graf Cassini, ist einer seiner gewandtesten Diplomaten und mit Fragen von großen internationalen Perspektiven vertraut. Aber man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß auch Rußland sich an Frankreich gebunden fühlt. Weniger durch den Zweibund, dem auch Frankreich nicht treu blieb, als es die Baltische Flotte zwang, die anamitische Küste zu verlassen, und sie dadurch dem Verderben preisgab, sondern durch das Bedürfnis, den Pariser Geldmarkt für Rußland zu sichern, auch wohl die französische Geheimpolizei, und um in Frankreich nicht etwa Sympathien zugunsten Polens hervorzurufen, welche die Lage für Rußland sehr erschweren könnten.

Um so erfreulicher ist es, daß Frankreich selbst sich in Algeciras zum Vertreter der deutschen Auffassung gemacht hat, die zuerst der Kaiser in Tanger ausgesprochen: Unabhängigkeit und Souveränität des Sultans, Integrität seines

Gebiets, volle wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Nationen. In den späteren Verhandlungen zwischen Berlin und Paris ist diese Auffassung deutscherseits mit voller Energie gegen allen Widerspruch festgehalten und so zur Grundlage des Konferenzprogramms gemacht worden. Ihre feierliche Verkündigung aus dem Munde des Herrn Revoil, der ehedem ihr entschiedenster Gegner war, „als Grundlage der französischen Politik“ kann uns Deutschen daher nur recht sein. Wir gönnen es den Franzosen, wenn sie sich aus diesem Anlaß in der Presse selbstgefällig bespiegeln und dabei nicht sehen oder sorgfältig verschweigen, wer eigentlich hinter der erhabenen Pose des Herrn Revoil steht. Die französische Presse wird es nachher leicht haben, zu beweisen, daß die Konferenz „einmütig die Grundlagen der französischen Politik gutgeheißen hat“. Ueber diese von Deutschland mit schweigendem Lächeln geschlagene Brücke zieht dann dereinst die Konferenz von Algeciras als großer Erfolg Frankreichs in die französisch-romanische Geschichtschreibung ein.

Es ist ein oft wiederholter Satz, daß Deutschland keine Mittelmeerinteressen habe. Dieser Satz ist heute jedoch nur noch bedingt oder indirekt richtig. Deutschland hat den Franzosen die Erlaubnis gegeben, nach Tunis zu gehen, es hat sich jetzt der französischen Konfiskation Marokkos widersetzt.[1]) Das hat mit dem Mittelmeer direkt allerdings nichts zu tun, aber die dortige Situation würde eine andre sein, wenn die Franzosen nicht in Tunis säßen, wie sie auch nach deren Festsetzung in Marokko eine andre sein würde. Der scheinbare Widerspruch im Verhalten der deutschen Politik löst sich aber dadurch, daß für Tunis keinerlei deutsche Interessen und auch keinerlei Verträge vorlagen, deren systematische Ignorierung wir uns nicht gefallen lassen konnten, Ignorierung nicht nur durch Herrn Delcassé, sondern auch durch die englisch-französische Konvention selbst, die in einer Form abgeschlossen war, als ob weder die Konvention von 1880 noch Einzelverträge Marokkos mit andern Staaten bestünden. Unzweifelhaft würde die französische Politik sich ihr Geschäft wesentlich vereinfacht haben, wenn sie beizeiten Deutschland die amtliche, nicht nur „gesprächsweise“ Mitteilung gemacht hätte, daß ein derartiger Abschluß mit England bevorstehe, und Deutschland nach denjenigen Forderungen gefragt hätte, die dieses zur Aufrechthaltung seiner Interessen und seiner vertragsmäßigen Rechte dabei zu stellen veranlaßt sein möchte. Es ist nicht anzunehmen, daß man in diesem Falle in Berlin oder in Fes auf die Anrufung der Signatare von 1880 verzichtet haben würde, aber die Diskussion würde jedenfalls einen freundlicheren Charakter angenommen haben und die Weltlage würde von den Spannungen freigeblieben sein, die bis zu dieser Stunde auf ihr lasten, selbst wenn man den militärischen Maßnahmen in den französischen Grenzdistrikten, von denen elsässische Blätter Richtiges und Unrichtiges berichten, keinen allzu großen Wert beilegen will. Tatsache bleibt es zum Beispiel doch, daß die in den französischen Grenzdistrikten um-

[1]) Für die Madrider Konferenz von 1880 hatte der Vertreter Deutschlands die Weisung, mit Frankreich zu gehen, seitdem haben Deutschlands Interessen in Marokko sich wesentlich anders entwickelt, als sie damals waren.

laufenden Nachrichten einen starken Ansturm auf die Metzer Sparkassen hervorgerufen haben.

Der Kabinettswechsel in England ist ja unstreitig als eine gewisse Erleichterung der Situation aufzufassen. Die öffentlichen Kundgebungen, die seitdem in Deutschland sowohl als in England zugunsten der Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Nationen eingesetzt haben, sind eine willkommene Ouvertüre zu der Konferenz in Algeciras gewesen, und wenngleich die zwischen den beiden Ländern vorhandenen Verstimmungen doch wohl nicht so einfacher Natur waren, wie der deutsche Botschafter in London im dortigen Lyzeumklub und der englische Botschafter in Berlin im Berliner Lyzeumklub und beim Festmahl der Handelskammer sie dargestellt haben, so darf man es doch immerhin mit großer Befriedigung verzeichnen, daß die Diplomatie beider Länder es öffentlich ausgesprochen hat, irgendwelcher Grund zu Zwistigkeiten zwischen beiden Nationen sei nicht vorhanden. Es ist dieser Standpunkt deutscherseits allerdings von jeher festgehalten worden. Zwischen dem Auswärtigen Amt in Berlin und dem Foreign Office in London stand keine einzige Frage von tieferer gegensätzlicher Bedeutung zur Verhandlung, die Tatsache einer wirtschaftlichen Konkurrenz, die England nicht nur mit Deutschland, sondern auch noch mit vielen andern Ländern hat, kann niemals ausreichen, einen Konflikt zwischen zwei Nationen zu begründen, die durch tausend andre Beziehungen innerhalb der verschiedensten Gebiete eng aufeinander angewiesen sind. Die Verbesserung des Verhältnisses zwischen Deutschland und England wird selbstverständlich auch das neue Londoner Kabinett nicht bestimmen, Frankreich auf der Marokkokonferenz den diplomatischen Beistand zu versagen, zu dem es konventionsmäßig verpflichtet ist. Aber immerhin werden vermittelnde Bestrebungen in Algeciras sich mit mehr Aussicht auf Erfolg geltend machen, wenn zwischen Berlin und London auch nur bei einem größeren Teil der öffentlichen Meinung keinerlei Spannung und Verstimmung besteht und die amtlichen Beziehungen sich wieder über die Linie der „Korrektheit“ erheben.

So löblich diese Bestrebungen, alle unnötigen oder künstlichen Aergernisse zwischen Berlin und London aus der Welt zu schaffen, immerhin sind, so mag es doch geraten erscheinen, auf deutscher Seite auch in dieser Beziehung den Topf nicht überkochen zu lassen und in England nicht das Gefühl hervorzurufen, als ob man in Deutschland Gott danke, aus einer Verstimmung mit dem englischen Vetter noch einmal mit heiler Haut herausgekommen zu sein. Wären wirklich Interessengegensätze vorhanden, welche die englische Politik in eine deutschfeindliche Richtung drängten, so würden alle Hinweise auf Literatur, Wissenschaft, Kunst und sonstige geistige Verwandtschaft nicht ausreichen, einen solchen Gegensatz zu beschwören. Es liegt immerhin eine Reihe von Tatsachen vor, die zwar nicht zu Verhandlungen der beiderseitigen Regierungen Anlaß geboten haben, aber doch dartun, daß die Beziehungen der beiden Nationen lediglich durch ihre beiderseitige Entwicklung auf andre Gleise als früher gelangt sind. Hierzu gehören die Konzentration der englischen Flotte, die Befestigung

von Dover, der neue Kriegshafen im Norden Englands, der sich direkt gegen die maritime Stellung Deutschlands an der Nordsee richtet, die Bestückung der englischen Kanalküste von der Themse bis Plymouth mit schweren Geschützen neuester Konstruktion, Maßnahmen, die in dem unbedeutenden Zuwachs der deutschen Flotte keine hinlängliche Erklärung finden, an sich auch weder Feindseligkeiten noch Krieg bedeuten, aber doch immerhin dartun, daß man in den amtlichen englischen Kreisen auf Deutschland mit andern Augen blickt als ehedem, und daß man dort mit der Möglichkeit rechnet, die dereinstige deutsche Flotte einmal in den Reihen der Gegner Englands zu sehen. Im übrigen ist ja zuzugeben, daß namentlich die englische Flottenkonzentration sich ebensogut gegen Frankreich oder gegen Amerika richtet und daß sie zu einer Zeit beschlossen wurde, wo eine russische Ostseeflotte von allerdings erheblich überschätzter Bedeutung noch vorhanden oder noch im Werden war.

Spannungen vorübergehender Art zwischen Deutschland und England sind im Laufe des vorigen Jahrhunderts keineswegs so selten gewesen, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Wir haben zwar keinen Krieg mit England gehabt, aber wir wollen nicht vergessen, daß wir ihn im Jahre 1815 ohne die übereilte Rückkehr Napoleons von Elba wahrscheinlich gehabt haben würden; England, Frankreich und Oesterreich waren damals durch Talleyrands Intrigen dahin gebracht worden, sich gegen Deutschland zu verbünden, und wenn wir im Jahre 1815 das Elsaß nicht zurücknehmen und dem damaligen Deutschland nicht bereits eine festere Gestalt geben konnten, so haben wir uns dafür wesentlich bei England zu bedanken. Die lange Zwischenzeit von 1815 bis zum Krimkriege ist gleichfalls keineswegs ohne Reibungen gewesen. Schon nach der Niederwerfung Napoleons hatten Blücher und das preußische Hauptquartier bekanntlich ihre sehr große Not mit den verbündeten Engländern, deren Politik weit mehr nach der französischen Seite als nach der der Verbündeten gravitierte. Eklatanter wurde die Unfreundlichkeit während der schleswig-holsteinischen Bewegung von 1848, die Zeit des Krimkrieges brachte wiederholt Momente, in denen ein Konflikt mit England nichts weniger als ausgeschlossen war. Vergegenwärtigt man sich dann die ganze Periode vom Tode des Prinzgemahls bis zur Aufrichtung des Deutschen Reiches in Versailles, so wird man bei einer genauen Addition wahrscheinlich zu erheblich mehr Unfreundlichkeiten als Sympathiebeweisen von seiten Englands gelangen, und die Zahl der ersteren wäre vielleicht noch größer gewesen ohne das Familienbündnis, dessen Träger der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen waren. Wie wenig die Bismarcksche Periode von Reibungen mit England frei war, ist bekannt trotz der großen Neigung des ersten deutschen Reichskanzlers, mit England auf einem möglichst guten Fuß zu leben. Es hat wiederholt der Entsendung Herbert Bismarcks nach London bedurft, um diplomatische Schwierigkeiten auszugleichen, die bis zu öffentlichen Kundgebungen in den beiderseitigen Parlamenten gediehen waren, ebensowenig ist die Tatsache wegzuleugnen, daß wir bei den kolonialen Auseinandersetzungen mit England auf den verschiedensten Punkten der Erde, allerdings zum Teil

durch unsre Schuld, benachteiligt worden sind. Der gute Vetter drüben hat sich unsre Ungewandtheit in überseeischen Dingen, zumal in kolonialen Grenzfragen, den Mangel richtiger deutscher Karten u. s. w. wiederholt gern zunutze gemacht. Aber man kann ihn deshalb nicht schelten, es war nicht Aufgabe der englischen Diplomatie, deutsche Interessen wahrzunehmen; namentlich einer Politik gegenüber, die auf dem Grundsatze beruhte: „je weniger Afrika, desto besser", bestand für die englische Regierung wohl geradezu eine Pflicht, eine derartige unerwartete Situation nach Möglichkeit für die Interessen Englands auszunutzen. Viele Leute in Deutschland haben sich darüber mit Fug und Recht geärgert, das Echo dieses Aergers tritt uns noch in den Verstimmungen entgegen, die bis in die letzte Zeit angedauert haben und an deren Beseitigung durch Nachtischreden in Deutschland wie in England jetzt mit Fleiß gearbeitet wird. Der Reichskanzler hat durch sein Telegramm an den Grafen Harry Keßler in London den Rahmen vorgezeichnet, innerhalb dessen solche Kundgebungen in Deutschland sich bewegen sollen und von Erfolg sein können. Je weniger die Annäherung auf politischem Gebiet versucht wird und je mehr dafür die geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen, die beide Nationen verbinden, in den Vordergrund gerückt werden, desto nützlicher können solche Versuche sein, namentlich wenn von deutscher Seite auch in der Form eine gewisse Würde bewahrt wird. In der angeborenen deutschen Höflichkeit gegen alles Fremde und Ausländische ist bei der Redaktion deutscher Resolutionen England wiederholt voran-, Deutschland hintangestellt worden, es ist von England und Deutschland, von Englisch und Deutsch die Rede, statt umgekehrt. Das würden weder die Engländer noch die Franzosen noch die Italiener tun. Die Engländer sehen eine solche Höflichkeit als eine aus Mangel an Selbstbewußsein herrührende Bescheidenheit, als eine eingestandene Inferiorität an, und man läuft Gefahr, damit gerade das Gegenteil von dem zu erreichen, was beabsichtigt ist. Es gehört das mit in das Kapitel der nationalen Selbsterziehung, hinsichtlich deren wir allerdings bei den Engländern noch recht viel zu lernen haben.

In den englischen Versöhnungskundgebungen spielen die Vorbehalte zugunsten Frankreichs eine gewisse Rolle, Vorbehalte, die der Meinung neue Nahrung geben, daß zwischen den beiden Ländern doch noch andre und intimere Beziehungen bestehen, als sie in der Konvention vom 8. April 1904 zum Ausdruck gelangt sind. In Deutschland denkt selbstverständlich niemand daran, von den Engländern zu verlangen, daß sie die französische Freundschaft abschwören sollen, um die unsrige dafür einzutauschen. Die starke Betonung, mit welcher der englische Botschafter bei dem Festmahl der Berliner Handelskammer auf diesen Umstand hingewiesen hat, mußte naturgemäß eine noch größere Beachtung finden als die gleichlautenden Hinweise in den englischen Zeitungen, und auch Sir Thomas Barclay hat im Gürzenichsaale zu Köln ausdrücklich hervorgehoben: „Englands auswärtige Politik ist gegenwärtig in den Herzen des englischen Volkes auf das englisch-französische Einvernehmen festgelegt." Hiernach hätte Herr Delcassé mit seiner Spekulation auf ein englisches Bündnis gegen Deutschland vielleicht gar

nicht so unrecht gehabt. Fügt doch selbst Sir Thomas Barclay in seiner für uns sehr freundlichen Rede hinzu, daß das mangelnde Einvernehmen zwischen Deutschland und Frankreich die einzige Schwierigkeit sei, die sich noch biete, um den Widerstand gegen ein herzliches Einvernehmen zwischen Deutschland und England zu brechen. In unser geliebtes Deutsch übertragen heißt das: ein herzliches Einvernehmen mit Deutschland bleibt für England abhängig von den Beziehungen Deutschlands zu Frankreich. Vorbedingung einer deutsch-französischen Verständigung ist nun aber, daß Frankreich endlich stillschweigend auf Elsaß-Lothringen verzichtet, nachdem es dies vor sechsunddreißig Jahren in einem feierlich verbürgten Friedensvertrage getan, aber seitdem unaufhörlich gegen seine Unterschrift Stellung genommen, obwohl es in seinen Wünschen (Tunis!) von Deutschland manche Förderung erfahren hat. Ist doch selbst die Niederwerfung der Kommune und die Aufrichtung einer geordneten Regierung in Frankreich im Frühling 1871 nur durch deutsches Wohlwollen möglich gewesen! Frankreich wird sich aber zu diesem Verzicht nie entschließen, solange hochstehende Engländer in der Meinung beharren, von Frieden zwischen Deutschland und Frankreich und somit vom Frieden Europas könne keine Rede sein, solange Deutschland Elsaß-Lothringen festhalte. Von seiten eines regierenden deutschen Fürsten ist unwidersprochen bezeugt worden, daß solche Auffassung bei der Begräbnisfeier Kaiser Wilhelms im März 1888 von sehr hoher englischer Seite einen prägnanten Ausdruck gefunden hat, die Antwort darauf hat der kaiserliche Enkel am 16. August jenes Jahres bei der Enthüllung des Prinz-Friedrich-Karl-Denkmals in Frankfurt a. O. erteilt. Besteht diese Ansicht in den maßgebenden und einflußreichen Kreisen Großbritanniens auch heute noch fort — und manche Anzeichen dafür sind vorhanden —, dann ist es eben doch England, das aus Gründen englischer politischer Interessen jene deutsch-französische Annäherung verhindert, für die Sir Thomas Barclay sich so warm als ... für die Vorbedingung deutsch-englischer Herzlichkeit ausgesprochen hat. Von keiner einflußreichen Persönlichkeit Englands hat man jemals die Forderung gehört, daß Frankreich den Italienern Nizza und Savoyen zurückerstatten solle. Weshalb denkt man in England in bezug auf Elsaß-Lothringen anders? Es handelt sich dabei für uns Deutsche nicht um eine fruchtbare Grenzmark von $1^1/_2$ Millionen Einwohnern, sondern um die strategisch und politisch wichtige Grenze, die ebenso den Einbruch französischer Heere wie den Einbruch französischer Politik und Intrigen nach Deutschland verhindert. Nicht umsonst hat Bismarck gegenüber Jules Favre Straßburg als den Schlüssel zum deutschen Hause bezeichnet, „den wir haben wollen". Als eine schöne rednerische Figur in Nachtischreden mag sich das deutsch-französische Einvernehmen im Munde englischer Gelegenheitsredner recht gut ausnehmen, — die englische Staatskunst, gleichviel ob die konservative oder die liberale, denkt darüber anders. Welche Partei auch immer im Foreign Office die Geschäfte leiten mag, niemals wird von dort nach Paris der Rat gegeben werden, Deutschland Versicherungen in bezug auf Elsaß-Lothringen zu erteilen und damit eine dauernde Annäherung zu eröffnen. Im Gegenteil! Würde jemals in Paris

eine solche Anschauung Platz greifen, so würde sie von England hintertrieben werden. Wir zürnen deswegen den Engländern nicht. Politik ist ein realistisches Geschäft, und bei keinem Spiel mehr als bei dem diplomatischen hat jeder Spieler die Pflicht, möglichst viele und gute Atouts in die Hand zu bekommen. Zur Reinigung der politischen Atmosphäre zwischen Berlin, London und Paris wollen trotz allem auch wir Deutschen zu unserm Teile gern und bereitwillig beitragen, aber dabei gleich unsern beiden Nachbarn des Wortes eingedenk bleiben: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig einsetzt für ihre Ehre."

Zu den englischen Schriftstellern, die den Beziehungen zwischen Deutschland und ihrem Vaterlande in verständiger Weise Rechnung tragen, gehört Edward Dicey, der sich im Gegensatz zu früheren Auffassungen, die deutscherseits eine Richtigstellung hervorgerufen hatten, im Januarheft der „Empire Review" in einem Rückblick auf das Jahr 1905 in einer Weise ausspricht, die bei uns kaum einem Widerspruch begegnen dürfte. Im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute erkennt er an, daß Deutschland durch seine geographische Lage, seine industriellen und dynastischen Beziehungen zur Aufrechterhaltung eines freundschaftlichen Verhältnisses mit Rußland veranlaßt sei und daß ebenso die polnischen Bestrebungen, die sich auf eine Wiederherstellung Polens richten, das Band zwischen beiden Ländern verstärken. Er erkennt ferner an, daß das Friedenswerk von Portsmouth wesentlich der Unterstützung zu verdanken sei, die der Deutsche Kaiser der Friedenspolitik des Präsidenten Roosevelt geliehen habe (es war wohl etwas mehr als „Unterstützung"), und fügt hinzu, alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der Kaiser bezüglich der inneren Schwierigkeiten Rußlands in seinen Ratschlägen an den Zaren eine gleiche Politik befolgt habe. Die Ratschläge, die von Berlin nach Petersburg gegangen seien, hätten große Aehnlichkeit mit denen des Londoner Kabinetts gehabt, nämlich dahin, daß die Wiederherstellung der Ordnung von großen liberalen Konzessionen begleitet sein müsse. Im übrigen habe Deutschland ausdrücklich erklärt, daß es in keiner Weise in den Konflikt zwischen der russischen Staatsgewalt und ihren polnischen Provinzen einzugreifen gedenke, falls kein Angriff auf die Provinz Posen stattfände. Dicey gibt des ferneren zu, daß, nachdem Deutschland schon den Zweibund zwischen Frankreich und Rußland mit Mißfallen gesehen habe, man nicht erstaunt sein könne, daß es auch das französisch-englische Bündnis mit ungünstigen Augen betrachte. (Es ist festzustellen, daß Dicey hierbei ausdrücklich das Wort „alliance" gebraucht.) Solange die „entente cordiale" sich darauf beschränkt habe, daß England und Frankreich einander ihre Situation in Aegypten und Marokko erleichterten, habe Deutschland keinerlei Protest erhoben; als es aber offenkundig wurde, „daß Frankreich den englisch-französischen Vertrag als ein allgemeines, nicht als ein spezielles Abkommen interpretierte, und als diese Interpretation durch die überflüssigen (exuberant) Sympathiebezeugungen der britischen Presse und des Publikums bestätigt wurde, nahm Deutschland Gelegenheit, gegen die Gültigkeit irgendeines Abkommens zwischen europäischen Mächten zu protestieren, das die zukünftige Verwaltung eines unabhängigen Staates zum Gegenstande habe, in dem andre

europäische Länder politische oder kommerzielle Interessen hätten". Dicey fügt hinzu, nachdem er noch die auf Marokko bezügliche Stelle der letzten deutschen Thronrede zitiert hat, daß die englische Regierung sicherlich kein andres Verhalten angenommen haben würde, wenn zum Beispiel Frankreich und Italien sich in gleicher Weise über Syrien (!) verständigt hätten und dies ohne Billigung oder selbst Kenntnis Englands geschehen wäre und ohne Rücksicht auf die kommerziellen und industriellen Interessen Englands in Kleinasien. Er sagt wörtlich: „Wir haben also keinen Grund, uns zu beklagen, sondern eher das Gegenteil, daß Deutschland den Grundsatz aufgestellt hat, es sei nicht zulässig, daß zwei Mächte ein Abkommen untereinander über einen unabhängigen Staat treffen, ohne daß dieses Abkommen zuvor einer internationalen Konferenz vorgelegen hat und vom Konzert der europäischen Mächte gebilligt worden ist."

In der Tat ist die von Deutschland durchgefochtene Aufstellung und die erreichte internationale Anerkennung dieses Prinzips eine Neuerung in der Diplomatie und auch von diesem Gesichtspunkt aus ein großes Verdienst des Fürsten Bülow, das sich in der Praxis als viel wertvoller herausstellen dürfte als alle Schiedsgerichtsbestrebungen. Dicey führt dann des weiteren aus, daß die Haltung der deutschen Regierung gegen Frankreich die Republik doch weit mehr angehe als England. Die öffentliche Meinung in England möge zu der Annahme neigen, daß Frankreich von einem feurigen Friedenswunsch beseelt sei und jeden Gedanken an die Wiedereroberung der 1870 an Deutschland verlorenen Provinzen aufgegeben habe. (?) Die öffentliche Meinung in Deutschland sei entgegengesetzter Ansicht, aber Meinungen seien frei, und es sei nicht Englands Sache, festzustellen, welche Ansicht mit den Tatsachen am meisten in Uebereinstimmung stehe. Aber wenn die deutsche Regierung glaubte, daß das französische Ministerium, in dem Herr Delcassé das führende Mitglied war, ernstlich eine den Interessen des Friedens zwischen beiden Ländern feindliche Politik verfolgte, so sei nicht einzusehen, weshalb Deutschlands erfolgreiche Bemühungen, den Rücktritt des französischen Ministers des Auswärtigen herbeizuführen, als eine Beleidigung Englands angesehen werden solle. „Alles, was zu tun wir durch das englisch-französische Abkommen uns selbst verpflichtet haben, beruht nur in der Unterstützung der Einrichtungen, die Frankreich beabsichtigt, um uns in den Maßnahmen zu unterstützen, die wir in Aegypten für zeitgemäß halten." Auf der bevorstehenden Konferenz habe England jede von Frankreich vorgeschlagene Politik zu unterstützen und habe damit alle seine Verpflichtungen gegen den Genossen der Entente cordiale erfüllt. Aber es sei nicht nötig, bei Deutschland den Eindruck wachzurufen, den es im letzten Sommer zu haben schien, daß wir Frankreich aufhetzen (egging on France). England solle seinen freundschaftlichen Einfluß bei beiden Mächten gebrauchen, um so viel als möglich ein Abkommen herbeizuführen, das beide befriedige. Es sei kein Grund, anzunehmen, daß Deutschland abgeneigt sei, die besondere Stellung Frankreichs in Marokko anzuerkennen, und wenn dem so sei, so bleibe nur übrig, die notwendigen Reformen auf eine internationale Basis zu stellen und ein für allemal

klarzumachen, daß keine einzige Nation ein Monopol im marokkanischen Handel beanspruchen könne. England habe sich niemals verpflichtet, einen Streit, den Frankreich mit Deutschland haben könne, als seinen eignen aufzunehmen, ebenso sei Frankreich nicht gebunden, einen Streit aufzunehmen, den England mit Deutschland haben könne, und es würde dies sicherlich nicht tun, es sei denn, daß England vorbereitet wäre, es durch ein Offensiv- und Defensivbündnis gegen das Deutsche Reich zu unterstützen. Dicey knüpft hieran die Ausführung, daß der Gedanke eines Krieges mit Deutschland für die Engländer vollständig unfaßbar sei und sie nicht annehmen könnten, daß er irgendwo in England für möglich gehalten werde. In Frankreich dagegen werde der Gedanke als tatsächlich in das Gebiet der praktischen Politik tretend betrachtet, und man dürfe sich daher nicht wundern, wenn er in Deutschland als das mögliche, wenn auch nicht das wahrscheinliche Ergebnis der wachsenden kommerziellen Rivalität zwischen beiden Ländern angesehen werde. Es herrsche der Eindruck vor, daß England auf eine Gelegenheit warte, Deutschland als einem furchtbaren Mitbewerber auf den Weltmärkten, die es bisher als sein eignes Monopol betrachtet habe, eine tödliche Wunde zuzufügen, und dieser Eindruck sei vermehrt worden durch die verschwenderischen Zuneigungskundgebungen zu Frankreich, die durch die Erfordernisse der Lage in keiner Weise gerechtfertigt waren. Um die Wahrheit zu sagen, bedeute das englisch-französische Abkommen für England nichts weiter, als daß es Frankreich bestimmt habe, eine Politik aufzugeben, die sich gegen die englische Okkupation Aegyptens richtete und die Stellung Englands daselbst nur noch durch einen Krieg haltbar gemacht haben würde. „Als Nation sind wir froh darüber, daß die mögliche Ursache eines Konflikts beseitigt ist, aber wir können darin keinen Grund zu einer übertriebenen Dankbarkeit finden, daß Frankreich eine vergebliche Opposition gegen vollendete Tatsachen aufgegeben hat“ (a fatuous and futile opposition).

Dicey wendet sich nun dem Umstande zu, daß diese obenerwähnten Eindrücke verschlimmert worden seien durch die deutsche und die englische Presse während der letzten zwölf Monate, und namentlich sei der Teil der englischen Presse daran beteiligt gewesen, der dafür gelte, die regierenden Klassen ebenso wie den Reichtum und die Intelligenz Großbritanniens zu repräsentieren. Es seien indes erfreulicherweise Zeichen einer allmählichen Mäßigung in beiden Ländern vorhanden, „und wenn das neue britische Ministerium gut beraten sei, werde es jede Gelegenheit ergreifen, kundzutun, daß England, welche Sympathien es auch immer für Frankreich haben möge, doch ängstlich darauf bedacht sei, die Freundschaft mit dem großen teutonischen Königreiche zu sichern, das mit ihm durch so viele Bande der Abstammung, der Religion und des Handels verknüpft sei“. Bemerkenswert ist hierbei freilich, daß die internationalen Beziehungen Englands und namentlich der Gegensatz zu Deutschland in der englischen Wahlbewegung gar keine Rolle gespielt haben. Auch der hier behandelte Artikel erwähnt das in keiner Weise.

Dicey kommt nun auf die Frage der kommerziellen Rivalität zwischen beiden Ländern zu sprechen. Er erkennt an, daß Deutschland der einzige ernstlich in Betracht

kommende Rivale in Europa sei, bestreitet aber die Annahme, daß vom kommerziellen und industriellen Gesichtspunkt ein Niedergang Englands behauptet werden könne. Selbst wenn man das zugeben wolle, so sei die Frage doch berechtigt, was die Engländer denn zu ihrem eignen Schutz getan hätten? Wenn der rapide Aufschwung des deutschen Handels zu Lande und zur See den zum Schutz der nationalen Industrien eingeführten Zöllen zu danken sei, so habe England das Heilmittel in der Hand; wenn es aber bei seiner Ergebenheit an die abstrakten Prinzipien des Freihandels ablehne, sein Zollsystem zu ändern, so sei nichts dagegen zu sagen oder zu tun, als den Verlust hinzunehmen und sich darüber mit der Betrachtung der eignen Tugend zu trösten. Seien anderseits die Fabrikanten, Kaufleute und Künstler Deutschlands wirklich intelligenter, unternehmender, industrieller und wirksamer als die Engländer, was er nicht glaube, so müsse naturgemäß der deutsche Handel durch das Gesetz der Schwere wachsen und der englische abnehmen.

Auch bezüglich der deutschen Flotte teilt Dicey nicht die Anschauungen eines großen Teils der englischen Presse. Wenn der Deutsche Kaiser, das deutsche Parlament und die deutschen Steuerzahler einverstanden seien, die Mittel aufzubringen, um Deutschland eine enorme Flotte zu schaffen, die in einer noch ziemlich entfernten Periode Deutschland auf den Fuß bringen könnte, eine gleiche Seemacht wie Großbritannien zu haben, wie wolle England die Ausführung dieses Projektes hindern? Die bisherigen Räsonnements gingen darauf hinaus, daß England verpflichtet sei, Deutschland mitzuteilen, wenn es fortfahre, seine Flotte zu vermehren, so werde England gezwungen sein, etwas zu tun, um diese maritime Entwicklung aufzuhalten. Dies könne doch aber nicht anders geschehen, als daß England bereit sei, einen Krieg mit Deutschland anzufangen, um dessen bestehende Flotte noch in ihrer Kindheit zu zerstören; das würde eine Handlungsweise sein, die er wenigstens nicht verstehen könne. Die gewöhnliche Selbstachtung sowohl als der gesunde Menschenverstand sollte selbst die eifrigsten Gegner Deutschlands in England von Drohungen abhalten, die auszuführen sie nicht die Macht hätten, und falls die Macht, sie jedenfalls nicht den Willen hätten. Dicey wendet sich sodann mit einigen Worten auch noch gegen die Vorwürfe, welche die englische Presse dem Deutschen Kaiser gemacht habe wegen seiner Nichtbeteiligung an der Flottendemonstration gegen die Türkei. Dicey wünscht, daß England, anstatt diese Haltung der deutschen Politik zu tadeln, ihrem Beispiele gefolgt wäre, zumal damit tatsächlich sehr wenig erreicht worden sei. Zum Schluß teilt er die guten Wünsche, die der deutsche Botschafter in London, Graf Metternich, bei dem Diner des dortigen Lyzeumklubs ausgesprochen hat und die in den Worten gipfelten, daß Deutschland mit Freuden jede Freundschaftskundgebung aus England erwidern werde. In diesen Worten, so schließt er, sei die richtige Note angeschlagen, und es erübrige nun, zu sehen, welchen Vorteil England davon haben könne, wenn es den Neujahrswunsch des deutschen Botschafters bezüglich der Wiederherstellung der Freundschaft und des guten Einvernehmens annehme. — Seitdem der Artikel erschienen, haben die Wünsche

des Grafen Metternich in beiden Ländern ein ausgiebiges Echo gefunden. Die deutsche Politik sowohl wie die öffentliche Meinung im Deutschen Reiche werden gern bereit sein, bei jener Note zu bleiben, soweit sie auf ein entsprechendes Echo in England selbst rechnen können. Es kann daher nur erfreulich sein, wenn viele solche Stimmen, wie die hier in Kürze skizzierte Ausführung Diceys, in Großbritannien laut werden.

Eine Betrachtung über Deutschland und die auswärtige Politik kann diesmal nicht geschlossen werden, ohne des außerordentlichen Verlustes zu gedenken, den Deutschland gerade auf diesem Gebiete durch das Hinscheiden des Staatssekretärs von Richthofen erlitten hat. Es ist den amtlichen und nichtamtlichen Nekrologen in der Presse und vor allem den hochehrenden Beileidsworten des Kaisers an die Hinterbliebenen kaum etwas hinzuzufügen. Freiherr von Richthofen war der Typus des alten preußischen Beamten, der mit nicht zu übertreffender Pflichttreue und Hingebung, ja Begeisterung, an seinem Amte hing und für die Leitung der ihm unterstellten Behörde im Großen wie im Kleinen in jeder Hinsicht eine unermüdliche Tätigkeit entfaltet hat. Wenn zu den an seinem Sarge zahlreich niedergelegten Ruhmeskränzen noch ein Blatt hinzugefügt werden darf, so sei es das, daß Fürst Bismarck, als er zu Anfang der neunziger Jahre die damalige Leitung des Auswärtigen Amtes scharf kritisierte, auf die Frage, wen er denn für diesen Posten geeignet erachte, erwidert hat: Von allen deutschen Diplomaten könnten dafür nur zwei in Betracht kommen: der jetzige Reichskanzler und der nun so früh aus seiner Wirksamkeit gerissene Freiherr von Richthofen. Bismarck hat selbst wiederholt ausgesprochen, daß seine Anerkennungsfähigkeit für die Leistungen andrer nicht groß sei (Briefe aus dem Feldzuge 1870 S. 61 in bezug auf Delbrück), um so wertvoller bleibt seine Anerkennung in diesem Falle.

Der Nachfolger des so früh seiner Wirksamkeit entrissenen Staatssekretärs, Herr von Tschirschky und Bögendorff, bringt für sein Amt außer einer guten diplomatischen Schulung und der noch unberührten Arbeitskraft des Mannes in den vierziger Jahren die unerläßliche Voraussetzung mit, das Vertrauen des Kaisers und des Reichskanzlers zu besitzen. Als diplomatischer Reisebegleiter des Kaisers hat er nicht nur reiche Gelegenheit zur persönlichen Orientierung im Auslande gehabt, sondern er ist dadurch auch über alle schwebenden Fragen der großen Politik unterrichtet, was gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders erwünscht sein muß.

Varnhagens Denkschrift an den Fürsten Metternich über das junge Deutschland 1836

Mitgeteilt und erläutert

von

Ludwig Geiger

Das nachfolgende hochwichtige Aktenstück war bisher vollständig unbekannt. Daß es erlassen war, wußte man aus Varnhagens Erzählung in den „Denkwürdigkeiten"; alle Versuche aber, Kenntnis davon zu erhalten, waren vergebens. Noch 1901 konnte H. H. Houben schreiben, „das Wiener Staatsarchiv verweigert jede Auskunft darüber", und er fügte resigniert hinzu: „Ob sie noch vorhanden ist, steht dahin." Jetzt hat auf meine Bitte das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien mir die Einsichtnahme in das Aktenstück gern gestattet, und ich darf es hier folgen lassen. Zum Verständnis brauchen nicht viele Worte vorausgeschickt zu werden.

Unter dem Namen des „Jungen Deutschlands" waren im November 1835 durch den Bundestag und durch Preußen fünf junge Männer: Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt, die keine äußere und nicht allzuviel innere Gemeinschaft miteinander hatten, fälschlich als geschlossene Gruppe zusammengefaßt und unter erdrückende Ausnahmegesetze gestellt worden. Sie galten als Feinde der Religion, der Sittlichkeit und des Vaterlandes, sie wurden beschuldigt, in ihren Romanen, Skizzen und politischen Schriften die ärgsten Verbrechen begangen zu haben, und mußten nicht bloß die Konfiskation ihrer bisherigen Schriften erleiden, sondern sollten für alle Zeit mundtot gemacht werden.

Die jugendlichen Genossen, von denen die meisten die kühne Richtung ihrer Jugendschriften bald bereuten und in andre Lager abschwenkten, hatten mit Varnhagen von Ense Fühlung gesucht, der, damals kaum ein Fünfziger, von ihnen als Patriarch betrachtet wurde und der als Hauptgönner der literarischen und freiheitlichen Bestrebungen angesehen wurde. Aber Varnhagen, der sich zwar in dieser Mäcenatenrolle wohl gefiel, konnte doch, obgleich er schon seit anderthalb Jahrzehnten kaltgestellt war, seine kurze diplomatische Glanzzeit nicht vergessen. Er frondierte zwar, sehnte sich jedoch nach Hofluft, und trotz seiner gelegentlichen Begönnerung junger Demagogen mochte er den Dunstkreis alter Exzellenzen nicht entbehren. Daher hatte er das Verlangen, seine Hand in allem zu haben, und da sein Rat in Preußen nicht eingeholt wurde, so schielte er nach Oesterreich.

Er erbat — denn da er als Geheimer Legationsrat nur zur Disposition gestellt und nicht seines Dienstes entlassen war, so galt er als Beamter — im Mai 1834 einen viermonatigen Urlaub zu einer Reise nach Oesterreich, erhielt aber nur zwei Monate bewilligt. Er benutzte sie zu einer Reise nach Wien und kam dort viel mit dem Fürsten Staatskanzler Metternich zusammen. Nach seinen

eignen Mitteilungen in den „Denkwürdigkeiten“ hatte er mit Metternich eingehende Gespräche über Literatur und nahm in diesen die Gelegenheit wahr, um gegen die Zensur loszuziehen und dem Unterredner die Grundzüge einer ganz Deutschland umfassenden Akademie und einer Goethe-Gesellschaft vorzulegen, die beide dazu dienen sollten, die jüngeren Schriftsteller zu sammeln „und die manchen irreschweifenden Köpfen zum rettenden Sammelplatz dienen könnte“. Unter den jungen Männern, die er besonders im Auge hatte, nannte er Heinrich Laube.

Diese Vorschläge, bei denen fraglich bleibt, ob unter Akademie und Goethe-Gesellschaft eine einzige Gemeinschaft oder zwei verschiedene Vereine gedacht waren, hatten keine unmittelbare Folge. (In dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchive haben sich keinerlei weitere Aufzeichnungen darüber gefunden.) Als nun aber am 14. November die drakonischen preußischen Verfügungen gegen das Junge Deutschland erlassen und am 10. Dezember die Beschlüsse des Bundestages gefaßt waren, erinnerte sich Metternich jener Unterhaltung und forderte auf Grund der damals geäußerten Gesinnungen Varnhagen auf, ihm seine Meinung über die jüngste Bewegung zu sagen. (19. Dezember 1835.)

Wie wenig eilig Metternich es mit der Beantwortung seiner Frage hatte, geht daraus hervor, daß er seine Aufforderung nicht der Post oder einem Kurier, sondern einem in russischen Diensten stehenden literarisch dilettierenden Diplomaten, Herrn Karl von Schweitzer, anvertraute; man braucht freilich keine tieferen Absichten darin zu sehen, daß der mächtige österreichische Staatsmann dem preußischen Diplomaten diese Bitte durch einen noch in russischen Diensten stehenden Beamten übersandte.

Wenige Wochen, nachdem er das Schreiben erhalten, übersandte Varnhagen seine Antwort, die folgendermaßen lautet:

Durchlauchtigster Fürst!

Ew. Durchlaucht verehrtes Schreiben vom 19. Dez. v. J. ist mir durch den Ueberbringer erst am 12. März d. J. eingehändigt worden, und leider mußte sich dieser großen Verspätung des Empfanges, der mich schon genug bestürzte, gleich eine neue für die Beantwortung hinzufügen. Denn ich lag an einer Krankheit darnieder, deren hartnäckige Langwierigkeit, wie dies bei Influenza gewöhnlich, gegen alle Mittel die Oberhand behielt. Eben erst will sich ein Anfang des Genesens zeigen, und diese Zeilen sind die ersten, welche ich an meinem Tische zu schreiben versuche. Ew. Durchlaucht haben mein langes Schweigen gewiß schon durch Voraussetzung solcher Umstände, wie diese erwähnten sind, gütigst erklären wollen und dem Gedanken, der für mich die kränkendste Ungerechtigkeit wäre, daß meine Beeiferung hier im Fehl sein könnte, keinen Augenblick Raum geben mögen!

Erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich nun sofort den Gegenstand aufnehme, wegen dessen Sie mich befragen. Wiewohl ich überzeugt sein muß, daß in der großen Zwischenzeit bereits mancher Aufschluß sich ergeben habe, so wird meine Mitteilung doch vielleicht noch einiges ergänzen, andres bestätigen können

Was ich Ew. Durchlaucht früher, in betreff einer Deutschen Akademie, dann hinsichtlich eines Vereins, zu welchem Goethes Namen und Geist der Mittelpunkt sein sollte, vorzulegen gewagt, hatte den bestimmten Zweck, der literarischen Verwirrung, welche ich seit Goethes Tod mit jedem Tage anwachsen sah, feste und wirksame Gegenmächte literarischer Art entgegenzustellen; die besseren Bestrebungen sollten sich in diesen Gebilden näher vereinigen, der Nation ihre höhere Geistesrichtung deutlich vor Augen halten, den Unfug aber, wo nicht verhüten, was auf diesem Gebiete wohl nie ganz gelingen kann, doch auf den engsten Raum beschränken und in sich selbst untergehen lassen. Meine Besorgnis war, wie die Folge gezeigt, nur allzuwohl begründet, wenn ich auch keineswegs glaubte, sie schon so nahe und auffallend gerechtfertigt sehen zu sollen!

Die literarischen Erscheinungen, welche im vorigen Sommer so großes Aergernis gegeben, sind ihrem Wesen nach keine Neuheit, sondern nur die Fortsetzung einer seit vielen Jahren eifrig bemühten Wirksamkeit, welche hauptsächlich im südwestlichen Deutschland sich angesiedelt hat. Sie gehen ganz eigentlich aus der Schule des Mannes hervor, der späterhin, wegen zufälligen Zwiespaltes als der Ankläger und Widersacher jener Erscheinungen auftrat. Seit Jahren wird in dem Stuttgarter Literaturblatt ein frecher und gemeiner Liberalismus gepredigt, jede würdige Autorität herabgesetzt, insbesondere Goethe lästerlich verunglimpft und jeder Schriftsteller als schlecht und dem deutschen Vaterlande feindlich gesinnt geschildert, der nicht in das hohle Geschrei einstimmt, das seit dem Jahre 1830 so vielfältig laut geworden. In diesem Hasse gegen Goethe, gegen den Philosophen Hegel, dessen Lehre dem Bestehenden zu günstig schien, gegen Preußen, wo Mäßigung und Ordnung kein wildes politisches Treiben aufkommen ließen, in dieser Richtung zu persönlicher Ungebühr und frechem Hohn wurde namentlich Gutzkow als Mitarbeiter jenes Literaturblatts erzogen. Jünger, eifriger und unstreitig auch weit begabter als sein Meister, überflügelte er denselben bald, und sein Versuch, selbständig zu sein, führte den Zwiespalt herbei, durch welchen die öffentliche Aufmerksamkeit lebhaft angesprochen wurde. Mir war die ganze Richtung, in ihrer Wurzel wie in ihrer Blüte, tief zuwider, die Mißhandlung, die Goethes Namen erfuhr, hatte mich schon immer empört; die jüngeren Schriftsteller ließen es nicht an feindlichen, brutalen Aeußerungen fehlen, die mich persönlich noch empfindlicher verletzt hätten, wäre meine Empfindlichkeit hier zu treffen gewesen; und wenn ich gleichwohl in diesen unreifen, geschmacklosen Schriften unverkennbare Spuren großen Talentes finden mußte, Fähigkeiten, welche besserer Pflege wert schienen, so konnte ich höchstens mit Goethes Unmut sagen: „Ich leugne die Talente nicht, wenn sie mir auch mißfallen."

Kaum aber war jener Zwiespalt ausgebrochen, so ging in den Richtungen beider Teile eine merkliche Veränderung vor. Die eine Seite suchte sich auf Sittlichkeit und Ehrbarkeit zu stützen, ohne jedoch das Mißtrauen tilgen zu können, daß diese Begriffe jetzt nur heuchlerisch in der Not als bequeme Hilfe dienen sollten. Die andre Seite wünschte einzulenken, dem edleren Geschmacke zu huldigen und sich mit der allgemeinen Geistesbildung der Nation zu vereinigen.

In diesem einlenkenden Sinne war es, daß Gutzkow, dem sich Wienbarg verbunden hatte, die Zeitschrift ankündigte, welche jedoch gar nicht erscheinen durfte; denn der Sturm war schon ausgebrochen, und es blieb kein Raum mehr, den bessern Sinn zu betätigen. Inzwischen hatten die beiden jungen Schriftsteller doch insoweit sich erklärt, daß sie glaubten, auf Goethes Verehrer und Freunde einen guten Eindruck gemacht zu haben. Sie forderten auch mich zu Beiträgen für ihre Zeitschrift auf, die sie noch zu retten hofften; ich antwortete durchaus ablehnend, indem ich bemerkte, ich sei überhaupt kein Schriftsteller für Tageblätter und müsse mich auf die Arbeiten beschränken, welche aus eigner Wahl und Vorsatz mir gehäuft oblägen. Die beiden Herausgeber begingen, trotz dieser Antwort, die leichtsinnige Ungebühr, mich bald darauf dennoch öffentlich zu nennen, als hätten sie meine Zusage erhalten. Aufgebracht über eine solche dreiste Unwahrheit, widersprach ich derselben öffentlich, jedoch nur notgedrungen und möglichst milde, weil ich gegen den falschen Schein, dieser Seite anzugehören, durchaus nicht den ebenso falschen eintauschen wollte, als könnte ich mit ihrem Widerpart je gemeine Sache machen. Hiermit erledigt sich so ziemlich alles, was mich persönlich in dieser Angelegenheit betrifft.

Nun muß ich aber sogleich die Bemerkung beifügen, daß die hochklingende und beunruhigende Benennung „Junges Deutschland" mir keinen Augenblick etwas zu bedeuten geschienen hat. An einen Plan, an eine Verbündung, an verzweigte Verabredung und eingerichtete Hilfsmittel war auf keine Weise zu denken. Leichtsinn und Torheit sind auch unfähig, irgendeinen Zusammenhang zu stiften. Ich kenne weder Gutzkow noch Wienbarg, aber ich habe genug von ihnen erfahren, um weder dem einen noch dem andern die Absicht oder Kraft zuzutrauen, in solcher Art gefährlich zu sein. Mir war schon früher einmal begegnet, daß ein junger deutscher Gelehrter öffentlich einen literarischen Verein als bestehend ankündigte, aber auf meine bestimmte Nachfrage vertraulich eingestand, bis jetzt sei er selber nur das einzige Mitglied! Von jenen beiden möchte wohl dasselbe gelten, denn selbst ihr Zusammenstehen war nur scheinbar, und innerlich entzweit, trugen sie ihre Trennung schon vorbereitet. Zwei andre der jungen Schriftsteller, die man mit jenen für eng verbunden hielt, kenne ich persönlich und wußte mit Zuverlässigkeit das Gegenteil. Mundt hatte sogar schon öffentlich gegen Gutzkow geschrieben, und ich warnte ihn nur, nicht heftiger in diese Streitigkeiten einzugehen. Laube hingegen war in dieser ganzen Zeit, wie noch jetzt, einzig bemüht, die Unbesonnenheiten früherer Jahre vergessen zu machen und seine inzwischen gereifte Bildung und Einsicht den Behörden darzutun, deren Gunst er in Anspruch zu nehmen hatte. Diese jungen Männer, welche man durch einen Mißgriff, der aus völliger Unkunde hervorging, in die gleiche Kategorie zusammenwarf, hatten wenig Gefallen aneinander, bekämpften sich wechselseitig und wiesen eifrigst jeder des andern Unzulänglichkeit nach. Nicht leicht können sich in einem so jugendlichen Kreise mehr Gegensätze und Antipathien auftun als in diesem, den man das Junge Deutschland nennt! Daß eine gewisse Zeitstimmung in diesen jungen Köpfen gemeinsam herrscht und wirkt, kann nicht geleugnet werden; allein

diese Zeitstimmung ist so luftartig verdünnt und verbreitet, daß man neben jenen Namen noch dreißig oder vierzig andre nennen könnte, ohne die Reihe zu erschöpfen oder auch nur mit Sicherheit annehmen zu können, ihre hauptsächlichsten Manifestationen herausgegriffen zu haben!

Dies führt zu einer allgemeineren Betrachtung, welche zu meinen anfänglichen Vorschlägen zurückleitet. Von jeher ist in der Literatur ein Element der Opposition gewesen, das mit dem Staat, der Kirche, den Sitten in mehr oder minder entschiedenen Kampf gerät. Dies wird immer und ewig so sein und durch Zensur und Polizei nie bemeistert werden, am wenigsten bei uns, wo das literarische Feld so schwer zu kennen und zu beaufsichtigen ist. Das Bedeutendste und Mächtigste steht großenteils durch die wissenschaftliche Form außerhalb des Bereichs der Staatsbehörden; das flüchtig Aergerliche und Verletzende hat längst gewirkt, ehe diese einzuschreiten vermögen. Eine unlösbare Schwierigkeit liegt aber besonders in dem Umstand, daß die Literatur in ihren Vorräten für eine jede heute gefährlich erachtete und strafbare Richtung glänzende Beispiele und scharfe Waffen hat, denen man Ansehen und Gültigkeit gar nicht mehr absprechen kann. Des ganzen klassischen Altertums hier nicht zu erwähnen und bloß einiger neueren Schriftsteller zu gedenken, so möchte die Wirksamkeit Voltaires, Byrons, Wielands und so vieler andern, welche man den Sitten, dem Staat und der Religion für gefährlich hält, wohl durch keine Macht mehr zu beschränken sein, und andre Schriftsteller, denen man die gleiche Beschuldigung gemacht, wie Friedrich Schlegel, Fichte, Schleiermacher, Tieck, sind allmählich in ein ehrenfestes, ich möchte sagen durch den Staat sanktioniertes Ansehen getreten, und man hat vergessen, daß sie einst als Frevler gegen die Sitten, den Gottesglauben, die Regierungen verhaßt und verfolgt waren!

Ich aber habe dies nicht vergessen, und die Erscheinungen, welche meine Jugendzeit erfüllten, mit aufmerksamem Blick in ihren späteren Verlauf begleitet. Vergleiche ich die damaligen Bestrebungen und Kräfte mit denen, welche heutiges Tages auf dem Schauplatz erscheinen, so muß ich bekennen, daß ich über die jungen Schriftsteller, welche den neuesten Lärm erregt haben, kein sehr strenges Urteil abzugeben vermag. Ich muß aber hier zunächst für mich selber ein Wort einschalten! Ew. Durchlaucht wissen es oder werden es doch meiner Versicherung glauben, daß jene Richtung der Frechheit und des Hohns, welche den Unwillen der Behörden auf sich gezogen hat, keineswegs die meine ist; seit dreißig Jahren habe ich keine Zeile geschrieben, in welcher die gute Sitte, ja, wie ich hoffe, der gute Geschmack willentlich verletzt wäre; im Gegenteil, jene Richtung ist mir zuwider, sie empört mich und hat mich noch insbesondere in meinen teuersten Zuneigungen auf rohe Weise verletzt. Ich führe also gewiß nicht meine eigne Sache, indem ich jene neuesten Ausbrüche milder zu bezeichnen suche, als so manche frühern, mit denen sie notwendig zusammenzustellen sind!

Es kann literarisch gar keine Frage sein, daß zum Beispiel die verrufene Wally von Gutzkow in Vergleich der nicht minder verrufenen Lucinde von Friedrich Schlegel als ein schwaches Kind erscheint, das mit unzureichenden Kräften die

Bewegungen stärkerer Naturen nachahmt; ebenso haben die neuesten Angriffe auf das Christentum bei weitem nicht die Haltung und das Gewicht und noch weniger die Wirksamkeit, welche zum Beispiel die von Lessing herausgegebenen sogenannten Wolfenbüttelschen Fragmente noch jetzt ausüben; und was mag vollends ein beiläufiges humoristisches Lob des Casanova gegen diesen selbst bedeuten, der in zehn Bänden, deutsch und französisch, überall freien Markt hat! Nicht also das Begangene, wohl aber die Unbesonnenheit, und, ich muß hinzufügen, die Ohnmacht, mit der die törichten Versuche gewagt worden, ist größer, als bei den Vorgängern. Ich für mein Teil bin überzeugt, daß ohne die Wichtigkeit, welche ihnen die Verfolgung gegeben hat, die ärgerlichen Erzeugnisse der neuesten Zeit schon ganz vergessen wären und die ganze Richtung aus Mangel beachtender Teilnahme längst in sich selber völlig erstorben sein müßte. Nicht minder scheint mir das spätere Benehmen der jungen Schriftsteller sehr zu ihren Gunsten zu sprechen. Die ersten Maßregeln gegen sie kündigten sich mit einer unerhörten Strenge an und ließen noch größere befürchten; dennoch hat keiner die Flucht ergriffen, keiner sich den Gesetzen entzogen, keiner sie zu umgehen und sich einer zensurfreien Presse zu bedienen gesucht. Sie sind nicht im Trotze verhärtet, sondern erschrocken und erweicht, und wo sie seitdem zu Worte kommen konnten, ist es auf eine mäßige Art geschehen, in dem Ausdruck einer Sinnesänderung, der man nur etwas Zeit gönnen mag, um sie zu dem Ziele gelangen zu lassen, das man billigerweise ihr setzen kann. In denjenigen von ihnen, die ich kenne, ist zuverlässig das Gute und Edle nicht allein bewahrt, sondern auch vorzugsweise wirksam; in den übrigen seh' ich ebenfalls unverkennbare Spuren des Bessern und reiche Anlagen, die sich noch zur allgemeinen Billigung ausbilden können und wohl noch einst ehrenvoll im Vaterlande dastehen! Wenn ich bedenke, daß ich den Verfasser der Lucinde später mit dem päpstlichen Christusorden geziert gesehen, und Schleiermacher, der diese Lucinde mit philosophischem Ernst angepriesen und im Athenäum die Ehe mit bitterm Hohn angegriffen hat, als Gottesgelehrten und Prediger hier im höchsten Ansehen vor Augen gehabt habe, so kann ich auch für den Verfasser der Wally noch jede Geschickswendung für möglich halten, ja noch mehr, ich möchte sie bestimmt voraussagen! Meine Ansicht kann irrig sein, aber wie ich sie habe, lege ich sie Ew. Durchlaucht vor und sage daher ohne Hehl, daß ich von den bisherigen Schriften jener jungen Leute zwar nur geringe Meinung hege, eine große aber von ihren Talenten. Ich glaube, daß diese sich ausbilden, eine Stellung gewinnen und ebenso zu Beifall und Ansehen gelangen werden, wie dies bei den Schlegel und Tieck der Fall war. Einiges, die Ungebühr und Roheit, werden sie abwerfen, manches aber auch von dem, was jetzt in ihnen anstößig ist, werden sie in besserer Form durchführen und von der Zukunft aufgenommen sehen.

Ew. Durchlaucht selbst haben mir im Sommer 1834 gesagt — und jedes Wort aus Ew. Durchlaucht Munde ist mir tief in die Seele eingegraben —, daß das unbedingte Verwerfen der Menschen selten recht oder auch nur zulässig sei, daß in den meisten das Gute mit dem Bösen gemischt lebe und der Staatsmann

bedacht sein müsse, beides immerfort zu scheiden, das eine, um es zu fördern und zu benutzen, das andre, um es zu tilgen und unschädlich zu machen: ich glaube daher nur dem hohen Vorbilde solch edler Gesinnung nachzueifern, wenn ich mich zu dem Wunsche bekenne, daß ich die jungen Talente, wo immer und in welcher Mischung sie sich zeigen, lieber geleitet und dadurch gerettet und gewonnen sehen möchte, als verfolgt und zugrunde gerichtet!

Im allgemeinen darf ich noch immer in dieser Hinsicht die Vorschläge zu einer Akademie, welche alle deutschen Staaten umfaßte, sowie nicht minder die von der Frau Großherzogin von Weimar aufgestellten Ideen als zeitgemäß und nützlich erachten, wenngleich ein unmittelbarer Bezug auf die jüngsten literarischen Unordnungen damit nicht verknüpft ist, noch verknüpft sein kann. Die mittelbare Einwirkung auf die literarischen Zustände überhaupt dürfte sich außerordentlich groß und wohltätig erweisen. Indes zweifle ich selbst nunmehr, daß ein solcher Versuch mit rechtem Ernste wird unternommen werden.

Ich habe Ew. Durchlaucht, da Sie mich gefragt, meine Ansicht und Ueberzeugung von diesen Sachen nicht vorenthalten dürfen, ich gebe Ihnen solche mit dem unbedingten Zutrauen hin, welches Sie mir von je eingeflößt und in mir bei dem letzten Wiedersehen bis zum freudigsten Enthusiasmus gesteigert haben! Ich getröste mich der Gewißheit, daß Ew. Durchlaucht, im Falle Sie auch meine Ansicht im ganzen oder in einzelnen Teilen durchaus mißbilligen und verwerfen müßten, doch deshalb meine Aufrichtigkeit gutheißen und nur meine Urteilsfähigkeit, nicht aber meine persönliche Gesinnung in Zweifel setzen würden. So fürchte ich denn keineswegs, daß Ew. Durchlaucht mich um der Betrachtungen willen, die ich zugunsten der Personen geltend zu machen gesucht, den törichten und ausgelassenen Bestrebungen beirechnen, die man mit dem Namen „Junges Deutschland" bezeichnet. Die ganze Kategorie ist überdies schon völlig in nichts aufgelöst und kann höchstens nur noch im Scherze gebraucht werden. Als es ein wirkliches junges Deutschland gab, in Goethes Jugend, da hatte man den Namen noch nicht; jetzt dürfte man lange den Namen vorschieben und herumzerren, ehe man wieder zu der Sache gelangte! Ich und die mir Gleichgesinnten, wir fühlen nur allzu sehr, daß wir zu dem alten Deutschland gehören und uns mit der Jugend, welche dasselbe einst hatte, behelfen müssen!

Es ist Zeit, daß ich mein langes Schreiben endige. Ich habe den Verfolg doch wieder im Bette schreiben müssen, welches ich nur anführe, um die Nachsicht Ew. Durchlaucht in dem vollen Maße zu erbitten, in welchem ich derselben bedürftig bin!

Ich erlaube mir Ew. Durchlaucht eine kleine Schrift beizulegen, die vielleicht einen günstigen Blick von Ihnen empfängt. In kurzer Zeit werden einige Arbeiten von mir fertig sein, die ich nicht ermangeln werde, Ew. Durchlaucht gleichfalls zu Füßen zu legen. Eine Schilderung von Gentz nebst einer Auswahl von Briefen desselben möchte ich besonders dem Wohlwollen Ew. Durchlaucht empfehlen und mir, wo der Beifall versagt bleiben müßte, wenigstens nachsichtige

Geneigtheit sichern. Meinen aufrichtigen und redlichen Sinn werde ich hoffentlich keiner Verkennung ausgesetzt haben.

Die Zeitungen verkünden das frohe Ereignis, durch welches das reiche Familienglück Ew. Durchlaucht neuerdings vermehrt worden. Ich bringe Ew. Durchlaucht die heißesten, treuesten Glückwünsche dazu dar! Mit dem Ausdruck derselben zugleich meine huldigende Verehrung der Frau Fürstin selber zu bezeigen, darf ich wohl als Gunst ansprechen!

Genehmigen Ew. Durchlaucht die erneuerte Versicherung der unbegrenzten Verehrung und der anhänglichsten Ergebenheit, worin ich ehrerbietigst und treulichst verharre

Ew. Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster

Berlin, den 6. April 1836. Varnhagen von Ense.

Dem vorstehenden Schreiben einen langen literarhistorischen Kommentar nachzuschicken, wäre verfehlt. Einige wenige Bemerkungen müssen genügen. Es geht nicht an, wie unser Berichterstatter es tut, Wolfgang Menzel als den eigentlichen Begründer und Urheber des Jungen Deutschlands anzusehen. Die Begeisterung für die französische Revolution, die Anregungen französischer und englischer Schriftsteller, außerdem der deutschen Börne und Heine, Rahel und Bettine von Arnim haben gewiß diese jungen Männer weit mehr bestimmt als die Lehren des Stuttgarter Pedanten. — Wie weit die Darstellung Varnhagens über seine Nichtbeteiligung an der von Gutzkow und Wienbarg beabsichtigten „Deutschen Revue" richtig ist, läßt sich nicht bestimmen, da Varnhagens Briefe nicht erhalten sind; so durchaus ablehnend, wie er hier angibt, kann sie nicht gewesen sein, sonst hätten die jungen Herren wohl schwerlich gewagt, ihn unter den Mitarbeitern zu nennen. Dieser Angabe widersprach Varnhagen öffentlich am 16. November 1835, er tat dies, wie er hier selbst gesteht, notgedrungen, d. h. eben auf direkten Befehl des preußischen Ministers. Daß er Gutzkow nicht kannte, durfte Varnhagen höchstens in dem Sinne behaupten, daß er ihn noch nicht gesehen und gesprochen hatte, denn er hatte mindestens drei Briefe bis dahin von ihm bekommen.

Sehr anzuerkennen ist jedenfalls die Art und Weise, wie Varnhagen in unsrer Denkschrift für das Junge Deutschland eintritt. Die Art, wie er das Märchen von einem Verein durch den Nachweis verscheucht, daß diese angeblich so eng verbundenen jungen Leute schon lebhaft gegeneinander aufgetreten seien, wie er die Maßregeln geradezu einen „Mißgriff" nennt, „der aus völliger Unkunde hervorgeht", wie er speziell seinen Schützling Laube verteidigt, wie er an dem Beispiele Schlegels und Schleiermachers zeigt, daß die ehedem Verfehmten Säulen der Ordnung und des Staates werden konnten, wie er besonders das mutige Ausharren der jungen Männer rühmt, die keine Winkelzüge getan, sich nicht durch die Flucht gerettet hätten — das ist alles edel, mutig und um so rühmender hervorzuheben, da es, wie man gleich sehen

wird, für den Schreiber durchaus nicht gefahrlos war. Varnhagen zeigte sich in diesen Ausführungen als ein guter Menschenkenner, gewissermaßen als ein Prophet; die Vorhersagung: wie Schlegel den päpstlichen Christusorden erhalten habe, so werde auch Gutzkow noch Ordensträger werden, erfüllte sich 1854 wirklich, und damals wies Varnhagen in seinen Tagebüchern und in einem Artikel der Spenerschen Zeitung triumphierend auf das von ihm vorher verkündete Ereignis hin, gab aber nur aus dem Gedächtnis einen winzigen Auszug aus jener früheren an Metternich gesendeten Denkschrift.

In dem eben kurz erwähnten Artikel der Spenerschen Zeitung erklärte Varnhagen: „Der Fürst war damals mit dieser Auskunft sehr zufrieden und hielt alles zurück, was zur Verfolgung der Bedrängten schon von andrer Seite war eingeleitet worden." Richtig ist an dieser Behauptung nur, wie ich schon 1900 in meinem Buche „Das Junge Deutschland und die preußische Zensur" nachgewiesen habe, daß nicht Oesterreich und der Deutsche Bund, sondern Preußen diejenige Macht war, welche die eigentliche Treibjagd auf die jungen Leute anstellte.

Sonst aber kann von einer besonderen Zufriedenheit Metternichs mit Varnhagens Denkschrift nicht die Rede sein, wie denn überhaupt der österreichische Staatskanzler durch mancherlei Berichte gegen Varnhagen eingenommen war. (Alle im folgenden benutzten Aktenstücke befinden sich gleichfalls im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.)

Schon am 12. November 1835 hatte der österreichische Gesandte in Berlin, Trautmannsdorff, gemeldet: Varnhagen sei von dem Minister Ancillon zu einer Erklärung aufgefordert worden; „auf diese Weise wird derselbe wenigstens zu einem bestimmten Beschlusse gedrängt werden und zwischen seiner Dienststellung und der Gunst seiner literarischen Mitschuldigen zu wählen haben. Diejenigen, welche die vor ein paar Jahren von ihm herausgegebenen Briefe seiner Frau kennen, halten es nicht für unmöglich, daß er zu einer Genossenschaft gehöre, welche die schon damals aus jenen Briefen hervorleuchtenden unmoralischen Grundsätze zu einem System erheben wolle."

Diese Erklärung Varnhagens vom 16. November 1835 (in der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt) lautet so: „Es kann nur durch Irrtum geschehen sein, daß in einer Anzeige der ‚Allgemeinen Zeitung', die ‚Deutsche Revue' und die künftigen Mitarbeiter dieser Zeitschrift betreffend, auch mein Name genannt worden ist. Die persönlichen Streitigkeiten aber, deren bei derselben Gelegenheit Erwähnung getan wird, möchte ich selbst durch diese Berichtigung nicht im geringsten berührt haben, da ich ihnen wie bisher, so auch ferner zu mir keinerlei Beziehung zu geben wüßte."

Von der vorstehenden gekünstelten Erklärung erhielt Metternich durch einen Brief des Fürsten Wittgenstein (19. November) die erste Kunde. Daraufhin muß sich Metternich ungünstig über Varnhagen geäußert haben — leider ist der Brief nicht bekannt —, denn Wittgenstein antwortete (6. Dezember): „In Ansehung des Varnhagen bin ich ganz mit Ew. Durchlaucht einverstanden; alle

Leute stecken mehr oder weniger in diesen Sachen. Die Vergötterung Goethes ist unter unsern jungen Leuten auch so ziemlich an der Tagesordnung."

Am 7. Dezember berichtete dann Trautmannsdorff an den Chef, dieser werde die „auf Schrauben gestellte" Erklärung Varnhagens gelesen haben. „Wenn derselbe gleich, wie aus dieser Erklärung, sowie aus seiner Antwort an Herrn Minister Ancillon hervorgeht, die Teilnahme an der Redaktion der ‚Deutschen Revue' zurückweist, so ist doch daraus nicht zu entnehmen, welche literarische Verbindung er mit Gutzkow und Konsorten unterhielt. Herr Ancillon machte mir über diese Aeußerungen die sehr richtige Bemerkung: „C'est du Varnhagen tout pur; c'est la réponse d'un homme qui ne veut heurter aucun parti et rester bien avec l'un et avec l'autre, c'est en un mot ni chair ni poisson.' Alle Vermutungen sprechen doch wohl dafür, daß Herr Varnhagen dieser Verbindung nicht fremd ist."

Und Wittgenstein sekundierte nochmals, indem er am 16. Dezember an Metternich schrieb: „Die Erklärungen des Varnhagen und Gans sind allerdings elender Art; in dieser Beziehung ist von diesen Leuten auch nichts andres zu erwarten."

Nach allen solchen Berichten mußte Metternich aufs allerentschiedenste gegen Varnhagen eingenommen sein: er wollte die ihm von Berlin aus unterbreitete Meinung, der ehemalige Diplomat sei so schlimm oder noch schlimmer als die Verfolgten, durch diesen selbst bestätigt oder widerlegt sehen.

In dem Schreiben des Fürsten an Varnhagen heißt es freilich nur: „Geben Sie mir einige Aufschlüsse über das unsinnige Treiben einer Literatur oder sogenannten Literatur, in der Sie genannt wurden und gegen die Sie öffentlich protestierten;" dann weist der Briefschreiber kurz auf die mit dem Angeredeten geführten Gespräche aus dem Jahr 1834 zurück. Möglich ist es immerhin, daß der Fürst etwas andres gemeint hat, als er sagte, denn in dem gleich auszugsweise abgedruckten Gutachten heißt es: Varnhagen sei von dem Fürsten aufgefordert worden, „das Eigentümliche, die Aufrichtigkeit und Reinheit seiner Absichten nicht wenig kompromittierende Zusammentreffen zu erklären", das darin bestand, daß er 1834 als Mitglied der Akademie oder Goethe-Gesellschaft gerade die jungen Männer genannt habe, die ein Jahr später als Häupter der gefährlichen Schule sich entpuppten. Wie gesagt, in dem uns bekannten Briefe spricht der Fürst nicht davon, aber vielleicht hatte man in seiner Umgebung recht, wenn man meinte, er habe von Varnhagen weniger eine Aufklärung über das junge Deutschland, als eine Rechtfertigung- und Verteidigung von Varnhagens Verhalten und Stellung zu erlangen gewußt.

Die oben abgedruckte Denkschrift, die zu den eben gemachten Bemerkungen Anlaß gab, neun eng geschriebene Seiten, ist mir in losen Blättern zur Benutzung anvertraut worden. Sie ist mit keiner Randbemerkung Metternichs und mit keiner archivmäßigen Bezeichnung versehen. Trotzdem scheint sie der Fürst nicht als eine private, sondern als eine offizielle Denkschrift betrachtet und, wenn auch nicht gerade zur ressortmäßigen Behandlung weitergegeben, so doch einem seiner Räte,

vielleicht dem Chef der Zensurbehörde, anvertraut zu haben. Denn diesem Varnhagenschen Schreiben liegt ein weder unterzeichneter noch adressierter Bericht bei, der gewiß im Auftrage des Fürsten abgestattet, offenbar den Zweck hat, die Wirkung der eben mitgeteilten Denkschrift abzuschwächen. Varnhagen hätte sich gewiß nicht träumen lassen, daß sein privates Schreiben in dieser Weise amtlich behandelt und er selbst, der sich als Vertrauensmann des Fürsten betrachten zu können meinte, als einer der schlimmsten Verbrecher behandelt würde.

Dieses Gutachten der Oberzensurbehörde, wie wir es nennen wollen, das übrigens in der Handschrift eines Schreibers mit einzelnen Korrekturen des Chefs vorliegt und einzelne schlimme Schreibfehler aufweist, beginnt in folgender Weise:

„Die unter dem Titel ‚Ueber Rahels Religiosität' erschienene Schrift des Herrn Varnhagen von Ense ist ein charakteristisches Zeichen nicht bloß der Tendenzen und tiefer liegenden Absichten dieses Schriftstellers, sondern bezeichnet zugleich eine gewisse Seite der neueren Literatur im ganzen und großen. Es scheint unglaublich, ist aber nichtsdestoweniger buchstäblich wahr, daß der Verfasser die verstorbene Rahel mit dürren und klaren Worten in derselben Weise zur Stifterin einer neuen Religion stempeln will, wie Saint Simons Schüler dies nach dem Tode ihres Meisters versuchten, obwohl die eine so wenig als der andre bei Lebzeiten diesen Gedanken je gefaßt und noch weniger ausgesprochen haben. Dies sind Züge, die den merkwürdigen und nicht zu genau zu beachtenden Hang zur Sektenstiftung bekunden, der immer vernehmlicher in tausend Formen und Zungen nach einer neuen Religion ruft, weil die alte ihre Kraft und Weihe verloren hat." (In der Abschrift steht Weise, doch muß es gewiß Weihe heißen. Das Bekenntnis von einem hohen katholischen österreichischen Beamten ausgesprochen, gewiß in seinem Sinne nicht im Sinne Varnhagens, ist merkwürdig genug.) Jedoch ist die genannte Schrift mit großer Vorsicht, Zurückhaltung und wirklicher oder scheinbarer Mäßigung geschrieben. Der Verfasser fängt damit an, zu versichern, daß die Schrift [1]) bei ihrem Erscheinen eine Existenz bekommen habe, die bei der Herausgabe nicht berücksichtigt war. „Das Erstaunen, die Bewunderung, das Entzücken, die Hingebung war allgemein. Der Ruf und Inhalt dieses Buches — Varnhagen nennt es nach der Analogie des Buches Ruth Baruch Esther schlechthin nur das Buch Rahel [2]) — habe sich schnell über ganz Deutschland, ja weit über dessen Grenzen hinaus verbreitet..." Die Wirkung war eigentlich keine literarische. Das Buch griff unmittelbar in das Leben ein und regte das Interesse der Gemüter auf. Die reinste und höchste Stimmung wurde wach. Man fühlte sich in ungewohnter Weise angesprochen, mit Vertrauen und Liebe, mit Trost und Erleuchtung, man hörte,

[1]) Natürlich bezieht sich das Folgende gar nicht auf das kleine Schriftchen „Ueber Rahels Religiosität", sondern auf das einige Jahre vorher erschienene Werk „Rahel, ein Buch des Andenkens".

[2]) Obgleich der Verfasser, wie aus den folgenden Ausführungen hervorgeht, von dem in der ersten Anmerkung genannten Werke eine Ahnung zu haben scheint, ist diese Stelle doch so unklar ausgedrückt, daß man meinen sollte, der Verfasser habe das Buch nie gesehen.

wie im eignen Herzen eine Stimme von oben widerklingt. Der Eindruck war ein religiöser. Das Buch wirkte wie ein Erbauungsbuch, Kranke und Leidende wollten es nicht mehr aus Händen lassen. Ein Geistlicher soll gesagt haben, man sähe wohl, daß Rahel, wie dem Stammgeschlechte, so auch dem Geiste nach aus den Regionen sei, woher uns die Liebe gekommen. Später seien „ängstliche Gemüter irre geworden oder doch besorgt, manches unlautere Gewissen regte sich".

Nach diesen Ausführungen wird im einzelnen dargetan, wie das Buch — es bleibt unklar, ob der Verfasser das kleine Schriftchen oder das große Werk meint — doch nur in den Augen des Verfassers so große Bedeutung haben dürfte. Dann fährt der Berichterstatter fort: „Der Unbefangene jedoch wird sich nicht überzeugen können, daß die mit so viel Aufheben zur Publizität gebrachte Religiosität und Religion der Rahel sich irgendwie von dem sonst gewöhnlichen Kreise die Gedanken und Gefühle einer reichen und gebildeten Berliner Jüdin unterschieden hat, die, da sie viel gelesen und noch mehr erfahren, manche recht kluge Gedanken hatte, welche aber auch ängstlich nach Originalität jagte, um jeden Preis bedeutend scheinen wollte, bedeutenden Personen im eigentlichen Sinne nachlief und dabei die jenem Volke eigentümliche Keckheit und Selbstbewunderung besaß, neben Witzigem und Pikantem auch das Fade, Platte und Oberflächliche nicht bloß auszusprechen, sondern niederzuschreiben und selbst der Nachwelt aufzubewahren. Ihr Religionssystem, welches nach ihrem Tode eine Ehre erlebte, an die sie im Leben zuverlässig nie gedacht, ist, insoweit das vorliegende Büchlein darüber vollständige Auskunft gewährt, ein aus allen erdenklichen Systemen, die im Laufe von dreißig Jahren Berlin durchzogen oder dort einige Zeit verweilten und sich dort ansässig machten, inkonsequent und inkohärent zusammengeflickter Bettlermantel, wie die vornehmeren, dem Glauben ihrer Väter entfremdeten Juden ihn so häufig um ihre Blöße zu schlagen pflegen.

Unglaube und Frömmigkeit, spinozistische Anklänge und Deismus aus ‚Nathan dem Weisen', pietistische Verehrung der Person Jesu, wie sie so viele Jüdinnen höheren Standes zur Schau tragen, und unphilosophisch freche Leugnung und Bekämpfung des Dogmas der Erbsünde — dies alles fällt in ihren als Orakelsprüchen aufgehobenen Aeußerungen buntscheckig und wüst durcheinander, wie es gerade Zeit, Ort, Gelegenheit und Persönlichkeit dessen, zu dem sie spricht, zu erfordern scheinen. Trotz aller Verwirrung und Anmaßung, die in diesem Kopfe herrschen mochte, läßt sich aber dennoch ein gewisser, durch ihr ganzes Wesen gehender, vielleicht altjüdischer Zug von wahrer Frömmigkeit nicht verkennen, und dieser erhebt Rahel hoch über das Junge Deutschland, nach welchem sie unbedenklich als Heilige erscheint. Bedeutend ist diese gesamte Erscheinung nur durch die absichtsvolle Bedeutung geworden, die Herr Varnhagen hineinzulegen sich bemüht."

Hätte Varnhagen diese Abfertigung seiner vergötterten Frau gelesen, so hätte er gewiß — denn diese Vergötterung war echt — einen tiefen Seelenschmerz empfunden; aber er wäre aufs höchste verwundert gewesen, wenn er

auch nur eine Ahnung von dem folgenden gehabt hätte, wodurch er, der sich ein Vertrauensmann des Fürsten dünkte, vor diesem als ein Angeklagter, ja geradezu als ein Verbrecher charakterisiert wurde. Unmittelbar nach der eben abgedruckten Stelle nämlich fährt der Berichterstatter fort:

„Zum besseren Verständnis des geistigen Treibens dieses Schriftstellers kann hier zugleich ein an Seine Durchlaucht den Fürsten von Metternich gerichtetes Schreiben desselben vom 7. April 1836 dienen. — Varnhagen hatte vor zwei Jahren Seiner Durchlaucht den Vorschlag gemacht, eine Deutsche Akademie zu stiften, welche gewissermaßen unter die Anrufung der Manen Goethes zu stellen sei, und unter den Namen der künftigen Mitglieder derselben hatten sich die meisten derjenigen befunden, welche später als Junges Deutschland hervortraten. — Durch ein Schreiben Seiner Durchlaucht aufgefordert, dieses eigentümliche, die Aufrichtigkeit und Reinheit seiner Absichten nicht wenig kompromittierende Zusammentreffen zu erklären, antwortet Herr Varnhagen in dem erwähnten Schreiben, zuvörderst mit einer erbitterten Anklage Menzels, den er als die eigentliche Wurzel des neueren literarischen Unwesens zu verdächtigen sucht, weil er u. a. ‚Goethe lästerlich verunglimpft habe'. Ihm, Varnhagen, sei die ganze Richtung tief zuwider gewesen, und ‚die Mißhandlung, welche Goethes Namen erfahren', habe ihn schon immer empört gehabt. ‚Die jungen Schriftsteller' (dem Zusammenhang nach müßten hier die G e g n e r Menzels und Verehrer Goethes gemeint sein, obgleich der ganze Satz klüglich so gestellt ist, daß man meinen sollte, es sei noch immer von der Menzelschen Schule die Rede) ‚ließen es nicht an feindlichen, brutalen Schmähungen fehlen, die mich persönlich noch empfindlicher verletzt hätten' (sie waren aber nicht gegen ihn, sondern gegen Menzel gerichtet!), ‚wäre meine Empfindlichkeit' (warum diese? das Junge Deutschland zählte ihn zu den Koryphäen seiner literarischen Richtung!) ‚hier zu treffen gewesen. Und wenn ich gleichwohl in diesen unreifen, geschmacklosen Schriften unverkennbare Spuren großen Talentes finden mußte' (Herr Varnhagen fand hier jedenfalls mehr als das bessere, der Zucht und dem guten Geschmack huldigende deutsche Publikum), ‚Fähigkeiten, welche besserer Pflege wert schienen, so konnte ich höchstens mit Goethes Unmut sagen: Ich leugne die Talente nicht, wenn sie mir auch mißfallen.'

Herr Varnhagen läßt dann eine mit großer Schlauheit verfaßte Schutzschrift für das Junge Deutschland folgen, deren Wesentliches darauf hinausläuft, ‚daß diese Richtung einzulenken, dem edleren Geschmack zu huldigen und sich mit der allgemeinen deutschen Geistesbildung der Nation zu vereinigen suche'."

Der Verfasser gibt dann eine weitere Analyse von Varnhagens Brief, mit wenigen boshaften Bemerkungen und geringen Mißverständnissen. So macht er bei der Stelle: „Keiner der jungen Schriftsteller habe trotz der strengen Maßregel" bei „strengen" ein Fragezeichen, und nach den Worten „die Flucht ergriffen" bemerkt er in Klammern: „wohin?" und insinuiert Varnhagen, als hätte dieser wirklich versucht, die Wally durch Schlegels „lange schon vergessene"

Lucinde und die neueren Ausfälle gegen das Christentum durch die Wolfenbüttelschen Fragmente zu rechtfertigen.

Nach der genauen Inhaltsangabe der Varnhagenschen Denkschrift schließt der Verfasser:

„Ob diesem nach der Vorwurf, der Herrn Varnhagen von allen gemacht wird, die das Treiben des Jungen Deutschlands scharf und lange an Ort und Stelle in Berlin und anderswo beobachtet haben, daß er nämlich, das schlaueste und gefährlichste Element jener gefährlichen Richtung, der eigentliche Altvater und Stammhalter derselben sei, abgelehnt und widerlegt worden, dürfte billig bezweifelt werden. Jedenfalls nimmt die Art und Weise, wie er jetzt die geistige Wirksamkeit jener Gesellschaft zu retten sucht, ebensosehr eine große Achtsamkeit in Anspruch, als sein an sich ziemlich ungefährlicher Versuch, auf das Buch Rahel eine neue Religion zu gründen, der zweifelsohne an den Lächerlichkeiten der gefährlichsten Klippe aller neuen Religionen scheitern wird."

Die Varnhagensche Denkschrift wurde aber auch von dem Manne beleuchtet, der als Botschafter zwischen Wien und Berlin fungierte, Herrn C. von Schweitzer. Dieser sandte am 28. März 1836 an seinen Auftraggeber einen sehr ausführlichen Bericht, der mancherlei Hochinteressantes enthält, u. a. auch die folgende Stelle, die für unsern Gegenstand von besonderer Wichtigkeit ist. Sie lautet folgendermaßen:

„Dem ritterlichen Verfechter des Jungen Deutschlands, Herrn Varnhagen von Ense, habe ich nicht ermangelt einen Besuch abzustatten, und erlaubte mir, ihm durch Uebergabe des mir von Eurer Durchlaucht anvertrauten Briefes einige kühne Einschnitte ins Gewissen zu machen. Es war mir jedoch unmöglich, mit meiner Sonde die bodenlose Tiefe desselben zu ergründen. Ich wurde von dem Schauer recht geistreicher Phrasen übersprudelt, und obwohl sich mitunter loyale Gesinnungen in seinen Redensarten geltend zu machen suchten, drängte sich mir doch nach einer stundenlangen Reise in allen Regionen seines Wissens und Denkens die Ueberzeugung auf, daß Herr Varnhagen von Ense sich fortdauernd geneigt fühlt, das Junge Deutschland je nach den Umständen direkt oder indirekt in Schutz zu nehmen. Er bestritt mit regem Eifer die Zweckmäßigkeit der letzten Bundesbeschlüsse — insofern sie nicht besser ausgeführt werden, als dies hier und da geschehen, bin ich ganz seiner Meinung — und will in den literarischen Jugendsünden Schlegels, Schleiermachers und andrer einen Beweis für die Unschädlichkeit ähnlicher Erzeugnisse gefunden haben; denn auch diese hätten die Emanzipation des Fleisches gepredigt, ohne daß die Moralität des deutschen Volkes dadurch zugrunde gegangen wäre. Gutzkow und Konsorten hätten nur infolge jugendlichen Uebermutes gesündigt und seien unstreitig besser als ihr Ruf — eine Hypothese, deren Wahrheit noch vorerst durch die Tat erwiesen werden muß.

Herr Varnhagen von Ense beabsichtigt mit nächstem eine von ihm verfaßte Biographie des Ritter von Gentz zum Druck zu befördern und vertraute mir, daß Ihre Durchlaucht mit seiner Darstellung nicht ganz zufrieden sein würden,

obwohl er Ihren hohen Eigenschaften die gerechteste Anerkennung habe zuteil werden lassen.

Ein Schreiben aus Berlin im „Hamburger Korrespondenten“ versicherte unlängst, einem nicht unzuverlässigen Gerüchte nach beabsichtigten Eure Durchlaucht seit vielen Jahren die Errichtung einer Deutschen Akademie, welche eine Einigung des deutschen Geistes und der deutschen Wissenschaft darstellen und die Zwecke des gemeinsamen Vaterlandes in sich zusammenfassen sollte. Die Ausführung dieser Idee, fügt der Korrespondent hinzu, von der eine grandiose Unterstützung deutscher Wissenschaft und vor allem eine Erhöhung und Kräftigung des deutschen Bewußtseins und der deutschen Nationalität zu erwarten sei, würde die Begeisterung wohl aller deutschen Völkerstämme finden. — Dieser von Berlin ausgehende und mit dem früheren Projekte des Herrn Varnhagen von Ense übereinstimmende Korrespondenzartikel veranlaßte mich, ihn zu fragen, wie und durch wen einem so geheimnisvoll betriebenen Unternehmen wohl die Ehre der Publizität habe zuteil werden können? Herr Varnhagen von Ense versicherte mir, hierüber nichts Näheres erfahren zu haben, auch er sei davon betroffen gewesen — übrigens würde die deutsche Literatur nur durch Ausführung dieser von ihm in Vorschlag gebrachten Idee vor einer gänzlichen Verwilderung bewahrt werden können.“

Weder das oben mitgeteilte Gutachten, so feindlich es auch gegen Varnhagen lautet, noch der gleichfalls ungünstige Bericht Schweitzers hatten für den so schnöde Beurteilten üble Folgen, denn sein Verhältnis zu Metternich wurde vielleicht erschüttert, aber nicht vernichtet. Er blieb mit dem Fürsten, dem er schon 1810 in Paris ziemlich nahegetreten war, in literarischer Verbindung, sendete ihm seine Bücher und erhielt eine Anzahl Antworten, von denen wenigstens zwei aus dem Jahr 1840 und 1843 bekannt sind. (Die Anschreiben an Metternich befinden sich im Wiener Archiv, sind aber von keinem besonderen Interesse.)

Die vorstehend mitgeteilten Aktenstücke bieten jedoch unendlich viel mehr als Beiträge zur Korrespondenz zwischen einem tätigen und einem ausgedienten Diplomaten. Sie sind, wie ich ohne Ueberschätzung glaube sagen zu dürfen, historische Dokumente allerersten Ranges, die, wenn sie auch einer zeitlich und glücklicherweise in ihren Anschauungen längst vergangenen Epoche angehören, den Kampf zweier Weltanschauungen, der freien und gebundenen, darstellen, zweier Ansichten, die im Kampfe liegen werden, solange es geistige Bestrebungen gibt.

Hygiene des Ich

Von

Prof. Max Gruber (München)

(Schluß)

Diejenigen, die meinen, daß physische Gesundheit des Gehirns ausreiche, um ein nützliches Ich zu liefern, verkennen ganz und gar die ungeheure Bedeutung, die für die endgültige Entwicklung des Ich die Art hat, wie die Großhirnrinde in Funktion gesetzt wird.

Alle Organe erlangen erst durch Uebung ihre volle Ausbildung. Aber die Qualität der Leistung ist für die meisten Organe in der Anlage genau vorgezeichnet, während dasselbe Gehirn tatsächlich innerhalb einer gewissen physiologischen Breite zu einem ganz verschiedenartigen Organe werden kann, je nach den Eindrücken, die es während des Lebens von außen erhält. Das Großhirn, ohne Zweifel phylogenetisch das jüngste Organ des Menschen, ist wahrscheinlich deshalb das am meisten plastische. Wohl ist, wie wir gehört haben, der ganze anatomische Bau des Gehirns schon durch die Keimanlage vorausbestimmt, und ebenso auch vorausbestimmt die Funktionstüchtigkeit seiner Zellen und Fasern, aber das Maß, in dem sich die einzelnen Zellen und Fasern in jedem Augenblicke an der Tätigkeit des Gehirns beteiligen, hängt davon ab, wie oft und wie intensiv sie früher schon in Tätigkeit gewesen sind. Denn dadurch werden sie immer leitungsfähiger. Die Tätigkeit unsers Gehirns wird durch das Gesetz der „Bahnung" beherrscht, wie Sigmund Exner diese Eigentümlichkeit des Nervensystems genannt hat. Erlauben Sie, daß ich wieder einen Vergleich anstelle.

Denken Sie sich einen dichten, mit Himbeersträuchern durchsetzten Jungwald. Beerensuchende Kinder bestreben sich, ihn wegsam zu machen. Bäume dürfen sie natürlich nicht aus dem Wege räumen, dies ist aber auch gar nicht notwendig, da die Abstände zwischen den Bäumen ihnen eine Unzahl von Pfadmöglichkeiten bieten. Nehmen Sie nun an, daß es überall in dem Walde reichlich Himbeeren zu finden gäbe, so daß es in dieser Hinsicht gleichgültig ist, wo die Kinder den Wald betreten und welche Wege sie sich bahnen. Dann wird es, wenn ich so sagen darf, von Zufälligkeiten abhängen, welche von den unendlich vielen Pfadmöglichkeiten zu wirklichen Pfaden werden. Gewisse Hauptrichtungen werden wohl von vornherein festgelegt sein, zum Beispiel durch den Wohnort der Kinder. Welche von den vielen vorhandenen und dienlichen Zwischenräumen aber tatsächlich zum Eindringen benutzt und welche dann weiter verfolgt werden, wird von dem „Zufalle" abhängen, ob da oder dort bereits Wild oder weidende Haustiere oder Jäger durchgegangen sind. Denn jedes Durchdrängen hat Spuren hinterlassen, da und dort sind Zweigchen niedergetreten, da und dort Aestchen geknickt und verbogen. Der Zwischenraum ist dadurch als Pfad

markiert. Dies lockt aber zu neuem Begehen an. Je öfter derselbe Zwischenraum benutzt wird, um so deutlicher wird dies werden, um so sicherer werden die Schritte der den Wald Betretenden hingelenkt werden. Bald wird ein gangbarer Pfad fertig sein, während andre seltener begangene Pfadspuren ähnlicher Richtung vielleicht ganz außer Benutzung kommen und in dem wachsenden Buschwerk wieder verschwinden. Es ist klar, daß je nach den angedeuteten „Zufälligkeiten“ aus demselben Buschwalde ein höchst verschiedenartiges Verkehrsfeld werden kann.

Ebenso werden in einem und demselben Gehirn ganz verschiedene Leitungsbahnen fahrbar gemacht werden können. Nach den befahrenen Leitungsbahnen richten sich aber die Assoziationen, die an eine bestimmte, von außen kommende Erregung geknüpft werden. Die Assoziationen wieder zwischen den Vorstellungen untereinander wie zwischen diesen und Lust- und Unlustgefühlen und Bewegungsimpulsen bestimmen aber die Tat, mit der das Individuum den Sinneseindruck beantwortet.

Je häufiger gewisse Assoziationen aufeinander folgen, um so fester werden sie miteinander verbunden, um so leichter und sicherer treten sie wieder ein. Erst diese festen Assoziationen, die dann in typischer Handlungsweise auch objektiv zutage treten, schaffen die Persönlichkeit, das Ich besonderer Art.

Je zahlreicher die wirklich befahrenen Nervenbahnen sind, je ausgedehnter und umfassender daher die Assoziationen, die sich an die einzelnen Sinneseindrücke knüpfen werden, um so reicher, sagen wir, ist der Geist, *um so vollständiger wird die vorhandene Großhirnanlage ausgenutzt*, um *so mehr erhebt sich daher auch der Mensch über das Tier mit seinem kümmerlichen Großhirn.* Das ist das wahre „Ausleben“, nach dem wir streben müssen. Jenes „Ausleben“, das man heute preist, das blinde Nachgeben gegenüber dem nächstbesten sinnlichen Impulse, gegenüber den Launen des Augenblicks — je schrankenloser, desto besser! — ist nicht Entwicklung, sondern Verkümmerung; Zurückbleiben des Ich auf kindlicher, auf tierischer Stufe.

Lassen Sie mich die Bedeutung der Assoziationen für die Entstehung der Persönlichkeit durch ein welthistorisches Beispiel von Umgestaltung des Ich beleuchten!

Franz von Assisi ist erst durch eine heftige geistige Krise zu jener Individualität geworden, die in der ganzen Geschichte kaum ihresgleichen findet.

Francesco Bernardone war ein durch seltene Gaben ausgezeichnetes Geschöpf. In einem Körper voll Ebenmaß, Kraft und Anmut wohnte ein Geist voll Frische der Auffassung, voll Stärke der Empfindung. Das Ansehen und der Reichtum seiner Eltern taten das ihrige dazu, daß dem Zauber dieser Jugend weder Mann noch Weib zu widerstehen vermochte.

Mit heißem Begehren stürzte sich Franz in die offenen Arme des Genusses. Wenn er damals überhaupt über sich selbst reflektierte, dann wird er wohl auch, wie so manche unsrer Modernsten, dieses Tobenlassen der Triebe für das wahre

„Ausleben“ der Individualität gehalten haben. Und doch war er in größter Gefahr, überhaupt niemals zur Entfaltung des Besondersten in ihm zu kommen.

Wer einmal vom Wirbel des Genußlebens erfaßt worden ist, vermag nur schwer wieder zur Besinnung zu kommen. Wer weiß, wie es Franz ergangen wäre, wenn nicht rechtzeitig seine physische Kraft versagt hätte. Eine schwere Krankheit warf ihn nieder; nur langsam erfolgte die Genesung. Mühsam schleppte sich der Rekonvaleszent an einem strahlenden Frühlingstage zu dem Lieblingsplätzchen seiner Knabenzeit vor der Porta nuova, um sich dort zu sonnen. Da lag sie wieder vor ihm, die herrliche Landschaft Umbriens, wie einst; aber er war verwandelt. Sein Gemüt, das früher beim leisesten Anhauch der Natur mit tausend Saiten ins Klingen gekommen war, diesmal blieb es stumm. Das Land vor seinen Augen war voll Frühlingsschwellen, aber sein Inneres antwortete ihm nicht mehr wie einst mit überquellender süßer Sehnsucht, mit unendlichen Träumen in die blaue Ferne und Zukunft. Er fühlte sich so müde, so übersättigt, so leer und trocken. Er sah kein begehrenswertes Ziel mehr vor sich. Wie unendlich arm war er doch in diesen letzten Jahren geworden!

Diese Stimmung ging vorüber. Seine Kräfte kehrten wieder, mit ihnen das Begehren. Die Gefährten zogen ihn wieder in die alten Vergnügungen; bald trieb es Franz wieder toller als je. Aber es war nicht mehr der alte Leichtsinn in ihm. Die Erinnerung an jene trübe Stunde vor dem Tore wollte nicht mehr weichen; wie eine kleine Wunde, die nicht heilen will, schmerzte der Gedanke an ein verlorenes Edleres in ihm fort.

Er mußte etwas unternehmen. In Taten wollte er nun sein Glück suchen. Der Kriegsruhm winkte. Aufs prächtigste gerüstet zog er eines Tages gen Pistoja aus, um mit andern Abenteuerlustigen zum Heere Walters von Brienne zu stoßen. Als großer Kriegsfürst werde er heimkehren, so rühmte er sich.

Aber schon am nächsten Tage war er zurück in der Vaterstadt; ohne Waffen und prunkende Gewänder, im Innersten verwandelt. Sein Hochgefühl hatte die Kriegsgefährten gereizt. Mit Hohn und Spott hatten sie seine Ansprüche beantwortet, seinen Stolz tödlich verletzt. Tiefste Unlust füllte sein Herz zum Zerspringen. Als er in schlafloser Nacht zum stillen Sternenhimmel emporblickte, da ward ihm plötzlich klar, an welche Nichtigkeiten er bisher sein Herz gehängt hatte. Wie Schuppen war es ihm von den Augen gefallen! Was er bisher für Genuß gehalten hatte, war eigentlich eine beständige Peinigung durch heißhungriges Verlangen. Was er für Freiheit gehalten hatte, war Sklaverei. Als der Sklave der Impulse, der Bedingungen des Augenblicks hatte er gelebt, hatte er handeln müssen. Die Eindrücke der Sekunde jagten ihn empor oder warfen ihn nieder wie Jäger das Wild. Das war kein Leben. Er mußte ein Beständiges als Stütze suchen, um selbst beständig werden zu können, wie das ruhende Firmament da droben und die ewigen Sterne. Das erst war Freiheit!

Das Verlangen nach irdischem Besitz, nach Macht und persönlichem Genuß brachte nur Qual. Es mußte ausgetilgt werden aus dem Innern.

Und ein andrer Gedanke tauchte auf: So, wie er in törichtem, vergeblichem

Treiben das Glück dort gesucht hatte, wo es nicht zu finden ist, so trieben es Millionen und machten sich und ihren Mitmenschen diese Erde zum Jammertal, die doch eine Stätte stillen Friedens sein könnte. Und nun erwachte mit unwiderstehlicher Gewalt eine Empfindung, deren Anlage bisher in ihm geschlummert hatte, die Empfindung des Mitleids. Und diese Gefühle wurden in diesem kraftvoll empfindenden Gehirne alsbald zur Tat.

Als er in Rom alle seine Reisehabe den Armen hingegeben hatte, überzeugte er sich, wie leicht man sich von allem dem trennen könne, was man gewöhnlich für unentbehrlich hält. Als er mit äußerster Anstrengung seines Willens Scheu und Ekel überwunden und es über sich gebracht hatte, den unglücklichen Aussätzigen seine Pflege angedeihen zu lassen, da erlebte er an der Freude und dem glühenden Danke dieser Verstoßenen, welches mächtige Glücksgefühl die schrankenlose Hingabe an den Mitmenschen zu gewähren vermöge.

Erst durch diese Assoziationen wurde jene Persönlichkeit geboren, die ganz Europa in einen Sturm der Begeisterung versetzte und die auch heute noch nach Jahrhunderten in Millionen lebendig wirkt. Erst durch die Nervenbahnungen und Nervenhemmungen dieser Erlebnisse entstand jener Franz von Assisi, zu dem der Unbefangene — ob er das Lebensideal des edeln Asketen für die Krone der Entwicklung des Menschentums hält oder nicht, ob der Psychiater zu so manchen Erscheinungen in seiner weiteren Entwicklung bedenklich den Kopf schütteln mag — mit Ehrfurcht emporblicken muß, da er eine der gewaltigsten Inkarnationen jenes sozialen Instinktes darstellt, ohne den die menschliche Gesellschaft nicht gedeihen kann!

Gewiß, alles, was Franz zu dem gemacht hat, was er ist, war schon vor jener Zeit der Einkehr und Umkehr in einzelnen Stücken in ihm vorgebildet und bereit — Tausende vor ihm und nach ihm haben in ähnlicher Lage wie er Aehnliches empfunden und sind doch keine Franze geworden —, aber Nervenbahnen mußten erst geöffnet, andre erst versperrt, Schlafendes geweckt, Wachendes betäubt werden, wenn das eigentümliche Ganze dieser Persönlichkeit entstehen sollte.

Das Leben selbst schafft schließlich aus jedem Gehirn irgendein Ich, und aus edeln Anlagen wird — wenn das Leben lange genug währt und nicht allzu zerstörend auf die Physis einwirkt — schließlich wohl eine edle Persönlichkeit entstehen. Aber welche Gefahren, Verirrungen und Schädigungen drohen, wenn alles dem Spiel des Zufalles überlassen bleibt!

Wie mancher große und edle Menschensproß verdirbt in der Tat auf diesem Wege!

An Prometheus-Mensch ist es, eine gefahrlosere Erziehungsmethode anzuwenden. Der kostbare Apparat des Großhirns muß zu nützlichem Funktionieren gebrauchsfertig gemacht werden, bevor er von den gefährlichsten Impulsen getroffen wird.

Nichts ist gefährlicher für das Individuum, als wenn ein mächtiger Impuls überraschend in sein Ich hereinbricht und sich in Tat umsetzt, bevor sich aus-

gedehnte Assoziationen entwickeln, mit ihren zugehörigen Lust- und Unlustgefühlen erwachen und der Widerstreit der Gefühle und Antriebe eine schädliche Handlung verhindern konnte. Die mächtigsten Impulse entstammen dem niederen Triebleben unsers Leibes, ihr Hereinbrechen ist daher am meisten zu fürchten. Es ist um so mehr zu fürchten, daß das Individuum gerade diesen Impulsen nachgibt, als ihre Erfüllung in der Regel zunächst mächtige Lustempfindungen verschafft, so daß das Individuum, das einmal diese Lust, die üblen Nachwirkungen aber noch nicht kennen gelernt hat, von vornherein nur allzu geneigt ist, jenem Impulse, wenn er wieder kommen sollte, wieder Folge zu leisten, ja jene Impulse absichtlich herbeizurufen, wenn sie sich nicht rasch von selbst einstellen. Diese Genußsucht ist es, die nur allzu häufig auf einen Schlag alles zerstört, was durch das Leben von Generationen mühsam aufgebaut worden ist. Möchte doch unsre Zeit, welche die Gesundheit so hochschätzt, einsehen, daß sie alle ihre Bestrebungen, die Gesundheit des Volkes zu heben, wieder vernichtet, wenn sie das Genießen zum Ziel des Lebens macht!

Die moralische Erziehung gehört auch zur Hygiene des Ich, und ihr oberstes Ziel muß bleiben, wie es stets gewesen war: die Schaffung eines festen Stockes von in nützlicher Weise mit starken Lust- und Unlustgefühlen und starken Bewegungs- und Hemmungsimpulsen betonten Erinnerungen als Gegengewicht gegen die Impulse des Augenblicks. Dies allein kann das Ich zu einer sicheren Stütze der Gesundheit machen. Charakterbildung ist ein nicht minder wichtiger Teil der Hygiene des Ich als die Sorge für gute Zeugung und für gute physische Pflege.

Ich habe bisher immer nur von Hygiene des Ich in transitivem Sinne gesprochen: von der Bedeutung, welche die Beschaffenheit des Ich für die physische Gesundheit hat. Sollte es nicht erlaubt sein, auch zu sprechen von einer Hygiene des Ich in intransitivem Sinne, so wie man von einer Hygiene der Lungen, des Herzens u. s. w. spricht? Sollte es nicht auch eine „Hygiene des Ich fürs Ich“ geben? Ist eine solche nicht vielleicht noch notwendiger als die andre?

Wenn wir es genau betrachten, dürfen wir doch eigentlich nichts unser eigen nennen, als unsre Vorstellungen und Gefühle. Was nützt uns die Harmonie der Leibesfunktionen, wenn die Harmonie der Gefühle fehlt? Und wie dann, wenn die Harmonie der Leibesfunktionen trotz aller Hygiene nicht oder nicht mehr besteht?

In diesem Zusammenhange muß an ein Ernstes erinnert werden. Die menschlichen Gemeinschaften können ihre Ziele nicht erreichen, wenn ihnen nicht die einzelnen Individuen dienen, erforderlichenfalls bis zur Selbstaufopferung. Sie müssen diese Opferung unter Umständen sogar erzwingen. Da wird also ein dicker Strich durch alle individuelle Hygiene gemacht. Um diese Selbstopferung sicher zu erreichen und dem Individuum leichter zu machen, sucht die Erziehung dem jugendlichen Menschen von vornherein Motive dazu einzupflanzen. Dadurch wird ohne Zweifel die Möglichkeit eines Konfliktes der Gefühle, eines

das Ich zersetzenden Kampfes von Lust- und Unlustempfindungen geschaffen. Ist diese Disharmonie unvermeidlich? Unsre wehleidige, genußsüchtige Zeit scheint diese Frage bejahen zu wollen. Sie will von einer andern Pflicht als der, für den eignen Genuß zu sorgen, nichts wissen und möchte sich am liebsten von allen moralischen Forderungen der Sozietät an das Individuum dadurch befreien, daß sie die ganze Pflichtenlehre als Dummheit oder als Betrug hinstellt.

Mit der Harmonie der Leibesfunktionen wird es freilich vorbei sein, wenn das Individuum zu einer über das Maß seiner Kräfte hinausgehenden Anstrengung verhalten wird, im Dienste der Gemeinschaft Verwundung, Krankheit und Tod erleidet. Muß aber auch die Harmonie des „Ich" dabei zugrunde gehen?

Und anderseits garantiert das Leben die Harmonie des Ich, wenn das Individuum ausschließlich egoistischen Motiven folgt?

Auf alle diese Fragen will ich mit einem Ausschnitt aus dem wirklichen Leben antworten. Mein Beispiel ist aus unsrer Zeit und unsrer bürgerlichen Welt entnommen. Es hat nichts von pathetischem Effekt an sich.

Daß Menschen in einem Augenblicke höchster Erregung, unter der Herrschaft eines überwältigenden Gedankens oder einer überwältigenden Suggestion ohne Klage alle Qualen erduldet, mit Freuden ihr Leben hingegeben haben, beweist nichts für die Möglichkeit einer Harmonie des Ich, die trotz aller Wechselfälle des individuellen Schicksals weiterbesteht. Denn in solchen Zeiten und Zuständen hat eben das ganze Ich fast keinen andern Inhalt als die eine beherrschende Vorstellung und kann selbst für die stärksten Sinneseindrücke blind sein, so daß zum Beispiel selbst schwere Verwundungen gar nicht empfunden werden.

Das Problem, auf das es uns ankommt, ist dies, ob bei erhaltenem Reichtum an Assoziationen und Assoziationsmöglichkeiten, bei normalem Erregungszustande des Gemütes Harmonie des Ich und damit Behagen des Ich möglich ist, trotzdem die Bedingungen der individuellen Existenz nur Unlustempfindungen erwecken?

Die Uebung vervollkommnet die Funktion aller unsrer Organe. Dem ungeübten Sinne fällt nur das Gröbste auf; für den Naturforscher ist das Alltägliche eine unerschöpfliche Fundgrube der interessantesten Wahrnehmungen. Es ist bekannt, daß unsre Naturaliensammlungen als Kuriositätenkabinette begonnen haben. Bevor das moderne Verständnis für landschaftliche Stimmung erwachte, interessierten den Menschen nur die sogenannten Naturwunder. Wie viele reisen heute noch, gewissermaßen seelenblind für die allgegenwärtige Schönheit der Natur, dahin und dorthin, um sich von einem recht spitzen Berg, einer recht steilen Wand, einem recht blauen Wasser imponieren zu lassen! Ebenso roh ist noch unser Wahrnehmungsvermögen und unser Verständnis für geistige Individualitäten. Meistens interessieren wir uns nur für geistige Monstren und für monströse geistige Zustände, seien sie durch übermäßige Entwicklung, seien sie durch Mangel bedingt. Große Taten pflegen uns nur dann Eindruck zu machen, wenn sie mit großen Gebärden vollführt werden. Es gehört ein viel

feinerer Sinn dazu, um die Größe in einer harmonisch entwickelten Persönlichkeit wahrzunehmen. Und doch wäre erst „Größe bei Harmonie" die Krone menschlicher Entwicklung.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Sinn dafür, den ältere Zeiten in hohem Maße besaßen, in neuerer Zeit ein wenig zunimmt. Insofern liegt auch ein Körnchen Wahrheit in der Parole vom „Ausleben". Die Verhinderung des Uebermächtigwerdens des Leibes dadurch, daß man diesen durch unzulängliche Ernährung, durch Kasteiungen u. dgl. gar nicht zu voller Kraft kommen läßt, die Unterdrückung der Sinnlichkeit dadurch, daß man die Sinne überhaupt vor der Welt verschließt, die Erzeugung einer bestimmten erwünschten Gesinnung dadurch, daß man den größten Teil der Assoziationsbahnen des Gehirns von vornherein brachliegen läßt, erscheint uns Neueren als Verkrüppelung der Persönlichkeit. Mit Recht wünscht man Leben und Kraft für alle Anlagen und Fähigkeiten.

Aber alles muß gebändigt sein durch eine in Freiheit zu gutem Willen erwachsene Persönlichkeit!

„Größe bei Harmonie" habe ich als die Krone der menschlichen Entwicklung bezeichnet: eine solche Höhe, daß schon der gepriesen zu werden verdient, der auch nur während einer kurzen Spanne seines Lebens sich auf ihr zu behaupten vermocht hat.

In diesem Sinne erscheint Johann von Mikulicz, der ausgezeichnete Breslauer Chirurg, den uns das brutale Schicksal vor wenigen Monaten geraubt hat, in der Art seines Sterbens als ein Vorbild, das wir alle stets in jeder Not und bei allen Wechselfällen des Lebens vor Augen haben sollten.

Die Umstände seines Todes waren in allen Zeitungen zu lesen, aber ich fürchte, die meisten von Ihnen werden sie über die zahllosen Berichte von menschlichen Torheiten und Schändlichkeiten wieder vergessen haben. Mikulicz bemerkt eines Tages beim Betasten seines Leibes eine Geschwulst in der Magengegend. Sofort von der äußersten Gefährlichkeit des Uebels überzeugt, ersucht er seinen Freund, Professor von Eiselsberg, ihn so radikal als möglich zu operieren. Eiselsberg eröffnet die Bauchhöhle und erkennt auf den ersten Blick, daß keine Operation mehr Rettung bringen könne, so weit hatte der Krebs bereits um sich gegriffen. Er schließt daher die Wunde und verkündet dem aus der Narkose erwachten Freunde, wie er's ihm hatte versprechen müssen, die Wahrheit, daß er rettungslos verloren sei und nur mehr wenige Monate zu leben habe.

Mikulicz liebte das Leben. Wie hätte er's auch nicht lieben sollen? Sein Leben hatte ihm doch Erfolge gebracht wie nur wenigen Lieblingen des Glückes. Er war glücklicher Gatte und Vater, einer der ersten Meister seines Faches, ein Lehrer, der seine Schüler zu begeistern wußte; sein Sinn war offen für alles Schöne in Natur und Kunst, und die Früchte seiner Arbeit erlaubten ihm, es sich zugänglich zu machen. Und alles das sollte binnen kurzer Frist zu Ende sein.

Aber es war, als ob die schreckliche Kunde gar nicht an sein Ohr gedrungen wäre. Die beiden Freunde beschlossen, zu schweigen, und niemand aus seiner Umgebung — weder Freunde noch Weib und Kind — konnte ahnen, welches

Geheimnis Mikulicz in seiner Brust verschlossen hielt. Sein heiterer Gleichmut verließ ihn keinen Augenblick. Aber auch etwas andres erlahmte nicht. — Es erlahmte nicht im geringsten sein Anteil an seiner Familie, an seiner Wissenschaft und an seinen Kranken, an den seiner Hilfe bedürfenden Mitmenschen. In großartiger Objektivität hielt er seine letzte Vorlesung über inoperale Tumoren — sein eigner Fall konnte so wissenschaftlich nutzbar gemacht werden — und bis in die letzten Lebenstage hinein, solange seine Kräfte reichten, war er unermüdlich auf der Klinik um das Wohl seiner Kranken bemüht, als ob er glaubte, daß noch Jahre des Schaffens und des Glückes vor ihm lägen. Und als er die letzte Stunde kommen sah, da „legte er stille seinen Hobel hin"!

Das ist schlichte Größe! Das ist aber ohne Zweifel auch das höchste Glück, das der Mensch erreichen kann. Wer von uns würde sich nicht danach sehnen, den ärgsten Schicksalsstoß, der ihm in der dunkeln Zukunft noch drohen mag, auch so ohne Wanken zu ertragen wie Mikulicz; es auch fertig zu bringen, so schön wie er zu sterben, wenn die Todesstunde da ist; so wie er „Er selbst" zu bleiben bis zum letzten Atemzuge.

Da müssen wir uns wohl fragen: Was hat Mikulicz die Kraft zur Heiterkeit gegeben? Offenbar doch dies, daß bei Mikulicz das Wohl und Wehe der eignen Person keine für die Stimmung ausschlaggebende Rolle spielte, daß ihm Wissenschaft und nützliches Werk viel wichtiger waren als sein persönliches Schicksal, daß sich Mikulicz als das fühlte und wertete, was wir alle sind: vergängliche, dienende Glieder an dem dauernden Körper unsers Volkes, der ganzen Menschheit.

Wir handeln daher nicht allein zum Wohle der Gesamtheit, sondern auch zum Wohle des individuellen Ich, wenn wir die sozialen Instinktgefühle, die in jedem normalen Menschen schlummern, wecken und in die richtigen Bahnen lenken. Wenn wir den Menschen zum Beispiel befähigen, den Gedanken der Vernichtung des Vaterlandes als ein schmerzlicheres Uebel zu betrachten als die Vorstellung von der Vernichtung der eignen Person, so haben wir damit auch den höchsten Triumph erreicht, den die „Hygiene des Ich fürs Ich" feiern kann, denn nur ein solches Ich wird völlig schicksalswetterfest sein!

Wir haben uns von der Unentbehrlichkeit der moralischen Erziehung überzeugt und ebenso davon, daß an ihren Zielen nichts geändert werden soll und darf, weil sie tatsächlich den tiefsten Bedürfnissen des Individuums und der Gesellschaft entsprechen; möge ihre religiöse oder sonstige theoretische Begründung wie immer lauten.

Anders steht es mit der Methodik dieser Erziehung. Hier müssen wir wieder den Fehler betonen, den wir schon bei der Besprechung der Bedeutung der Leibesübungen und der Abhärtung hervorgehoben haben. Die herrschende Pädagogik, insofern sie sich überhaupt um Charakterbildung kümmert, hat ein geradezu kindliches Vertrauen auf die Wirkung des Wortes. Sie glaubt oder stellt sich so, als ob sie's glauben würde, daß das häufige Anhören und Nachsprechen gewisser moralischer Lehrsätze für sich allein imstande sein werde, eine

genügende Schutzwehr gegen die Affekte des Augenblicks zu bilden. Dieser Glaube ist jedenfalls sehr bequem, denn er verpflichtet den Erzieher nur zu gelegentlichen Redeübungen. Die Früchte dieser Methode sind aber nicht besonders einladend. Blicken Sie doch um sich! Zu Dutzenden werden Sie da jene Phrasenhelden herumlaufen finden, die den Mund voll haben von der Arbeit als der einzigen sittlichen Basis der wirtschaftlichen Existenz, von der Unterordnung des Individuums unter höhere Zwecke, von sozialer Gerechtigkeit und gegenseitiger Opferbereitschaft, die aber selbst Arbeit nur vom Hörensagen kennen, die sich nie die Befriedigung eines Triebes versagen, die nur die Sprachwerkzeuge, aber nie einen Finger für das Wohl der andern rühren, ja sehr häufig sich in concreto sehr wenig darum kümmern, was ihrem Nächsten Schmerz macht, sobald ihr eignes Behagen in Frage kommt. Brauche ich Ihnen in analoger Weise die Maulmacher der Vaterlandsliebe, des Christentums u. s. w. u. s. w. zu schildern? Sie kennen sie alle!

Diese Leute sind durchaus nicht alle Betrüger, intellektuelle Virtuosen, die wissen, wie man die Menschen an der Nase führen kann. Manche sind darunter, die selbst ergriffen sind, wenn sie im Kaffeehause von ihren Idealen schwärmen; aufs innigste gerührt werden, wenn sie ernstlich an ihren eignen Edelmut und daran denken, wie herrlich es mit der Menschheit stehen würde, wenn nicht leider edle Menschen, wie sie selbst, so selten wären. Diese Leute sind freilich taube Nüsse, aber es fragt sich bei manchem von ihnen, insofern nicht alkoholische Depravation die Ursache ihres widerspruchsvollen Zustandes ist, ob sich nicht ein brauchbarer Kern hätte entwickeln können, wenn man ihren sozialen Instinkt statt allein durch Worte, durch Erlebnisse geweckt hätte. Es ist aufs tiefste in unsrer Organisation begründet, daß konkrete Erfahrungen sich unvergleichlich fester mit Lust- oder Unlustgefühlen assoziieren als die Gehörseindrücke, die durch das Aussprechen einer Maxime verursacht werden.

Mißverstehen Sie mich nicht. Ich halte es für absolut notwendig, die Maxime auszusprechen. Die Aengstlichkeit mancher Neuesten, überhaupt mündlich eine moralische Lehre zu erteilen, scheint mir ganz töricht. Wohin kämen wir, wenn wir analog den Kindern auch keine Begriffe mehr beibrächten, sondern ihnen nur Gelegenheit gäben, Erfahrungen zu sammeln und dann selbst daraus Begriffe zu bilden.

Aber, wie der Begriff nur Wert hat, wenn er sich als abgekürzter Ausdruck für gewisse Merkmale von Erfahrungstatsachen ergibt, so muß auch die Maxime sich dem Kinde als das Ergebnis der eignen Erfahrung einprägen.

Es wäre daher wirklich zweckmäßig, wenn man mit moralischen Worten sparen und freigebiger mit moralischen Beispielen sein wollte. Ich meine wieder nicht mit der E r z ä h l u n g von moralischen Beispielen; aus der grauen Vorzeit, von Griechen und Römern. Diese Beispiele werden gewiß jedem Kinde gefallen, aber jener Kritizismus, der unsern Kindern glücklicherweise im Blute steckt, wird sehr bald einsetzen mit seinen Zweifeln an der Verläßlichkeit jener alten Berichte. Ob dies nicht bloß schöne Erfindungen seien, mit denen wir uns über die unabänderliche Erbärmlichkeit unsers wirklichen Wesens trösten; nicht lediglich Genußmittel

raffiniertester Art? Diese Zweifel werden um so berechtigter sein, je weniger Beispiele von Befolgung der guten Lehren der junge Mensch in seiner Umgebung findet. Nein, das wichtigste und eindrucksvollste Beispiel ist jenes, das der Erzieher selbst dem Kinde vorlebt. Solange wir selbst Wichte sind, dürfen wir uns nicht wundern, wenn unsre Kinder Wichte werden, so angenehm es auch für jeden von uns wäre, wenn die andern edelmütig wären. Mit dem „Wasser predigen und Wein trinken" lockt man keinen Hund hinter dem behaglichen Ofen des tierischen Genußlebens hervor!

Wenn man es zu mühsam findet, selbst Exempel zu sein, so sorge man wenigstens dafür, daß der Zögling durch eigne Erlebnisse die Dinge moralisch richtig werten lerne. Es läßt in dem Kinde eine unverlöschliche Spur zurück, wenn es durch vernünftige Unterordnung unter die Befehle des Anführers ein Spiel mitgewinnen half. Alles Gerede von der Freude der Arbeit wird nicht den zehnten Teil von dem Eindrucke machen, den das Kind davon bekommt, wenn es einmal selbst irgendein nützliches Gerät fertig gebracht hat und sieht, wie es tatsächlich mit Vorteil verwendet wird. Man mag dem Kinde noch so oft sagen, daß Geben seliger sei als Nehmen, es wird doch erst dann daran glauben, wenn es einmal das Geld, das es etwa durch eine gute Schulnote verdient hat, einer armen Mutter geschenkt hat. Man wird nicht erwarten dürfen, daß jemand im späteren Leben imstande sein werde, auf die Befriedigung eines heftigen Verlangens zu verzichten, wenn er nicht Uebung im Entsagen gewonnen hat. Es muß daher zu den allerwichtigsten Erziehungsmitteln gerechnet werden, junge Menschen dazu zu veranlassen, auf Grund vernünftiger Ueberlegung aus freien Stücken auf den einen oder andern Genuß auf kürzere oder längere Zeit oder dauernd zu verzichten: zum Beispiel auf den zum mindesten vollkommen überflüssigen Genuß geistiger Getränke.

Es handelt sich bei diesen persönlichen Erfahrungen nicht allein um die Gewinnung von starken Eindrücken und dauernden lebhaften Erinnerungen, so wichtig dies ist, sondern auch wieder geradezu um das Lernen der Technik des moralischen Handelns. Man muß es erst durch persönliche Erfahrung lernen, wie eine heftige gemütliche Erregung beginnt, um zu lernen, wie man sie rechtzeitig eindämmen kann, bevor sie übermächtig geworden ist. Man muß erst lernen, wie rasch und sicher man — gewissermaßen wie die Register einer Orgel — die Gruppen der Assoziationen ins Bewußtsein zu ziehen vermag; wie man's machen muß, um gewissermaßen als Unparteiischer die widerstreitenden Lust- und Unlustgefühle ihren Kampf im eignen Innern ausfechten zu lassen. Man muß erfahren haben, wie machtlos sich meistens die Woge des Impulses, die mit Allgewalt daherzukommen schien, am Damme der Ueberlegung bricht, wenn dieser nur fest genug gebaut worden ist; wie rasch sich in der Regel die Wasser wieder zu verlaufen pflegen, die aufs erste alles in ihrem Schwall verschlingen zu wollen schienen, wenn man imstande sein soll, sich sofort mit frischem Mute dem Andringen eines mächtigen Affektes entgegenzuwerfen. Ohne diese Technik der Moral helfen aber die besten Vorsätze nichts!

Es drängt mich, indem ich schließe, es auszusprechen, daß geniale Pädagogen, Dr. Reddie in England in seiner New School in Abbotsholme und nach seinem Vorbilde in Deutschland Dr. Lietz in seinen deutschen Landerziehungsheimen, eine einheitliche Erziehung im Sinne einer umfassenden Hygiene des Ich, wie ich sie soeben darzulegen trachtete, zu verwirklichen suchen. Ihr Unternehmen ist so groß und kühn gedacht, wie irgendeines, dessen sich unsre Zeit rühmen darf; es fordert sehr große Mittel und vom Erzieher seltene Fähigkeiten und unbedingte Hingabe.[1]) Aber so viel ist sicher: nur dann, wenn wir im Sinne jener Männer den Menschen als ein physisch bedingtes, zugleich aber auch als ein soziales Wesen, als Zoon politikon, wie schon Aristoteles ihn definierte, auffassen und behandeln, dürfen wir auf eine bessere Zukunft hoffen.

Hochansehnliche Versammlung! Das, was ich Ihnen vorzutragen die Ehre hatte, steht in engstem Zusammenhange mit dem Gegenstande unsers Kongresses, so wenig ich von ihm bisher gesprochen habe. Ich habe schon da und dort darauf hingedeutet.

Gesunde, tüchtige und brauchbare Menschen wachsen nicht wild auf dem Felde. Wie alle edeln Gewächse bedürfen sie der sorgfältigen Pflege des Gärtners. Wir dürfen nur dann hoffen, daß ein Mensch seiner Spezies zum Nutzen und zur Ehre gereichen werden, daß er mithelfen werde, unsern — wie wir ehrlich gestehen müssen — doch noch recht mangelhaften Kulturzustand zu heben, wenn er wohl geboren, wohl gepflegt und wohl erzogen worden ist.

Eines der allerschlimmsten Hindernisse für die Erfüllung dieser Bedingungen ist der Alkoholismus. Der Alkoholmißbrauch, wie er in den heute herrschenden Trinksitten vorliegt, verdirbt nur allzu häufig bereits die Keime, aus denen das Individuum entsteht, vergiftet oft die Kinder schon im Mutterleibe. Die Trinkunsitten depravieren die Eltern, so daß die Nachkommen nicht die erforderliche Pflege und Erziehung finden, sie machen das Gehirn der Kinder und der Erwachsenen für kürzere oder längere Zeit und endlich dauernd gebrauchsunfähig und wie den übrigen Körper krank. Der Alkoholmißbrauch hindert entweder von vornherein die Entstehung einer höheren menschlichen Persönlichkeit oder zerstört sie wieder, wenn sie sich schon gebildet hatte, indem der Hirnrinde ihr Schatz von Erinnerungen, ihre Fähigkeit zu Assoziationen wieder geraubt wird, so daß das niedere Triebleben, das in den Ganglien des Hirnstammes sein nervöses Zentrum hat, wieder die Oberhand gewinnt.

Je leichter es ist, sich einen sinnlichen Genuß zu verschaffen, um so häufiger wird er tatsächlich genossen, um so mehr steigt unsre Genußsucht. Eine der sichersten Erfahrungstatsachen ist in dem Worte niedergelegt: Genießen macht

---

[1]) Der Ernst des Unternehmens muß in seiner vollen Größe erfaßt werden, wenn nicht infolge des Leichtsinns Unberufener der begeisterte Anlauf mit einem kläglichen Fiasko enden soll. Es graut mir, wenn ich die „Landerziehungsheime“ wie Pilze hervorschießen sehe. Manche scheinen zu glauben, wenn man die Kinder möglichst viel ohne Aufsicht im Freien herumspringen und möglichst wenig lernen lasse, so sei dies ein Landerziehungsheim!

gemein! Es gibt aber kaum gefälligere Helfer, wenn man sich mühelos Genuß verschaffen will, als die geistigen Getränke. Allein schon darin liegt ihre ungeheure Gefährlichkeit.

Man sagt, unsre Trinksitte führe die Menschen zusammen. Jawohl, das tut sie; sie führt die Menschen zusammen in den Sumpf! Wer wünscht, daß die Menschen in Gemeinschaft zu der Höhe eines freien, selbstbeherrschten Menschentums emporwandern sollen, erkennt im Alkoholismus die schlimmste antisoziale Potenz.

Meine Damen und Herren! Man rühmt es allerorten: Wissen ist Macht! Gewiß, aber wir gebrauchen leider diese Macht viel zu wenig, wenn dabei etwas für uns Unbequemes herauskommt. Möge dieser Kongreß nicht allein die Kenntnis von der Schädlichkeit des Alkoholmißbrauches vertiefen und verbreiten; möge er auch in allen Teilnehmern den ernsten Willen erwecken, das Uebel zu bekämpfen.

Ein alter schöner Spruch lautet: Noblesse oblige. Seine Befolgung erst macht den Adel edel. Möge der Kongreß in uns allen den Grundsatz lebendig machen: Wissen verpflichtet!

Goethes Sehnervenentzündung und Dunkelkur

Von

Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. phil. et med. Hermann Cohn (Breslau)

„Goethes letzter Hosenknopf ist tausendfach gemünzt worden," sagte bekanntlich der Aesthetiker Friedrich Vischer in seiner Verspottung der speziellen Goetheforscher.

In der Tat ist die Goetheforschung betreffs gleichgiltiger Aeußerlichkeiten oft zu sehr ins Detail gegangen; aber welcher Gebildete sollte sich nicht für die Augen Goethes interessieren?

Und so erlaube ich mir über die Sehnervenentzündung und die Dunkelkur, die Goethe durchgemacht hat, nur eine kurze Mitteilung, die aber wohl jedem Leser einiges Neue und Interessante bringen wird.

*

Vor fünf Jahren konnte ich auf Grund der hinterlassenen Lorgnetten und Brillen Goethes den sicheren Beweis liefern, daß der große Dichter schon als Student kurzsichtig gewesen.[1]) Jetzt läßt sich aus Goethes Gesprächen, für deren sorgsame Herausgabe in zehn Bänden wir Waldemar von Biedermann

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: Goethes Kurzsichtigkeit und seine Lorgnetten. Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges. 1900. Jahrgang IV, Nr. 8.

gar nicht dankbar genug sein können, beweisen, daß Goethe wiederholt an Netzhautentzündung gelitten hat.

In zwei Gesprächen, die er mit Friedrich Foerster im Oktober 1829 geführt hat, finden wir Näheres. Und Foerster, der die Befreiungskriege als Körners Kamerad mitgemacht hatte und dann Kustos an der Königlichen Kammer in Berlin gewesen, ist nach Professor Max Koch ein durchaus zuverlässiger Berichterstatter.

Er erzählt, daß er bei einem Besuche im Herbst 1829 Goethe wieder an einer Augenentzündung leidend, mit einem grünen seidenen Schirm gegen Tages- und Lampenlicht geschützt, gefunden habe. Goethe sagte ihm: „Das hohe Alter fordert so manchen Tribut von uns. Verdunkelungen des Augenlichts (wir haben ja mit gutem Grunde das Auge sonnenhaft genannt) ist von allem das empfindlichste für mich, da ich dadurch an mancher lieben Gewohnheit und Beschäftigung verhindert werde... Mir hatte vor sechs bis acht Wochen ein mit unsrer Literatur sich beschäftigender Engländer eine Uebersetzung meines ‚Faust' in zierlicher Reinschrift mit dem Ersuchen zugesandt, mich einer Begutachtung derselben zu unterziehen. Mit höflichster Entschuldigung, daß mein Augenleiden es nicht gestatte, Handschriftliches zu lesen, bat ich zu entschuldigen, wenn ich seinem Wunsche in nächster Zeit zu entsprechen nicht imstande sein würde.

Da erhalte ich nun gestern von dem edeln Lord ein eigens für mich mit splendiden großen Lettern auf Velin gedrucktes Exemplar mit dem Wunsche, daß es mir möglich sein werde, diese Schrift lesen zu können, ohne dadurch meinen Augen zu schaden.

Dr. Vogel, der mich heute beim Lesen dieses großartigen Geschenkes fand, will mir aber nicht gestatten, vor vier bis fünf Wochen meine noch immer entzündete Netzhaut in Versuchung zu führen.

Nun möchte ich aber doch dem edeln Lord über seine Arbeit und die mir bewiesene Aufmerksamkeit einige freundliche Worte sagen und bitte Sie (Foerster) daher, die Uebersetzung mit sich zu nehmen und mir, was Sie darin Bemerkenswertes finden, mitzuteilen und die betreffenden Stellen vorzulesen."

*

Hofrat Dr. Karl Vogel war des Großherzogs Leibarzt und Goethes Hausarzt in seinen letzten sechs Lebensjahren. Er gab zwei jetzt äußerst seltene Schriften heraus: „Die letzte Krankheit Goethes" (erschienen 1833 mit einer Nachschrift von Hufeland) und „Goethe in amtlichen Verhältnissen" (erschienen 1834). Vogel bezeichnet sich auf dem Titel als letzten Amtsgehilfen Goethes; er war nämlich auch Dezernent für die Medizinalangelegenheiten beim Minister Goethe.

Ich habe schon vor vier Jahren in einem besonderen Aufsatze betont,[1]) daß

[1]) Frankfurter Zeitung, 5. September 1901. Nr. 246. 1. Morgenblatt. — Auch Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges. September 1901. Jahrgang IV, Nr. 51.

Goethe und Vogel gemeinsam sich energisch für den Impfzwang im Großherzogtum Weimar erklärten und daß Goethe hohes Verständnis für den Segen der Impfung zeigte, da er selbst im sechsten Lebensjahre von den Pocken schwer befallen und dabei mehrere Tage blind war; vielleicht wurde schon damals dadurch der Grund für seine Kurzsichtigkeit gelegt.

Dr. Vogel war auch ein gesuchter und erfahrener Praktiker, dessen Diagnose und Behandlung dem damaligen Stande der medizinischen Wissenschaft entsprach. Vergessen wir auch nicht, daß Goethe sich selbst sehr eingehend mit Studien über das Auge und über Optik beschäftigt hatte, daß er also seine Augen in seinem achtzigsten Jahre nur einem Arzte anvertraut haben wird, der auch in der Augenheilkunde auf der Höhe der Zeit stand.

*

Wenn nun Goethe selbst 1829 sagt, daß Dr. Vogel ihm nicht gestatten will, „vor vier bis fünf Wochen seine noch immer entzündete Netzhaut in Versuchung zu führen" und ihn nur mit grünseidenem Schirm bei Tage und Abend sitzen ließ, so dürfen wir sicher annehmen, daß es sich damals um ein ernsteres Augenleiden handelte.

Ueber diesen Augenschirm, den ich auch in Goethes Hause sah, erfahren wir von Vogel folgendes:

„Während der sechs Jahre, da mir die Fürsorge für Goethes Gesundheit oblag, habe ich denselben nur an zwei Krankheiten behandelt, von denen er nicht schon früher öfter befallen war. Diese zwei Uebel bestanden in einer am rechten unteren Augenlide beginnenden, durch mehrjährigen Gebrauch einer feinen Zinksalbe immer in Schranken gehaltenen Auswärtsdrehung des Lides (Ectropium senile) und in einer kirschkerngroßen Wucherung mehrerer Schleimbälge der Stirnhaut, entstanden infolge des durch einen fast fortwährend getragenen Augenschirm von schlechter Beschaffenheit bewirkten Druckes. Dieser Auswuchs war mir lange verborgen geblieben, da ich Goethe meist nur mit dem die Exkreszenz verdeckenden Schirm sah.

Später war es nicht möglich, die Vertauschung des untauglichen Schirmes mit einem zweckmäßigeren durchzusetzen. Ich suchte deshalb den Druck mittels einer Leinwandkompresse wenigstens zu verringern. Dabei und bei der gleichzeitigen Anwendung von Mandelöleinreibung verlor sich die kleine, sonst schmerzlose Deformität in wenigen Wochen."

*

Bei der nachträglichen Beurteilung des Falles fällt heute besonders ins Gewicht, daß der Augenspiegel damals noch gar nicht erfunden war. Erst seit 1851, wo Helmholtz dem Augenarzte dieses herrliche Instrument in die Hand gab, ist man imstande, den Sehnerven und die Netzhaut zu sehen und ihre Entzündungen zu sehen. Vorher war das ganz unmöglich, und die Diagnose konnte nur vermutungsweise aus mancherlei subjektiven Symptomen des Kranken gestellt werden.

Es ist nun recht interessant, die damals (1829) verbreiteten Lehrbücher der Augenheilkunde betreffs des Kapitels „Sehnerven- und Netzhautentzündung“ durchzusehen. Drei Augenärzte ragten damals besonders hervor: Professor Beer in Wien, Professor Benedikt in Breslau und Professor Rosas in Wien. Beer, für den zuerst überhaupt ein Lehrstuhl für Augenheilkunde geschaffen wurde, kennt das Wort „Netzhautentzündung“ überhaupt nicht; unter dem Namen „Innere Augenkrankheit“ bringt er eine Schilderung, die zum Teil die Beschreibung der Netzhautentzündung darbietet; als Ursache des Leidens führt er besonders dauernde Anstrengung des Auges bei der Betrachtung sehr kleiner mikroskopischer Objekte an, und er erklärt, es bleibe meist Sehschwäche zurück. —

Benedikt kennt auch das Wort „Netzhautentzündung“ noch nicht, setzt die Beschreibung in das Kapitel der Erblindungen und betont ausdrücklich, daß „die unbekannten Vorgänge der inneren Teile des Auges jede genauere und vollständige Kenntnis dieser Krankheit auf immer unmöglich machen werden“. Wie hat sich Benedikt doch getäuscht! Auf immer unmöglich machen werden! Als er dies 1825 prophezeite, war Helmholtz, der das Innere des Auges zu durchleuchten lehrte, bereits geboren. Benedikt faßte die Krankheit als Erethismus, krankhafte Reizbarkeit der Netzhaut und des Sehnerven, auf, hervorgerufen durch Arbeiten, bei denen das Auge schwer aufgeregt und angestrengt, aber nicht erschöpft wird, und zwar durch anhaltendes Studieren von Büchern, die einen sehr feinen Druck haben, durch Anstrengung mit Vergrößerungsgläsern, mit Fernrohren, zu scharfen konkaven Brillen und durch Blendungen. Er meint, daß örtliche Mittel nichts nutzen und empfiehlt nur dunkles Zimmer, grünen Flor vor den Augen, leichte Beschäftigung, wie es besonders auch Vogel für Goethe anordnete. —

Gleiches schrieb auch Professor Rosas in Wien vor, der die Krankheit Markhautentzündung oder Retinitis nannte und ebenfalls die Augendiät für das Wichtigste erklärte.

Spätere berühmte Augenärzte, wie Jüngken in Berlin (1836) und Himly in Göttingen (1843) nannten die Krankheit wohl Netzhautentzündung, waren aber über die Natur derselben völlig im Unklaren.

*

Kein Wunder! Der Augenspiegel war eben noch nicht erfunden. Seit 1851 ist aber jeder Augenarzt in der Lage, die Entzündung des Sehnerven und der Netzhaut so leicht zu erkennen wie einen Fleck auf der Hand. In den letzten fünfzig Jahren hat es sich nun gezeigt, daß es sehr verschiedene Arten von Netzhautentzündung gibt und daß nur selten ganz ohne innere Ursache oder ohne jede Ueberblendung die Netzhaut sich entzündet. Meist sind es Verletzungen, Syphilis, Ueberblendung, Nieren- und Herzerkrankungen, Aderhautleiden u. s. w., die eine Entzündung der Netzhaut hervorrufen. Wer aber viel Kurzsichtige untersucht hat, kennt auch sehr wohl eine leichte Entzündung des Sehnerven und der Netzhaut bei Kurzsichtigen, die sich sehr angestrengt haben. Mein Lehrer

Professor Foerster bezeichnete sie sogar direkt als Neuroretinitis myopum, Netzhautentzündung der Kurzsichtigen. Schmerzen fehlen dabei fast immer, äußere Entzündungen stets; dagegen können subjektive Lichterscheinungen oder vorübergehende Verdunkelungen das Leiden einleiten und begleiten.

*

Welcher Natur nun die Netzhautentzündung Goethes gewesen sei, wird sich natürlich niemals mit Sicherheit mehr entscheiden lassen; er konnte ja nicht beaugenspiegelt werden. Goethe hatte aber weder eine Blendung durchgemacht, noch hatte er ein allgemeines Leiden, in dessen Gefolge die Entzündung aufgetreten wäre; somit dürfte es wahrscheinlich sein (ich sage wahrscheinlich), daß seine Augenkrankheit eine Folge großer Augenanstrengung war. Er hatte sich ja bis in das höchste Alter mit Naturwissenschaften, mit optischen Experimenten und mit enorm vielem Lesen beschäftigt. Kurzsichtig war er, wie ich nachgewiesen habe, ebenfalls; er benutzte Brille Konkav 2 und Konkav 6. Wahrscheinlich hatte er also eine Neuroretinitis myopum. Sein Augenübel muß auch, wie Friedrich Foerster erzählt, rezidiviert sein, wie es bei Kurzsichtigen, die sich immer wieder von neuem sehr anstrengen, häufig vorkommt.

Sicher wissen wir freilich nur, daß Dr. Vogel dem Dichter vier bis fünf Wochen Schonung im Dunkeln verordnet hat. —

Die meisten Menschen, die wir längere Zeit mit Dunkelkur behandeln, werden traurig und mürrisch. Aber Goethes Humor litt glücklicherweise bei dieser Dunkelkur und Leseabstinenz nicht.

*

Zum Beweise möchte ich hier das Gespräch vom 17. Oktober 1829 auszugsweise zitieren, das jedem Goethe- und Faust-Verehrer hoch interessant sein muß, wenn es auch nicht strikte mit seiner Netzhautentzündung zusammenhängt.

Foerster fand sich nämlich am folgenden Tage mit der englischen Uebersetzung des „Faust", die Goethe nicht selbst lesen durfte, ein und sprach sein Bedauern aus, daß der Lord die prachtvolle Vorspielszene im Himmel gar nicht übersetzt habe. Da meinte Goethe: „Nicht Schwierigkeit der Uebersetzung wird den edeln Lord behindert haben; es sind religiöse oder vielmehr hochkirchliche Skrupel. Nirgendwo," sagte Goethe, „gibt es so viele Heuchler und Scheinheilige wie in England; zu Shakespeares Zeiten mag es wohl anders gewesen sein." —

Dann teilte Foerster mit, daß der Lord in dem Liede „Es war ein König in Thule" den Vers „Und als er kam zum Sterben, zählt er seine Städt' im Reich, gab alles seinen Erben, den Becher nicht zugleich" übersetzt habe: „He called for his confessor, Left all to his successor" — d. h. auf dem Sterbebette ließ er seinen Beichtvater (confessor) rufen, wahrscheinlich nur wegen des Reimes auf successor, Nachfolger.

Goethe lachte herzlich; „er ließ seinen Beichtvater rufen!" wiederholte er.

„Wir wollen dem edeln Lord bemerklich machen, daß der König von Thule vor der Sündflut regierte; Beichtväter gab es damals noch nicht.“

Auch über die französischen Uebersetzungen seines „Faust“, auf die das Gespräch kam, amüsierte sich Goethe. Frau von Staël hatte den Vers „Mißhör mich nicht, du holdes Angesicht“ übersetzt mit „Ne m'interprète pas mal, charmante créature“; Goethe meinte, es werde schwerlich jemand unter „charmante créature“ ein holdes Angesicht verstehen.

Und Frau von Staël übersetzte sogar „Nachbarin, euer Fläschchen“ mit „Ma voisine, une goutte!“ Als ob Gretchen die Nachbarin nicht um das Riechfläschchen, sondern um ihre Branntweinflasche anspräche.

Sehr belustigt war Goethe, als er hörte, daß der Vers „Heiße Magister, heiße Doktor gar,“ übersetzt worden sei in „On me nomme Maître, Docteur Gar“; als wenn „gar“ ein Titel sei.

Auch lachte Goethe herzlich, als man ihm mitteilte, daß in dem Verse „Wie kurz sie angebunden war, das ist nun zum Entzücken gar“, der Uebersetzer das „kurz angebunden“ nicht für schnippisch, sondern für „kurz aufgeschürzt“ gehalten und geschrieben hatte: „Et sa robe courte, juste; vraiment, c'était à ravir.“

Auch viele scherzhafte Druckfehler ergötzten Goethe damals während der Dunkelkur; so hatte in einer Nachdruckausgabe des Königs von Thule, die mit Musikbegleitung erschienen war, der Setzer den bekannten Vers: „Die Augen gingen ihm über, so oft er trank daraus“ verändert in „Die Augen gingen ihm über, so oft trank er daraus.“

Wer sich für weitere Einzelheiten interessiert, dem empfehle ich die Lektüre des ganzen 1232. Gesprächs im 7. Bande von Biedermann, Seite 155.

*

Nach jener vierwöchentlichen Dunkelkur müssen jedenfalls die Augen Goethes wiederhergestellt gewesen sein; denn schon im Dezember 1829 ließ sich Goethe wieder Bilder vorlegen und las selbst seinem Sekretär Ackermann den zweiten Akt des zweiten Teils „Faust“ vor. Später trat kein Rückfall mehr ein...

Wir verfahren bei Netzhautentzündungen noch heute wie unsre Kollegen vor achtundsiebzig Jahren; wir bringen die Kranken auf mindestens vier Wochen in das Dunkle; meist fügen wir aber noch heiße Fußbäder mit Salz oder Königswasser und, wenn die Patienten vollblütig sind, Blutentziehungen an der Schläfe und tüchtige Ableitungen auf den Darm hinzu.

Zu Goethes Zeiten war es nichts Seltenes, achtzig Blutegel an die Stirn zu verordnen; heut begnügt man sich mit einem oder zwei künstlichen Blutegeln (Heurteloups, so genannt nach Baron von Heurteloup, der den Apparat erfunden), die ohne jede Nachblutung in 5 Minuten 20 bis 30 Gramm Blut entfernen. —

Für die Darmtätigkeit sorgte Goethe spontan; denn er trank nach Dr. Vogels

Mitteilung „jahraus jahrein und Tag für Tag Marienbader Kreuzbrunnen, und zwar jedes Jahr über 400 Flaschen!

*

Natürlich verbieten wir bei diesen Kuren sehr streng Wein und Bier. Man sollte glauben, daß Goethe ein solches Verbot hätte gar nicht befolgen können. Denn wer den Vers gedichtet hat:

„Solang' man nüchtern ist, gefällt das Schlechte,
Wenn man getrunken hat, weiß man das Rechte,"

der konnte kein Temperenzler oder Abstinenzler sein.

Nein, Goethe war in seinem ganzen Leben ein tüchtiger Trinker von Wein, Punsch und andern Spirituosen gewesen, selbst noch fünf Jahre vor seinem Tode, wo der Siebenundsiebzigjährige bei einem Feste der Armbrustschützengilde am 8. September 1827 ein solennes Diner gab, bei dem der edle Wein in Strömen floß. Mit innigem Behagen sah Goethe einen nach dem andern matt werden und kläglich abfallen, ihm allein konnte der Wein nichts anhaben.

Goethe, der jeden Mittag wenigstens eine Flasche Wein leerte, ließ auch stets vor jeden Gast eine Flasche Rot- oder Weißwein stellen und wünschte, daß er sie auch austrinke. Sein Freund Zahn wollte einmal sich einen klaren Kopf für den Nachtisch erhalten und goß Wasser unter seinen Wein. Goethe merkte es und äußerte tadelnd: „Wo haben Sie denn diese üble Sitte gelernt?"

Erst in den allerletzten Jahren war er, wie Dr. Vogel erzählt, sehr mäßig, ja man könnte behaupten, zu furchtsam. So wagte er aus ganz unbegründeter Furcht in den allerletzten Jahren nicht mehr, Champagner auch nur zu kosten, obschon er ihn sehr liebte. „Er begnügte sich mit einem Glase Madeira beim Frühstück und mit einer Flasche leichtem Würzburger Tischwein beim Mittagessen." —

Es scheint hier eine Art Uebergang zu temperenzlerischen Anschauungen zu liegen.

Doch dürfen wir nicht vergessen, daß Goethe diese Anwandlungen erst im achtzigsten Jahre ankamen und daß er bis dahin trotz vieler kräftiger tüchtiger Alkoholgenüsse sein Leben in glänzendster geistiger und körperlicher Frische vollendete.

Es dürfte dies wiederum als ein Beweis dafür gelten, wie leicht die an sich richtige Idee der Mäßigkeit häufig zu Uebertreibungen ausarten kann durch die Behauptungen gewisser Abstinenzapostel; denn diese hätten einem achtzigjährigen Manne mit dem Quantum des Goetheschen Alkoholgenusses sicher mindestens nur ein Alter mit zentraler Rotblindheit, mit Sehschwäche, Herzverfettung, Leberschrumpfung, Schwachsinn und Verblödung prophezeit!

Der Weingenuß hat aber weder Goethes Gesundheit noch seiner geistigen

Schaffenskraft im geringsten geschadet, und auch die Dunkelkur, von der ich Ihnen erzählen durfte, hatte Erfolg, auch ohne daß Goethe seiner Trinkgewohnheit entsagte.

Wir lernen hieraus, daß man mit dem Verbieten einer mäßigen Menge von Alkohol Personen, die daran gewöhnt sind, selbst bei Sehnervenentzündung nicht zu sehr quälen soll. —

*

Sehr interessant ist es, daß Vogel erzählt, daß Goethe sich gegen andre als gegen den Arzt nicht gern aussprach.

Eine spezielle Nachfrage nach seinem Befinden, aus bloßer Teilnahme, konnte ihn, vornehmlich wenn er sich wirklich in dem Augenblicke nicht ganz wohl fühlte, leicht verdrießlich machen. Oft äußerte Goethe launig, es sei geradezu unverschämt, einen Menschen zu fragen, wie er sich befinde, wenn man weder die Macht noch die Lust habe, ihm zu helfen.

Noch unerträglicher waren ihm die gewöhnlichen Beileidsbezeugungen, zumal wenn sie umständlich und jammerhaltig ausfielen.

„An eigner Angst und Sorge hat man in solchen Fällen schon genug; dafür aber noch die Wehklage zu dulden, ist mir wenigstens ganz unmöglich.“ So fuhr Goethe dann wohl heraus, sobald die ihn belästigende Person nicht mehr zugegen war. —

Die Heilkunst und ihre echten Jünger aber schätzte Goethe sehr hoch; er war auch ein sehr dankbarer und folgsamer Kranker. Gern ließ er sich in seinen Krankheiten den physiologischen Zusammenhang der Symptome und den Heilplan auseinandersetzen. Dies war auch bei seinen bedeutenden Einsichten in die Gesetze der Organisation weder besonders schwierig, noch übte es auf die Kur einen hemmenden Einfluß.

Die Prognose eigner Uebel ließ er unberührt, weil ihm einleuchtete, daß Aufrichtigkeit in diesem Punkte vom Arzte nicht immer füglich gewährt werden könne und dürfe.

Konsultationen mehrerer Aerzte betrachtete Goethe mit mißtrauischem Blick und dachte darüber ungefähr wie Molière. —

Leider ist die kleine von Dr. Vogel verfaßte Schrift „Goethes letzte Krankheit“ (Berlin 1833) weder im Buchhandel noch beim Verleger G. Reimer zu haben. Sie endet mit einem kurzen Nachwort des berühmten Arztes Hufeland, der es natürlich „zu den größten Vorzügen seines Lebens und zu den schönsten Seiten desselben“ rechnete, daß es auch ihm vergönnt war, diesem Heros der deutschen Geisteswelt eine lange Reihe von Jahren persönlich nahe zu stehen. Hufeland bekräftigt alles, was Vogel über Goethe gesagt, und schließt mit den allerdings etwas überschwenglichen Worten: „Es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, der zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre und auf diese Weise in der Tat das Bild des vollkommensten Menschen darstellte.“ —

Ich hoffe, daß meine Mitteilungen über Goethes Augen den geehrten Lesern neu und nicht ganz uninteressant waren — erklärten mir doch viele bedeutende Goethekenner und viele hervorragende Augenärzte, daß sie von einer Sehnervenentzündung und Dunkelkur Goethes bisher nie ein Wort gehört hätten!

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XVI

Im folgenden bringen wir zunächst den Briefwechsel zwischen Bennigsen und Reyscher zum Abschluß.

Bennigsen an Reyscher.

Hannover, 15. Mai 1862.

Lieber Freund!

Die Nummern des Württembergischen Landtagsblattes hat mir meine Frau, welche leider nicht frei ist von der weiblichen Sucht, in meinen Zimmern von Zeit zu Zeit Ordnung zu stiften, nach einer der Koburger Reisen, wo ich sie mit mir geführt hatte, so sorgfältig unter aufbewahrte Wochenblätter gepackt, daß ich sie erst nach längerem Suchen, und nachdem ich fast schon besorgt hatte, sie unterwegs verloren zu haben, wiedergefunden habe. Per Kreuzband erhalten Sie dieselben hieneben mit Dank zurück.

Ueber Ihr Befinden haben Sie mich sehr beruhigt. Freilich werden Sie sich wohl noch längere Zeit schonen müssen. Wenn aber die eigentliche Gefahr beseitigt ist und man die tägliche Besserung vor Augen hat, erträgt man einige Wochen oder selbst Monate strenge Diät und unfreiwillige Muße mit Geduld.

Daß Sie meiner in schweren Stunden so freundlich gedacht haben, lieber Freund, ist mir sehr wohltuend gewesen. Auch Planck, dem ich vor einiger Zeit hier in Hannover mitteilen konnte, was Sie wegen Ihrer wissenschaftlichen Papiere beabsichtigt hatten, hat sich durch eine solche Anerkennung eines älteren Staatsrechtslehrers sehr geehrt gefühlt. Möglicherweise haben Sie inzwischen schon einen Brief von ihm. Er hat nämlich Vorarbeiten über die Domänenfrage, allerdings mit spezieller Beziehung auf Hannover, aber doch mit grundlegender Erörterung über die rechtliche Bedeutung des Domaniums als Pertinenz der Landeshoheit, gemacht, und wollte sich erst vergewissern, ob er nicht mit Ihrer Arbeit wegen der Meiningenschen Domänen kollidierte. Im Interesse der Sache möchte ich es allerdings wünschen, daß Planck sein Vorhaben nicht ganz aufgibt, sondern nur etwa Ihnen die Präzedenz einräumt. Auf einige Monate kommt es für Hannover nicht an. Soll Plancks Schrift aber für die nächsten

Wahlen, welche vermutlich im kommenden Winter stattfinden, und die Ständeversammlung des nächsten Jahres von Einfluß sein, so müßte sie allerdings vor Weihnachten in den Händen des Publikums sein. Wie Sie zur Genüge wissen, ist der Streit über die rechtliche Natur und über die finanzielle Benutzung der Domänen seit 1837 der Kern unsrer ganzen Verfassungswirren, und zwar seit 1855/57 in verstärktem Maße.

Das Erwachen des preußischen Volksgeistes hat hier auf Freund und Feind einen ganz merkwürdigen Eindruck gemacht. Bei der Jämmerlichkeit der preußischen Regierung haben wir hier einen Bundesgenossen gefunden, welcher unser Programm aufrechterhalten hat in einer Zeit der bedenklichsten Krisis. Jetzt ist wieder alles in gutem Zuge. Noch gestern kamen Metz und Miquèl hier durch auf der Rückreise von einer großen Versammlung in Lübeck, ganz voll von dem erfreulichen Aufschwunge, den sie bei unsern kaltgründigen Nordländern gefunden haben.

Pfingsten fahre ich zu der Zusammenkunft wegen Vereinigung der „Zeit" und „Süddeutschen Zeitung" nach Frankfurt a. M. Wenn bis dahin Ihre Gesundheit ganz wieder auf den alten Fuß gekommen ist, wie ich von Herzen hoffe, so habe ich dann wohl die Freude, Sie nach *fast einem* Jahre wiederzusehen.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Bennigsen.

Leider brachten Metz und Miquèl sehr schlechte Nachrichten über Lehmanns Befinden. Ich fürchte sehr, daß dieser vortreffliche Freund uns und unsrer guten Sache nicht lange erhalten wird.

*

Bennigsen an Reyscher.

Hannover, 28. Juni 1862.

Einen Brief vom vorigen Monate werden Sie, verehrter Freund, erhalten haben. Heute möchte ich Sie zu einer *Vorstandssitzung* nach Eisenach (Rautenkranz) auf Sonntag, 6. Juli, morgens 9 Uhr, einladen. Wir müssen neben andern laufenden Geschäften die nächste Ausschußsitzung feststellen, auch würde eine Besprechung über die beabsichtigte Versammlung von Abgeordneten noch vor dem Schützenfeste mir sehr erwünscht sein, da ich Herrn Bluntschli gebeten habe, in Frankfurt während des Schützenfestes (14. bis 18. Juli) mit mir zusammenzutreffen und weiteres in betreff der Aufforderung zur Abgeordnetenversammlung zunächst mündlich zu beraten.

Planck, den ich gestern hier sprach, arbeitet stark an seinem Opus, welches er jedoch bis zur Michaelismesse kaum mehr hofft druckfertig zu machen.

Sollten Sie, bester Freund, durch Gesundheit oder Geschäfte wider Verhoffen verhindert sein, nach Eisenach zu kommen, so teilen Sie wohl brieflich dahin Ihre sentiments über Ort und Zeit der Ausschußsitzung mit.

Herzlichen Gruß von Ihrem

Bennigsen.

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 29. Juni 1862.

Verehrter Freund!

Obgleich die diesjährige Pfingstversammlung in Frankfurt — anders als der vorjährige Pfingstausschuß — geeignet war, die öffentliche Aufmerksamkeit vom Nationalverein abzulenken und auf das neue Gestirn einer kombinierten Fortschrittspartei hinzurichten, so habe ich doch nichts gegen den Versuch, einerseits die liberalen Parteien in Süddeutschland mehr, als bisher geschehen, zu verschmelzen, anderseits den Oesterreichern Gelegenheit zu geben, sich auszusprechen. Heute kann ich Ihnen die Nachricht geben, daß die österreichische Regierung bei den Mittelstaaten beantragt hat, dem Plane eines Vorparlaments, wie überhaupt den politischen Vereinen, am Bunde entgegenzutreten, daß Hannover geneigt war, darauf einzugehen, daß aber der bayrische Minister u. a. entgegenhielt: eine Maßregel, wie die beantragte, würde nur dann ersprießliche Folgen haben, wenn sie einstimmig durchginge; da dies aber nicht zu erwarten sei, so sollte man nicht die opponierenden Staaten in der öffentlichen Meinung mit einer neuen Glorie umgeben, sondern jedem Staate überlassen, seine Maßregel zu treffen, namentlich Vorbereitungen für ein neues Vorparlament mit aller Strenge entgegenzutreten. Diese Ansicht drang durch.

Ferner kann ich Ihnen berichten, daß ein Ministerium Bismarck in Preußen in naher Aussicht steht und damit ein französisch-russisches Bündnis. Graf Bernstorff ist seiner Stellung überdrüssig und geneigt, wie man sagt, dem energischen und rücksichtslosen Bismarck Platz zu machen. In den nächsten Tagen wird die Konferenz der Mittelstaaten in Wien beginnen;[1]) man wird sich dort wieder über identische Noten vereinigen. Wie schon die ersten identischen Noten höchstenorts in Berlin übel vermerkt worden sind, so versprechen sich die Bismarckianer von dem neuen Anlaufe einen noch größeren Verdruß und größere Geneigtheit, in Verbindung, nötigenfalls mit auswärtiger Hilfe, das Bernstorffsche Projekt durchzusetzen, welches von Vincke nicht bloß, sondern sogar von der Kreuzzeitungspartei adoptiert ist. Sie erinnern sich, daß in der Bernstorffschen Antwort an Beust von einem Parlament nicht die Rede ist, sondern bloß von einer Zentralgewalt, welche Preußen zukommen soll. Bismarck soll aber geneigt sein, auch ein preußisch-kleindeutsches Parlament zu berufen, im Gegensatz zur Delegiertenversammlung, welche die Würzburger in Verbindung mit Oesterreich vorschlagen werden — neben einem Bundesgericht und einer Art von Direktorium, worin Preußen nahezu eine gleiche Stellung mit Oesterreich erhalten würde — es soll nämlich auf die Machtstellung im Stimmverhältnis am Bunde überhaupt mehr Rücksicht genommen werden. — Man könnte sich die Bismarcksche Exekution der Nationalvereinsideen gefallen lassen, wenn nicht der Pferdefuß unter seinem Mantel steckte und wenn nicht seine auswärtige Politik die größte Gefahr

[1]) In Wien begannen am 7. Juli 1862 Konferenzen der vier Königreiche Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, sowie beider Hessen und Nassaus unter dem Vorsitz des Grafen Rechberg.

für Deutschland mit sich brächte. Frankreich wird eine Vergrößerung Preußens nur zugeben, wenn zugleich seine eigne Macht einen Zuwachs erhält. Durch Gebietsvermehrung auf Kosten Belgiens, welches zwischen Frankreich und Holland geteilt werden soll — sobald der König Leopold die Augen schließt, und auf Kosten Deutschlands, dem seine überrheinischen Besitzungen ganz oder großenteils wieder abgenommen würden. — Rußland wird auch seinen Teil an der Beute haben wollen und Preußen in Posen und in den sogenannten preußischen Ostseeprovinzen etwas abrupfen, wenn es nicht gelingt, im Orient eine namhafte Eroberung zu machen.

. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sich Kombinationen und geheime Nachrichten zu diesem Blicke in die Zukunft verhalten. Ich glaubte Ihnen aber all dieses mitteilen zu müssen, damit Sie unterrichtet sind. Wir müssen auf der Hut sein. Innerhalb vier Wochen kann sich vieles ereignen. Die größte Vorsicht ist aber auch nach einer andern Seite hin notwendig. Tritt der Nationalverein offen gegen die angedeuteten Pläne auf, so kann ihm der Prozeß gemacht werden; man wird uns zum Beweise auffordern, und wir haben nur Vermutungen und Indizien, vielleicht auch Nachrichten, die wir aber nicht dokumentieren können. Ebenso müssen wir uns hüten, Preußen herauszufordern oder das jetzige Ministerium zu veranlassen, sich unsern Feinden am Bundestage in der Verfolgung des Nationalvereins anzuschließen. Doch haben wir keinen Anstand genommen, die preußische Fortschrittspartei gegen das Ministerium von der Heydt zu unterstützen, so darf uns auch nichts abhalten, einem künftigen Ministerium Bismarck das Visier abzureißen, wenn es landesverräterische Gedanken hegte. — Eine Besprechung über all dieses wäre wünschenswert, und ich würde deshalb um so mehr mich beeilen, zur Vorstandssitzung in Eisenach am 6. Juli zu erscheinen, wenn ich nicht immer noch an den Folgen meiner Krankheit laborierte und seit ein paar Tagen eine Brunnenkur hier begonnen hätte, die ich nicht werde unterbrechen dürfen. — Soeben erhalte ich nämlich Ihren freundlichen Brief vom 28. Juni, wofür ich ebenso danke wie für den vom 15. Mai.

Zur Ausschußsitzung werde ich vielleicht wieder kommen können. Es wird gut sein, sie nicht lange mehr zu verschieben und jedenfalls der Versammlung von Abgeordneten vorhergehen zu lassen, weil die verschiedenen Meinungen über die Richtung dieser Versammlung und unser Verhalten zu derselben werden zum Wort kommen wollen. Die letzte Ausschußsitzung war in Berlin, die nächste könnte vielleicht in dem Süden sein. Doch will ich nicht vorgreifen. Der Kostenpunkt kommt auch in Betracht, und in dieser Hinsicht sowie wegen der Bequemlichkeit der Mitglieder wäre Eisenach gelegener. Sonst möchte sich zur Abwechslung Nürnberg oder Eßlingen, Göppingen empfehlen. Oder eine Hansestadt wie Bremen. Frankfurt hat vorläufig genug an seinem Schützenfest und am vorjährigen Ausschuß.

Meinen Namen bitte ich bei obigen Mitteilungen aus dem Spiele zu lassen.

Von Herzen Ihr

Reyscher.

Nachschrift: Als ich den Brief abschicken wollte, erhielt ich den Brief von Streit, der die Versammlung auf den 15. Juli nach Frankfurt verlegt wünscht. Ich erwartete nun von Ihnen einen weiteren Brief, der aber bis jetzt nicht einlief.

*

Bennigsen an Reyscher.

Hannover, 1. Juli 1862.

Die Vorstandssitzung ist von mir abgeschrieben, da Streit am 6. noch nicht von London zurück sein kann. In den ersten Tagen des Schützenfestes treffe ich mit Streit und Metz in Frankfurt zusammen und werde ich dann die Ausschußsitzung, welche ich vorläufig die Absicht habe, auf den 27. Juli, Sonntags morgens 9 Uhr nach Eisenach auszuschreiben, in Gemeinschaft mit beiden und nach Eingang brieflicher Aeußerungen von Ihnen, Schulze und Fries, sofort nach Ort und Zeit feststellen und den Mitgliedern mitteilen lassen. Etwaige briefliche Nachricht erbitte ich mir bis zum 10. nach Bennigsen und dann nach Frankfurt unter Adresse Dr. jur. E. Passavant. — —[1])

*

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 18. Juli 1862.

In Frankfurt, von wo ich diese Nacht zurückgekehrt bin, hörte ich durch Bluntschli,[2]) daß Sie, verehrter Freund, Ihrer Gesundheit wegen Bedenken geäußert haben, an dem Ausschuß behufs Berufung einer Abgeordnetenversammlung sich zu beteiligen. Nach Ihrem letzten Briefe möchte ich aber hoffen, daß Sie sich allmählich wieder so kräftig fühlen, um auch persönlich an der Versammlung von Abgeordneten und an der allerdings erforderlichen einmaligen Konferenz des Ausschusses für dieselbe teilzunehmen. Sie werden es gewiß natürlich finden,

---

[1]) Dazu folgende Notiz von Reyscher, die sich augenscheinlich auf seinen Brief an Bennigsen vom 29. Juni bezieht:

„Mitgeteilt, daß ein französisch-russisch-preußisches Bündnis, vermittelt durch Bismarck-Schönhausen in Paris, in naher Aussicht stehe, daß Bismarck als Nachfolger des Grafen Bernstorff in spe sich die Aufgabe gesetzt habe, das Unionsprojekt durchzuführen, sei es auch unter Aufopferung einiger Provinzen an Frankreich und Rußland, selbst die Beihilfe der Demokratie solle nicht verschmäht, sondern gewonnen werden durch das Anerbieten eines Parlaments. So meine geheimen Nachrichten, die sich einigermaßen widersprechen. — Ferner: Oesterreich habe auf Maßregeln gegen das Vereinswesen aus Anlaß der Pfingstversammlung bei den Mittelstaaten angetragen, Bayern sich dagegen erklärt, ebenso Baden."

[2]) In den Papieren Bennigsens findet sich ein Schreiben Bluntschlis vom 12. Juli 1862: „Ein glücklicher Zufall ließ mich heute Herrn von Roggenbach hier begegnen, und ich schlug ihm vor, an unsrer Besprechung teilzunehmen, in der Voraussetzung, daß auch Ihnen das erwünscht sein werde. Er wird nun wahrscheinlich — er ist heute noch nach Darmstadt verreist — morgen (Sonntags) früh 8½ oder 9 Uhr bei mir sich einfinden, in der Wohnung des Herrn Dr. Varrentrapp. Daher erlaube ich mir, Ihnen den Vorschlag zu machen, daß Sie zur selben Zeit sich in dem Hause Varrentrapp (Horlstraße Nr. 6) einfinden möchten ..."

wenn ich besonderen Wert auf Ihre Beteiligung lege. Hierzu kommt, daß Duvernoy wegen allerlei politischer Bedenklichkeiten nicht mit dabei sein wird, es aber keineswegs erwünscht ist, aus Württemberg nur Altdemokraten oder Großdeutsche im Berufungsausschusse zu haben. Ihr Name hat durch die Entschiedenheit, mit welcher Sie gleich 1859 Ihre Stellung nahmen, für die jetzige Bewegung in Norddeutschland einen so guten Klang, daß ich Sie auf alle Fälle, auch wenn Sie an der Konferenzberatung nicht teilnehmen können, bitte zu gestatten, daß Ihr Name unter den Mitgliedern des Ausschusses und unter der demnächstigen allgemeinen Aufforderung zur Versammlung miterscheint.

Es ist übrigens, mit Rücksicht auf die im Laufe des Augusts bevorstehende Krisis in Preußen, welche die ganze Lage klären wird, nicht die Absicht, den Ausschuß vor Ende August oder Anfang September zusammentreten zu lassen. Es müßten sonst ganz erhebliche Ereignisse dazwischen treten.

Die Ausschußsitzung des Nationalvereins findet, wie Sie bereits erfahren haben werden, in Eisenach am 27., morgens 9 Uhr, statt. Eisenach ist verhältnismäßig für alle Teile Deutschlands der am günstigsten gelegene Eisenbahnknotenpunkt. Wenn Sie sich irgend wohl fühlen, ersuche ich Sie dringend um Ihre Anwesenheit. Von großem Interesse würden bestimmtere Nachrichten über die Oesterreichisch-Würzburger Pläne sein. Dieser Teil Ihres Briefes enthielt für mich vollständig Neues. Leider kann ich das von dem über Bismarck Mitgeteilten nicht sagen, da ich diese Eventualität seit längerer Zeit auf verschiedene Mitteilungen hin erwarte und mit ihr allerdings eine sehr gefährliche preußisch-partikularistische Politik, ein recht miserables Epigonentum des alten Fritz.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Bennigsen.

*

Der Briefwechsel zwischen Bennigsen und Reyscher nimmt zunächst ein Ende, da Reyscher durch seinen schlechten Gesundheitsstand gehindert wurde, sich weiterhin an der aktiven Politik zu beteiligen, und aus diesem Grunde aus dem Vorstande des Nationalvereins ausschied. Ein Nachklang zu diesem politischen Briefwechsel von 1859 bis 1862 findet sich in folgenden Briefen von 1867, die wir mit Rücksicht auf das persönliche Verhältnis der beiden Männer an dieser Stelle anschließen.]

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 5. März 1867.

Es ist mir Bedürfnis, verehrter Freund, meine Freude auszusprechen über die verdiente Anerkennung, welche Sie sich auch in den Kreisen des Reichstags erworben haben. Ich sehe in der Wahl des Präsidenten zugleich ein gutes Zeichen dafür, daß es gelingen wird, zu einem vernünftigen Abschluß zu kommen.

Daß es notwendig, in die Beratung des Entwurfs[1]) einzutreten, aber Ergänzungen und Aenderungen vorzunehmen, ist auch meine Ansicht. Ich wünsche keine Aenderungen oder Ausmerzungen von dem, was die Einheit stärkt; aber nach der andern Seite hin müssen doch auch die konstitutionellen Rechte gesichert werden, welche schließlich der Gesamtheit — nicht dem Partikularismus — wieder zustatten kommen. Ich wünsche dies besonders um des noch getrennten Südens willen, dem einiges Mißtrauen gegen den militärischen Einheitsstaat wohl zu verzeihen und der nur durch die bundesstaatliche Form und durch verfassungsmäßige Zusagen zu gewinnen ist. Sie sind nun freilich wohl ein Einheitsstaatler geworden; doch haben Sie als Annektierter wohl auch schon empfunden, daß mit Gewalt nicht alles in die rechten Falten zu legen ist und daß Gegenleistungen notwendig sind, um das Volk mit den erhöhten Anforderungen auszusöhnen. Solche Gegenleistungen finde ich in den Bestimmungen des Entwurfs über volkswirtschaftliche Gegenstände, welche ganz vortrefflich sind. Aber sie schließen nicht aus politische Konzessionen, wie sie fast in jeder Verfassung sich finden und nur anzuwenden sind auf die deutsche Volksvertretung.

Doch ich habe mich bereits in der neuen, vierten Auflage meiner Schrift über die Ursachen des Kriegs und seine Folgen ausgesprochen, welche ich heute unter Kreuzband abgehen lasse. Die erste Edition haben Sie wohl seinerzeit empfangen. Die gute Aufnahme, welche die Schrift bisher gefunden, ist wohl ein günstiges Zeichen, daß der Antagonismus nachgelassen hat. Auch die neue Auflage, welche gegen Ende Januar erscheinen wird, wird, wie mir gestern der Verleger mitteilte, stark verlangt, obgleich sie bis jetzt, soviel ich weiß, in keinem preußischen Blatte angezeigt ist. Natürlich wäre es mir um der Sache willen lieb, wenn sie in reichstäglichen Kreisen nicht unbekannt bliebe. Fällt die Bundes- oder Reichsverfassung gut aus, so wird Württemberg wie 1849 unter den ersten sein, die beitreten.

Es würde mich herzlich freuen, bald von Ihnen wieder einige Worte zu erhalten — nach so langem Schweigen.

Treulich

Reyscher.

P. S. Grüße an Schulze. Sollten Sie beide die Schrift haben, so bitte ich dieselbe in meinem Namen Herrn Simson zu überreichen.

---

[1]) Entwurf für die Verfassung des Norddeutschen Bundes, am 4. März 1867 von Bismarck dem Norddeutschen Reichstage (zu dessen zweitem Vizepräsidenten Bennigsen gewählt war) vorgelegt.

(Fortsetzung folgt)

England, Amerika und Deutschland

Im Herbst 1865" — erzählt Hon. John Bigelow, der berühmte Doyen der amerikanischen Diplomatie und damaliger Gesandter am französischen Hofe, in einem soeben zur Privatzirkulation gedruckten Memorandum[1]) — „im Herbst 1865 wohnte ich einem Kostümball im Pariser Auswärtigen Amt bei. Im Laufe des Abends stellte mir M. Drouyn de l'Huys einen englischen Herrn namens Dugald Forbes Campbell vor, der, wie der Minister sagte, meine Bekanntschaft zu machen wünschte. Mr. Campbell führte sich als Anwalt einer Firma Isaak Campbell in London ein, deren Barkschiff ‚Springbok' an unsrer Küste als Blockadebrecher genommen und kondemniert worden war. Sein Anliegen bestand darin, mich von der angeblichen Gesetzlichkeit der vom ‚Springbok' betriebenen Handelsgeschäfte zu überzeugen und mich zu veranlassen, in diesem Sinne auf meine Regierung zu wirken. Um mich, wie es scheint, für seinen Klienten zu erwärmen, ließ er mich im Fortgang des Gesprächs wissen, er gehöre zu den Opfern der siebenprozentigen Baumwollanleihe der Konföderierten vom Jahre 1863 und habe dabei sein Geld, allerdings in Gesellschaft von so manchen angesehenen Mitgliedern des Parlaments und der Presse, drangegeben. Unter den von ihm namentlich Genannten befremdete es mich, Mr. Gladstone zu finden. Als meine weiteren Fragen ergeben hatten, daß Mr. Campbell das Verzeichnis der Subskribenten bei der betreffenden Bankfirma gesehen, ersuchte ich ihn, mir womöglich eine Kopie der Subskriptionsliste zu verschaffen, und erhielt seine Zusage Die Blockadesache, die nicht innerhalb meiner Befugnisse lag, riet ich ihm, einem amerikanischen Rechtsanwalt zu übergeben. Wenige Tage darauf sandte er mir die Subskriptionsliste mit den auf die Anleihe bezüglichen Zirkularen und einem Postskript, in dem er sagte, daß sich die Herren Persigny, Fleury, Mocquard und andre einflußreiche Franzosen auf der Pariser Liste befänden."

Ueber die Baumwollenanleihe, die den Konföderierten Kriegsmittel gegen die Union liefern sollte, läßt sich Mr. Bigelow dahin vernehmen, daß sie von Erlanger & Co. in Paris bei einer Provision von 5 Prozent zu 77 übernommen, zu 90 aufgelegt und in London allein fünfeinhalbmal überzeichnet wurde. Die Bonds stiegen rasch auf 95 ½, um bald wieder zu fallen. Es stellte sich bald heraus, daß die 350000 Ballen Baumwolle im Besitz der konföderierten Regierung, welche die Garantie für die 3 Millionen Pfund-Anleihe bildeten, keinen reellen Wert hatten, es sei denn, daß sie durch Blockadebrecher aus dem Lande geschafft werden konnten oder daß die Südstaaten ihre Unabhängigkeit erfochten. Ersteres wurde von der Blockadeflotte der Union fast gänzlich verhindert, zu letzterem standen die Aussichten nicht eben rosig. „Im Oktober 1863," erfahren wir weiter von Mr. Bigelow, „also neun Monate nach Ausgabe, da die Bonds nur noch Nominalwert besaßen, zeigte die englische

[1]) John Bigelow, Lest we Forget. New York 1905.

Regierung aus diesem Grunde die größte Neigung, die Unabhängigkeit der Südstaaten anzuerkennen. Damals wurde Mr. Gladstone, wie Mr. Disraeli später unwidersprochen im Parlament verkündete, nach New Castle gesandt, um die öffentliche Meinung auf den beabsichtigten Schritt vorzubereiten."

Nachdem uns Mr. Bigelow die ihm also in die Hände gefallene Londoner Subskribentenliste mit einer Anzahl der bedeutendsten englischen Namen, darunter den Finanzminister Gladstone, den politischen Sekretär des Premiers Palmerston, die Chefredakteure der Hauptblätter u. s. w., mitgeteilt und bei jedem einzelnen Namen kommentiert, berichtet er zunächst von einem Brief, den er sofort an den bekannten Liberalen und damaligen Kollegen Gladstones Mr. Bright in der Angelegenheit richtete. Um sicher zu gehen, ersuchte darin Mr. Bigelow vorsichtig und rücksichtsvoll Mr. Bright, seinen Kollegen Gladstone zu fragen, ob sein Name mit Recht auf der Subskribentenliste erschiene. Wäre das der Fall, so müsse er, Bigelow, seine Regierung davon benachrichtigen. Mr. Bright antwortete, er könne die gewünschte Frage Mr. Gladstone nicht vorlegen. Da er (Bright) in Sachen Amerikas mit Gladstone differiere, würde letzterer eine derartige Erkundigung als Impertinenz ansehen. Im übrigen mache schon eine so kleine Summe wie 2000 Pfund Sterling, die Gladstone gezeichnet haben solle, die Sache unwahrscheinlich. Auf diese Darlegung des Tatbestandes hin fährt Mr. Bigelow wörtlich fort:

„Obschon ich Mr. Campbells Mitteilungen trotz seiner distinguierten Einführung nur zögernd entgegengenommen, ließ mich Mr. Brights Brief nicht in Zweifel über meine Pflicht, Staatssekretär Seward über diese Vorgänge zu unterrichten. Wie konnte ich an der wesentlichen Richtigkeit der mir gewordenen Mitteilungen zweifeln, nachdem Mr. Bright auf meinen freundlichen Appell eine solche Antwort gegeben? Durch den diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten-Regierung in Paris erreicht Herrn Bright mit jeder Präsumtion der Authentizität die Angabe, daß sein amtlicher Vorgesetzter, der Königin Chancellor of the Exchequer, Schuldscheine der gegen unsre Regierung im Felde stehenden Insurgenten angekauft habe. Und zwar in einem Augenblick, in welchem der britische Premier, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und Mr. Gladstone selbst ernstlich damit umgingen, die Unabhängigkeit der konföderierten Südstaaten anzuerkennen, mit andern Worten, den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären. Demgegenüber fühlt Mr. Bright sich weder imstande, diese Angabe sofort selbständig zu verneinen oder seinen politischen Vorgesetzten auch nur zu fragen, was er auf eine so ernste Erkundigung von so sehr interessierter Seite erwidern solle? Wenn ich aus seinem Brief auch nicht entnehmen konnte, daß Mr. Bright Mr. Gladstone für schuldig hielt, so konnte ich noch weniger daraus schließen, daß er von seiner Unschuld überzeugt war. Wie konnte Mr. Bright erwarten, Mr. Gladstone werde seine freundschaftliche Interpellation für eine ungebührliche Impertinenz ansehen, außer wenn er von der Voraussetzung ausging, daß Mr. Gladstone sie nur ungern beantworten würde? . . . Klärlich, Mr. Bright sah Mr. Gladstone als nicht über jeden Verdacht erhaben an. Und wie konnte er anders, da er Mr. Gladstones unverhohlene Sympathie für die Südstaaten kannte, und nunmehr von einem amerikanischen Minister einen Brief empfing, der die Akzeptation des Gerüchts in Kreisen erwies, wo es, selbst wenn es ungegründet war, unberechenbaren Schaden anrichten konnte? Warum beeilte er sich da nicht, Mr. Gladstone eine Gelegenheit zur Widerlegung der umlaufenden Nach-

richten zu geben, ehe sie den Ozean kreuzten? Hielt er sich etwa an die römische Hofmaxime: ‚Il ne faut pas découvrir le Pape‘?“

Mr. Bigelow sandte die Liste an seine Regierung. Sie wurde in New York veröffentlicht, in London wiederabgedruckt und von darin genannten hervorragenderen Politikern, soweit ihr Name in Betracht kam, promptissime abgeleugnet. Mr. Gladstone speziell telegraphierte vom Lande an den Londoner „Star“: „Durch einen sonderbaren Irrtum sehe ich meinen Namen in der Confederate Loan List. Lassen Sie ihn weg.“ Eine Ableugnung, die sich nur gegen das Erscheinen seines Namens auf der Liste richtet, aber keineswegs ausschließt, daß er durch Bankier Broker oder irgendeinen Freund habe subskribieren lassen, wie von vielen geschah. In einem gleichzeitigen Privatbrief an einen Freund bezeichnete Mr. Gladstone allerdings die ihm zugeschriebene Beteiligung an der Südstaatenanleihe als eine bösartige Erfindung. Daraufhin hat sein Biograph Mr. Morley — der gegenwärtige indische Minister — alle gegenteiligen Nachrichten in dem unlängst publizierten Bande seiner Arbeit verleumderisch genannt, was wiederum Mr. Bigelow veranlaßte, den Ursprung der betreffenden Liste in seiner nunmehrigen Publikation aufzudecken und mit einigen weiteren dokumentarischen Argumenten zur Unterstützung ihrer Glaubwürdigkeit zu begleiten. Unter letzteren das triftigste knüpft an ein von Mr. Gladstone zur Post-mortem-Rechtfertigung in seinem literarischen Nachlaß niedergelegtes halbes Geständnis an, in dem er sagt:

„Als wir (nach Beendigung des amerikanischen Krieges) vor das Genfer Schiedsgericht (zur Sühnung der von England soutenierten antiunionistischen Kaperei) gingen, wollte ich den Arbitern eine längere Ausarbeitung zum Beweise vorlegen, daß ich bei meinen vielen sonstigen Aeußerungen auch in New Castle nichts Uebles gegen die Vereinigten Staaten im Sinne gehabt haben könne. Meine Kollegen widersprachen und ich stand davon ab, sandte aber meine Darlegung an Mr. Schenck, den amerikanischen Gesandten (in London), zur Information seiner Regierung, worauf Mr. Fish (der neue amerikanische Minister) mich von allem bösen Animus schönstens freisprach.“

Einen Begrabenen noch einmal zu sezieren, ist traurig. Mr. Bigelow, der sich an dieser Stelle sehr gegen seinen Willen dazu genötigt sieht, kann nicht umhin, Mr. Morley zu fragen, warum er, wenn er obige posthume Aeußerung seines Helden gegenwärtig abdrucken läßt, nicht auch den angeblichen freisprechenden Brief des Mr. Fish in natura hinzugefügt habe. Die Frage, die er damit gestellt, beantwortet Mr. Bigelow sofort selber: Der von Gladstone angezogene Brief Mr. Fish' konnte nicht veröffentlicht werden, weil er nie existiert hat. Beweis: Zwei Jahre nach dem Genfer Schiedsgericht richtete Gladstone ein in die Biographie unvorsichtigerweise aufgenommenes Schreiben an den amerikanischen Gesandten Schenck, in dem er sich also vernehmen läßt:

„Was Sie mir freundlich in Erwiderung meiner längeren Auseinandersetzung schrieben, hat mich als Ausdruck Ihrer eignen Ansicht durchaus befriedigt. Hoffentlich können Sie mir auch einmal die gleiche Versicherung im Namen Ihrer Regierung geben, da es ja Ihre Regierung war, welche die (gegen mich in Genf gerichteten) Anklagen aussprach und bisher noch nicht zurückgezogen hat.“

„Hiermit," resumiert Mr. Bigelow am Ende dieses traurigen Kapitels, „habe ich Mr. Morley Gelegenheit gegeben, die von Mr. Gladstone nachmals in den neunziger Jahren niedergeschriebene Behauptung, er sei von der Vereinigten Staaten-Regierung für die New Castler Rede entlastet worden, zu beweisen." Die Zeiten hatten sich eben geändert zwischen der New Castler Rede von 1863 und Mr. Gladstones nunmehr posthum veröffentlichter Niederschrift von 1896. Die Vereinigten Staaten waren nicht allein politisch geeint geblieben, sondern waren industriell unvernichtbar geworden. Dies nicht vorausgesehen zu haben, erschien Mr. Gladstone schließlich als eine so schlimme Beeinträchtigung seines diplomatischen Rufes, daß er seinen moralischen noch über das Grab hinaus an das entgegengesetzte Vorbringen wagte. Wir unterlassen es, das Gewebe von Beschönigung, Geständnis und halber und ganzer Entstellung weiter zu verfolgen, wie es sich aus der aktenmäßigen Schilderung der damaligen, auf die Zerstörung der Vereinigten Staaten gerichteten englischen Interessenpolitik ergibt, und beschränken uns auf noch einen, im gegenwärtigen Augenblick leider für uns selbst nur allzu interessanten Extrakt.

Am 2. August 1862, als der Sklavenkrieg schon eine Weile tobte und der zeitweise Erfolg der Südstaaten die englischen, auf den Zerfall der rivalisierenden Macht gerichteten Hoffnungen stärkte, erließ Mr. Seward, der Auswärtige Minister der Vereinigten Staaten, an Mr. Adams, den amerikanischen Gesandten in London, eine längere Depesche, in der sich der folgende Passus fand:

„Wir dürfen nicht vergessen, daß wir ein jüngerer Zweig der britischen Familie sind, daß wir den älteren Stamm nicht immer besonders ehrerbietig behandelt haben und sogar den Ehrgeiz zeigten, ihn in Wohlstand, Macht und Einfluß unter den Nationen zu übertreffen. Und nun, während wir uns im vollen Konkurrenzkampf mit England befinden, zerfallen wir auf einmal mit uns selbst und bilden selbstmörderische Parteien. Gelänge es den südstaatlichen Insurgenten, sich gegen uns zu etablieren, so wäre unser Wettbewerb mit England einfach zu Ende, während anderseits der Triumph der Vereinigten Staaten-Regierung Streben und Ehrgeiz unsrer Nation sicher noch mehr anstacheln wird. In diesem Augenblick haben wir Schlappen erlitten, welche unsre eifrigen Feinde überall unsre völlige Niederwerfung hoffen läßt. Aber ist es jemals anders gewesen? Hat eine so anspruchsvolle Nation wie die unsrige jemals im Unglück auf die absolute Neutralität eines Rivalen zählen können, den sie kühn herausgefordert hatte? Gewiß nicht, und darum rechne ich auch keineswegs auf Rücksicht, auf Gefühlspolitik seitens der britischen Regierung gegen uns. Und das amerikanische Volk weiß so gut wie seine Regierung, daß sich dergleichen von England nicht erwarten und nicht einmal wünschen läßt. Nichtsdestoweniger ist die Mißgunst Großbritanniens durchaus unedel und wird in ihrer nur allzu offenen und ungerechtfertigten Selbstenthüllung den Amerikanern die Gefahr, in der sie sich befinden, zu Gemüte führen, und die Notwendigkeit, durch die Beilegung unwürdigen Zwistes ihr Prestige unter den Nationen wiederzugewinnen, eindringlich predigen. Wie stark sich übrigens der Engländer Uebelwollen und Leidenschaft gegen uns geltend machen möge, die englische Regierung kann doch nur tun, was sich mit der Sicherheit, Wohlfahrt und Ehre ihres Landes verträgt."

Die Sicherheit, Wohlfahrt und Ehre Englands! Wie sich aus dem obenerwähnten, von Mr. Gladstone dreißig Jahre darauf niedergeschriebenen, aus seinem Nachlaß veröffentlichten und von Mr. Bigelow wiederholt angezogenen Memoire ersehen läßt, „erstrebte Lord Palmerston, der damalige Premier, die

Zweiteilung und entsprechende Schwächung der gefährlichen amerikanischen Macht, hielt aber klüglich seinen Mund", solange sich sein Ziel nicht sicher erreichen ließ. Dafür war ja Mr. Gladstone mit Vorwissen des Kabinetts nach New Castle gegangen, um England das, was seine Regierung beabsichtigte, à l'anglaise in einer Nachtischrede mitzuteilen.

Trotzdem England Frankreich und Rußland gegen Amerika auf seiner Seite hatte, handelte und unterhandelte es zögernd. So heiß Regierung und Volk in England die Teilung Nordamerikas ersehnten, so laut sie ihre Gefühle äußerten und journalistisch zum schweren Nachteil der Union äußern ließen, so sehr fürchteten sie doch die ernsten Konsequenzen eines direkten Bruches, falls die Union die Krisis überlebte. Während man zauderte, gewannen die Vereinigten Staaten allgemach die Oberhand über die Konföderierten, und Englands Chance zerrann. Seitdem sieht England die Vereinigten Staaten als die kommende Obmacht beider Hemisphären an, unterläßt keine Gelegenheit, sich ihnen willfährig zu bezeigen und umarmt sie sogar wieder als angebliches britisches Blut, obschon — von den Negern abgesehen — etwa der dritte Teil ihrer Einwohner deutscher Abkunft und ein andres Drittel aus aller Welt zusammengeweht ist.

Aber die Konkurrenz, die sich in Amerika nicht mehr erdrücken ließ, empfehlen seitdem nur allzu viele und gewichtige Stimmen Englands in dem wiedererstarkenden Deutschland gewaltsam niederzuschlagen. Das jüngste englisch-französische Abkommen ist als der antideutsche Epilog zur antiamerikanischen Politik von 1861—65 gedacht. Möchte es ein friedliches und für uns schmeichelhaftes Ende nehmen, wie was ihm vorherging, für Amerika genommen hat.

A.

Friedrich der Große und die Gesellschaft Jesu

Von

Prof. G. Galatti (Messina)

Ein gut Teil des achtzehnten Jahrhunderts hindurch war dessen hochgepriesene Philosophie — von einigen vereinzelten Fällen abgesehen — fast nichts andres gewesen als eine riesige Akademie, eine ungeheure „Arcadia", eine zügellose Orgie reiner Vernunft. Sie war allerdings selbst, und zwar in ziemlich spielerischer Weise, gegen die alte Welt zu Felde gezogen, aber mit der spekulativen Objektivität einer großen Sorbonne. Auf den hyperboreischen Gipfeln der Theorien, der Axiome, der Definitionen, des kategorischen Absoluten thronend, den Blick und die Sehnsucht auf ein rein metaphysisches Menschengeschlecht gerichtet, von allgemeinen Ideen und geometrischen Voraussetzungen durchdrungen, hatte sie es verschmäht, von den erhabenen Höhen der Abstraktion in die niederen Regionen der Anwendung herabzusteigen, ähnlich einem Mathematiker, der es unter seiner Würde findet, von dem Quadrat der Hypotenuse und Newtons

binomischem Lehrsatz zu den Rechnungen eines Hauptbuches überzugehen; und indem sie sich so von jeder praktischen Betätigung fernhielt, erlangte sie von den Regierungen ungestörte Duldung, von seiten der Menge Sympathie und Unterstützung, als wäre sie, die in abstracto Tyrannen stürzte, während sie in concreto Lobgesänge auf Ludwig XV. anstimmte und der Frau v. Pompadour gezierte Madrigale widmete, ein harmloses, reines Spiel der Phantasie.

Da machte zu Anfang des Jahres 1770 ein berühmt gebliebenes Buch — eine „Olla podrida", wie die Spanier sagen —, das von Grimm, Diderot, Helvetius, Raynal, Galiani und Holbach verfaßt war, jedoch als angebliche Schrift des Letztgenannten in die Geschichte gekommen ist und unter dem Titel „Système de la Nature" als nachgelassenes Werk eines imaginären Herrn Mirabaud [1]) veröffentlicht wurde, jenem widerspruchsvollen Kompromiß ein Ende, indem es offenbarte, daß der bisher spekulative, akademische, philosophische Geist des achtzehnten Jahrhunderts sich in einen praktischen, positiven verwandelte und nachgerade, der scholastischen Thesen müde und überdrüssig, sich lebendigen sozialen und politischen Problemen zuwandte. Von dem Satz ausgehend, daß die theologische und metaphysische Idee eines das Weltall lenkenden höchsten Gottes nicht nur dem Glück der Menschen entgegensteht, sondern „que toute saine morale, toute morale utile au genre humain, toute morale avantageuse pour la société est totalement incompatible avec un être que l'on ne présente jamais aux hommes que sous la forme d'un Monarque absolu dont les bonnes qualités sont continuellement éclipsées par des caprices dangereux; et que pour établir la morale sur des fondemens sûrs il faut nécessairement commencer par renverser les systèmes chimériques sur lesquels on a jusqu'ici fondé l'édifice ruineux de la morale surnaturelle, en plaçant la vertu sur les autels que l'imposture, l'enthousiasme et la crainte ont élevés à des phantômes dangereux," [2]) richtete dieses gewaltige, mörderische Buch traurige Verheerungen in der alten Geisteswelt an und schädigte auch die Philosophie aufs schwerste durch die in ihren Reihen einreißende Fahnenflucht aller jener, die sich ihr wie einer modernen Akademie schöngeistiger, sich in gefühlvollen humanitären Reden ergehender „fanfarons d'incrédulité" angeschlossen hatten und nichts mit Leuten gemein haben wollten, die sich anschickten, von liebevollen Gefühlen für Kaffern und Irokesen zur Beseitigung von Thronen und Altären überzugehen.

Voltaire war darüber ganz verzweifelt. „Ce maudit ‚Système de la Nature'," schrieb er, „qui est un péché contre nature, à un diable d'homme inspiré par Belzébut, a fait un mal irréparable, affreux; il a rendu tous

---

1) Système de la Nature ou Des Lois du Monde Physique et du Monde Moral, par M. Mirabaud, Secrétaire Perpetuel et l'un des Quarante de l'Académie Françoise. Londres 1770.

2) „Système de la Nature", 2ième part, chap. IX, p. 266.

les philosophes exécrables, a perdu la philosophie à jamais dans l'esprit de tous les magistrats et de tous les pères de famille; et j'ignore si les ‚Questions sur l'Encyclopédie' oseront paraître, car les esprits sont tellement irrités qu'on prendra pour athée quiconque n'aura pas de foi à Sainte-Geneviève et à Saint-Janvier."

Doch die für die Philosophie unheilvollste Wirkung dieses Buches war der Unwille, den es in dem großen Friedrich hervorrief. Ein Philosoph in der vollen Bedeutung, die man damals dem Wort beilegte, ein gastfreundlicher Beschützer und Mäcen der Philosophen, ein gekrönter Koryphäe der Philosophie, war er doch vor allem König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg. Ein scharfsinniger, aber skeptischer Beurteiler der Menschen, der den Aberglauben — sofern er sich nicht in der Verehrung einer Hostie, einer Bundeslade, des Apisstieres, einer Jupiterstatue oder eines Druidensteines äußerte — als einen notwendigen Bestandteil ihres Wesens ansah, konnte er es nicht dulden, daß seine Völker in ihrem Seelenfrieden gestört würden, der eine so vortreffliche Fassung für ihre Treue und ihren Untertanengehorsam bildete. „Toutes les vérités ensemble," schrieb er an Voltaire, „que les philosophes annoncent, ne valent pas le repos de l'âme, seul bien dont les hommes puissent jouir sur l'atome qu'ils habitent. Si l'on veut jouir de la liberté de penser, faut-il insulter à la croyance établie, heurter de front des préjugés que le temps a consacrés dans l'esprit des peuples? Souvenez-vous de ce mot de Fontenelle: ‚Si j'avais la main pleine de vérités, je penserais plus d'une fois avant de l'ouvrir.'" Darum fand in die weise, gerechte, umsichtige Regierung seiner Staaten die Philosophie im damaligen Sinne keinen Eingang, ebenso wie „intus et in cute" keine wirkliche Achtung vor den Philosophen in seine Seele drang, trotz des äußeren Anscheins und der entgegenkommenden Gastfreundlichkeit, die er ihnen hauptsächlich zur Dekoration seines Hofes erwies. „Si j'avais une province à châtier, je la livrerais à des philosophes," pflegte er zu sagen. Zudem hätte seit einiger Zeit auch ein nicht besonders scharfblickender Beobachter bemerken können, daß es keine vollkommene Liebe war, die er zu ihnen hegte. Seinem beißenden, unduldsamen Geist hatten jene, denen er bei sich Aufnahme gewährte, keinen derartigen Anlaß geboten, sich an ihnen zu erbauen, daß sie der „boutique philosophique", wie er sich ausdrückte, hätten zum Ruhme gereichen können; ebenso wie die aus den Berliner Gärten der Alcina, und zwar oft in fluchtartiger Eile Zurückkehrenden mit der öffentlichen schöngefärbten Schilderung der dort genossenen mittelmäßigen Freuden ihm kaum ein andres Gefühl einzuflößen vermochten. Und während auf der einen Seite seine Glaubensgenossen mit ihrer kaum verhohlenen ungeduldigen Erwartung, daß er endlich der bevorzugten Stellung eines Philosophen auf dem Thron überdrüssig werden möge, seine Empfindlichkeit reizten, versetzte ihn anderseits der Widerspruch zwischen seinen religiösen Ueberzeugungen und seiner Stellung in den mit jedem Zwittertum verbundenen nervösen Zustand. Man kann sich also vorstellen, in welche Wut und Entrüstung er geriet, als er bei der Lektüre des „Système de la Nature" an

die Stelle kam, wo gegen die Könige losgezogen wurde,[1]) und wie verhaßt ihm dadurch die keineswegs bei ihm beliebten Philosophen wurden! Doch nachdem der Unwille über dieses undankbare Viperngezücht aus dem Zustande des Jähzorns in den eines kalten, unversöhnlichen Grolls übergegangen war, erhellte ein prophetisches Licht seinen Geist. Dieses Buch, das nach seinem Ausspruch „avait trop impudemment cassé les vitres", offenbarte ihm in überraschender Weise die Zukunft. Aus dem schwülstigen, schönrednerischen Wortschwall dieser „philosophischen Bibel", wie man das Buch damals nannte, hörte er eine grimmige, furchtbare Drohung gegen das Fortbestehen der Throne heraus, so daß er in verspäteter Erkenntnis bitter den Schaden bereute, den er ihnen durch seinen hohnvoll und respektlos geführten Krieg gegen die Altäre zugefügt hatte; denn jetzt wurde ihm die notwendige Solidarität zwischen beiden offenbar. Doch da er einerseits zu geistreich und in seinem Unglauben zu unerschütterlich war, um der Welt das erheiternde Schauspiel seiner späten Bekehrung zu geben, anderseits aber nicht Philosoph genug war, um seine Krone von sich zu werfen, so begann er, ohne seine philosophischen Ueberzeugungen irgendwie zu verleugnen und ohne im geringsten zu Repressivmaßregeln zu schreiten, auf geeignete Mittel zu sinnen, durch die er sein Reich vor den revolutionären Ueberraschungen schützen konnte, welche die Philosophie mit ihrer neuen Haltung für Europa und die ganze Welt vorbereitete. Und während er so sein untrügliches Adlerauge rings umherschweifen ließ, erkannte er, daß die einzige Schutzwehr die Gesellschaft Jesu sei, jene gewaltige Schar von Geisteskämpfern, die im sechzehnten Jahrhundert die Reformation von den Alpen zu den Küsten der Ostsee zurückgedrängt hatte. Obwohl Friedrich sie bis dahin nicht anders und besser behandelt hatte als alles sonst, was mit dem Christentum zusammenhing, hatte er sie doch im Grunde nicht für unwert jeder Achtung und Bewunderung gehalten. Der Mut, die Disziplin, der Gehorsam, die Selbstverleugnung, die sie zu einem heroischen Organismus machten, hatten sie zwar nicht vor seinem Sarkasmus geschützt, ihn aber doch

---

[1]) „Que voyons-nous dans ces Potentats qui de droit divin commandent aux nations, sinon des ambitieux que rien n'arrête, des coeurs parfaitement insensibles aux maux du genre humain, des âmes sans énergie et sans vertu qui négligent des devoirs évidens dont ils ne daignent pas même s'instruire; des hommes puissans qui se mettent insolemment au-dessus des règles de l'équité naturelle; des fourbes qui se jouent de la bonne foi? Dans les alliances que forment entre eux ces Souverains divinisés trouvons-nous l'ombre de sincérité? Nous n'y voyons que des brigands trop orgueilleux pour être humains, trop grands pour être justes, qui se font un code à part de perfidies, de violences, de trahisons; nous n'y voyons que des méchans prêts à se surprendre et à se nuire; nous ne trouvons que des furieux toujours en guerre et pour les plus futiles intérêts appauvrissans leurs peuples et s'arrachant les uns aux autres les lambeaux sanglans des nations; on diroit qu'ils se disputent à qui fera le plus de malheureux sur la terre! Enfin lassés de leurs propres fureurs ou forcés à la paix par la main de la nécessité ils attestent dans des traités insidieux le nom de Dieu prêts à violer les sentimens solemnels dès que le plus foible intérêt l'exigera." „Système de la Nature", 2ième part, ch. VIII, p. 242—43.

nicht dazu kommen lassen, sie gewöhnlich und verächtlich zu finden. Dieses im Keim vorhandene Gefühl nun wuchs, entwickelte und befestigte sich in ihm durch die drohende Gefahr, und so faßte er, nachdem er das frühere fanatische Vorurteil mit der vorurteilslosen Elastizität des praktischen Politikers überwunden hatte, den Entschluß, die Gesellschaft Jesu zum künftigen Schutz seines Reiches zu machen. Er öffnete es daher gastlich denjenigen ihrer Mitglieder, die aus Portugal, Frankreich und allen Besitzungen der spanischen Monarchie vertrieben wurden, wobei sich dem Orden zugleich der Vorteil eröffnete, sich in dem erst seit kurzem annektierten katholischen Schlesien, das den Jesuiten als den Erziehern der Jugend sehr freundlich gesinnt war, festsetzen und beim Hause Brandenburg beliebt machen zu können.

Doch außer diesen Erwägungen eines klarblickenden Politikers bestimmte den König, wiewohl nur in geringfügigem Maße, noch ein andrer, wirklich mehr eines Sganarell als eines großen Monarchen würdiger Gedanke zu der beschlossenen Maßregel. In Voraussicht der maßlosen Verzweiflung und der melodramatischen Wut, die sie bei seinen lieben Philosophen hervorrufen würde, wollte er sich des boshaften Vergnügens nicht berauben, diese Wirkungen zu genießen. In der Tat dauerte es nicht lange, so entstand in der „philosophischen Bude" eine Bestürzung und Verwirrung, wie er sie sich nicht größer hätte wünschen können, um in die beste Laune zu geraten. Um ihn von seinen Jesuitenplänen abzubringen, begann Voltaire ihm mit einer überschwenglichen Lobhudelei zu schmeicheln, die an die glücklichen Zeiten des Honigmondes von Rheinsberg und Cirey erinnerte. Er pries ihn als einen Fürsten, der in der Schlacht einen Gleichmut zeige, als ob es sich um eine Theatervorstellung handelte, der mehr Bücher schreibe, als irgendein zeitgenössischer Fürst Bastarde erzeuge, und der dennoch mehr Siege erfochten als Bücher geschrieben habe. Er forderte ihn auf, nicht nur der Alcide, sondern auch der Nestor Deutschlands zu werden und dem menschlichen Geschlechte die Gnade zu schenken, drei Menschenleben zu leben. Um nicht hinter ihm zurückzubleiben, antwortete ihm Friedrich, er bedaure, nicht Alexander zu sein und sich nicht aus der dem Darius abgenommenen Beute jenen kostbaren Schrein aneignen zu können, in dem der große Eroberer die Werke Homers aufbewahrte und in den er selbst in würdigerer Weise die des einzigen Voltaire legen würde, in dessen Geburtsjahr (1694) er ohne weiteres ein Phänomen finden würde, ähnlich der wunderbaren Nacht, die Jupiter, als er bei Alkmene war, verlängert habe, „pour se donner le temps de fabriquer Hercule". Was jedoch die Jesuiten betraf, so blieb er auf dem eingeschlagenen Wege, besonders seit er durch die erste Teilung Polens in den Besitz von Gebietsteilen gelangt war, in denen ihre Hilfe ihm wertvoll wurde, — abgesehen von dem Geschmack, den er daran gefunden hatte, seinen lieben Philosophen einen Possen zu spielen, was für ihn jetzt etwas Aehnliches war, wie die Aerzte für Molière gewesen waren.

*

Wollte Voltaire mit seiner kleinen Dichtung „La Tactique“ den König verspotten, indem er sich den Anschein gab, als ob er ihn verherrliche, oder wollte er ihn verherrlichen, indem er ihn scheinbar verspottete? Nach meiner Ansicht beides; es war ein tour de force, ein Meisterstück der Doppeldeutigkeit, das lobend für den klang, der darin Lob finden oder finden lassen wollte, beleidigend für den, der darin die Schmähung suchte oder hervortreten lassen wollte.

Der Verfasser fingiert, daß er von seinem Buchhändler als höchst bedeutsame Neuheit ein Handbuch der Taktik von einem Herrn Guibert erhalten und es eifrig durchgelesen habe, in der Hoffnung, darin zu finden:

— — — — — — — l'art de prolonger la vie,
D'adoucir les chagrins dont elle est poursuivie,
De cultiver les goûts, d'être sans passion,
D'asservir les désirs au joug de la raison,
D'être juste envers tous sans jamais être dupé.

Doch seltsam überrascht, daß dieses hochgerühmte Buch nichts andres enthält als

— — — — — — l'art d'égorger son prochain,

beeilt er sich, es dem Buchhändler zurückzugeben, und ruft ihm wütend zu:

Allez, de Belzébut détestable libraire!
Portez votre Tactique ...

dem und dem und jenem: einer Reihe von Generalen jener Zeit, und

A Frédéric surtout offrez ce bel ouvrage
Et soyez convaincu qu'il en sait davantage.
Lucifer l'inspira bien mieux que votre auteur,
Il est maître passé dans cet art plein d'horreur
Plus adroit meurtrier que Gustave et qu'Eugène.

Und nachdem er erklärt hat, daß die Gicht, die Steinkrankheit, das Fieber, der Katarrh und die Aerzte, die noch mörderischer seien als jene Uebel, mehr als genug seien

— — — — — au malheur de la terre,
Sans que l'homme inventât ce grand art de la guerre,

bricht er in die schmähenden Worte aus:

Je hais tous les héros depuis le grand Cyrus,
Jusqu'à ce roi brillant que forma Lentulus
On a beau me vanter leur conduite admirable,
Je m'enfuis loin d'eux tous et je les donne au diable.

In diesem Augenblick tritt ein junger Soldat vor, der in Gedanken versunken in einem Winkel gesessen hat, und nachdem er seinen Beruf beinahe wie den der Hunde, die den Schafstall bewachen, siegreich verteidigt hat, katechisiert er den Verfasser folgendermaßen:

Il est (n'en doutez point) des guerres légitimes,
Et tous les grands exploits ne sont pas de grands crimes.
Vous même, à ce qu'on dit, vous chantiez autrefois
Les généreux travaux de ce cher Béarnois;
Il soutenait le droit de sa naissance auguste:
La Ligue était coupable; Henri quatre était juste.

Daraufhin kann der Verfasser nicht in Abrede stellen, daß die Kriegskunst eine große Kunst ist, immerhin kann er sich nicht des Wunsches entschlagen, daß sie nie geübt werden müsse,

Et qu'enfin l'équité fît régner sur la terre
L'impraticable paix de l'Abbé de Saint-Pierre.

An seinen empfindlichsten Stellen, in seiner Eigenschaft als Heerführer und gar als Verfasser eines Gedichtes in sechs Gesängen zum Lob jener von den Philosophen verabscheuten Kunst getroffen, schrieb Friedrich aufs höchste aufgebracht an Voltaire: „L'amour et la haine ne se commandent pas et chacun a sur ce sujet le droit de sentir ce qu'il peut. Il faut avouer néanmoins que les anciens philosophes, qui n'aimaient pas la guerre, ménageaient plus les termes que nos philosophes modernes, qui, depuis que Racine a fait entrer le mot de bourreau dans ses vers élégants, croient que ce mot a obtenu privilége de noblesse et l'emploient indifféremment dans leur prose.“ Und als Voltaire versicherte, daß er mißverstanden worden sei, antwortete er: „Vous devez savoir que je suis Teuton de naissance et que par conséquence, quelque peine que vous vous soyez donnée de m'enseigner les finesses de votre langue, je n'en ai pu profiter autant que je l'aurais voulu. J'ai donc pu mal entendre votre ouvrage sur la tactique, et je n'ai jamais vu que les termes de haine et de donner à tous les diables se soient jamais trouvés dans aucun dictionnaire de billets doux, à moins qu'ils ne fussent écrits par Tésiphone, Mégère ou Alecton. Mais à cela ne tienne: vous avez le privilége de tout dire et d'ennoblir même par de beaux vers ce qu'on appelle vulgairement des injures.“ Dann hielt er seinen Unwillen nicht mehr zurück und war nicht sparsam mit scharfen Aeußerungen desselben. „Demeurez jeune longtemps,“ schrieb er an den schlecht inspirierten Verfasser der „Tactique“, „haïssez-moi encore longtemps, déchirez les pauvres militaires, décriez ceux qui défendent leur patrie! Tant que vous fulminez avec tant de force contre cet art que vous appelez infernal, vous vivrez, et je ne croirai votre fin prochaine que lorsque vous ne direz plus des injures aux vengeurs de l'Etat, à des héros qui risquent leur santé, leurs membres et leur vie pour conserver celle de leurs concitoyens. Et puisque nous vous perdrions si vous ne lâchiez de ce sarcasme contre les guerriers, je vous accorde le privilége exclusif de vous égayer sur leur compte. Ce qui est certain c'est que désormais personne ne sera assez osé pour en courir l'excommunication majeure du patriarche de Ferney et de toute la séquelle encyclopédique et qu'aucun prince ne commencera la guerre avant d'en avoir obtenu indulgence plénière des philosophes qui désormais vont gouverner l'Europe comme les Papes l'assujettissaient autrefois ...“

*

Als diese Fehde in ihrem hitzigsten Stadium war, hob Clemens XIV. am 21. Juli 1773 durch die Bulle „Dominus ac Redemptor“ in der ganzen katholischen Welt den Jesuitenorden auf. In der ganzen Philosophenschar herrschte

ein maßloser Jubel, der für Friedrich als jetzigen Beschützer der Jesuiten Schimpf und Hohn bedeutete, weshalb der König als Antwort durch ein in seinen Staaten veröffentlichtes und nach Rom übermitteltes Edikt verordnete, daß der Orden, wie er war, in seinem Reich fortbestehen solle. Darob überkam die Philosophen eine Bestürzung und ein Entsetzen, als wäre ein furchtbares, unerhörtes Unheil geschehen. Wenn sie gekonnt hätten, würden sie Friedrich nach dem finsteren Ritual der katholischen Kirche exkommuniziert haben; denn mutatis mutandis war sein Verbrechen für sie in umgekehrtem Sinne nicht minder schrecklich als das eines Manfred, eines Johann Plantagenet, eines Philipp August oder eines Friedrich von Schwaben. Nur Voltaire zog die Sache ins Lächerliche. „Frédéric n'a rien fait de si plaisant dans sa vie que de se déclarer général des Jésuites," schrieb er an d'Alembert. „Il faudra pour lui répondre que le Pape se déclarât huguenot; et je ne désespère de voir cette facètie." Aber wiewohl Friedrich die Jesuiten schützte, so wollte er doch nicht für einen Abtrünnigen gehalten werden, und um die Uebereinstimmung zwischen seinen Handlungen und seinen Grundsätzen darzutun, schrieb er folgendermaßen:

„J'ai conservé cet ordre tant bien que mal, tout hérétique que je suis et puis encore incrédule, car dans nos contrées on ne trouve aucun catholique lettré, si ce n'est parmi les Jésuites: nous n'avons personne capable de tenir les classes; nous n'avons ni pères de l'Oratoire ni Piaristes. Le reste des moines est d'une ignorance crasse: il fallait donc conserver les Jésuites ou laisser périr toutes les écoles. De plus c'était à l'université des Jésuites que se formaient les théologiens destinés à remplir les cures, et si l'ordre avait èté supprimé, l'on aurait été nécessité d'envoyer les Silésiens étudier la théologie en Bohême, ce qui aurait été contraire aux principes fondamentaux du gouvernement. Et si toutes ces raisons ne touchent point, j'en alléguerai une plus forte. J'ai promis par la paix de Dresde que la religion demeurerait in statu quo dans mes provinces. Or j'ai eu des Jésuites, donc il faut les conserver. Les princes catholiques ont tout à propos un pape à leur disposition qui les absout de leurs serments par la plénitude de sa puissance; pour moi, personne ne peut m'absoudre, je suis obligé de garder ma parole et le Pape se croirait pollué s'il me bénissait: il se ferait couper les doigts avec lesquels il aurait donné l'absolution à un maudit hérétique de ma trempe."

*

Für die Kurzsichtigen war diese Beschützung der Jesuiten eine widerspruchsvolle Handlung; für Scharfsichtige bedeutete sie eine vorbeugende Maßregel, getroffen von einem klarblickenden Monarchen, der nach dem „Système de la Nature" die französische Revolution vorausahnte.

Der Wassermann von Minouf

Erzählung

von

Karl Herold (Alexandrien)

Es war in Minouf, dem Hauptorte der reichen ägyptischen Provinz Minoufieh, gegen Abend, der Zug nach Tantah sollte eben abgehen. Ich nahm mit meinem Begleiter in einem der Wagen Platz. Allerlei Verkäufer drängten sich mit Gemüsen und Früchten an die Wagen heran, und die Reisenden versorgten sich mit Lebensmitteln. Ich aber wies jedes Angebot zurück, nur ein Glas Wasser wollte ich haben.

Ein brauner Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, mit kurzem schwarzen Bart, schritt am Zuge hin und her, das große tönerne Wassergefäß auf dem Rücken und bückte sich bei jedem Anruf nach vorn, so daß aus dem langen Ausgußrohr des Gefäßes das Wasser in großem Bogen in das Glas herniederschoß. Er reichte das Glas herein und nahm es zurück, aber er wartete nicht ab, bis er seinen Lohn dafür bekam, sondern lief eilig weiter, um andre Dürstende zu erquicken.

In einem Lande, wo sich jeder aus dem niedrigen Volke, lediglich weil er existiert, berechtigt glaubt, von jedem Fremden Backschisch zu fordern, muß es um so mehr auffallen, wenn ein Dienst geleistet wird, ohne daß dafür sofort ein Anspruch erhoben wird. Ich sah dem Manne nach, — niemand gab ihm etwas. Da fragte ich meinen Begleiter, wer er sei.

„Ah," sagte er, „der Wassermann von Minouf. Der nimmt nichts. Höchstens dürfen Sie ihm einen Piaster in seine Schürze stecken, den wird er wohl nicht fortwerfen."

„Ist er angestellt, hier Wasser zu reichen?"

„Nein," antwortete er mir. „Es ist ein Gelübde. Ich will es Ihnen erzählen."

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Passagiere hatten es sich bequem gemacht, das heißt sie hatten möglichst alle beiden Beine, mindestens aber eins auf dem Sitz, und gaben sich nun der Vertilgung der eingekauften Lebensmittel hin. Der eine hatte eine Staude Salat, von der er ein Blatt nach dem andern abbrach und es roh verzehrte, der andre bearbeitete mit den Zähnen ein Stück Zuckerrohr, der dritte wieder ein andres Gewächs. Dazu die Apfelsinen und Mandarinen, die großen ägyptischen Jussuf Efendis. Der Boden des Wagens sah bald aus von all den Abfällen und Ueberbleibseln, die man da achtlos hinwarf, als sei eine Herde Vieh gefüttert worden.

Und mein Begleiter erzählte:

Der Mann heißt Hessen Iddris und ist armer Fellachen Kind. Aber von Jugend auf schon etwas seltsam gewesen, anders als die Fellachenjungen sonst,

die, sobald sie laufen lernen, mit hinaus auf das Feld gehen, und deren Gedanken über die Balgereien untereinander und über das Feld, auf dem die Eltern arbeiten, nicht hinausgehen. Indessen war sein Schicksal genau wie das der andern Jungen. Er mußte frühzeitig mit anfangen zu arbeiten, und als er fünfzehn Jahre alt war, suchte ihm sein Vater eine Frau aus, und die Hochzeit wurde gefeiert. Die Tochter des Nachbars, ein Mädchen im gleichen Alter, war es und hieß Adila. Ein hübsches braunes Ding, anstellig und fleißig. Sie bezogen miteinander eine jener Hütten, die aus Schlamm, Schilf und etwas Palmenholz zusammengeklitscht sind und die bei den heftigen Winterregen — glücklicherweise gibt es deren nicht allzuviele — die bedenkliche Neigung haben, ins Breite zu laufen wie ein Käse im Sommer. Die Haupteinrichtungsstücke waren eine rohe, grellbunt bemalte Lade, in der man etwas verschließen, und eine große Schüssel, in der man Speisen bereiten und die schmutzige Wäsche waschen konnte. Sonst gab es noch einen alten Blechkasten, in dem Petroleum importiert worden war und der nun zum Wassertragen diente.

Der junge Ehemann und die Frau arbeiteten auf dem Felde und brachten sich schlecht und recht durch. Nach einem Jahre wurde ihnen ein Kind geboren, dem man den Namen der Mutter gab: Adila. Und nach einem weiteren Jahre starb die junge Frau.

Die Knaben, welche die Totengesänge kannten, und die blinden Greise der Gemeinde schritten vor ihrem Sarge, und die hellen kreischenden Stimmen der Jungen und die tonlosen, näselnden Stimmen der Alten wechselten ab in monotonem Singsang, oder gingen auch durcheinander, und das Klagegeschrei der Weiber, die dem Sarge folgten und ihre schwarzen, violettgeränderten Trauertücher schwangen, mischte sich darein. Der junge Gatte hatte seiner Frau alle Ehre angetan; mit einem schönen bunten Tuche war der tote Körper, der in dem offenen Sarge ruhte, überdeckt.

Dann kam der Sarg leer zurück und der Vater blieb mit der Kleinen allein in seiner Lehmhütte. Mit Hessen Iddris war es seltsam. Ein andrer hätte nun gleich eine andre Frau genommen, aber er wollte nicht. Die Nachbarn rieten ihm die und jene an, die man ihm sofort und ziemlich billig geben würde. Er hörte alles an und tat nichts davon.

So vergingen wieder ein paar Jahre und er blieb noch immer allein mit der kleinen Adila. Das Kind war seine ganze Freude. Außer der Arbeit. Das mußte man sagen, er plagte und mühte sich redlich. Am Abend fand er dann die Kleine zu Hause, wie sie mit den andern Kindern vor der Hütte spielte. Oft nahm er sie auch mit ins Feld hinaus, setzte sie irgendwohin ins Grüne und verrichtete seine Arbeit. Wenn er eine Pause machte, saß er dann neben ihr und teilte das harte Brot mit ihr.

Ein nettes kleines Ding war das Mädchen geworden. Schmutzig sah sie ja aus wie alle Fellachenkinder, die sich gern in Staub und Schlamm umherfielen. Aber was waren die Augen groß und schwarz und tief! Und wie Samt so weich war die braune Haut. Der Vater war ganz verliebt in sie.

So floß die Zeit ruhig dahin, bis ein Tag voller Schmerz und Leid kam. Das Kind hatte wieder im Grünen gesessen, aber als Hessen Iddris gegen den Sonnenuntergang es holen wollte, um in das Dorf zurückzukehren, da fehlte die Kleine. Er rief alle Fellachen in der Runde wach — nicht sie antwortete noch hatte sie jemand von den Leuten, die noch da waren, gesehen. Er eilte nach dem Dorfe, vielleicht war sie ungeduldig geworden und allein zurückgetrippelt. Aber diese Hoffnung trog ihn auch. Niemand hatte sie gesehen, zu keinem der Kinder war sie zum Spielen gekommen. Er lief wieder hinaus, und die blaue Mondnacht hallte wider von seinen Rufen: „Adila! Adila!", aber nur die Hunde in den Esbehts im Felde und aus den ferneren Dörfern antworteten ihm. Er war von einer schlaflosen Nacht müde, aber auch am ganzen andern Tag noch durchirrte er die Gegend. Es war alles vergeblich, die Kleine war wie von der Erde verschwunden. Er sagte sich, wie ein frommer Moslim tun muß: „Allah hat es so gewollt, er ist groß!" Und er fügte sich in sein Schicksal. Nur noch fremder und scheuer wurde er für die übrigen Menschen.

Nun waren zehn Jahre und darüber vergangen und Hessen Iddris ein leidlich wohlhabender Mann geworden. Er hatte gearbeitet wie selten einer und nichts gebraucht, da er so allein stand. Jetzt als dreißigjähriger Mann, von stattlicher Erscheinung, lenkte er manche Blicke auf sich. Um diese Zeit kam eine Frau wieder in das Dorf zurück, die eines Paschas Weib in Kairo gewesen war. Der alte dicke Herr hatte sie vor einigen Jahren geheiratet, weil sie sehr schön war, und die Eltern gaben sie ihm mit Freuden, denn er zahlte reichlich für sie. Ein paar Jahre war der Pascha auch sehr verliebt in sie gewesen, seine beiden früheren Frauen waren welk und für ihn abgetan. Aber eines schönen Tages brachte er eine neue, die vierte Frau, und von da an gab es beständig Krieg im Hause zwischen Hamida und der vierten. Einmal waren die beiden jungen Weiber handgreiflich geworden in Abwesenheit des Paschas und hatten sich einander die Haare ausgerissen und die Gesichter zerkratzt. Die vierte blieb Siegerin. Nicht nur in diesem Kampfe, sondern auch beim Pascha. Sie lag ihm beständig in den Ohren, und eines Tages war er so weit, daß er Hamida zu sich rief und ihr die Scheidung ankündigte: „Ich verstoße dich!"

Hamida schrie und jammerte darüber, gar zu niedergeschlagen war sie aber nicht, denn er mußte ihr eine anständige Summe zum Leben geben, und mehr Vergnügen würde sie überall anders haben als in diesem Harem, wo vier Weiber nichts andres zu tun hatten, als sich gegenseitig alles Schlimme anzutun.

Sie ging nun im Dorfe umher und erregte die Frauen durch ihre reichen, seidenen Kleider, an denen es nur so von Goldstickereien und Schmuck blitzte, und die Männer durch die glänzenden, begehrlichen Blicke ihrer schwarzen Augen. Auf Hessen Iddris hatte sie es besonders abgesehen. Der starke ernste Mann mit dem unbeweglichen Gesicht reizte sie. Schon manchmal war sie an ihm vorübergekommen, wenn er draußen im Felde arbeitete, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, der starke, braune Körper im Sonnenlicht glänzend. Dann rief sie ihm wohl ein paar scherzende Worte zu, aber sie hatte nie Dank dafür gehabt.

Und nun war's wieder ein Frühlingstag, im März, und das ganze Nildelta glänzte im frischen Grün. Da kam sie an ihm vorüber und rief ihm zu: „Wie geht es dir, Hessen?" Und da er ihr nicht antwortete, fuhr sie fort: „Sieh, wie dein Feld um dich her lacht, und du willst allein traurig sein!"

Da sagte er: „In der Einsamkeit verlernt man das Lachen."

„Du solltest dir wieder eine Frau nehmen."

Die schöne Hamida konnte das sagen, denn jeder wußte, daß sie es nicht war, die Hessen Iddris heiraten würde. Wenn sie einen andern Mann nahm, verlor sie die Bezüge von ihrem ersten.

„Vielleicht dich?" fragte er, und es war etwas Geringschätzung in seiner Stimme.

Sie lachte spöttisch. „Für eine Stunde Phantasia wärst du mir wohl gut genug, Hessen, aber nicht für mehr!"

Sein Auge ging von ihr auf eine kleine Gruppe Menschen, die sich, dem Kanal, der am Felde entlang führt, folgend, nahten. Es war ein ältlicher Beduine, der die lange Flinte auf dem Rücken trug und, in seine weiß gewesenen Decken gewickelt, voranschritt, und seine Frau und Tochter, die ihm folgten. Diese beiden waren in schwarze lange Hemden gekleidet, um die Hüften mit roten Schals gegürtet, und trugen auf den Köpfen große Packen, die man im Dorfe eingekauft hatte: Lebensmittel und primitive Gegenstände für die Beduinenwirtschaft. Gegen die nickte Hessen hin und sagte: „Was blähst du dich, Hamida? Das Mädchen dort ist viel schöner als du!"

Da lachte Hamida laut auf. „So will ich die Brautwerberin für dich machen, Hessen!" Und sie wandte sich an den Beduinen: „Willst du dem Hessen Iddris deine Tochter zur Frau geben? Er ist schon lange allein und wird sie dir gut zahlen."

Die Beduinen sind sonst nicht der Fellachen Freunde, die freien, unabhängigen Männer der Wüste verachten die Fellachen als Sklaven, und die Fellachen sehen in den Beduinen nicht viel mehr als gefährliche Tagediebe. Aber der da auf dem engen Dammweg zog, schien andrer Gesinnung zu sein. Er blieb stehen und rief Hessen Iddris an: „Ist es richtig, was die Sitteh (Frau) da gesagt hat?"

Hessen kam aus dem Felde herüber und sah die drei der Reihe nach an, und in seine Brust kam ein seltsames Regen. Da stand ein Mädchen mit großen schwarzen Augen, die an ihm hingen, als ob ihre Seligkeit in seiner Hand läge. Ein Mädchen, das er seit langem zu kennen schien, obgleich er sie zum ersten Male sah.

„Ist sie deine Tochter?" fragte er den Beduinen.

„Meine Tochter Fatmah. Schön und gut und fleißig. Wenn du sie zur Frau haben willst — zehn Pfund und ein Kamel extra für mich."

Die beiden Menschen sahen sich noch immer an, der gereifte Mann und das junge Mädchen, kaum fünfzehnjährig und doch schon voll erblüht.

„Ich will!" sagte Hessen Iddris. „Laß uns zum Dorf zurückgehen, damit wir das Nötige besorgen."

Die Beduinen haben immer Zeit, und so zogen sie denn in das Dorf zurück, um die Hochzeit zu rüsten. Großer und besonders langwieriger Vorbereitungen bedarf es dazu bei den Fellachen nicht, ein paar Tage genügen, und um so mehr, wenn alles in Ordnung ist, wie es bei Hessen Iddris der Fall war. Die junge Frau brauchte nur in die Hütte einzuziehen.

Die schöne Hamida war mit diesem Ausgang ihres Scherzes nicht zufrieden. Sie gehörte zu den Menschen, die sich am Verbotenen erhitzen, es sich ziemlich nah auf den Leib kommen lassen, aber dann aus Furcht vor den etwaigen schlimmen Folgen doch davor zurückschrecken. So waren ihre Neckereien mit Hessen, der ihr so wohl gefiel, im Grunde nichts andres als eine Spielerei, die es ewig bleiben würde, denn sie dachte nicht daran, wegen des doch immerhin armen Fellachen sich ihrer Bezüge von dem Pascha zu berauben. Und wirklich böse war sie auf Hessen geworden, daß er das junge Ding schöner fand als sie, daß er, der ihr gegenüber stets kalt geblieben war, sich, als er jener ansichtig wurde, sofort zur Heirat entschlossen hatte. Dafür mußte sie ihm einen neuen Possen spielen.

Auf schön geschmücktem Kamele war einige Tage später die junge Frau eingezogen, und einen schauderhaften Lärm (man nannte es offiziell „Musik") hatte man auch verführt zur Feier des festlichen Ereignisses. Das ganze Dorf hatte daran teilgenommen; Hessen, der stille, friedliche, hatte nur Freunde, und es war recht und gut von ihm, daß er endlich das einschichtige Leben wieder aufgab.

Als die Hochzeit vorüber war, kam alles wieder in das alte Gleis. Der Ehemann arbeitete aber nun nicht mehr allein im Felde, sondern die junge Frau half ihm dabei.

Da kam eines Tages Hamida wieder vorüber. Sie hatte schon lange auf die Gelegenheit gewartet, ihre neue Bosheit anzubringen. Unterwegs war ihr Fatmah begegnet, die zu Hause irgendeine Verrichtung hatte; so war Hessen allein im Felde.

„Weißt du, Hessen, daß dich der Beduine ganz schändlich betrogen hat?" sagte Hamida.

Er lachte darüber. „Das beste Weib hat er mir gegeben!"

„Viel zu teuer. Sie ist gar nicht seine Tochter."

„Wie kannst du so etwas sagen?"

„Aber gewiß. Glaubst du, er würde sie dir gegeben haben, wenn sie seine Tochter wäre? Ein echter, stolzer Beduine gibt sein eignes Blut nicht einem Fellachen. Ich habe es von ihm selbst, nach der Hochzeit. Es ist wohl zehn, zwölf Jahre her, da haben sie das Mädchen gefunden, verlaufen, und es hat nicht ermittelt werden können, woher sie stammt. So haben sie sie bei sich behalten wie ihr Kind. Aber er war doch froh, daß du sie von ihm gefordert hast, denn einem Beduinen hätte er sie nicht als echtes Blut verheiraten können, und du weißt, sie halten auf reine Rasse."

Hessen stand vor der schönen Hamida und zitterte am ganzen Leibe.

„Sie haben sie gefunden, verlaufen, vor zehn, zwölf Jahren? Hat er das gesagt?“

Als Hamida ihn so in starrem Schrecken stehen sah, da fiel ihr sein eignes Geschick ein. Sie war ja damals noch ein halbwüchsiges Kind gewesen, und im Dorfe hatte man allgemein gesagt, es müsse ein Raubtier von der Wüste herübergekommen sein und die kleine Adila geholt haben. Aber jetzt war ihr mit einemmal klar, daß es kein Raubtier gewesen war, und das Mitleid fiel ihr ins Herz. „Komm, Hessen, wir wollen sie selbst fragen! Der Alte wird gelogen haben. Man darf den Worten der Beduinen nicht trauen.“

Sie gingen ins Dorf zurück. Er schwankend, als ob er zuviel Wein getrunken, den er doch als frommer Moslim nicht an die Lippen führte.

An der Tür der Hütte saß Fatmah und bereitete ein Mahl aus Bohnen und Oel. Da trat er heran an sie und fragte: „Sag doch, Fatmah, bist du des Beduinen Ali leibliche Tochter?“

Sie war einen Augenblick stumm und sah ihn mit den großen schwarzen Augen wie mit einem stillen Vorwurf an. „Warum willst du das wissen, o Hessen?“ sagte sie. „Ist es nicht gleichgültig, wessen Kind ich bin?“

Aber er drängte sie weiter. Da gestand sie es ihm. Der Beduine war nicht ihr Vater. Aber da er fürchtete, das Kamel, das für ihn extra bei der Heirat abgefallen war, zu verlieren, hatte er ihr befohlen, niemals etwas davon gegen Hessen zu erwähnen.

„Und wer ist dein Vater?“ fragte er. Sie wußte es nicht. Aber sie brachte ein altes Kettlein zum Vorschein, das sie getragen, als sie zu den Beduinen gekommen war.

Er schaute es an mit einem Schauder; es war, als ob es ihn zu Boden werfen wolle. In seinem Gesicht stand ein großer Schrecken und ein großer Gram. Alles, was die Welt an Leid hatte, fiel auf sein Herz.

Ganz still stand er und schaute das junge Weib an. Die Sonne stand schon tief und vergoldete alles mit ihren schrägen Strahlen. Alle Farben, die sie über Tags mit ihrem strengen Licht aufsaugt, wurden nun lebendig. In einer Hütte begann die Stimme eines Mannes zu singen: „Ya leil, ya leil, o Nacht, o wunderbare Nacht.“ Und auf der Straße vor seinem jungen Weibe stand Hessen Iddris, erhob die Hand mit einer müden Gebärde und sagte mit Tränen in den Augen: „Ich verstoße dich!“

Fatmah-Adila schrie auf, aber Hamida zog sie in die Hütte und erklärte ihr alles. Bald darauf kam die junge Frau wieder heraus. Sie weinte und schrie nicht mehr, ganz still war sie geworden, das Gesicht wie versteinert. Sie trug ein Trauertüchlein in Händen, schwarz mit violettem Rand, das schwang sie in den Händen und wanderte mit müden Schritten die Gasse entlang und zum Dorfe hinaus. Manchmal sah sie nach Hessen zurück, der ihr unbeweglich nachschaute. Er stand noch in der Gasse, als sie lange verschwunden war, bis die Dunkelheit sank. Da hat ihn einer der Nachbarn in die Hütte geführt.

Von der jungen Frau hat man nichts wieder gehört. Allah ist groß, er

weiß es, wo sie ihr Leid zur Ruhe gebettet hat. Hessen Iddris aber ging zum Ulemah und berichtete ihm, wie er, ohne es zu wissen, zum Sünder geworden, indem er seine eigne Tochter zum Weibe genommen. Freilich war es eine Sünde, das erkannte auch der Ulemah an, aber Allah ist groß, er weiß, weshalb er die Menschen so sonderbare Wege führt. So hat er Hessen geraten, durch ein gutes Werk sich zu reinigen. Und Hessen Iddris hat gelobt, sein ganzes Leben lang den Dürstenden Wasser zu reichen. So geht er durch die Gassen von Minouf und steht am Bahnhof, wenn es da Leute gibt, und erquickt die Dürstenden. Allah möge ihm verzeihen!

Der Zug klapperte durch die frischgrüne Welt. Die Sonne war am Sinken. Ein großer rotglühender Feuerball, hing sie drüben am Rande des flachen Landes. Weit draußen lag ein Dörfchen, in grüne Bäume gebettet. Man sah wenig von den Hütten, nur das Minarett ragte aus den Baumwipfeln auf, und die scheidenden Strahlen umwoben es mit rosenrotem Glanze.

Berichte aus allen Wissenschaften

Technik

Der Triumph des Fernsprechers

Ein Jubiläumsaufsatz

Die wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften, die das neunzehnte Jahrhundert uns beschert hat und die in ihrer Gesamtheit erst bewirkt haben, daß man heut mit Recht von einem „Zeitalter des Verkehrs" sprechen darf, sind von einer so unerhörten Mannigfaltigkeit und Großartigkeit, daß schon der bloße Versuch, sie in hrer Gesamtheit zu überblicken und zu würdigen, an der Fülle der Erscheinungen scheitern muß. Nur die ragendsten Marksteine in der Entwicklung können vom rückwärts schauenden Auge festgehalten werden, und diese wenigen würden bereits genügen, um etwa die Menschen des Napoleonischen Zeitalters und der Biedermännerzeit, wenn sie heut plötzlich wieder zwischen uns erschienen, die alte Erde nicht wiedererkennen und sie wähnen zu lassen, sie seien in ein Land der Zauberer und der Feen eingedrungen. Alle Wunder, von denen die Märchen zu erzählen wissen, werden Wahrheit; wir gebieten den Naturkräften und machen uns die Elemente zu Dienern, in einer Weise, wie es die glühendste Phantasie unsrer Altvordern nicht zu ersinnen vermochte. Vor Jahrzehnten bereits konnte ein Dubois-Reymond das stolze Wort sprechen, daß wir mit dem Feuer dahinfahren, mit dem Lichte zeichnen und mit dem Blitze schreiben — und was ist seit jenen Tagen nicht schon wieder an immer staunenswerteren Erfindungen und Vervollkommnungen hinzugekommen! Dem lebenden Menschen schauen wir ins Innerste des Körpers und ergründen die Substanzen, welche die fernsten Sonnen zusammensetzen; der tiefste Meeresboden muß uns dienen, unsre Gedanken blitzschnell in fremde Kontinente zu tragen, und selbst schon durch die freie Luft jagen unsichtbar, geräuschlos und unfühlbar die Boten der Intelligenz dahin von Land zu Land; höher denn alle Vögel trägt uns der Dädalusflug in die Lüfte empor, und die Berge öffnen sich vor dem Sesam unsrer Ingenieure.

Aber das Wunderbarste unter all den Wirklichkeit gewordenen naturwissenschaftlichen

Märchen, die uns umgeben, ist und bleibt doch das Telephon. Daß es uns möglich ist uns ohne jede Anstrengung, ohne Steigerung der Stimme von unserm Wohnzimmer oder, vom Arbeitstisch aus mit einer Person zu unterhalten, die durch viele Stunden Eisenbahnfahrt und Hunderte von Kilometern von uns getrennt ist, ist etwas so unsagbar Großes, etwas so Unbegreifliches, daß selbst der, der täglich mit dem Telephon umzugehen gewohnt ist, oft genug noch in Augenblicken der Muße das Unerhörte dieser Erfindung anzustaunen gezwungen ist. Scheint doch hier ein Märchentraum verwirklicht, der das physikalisch Unmögliche zur Voraussetzung hat: den Schall der menschlichen Stimme, der sich bekanntlich nur mit einer Geschwindigkeit von 333 Metern in der Luft fortzupflanzen pflegt, übermitteln wir binnen einer Sekunde auf hundert und tausend Kilometer, verständlich, charakteristisch, mit allen individuellen Nuancen der jeweiligen Stimme! — Ja, das Telephon bleibt der technischen Wunder größtes, und so bald wird ihm wohl keine andre Erfindung hinsichtlich verblüffender Wirkung den Rang ablaufen!

Und dies Telephon, das heut die Welt beherrscht, dessen Gesprächsübermittlungen sich jährlich nach Milliarden beziffern, es feierte in diesen Tagen erst das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen öffentlichen Einführung in Deutschland! Fast erscheint es uns wie ein Traum: das Telephon, das unentbehrliche, ohne das ein Verkehrsleben uns fast unmöglich dünkt, soll erst seinen fünfundzwanzigsten Geburtstag feiern? — Und doch ist es so! Am 12. Januar 1881 wurden die ersten Verbindungen des neuen städtischen Fernsprechnetzes in Berlin dem Verkehr übergeben, und am 1. April 1881 wurde der allgemeine Telephonbetrieb daselbst eröffnet, nachdem schon am 24. Januar ein kleineres städtisches Fernsprechnetz in Mülhausen i. E. auf Veranlassung der dortigen Handelskammer in Betrieb gesetzt worden war.

Der Mann, dem die Einführung des Telephons in den Verkehr zu danken war und dem das deutsche Telephonwesen noch heut dankbar sein muß, daß es das erste in der Welt ist und daß die Ausdehnung speziell des Berliner Fernsprechnetzes in keiner Stadt der Welt auch nur annähernd ihresgleichen hat, war unser großer Heinrich von Stephan. Ohne ihn wäre die wundervolle Erfindung des Amerikaners Graham Bell vielleicht noch auf lange Zeit ganz wirkungslos geblieben und vergessen worden, wie die kongenialen Leistungen seines deutschen Vorläufers Philipp Reis, den der Tod am 14. Januar 1874 dahingerafft hatte, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, auch nur die ersten Anfänge der gewaltigen Umwälzungen mitzuerleben, die sich an seinen Namen knüpften. Reis und Graham Bell sind die Väter des Telephons, aber Stephan allein, ganz allein, ist der Vater des modernen Telephonverkehrs.

Um Mitte Oktober 1877 gelangten die ersten Nachrichten von Graham Bells Erfindung nach Berlin. Schon am 25. Oktober wurden auf Stephans Veranlassung die ersten praktischen Experimente mit dem Fernsprecher vorgenommen, den Stephan zunächst nur in Aussicht genommen hatte, um kleineren Ortschaften einen bequemen Anschluß an die großen Telegraphenlinien des Reichspostgebietes zu verschaffen. Am 9. November bereits erstattete Stephan seinen berühmten Bericht an den Reichskanzler Fürst Bismarck, worin er die neue Erfindung beschrieb, die von ihm daran geknüpften Hoffnungen erläuterte und seine Ueberzeugung von „der großen Zukunft des Fernsprechers für den menschlichen Verkehr" aussprach. Mit einer geradezu unerhörten Schnelligkeit ging Stephan vor, um den Fernsprecher dem Verkehr nutzbar zu machen: Am 25. Oktober war die neue Erfindung in Berlin zuerst erprobt worden, und schon am 12. November wurde in dem Berliner Vorort Friedrichsberg die erste „Telegraphenlinie mit Fernsprecher" dem Verkehr übergeben. Ende 1877 war der Fernsprecher schon auf 16, Ende 1878 auf 287 deutschen Telegraphenanstalten eingeführt.

Das Vorgehen der deutschen Reichspostverwaltung war ein Ereignis ersten Ranges. In der ganzen Kulturwelt sah man mit Staunen, wie, dank der Initiative des ohnehin in der ganzen Welt bereits gefeierten und verehrten Stephan, hier in Deutschland ein neues unvergleichliches Verkehrsmittel geboren wurde aus einer Idee, die man bisher allenthalben

selbst in Graham Bells Vaterland, nur als eine hübsche, wissenschaftliche Spielerei betrachtet hatte. Alsbald wandten sich von allen Seiten die fremden Verwaltungen nach Berlin mit Anfragen und mit Bitten um Ueberlassung von Versuchsapparaten. Allen diesen Wünschen wurde nach Möglichkeit in der weitgehendsten Weise entsprochen.

In den ersten Jahren diente der Fernsprecher, wie gesagt, nur dem leichteren Anschluß kleinerer Orte an das deutsche Telegraphennetz, also ausschließlich dem amtlichen Verkehr. Der Gedanke, die neue Erfindung auch für Gespräche von Privatpersonen zu verwerten und Ortsfernsprechnetze mit eignen Vermittlungsämtern zu schaffen, kam in Amerika auf und führte dort auch zuerst zu praktischen Resultaten. Auch in entlegeneren Ländern schuf man hier und da zur Erleichterung des Verkehrs zwischen zwei bestimmten Punkten private Fernsprechverbindungen; so existierte eine solche zum Beispiel in China bereits Anfang 1878 zwischen den Bureaus und den Werften der in Schanghai ansässigen Chinesischen Handels-Dampfschiffahrtsgesellschaft. Nachdem in England (London 1878), Frankreich (Paris 1879), Belgien, Holland private Unternehmungen dem amerikanischen Beispiel in der Schaffung von Ortsfernsprechnetzen gefolgt waren, ging man auch in Deutschland in dieser Richtung vor: am 14. Juni 1880 erließ die Reichstelegraphenverwaltung eine Aufforderung zur Anmeldung von Teilnehmern an einem eventuell zu schaffenden Berliner Ortsfernsprechnetz. Es berührt heut, angesichts der zahlreichen großen Fernsprechvermittlungsämter in Berlin mit ihren vielen, vielen Tausenden von Teilnehmern, nahezu vorsündflutlich, daß auf jene Aufforderung nur 94 Anmeldungen auf insgesamt 193 Sprechstellen eingingen, wobei zahlreiche Teilnehmer obendrein nur Wert auf eine Verbindung mit einer bestimmten Stelle legten, während sie für einen Anschluß an das allgemeine Fernsprechnetz kein Bedürfnis zu haben erklärten. So wenig ahnte man damals die Zukunft und die Bedeutung der Ortsfernsprechnetze!

Trotz der nur sehr geringen Beteiligung des Publikums beschloß Stephan, das geplante Fernsprechnetz in Berlin zu schaffen, das denn auch so rasche Fortschritte machte, daß bereits im Oktober 1881 584 Abonnenten und 1319 Kilometer Telephonleitungen in Berlin vorhanden waren. Und wieder zeigte sich bei dieser Gelegenheit der große, weite Blick dieses einzigen Mannes, indem er die Schaffung und den Betrieb der Ortsfernsprechnetze nicht dem Privatkapital überließ, wie es in allen Ländern bis dahin geschehen war, sondern ein staatliches Unternehmen daraus machte, das dem bestehenden Telegraphendienst als Unterabteilung angegliedert wurde. Diese weise Verkehrspolitik hat dem Deutschen Reiche hohe Einnahmen gebracht und kolossale Zukunftsausgaben erspart; denn in allen andern Ländern sehen sich die Regierungen jetzt gezwungen, um Unzuträglichkeiten aller Art zu vermeiden, die inzwischen massenhaft entstandenen, von Privatunternehmern betriebenen Ortsfernsprechnetze mit ungeheuern Kosten nach und nach zu erwerben. So hat der britische Generalpostmeister Lord Stanley erst kürzlich, am 2. Februar 1905, mit der großen, fast allmächtigen Privatgesellschaft, der „National Telephone Company“, ein Abkommen getroffen, wonach mit Ablauf des Jahres 1911 der gesamte Besitz der „National Telephone Company“ gegen eine sehr reichliche Entschädigung in die Hand des Staates übergehen soll. Ebenso hat man im Lauf des Jahres 1905 die Verstaatlichung des Telephonwesens in Italien und in Kanada beschlossen. Es ist Stephans Verdienst, rechtzeitig erkannt zu haben, wohin die Entwicklung streben würde, und demgemäß von vornherein ein einträgliches staatliches Unternehmen aus dem neuen Verkehrsmittel geschaffen zu haben.

Wie immer, zeigte es sich hier, daß die neugeschaffene Möglichkeit, ein Bedürfnis zu befriedigen, das Bedürfnis selbst erst schafft. Das Berliner Fernsprechnetz, das aus so winzigen Anfängen vor fünfundzwanzig Jahren hervorging, nahm einen ungeahnten Aufschwung, und es ist heut noch nicht annähernd abzusehen, zu welchen schwindelnden Höhen die weitere Entwicklung führen wird!

Dem Berliner Experiment folgten in raschem Tempo weitere Schaffungen von Ortsfernsprechnetzen. An die erste Eröffnung des Berliner Netzes am 12. Januar 1881 reihte

sich, wie schon erwähnt, bereits am 24. Januar die Betriebsübergabe eines Ortsfernsprechnetzes in Mülhausen i. E. Gleiche Anlagen wurden in Hamburg am 1. April, in Frankfurt a. M. am 1. August, in Breslau am 1. September, in Köln und Mannheim am 1. Oktober 1881 eröffnet. Ende 1882 gab es in Deutschland schon 21 Ortsnetze mit 3721 Sprechstellen, Ende 1890 233 Ortsnetze mit 51 419 Sprechstellen und Ende 1903 (ohne Bayern und Württemberg) 2584 Ortsnetze mit 283 325 Abonnenten, 1 568 000 Kilometer Anschlußleitung und 832 Millionen Teilnehmergesprächen pro Jahr. Von Jahr zu Jahr wachsen dabei auch jetzt noch diese Zahlen mit immer riesenhafterer Schnelligkeit. Die jährlichen Einnahmen des Staates aus dem Telephonverkehr betrugen 1903 über 50 Millionen Mark, und immer mehr verdrängt der Fernsprecher im Verkehr auf kürzere Entfernungen den Telegraphen, so daß gegenwärtig die Benutzung der vorhandenen Fernsprechleitungen in Deutschland die der Telegraphenleitungen um das Fünfundzwanzigfache übertrifft!

Dem Ortsverkehr reihte sich sehr bald der Fernverkehr an. Zunächst wurden schon 1882 nahe benachbarte verkehrsreichere Städte telephonisch miteinander verbunden, wie Elberfeld mit Barmen, Köln mit Deutz, Hamburg mit Altona, Mannheim mit Ludwigshafen, Mülhausen mit Gebweiler sowie Berlin mit seinen wichtigsten Vororten. Bereits im Dezember 1883 wurde die erste große Telephonlinie (von 178 Kilometern Länge) zwischen Berlin und Magdeburg eröffnet. Zunächst war dieser Verkehr auf größere Entfernungen noch sehr umständlich. Zu größerer Bedeutung entwickelte er sich erst, als man in den Luftleitungen die bis dahin üblichen Eisenleitungen durch Bronzedrähte ersetzte. Nun waren rasch zwischen allen größeren deutschen Städten Fernsprechverbindungen geschaffen, und es dauerte nicht lange, bis das Verkehrsbedürfnis auch über die Grenzen des eignen Landes hinausflutete und Fernsprechverbindungen mit den Hauptorten der Nachbarländer forderte. Unter den gegenwärtig vorhandenen internationalen Fernsprechlinien sind innerhalb Europas die Leitungen Paris—Rom mit 1593 Kilometern und Berlin—Paris mit 1186 Kilometern Länge die längsten, welch letztere durch Anschlußleitungen bis auf fast 2000 Kilometer (Berlin—Marseille) noch verlängert werden kann.

Mannigfaltig und bedeutend sind die Verbesserungen, die im Lauf von fünfundzwanzig Jahren das Telephonwesen erfuhr, und dennoch scheint es, als ob selbst die heutige hochentwickelte Telephontechnik nur den Anfang einer ungeheuern und unfaßbaren Weiterentwicklung darstellen soll. Das beginnende zwanzigste Jahrhundert hat die Erfindung des amerikanischen Professors Pupin gebracht, die, heut noch in kleinen Anfängen steckend, dereinst allem Anschein nach berufen sein wird, den heutigen Telephonverkehr zwischen Nachbarländern in einen interkontinentalen umzuwandeln. Vor allem aber wird sie wohl in wenigen Jahren ermöglichen, was beim bisherigen Stande der Telephontechnik ohne Aufwand unverhältnismäßiger Kosten noch nicht zu erzielen war: eine Fernsprechverbindung zwischen allen wichtigen europäischen Hauptstädten und Verkehrszentren untereinander, vor allem also der deutschen Großstädte mit London, Petersburg, Rom u. s. w.

Wer kann heut wissen, auf welchem Stand die rapide anschwellende Verkehrsentwicklung an dem Tage angelangt sein wird, da der Telephonverkehr seinen fünfzigsten Geburtstag wird feiern können? Hier ist ein Prophezeien nicht möglich, wie uns die Entwicklung im „Jahrhundert des Verkehrs“ gelehrt haben müßte, denn sie hat zu wiederholten Malen Märchen verwirklicht, von deren Erfüllung auch die kühnsten Propheten nicht zu träumen wagten. — So mag uns denn das jetzige fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Telephons mit Stolz und mit Bescheidenheit zugleich erfüllen: mit Stolz über die herrlichen, ungeahnten Triumphe, die der menschliche Geist davongetragen hat, und mit Bescheidenheit im Gedanken an die noch unbekannten, aber zweifellos noch weit imposanteren Erfolge der Zukunft und zumal des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts, die es ermöglichen werden, daß man in hundert Jahren vielleicht auf unsre Zeit mit demselben Gefühl überlegenen Stolzes zurückblickt, wie wir auf die Technik und die Verkehrsverhältnisse von 1806!

Dr. R. Hennig.

Vom deutschen Provinztheater

Von

Hermann Kienzl (Berlin)

Großstadt lehrt Provinz achten. Auch in der Kunst. Gewiß: die weitausgreifenden Bilderausstellungen, die gediegenen Ansprüchen gewachsenen Orchesteraufführungen, die höhere Norm und der Wetteifer der theatralischen Technik (das Wort auf den gesamten lebenden und leblosen Bühnenapparat angewendet) — all das ist nur in der großen Stadt möglich. Wenn in der ansehnlichen Provinzstadt eine künstlerische Gesamtvorstellung vollkommen gelingt, so ist das geradeso ausnehmend bemerkenswert, als wenn in der Weltstadt Dargebotenes im einzelnen strengeren Forderungen nicht entspricht. Und doch lernen wir in der Großstadt das künstlerische Wirken der Provinz achten. Es ist keine neue Entdeckung, daß die Provinzen die Vorratskammern der Hauptstädte sind. Sie liefern dem Verbrennungsprozesse in den Metropolen Gemüse, Menschen und Mastvieh in ungeheuern Mengen. Und in der Kunst! Die „verbrauchenden", die ausübenden Künstler zieht es naturgemäß in die großen Städte. Dort haben sie ihr Publikum. Die meisten schaffenden Künstler jedoch suchen die Stille. Sie bildet nicht bloß, sie erzeugt auch häufiger als die große Welt das Talent. Freilich dauert es, bis die „Stillen" entdeckt werden, oft länger, als bei den Genossen der Großstadt, die ihre Verbrauchsgelegenheiten bequemer zur Hand haben. Und das Theater. Seine materiellen Vorbedingungen weisen es, insofern es von den täglichen Geldeinnahmen leben muß, auf die große Stadt. Nur dort, wenn nicht die außerordentliche Gunst des Mäcens oder die kurzfristige Anziehungskraft von Festspielen die mindere Tragfähigkeit kleinstädtischen Bodens wettmachen, nur dort kann es sich zum Kunstinstitute entwickeln. Aber die Provinz ist es doch, die das großstädtische Theater in überwiegendem Maße mit Dichtern, mit Schauspielern, Regisseuren und Kritikern speist. Vorratskammer.

Es ist nicht das allein.

Ich kam jüngst aus einer Vorstellung des Berliner Deutschen Theaters. Dort war das „Käthchen von Heilbronn" aufgeführt worden. Der Meister der Farbentöpfe, Max Reinhardt, halte eine unerhörte Fülle von Ton und Stimmung um Heilbronns wunderholdes Kind geschüttet. Derlei ahnten die guten Väter und Mütter nicht, als sie einst ihre bescheidenen Herzen der naiven Dichtung öffneten. Das zweite Bild zum Beispiel: Morgendämmerung im Walde. Wirkliche Bäume, Laub und Nadel, und Berge und Schlucht entzückend plastisch, und vor dem Gebirge ein violetter Nebel, den wir zu atmen meinen. Und die Erde deckt weicher Rasen, worein sich der Körper des jammernden Grafen ein Bett gräbt. Im Morgensonnenstrahl ist das Gras der Waldblöße ganz giftgrün; wie hebt sich davon der scharlachrote Mantel ab, den nicht der Dichter, den der Regisseur für unsre moderne Farbenfreude ausgebreitet hat! Und wer hörte noch, wenn die Augen so beschäftigt sind, auf die Worte Kleists ...! — Wie ich so den Nachgeschmack der luxuriösen Sinnenfreude kostete, da fiel mir mit einem Male das arme Käthchen ein, das ich vor fünfundzwanzig oder mehr Jahren als Knabe in meiner Heimatstadt kennen lernte. Es hatte weniger, als erlaubt war, von dem Glanze des Ritterschauspiels um sich, aber ein gar süßer Strom von Poesie, floß jetzt durch die weite Zeit zu mir her. Die eigne Jugend? Der erste, der nachhaltigste Eindruck? Nicht nur. Denn gar manches unberühmte Käthchen, das ich in späteren Jahren auf der Grazer Bühne sah, gab gleichen oder ähnlichen Hauch schlichter Poesie, der hier in dem Prunkstücke nicht lebendig werden wollte. Was ich als entscheidenden Mangel empfand, ohne weiteres den Vorzügen der meisterlich inszenierten Vorstellung zur Last zu legen, wäre natürlich verkehrt gewesen; ein

rechtes Kätchen kann der Zufall ebensogut in Linz an der Donau gewähren wie in Berlin verwehren; aber die Erinnerung warnte doch eindringlich vor der Ueberschätzung der Machtmittel erster Bühnen sowie vor der Unterschätzung des Guten, das auf Hunderten von Provinzbühnen mitten unter Gewöhnlichem und Alltäglichem sprießt.

Die Schauspieler ziehen ja in der Regel, mit ihrer Vervollkommnung Schritt haltend, vom kleineren zum größeren, vom größeren zum großen Theater. In den Durchzugsstationen bestimmen sie daher nicht dauernd den Wert der Bühne individuell. Das Wichtigste und der ruhende Pol in der Flucht der Erscheinungen aber soll, wie man außerhalb Wiens längst überall begreift, nicht der Glanz der Stars, soll die Fähigkeit der Regie sein, das gegebene Material zweckmäßig zu verwerten, das Wichtigste ist der Stil der Vorstellungen, ihre einheitliche Abrundung. In dieser Hinsicht haben die großen Theater Begünstigungen durch die Umstände voraus, die einen Vergleich ihrer wochenlang sorgsam studierten und geprobten Vorstellungen mit denen der hastenden Provinzbühnen unbillig machen. Dennoch erhebt sich da und dort in Provinzstädten ein doppelt eifriger Wille gegen die Taglöhnerschablone und setzt künstlerische Erfolge durch. Diese gegen so viel Widerwärtigkeiten und Hindernisse errungenen Erfolge haben fast etwas Rührendes.

Die Bewohner des deutschen Vaterlandes teilen sich in zwei Hauptkategorien: in Philister und Menschen — oder, wie Nietzsche gleicher Meinung sagt, Philister und Künstler. Es gibt Orte, darunter solche von stattlicher Einwohnerzahl, die schlankweg Philisterstädte sind; kleinere und größere dagegen, in denen sich eine schöne Empfänglichkeit im Einflusse auf die ernste Führung des Theaters äußert. Ausschließlicher, als die Weltstadt mit ihren vielfältigen Ablenkungen, bildet das Theater in mancher kleineren Stadt den gesellschaftlichen Mittelpunkt. Ob die Gesellschaft samt ihrem Mittelpunkte etwas taugt, entscheidet noch nicht die primäre Theaterlust, die sehr vulgär sein kann. Der Theaterdirektor hängt in den meisten Städten vom Geschäfte, also von den Wünschen des Publikums ab. Der Geschmack des Publikums aber läßt sich, wenn nicht radikal, so allmählich erziehen. In verschiedenen Landesstrichen ist die ursprüngliche künstlerische Veranlagung der Leute verschieden. In einem echten und rechten Philisterneste wird man zufrieden sein müssen, einen kleinen Schritt vorwärts zu tun, sozusagen von Felix Philippi zu Otto Ernst. Ueberall jedoch kann man die Erfahrung machen, daß es bis zu einem gewissen Grade gelingt, das Publikum des theatralischen Blödsinns zu entwöhnen. Gibt man den Zuschauern zuerst leichtere, dann schwerere — aber ausdauernd geistige Kost, so verdauen sie am Ende auch diese und sehnen sich dann nicht mehr nach Verblödung. Die allgemeine Theaterlust leidet darunter nicht. Verfrühte radikale Experimente mögen scheitern. Auch in der Großstadt drang Ibsen erst nach harten Kämpfen durch. Der Direktor verstehe es, seine täglichen Kostgänger gerade dort zu fassen, wo sie sich am willigsten zeigen, an ihrem zu Heiterkeit und Scherz aufgelegten Unterhaltungsbedürfnisse. Befriedigt er dieses Bedürfnis vernünftig und nicht unedel, so schafft er den Kunstaufgaben immer breiteren Spielraum. Die Diktatur der Operette, der stumpfsinnigen Posse und des idiotischen Komtessenstückes herrscht nur dort absolut, wo ein geistig armseliger Theatergeschäftsmann und ein vernachlässigtes Publikum sich herzig vertragen. Ein dritter trägt mit die Verantwortung: der Kritiker. Ist er der rechte Mann, weder Lakai der öffentlichen Meinung noch Agent des Direktors, weder unpraktischer Ideologe noch indolenter Dulder, und versteht er seine Sache, so ist er neben dem Monarchen (dem Publikum) und der Regierung (der Theaterdirektion) die dritte Komponente der gesetzgebenden Kraft. Im konstitutionellen Staat heißt sie Volksvertretung.

Es gibt also deutsche Mittelstädte, in denen das Theater als die große Sache gilt, die es ist. Der heilige Eifer, der nach dem Vollkommenen strebt, ist befruchtender, wenn auch die Unzulänglichkeit der Mittel vom Ziel abhält, als Musteraufführungen, denen nur ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung herzliches Verständnis widmet und die auch nicht durch hingebungsfähige kritische Mittler in den Wirkungen vertieft werden. Blasiertheit

— das schlimmste Toxin im Kunstkörper! Sie mögen sich nur ruhig bedauern oder belächeln lassen, die im engen Wirkungskreise ihr reiches Wissen und Können einsetzen, als wäre ihre Provinzbühne die erste Zitadelle der Kunst. Kein Emporium ist wertlos, keines Bedeutung ist im vorhinein begrenzt und die Wirkung keiner wahren Kraft geht verloren. Deutsche Provinztheater haben auf wichtigen kulturellen Posten — in Rußland, in Oesterreich, im östlichen Teile Preußens, in Elsaß-Lothringen — neben den künstlerischen noch andre ernstere Aufgaben, die sie aber nur mit künstlerischer Leistungsfähigkeit erfüllen können. Es liegt überhaupt auf der Hand, daß die Summe des geistigen Einflusses, der von den zahllosen mittleren und kleinen Theatern ausgeht oder ausgehen sollte, entsprechend den Zahlen der Nutznießer weit mehr in Betracht kommt als der direkte Bildungswert der erstklassigen Institute. Mittelbar allerdings empfängt die Provinz die neuen Werte von den Großstadtbühnen; denn dort werden die Münzen geprägt.

Noch eines bedenke man bei der grundsätzlichen Würdigung des Provinztheaters, und das bedenke auch der hochstrebende Teil der Provinzkritik: daß es nämlich für den hauptsächlichen Zweck, die theatralische Vermittlung der Dramen, gar nicht so sehr auf die Gradunterschiede darstellerischer Vollkommenheit ankommt, wie man gemeinhin glaubt. Wer wollte die Bedeutung des Instrumentes geringschätzen, das unsern Sinnen die schöpferischen Gedanken eröffnet? Wer wäre so töricht, die selbständigen Rechte der Schauspielkunst zu mißachten? Der Kapitalbesitz an Darstellungstalenten, ihre Förderung und Entwicklung, — das ist ganz gewiß eine ernste Nationalangelegenheit, und die Dramaturgie, mehr noch die praktische als die theoretische, ist Kunst und Wissenschaft und Volksbildnerin. Jedennoch: Solange eine schauspielerische Aufführung nicht so schlecht ist, daß sie die Illusionen zerstört und die Absichten des Dichters geradezu entstellt und verhunzt, erfüllt sie immer noch den dienenden Beruf der Schauspielerei. Es ist bei weitem besser, daß die geistigen Strömungen ziemlich allesamt unsre Theaterstädte und -städtchen durchziehen, als daß ihnen mit den strengsten Ansprüchen an schauspielerische Vollkommenheit die Tore versperrt werden. Das hieße das Mittel als Zweck verkennen. Leiten wir eine Lehre vom größeren Beispiele ab: Die „ideale Forderung", sagt der mächtige Revolutionär der verlogenen Gesellschaftsmoral, zerstört nicht bloß sittlich Lebensunfähige, wenn sie unbedacht denen, die die volle Wucht der Wahrheit noch nicht tragen können, aufgebürdet wird. In der Politik hat sich der Meister, der immer in der Richtung des Wünschenswerten nur nach dem Erreichbaren griff, das Geheimnis des Erfolges zu eigen gemacht. Und nun auf die Provinzbühne und den Standpunkt des Beurteilers angewandt: Das Ziel bleibe immer die Vollkommenheit. Das Ziel werde nie aus dem Auge verloren. Es sporne jeden Eifer. Es gebe dem Urteile die absolute Richtschnur. Aber Förderung und Entwicklung werden erstickt, wenn Hochmut und Eitelkeit, die mit der Erkenntnis des Besseren prahlen, das Relativum der Billigkeit außer Geltung setzen. Begabung, ernstes Wollen und ein im allgemeinen nicht unzulängliches Maß von Können irren, wenn sie auch die darstellerischen Aufgaben keineswegs rastlos lösen, selten so schwer, daß sie das Dichtwerk unkenntlich machen; fehlt eine dieser Voraussetzungen, dann darf es freilich keine Begnadigung geben! Aber wissen die Berufenen das absolute Erkennen mit dem relativen Urteile glücklich zu verbinden, dann kann es ihnen möglich sein, einen großen Teil der Provinzbühnen aus ihrem heutigen geistigen Tiefstande zu heben. Noch unentbehrlicher als den großen sind den mittelstädtischen Bühnen, die ja mit unfertigem Materiale arbeiten, kunstverständige und energische Regisseure. Regieschulen sind sehr willkommen, doch ist die Hochschule des Regisseurs immer die Praxis. Mit der Regiekunst, der vornehmsten und belangreichsten Kunst des Theaters, steht es wie mit jeder Kunst: sie kann und soll ausgebildet werden, aber sie muß angeboren sein.

Ich nehme einige Wochenausgaben der „Deutschen Bühnengenossenschafts-Zeitung" zur Hand und eile durch die vielen hundert Theaterzettel, die Spielpläne der Genossenschaftsbühnen. Welch ein — Modebazar! Und wieviel Kork schwimmt oben! Man kann

die konzentrische Kreisbewegung der Erfolgstücke ganz genau beobachten. In Berlin hat die Novität eingeschlagen, bald darauf bringen die großen Hof- und Stadttheater das neue Stück, einige Wochen später die mittleren, zuletzt in großer Zahl die kleinen Theater. Man darf schon von einer zähen Lebenskraft der Komödie sprechen, wenn sie es erreicht, wenigstens eine kurze Frist auf Bühnen der ersten und letzten Rangstaffel gleichzeitig gespielt zu werden. In der Regel ist das Licht oben schon erloschen, wenn es unten zu glimmen beginnt, und die nächste Modenummer löst das Bonmot von vorgestern ab. Es ist nämlich fast durchwegs nur die leichte Ware, die mit Sicherheit durch Deutschland kollert. Die nachhaltigen Werke ziehen einen viel engeren Kreis und auch den nur langsam. Der blinde Metropol- und Erfolgsgehorsam der Provinzbühnen beflügelt seltsamerweise viel häufiger die Unwerte als die Werte. Das verschuldet nicht immer der Geschäftstrieb der Provinzdirektoren, auch ihr und ihrer Berater Mangel an kritischem Unterscheidungsvermögen. Eigner künstlerischer Unternehmungsgeist fehlt sogar vielen erstklassigen Theatern, wie die Premierenhegemonie der Berliner Bühnen beweist. Die Zahl der ansehnlichen deutschen Theater, die neue Quellen entdecken *könnten*, ist doch recht stattlich; aber nur wenige reizt der Ehrgeiz.

Solche Vorherrschaft einer Stadt wirkt einigermaßen lähmend auf den Kunsttrieb. Die Erscheinung erklärt sich: die Leiter der Privatbühnen, auch der großen, sind Geschäftsleute, und sie glauben vorsichtig zu sein, wenn sie den Berliner Erfolg, das Giro auf dem Wechsel, abwarten. Ein Teil der Hoftheater schlendert in bureaukratischer Bequemlichkeit, andern gefürsteten Kunstinstituten ist ein Schnürmieder aus eisernen Reifen submissester Rücksichten angelegt, das ihnen die freie Seele aus dem Leibe preßt. Es gibt wirklich hochherrschaftliche Theater, die, fernab von der Menschheit, von allen „gefährlichen“ geistigen Regungen, der Idylle des Kretinismus ergeben bleiben. Schade um die vergeudeten Kräfte der ausübenden Künstler! Wie aber schon früher gesagt wurde, schlingt sich doch ein Kranz von künstlerisch strebenden Theatern durch das deutsche Land und herrscht unter der Gunst der Verhältnisse in manchem kleinen Orte ein größerer Sinn. Auch darüber belehrt sich der Aufmerksame in der Chronik des amtlichen Theaterblattes. Die Summe von Kunst, die die deutschen Bühnenspielpläne einer Woche repräsentieren, ist verhältnismäßig nicht groß; die Präponderanz von Stücken, an denen der Geschmack keine geistige Nahrung findet, droht uns als Philistervolk zu stempeln. Doch ist es im allgemeinen von Jahr zu Jahr besser geworden. Immer wieder wird ein rostiger Riegel gesprengt. In den Pauschaljammer derer, die vor allem, was sprießt, treibt, blüht, fruchtet, die Augen schließen, um in Pessimismus-Quietismus am deutschen Theater zu verzweifeln, die nach dem einheitlichen „Stil“ schreien, aber dabei im Grunde nur die Uniform ihres eignen geistigen Duodezgebietes meinen, kann ich nicht einstimmen. Ich wollte nur, die vielen hundert Theater kämen noch weit ausgiebiger als bisher den mannigfaltigen, einander widersprechenden schöpferischen Bestrebungen nach. Das Theater sei Rhodus für jeden, der redlich will, aber auch kann, was er will. Nicht nach Schema und theoretischen Dekokten entwickelt sich, was man deutsche Nationalbühne nennt. Dieses Wort holt sein Recht nur von der deutschen Kunstseele, die weit, groß und unbedingt frei ist. Einen Baustein zu solchem Nationaltheater kann auch ein kleines Provinztheater bilden.

Literarische Berichte

Der Rosendoktor. Von Ludwig Finckh. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 3.50.

Rosen. Von Ludwig Finckh. Mit einer Einführung von Otto Julius Bierbaum. Ebenda 1906. Geb. M. 3.50.

Biskra. Von Ludwig Finckh. Mit 8 Bildern. Ebenda 1906. Geb. M. 3.50.

Jeder Deutsche, der dem sehnsüchtigen Ringen unsers Volkes nach einer neuen, eignen Kultur nicht ohne Verständnis und Teilnahme gegenübersteht, wird beim Lesen der vorliegenden Bücher eine Freude seltenster Art erleben. Denn in dem jungen Schwaben, der jetzt — zum erstenmal nach seinem ins Jahr 1900 fallenden — nur wenig beachteten Debüt, mit diesen drei neuen Werken vor die Oeffentlichkeit tritt, ist uns endlich wieder ein Dichter erstanden, in dem sich die besten und edelsten Eigenschaften der deutschen Volksseele verkörpern, der ganz er selbst zu sein wagt und dem dunkelhaften Uebermenschentum unsrer Zeit mit ruhiger Festigkeit sein schlichtes, im besten Sinne „einfältiges" Menschentum gegenüberstellt. Seine Begabung ist vorwiegend lyrisch; das zeigen nicht nur seine unter dem Titel „Rosen" vereinigten Gedichte, die in ihrer romantisch-idyllischen Grundstimmung und der zarten Innigkeit des Empfindens an Mörikes unsterbliche Lieder erinnern und ihnen bisweilen geradezu ebenbürtig erscheinen, sondern auch die (vor einem halben Jahre in der „Deutschen Revue" zum erstenmal veröffentlichte) Erzählung „Der Rosendoktor", in der uns der Verfasser sein Jugendleben und -lieben schildert. Auch an diesem köstlichen Buch, in dem in unvergleichlich reizvoller Weise Wirklichkeit und Poesie einander durchdringen, ist, so sehr uns die äußeren Schicksale und die innere Entwicklung des jungen Dichters fesseln, das Schönste doch die Fülle lyrischen Empfindens, die, den Gang der eigentlichen Handlung unterbrechend, mit elementarer Macht aus der Tiefe dieser Poetenseele hervorquillt und das Ganze in Duft, Glanz und Stimmung taucht. Die stärkste Note, die in beiden Büchern, am vollsten im „Rosendoktor", erklingt, ist eine innige Verehrung der Frau, die der Dichter, ein neuer Frauenlob, mit gläubig reinem Sinne in ungemein zarten und doch machtvollen Tönen besingt; und nur wie ein Symbol der Frau erscheint bei ihm die Königin der Blumen, die Rose, der er einen stillen, aber fast leidenschaftlichen Kult widmet. Auch das Oasenbuch „Biskra", in dem Finckh seine Eindrücke von einem längeren Aufenthalt in der vielbesuchten algerischen Oase wiedergibt, legt ein beredtes Zeugnis für seine eigenartige poetische Kraft und Anschauung ab; in diesen feingetönten Bildern aus der Natur und dem Leben des sonnigen Südens spricht weit mehr als ein gut beobachtender und schildernder Reiseschriftsteller, spricht überall ein echter, auch das scheinbar Unbedeutende poetisch erfassender und gestaltender Dichter zu uns. Erfreulicherweise sind bereits deutliche Anzeichen dafür vorhanden, daß Ludwig Finckh diesmal nicht lange auf allgemeine Anerkennung wird zu warten brauchen; möge es ihm recht bald gelingen, sich durchzusetzen, es wird nur zum Gewinn für das deutsche Volk sein. B—r.

Dramen der Gegenwart. Betrachtet und besprochen von Hermann Kienzl. Graz, Leuschner & Lubensky. 1905.

Aus der nicht geringen Zahl dramaturgischer Werke, die uns in den letzten Jahren beschert sind, darf dies Buch als verständnisvoller und anregender Führer hervorgehoben werden. Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verfasser über die in weiten Kreisen herrschende Auffassung zu rechten, daß die Kunst eine Standpunktfrage sei, daß Kunstkritik subjektiv sein müsse, daß das Alpha und Omega des Kunsturteils laute: „Wie ich es schaue, wie ich es glaube." Wenn Kienzl diesen Satz ausdrücklich als Devise wählt, so kann betont werden, daß trotzdem eine Fülle objektiver Wahrheit — die allein über den Wert aller Leistungen der Wissenschaft, auch der Kunstwissenschaft entscheidet — in seinem Buche enthalten ist. Der Verfasser läßt dem Naturalismus seine Verdienste, ohne darüber die ewigen notwendigen Forderungen des Idealismus zu vergessen. Von den hier abgedruckten Besprechungen, die zuerst als Feuilletons über Aufführungen in Graz erschienen sind, beschäftigt sich ein großer Teil mit den Werken Ibsens und Hauptmanns. Daran schließt sich eine weitere reichhaltige Auslese aus der neueren und neuesten dramatischen Literatur, soweit sie dem Verfasser als charakterischer Ausdruck des Zeitgeistes gelten konnte. In diesem Buch zeigt sich vielbewanderte Erfahrung, künstlerischer Geschmack und allem Phrasentum fernstehende Aufrichtigkeit. Br.

So seid Ihr! Aphorismen von Otto Weiß. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4.—.

Der berühmte dänische Kritiker, der sich mit seiner gewichtigen Autorität für diese Sammlung von Aphorismen einsetzt, nennt ihren Urheber „einen für diese philosophisch-

künstlerische Sonderart merkwürdig begabten Mann". In der Tat wird man nicht leicht wieder einen modernen Schriftsteller finden, der die Kunstform des Aphorismus mit solcher Virtuosität handhabt wie Otto Weiß. Er besitzt nicht nur eine hervorragende Intelligenz, eine vielseitige Bildung und reiche Lebenserfahrung, sondern ist auch ein glänzender Dialektiker und Stilist, der mit spielender Leichtigkeit den knappsten und schlagendsten Ausdruck für seine Gedanken findet. Weiß huldigt dem Prinzip des „ridendo dicere verum"; er ist vorwiegend Ironiker, wird bisweilen scharf satirisch, ist aber immer originell und weiß Satz für Satz so witzig und amüsant zu wirken, daß auch, wer Aphorismen sonst nur in kleinen Dosen zu genießen vermag, sich leicht zu einer anhaltenden Lektüre seines Buches angeregt fühlt. „Otto Weiß' Aphorismen" — so charakterisiert Brandes treffend das Werk — „geben vorwiegend eine Psychologie des täglichen Lebens. Sie behandeln nicht die Geheimnisse des Daseins, gehen aber zuweilen tief im Aufsuchen der Wurzel menschlicher Gefühle, Handlungen und Gesinnungen. Sie drehen sich nicht nur um Freundschaft und Ehe, Religion und Moral, Politik und Gelehrsamkeit, sondern auch um das Verhältnis zwischen Armen und Reichen, um Kunst und Theater, um alle Arten der Verstellung und des Irrtums. Wer unsern Autor liest, hat die Empfindung, sich mit einem feinen Geist zu unterhalten, den Menschenliebe vereint mit Menschenverachtung zum Satiriker gemacht haben." R. D.

Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus dem Englischen (Tramping with Tramps) von Josiah Flynt von Lili du Bois-Reymond. Berlin 1904. Verlag von J. Guttentag.

Ritter der Landstraße. Nach den Tagebuchblättern eines Handwerksburschen. Von F. A. Esche. 4. Auflage. Kiel, Verlag von Robert Cordes.

Die sozialpolitischen Bestrebungen haben sich in der jüngsten Zeit vielfach mit den Verhältnissen der untersten Bevölkerungsschichten befaßt, die man je nach der Auffassung als den fünften Stand, als Arbeitslose oder als Landstreicher und Vagabunden bezeichnet. Diese Verschiedenheit der Auffassung erklärt sich nur teilweise daraus, daß in der Tat unter der allem Anschein nach im Anwachsen begriffenen Masse, die ohne festen Wohnsitz durch den Haus- und Wanderbettel das Leben fristet und besonders auf dem flachen Lande vielfach zur Plage geworden ist, sich recht verschiedenartige Elemente zusammenfinden, sowohl Leute, die Arbeit suchen, ohne sie in einer Form zu finden, die ihnen die Seßhaftigkeit ermöglichen würde, wie der Bodensatz der Arbeitsscheuen, die an der Grenzscheide der verbrecherischen Triebe stehen. In das Verständnis für das Leben und Treiben dieser zweiten Klasse einzuführen ist die Schrift des Amerikaners Flynt (Willard) um so mehr geeignet, als es auf vielseitigen Beobachtungen ruht, die der Verfasser, nach der neuen Methode zeitweise mitten unter den Landstreichern lebend, angestellt hat, in den Vereinigten Staaten, in Deutschland, Rußland und England. Das sentimentale Mitleid, auf dessen Ausbeutung die Existenz der Bettlerscharen in der neuen wie in der alten Welt beruht, erscheint in Flynts Schilderungen als der eigentliche Nährboden der Arbeitsscheuen. Es kann nun freilich nicht geleugnet werden, daß auch die Arbeitslosen unter den Landstreichern vertreten sind, und daß ihre Zahl durch industrielle Krisen zeitweise anschwellen muß. Auf diese Klasse legt das Schwergewicht das Buch F. A. Esches, eine novellistisch ausgeschmückte Schilderung der Erlebnisse eines stellenlosen Kaufmanns auf der Wanderfahrt. Der Titel ist dabei freilich falsch gewählt; es fehlt das Tertium comparationis; man denkt eher an die englischen Highwaymen als an die vor Gendarm und Landjäger bebenden Wanderbettler. Daß das Büchlein schon in vierter Auflage vorliegt, beweist, wie das Interesse an dem Schicksal der „Reservearmee der Arbeit" besonders wohl auch durch die Tätigkeit des Pastors von Bodelschwingh sich verbreitet hat. Der Kern der Frage, die Scheidung der Arbeitswilligen von den Arbeitsscheuen und deren Erziehung zur Arbeit, sollte nach und nach auch der privaten Wohltätigkeit klar werden, damit eine praktische Behandlung der Vagabundenfrage möglich werde.

Fr. Guntram Schultheiß.

Napoleon I. Eine Biographie von August Fournier. Zweiter Band: Napoleons Kampf um die Weltherrschaft. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, F. Tempsky. Leipzig 1905, G. Freytag.

Auch der zweite Band des umgearbeiteten Werkes, der die Zeit von 1802 bis 1810 behandelt, zeichnet sich durch die umfassendste Berücksichtigung der neuesten Quellenveröffentlichungen und Forschungen aus. Die Darstellung ist knapp, dabei aber lichtvoll und höchst anschaulich, was namentlich bei der Beschreibung der strategischen Maßnahmen ins Gewicht fällt, und gipfelt naturgemäß in den Schilderungen der Schlachten bei Austerlitz, Jena und Wagram.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Von Professor Dr. Anselm Salzer. Lieferung 14, 15. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Mit den Lieferungen 14 und 15 liegt der erste Hauptabschnitt des Werkes, der bis zum

Beginn der neuhochdeutschen Zeit reicht, abgeschlossen vor. Der Schluß der 15. Lieferung umfaßt außerdem die ersten beiden Kapitel des sechsten Abschnitts, in dem die Reformationsliteratur zur Behandlung kommen soll. Der literarischen Bedeutung Luthers wird der katholische Verfasser in vollem Maße gerecht, der religiösen weniger. Die Darstellung entspricht auch in den beiden neuesten Lieferungen allen Anforderungen, die man an eine populär gehaltene Literaturgeschichte stellen kann, und auch die bildliche Ausgestaltung steht auf derselben Höhe wie in den vorhergehenden Heften.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. Von Dr. Ludwig Stein, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1904. 437 S. M. 8.—.

In vier Abteilungen („Der Sinn der Welt", „Der Sinn des Erkennens", „Der Sinn des persönlichen Lebens", „Der Sinn des sozialen Lebens") bietet der Verfasser zwanzig inhaltlich wie stilistisch bemerkenswerte Essays über Fragen der Metaphysik, der Erkenntnistheorie, der Ethik und Soziologie. Er bezeichnet seinen Standpunkt als sozialen Optimismus, für den er mit ebenso beredten Worten wirbt, wie er entgegenstehende Richtungen, besonders den Romantizismus, Mystizismus und Pessimismus, scharf und ausführlich bekämpft. Mit Fichte sieht er den Sinn alles Daseins in der Arbeit, d. h. in der Weltenergie, im ewigen Tun des Universums. Was seiner philosophischen Methode das charakteristische Gepräge gibt, ist ein — man kann fast sagen: leidenschaftlicher Trieb zur Ordnung und Klarheit der Begriffe, der die Dämmerungen und Träume des Gefühls verbannt und vielleicht zuweilen zu rationalistisch anmutet, aber überall zu anregenden und inhaltvollen Betrachtungen führt. Besonders hingewiesen sei auf den frischen Ton, die anschauliche Darstellungsart, die allgemein verständliche Sprache — Vorzüge, durch die das Buch weiteren Leserkreisen zugänglich und willkommen sein wird. Br.

Christentum und Religion. Von Paul Kipper. Berlin, S. Fischer.

In eigenartiger Verbindung romanhafter Elemente mit wissenschaftlichen Erörterungen entwickelt der Verfasser, wie er — oder der Ich-Erzähler seines Buches — seine religiöse Weltanschauung fand: er sucht die Lösung der Lebensrätsel zuerst bei Darwin, um zu erkennen, daß dieser sie nicht bringt; er studiert Theologie und gibt sich ganz Paulinischer Weisheit hin, um endlich zu der Einsicht zu kommen, daß das Mysterium von Jesu Kreuzestod eine kluge Willkür des Apostels Paulus sei, daß Jesus nicht erst durch sein Sterben die Menschen erlöst, sondern durch sein Leben und seine Lehre die Sonne der Liebe ausgestrahlt habe. Des Rätsels Lösung liegt ihm in dem Wort: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch." Das Buch ist besonders in seinem letzten Abschnitt reich an anregenden und eindringlich ausgesprochenen Gedanken. B.

Henri Poincaré, Membre de l'Institut, Wissenschaft und Hypothese. Autorisierte deutsche Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen von F. und L. Lindemann. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1904.

Der Verfasser, einer der bedeutendsten französischen Mathematiker der Gegenwart, unternimmt es in dem vorliegenden Buche, das Wesen der mathematischen Schlußweisen und den erkenntnistheoretischen Wert der mathematischen Physik im Zusammenhange darzulegen. Der philosophische Standpunkt Poincarés ist der, daß es einerseits eine naive und längst überwundene Anschauung sei, anzunehmen, die wissenschaftliche Wahrheit sei über jeden Zweifel erhaben, die wissenschaftliche Logik unfehlbar, daß aber anderseits auch diejenigen zu weit gehen, die in Anbetracht der großen Rolle, welche die Hypothese sowohl in der Mathematik wie in der Experimentalphysik spielt, die Sicherheit des wissenschaftlichen Gebäudes selbst anzweifeln. Es komme vielmehr darauf an, mit Sorgfalt die Bedeutung der Hypothese zu prüfen; dann werde man erkennen, daß sie notwendig und ihrem Inhalte nach berechtigt sei. Zu diesem Zwecke unterzieht der Verfasser die Grundlagen der Arithmetik, die Grundbegriffe der Geometrie, die Hypothesen und Definitionen der Mechanik und der gesamten theoretischen Physik einer eingehenden Erörterung unter deutlicher Annäherung an den Ideengang Kants. Das Buch ist meisterhaft in seiner Klarheit und Durchsichtigkeit, wie diese Eigenschaften ja überhaupt einen der größten Ruhmestitel der französischen Mathematik bilden, und wirkt selbst dort, wo man den Ausführungen im einzelnen nicht beipflichten kann, außerordentlich anregend. Der Wert der deutschen Ausgabe (die Uebersetzung ist ganz vorzüglich gelungen) wird noch durch die erläuternden Anmerkungen F. Lindemanns erhöht, die teils einzelne Stellen des Werkes näher beleuchten, teils durch literarische Nachweisungen dem Leser die Mittel zu weiterem Studium der besprochenen Fragen an die Hand geben.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Aus Kunst und Leben. Von Wilhelm Kienzl. Gesammelte Aufsätze. Berlin,

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1904. (Zweite Auflage.)

Die „Allgemeinen Betrachtungen über Kunst und Kunstschaffen" gründen sich auf die Aesthetik der Musik als Ausdruck. Der zweite Teil enthält vier dramaturgische Aufsätze, der dritte Kritiken über fünf ältere und fünfzehn neuere Opern. Dann folgen sechs Künstlermonographien: R. Wagner, Smetana, Johann Strauß, Löwe, Verdi und Hugo Wolf. Ein letzter Teil, „Erinnerungen und Erlebnisse" betitelt, bringt u. a. Wagneriana und Erinnerungen an Robert Hamerling. Dieser, wie man sieht, reiche, vielseitige Inhalt bietet besonders auch infolge des flotten Stils so viel Genuß und Anregung, daß wir dem Buch die wärmste Empfehlung mitgeben dürfen. Dr. K. Gr.

Aus dem Leben eines Glücklichen. Erinnerungen eines alten Beamten von Gustav von Diest, Regierungspräsident a. D. Berlin 1904, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 592 S.

Diese Erinnerungen haben einen doppelten Wert. Einerseits versteht es der Verfasser, höchst anziehend zu plaudern: gerne folgen wir der Erzählung des nahezu achtzigjährigen Mannes, der mit dankbarer Rührung sein Leben überblickt, der von seinem Bildungsgang, seinen Reisen, seiner Berufstätigkeit, von seiner Teilnahme an manchen großen Ereignissen und Bewegungen ein so anschauliches Bild entrollt. Daß hier und da Unbedeutendes viel Platz einnimmt, soll nicht verschwiegen werden. Aber all die kleinen Züge dienen doch auch wieder dazu, dem Ganzen Leben und Bewegung zu geben. Größer ist der Wert des Buches, der sich ergibt, wenn man vor allem auf die Erinnerungen des Verfassers an politisch hervorragende Zeitgenossen sein Augenmerk richtet. Durch persönliche Beziehungen, wie durch seine Stellung als Regierungspräsident und als Abgeordneter ist Gustav von Diest vielen bedeutenden Männern nahe getreten; aus dem Verkehr mit ihnen berichtet er eine Menge belangreicher Tatsachen. Ueber Kaiser Friedrich III., Bismarck, Manteuffel, den Minister von Bodelschwingh und viele andre findet der Leser schätzenswerte Mitteilungen. Das Leben eines Glücklichen wird durch dies Werk aufs schönste gekrönt. B.

Die körperliche Züchtigung bei der Kindererziehung in Geschichte und Beurteilung. Von Dr. O. Kiefer. Berlin 1904, Albert Kohler.

Das trefflich ausgestattete Buch verfolgt eine bestimmte Tendenz: es ist unter dem Motto „Kinder brauchen Liebe" ein Fehderuf gegen die Anwendung der Prügelstrafe bei der Kindererziehung. Dadurch, daß diesem Kampfe gegen „Unwissenheit, Heuchelei und Finsternis", dem man nur mehr Eignes weniger Zitate wünschen möchte, in einer „Kulturgeschichte des Kinderstrafmittels der körperlichen Züchtigung" die historische Begründung zu geben versucht wird, gewinnt das Buch neben seiner prinzipiellen Bedeutung gleichzeitig die eines Geschichtswerkes, und man darf sagen, daß es als solches reiches Wissen, großen Sammelfleiß — interessant sind vor allem die mitgeteilten Dokumente aus der neuesten Zeit — und eine sichere Darstellungskunst verrät, ebenso daß Kiefer trotz seines festen prinzipiellen Standpunktes das Für und Wider wohl zu unterscheiden versteht. Wie weit trotzdem vielleicht der Zufall die Ergebnisse der Untersuchung beeinflußt hat, indem er dem Verfasser da und dort zu viel Beispiele für eine rohe Anwendung der Prügelstrafe, zu wenig gegenteilige zuführte, muß dahingestellt sein, solange man es mit einem Buche zu tun hat, das von vornherein nicht vollständig sein will: nur eine alles Material, wenn auch in noch so gedrängter Form, verwertende Geschichte der körperlichen Züchtigung könnte diese Frage beantworten, und ein solches Werk bleibt für uns noch immer eine schöne Hoffnung. Wird sie Kiefer vielleicht selbst einmal erfüllen? Hans Zimmer.

Politische Pädagogik für Preußen. Von Fr. Kretzschmar. Teil II (Unterrichtsfächer) und III (Schulgattungen). Leipzig 1904, Paul Schimmelwitz. Je M. 2.—.

Das Lob, das seinerzeit an dieser Stelle dem ersten Teile des großangelegten Werkes nur bedingt gespendet werden konnte, weil damals erst ein Sechstel des Ganzen vorlag, darf heute ohne weiteres in vollstem Maße auch auf den zweiten und dritten Teil ausgedehnt werden. Weniger noch als beim ersten Teile darf man sich hier durch den Titel verleiten lassen, das Werk etwa nur für preußische Verhältnisse als gültig anzusehen: Im Gegenteil ist es dank seiner außerordentlichen Reichhaltigkeit und dank der Vorbildlichkeit Preußens für die andern deutschen Länder in pädagogischen Fragen für den sächsischen, badischen oder württembergischen Schulmann von nicht geringerer Brauchbarkeit wie für den preußischen. Eine rasche und mühelose Benutzung dieses reichhaltigen Stoffes wird ermöglicht einmal durch die klare, übersichtlich disponierte Anlage des ganzen Werkes, vor allem aber auch durch die knapp zusammenfassenden Inhaltsangaben am Rande der einzelnen Absätze. Gelegentliche geschichtliche Rückblicke beleben und begründen die Ausführungen des Verfassers, die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Koedukation, des Handfertigkeitsunterrichtes u. s. w. kommen zu Worte, ein reiches statistisches Material ist mit Umsicht verwertet.

Im allgemeinen darf man vielleicht sagen, daß das Werk, soweit es bestimmten Tendenzen Bahn brechen will, von geringerem Einfluß bleiben dürfte, daß es dagegen als Nachschlagebuch, als Enzyklopädie bald eine Bedeutung erlangen wird, die ihm unter den literarischen Hilfsmitteln der Pädagogen aller Richtungen einen wichtigen Platz sichern muß: es ist eben eines von jenen nützlichen Werken, die man nicht bloß einmal liest, sondern auf die man immer, vielleicht täglich, wieder zurückkommt. Dr. Hans Zimmer.

Hermine Spies, Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Leipzig. Göschensche Verlagshandlung, 1905.

Das Erscheinen einer dritten Auflage beweist, welcher Teilnahme Person und Schicksal der gefeierten Sängerin sicher ist. In vier Abschnitten wird der Lebensgang erzählt; manch hübscher Bildschmuck ist beigegeben. Briefe von Klaus Groth, an Maria Fellinger und ein Briefwechsel mit Johannes Brahms bilden den wertvollen Anhang der neugestalteten Auflage. Die Briefe von Groth und Brahms waren bisher ungedruckt. Dr. K. Gr.

Hans von Bülow, Briefe und Schriften, Band VI. Breitkopf & Härtel, Leipzig 1904.

Die Briefe von 1872 (Anerbieten nach Mannheim) bis 1879 (Ende der Stellung in Hannover) sind für den psychologischen Feinschmecker äußerst interessant und dürften dazu beitragen, die Anschauungen über Bülow zu berichtigen. Die Zeit der sechziger Jahre, da er Wagner zugetan war, scheint zu einer Episode zusammenzuschrumpfen, je genauer man den langen Weg dieses seltsamen Lebens verfolgt. Die Trennung von der sogenannten neudeutschen Sache hatte viel tiefere Gründe als jene Angelegenheit, die seinerzeit dem Klatschbedürfnis der Welt Stoff geben mußte. Zur unmittelbaren Erquickung sind diese Briefe nicht dienlich, dafür bleiben sie Dokumente der „modernen Seele". Dr. K. Gr.

Peter Cornelius, Literarische Werke, Bd. I, II, III, IV. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1904/05.

Diese Gesamtausgabe enthält als Wertvollstes die Aufsätze (im 3. Band). Niemand, der den Komponisten des „Barbier von Bagdad" schätzt, sollte sich Genuß und Belehrung des feinsinnigen Poeten entgehen lassen! Als eigentlicher Dichter tritt er im 4. Band vor uns. Die Briefbände (1 und 2) setzen starke Zuneigung zu der gemütssinnigen, aber etwas weichen und schwankenden Natur Peter Cornelius' voraus oder ein lebhaftes Interesse für die musikgeschichtlichen Vorgänge der Periode Wagners und Liszts. Für manche Einwände, die wir gegen die Grundsätze der Herausgabe hätten, ist leider der gesteckte Raum zu eng; es sei nur bemerkt, daß die Polemik S. X des Vorworts zum 1. Band ganz haltlos ist. Dr. K. Gr.

Zur Hygiene des Krieges. Nach den Erfahrungen der letzten großen Kriege. Von v. Lignitz, General der Infanterie z. D. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1,60.

Immer mehr wird die Bedeutung der Hygiene als Verhüterin der Krankheiten für unser Volkstum gewürdigt, und in erfreulicher Weise geht das Streben Hand in Hand damit, ihre Lehren in stets weiteren Kreisen einzubürgern. Gleichen Zweck verfolgt der Verfasser des obigen Buches auf dem besonderen Gebiete der militärischen Gesundheitspflege im Kriege. Der ehemalige Kommandierende des III. Armeekorps besitzt durch seine Teilnahme an den Kriegen der Jahre 1866 und 1870/71, sowie an dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78, dessen wichtigsten Ereignissen er beiwohnte, eine so reiche und zugleich so vielseitige Kriegserfahrung, wie wohl außer ihm nur sehr wenige Offiziere. Dieser Umstand im Verein mit einer langjährigen Friedenslaufbahn an leitender Stelle befähigt ihn in hervorragender Weise, die Bedeutung der Kriegshygiene einleuchtend zu machen, der für die Riesenheere der Gegenwart praktisch und theoretisch eine kaum geringere Wertung gebührt wie der Strategie und Taktik. In fast allen Feldzügen waren die Abgänge infolge von Krankheiten viel zahlreicher als die Verluste durch die Wirkung der Waffen; die Zahl der Kranken betrug in den meisten neueren Kriegen rund das Vierfache von jener der Verwundeten, ausgenommen den deutsch-französischen Krieg und den kürzlich zu Ende gegangenen Krieg im fernen Osten, dessen Erfahrungen General v. Lignitz schon nach Möglichkeit berücksichtigt hat. Sein Buch füllt eine Lücke aus, denn wenngleich es bisher nicht an Werken über Militärhygiene mangelte, so befaßten sie sich doch vorwiegend mit den Friedensverhältnissen, erstreckten sich dagegen fast gar nicht auf den Krieg, zumal auf die besonderen Lagen in einem Winterfeldzug, die hier eingehend berücksichtigt sind. In systematischer, knapper und klarer Weise findet der Truppenführer alles zusammengestellt, was er wissen muß, um seinen Untergebenen in allen kriegerischen Verhältnissen ein Berater und Helfer auf gesundheitlichem Gebiete sein und namentlich zur Abwehr der verderblichen Kriegsseuchen erfolgreich mitwirken zu können. Nicht nur den Militärs und allen, die sich für das Heerwesen interessieren, sondern auch den Militärärzten dürfen wir das kleine Werk empfehlen, das geeignet ist, sehr segensreich zu wirken und hohen Nutzen zu bringen.

denn das schöne Wort des Marschalls Turenne: „Mein kostbarstes Gut ist die Gesundheit des Soldaten“ gilt heute mehr als je für die Leiter der Heere. Fr. R.

Die neue Schönheit. Roman in vier Teilen von Jean Reibrach. Aus dem Französischen übersetzt von Wolfgang Reinhard. Stuttgart und Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4.50.

Ein Thesenroman zur Frauenfrage, der in höchst geistreicher Weise ein neues Frauenideal vor uns hinstellt. Während in Deutschland bei dem Kampf der modernen Frau um ihre völlige Befreiung und ungehemmte Weiterentwicklung fast ausschließlich geistige, moralische und allenfalls noch hygienische oder physiologische Gesichtspunkte vorwalten, steht für den Franzosen Reibrach in erster Linie das Aesthetische, doch aufs innigste verbunden mit dem Intellektuellen und Ethischen. Für ihn ist die Frau der Zukunft die Trägerin einer „neuen Schönheit“, die sich nach der plastischen Schönheit der Griechen, nach der mit dem Katholizismus in die Welt gekommenen mystischen oder moralischen Schönheit der Jungfrauen dadurch entwickelt, daß in der Schönheit der Frau als dritter neuer Faktor das vollständige Aufblühen ihrer Intelligenz, ihres Gehirns auftritt. Das Ideal dieser neuen Schönheit „mit der von Intelligenz gekrönten Stirn“ verkörpert in dem Roman Reibrachs eine junge Pariser Aerztin, Edith André, die dem genialen Maler der „neuen Schönheit“, Marsanne, die Hand zum Lebensbunde reicht. Um diese beiden sehr fein und sympathisch gezeichneten Hauptpersonen gruppiert sich eine Fülle lebensvoller Nebenfiguren aus allen sozialen Schichten, in deren Schilderung und Charakteristik sich Reibrach als ein gründlicher Kenner des modernen Paris und als scharf beobachtender Psychologe erweist. Die Handlung ist sehr glücklich erfunden und ungemein fesselnd durchgeführt. Der Roman verdient sowohl als bedeutender, gedankenreicher Beitrag zur feministischen Literatur unsrer Zeit wie als getreues Sittenbild aus dem Pariser Leben auch in Deutschland die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, vor allem der Frauenwelt, und wird zweifellos den Namen seines Verfassers bald auch bei uns zu hohem Ansehen bringen.

B—r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus deutscher Wissenschaft und Kunst. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Von Dr. R. Wessely. — Zur Kunst. Von Dr. M. Spanier. — Zur Erdkunde. Von Dr. F. Lampe. Leipzig, B. G. Teubner. Pro Bändchen gebunden M. 1.20.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 80. Bändchen: Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Professor Dr. jur. Eduard Hubrich. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Belmonte, Carola, Die Frauen im Leben Mozarts. Augsburg, Gebrüder Reichel. Gebunden M. 3.—.

Berlin und die Berliner, Leute, Dinge, Sitten, Winke. Karlsruhe i. B., J. Bielefelds Verlag. M. 4.50.

Biendl, Hans, Wanderskizzen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Boerschel, Ernst, Josef Viktor von Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe. Mit Briefen und Erinnerungen. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Bürgin, C. A., Lieder eines Idealisten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Carducci, Giosuè, Rede auf Petrarca, bearbeitet von F. Sandvoss. Weimar, Herm. Böhlaus Nachfolger. 80 Pf.

Caspari, Dr. Otto, Die soziale Frage über die Freiheit der Ehe. Mit Berücksichtigung der Frauenbewegung vom philosophisch-historischen Gesichtspunkt. Zweite, vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. M. 2.50.

Chamberlain, Houston Stewart, Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Gebunden M. 12.—.

Chuquet, Arthur, Un prince jacobin, Charles de Hesse ou le général Marat. Paris, Albert Fontemoing. Fr. 7.50.

Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Zum 100. Todestage Palms. Eingeleitet von Rich. Graf Du Moulin Eckart. Stuttgart Fritz Lehmann, Verlag.

Dreyfus-Brisac, Edmond, Tartuffe annoté ou La Muse de Molière. Paris, chez l'auteur, rue de Tocqueville.

Eulenburg, Dr. Franz, Gesellschaft und Natur. Akademische Antrittsrede. Tübingen, J. C. B. Mohr. 80 Pf.

Franke, Ilse, Iris. Gedichte. Hamburg, W. Gente. M. 2.—.

Gander, P. Martin, Naturwissenschaft und Glaube. Angriff und Abwehr. Band 8 von Benzigers Naturwissenschaftlicher Bibliothek. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Gebunden M. 1.50.

Gander, P. Martin, Die Pflanze in ihrem äußeren Bau. Mit 117 Illustrationen. Doppelband 5/6 von Benzigers Naturwissenschaftlicher Bibliothek. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Gebunden M. 3.—.

Hiortö, Knud, Staub und Sterne. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kij. Leipzig, Insel-Verlag. M. 2.50.

Hoeft, Bernhard, Befreite Seelen. Novellen. Jahna, Albert Stößner. M. 2.—.

Jenner, Gustav, Johannes Brahms als Mensch, Lehrer und Künstler. Studien und Erlebnisse. Marburg i. H., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.20.

Kindler, P. Fintan, Die Uhren. Ein Abriß der Geschichte der Zeitmessung. Mit 65 Illustrationen. Band 7 von Benzigers Naturwissenschaftlicher Bibliothek. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Gebunden M. 1.50.

Kloß, Jul. Erich, Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur. 2. Auflage. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. M. 2.—.

Knortz, Prof. Karl, Zur amerikanischen Volkskunde. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.—.

Koltan, J., E. Haeckels monistische Weltansicht. Zürich, E. Speidel. M. 1.50.

Korodi, Lutz, Ungarische Rhapsodien, politische und minder politische. München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 2.—.

Kotzde, Wilhelm, Horst und Heide. Lieder und Balladen. Berlin, Verlag des Märkischen Bundes. 75 Pf.

Lindholm, Waldemar, Zwei Menschen. Roman. Autorisierte Uebertragung von W. K. Saffeini. Leipzig, Insel-Verlag. M. 1.80.

Michaëlis, Karin, Gyda. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann. Leipzig, Insel-Verlag. M. 4.—.

Michaëlis, Karin, Backfische. Eine Sommererzählung. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann. Leipzig, Insel-Verlag. M. 4.—.

Musikalischer Haus- und Familien-Almanach für 1906 (Harmonie-Kalender 6. Jahrgang). Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie". M. 1.—.

Ostwald, Hans, Das Berliner Dirnentum. Band 1: Berliner Bordelle. Vollständig in 20 Lieferungen à M. 1.—. Leipzig, Walther Fiedler.

Ploch, Dr. Arthur, Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Eine Studie. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. M. 2.—.

Rabius, Wilhelm, Das Gesetz. Ein Drama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Schaukal, Richard, Grossmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit einer Verstorbenen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—; gebunden M. 4.—.

Schuldes, Julius, Bardenlied. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 1.—.

Söderberg, Hjalmar, Historietten. Autorisierte Uebersetzung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag.

Soergel, Rechtsprechung 1905 zum BGB., EGzBGB., CPO., KO., GBO., RFG., ZwVG. und zum gesamten Handelsrecht. 6. Jahrgang. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Szmula, Hauptmann, Handbuch für die Offiziere, Sanitätsoffiziere, oberen Militärbeamten und die Offizieraspiranten des Beurlaubtenstandes über die allgemeinen Dienst- und Standespflichten. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. M. 1.—.

Tolstoj-Buch. Ausgewählte Stücke aus den Werken Leo Tolstoj's. Herausgegeben von Dr. Heinr. Meyer-Benfey. Mit Bild Tolstoj's. Berlin, Franz Wunder. M. 2.50.

Torrund, Jaffy, Ein dunkler Punkt. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Urbas, Emmanuel, Das Jahr der Liebe. Sonette. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Vernaison, Lina, Aus fremder Erde. Gedichte. Berlin, Dr. Franz Ledermann. M. 1.50.

Warncke, Paul, Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen hett. Eine in Fritz Reuters eigner Mundart erzählte Lebensschilderung und Würdigung seiner Werke. Tweite Uplag. — Mit vele Biller. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Kartoniert M. 7.—; gebunden M. 8.—.

Weiß, Otto, So seid Ihr! Aphorismen. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—; gebunden M. 4.—.

Wiesen, B., Die Spielgefährten. Roman in zwei Bänden. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—.

Wolff, Ernst, Felix Mendelssohn Bartholdy. XVII. Band von „Berühmte Musiker, Lebens- und Charakterbilder". Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie". M. 4.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutschland und die auswärtige Politik

Die Konferenz von Algeciras hat für die Politik der Gegenwart und die Geschichtschreibung der Zukunft vor allem die Bedeutung, daß die Beziehungen der Mächte zueinander sich dort deutlich wie in einem Spiegel abzeichnen und daß nicht nur die Diplomatie, sondern das gesamte gebildete Publikum dadurch einen vollständig klaren Einblick in die heutige Weltlage erhält. Es ist seit dem Kriege von 1870 das erstemal wieder, daß deutsche und französische Anschauungen öffentlich und amtlich in einen unmittelbaren Gegensatz zueinander getreten sind, und es läßt sich nicht verkennen, daß schon diese Tatsache allein Momente einer gewissen Gefahr enthält. Der Gegensatz der Anschauungen berührt zum Glück nicht nachbarliche und nicht europäische Verhältnisse, er betrifft auch keinen Machtanspruch Deutschlands, sondern er bewegt sich auf jenem afrikanischen Boden, auf dem Deutschland und Frankreich in den letzten Jahrzehnten wiederholt freundschaftlich zusammengegangen sind. Ja, mehr als das. Wenn der bisherige französische Gesandte in Tanger, Herr Saint-René Taillandier, im September v. J. seinem deutschen Kollegen rundweg erklären konnte: „In Nordafrika habe Frankreich eine Mission zu erfüllen, die wie Algier und Tunis auch Marokko umfasse", so hätte die Antwort von deutscher Seite eigentlich lauten müssen: „Durch wen sind Sie denn in Tunis?" Bismarck hat seinerzeit den Franzosen auf Ansuchen des Grafen Saint-Vallier die Erlaubnis Deutschlands zur Besitzergreifung von Tunis erteilt, er hat sie später auf Ersuchen des Botschafters Baron Courcel — desselben, der jetzt als Trauerbotschafter in Kopenhagen war und der 1896, zur Zeit der Krüger-Depesche Kaiser Wilhelms, als französischer Botschafter in London dem Lord Salisbury erklärte: „Frankreich hat nur einen Feind" — von ihren Schwierigkeiten in Tonkin durch Vermittlung des Friedens mit China befreit. Baron Courcel hat seinen Rückweg über Berlin genommen, um dort persönlich einen Faden in der Marokkosache zu spinnen, was ihm in Kopenhagen nicht gelungen war. Die „âme impulsive et généreuse", die er ehedem Bismarck gegenüber für seine Landsleute in Anspruch nahm, bekundete sich bald darauf in dem Sturz Ferrys, fast des einzigen französischen Ministers, der seit 1870 zu einem ehrlichen Zusammengehen mit Deutschland bereit war, dies auf der Berliner Afrikakonferenz praktisch betätigt hatte und der kein Bedenken trug, die guten Dienste Deutschlands in Anspruch zu nehmen. Nach ihm hat jede französische Regierung eine Art Bereitschafts-

stellung gegen Deutschland als ihre vornehmste Aufgabe angesehen. Frankreich war in jedem Augenblick bereit, sich jeder Macht anzuschließen, bei der es einen Gegensatz zu Deutschland voraussetzen konnte: es hat sein Bündnis mit Rußland gemacht und sich ungeachtet dessen im Jahre 1896 den Engländern gegen Deutschland angeboten; es hat alles versucht, das Gefüge des Dreibundes zu lockern. Aller Austausch von Höflichkeitsbezeigungen hat diesen Grundzug der französischen Politik nicht zu verändern vermocht. Herr Delcassé hat sich von seinen Vorgängern — und vielleicht auch von seinen Nachfolgern — nur dadurch unterschieden, daß er mehr als jene *wagen* zu dürfen glaubte und daß er bereit war, Gedanken und Worte in Taten umzusetzen. Aber er vergriff sich in der Gelegenheit. Hätten wir in der marokkanischen Sache *allein* Frankreich gegenübergestanden, so wären wir wahrscheinlich vor die Wahl gekommen, entweder einen Krieg zu führen aus einem Anlaß, den die große Mehrheit des deutschen Volkes nicht verstand, oder eine diplomatische Niederlage hinzunehmen, deren Folgen nicht hätten auf sich warten lassen. Herr Delcassé hatte nicht vermutet, daß er auf eine starke internationale Deckung Deutschlands stoßen würde, er hatte nicht darauf gerechnet, daß die deutsche Politik ihm nicht Deutschland, sondern die Konvention von 1880 mit ihren internationalen Bürgschaften gegenüberstellte. Sein Nachfolger Rouvier, an sich ein friedlich gesinnter Mann und Gegner jeder unnötigen Differenz mit Deutschland, hat bekanntlich mit Erfolg in die Delcasséschen Umtriebe eingegriffen, als die Spannung bereits einen ernsten Grad erreicht hatte. Aber haben schon die Verhandlungen des Sommers dargetan, daß auch Herr Rouvier alsbald unter einen starken Druck der Traditionen der französischen Politik, des Delcasséschen Stabes und der in Bewegung gebrachten öffentlichen Meinung, wenigstens der Pariser, geraten war, so hat seitdem der Verlauf der Dinge in Algeciras erwiesen, daß Frankreich zur Konferenz nur in der Absicht gegangen ist, die Nachgiebigkeiten des Sommers in Algeciras wieder einzuholen.

An sich wäre das ja mit der schwierigen Stellung, die jede französische Regierung der öffentlichen Meinung und der Kammer gegenüber hat, erklärlich und entschuldbar, ebenso ist es kein Abweichen von der diplomatischen Tradition, daß eine mit ihren Ansprüchen auf Widerstand gestoßene Macht zu einer internationalen Verhandlung darüber mit dem Hintergedanken geht, dort von diesen Wünschen so viel als möglich durchzusetzen. Jedoch der in aller Nacktheit erhobene Anspruch auf Ueberweisung der Polizei in Marokko an Frankreich — oder an Frankreich und Spanien, was dasselbe bedeutet — schließt einen Rücktritt von dem mit Deutschland vereinbarten Programm in sich. Herr Revoil, der eigentliche Träger der marokkanischen Politik Frankreichs, war überhaupt ein entschiedener Gegner der Konferenz und hat bis zum letzten Augenblick sein Möglichstes getan, um Herrn Rouvier von deren Annahme abzuhalten; vielleicht ist dem Minister die Zustimmung schließlich nur dadurch möglich gewesen, daß er Herrn Revoil die Vertretung Frankreichs übertrug. Auf deutscher Seite war man sich daher wohl von Anfang an darüber klar, daß Frankreich in Algeciras wenigstens in

der Polizeifrage, der eigentlichen Machtfrage, von der pénétration pacifique zu retten versuchen würde, was irgend zu retten wäre, wenn auch nur in Gestalt jenes „Mandats Europas", von dem Herr Taillandier dem Mahkzen zu Anfang des vorigen Jahres gesprochen hatte. Mit derartigen Versuchen bis an die Grenze des Zulässigen, d. h. bis hart an die Grenze des Abbruchs, war mithin von vornherein zu rechnen, dergleichen wiederholt sich bei den meisten politischen internationalen Kongressen. Ohne die verfrühte Rückkehr Napoleons von Elba wären die Teilnehmer des Wiener Kongresses von 1815 wahrscheinlich einander in die Haare geraten, und wie die Verhandlungen des Berliner Kongresses von 1878 wiederholt hart vor dem Abbruch und vor einer erweiterten Kriegsgefahr standen, ist noch in frischer Erinnerung. Aber Botschafter von Radowitz, Deutschlands Vertreter in Algeciras, ist ein Veteran des Berliner Kongresses, der die verschiedenen Krankheitserscheinungen derartiger Versammlungen noch unter Bismarcks Auspizien studiert und mit seinem eignen scharfen Verstande zu diagnostizieren gelernt hat. Für ihn, den Sekretär des Berliner Kongresses, kann es eigentlich in Algeciras Ueberraschungen nicht geben, er begleitet den Lauf der Dinge mit der Ueberlegenheit des alten, klugen und welterfahrenen Diplomaten, den in Algeciras wohl keiner übertrifft, auch Visconti Venosta nicht. Aus der nämlichen guten Schule ist bekanntlich auch der Reichskanzler, der ja ebenfalls an den Sekretariatsgeschäften des Berliner Kongresses teilgenommen hat. Diese schon in den Persönlichkeiten verbürgte diplomatische Ueberlegenheit Deutschlands erhöht sich noch dadurch, daß wir in internationaler Deckung in der Defensive stehen, die Franzosen sich dagegen in jener „stürmischen" Offensive befinden, wie der Reichskanzler sie genannt hat, die ihrem Naturell und ihrem Nationalcharakter entspricht.

In der Polizeifrage stand von vornherein fest, daß Deutschland unmöglich in Artikel I eines neuen Vertrages die Souveränität und Unabhängigkeit des Sultans anerkennen konnte, um in einem späteren Artikel die eigentliche Macht — in die Hände der französischen Polizei zu legen. Denn wenn eine fremde Regierung allein und unbestritten die Polizei in Marokko ausübt, so ist sie trotz der Souveränität des Sultans Herrin des Landes in aller und jeder Beziehung. Hierzu kommt aber auch, daß kein geringerer als Herr Rouvier selbst den französischen Polizeiansprüchen durch einen im Gelbbuch unter Nr. 352 mitgeteilten Erlaß an den Gesandten Taillandier, damals in Fez, die bestimmte Grenze gezogen hat. Er teilt ihm mit, daß deutscherseits die Frage gestellt worden sei, bis wohin die Grenzregion sich erstrecke, innerhalb deren Frankreich das Recht beanspruche, die Polizei ausschließlich und direkt mit dem Sultan zu regeln und den Waffenschmuggel zu überwachen. Die Situation, die Frankreich verlange, käme einem main-mise auf diesen ganzen marokkanischen Gebietsteil gleich, und Frankreich könne dort scherifische Truppenkörper von einer solchen Stärke aufstellen, daß sie zu einer Drohung für den Rest des marokkanischen Reiches würden und die finanziellen Hilfsquellen, welche die Konferenz erschließen solle, erschöpfen müßten. Französischerseits sei darauf, durch Herrn Revoil, der Begriff

der Grenzzone dahin festgelegt worden, daß sie nicht Gegenstand geographischer Präzision sein könne, sondern durch die Nachbarschaft der algerischen und marokkanischen Stämme bedingt sei. Die Gegend, in der Frankreich, in Uebereinstimmung mit der scherifischen Regierung, die Polizei auszuüben verlange, solle „diejenigen Gebiete umfassen, in denen die seßhaften oder nomadisierenden marokkanischen Stämme sitzen, ihre Zeltlager haben oder sich in der Regel (traditionellement) bewegen, die in Beziehungen oder in gewohnheitsmäßiger Berührung zu den algerischen Stämmen stehen". Die Ausdehnung der französischen Aktion innerhalb dieser Gebiete sei durch die in bezug auf die Integrität des marokkanischen Reiches und die Unabhängigkeit des Sultans von seiten Frankreichs eingegangenen Verpflichtungen begrenzt. Was die Kosten anlange, so sollten die allgemeinen Einkünfte der marokkanischen Regierung nur in einem normalen Verhältnis in Anspruch genommen werden, falls es nicht möglich sei, jenen aus den lokalen Hilfsquellen gerecht zu werden.

Nach dieser französischen Deklaration der Begriffe Grenzzone und Grenzpolizei hätte man allerdings annehmen können, daß französischerseits ein Uebergreifen auf die Gesamtpolizei des scherifischen Reiches nicht weiter beabsichtigt werde, zumal Herr Rouvier seit dem Sommer amtlich und authentisch weiß, daß dies für Deutschland ein Nolimetangere ist. Das am 28. September v. J. unterzeichnete Einvernehmen hatte in seinem ersten Punkte die Organisation der Polizei außerhalb der Grenzregion „par voie d'accord international" zum Gegenstande. Sehr bemerkenswert freilich als französischer Kommentar zu dem beiderseitig genehmigten Programm ist ein Erlaß Rouviers an den Botschafter in Berlin vom 25. September, worin er ihm mitteilt, daß er dem deutschen Bevollmächtigten Dr. Rosen erklärt habe: außer der von beiden Regierungen unterzeichneten Formel habe er keine Verpflichtungen übernommen. Er habe ebenso wie die Kaiserliche Regierung den Wunsch, auf der Konferenz jeden flagranten Mißakkord (désaccord) zu vermeiden und zu den Lösungen beizutragen, die am besten die Interessen und die Eigenliebe (amours-propres) zu schonen geeignet seien, so daß es nach dem Ausdruck des Fürsten Radolin weder Sieger noch Besiegten geben solle. Die Garantie für Deutschland beruhe in der Tatsache, daß die Entscheidungen der Konferenz einstimmige sein müßten, Deutschlands Opposition würde also genügen, um zu verhindern, daß Frankreich das Generalmandat anvertraut werde. Er habe dies auch dem Fürsten Radolin ausgesprochen, und der Botschafter sei beauftragt, die gleichen Erklärungen dem Fürsten Bülow zu übermitteln.

Hieraus ergibt sich klar, daß Frankreich einerseits mit der Absicht nach Algeciras gegangen ist, das Generalmandat zu verlangen, anderseits aber im voraus mit der Ablehnung Deutschlands gerechnet hat, so daß die schließliche Lösung nur auf der Mitte des Weges zwischen den beiderseitigen Standpunkten zu suchen war. Deutschland hat nun in Algeciras eine Organisation der Polizei dahin vorgeschlagen, daß sie eine Polizei des Sultans mit marokkanischen Mannschaften sein soll, für die der Sultan europäische Offiziere und vielleicht auch

Unteroffiziere nach Belieben auswähle, deren Gehälter von der zu errichtenden Staatsbank bezahlt würden. Die Kontrolle über die Ausführung dieser für einige Jahre und für bestimmte Plätze seines Reiches vom Sultan zu übernehmenden Verpflichtungen sollte durch das diplomatische Korps in Tanger ausgeübt werden, dem das Recht einzuräumen wäre, als seinen ständigen Kommissar einen höheren Offizier einer kleineren Macht zu bestellen, der sich an Ort und Stelle von der richtigen Durchführung der Polizeiorganisation zu überzeugen und dem diplomatischen Korps über seine Beobachtungen Bericht zu erstatten hätte. Dies der deutsche Vorschlag, der dem Prinzip Rechnung trug, daß die Polizei in Marokko nur eine Polizei des Sultans, unter internationaler Kontrolle, sein darf. Herr Revoil hat den Grundgedanken dieses Vorschlages angenommen mit der Einschränkung, daß die Polizei in den Hafenplätzen nur von französischen oder spanischen Offizieren ausgeübt werden dürfe. Deutschland hat das in einer Note an die Mächte mit der Motivierung abgelehnt, daß diese Offiziere die Polizei im Interesse ihrer Länder und ihrer Landsleute ausüben würden, was wiederum fortgesetzt Anlaß zu allerlei Beschwerden und Friktionen bieten müsse. In diesem Sinne beharrt Deutschland auf dem internationalen Charakter der Polizei.

Was nun die allgemeine Stellung der andern Mächte anbelangt, so ist Lord Grey, der neue britische Staatssekretär des Auswärtigen, ehrlich genug gewesen, dem deutschen Botschafter zu sagen: wir konnten doch unmöglich mit Frankreich ein Abkommen schließen, das von den Franzosen in bezug auf Aegypten und Neufundland gehalten worden ist, um sie dann hinsichtlich Marokkos unserseits im Stich zu lassen. Der englische Bevollmächtigte in Algeciras hat sich demnach zunächst jedem Standpunkte anzuschließen, den der französische dort einnimmt, wobei Vermittlungsvorschläge nicht ausgeschlossen sind. Vorschläge, die darauf hinauslaufen, daß die Polizei zwischen Frankreich und Spanien und etwa für den Abschnitt Mogador auch mit Deutschland geteilt werden soll, haben deutscherseits keine Aussicht auf Annahme. Solange die Integrität und Unabhängigkeit des marokkanischen Reiches gewährleistet bleibt, bleibt Deutschland auf der Linie der Madrider Konvention von 1880, die allen Signataren die offene Tür, keinem aber Sondervorteile sichert. Ein Polizeimandat wäre aber ein Sondervorteil, zumal in einem mohammedanischen Lande, wo die Polizei den ganzen Staatsbegriff darstellt, und mit dem Begriff der offenen Tür völlig unvereinbar. Von den Dreibundstaaten hält Oesterreich-Ungarn fest zu Deutschland, wenngleich sein Bevollmächtigter Graf Welsersheimb in dem Rufe steht, seiner sehr bestimmten Instruktion nur ungern zu folgen. Er würde sich persönlich lieber den Anschauungen der Regierung anpassen, bei der er beglaubigt ist und die auf Grund der französisch-spanischen Abmachungen stark nach Frankreich gravitiert. Das spiegelte sich auch so deutlich in dem Verhalten des Konferenzvorsitzenden, daß Deutschland sich veranlaßt gesehen haben soll, in Madrid darauf hinzuweisen, daß ein so unfreundliches und parteiisches Verhalten notwendigerweise den Gegenbesuch Kaiser Wilhelms in

Madrid zum mindesten sehr erschweren müsse. Seitdem hat der Herzog sich daran erinnert, daß die erste Pflicht jedes Vorsitzenden der Ausschluß jeder persönlichen Parteinahme ist.

Italien ist in der übeln Lage, es mit keiner Großmacht verderben zu wollen, mit Deutschland durch den Dreibundvertrag, mit Frankreich durch seine besonderen Abmachungen gerade in bezug auf Marokko und auch mit England durch Verabredungen andrer Art verbunden und verpflichtet zu sein. Qui trop embrasse, mal étreint. Was endlich Rußland anlangt, so ist begreiflich, daß der deutsch-französische Gegensatz ihm sehr unbequem ist und daß es in Algeciras weder Deutschland noch Frankreich zu nahe treten möchte. Deutschland braucht es aus politischen Gründen, Frankreich aus finanziellen. Einstweilen scheint dem Grafen Lambsdorff allerdings das finanzielle Hemd näher zu sein als der politische Rock, und alle russischen Aeußerungen lassen darauf schließen, daß Rußland den Wunsch und die Hoffnung Frankreichs teilt, den sonst nicht zu brechenden Widerstand der deutschen Diplomatie durch ein Machtwort Kaiser Wilhelms gelöst zu sehen. Mit derartigen von Petersburg her ausgespielten französischen Trümpfen wird man zu rechnen haben. Die Haltung der deutschen Diplomatie hat aber selbstverständlich nicht nur die volle und ganze Billigung des Kaisers, sondern sie bewegt sich auch genau auf der Linie der vom Kaiser am 31. März v. Js. in Tanger gehaltenen Ansprache. Diese betonte bekanntlich: daß der kaiserliche Besuch dem Sultan als einem unabhängigen Souverän gelte, einem freien, der friedlichen Konkurrenz aller Nationen offenstehenden Marokko, ohne Monopole und ohne Annexionen, auf dem Fuße absoluter Gleichheit; der Kaiser werde sich mit dem Sultan über die geeignetsten Maßnahmen zur Wahrung dieser Interessen verständigen. Mit einer Warnung an diesen, hinsichtlich aller Reformen recht vorsichtig zu sein, schloß die kaiserliche Kundgebung. Auf der nämlichen Linie steht Deutschland auch heute noch. Soll die Konferenz ein Ergebnis haben, so kann ein solches nur jener bestimmten Stellungnahme der deutschen Politik entsprechen, die ja auch die Grundlage des Konferenzprogramms bildet. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß Frankreich durch seine Haltung die Konferenz sprengt, wenn es außerhalb dieser, vielleicht durch offizielle oder nichtoffizielle Unterstützung des Prätendenten, seine Rechnung besser zu finden hofft. Das muß abgewartet werden. Jede die internationalen Verhältnisse berührende Aenderung in Marokko bedarf der Zustimmung der Signatarmächte; es ist nicht anzunehmen, daß Frankreich diesen völkerrechtlich verbürgten Zustand durch Aufwerfen der Machtfrage zu ändern beabsichtigen sollte. So weit geht auch die moralische Unterstützungspflicht Englands nicht. England konnte in Marokko nicht konzedieren, was ihm nicht gehörte. Es konnte auf seine eignen vertragsmäßigen Rechte verzichten, aber alle Abmachungen darüber hinaus konnte es nur vorbehaltlich der Rechte dritter treffen. Gewiß muß in Marokko Ordnung geschaffen werden. Durch die französische Unterstützung des Prätendenten würde das aber nicht nur in hohem Grade erschwert, sondern Frankreich verstieße damit gegen das von ihm durch das Konferenzprogramm von neuem anerkannte Prinzip der Souveränität

des Sultans und entzöge damit der Konferenz den Boden. Es sind das Sekundärerscheinungen zu der persönlichen Politik des Herrn Revoil, jedenfalls ein merkwürdiges Vorspiel zu der pénétration pacifique!

Stehen die englischen Staatsmänner auch des liberalen Kabinetts auf dem Standpunkte, daß sie den Franzosen ihr Wort ehrlich halten müßten, nachdem diese es in Aegypten und Neufundland getan, so ziehen andre einsichtige Engländer der Ausdehnung dieser „moralischen Unterstützung" doch ziemlich enge Grenzen. Edward Dicey führt im Februarheft der „Empire Review" von neuem aus, daß England die Einrichtungen, die Frankreich in Marokko zu treffen wünsche, in derselben Weise und in demselben Umfange zu unterstützen habe, in dem Frankreich verpflichtet sei, jeder Einrichtung seine moralische Unterstützung zu leihen, die England hinsichtlich der künftigen Verwaltung Aegyptens zu treffen beabsichtige. Aber darüber hinaus hätten weder England noch Frankreich eine Verpflichtung gegeneinander, und es sei daher die erste Pflicht der englischen Regierung, in Paris wie in Berlin keinen Zweifel daran zu belassen, daß, obwohl England alles tun wolle, was in seiner Macht stehe, um die freie Hand Frankreichs in Marokko als beste Lösung der marokkanischen Frage zu empfehlen, es dennoch absolut nicht die Absicht habe, über solche Empfehlung hinauszugehen. Das liberale Kabinett hätte nach unsrer Auffassung dazu um so mehr Ursache, als es mit einer solchen Stellungnahme innerhalb der Traditionen seiner eignen Partei bleiben und einen argen Fehler des vorigen britischen Kabinetts reparieren würde. Im Januar 1871 hat Lord Granville auf der damaligen Londoner Schwarze Meer-Konferenz ausdrücklich den Grundsatz vertreten und dessen Anerkennung von allen Mächten verlangt, daß kein europäischer Vertrag durch einen der Signatare eigenmächtig abgeändert und als für ihn nicht länger verbindlich proklamiert werden dürfe. Das am 17. Januar 1871 nach langen Verhandlungen unterschriebene Protokoll besagt: „es sei wesentlicher Grundsatz des Völkerrechts, daß keine Macht sich ohne Zustimmung der andern beteiligten Mächte und ohne gütliches Uebereinkommen von den Verpflichtungen eines Vertrages freimachen oder die Bedingungen desselben umändern könne". Durch die Konvention vom April 1904 haben mithin England sowohl wie Frankreich gegen dieses von ihnen damals verfochtene Prinzip und gegen ihre eigne Unterschrift verstoßen. Von diesem völkerrechtlichen Gesichtspunkt aus ist die englisch-französische Abmachung von 1904, soweit sie Marokko betrifft, von Rechts wegen ungültig. England konnte auf seine Rechte aus der Konvention von 1880 zum Nachteil seiner Untertanen verzichten, aber es hatte kein Recht, Frankreich eine Suprematie zu übertragen und sich innerhalb dieser zugleich Sondervorteile auszubedingen. Diesen Prozeß würden beide Mächte vor jedem Gerichtshofe verlieren. Wenn Lord Grey dem Grafen Metternich dargetan hat, die liberale Partei könne ihren Gegnern nicht die Blöße bieten, daß sie Grund zu dem Vorwurf hätten, England habe Frankreich aufs neue zu dem Wort von dem „perfiden Albion" berechtigt, das selbst wohl alle Vorteile aus dem englisch-französischen Abkommen einheimse, es aber nun den Franzosen überlasse, zuzusehen, wie sie

zu ihrem Rechte kämen, so ist das ein Standpunkt, den Deutschland aus politischen Gründen allenfalls anerkennen kann, weil das liberale Kabinett dem englisch-französischen Abkommen keineswegs die antideutsche Spitze zu geben beabsichtigt, die es unter der vorigen Regierung zweifellos hatte. Nachdem neuerdings auch die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen wieder einen wärmeren Charakter angenommen haben, ist Deutschland zu der Zuversicht berechtigt, daß der Verlauf der Konferenz, wie er sich auch gestalten möge, zu einem Rückfall in die Politik einer gegen Deutschland gerichteten englisch-französischen Kombination nicht führen werde. Das wird auch auf Frankreich mäßigend einwirken, nicht sowohl auf die jetzige französische Regierung, die keine kriegerischen Velleitäten hegt und daher weniger eines mäßigenden Einflusses auf solche bedarf, als auf die Heißsporne und auf diejenigen politischen Gruppen im Lande, die aus Gründen der Parteipolitik oder persönlicher Spekulation jedesmal Lärm erheben, wenn der Staatswagen der französischen Republik die leider schon so tief gefahrenen Gleise der Gehässigkeit und der Revanchestellung gegen Deutschland zu verlassen droht. Dann tauchen von allen Ecken und Enden „die Rächer des entehrten Vaterlandes" auf, um die Ministersessel für sich selbst leer zu machen. Ein unverkennbares Interesse Englands gebietet somit auch dem liberalen Kabinett, an dem Abkommen mit Frankreich festzuhalten und es so weit diplomatisch zu unterstützen, als diese Unterstützung dem Interesse Englands entsprechen kann, selbst wenn es dabei vielleicht zugeben muß, daß das Abkommen völkerrechtlich gar nicht haltbar ist, weil es sich über einen internationalen Vertrag hinwegsetzt, der neben vielen andern auch Englands und Frankreichs Unterschrift trägt. Das ist freilich schon an und für sich das Aufwerfen einer Machtfrage, denn was würden England und Frankreich sagen, wenn Deutschland und Rußland sich zum Beispiel über den Pariser Friedensvertrag von 1856 oder den Berliner von 1878 durch besondere, die Türkei betreffende Abmachungen hinwegsetzen wollten, ohne die andern Mitunterzeichner zu befragen. Hiergegen würden diese, England und Frankreich voran, sicherlich energisch Front machen, wohl bis zur Kriegsdrohung. Nicht anders liegt der Fall mit Marokko.

Das liberale englische Kabinett hat ersichtlich den Wunsch, den Gegensatz nicht auf die Spitze getrieben zu sehen, und es wird sich daher den Versuchen, einen Vereinigungspunkt zwischen den deutschen und den französischen Anschauungen zu finden, schwerlich versagen. Zudem kommt in England doch mehr und mehr die Ansicht zum Durchbruch, daß Deutschland, das seit Jahresfrist in seiner Haltung konsequent geblieben, tatsächlich im Rechte ist, nicht nur im eignen Rechte, sondern auch im internationalen Rechte, und daß Frankreichs Ehrgeiz sich dem beugen müsse. („Daily Graphic" vom 21. Februar.) Nicht anders steht die Sache mit Rußland, dem der französische Geldmarkt sich unter dem Vorwande verschließt, daß Frankreich, solange der marokkanische Zwist nicht ausgetragen sei, sich auf alle Fälle vorsehen und daher auch seine finanziellen Kräfte für seinen eignen Bedarf zusammenhalten müsse; ein sehr starkes Compelle für Rußland, die möglichst baldige

Erledigung der schwebenden Streitfragen in Algeciras zu wünschen. Erleichtert wird das freilich nicht dadurch, daß Rußland sich ausschließlich auf die französische Seite stellt und damit Deutschland zwingt, auch ihm gegenüber einfach nein zu sagen.

Blicken wir nun auf die Strömungen, die neben den durch den marokkanischen Streitfall erzeugten einherlaufen, so sind es namentlich die Versuche einer englisch-russischen Annäherung und dann die Verhältnisse auf dem Balkan, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Bei einer englisch-russischen Verständigung muß man sich zunächst fragen, welchen Zwecken sie gelten soll und welcher Tendenz sie dient. Unter dem vorigen englischen Kabinett hätte sie zweifellos gleichfalls eine antideutsche Spitze gehabt, d. h. es wäre eine Ergänzung des Abkommens mit Frankreich in antideutscher Richtung gewesen. Die Anfänge dieser Verständigungsversuche liegen ziemlich weit zurück. Sie beeinflußten Englands Verhalten bei der Doggerbank-Affäre, und es ist nicht die Schuld des russischen Botschafters in London, Grafen Benckendorff, der sich unablässig in dieser Richtung bemüht, daß sie noch zu keinem Ergebnis geführt haben. Der neue englisch-japanische Vertrag dürfte die Neigung in Petersburg, eine Verständigung mit England einzugehen, das sich Japan gegenüber in mehrfacher Hinsicht zu Schutz und Trutz verpflichtet hat, zunächst nicht vermehrt haben, wenngleich es an einer einflußreichen Strömung in Petersburg nicht fehlt, die das als vollendete Tatsache hinzunehmen bereit ist. Rußland ist jetzt zunächst damit beschäftigt, die letzten glimmenden Funken des Aufruhrs auszutreten und dann an die mühselige Arbeit des inneren Neubaues zu gehen. Selbstverständlich wird es dabei seine asiatischen Interessen nicht aufgeben, aber deren offensive Betreibung dürfte einstweilen in den Hintergrund treten. Wie Fürst Gortschakoff einst die Periode nach dem Krimkriege mit den Worten charakterisierte: „La Russie se recueille", so wird wohl auch jetzt ein ähnlicher Zustand hinsichtlich der auswärtigen Fragen auf eine Reihe von Jahren für Rußland Platz greifen, und die in Petersburg hier und da auftauchende Meinung, Rußland müsse in einem großen europäischen Kriege seine Restitution erlangen, wird schwerlich Geltung erwerben. Eine englisch-russische Verständigung könnte Persien, Afghanistan, Tibet und Ostasien umfassen. Das alles wäre für Deutschland ohne vitales Interesse. Will England den Russen in Persien Vorteile einräumen, gegen die es bisher so energisch gekämpft hat, so ist vom deutschen Standpunkt aus dagegen nichts einzuwenden. Wir haben uns vor einigen Jahren auf die von russischer Seite ausgesprochene Behauptung, daß Deutschland Rußland in Persien beeinträchtige, aus Persien zurückgezogen und haben selbst direkten Wünschen des Schah gegenüber es unterlassen, dort von neuem Boden zu gewinnen. Erreicht einmal die Bagdadbahn den Persischen Golf, so wird Deutschland sich mit England zu verständigen wissen, und das dürfte für uns die Hauptsache sein.

Die Reise nach Petersburg, die Graf Benckendorff jüngst nach dem Kabinettswechsel in London antrat, hat die englische und die russische ebenso wie die deutsche

und französische Presse beschäftigt. Sie wurde fast allseitig mit den Bestrebungen in Verbindung gebracht, als deren Träger der Botschafter in erster Linie gilt, eine Verständigung zwischen Rußland und England herbeizuführen. Unter dem vorigen britischen Kabinett waren diese Anregungen wohl von der Erwägung getragen, England für den Fall eines europäischen Konfliktes durch Beseitigung oder Milderung der Streitpunkte mit Rußland vor einer aktiven Beteiligung Rußlands sicherzustellen. Es war die Petersburger „Slowo", die ausdrücklich darauf hinwies, daß die Bemühungen der englischen Diplomatie nach der Vernichtung der russischen Flotte durch die Japaner festere Formen anzunehmen begannen. Es würde das so viel heißen, daß der Verbündete Japans Rußland umwarb in einem Augenblick, in dem dieses mit Japan in einem schweren Kriege lag und ein großes Interesse daran hatte, die zur See erlittenen Scharten zu Lande auszuwetzen. In der neueren diplomatischen Geschichte der europäischen Nationen dürfte ein solcher Vorgang immerhin zu den Seltenheiten gehören. In der „Slowo" wie in andern russischen Blättern ist nun die Frage erhoben worden, was England als Preis einer Verständigung zu bieten habe; diese Frage hat bisher weder eine Beantwortung erfahren, noch sind die Grundlagen für eine solche erkennbar. Der „Standard" sieht den Schwerpunkt der Verständigung in einem Einvernehmen mit Persien. Sei dieses einmal erreicht, so würde seine Ausdehnung auf Afghanistan und Tibet keine Schwierigkeiten bieten. Die „Morning Post" dagegen fragt nach dem Preis, den Rußland zu zahlen bereit sei, und tadelt, daß in England die Neigung bestehe, von Bündnissen oder gar von Freundschaften Leistungen zu erwarten, die in Wirklichkeit nur von einer geeignet organisierten englischen Armee oder englischen Flotte erwartet werden könnten. Rußland könne seine Ziele in Asien ohne großes Risiko für seine europäische Stellung verfolgen, solange es Streitigkeiten mit seinem westlichen Nachbar vermeide; keine Zustimmung andrer Mächte zu seinen asiatischen Plänen würde ihm im Falle eines Streites mit Deutschland Sicherheit gewähren.

Von seiten des Grafen Benckendorff selbst ist eine Darstellung in die Presse gekommen, daß es an sich nichts Auffälliges haben könne, wenn er nach so langer Zeit, und namentlich nach einem Kabinettswechsel in London, nach Petersburg gehe, um dem Zaren und dem Minister des Auswärtigen Vortrag zu halten, was seit der Zeit, die der Doggerbank-Affäre unmittelbar voranging, nicht mehr der Fall gewesen sei. Es ist in Deutschland bekannt, daß die britische Regierung vor allen europäischen Mächten zuerst dem Petersburger Hofe von dem neuen Allianzvertrage mit Japan Kenntnis gegeben hat, in der bestimmten Absicht, durch eine Verständigung mit Rußland bezüglich der asiatischen Fragen jenem Vertrage die für England notwendige Ergänzung zu geben. Die Mitteilung in Petersburg erfolgte mit der ausdrücklichen Erklärung, daß der Vertrag in keiner Weise dazu bestimmt sei, die legitimen Interessen Rußlands in Asien zu bekämpfen. In Wirklichkeit waren damals die englischen Wünsche wohl darauf gerichtet, die russisch-französische Allianz, die englisch-französische Entente und die englisch-russische Verständigung zu einer einheitlichen großen politischen Kombination zu

vereinigen. Wenn unter dem vorigen britischen Kabinett bestimmt formulierte Vorschläge oder offizielle Schritte dennoch nicht stattgefunden haben, so geschah das in der Gewißheit, daß Rußland in eine solche Kombination doch nur mit dem Vorbehalt der Aufrechterhaltung seiner guten Beziehungen zu Deutschland eintreten werde. Das jetzige britische Kabinett würde sich dagegen wohl damit begnügen, sich durch eine Verständigung mit Rußland wiederum etwas unabhängiger von Japan zu machen, als dies gegenwärtig der Fall ist, oder ein Gegengewicht für ein etwaiges russisch-japanisches Bündnis zu haben. Die englischen Liberalen haben gefunden, daß es Englands doch nicht ganz würdig gewesen sei, in ein Bündnis einzutreten, bei dem der andre Teil England in der Weise an die Schwäche seines Landheeres erinnern durfte, wie das jüngst von japanischer Seite her der Fall gewesen ist.

Das Siegel unter die Bestrebungen des vorigen britischen Kabinetts drückte jüngst der Pariser „Temps“ mit der Bemerkung, daß es nach der Herstellung der vertraulichen Beziehungen zwischen England und Frankreich Frankreichs erster Gedanke gewesen sei, seinen russischen Verbündeten diesen Beziehungen anzuschließen, und Frankreich habe die Genugtuung, zu wissen, „daß Fortschritte auf diesem Wege gemacht worden seien“. Bleibe auch noch viel zu tun übrig, bevor man zu einem völligen Einvernehmen gelangen könne, so werde dieses Einvernehmen doch von jetzt ab von beiden Seiten ebenso als wünschenswert wie als möglich betrachtet. Wohl zur Beruhigung für Rußland fügt das Pariser Organ die friedentriefende Phrase hinzu, daß Frankreichs auswärtige Beziehungen, Allianzen, Ententen oder Sympathien sich gegen niemand richten sollten, wer es auch sei, und daß es in der Entwicklung seiner eignen Kraft und in der seines Verbündeten oder seiner Freunde nur die Garantie des Friedens suche. Es ist dies ein Einschwenken in die neue Richtung der englischen Politik in bezug auf eine Verständigung mit Rußland ohne antideutsche Spitze.

Was die Situation auf der Balkanhalbinsel anbetrifft, so liegt das einzige beunruhigende Moment in der Spannung zwischen der Türkei und Bulgarien, die insofern nicht ungefährlich ist, als die Mobilmachungsvorbereitungen der bulgarischen Armee vollständig den Charakter der eines modernen europäischen Heerwesens haben, schnell und prompt funktionieren, und der bulgarische Generalstab daher sehr wohl mit der Möglichkeit rechnen kann, die europäischen Truppen der Türkei zu schlagen, bevor deren asiatische Streitkräfte zur Stelle zu sein vermögen. Dazu kommt, daß die inneren Parteischwierigkeiten Bulgariens der Regierung des Landes die Versuchung, sich ihrer durch einen schnellen und glücklich geführten Angriffskrieg zu entledigen, recht nahe legen. Dem gegenüber steht die Tatsache, daß Fürst Ferdinand kein Soldat und viel zu klug ist, um die bisher errungene und mit großen Opfern ausgebaute Stellung Bulgariens neuen Entscheidungen auszusetzen, bei denen das Land sich hinterher dem Willen Europas zu unterwerfen haben würde. Der Rat, den Bismarck im Jahre 1892 dem Fürsten in München gegeben, „ne soyez pas allumette“ — „legen Sie nicht Feuer an“ —, dürfte für diesen heute noch maßgebend sein und ist ihm

von deutscher wie auch von österreichischer Seite seitdem wohl des öfteren wiederholt worden. Bulgarien hat seit dem Berliner Vertrag so unendlich viel mehr erreicht, als es damals je in Aussicht nehmen konnte, daß es um so ruhiger und geduldiger die künftige Entwicklung abwarten darf. Zurzeit ist die Gefahr doch noch recht groß, daß es bei einer abenteuerlichen Kriegspolitik mehr zu verlieren als zu gewinnen hat. Die Pforte ihrerseits hat sich bei Rumänien, bei Griechenland und Serbien vergewissert, wie diese Regierungen sich bei Ausbruch eines türkisch-bulgarischen Konfliktes verhalten würden, sie haben sämtlich die Versicherung abgegeben, daß Bulgarien auf ihre Unterstützung nicht zu rechnen haben werde. Bei dem klugen vorschauenden Blick König Karols von Rumänien war das selbstverständlich, eine bulgarische Expansionspolitik kann niemals auf die Unterstützung Rumäniens rechnen. Die Haltung Rumäniens wiederum wird maßgebend für die Griechenlands und Serbiens sein müssen, ganz abgesehen von dem Einfluß, dem Serbien notgedrungen von Wien her unterliegt. Rumänien steht zu den Dreibundmächten in so intimen Beziehungen, daß seine Politik von der Deutschlands und Oesterreich-Ungarns in bezug auf die Pforte niemals abweichen wird. Nun haben freilich die Tschechen in Wien und die Demokratie in Ungarn es für notwendig gehalten, neuerdings ihrer Abneigung gegen Oesterreichs Dreibundstellung Ausdruck zu verleihen. Bei den Tschechen ist das begreiflich, weil sie sich vor Deutschland fürchten, und die ungarische radikale Opposition kann sich einen derartigen Luxus um so eher leisten, als sie gewiß weiß, daß ihre Abneigung gegen den Dreibund praktisch wertlos ist, solange Ungarn zu Oesterreich gehört und daß, wenn Ungarn einmal versucht sein sollte, allein Großmacht zu spielen, es noch gleichgültiger sein wird, wie es seine Beziehungen zu Deutschland auffassen will. Eine gewisse Abneigung gegen das Dreibundverhältnis durchzieht allerdings das Land. Selbst so gemäßigte und verständige Politiker wie Dr. Max Falk haben niemals ein Hehl daraus gemacht, daß die Sympathien Ungarns bei Frankreich und Italien, aber weder bei Oesterreich noch bei Deutschland seien, aber sie haben bisher bei Oesterreich und demgemäß auch im Dreibunde ausgehalten, weil sie sehr wohl wissen, daß der Traum ungarischer Größe mit allen seinen künstlich gesteigerten Affekten an dem Tage aufhört, an dem Oesterreich nicht mehr das Piedestal für diese Größe abgibt. Wenn Tschechen und Ungarn heute gleichzeitig ihrer Abneigung gegen den Dreibund Ausdruck verleihen, ebenso die österreichischen Polen gegen das Zusammengehen mit Deutschland, so sagen sie uns alle zusammen damit nichts Neues. Wir haben uns in Deutschland über diese Freundschaften niemals Illusionen hingegeben und erleben daher durch solche Demonstrationen auch keine Enttäuschungen. Dies um so weniger, weil wir uns sagen dürfen, daß ein gut Teil davon zur Sprengwirkung der verschiedenen Minen gehört, die von Algeciras und von Paris aus gegenwärtig in ganz Europa gelegt werden und deren nutzlosem Verpuffen in der Presse fast aller Länder wir täglich mit absolutester Gleichgültigkeit beiwohnen. Auf die Haltung Deutschlands in großen internationalen Fragen und zumal auf seine Stellung-

nahme in Algeciras wird das nicht den geringsten Einfluß haben. Was uns zu wünschen bleibt, ist einzig ein Reichstag, der diesen Zeitverhältnissen sich mit Zuverlässigkeit gewachsen erwiese und der es nicht der Regierung allein überließe, mit patriotischer Zuversicht und im Bewußtsein der nationalen Kraft an das Wort zu erinnern, daß der Starke am mächtigsten allein ist, wie es Schiller im Tell ausgesprochen, oder — wie einst Moltke im Reichstage es in die Form gekleidet hat: ein großer Staat steht sicher nur auf sich selbst.

Der Zar und seine Berater

Von

F. von W.

Der maßgebendste Faktor im staatlichen Leben Rußlands ist nach wie vor der Zar.

Abgesehen davon, daß auch das Manifest vom 30. Oktober der Machtvollkommenheit des Zaren formell keine eigentliche Beschränkung auferlegt, gründet sich die Autorität des Zaren tatsächlich auf das Gefühl der überwiegenden Mehrheit des russischen Volkes und auf die Treue der Armee.

Bei der kurzen Dienstzeit und der allgemeinen Wehrpflicht spiegelt die Armee die Gesinnung des Volkes wider, mit den Modifikationen, welche Disziplin und die Traditionen des Soldatenstandes bewirken. Und diese Gesinnung ist überwiegend monarchisch. Selbst die meuterischen Matrosen in Sebastopol zogen mit klingendem Spiel zur Kaserne des Brestschen Regiments, die Nationalhymne „Gott beschütze den Zaren" spielend, und hielten am Namenstag der Kaiserin eine Kirchenparade ab. Ihr Anführer, Exleutnant Schmidt, erklärte seinen Geiseln, den gefangenen Offizieren, noch brauche er den Namen des Kaisers der Leute wegen und könne die Krimsche Republik erst proklamieren, nachdem er seine Macht organisiert und die Landenge befestigt habe.

Es ist unzweifelhaft, daß die jahrzehntelange Agitation von Tausenden glaubenseifriger Sozialisten und Anarchisten im Volke bedeutenden Erfolg gehabt hat, namentlich unter den Fabrikarbeitern und der städtischen Jugend, ja selbst unter der Landbevölkerung mancher Gegenden. Die Ausstände und Aufstände der jüngsten Vergangenheit haben das der ganzen Welt offenbart, was man in Rußland schon wußte; diese drohende Propaganda war es, die dem Polizeiregime Plehwes zum Vorwande, ja in manchen Augen zur Rechtfertigung diente.

Trotz alledem ist, wie gesagt, die erdrückende numerische Mehrheit des Volkes monarchisch gesinnt, sieht in dem Zaren den Gesalbten des Herrn und hegt die Ueberzeugung, daß, wenn der Zar nur wüßte und könnte, er das Beste tun würde. Es spricht sich darin der politische Instinkt des Volkes aus, das sich

dumpf bewußt ist, der Zar stehe über den Parteien und individuellen Interessen, sein Glück sei mit dem Gedeihen Rußlands identisch.

Der Vater des jetzt regierenden Kaisers, Alexander III., war eine durchaus autoritäre Natur, zwar geistig beschränkt und indolent, aber loyal, wohlwollend, durchdrungen von seiner Macht und von der Pflicht, sie zu erhalten. Seine streng konservativen Ueberzeugungen wurden noch verstärkt durch den grauenhaften Tod seines Vaters, des Zar-Befreiers. Seine nächsten Ratgeber, Pobjedonoszeff und Graf D. Tolstoi (zuerst Minister der Volksaufklärung, dann des Innern) waren überzeugte Vollstrecker seines Willens und seines Regierungsprogramms, das sich in der bekannten Formel resümierte: Orthodoxe Kirche, großrussische Nationalität, Autokratie als Grundpfeiler des russischen Staates.

Die antideutsche auswärtige Politik, die Russifizierung der Grenzländer entsprachen den Wünschen nationalistischer Kreise, und das Bewußtsein, von einem starken Willen geführt zu sein, macht bekanntlich die Menschenherde überall folgsam. Zu der konzentrierten Macht des Vertreters der Nation blickt der einzelne nicht nur mit Ehrfurcht, sondern auch mit Stolz empor; er fühlt sich selbst gehoben durch den Glanz und Einfluß seines Herrschers. Trotzdem die Regierung Alexanders III. nach allen Richtungen hin unfruchtbar, ja in vieler Beziehung verhängnisvoll war (indem sie im Innern die Unterdrückung jeglicher Freiheit des Gedankens sich zum Ziele setzte, im Auslande aber sich durchaus von persönlichen Gefühlen leiten ließ), so war Alexander III. doch in Rußland durchaus beliebt. Sein würdiges, musterhaftes Familienleben machte ihn auch von dieser intimen Seite zu dem geachteten Haupte eines patriarchalischen Volkswesens.

Freilich, je länger dieses negative Regierungssystem herrschte, um so weiter griff die Unzufriedenheit der gebildeten Kreise um sich. Sie äußerte sich nicht offen, denn dazu waren alle legalen Wege verschlossen, aber sie durchsetzte das ganze denkende, nach freier Regung dürstende Rußland mit einer Atmosphäre des Unbehagens.

Als der junge Kaiser seinem Vater folgte, hofften diese Kreise auf einen Systemwechsel. Man wußte zwar nicht viel vom jungen Herrn zu sagen, aber daß er keine despotische Natur sei, dessen war man sicher. Bekanntlich überraschte Nikolaus II. Liberale wie Konservative durch die Ansprache, die er bald nach seiner Thronbesteigung an die Vertreter des Adels hielt, worin er die Hoffnung auf eine Konstitution als „unsinnige Träumereien“ bezeichnete.

Nicht so sehr seinen persönlichen Neigungen ist er dabei gefolgt, als vielmehr dem Glauben, dadurch seiner vor Gott und dem Volke obliegenden Pflicht nachzukommen.

In unbegrenzter Ehrfurcht vor seinem Vater aufgewachsen, in der Ueberzeugung, daß dessen Politik die Ruhe im Innern und das Ansehen Rußlands nach außen hergestellt habe, wollte er bloß der treue Fortsetzer dieser Politik sein. Der Einfluß seiner Mutter war in den ersten Jahren bemerkbar, aber nicht ausschlaggebend, denn er reichte zum Beispiel nicht aus, um die Vergewaltigung Finnlands, die sie durchaus mißbilligte, zu verhindern.

Es ist viel von den Einflüssen der Umgebung des Kaisers die Rede gewesen, in Wirklichkeit aber ist Nikolaus II. nach den ersten paar Jahren seiner Regierung durchaus Herr seiner Entschließungen geworden, ja er ist in dieser Beziehung mißtrauisch und wünscht von allem unterrichtet zu sein, und liebt es, zu diesem Zweck auch die Ansicht nicht verantwortlicher, gelegentlicher Berichterstatter zu hören. Da er von leichter Fassungsgabe ist, läßt er sich durch stichhaltige Gründe überzeugen, hält aber, wie es bei schwachen Charakteren oft der Fall ist, mit großem Eigensinn an einmal geäußerter Willensmeinung fest.

Es fehlt ihm die Uebersicht, welche die Konsequenzen einer Entschließung zu überschauen vermag, weshalb seine Regierung sich stets durch Widersprüche und das Verfolgen unvereinbarer Ziele kennzeichnete. So wünschte der Zar die Mandschurei zu behalten, in Korea zu dominieren, zugleich aber den Frieden zu bewahren. Er ließ seine Politik gleichzeitig durch den Minister des Auswärtigen, den Statthalter Alexejeff, die Gesandten in Tokio und Söul und durch Besobrasoff, den Vertreter der Gesellschaft zur Exploitation der Wälder am Jalu, vertreten; jeder dieser Herren ging seine eignen Wege, während der Kaiser glaubte, die Fäden in der Hand zu halten. Noch am Tage vor der Abreise des japanischen Gesandten aus Petersburg rief der Kaiser einem Militär, der von den nötigen Vorbereitungen zum Kriege sprach, ärgerlich zu: „Es gibt keinen Krieg!“ Er wußte, daß er keinen Krieg wünsche, und glaubte, das genüge.

In der inneren Politik meinte der Zar sich auf die Masse des Volkes stützen zu können, von dessen monarchischer und religiöser Gesinnung er stets solche lebhafte Versicherungen empfangen. Es war ihm eben nicht bekannt, daß man sich niemals auf die unorganisierte Masse des Volkes stützen könne, ohne Vermittlung ergebener Führer, daß das Volk zu selbständiger Aktion unfähig ist, — es sei denn im Zerstören. Auch in seiner finnländischen Politik ist er in denselben verhängnisvollen Fehler verfallen: er wollte ursprünglich die Verfassung Finnlands nicht umstoßen, sondern nur die Einheit der Armee erzwingen. Daß das eine das andre zur unvermeidlichen Folge haben würde, übersah er.

Die schweren Prüfungen der letzten Jahre haben den Zaren gereift, seine Einsicht gefördert, den Grundzug seines Charakters aber nicht verändert. Seiner Anlage nach ist er mehr befähigt, ein konstitutioneller Monarch als ein Autokrat zu sein, und er hat sicherlich die aufrichtige Absicht, das Manifest vom 30. Oktober als Richtschnur einzuhalten.

In seiner Umgebung ist auch keine maßgebende Persönlichkeit vorhanden, die eine Rückkehr zum früheren Regime für möglich hielte und die Kühnheit besäße, einen solchen Versuch zu wagen. General Trepoff, von dessen hingebender Treue der Kaiser überzeugt ist, sowie der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, Kommandierender der Truppen in St. Petersburg, den der Kaiser als seinen früheren Regimentskommandeur hochschätzt, sind beide auf Wittes Seite.

Graf Witte selbst, einstweilen die einzige Persönlichkeit über dem Niveau, ist überzeugter Anhänger des von ihm formulierten Programms und wird sicherlich einen aufrichtigen Versuch machen mit dem parlamentarischen Regime,

der Preß-, Rede- und Versammlungsfreiheit, in gesetzlichen Schranken natürlich. Nicht nur sein Patriotismus, auch sein persönlicher Ehrgeiz würde ihn dazu drängen, denn kraft seiner Begabung kann er in einem konstitutionellen Staat immer eine hervorragende Rolle spielen, während er es an sich erlebt hat, daß bei persönlichem Regiment eine Hofintrige auch den fähigsten Mann plötzlich aus voller Machtfülle zur Untätigkeit verdammen kann.

Der ihm an Einfluß zunächststehende Mann ist der Präsident des Reichsrats Graf Solsky, ein hochbegabter, erfahrener Beamter mit staatsmännischer Einsicht und genügender Festigkeit, um seine Ansichten vertreten zu können.

Von den Gliedern des Witteschen Kabinetts treten zwei in den Vordergrund: Fürst Obolensky, Amtsnachfolger von Pobjedonoszeff. Er ist Anhänger vollkommener Glaubensfreiheit und wird dem Metropoliten von Petersburg, Antonius, beistehen in dessen Bestrebungen, die Staatskirche vom Joch des Bureaukratismus, in dem es seit Peters des Großen Zeiten schmachtet, zu befreien und sie innerlich zu beleben. Uebrigens ist der Kaiser im Gegensatz zu seinem Vater durchaus religiös tolerant, wenn er auch ein gläubiges, sogar zum Mystizismus neigendes Kind seiner Kirche ist.

Die religiöse Freiheit ist diejenige Errungenschaft der jüngsten Revolution, die vielleicht die tiefgehendsten Folgen auf das Leben der Nation haben wird.

Der Minister des Innern, P. N. Durnowo, ist in der letzten Zeit mehr hervorgetreten, denn ihm verdankt man die energischen Maßregeln zur Unterdrückung der Revolte sowie die Ablehnung des allgemeinen direkten geheimen freien Stimmrechts,[1]) das von den liberalen Semstwomännern verlangt wurde und dem Graf Witte geneigt war aus taktischen Gründen seine Zustimmung zu geben. Durnowo, 1842 geboren, war ursprünglich Marineoffizier, absolvierte als Leutnant zur See den Kursus der Militär-juridischen Akademie, wurde Staatsanwalt, machte sich in einigen Prozessen bemerkbar, wurde zum Chef der Politischen Polizei ernannt und stand während vieler Jahre diesem schwierigen Posten vor, den er wegen einer häßlichen Liebesaffäre plötzlich verlassen mußte. Mehrere Jahre war er ohne Beschäftigung, bis der später ermordete Minister des Innern, Sipjägin, ihn zum Ablatus machte. In dieser Stellung wußte er sich zu halten, während nicht nur seine Chefs, die Minister, sondern auch die Systeme wechselten: er war Gehilfe von Sipjägin, Plehwe, Mirsky, Bulygin und ist unter Wittes Premierschaft nun selbst Minister geworden; ja man sprach schon davon, er werde Witte verdrängen, was aber müßiges Gerede ist.

Durnowo ist ein klarer Kopf mit vielseitiger Bildung, vorzüglicher Kenner der Verwaltungstechnik, sehr energisch und wenn nötig rücksichtslos. Seiner persönlichen Ueberzeugung nach ist er konstitutionell gesinnt, da er aber mittellos ist, sehr viel ausgibt und sich an Macht gewöhnt hat, war er bereit, seine brauchbare Kraft, je nach Bedarf, zur Verfügung zu stellen.

Er wird vielfach als Kreatur Plehwes hingestellt — mit Unrecht, denn

---

[1]) Es hat in Rußland den Spitznamen „das Vierschwänzige“ erhalten.

obgleich Plehwe ihn in der Stellung als Ministergehilfen beließ, gab er ihm das politisch bedeutungslose Ressort der Posten und Telegraphen zu verwalten, eben weil er wußte, daß Durnowo ein Anhänger Wittes, seines Antagonisten, war.

Der Finanzminister J. Schipoff, 1864 geboren, der jüngste unter den Ministern. Witte hatte ihn im Finanzministerium als fähigen Kopf und tüchtigen Arbeiter kennen gelernt, nahm ihn als finanziellen Beirat nach Portsmouth und hat ihm das wichtige Portefeuille anvertraut, wohl wissend, daß er in ihm einen integren, ihm ergebenen Schüler und Mitarbeiter hat.

Der Handelsminister Timirjaseff ist auch in Deutschland durch die Verhandlungen des Handelsvertrags als tüchtiger gebildeter arbeitsamer Mann bekannt.

Der neuernannte Justizminister Akimoff wird für reaktionär verschrien, tatsächlich ist er aber nur Anhänger des Prinzips, daß die Gerichte die Uebertretung der Gesetze auf gesetzlicher Grundlage zu ahnden haben, sich aber nicht mit Politik befassen sollen.

Der Wegebauminister Nemeschajef ähnelt seinem Chef in der rücksichtslosen Energie bei Durchführung von Reformen, die er für nötig hält. Ein selbständiger Kopf und Charakter.

Graf J. Tolstoi, der Kultusminister, ist wohl die blassefte Figur im Ministerium und schwerlich geeignet, das verwahrloste Schulwesen auf solider Basis zu reformieren. Er ist Anhänger der Schulautonomie, was ja förderlicher ist als das frühere Reglementieren; es ist aber mehr ein negatives Programm — in Ermanglung eines positiven.

Die Minister des Aeußern, des Krieges, der Marine, des Hofes stehen außerhalb des direkten Einflusses des Premierministers.

In obigem ist versucht worden, das Kabinett zu skizzieren, mit dem Graf Witte vor das erste russische Parlament treten wird. Nach seinen bestimmten Erklärungen und nach den Worten des Zaren soll das Manifest vom 30. Oktober die Basis der Tätigkeit der Reichsduma sein, weder mehr noch weniger, betont Graf Witte: Mitwirkung als gleichberechtigter Faktor an der Gesetzgebung und Kontrolle der Tätigkeit der Administration. Wenn sich die Volksvertreter mit dieser hochwichtigen Rolle begnügen, so können sie Großes leisten in der Regeneration Rußlands. Sollten sich aber Bestrebungen geltend machen, um den Kaiser in seinen Rechten weiter zu beschränken, namentlich auch in der Wahl seiner Räte, so wären schärfste Konflikte unvermeidlich, denn für ein Parlamentsministerium nach englischem oder französischem Muster fehlen alle Vorbedingungen. Es ist schwer, den Ausgang der Wahlen vorauszusagen, die Anzeichen scheinen den Sieg gemäßigter Richtungen zu sichern. Das wäre für Rußland eine Bürgschaft ruhigen Fortschritts.

Die Bedeutung der Mutter für ihr Kind[1]

Von

Geheimem Medizinalrat Professor Dr. J. Fehling (Straßburg)

Seit mehr denn zwei Jahrzehnten ist die Frauenfrage Trumpf: In Versammlungen und Zeitschriften wird debattiert und geschrieben über die Stellung und Rechte der Frau, ihre Gleichberechtigung mit dem Manne, ihre Erwerbsfähigkeit, politischen Rechte und was dergleichen mehr, so daß man sich fast scheuen muß, zu dieser Frage noch einen Beitrag geben zu wollen. Wenn ich trotzdem mit großer Freude der Aufforderung dieses Vereins gefolgt bin, im Interesse seiner Zwecke in meiner Vaterstadt, an der Stätte meiner langjährigen Wirksamkeit, zu sprechen, so will ich doch vermeiden, die Saiten, die so oft schon geklungen, anzuschlagen. Aber als Vertreter der Frauenheilkunde an der Universität der Reichslande darf ich meinem Gebiet nicht ganz untreu werden, wenn ich mir auch versagen muß, auf spezielle Fragen unsrer in den letzten dreißig Jahren so gewaltig aufgeblühten Wissenschaft einzugehen, die nur den Fachmann interessieren können.

Dagegen möchte ich Ihnen aus dem Leben der Frau ein Kapitel vorführen, das im allgemeinen bisher weniger Gegenstand der Erörterung geworden ist, nämlich die Bedeutung der Frau als Mutter sowohl für das werdende Kind als das geborene. Gewiß ein nicht zu übersehender Punkt in der ganzen Debatte, denn die feurigen Apostel der heutigen Frauenfrage mögen sagen, was sie wollen, die Frau ist und bleibt eben doch in erster Linie von der Natur dazu bestimmt, Mutter zu sein.

An der Spitze der ganzen Medizin steht heute die Hygiene, und speziell der Teil derselben, welcher den Krankheiten vorzubeugen sucht. Der Staat und die Stadtverwaltungen sind dabei gleichmäßig interessiert. Um aber gesunde, kräftige Menschen zu erzielen, müssen zunächst gesunde Kinder geboren werden. Die Hygiene des Kindes ruht aber zum größten Teil in der Hand der Eltern, speziell der Mutter.

Eines der wunderbarsten Probleme des Weltalls bleibt die Entwicklung jedes menschlichen Wesens aus zwei Zellen, einer mütterlichen und einer väterlichen, dem Eikern und dem Samenkern. Nach neueren Anschauungen enthält jede dieser Zellen eine gleiche Anzahl sogenannter Chromosomstäbchen, aus deren Bestandteilen sich die Anlagen des späteren Individuums entwickeln. Diese Chromosomstäbchen sind es, durch die in so wunderbarer Weise körperliche und geistige Eigenschaften, nicht bloß der Eltern, sondern sogar der beiderseitigen Großeltern und andrer Vorfahren auf das werdende Individuum übertragen

[1]) Vortrag, gehalten im Württembergischen Landesverein für Krankenpflege in den Kolonien am 20. November 1905.

werden. In diesen Chromosomstäbchen, die als Träger des sogenannten Keimplasmas Weismanns zu betrachten sind, geht ein gewisses Erbteil direkt vom Großvater und Vater auf den Sprößling über. Der ganze körperliche Einfluß des Vaters auf seine Nachkommenschaft ist an diese eine Geschlechtszelle gebunden, scheinbar so klein, und doch ist er für normale und pathologische Verhältnisse ein recht bedeutender.

Dagegen findet die Ernährung des werdenden Kindes ausschließlich durch die Mutter statt. Sie liefert ihm das zum Aufbau seiner Organe nötige Wasser und Eiweiß, das Fett, die Kohlehydrate, die Blutsalze, den unentbehrlichen Sauerstoff, ohne den kein Leben denkbar ist. Vieles in dieser wunderbaren Wechselwirkung ist uns allerdings noch schleierhaft, aber die Tatsache bleibt bestehen, daß die ausschließliche Ernährung und der Aufbau aller Organe nur den Säften der Mutter zu verdanken ist.

Daraus schon kann man sehen, daß die Behauptung des italienischen Forschers La Torre haltlos ist, welcher meint, der Vater beeinflusse mehr die körperliche Entwicklung der Frucht, die Mutter die geistige und moralische, entsprechend dem bekannten Ausspruch von Goethe:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen!
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabulieren!"

Mag das für Goethe gegolten haben, im allgemeinen ist dieser Satz nicht richtig. Für den Einfluß des Vaters auf sein Kind ist das wichtigste, daß er selbst gesund sei. Schon die Bibel spricht von der Vererbung der Sünden der Väter auf das werdende Geschlecht.

Aber die Chromosome des Vaters beeinflussen nicht bloß körperliche, sondern auch geistige Gaben der Kinder. Wie mancher Charakterzug, wie manche Liebhaberei, charakteristische körperliche Haltung und Bewegungen können vom Sohn an den Vater erinnern, wenn auch vielleicht der Sohn den Vater nie gekannt hat.

Ebenso ist die Behauptung von La Torre unrichtig, daß der Kopf des neugeborenen Kindes ein Abguß des väterlichen Kopfes sei. Welch ein Glück für manche zarte Frau, welche die beseligende, aber blind machende Liebe mit einem unproportioniert großen Manne zusammengeführt hat. Der Kopf entspricht im allgemeinen dem Körpergewicht des Kindes.

Einwandfreie Beobachtungen hierüber sind im ganzen selten zu haben. In der Privatpraxis sind sie kaum möglich, in den Kliniken ist diese Recherche de la paternité zwar nicht interdite, aber häufig unmöglich.

Um so dankenswerter sind die Untersuchungen Gönners an der Baseler Klinik, aus denen wir ersehen, daß der Kopf des Vaters und der seines Kindes nur in 18 Prozent der Fälle zur gleichen Kategorie gehören; daß ein gleicher Index sogar nur in 3 Prozent der Fälle vorhanden ist. Größe und Kleinheit des Schädels vererben sich nur, wenn die elterlichen Schädel übereinstimmen.

Da die Beobachtungen am Menschen über den körperlichen Einfluß des Vaters auf das Kind im allgemeinen mangeln, so müssen wir hier, soweit es angängig ist, die Erfahrungen der Tierzüchter heranziehen. Diese zeigen, daß bei Kopulation von Hunden ungleicher Größe und Rasse der Einfluß des Vaters auf das Junge erst nach dem Wurfe das Wachstum wesentlich beeinflußt, so daß zum Beispiel eine Bologneserhündin, belegt mit dem Sperma eines Neufundländers, ein Junges zur Welt brachte, das schon nach wenig Monaten das Muttertier um das Mehrfache an Gewicht und Länge übertraf.

Die Vererbungskraft von Mutter und Vater auf das Kind ist übrigens mit der Geburt nicht abgeschlossen, ein Beweis dafür, daß das Keimplasma sich im Körper kontinuierlich erhält. Das Kind kann zum Beispiel in der Jugend mehr dem einen, im Alter mehr dem andern Elternteil gleichen.

Fast mehr als vom Einfluß des gesunden Vaters wissen wir von dem des kranken Vaters auf seinen Sprößling. Nach den Tierzüchtern ist die Geneigtheit zur Ererbung von Krankheiten beim männlichen Geschlecht größer als beim weiblichen. Das gilt auch für die Vererbung der Hämophilie (Bluterkrankheit) beim Menschen. Die Söhne besitzen eine größere Empfänglichkeit für Krankheiten des Vaters als die Töchter. Bei der großen Fürsorge, die heutzutage den Tuberkulösen in den zahlreichen Sanatorien zuteil wird, wäre es nicht schwer, dieser Frage für die Tuberkulose auch beim Menschen näherzutreten. Selbstverständlich ist heutzutage für uns, daß bei der Tuberkulose nicht die Krankheitserreger übertragen werden, sondern nur die Krankheitsanlage. Eine andre Krankheit, deren Vererbung vom Vater auf das Kind eine große Rolle spielt, ist die Syphilis. Trotz der minimalen Menge Giftstoffes, deren Uebertragung in der Spermazelle möglich ist, nimmt das Gift während des Aufenthalts des Eies im Mutterschoß so zu, daß das keimende Leben sehr häufig der Erkrankung zum Opfer fällt, ehe das Kind das Licht der Welt erblickt. Aber nicht bloß die Toxine entstehen in der Entwicklungszeit, sondern auch die entsprechenden Antitoxine, denn das bekannte Collessche Gesetz besagt nicht allein, daß die Mutter von ihrer Frucht nicht angesteckt wird, sondern daß sie sogar immunisiert wird und damit gegen eine spätere Ansteckung geschützt ist.

Weiterhin ist der Einfluß der Geisteskrankheiten und des Alkoholismus von seiten des Vaters auf die Frucht bekannt. In beiden Fällen ist wohl schon das Keimplasma geschädigt und vermag in der späteren Entwicklung seinen deletären Einfluß auszuüben.

Weit mehr jedoch als der väterliche Einfluß auf die wachsende Frucht muß uns hier der mütterliche interessieren. Ihr Einfluß ist zunächst dem des Erzeugers gleichwertig, indem die gleiche Anzahl Chromosome von der Mutter geliefert werden wie vom Vater; aber dazu tritt der oben betonte neun Monate währende Einfluß der Ernährung, durch die das Kind in viel weitgehender Weise von der Mutter abhängig ist als vom Vater.

Bekannt ist hier schon längst der Einfluß der Rasse, des Volksstamms, der Zahl der Geburten u. s. w. Es geben zum Beispiel die Altbayerinnen einem

andern Menschenschlag das Leben als die zarteren Rheinländerinnen. Zwischen beiden steht die nordische Bevölkerung Deutschlands, z. B. die in Schleswig-Holstein.

Das erste Kind einer Mutter zeigt meistens bis zu 1000 Gramm weniger Gewicht als das fünfte oder sechste derselben Frau; vorausgesetzt, daß keine störenden Einflüsse im Lauf des Geschlechtslebens stattfanden. Auch hier läßt sich mit Gönner im allgemeinen annehmen, daß dem Gewicht und der Größe der Mütter Gewicht und Größe der Kinder entsprechen. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen; bekannt ist zum Beispiel, daß Mütter im letzten Stadium der Schwindsucht noch wohlgenährte Kinder zur Welt bringen können.

Zum Glück ist in den Kliniken la recherche de la maternité wissenschaftlich leichter durchzuführen als die der paternité, und so sind wir imstande, einige interessante Ergebnisse mitzuteilen. Mit dem Einfluß der Beschäftigung der werdenden Mutter haben sich zuerst eingehend französische Forscher beschäftigt; Arbeiten, die ich in Halle und Straßburg nachgeprüft habe.

Nach Letourneur ist das Durchschnittsgewicht eines Kindes, dessen Mutter bis zur Geburt weiterarbeitet, 3010 Gramm; hat sie mindestens zehn Tage vor der Entbindung, den gesetzlichen Vorschriften entsprechend, Ruhe, so steigt das Durchschnittsgewicht auf 3290 Gramm, bei längerem Aufenthalt in der Klinik steigt das Gewicht auf 3366 Gramm.

Arbeitet die Frau in einem mühsamen Beruf bis zur Geburt, so ist das Durchschnittsgewicht nur 3081, hat sie aber Ruhe vorher, 3318 Gramm.

Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte der bekannte Pariser Geburtshelfer Pinard, der Direktor der Clinique Baudelocque. Hat die werdende Mutter sich zwei bis drei Monate vor der Entbindung Ruhe gönnen können, dann sollen die Kinder durchschnittlich 300 Gramm schwerer werden. Weiterhin stellt er die Behauptung auf, daß Frauen mit anstrengendem Beruf eher niederkommen als solche, die sich schonen können; eine Behauptung, die ebensowenig stichhaltig ist wie die, daß Frauen mit engem Becken durchschnittlich schwerere Kinder nach längerer Schwangerschaftsdauer zur Welt bringen als solche mit normalem Becken. Bekanntlich ist die Bevölkerungszunahme Frankreichs eine sehr geringe, stellenweise sogar ist Abnahme zu konstatieren. Man versteht daher die patriotische Beklemmung Pinards, der aus den angegebenen Gründen den Schutz der französischen Regierung für die Mütter und deren Früchte anruft.

Daß in der Tat die Lebensverhältnisse der letzten Monate sehr wichtig sind, werden wir verstehen, wenn ich daran erinnere, daß die Frucht vom siebten bis neunten Monat täglich durchschnittlich um 20 Gramm, im zehnten Monat aber um 30 bis 35 Gramm zunimmt.

Ganz interessant sind die Ergebnisse, welche die Untersuchungen an den Pfleglingen meiner Klinik zu Halle und Straßburg ergaben. An beiden Orten wiesen die Kinder der Fabrikarbeiterinnen das *geringste* Durchschnittsgewicht auf, es folgten die Arbeiterinnen im ländlichen Beruf, dann die Dienstmädchen in

der Stadt; und das beste Durchschnittsgewicht erreichten in allen Berufen die Kinder von Ehefrauen. Bemerkenswert ist ferner und stimmt mit dem Obengesagten überein, daß Mütter mit anstrengendem Beruf, d. h. größere und kräftigere Frauen, durchschnittlich kräftigeren Kindern das Leben schenkten als schwächlichere mit leichteren Berufen. Den Anschauungen Pinards entspricht ferner, daß bei einem Aufenthalt von zwei bis vier Wochen in der Klinik vor der Niederkunft die Kinder um 30 bis 300 Gramm durchschnittlich schwerer waren. Selbstverständlich wird in der Klinik auch gearbeitet, aber im ganzen doch nicht so schwer wie draußen, dazu kommt noch die geregelte, ausreichende Kost.

Auffallend war für mich ferner, daß die Durchschnittsgewichte im Elsaß um 150 bis 200 Gramm höhere Werte aufweisen als in der Provinz Sachsen.

In welcher Weise diese Ergebnisse praktisch zu verwerten sind, darauf werde ich später zurückkommen.

Noch einige bemerkenswerte Punkte, die wohl dem mütterlichen Einfluß zuzuschreiben sind, sind folgende: Soweit in zivilisierten Ländern statistische Erhebungen gemacht wurden, ist das Geschlechtsverhältnis, d. h. die Zahl der geborenen Knaben zu der der Mädchen, stationär, und zwar 106 : 100. Für enge Becken hatte Olshausen die Verhältniszahl für Knaben auf 147, andre Autoren auf 133 bestimmt; in Halle ergab sich die Zahl 129. Auf eine Erklärung dieses eigentümlichen Verhaltens, die ohnehin nur Hypothese wäre, möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen.

Nun läßt sich erwarten, daß, wenn Gewicht und Länge der Frucht im allgemeinen dem der Mutter entsprechen, auch einzelne Körperteile, z. B. vor allem der Kopf, ein entsprechendes Verhalten aufweisen. In der Tat glaubte Fasbender gefunden zu haben, daß der kindliche Kopf einen Abguß des mütterlichen darstelle. Wenn dem so wäre, so hätte das manchen Vorteil für den Geburtshelfer, zumal bei engem Becken. Er könnte aus dem Schädel der Mutter im voraus den der Frucht berechnen und so wichtige Leitpunkte für sein Handeln erhalten. Doch konnte Gönner am Baseler Material auch dies nicht bestätigt finden. Die Uebereinstimmung der Indizes ist selten, und nur in 29 Prozent der Fälle gehören mütterliche und kindliche Schädel zur selben Kategorie.

Die meisten Neugeborenen sind bekanntlich Dolichocephalen (Langköpfe). Die Brachycephalen (Kurzköpfe) sind weit seltener; eine Uebereinstimmung der Beckenform der Mutter mit der Schädelform des Kindes ließ sich ebensowenig nachweisen.

Wenn die Frucht in ihrer Entwicklung schon so sehr von der körperlichen Beschäftigung der Mutter abhängig ist, so ist erst recht zu erwarten, daß die Ernährung der Mutter von großem Einfluß auf das werdende Kind sei.

Schon in den hundert Jahre zurückdatierenden ärztlichen Schriften finden wir Bestrebungen, durch quantitative und qualitative Verminderung der Nährmittel, ferner durch Aderlässe und Purgantien das Gewicht der Frucht zu verringern.

In unsrer Zeit hat Prochownik die Behauptung aufgestellt, daß es möglich

sei, durch Unterernährung der Mutter ein geringeres Durchschnittsgewicht des Kindes zu erzielen, was besonders bei verengtem Becken von Nutzen sein könnte. Er behauptete, in zahlreichen Fällen in der Privatpraxis gute Erfolge durch Anwendung einer an Wasser, Zucker und Kohlehydraten armen Kost (Oertel) erzielt zu haben, und andre Aerzte pflichteten ihm bei.

Doch dürften solche Behauptungen nicht ohne weiteres als sicher hingenommen werden.

Eine weitere Reihe von Untersuchungen aus meiner Klinik ergab nämlich die Tatsache, daß die Zunahme des Gewichts des Kindes derselben Frau von einer Geburt zur andern nicht so gleichmäßig ist, wie man bisher nach Hecker annahm, der lehrte, daß jedes weitere Kind durchschnittlich 200 Gramm an Gewicht mehr erziele als das vorhergehende. Es stimmt dies nur, wenn auf einen Knaben ein Knabe, auf ein Mädchen ein Mädchen folgt; kommt aber auf einen Knaben ein Mädchen oder umgekehrt, dann paßt das Gesetz nicht. Ist ersteres der Fall, dann ist die Gewichtszunahme sehr gering, kann sogar negativ werden; im Gegensatz dazu ist die Gewichtszunahme sehr groß, wenn auf ein Mädchen ein Knabe folgt. Daran muß man denken, wenn man die Erfolge der sogenannten Prochownikschen Diät praktisch verwerten und wenn man nicht in Irrtümer geraten will. Mancher scheinbare Erfolg oder Mißerfolg dürfte aus diesem Umstand zu erklären sein.

Es blieb daher nichts andres übrig, als den Weg des Tierexperiments einzuschlagen, dem in diesem Fall wohl selbst die größten Gegner nichts vorzuwerfen haben.

Von Hundezüchtern war bis jetzt bekannt, daß die mehr oder minder gute Ernährung des Muttertieres von Einfluß auf das Gewicht der Frucht sei. Zur Erzeugung der Liliputhunde wird zum Beispiel den Muttertieren in der ganzen Zeit spärliche, aber doch knochen- und salzreiche Nahrung verabreicht.

Diese Versuche wurden von dem Oberarzt meiner Klinik Dr. Neeb an Kaninchen und Hunden vorgenommen. Es ist aber gar nicht leicht, einwandfreie Reihen verschiedener Ernährung öfters hintereinander zu erzielen. Immerhin ergaben sich einige verwertbare Reihen, fünf von Kaninchen und zwei von Hunden. Wir ersehen daraus, daß bei schlechter Ernährung des Muttertieres das Gesamtgewicht der Jungen um 41,2 Prozent geringer war als bei guter; die Trockensubstanz war sogar um 44 Prozent, das Gesamtfett um 61,9 Prozent geringer; dagegen blieb die prozentische Zusammensetzung der Früchte, was Stickstoff und Aschengehalt betraf, die gleiche. Der anorganische Knochenbau der Frucht wird also nicht beeinflußt. Es ist dies nicht zu übersehen, denn der Schädel der Frucht wird also auch bei Unterernährung nicht weicher sein, höchstens im ganzen etwas kleiner. Und wenn beim Menschen auch nicht eine Verringerung des Gewichts um 40 Prozent, sondern in einschlägigen Fällen höchstens eine solche von 10 bis 15 Prozent sich erzielen läßt, so wäre damit schon viel gewonnen.

Haben wir bisher gezeigt, wie groß der Einfluß einer gesunden Mutter auf

die normale Entwicklung des Kindes ist, so ist danach ohne weiteres klar, daß bei dem langen Kontakt der Frucht mit der Mutter Krankheiten derselben noch mehr als die des Vaters das werdende Leben beeinflussen müssen. Die Krankheiten schaden schon an und für sich durch das Daniederliegen der Ernährung, durch den deletären Einfluß des Fiebers, die mangelnde Bewegung u. s. w. In einer ganzen Reihe von Krankheiten (Typhus, Pocken, Milzbrand, Cholera u. s. w.) gehen aber wahrscheinlich nicht bloß die Krankheitsgifte, sondern die Bakterien selbst von der Mutter zum Kind über und können dieses schädigen. Es kann vor der Mutter der Krankheit erliegen, während die letztere genest. Das Kind kann anderseits auch die Krankheit überstehen, wie dies zum Beispiel bei Pocken nachgewiesen ist.

Nach einer Versuchsreihe scheint ferner bei Impfung der Mutter durch Uebergang der Antitoxine auf die Frucht auch diese gegen spätere Impfung immun zu werden.

Bedenklich sind ferner Nerven- und Geisteskrankheiten in ihrer Einwirkung auf die Frucht. Daß hier Heredität eine große Rolle spielt, ist bekannt, und manche Kinder neurasthenischer oder hysterischer Mütter verfallen später der Irrenanstalt. Auch der Gebrauch von Arzneien in großer Menge ist nicht ohne Einfluß.

Bekannt ist mir ein Fall, wo eine dem Morphinismus stark ergebene Frau ein Kind zur Welt brachte, das sofort nach der Geburt die Zeichen der Morphiumgewöhnung darbot, so daß es allmählich durch Darreichung kleiner Morphiumdosen davon entwöhnt werden mußte.

Damit ist so ziemlich dasjenige erschöpft, was wir über den körperlichen Einfluß der Mutter auf die Frucht wissen. Ich komme nun zu einem nicht minder wichtigen Kapitel, dem Einfluß der geistigen Beschäftigung der Mutter auf ihre Nachkommenschaft. Es ist klar, daß hier die klinische Forschung wenig oder nichts leisten kann. Bessere Beobachtungen werden hier die Hausärzte zu liefern imstande sein. Meine Mitteilungen sind dem sehr interessanten Werke „Mutterschaft und geistige Arbeit" von Adele Gerhard und Helene Simon entnommen.

Selbstverständlich konnten diese Autorinnen ihr Urteil nicht auf eigne Erfahrungen basieren. Sie sammelten die Grundlagen zu dem interessanten Buch durch schriftliche Umfragen bei 420 Frauen, die in irgendeinem geistigen, künstlerischen u. s. w. Beruf mit Erfolg tätig waren. Die erhaltenen Berichte sind allerdings sehr subjektiv gefaßt und daher mit Vorsicht aufzunehmen. Immerhin ergab sich eine verwertbare Ausbeute.

Von den 420 Experten waren 37 Prozent ledig, und zwar am meisten solche in rein wissenschaftlicher Tätigkeit (51 Prozent), während in der reproduktiven Kunst nur 20 Prozent unverheiratet waren. Von den befragten verheirateten Frauen sind 77 Prozent Mütter, nur 56 Prozent davon haben mehr als ein lebensfähiges Kind geboren. Von den Müttern nährten 52 Prozent ihr Kind, am häufigsten Frauen, die in der bildenden Kunst tätig waren, am seltensten solche, die in der reproduktiven Kunst arbeiteten.

Die Autorinnen kommen demnach zu dem Schlusse, daß weder die Fruchtbarkeit noch die Stillfähigkeit durch die geistige Arbeit der Frauen wesentlich leide, obwohl dazu zu bemerken ist, daß sämtliche Zahlen etwas unter dem Mittel bleiben.

Interessant sind die Angaben der Frauen aus den einzelnen Berufsarten. Am schlimmsten steht es danach mit der Möglichkeit der Vereinigung der Schauspielkunst mit dem Mutterberuf. Ein Mann wie Laube kommt zu dem Schluß, daß eine Schauspielerin ihre Mutterschaft nicht ausüben kann, ohne ihren Beruf zu schädigen, und meint, daß unersetzbare Kulturwerke nicht dem Mutterberuf geopfert werden dürfen.

Etwas besser schon steht es mit der Musik ausübenden Künstlerin. Zwar wird auch hier eine Stimme laut, die sagt, daß eine strebende und schaffende Künstlerin im Interesse des Berufes nicht heiraten darf. Und die berühmte Frau Schröder-Devrient erklärt, daß der Konflikt zwischen dem Beruf der Mutter und dem der Künstlerin der Fluch ihres Standes sei.

Für den Beruf der Malerin ergibt sich eher die Möglichkeit eines harmonischen Zusammenklingens der beiden Lebenssphären, wofür das Zeugnis der berühmten Madame Le Brun angeführt wird.

Auch bei der Dichterin und Schriftstellerin kommt es zum Konflikt zwischen Weib und Künstlerin. Wenn auch einerseits verständlich ist, daß ein Ausleben des Weibes, ein Durchkosten der Liebe und Leidenschaft das künstlerische Schaffen der Frau, besonders auch der darstellenden Künstlerin, in hohem Maße befruchtet, vielleicht für die letztere sogar unerläßlich ist, so ist doch anderseits verständlich, daß durch die Fortpflanzungsvorgänge die produktive Tätigkeit der Frau gehemmt wird. Dafür liegt ein Zeugnis von Marie von Ebner-Eschenbach vor. Insofern ist es als günstig anzusehen, daß die Mehrzahl der produzierenden Frauen Werke von bleibendem Werte erst nach dem dreißigsten Lebensjahr geschaffen hat; und es ist fernerhin einleuchtend, daß das für die Künstlerinnen Gesagte nicht gleiche Bedeutung hat für die ruhig in einem wissenschaftlichen Berufe arbeitenden Frauen.

Das Gesamtbild der einzelnen Ausführungen ergibt demnach, daß fast mit allen Arten geistiger Arbeit Bedingungen verknüpft sind, die eine harmonische Vereinigung mit dem Mutterberufe unmöglich machen. Trotz höchster Würdigung des Mutterberufes darf seine ideale Vereinbarkeit mit geistigem und künstlerischem Schaffen nicht als Maßstab hingestellt werden.

Höchst merkwürdigerweise kommen die Verfasser der neueren Frauenromane zu ähnlichem Ergebnis. So läßt Claus Rittland in dem Roman „Auf neuen Wegen“ seine Heldin über dem Beruf der Aerztin Mann und Kinder vernachlässigen. Im Augenblick der Einsicht ist es zu spät; sie, die so vielen geholfen, kann den eignen Gatten nicht mehr retten. Auch im Roman „Arbeit“ von Ilse Frapan ist es eine Aerztin, die statt des Mannes dem Broterwerb nachgehen muß. Die Kinder entwinden sich ihren Händen, und im Schmerz über die Unmöglichkeit, der doppelten Pflicht gerecht zu werden, erliegt sie der geistigen Umnachtung.

Sind für das keimende Leben nach dem Gesagten mütterlicher und väterlicher Einfluß als bedeutungsvolle Faktoren anzuerkennen, so gibt es eine weitere Periode, in der das Kind ausschließlich auf die Mutter angewiesen ist, die Säuglingsperiode.

Es würde mich zu weit führen, auch dieses Kapitel hier ausführlich zu behandeln. Leider leben wir in einer Zeit, wo diese schönste aller Mutterpflichten teils aus sozialen Gründen unausführbar oder in Mißkredit gekommen, teils physisch fast zur Unmöglichkeit geworden ist. Namhafte Autoren, vor allem Hegar und von Bunge, suchen durch Schrift und Wort der sogenannten Stillnot entgegenzuarbeiten, weil diese als unabwendbare Folge eine vermehrte Kindersterblichkeit zur Folge hat.

Nur eine gesunde Mutter wird eine reichliche, gesunde Milch zur Ernährung ihres Kindes produzieren können. Daß die Mütter meist nicht dazu imstande sind, ist der durch Generationen fortgesetzten Unsitte des Nichtstillens zuzuschreiben. Treffliche Beispiele, wie die Möglichkeit zu dieser Berufserfüllung sich forterben kann, geben uns Japan, Mähren, Südfrankreich u. s. w.

Daß aber, wenn auch selten, sogar bei künstlerisch und geistig angestrengter Tätigkeit dieser schönste Mutterberuf ausgeübt werden kann, dafür gab die Zusammenstellung in dem obenangeführten Werke genügende Belege.

Daß durch das Stillen Krankheitsstoffe auf das Kind übergehen können, ist bekannt, daß aber auch ungünstige moralische Eigenschaften dem Kind übertragen werden, Charaktereigentümlichkeiten u. s. w., ist nicht anzunehmen. Die Milch ist ein reines Drüsenprodukt der Brustdrüse; diese funktioniert wie andre Drüsen unsers Körpers, wie Niere, Leber, Speicheldrüsen: der Uebergang von Keimplasma in die Milch ist absolut ausgeschlossen. Wäre die Möglichkeit der Erwerbung von Charaktereigenschaften gegeben, beispielsweise durch eine Amme, dann müßte man allerdings in der Auswahl einer solchen Person noch viel vorsichtiger sein, als man es jetzt schon ist; dann wäre es aber auch am Ende um uns alle schlecht bestellt, die wir seit unsrer frühesten Kindheit Kuhmilch hektoliterweise konsumiert haben.

Auch hier ist eine kräftige, naturgemäße Ernährung, vernünftige Lebensweise und mäßige Arbeit das Wichtigste. Daß man übrigens in der Ernährung der stillenden Mütter, selbst in der Darreichung von Arzneien, sogar von Morphium und Opium, nicht so ängstlich zu sein braucht, habe ich schon vor fünfundzwanzig Jahren durch Versuche, die hier an der Hebammenschule ausgeführt wurden, gezeigt.

Ziehen wir nun die Schlüsse aus dem von der Wissenschaft gebotenen Material für das praktische Leben, so ergibt sich als oberster Leitsatz die unbedingte Abhängigkeit des werdenden Kindes von dem körperlichen und geistigen Wohlbefinden, der körperlichen und geistigen Schonung der Mutter. Der folgenschweren Wichtigkeit dieses Zusammenhanges hat auch der Gesetzgeber Rechnung getragen. Durch die Gewerbeordnung ist schon längst für das ganze Reich bestimmt, daß Wöchnerinnen vier Wochen nach ihrer Niederkunft überhaupt

nicht in der Fabrik beschäftigt werden dürfen und in den zwei folgenden Wochen nur mit der zustimmenden Erlaubnis eines Arztes. Das Krankenversicherungsgesetz hat im Juni 1904 folgende Bestimmung neu dazu eingeführt: „Frauen, welche die Niederkunft erwarten, kann eine der Wöchnerinnenunterstützung gleiche Unterstützung wegen der durch den Zustand bedingten Erwerbsunfähigkeit bis zur Dauer von sechs Wochen gewährt werden."

Leider ist diese Bestimmung fakultativ und deshalb bisher von keiner Kasse eingeführt worden. Hier wäre es eine dankbare Aufgabe der Frauenvereine, dahin zu wirken, daß die Bestimmung entweder von allen Krankenkassen eingeführt oder durch Reichsgesetz obligatorisch wird. Aber auch diese Bestimmung ist zu beschränkt, sie gilt nur für Fabrikarbeiterinnen, die es allerdings samt ihren Kindern nach meinen Ausführungen am nötigsten haben, gilt aber nicht für Wäscherinnen, Dienstmädchen u. s. w. Und doch ist der Einfluß der Arbeitsweise der Mutter oder wenigstens der gemäßigten Arbeit in dieser Zeit mit Zahlen bewiesen, und die Schonung vor der Geburt im Interesse des Kindes gerade so wichtig wie nach derselben.

Auf diesem Gebiet bleibt demnach noch vieles zu wünschen und sicherlich manches zu erreichen.

Man wird mir nun allerdings einwenden, es gäbe ja Krippen, wo die arbeitende Mutter ihr Kind für den Tag versorgt hat. Dann hat aber die Frau, wenn sie müde von der Arbeit heimkommt, noch für der Familie Ernährung, des Hauses Reinlichkeit u. s. w. zu sorgen, von der Erziehung größerer Kinder gar nicht zu sprechen.

Zum Glück mehren sich heute die Stimmen, die laut bekennen, daß die Frau unmöglich Mutter- und Hausfraupflichten mit voller Erwerbsfähigkeit verbinden kann.

In seinem bekannten Buch „Die Frau" vertrat Bebel, geblendet von der Morgenröte einer scheinbar vielversprechenden neuen Zeit (vor zirka zwanzig Jahren), die Anschauung, die Frau könne bei gleicher Erziehung wie der Mann in mehreren Berufsarten zugleich tätig sein, Arbeiterin in einem Gewerbe, Erzieherin, Pflegerin, Künstlerin, Beamtin u. s. w., alles zu gleicher Zeit.

Ich glaube kaum, daß Herr Bebel heute noch diese Anschauungen aufrechterhält.

Dagegen stimme ich Elsbeth Krukenberg zu, wenn sie in dem jüngst erschienenen Buche „Die Frauenbewegung, ihre Ziele und Bedeutung" ausspricht: „In unsrer Zeit immer mehr spezialisierender Arbeit bedeutet die Hausfrauenarbeit viel, bedeutet eine den ganzen Menschen umfassende, ihn harmonisch entwickelnde, ihn körperlich und geistig gleichmäßig beanspruchende Tätigkeit."

Und überaus wohltuend berührt es, wenn auf dem letzten Deutschen Frauentag in Halle Frau Marianne Weber in ihrem Vortrag über Frauenberuf und Ehe sich folgendermaßen ausspricht: „Eine dem Umfang nach der des Mannes auch nur annähernd gleiche Berufstätigkeit der Ehefrau fordert den Verzicht auf Erfüllung ihrer Mutterpflichten. Dadurch werden aber nicht nur die Kinder be-

nachteiligt, sondern sie selbst läuft Gefahr, an ihrer besten Qualität zu verlieren."

Man hat deswegen von verschiedenen Seiten vorgeschlagen, zur Vereinfachung der Arbeit Genossenschaftsküchen und gemeinschaftlichen Haushalt zu errichten, um Zeit und Geld zu sparen. Frau Weber wendet dagegen mit Recht ein, daß es unzweckmäßig sei, die Auflösung des Einzelhaushaltes herbeizuführen, um den Frauenmassen die Teilnahme an den proletarischen Lohnarbeiten zu ermöglichen. Es müsse vielmehr die ökonomische Selbständigkeit aller der Frauen, die in der Ehe auf selbständigen Gelderwerb verzichten müssen, besser als bisher durch das Gesetz geschützt werden. Es ist sicher berechtigt, die aus der Ehe der Frau erwachsenden Pflichten auch als Berufspflichten zu werten, aus deren Erfüllung jeder Frau ein Anrecht auf Lebensunterhalt erwächst. Allerdings müßten dann auch die Frauen der einfachen Stände durch Kurse für den Beruf der Hausfrau besser vorbereitet sein; ebenso aber auch für den der Mutter. Kurse über Wartung, Pflege und Ernährung der Kinder besucht niemand, und doch wäre das viel wichtiger als die vielen Vorträge über Kunstgeschichte, Aesthetik u. dgl., die unsre jungen Mädchen hören, um sich dann in den so wichtigen Fragen der Pflege, Ernährung u. s. w. der Kinder angeblich erfahrenen Wärterinnen unterzuordnen, deren Unwissenheit nur noch von ihrer Einbildung übertroffen wird.

Die Ausführung solcher Pläne verspricht hohen Erfolg, wenn wir auch heute noch nicht auf sofortige Erfüllung aller dieser Wünsche hoffen können. Jedenfalls aber hat der Staat das größte Interesse daran, die werdenden Mütter zu schützen und ihnen ihre Aufgabe zu erleichtern. Die Mutter ist der wichtigste Faktor im Leben der Frucht, des Säuglings und des heranwachsenden Kindes. Mit Recht sagt J. de Maistre: „Alle großen Männer haben bedeutende Mütter gehabt, kein tüchtiger Mann hatte eine Närrin zur Mutter; und Adele Crepaz widmet, von gleicher Anschauung ausgehend, in ihrem Buche „Mutterschaft und Mütter" berühmten Frauen als Müttern ein eignes Kapitel.

Für den Staat und die Gemeinde ist demnach der Mutterschutz Aufgabe und Pflicht, und wo dessen Kraft und Mittel nicht reichen, muß die werktätige Liebe der Frauenvereine eingreifen.

Ich möchte gewiß nicht mißverstanden werden. Um keinen Preis möchte ich es im allgemeinen befürworten, durch Maßnahmen die Zunahme der Bevölkerung zu begünstigen; diese ist in Deutschland mehr als genügend groß. Aber man tut so viel für gute Pferdezucht, Fischzucht u. s. w., warum sollte der Staat nicht auch etwas für diejenigen übrighaben, die ihm seine Männer und Frauen zur Welt bringen und die gezwungen sind, durch zu anstrengende Arbeit ihre Nachkommenschaft zu schädigen. Nicht auf Vermehrung der Quantität, auf Hebung der Qualität, auf Verbesserung der Kinderzucht kommt es bei uns an.

Wenn man aber Staat, Gemeinden und Vereine zum Schutz der Mütter und ihrer Kinder anrufen muß, so gilt das nur für die mittellosen Stände. In den höheren Gesellschaftsklassen hat jede Mutter es in der Hauptsache selbst in

der Hand, körperlich und geistig gesunde Kinder zur Welt zu bringen. Wie wichtig das ist, zeigt Ihnen die Statistik, die nachweist, daß die Entwicklung des Kindes im Augenblick der Geburt von maßgebendem und bestimmendem Einfluß auf seinen Gesundheitszustand überhaupt und speziell während der Kinderjahre ist. Nur gar zu oft hat der Frauenarzt Gelegenheit zu konstatieren, wie sehr gegen die einfachsten Regeln der Mutterhygiene gesündigt wird, wenn die jungen Frauen in solcher Zeit sich das Reiten, Radfahren, Tanzen und Bergpartien nicht versagen können, sich falsch ernähren oder durch das Tragen unzweckmäßiger Kleidungsstücke dem Kinde schaden. Ferner zeigt das Beispiel der in künstlerischen und geistigen Berufen tätigen Mütter, wie notwendig die geistige Ruhe der Mutter für das keimende Leben ist. In unsrer Zeit des Hastens in Leben und Beruf, des Hastens und der Unruhe im Vergnügen kann dieser Punkt nicht genügend betont werden. Wie manches Kind erhält durch solch fehlerhaftes Verhalten der Mutter als Erbteil in die Wiege eine schwere Anlage zur Nervosität, an der es sein ganzes Leben zu tragen hat. —

Möchten doch alle jungen Mütter die sich hieraus ergebenden Schlußfolgerungen recht beherzigen. Die große Verantwortlichkeit, die Pflichten, die der werdenden Mutter obliegen, können nicht ernst, nicht heilig genug genommen werden. Ich habe Ihnen gezeigt, wie sehr das Kind von Gesundheit und Lebensweise seiner Mutter abhängig ist. Die Natur legte gleichzeitig in jede Mutterseele den Keim zum stärksten aller Gefühle, der Mutterliebe. Aus dieser Quelle sollen die jungen Mütter die Kraft schöpfen, ihren ernsten Pflichten gerecht zu werden und die damit verbundenen Unbequemlichkeiten sieghaft zu überwinden. Ist dann ein gesundes Kind zur Welt gebracht, hört die Mutter nach all den oft mühevoll durchlebten Monaten, den ausgestandenen Qualen den ersten kräftigen Schrei ihres Kindes, der ihr schöner klingt als die herrlichste Musik, wie groß muß da ihre Befriedigung sein, wenn sie sich sagen kann: das ist zum größten Teil mein Verdienst! Also ihr Frauen der schwäbischen Heimat, gedenket eurer Pflicht! Sollt ihr Mütter werden, so werdet rechte, treue Mütter, getragen und gestärkt durch das heilige Gefühl der Mutterliebe! Dann braucht uns nicht bange zu werden um die Zukunft unsers Landes; schon Lykurg sagt:

Im Schoße blühender Weiber liegt die Kraft eines Volkes geborgen.

Tagebuchblätter aus dem Jahre 1884

Von

Freiherr von Cramm-Burgdorf

11. Januar.

Heute hatte ich eine lange Audienz beim Herzog Wilhelm. Ich ging, wie gewöhnlich, ein Viertel nach 10 Uhr ins Schloß, ließ mich vom Kammerdiener melden und wurde sofort empfangen. Der Herzog war besonders liebenswürdig und gesprächig. Unter anderm kam er auch darauf, daß er sich nicht vermählt habe, obgleich man im Lande seine Vermählung so sehr gewünscht habe. „Ja sehen Sie, mon cher, für mich war das mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Jede Prinzeß, die man mir aufhängen wollte, mochte ich nicht. Ich habe meinen eignen Geschmack. Und dann war es schlimm, daß man an den Höfen, wo ich wohl Neigung gehabt hätte eine Verbindung einzugehen, mich immer als eine Art Louis Philippe ansah. Und so ist es gekommen, daß ich unvermählt geblieben bin.“ Auch auf das Regentschaftsgesetz kam der Herzog zu sprechen und drückte seine Freude darüber aus, daß diese wichtige Angelegenheit sich so glatt im Landtage zu allgemeiner Befriedigung erledigt habe.

*

20. Januar.

Gestern besuchte ich in Hannover Frau von Skripizine, geborene Schulte, die im beständigen Verkehre mit der Königin Marie von Hannover und dem Hofe des Herzogs von Cumberland in Gmunden steht. Sie sagte mir, daß man in Gmunden den sehr bedenklichen Gesundheitszustand des Herzogs Wilhelm wohl kenne und sich auf eine Katastrophe hoffentlich einrichte. Die Aerzte nehmen eine Verkalkung der Arterien beim Herzoge an.

*

24. August.

Mit General Hilgers, der bei mir einquartiert, spreche ich oft über die Zukunft des Herzogtums. Da der Gesundheitszustand des Herzogs immer bedenklicher wird, muß man auf das Schlimmste vorbereitet sein. Ich sagte dem General, daß ich keinen Augenblick bezweifle, es würde das Regentschaftsgesetz in Kraft treten. Ich hätte mit dem Prinzen Gustav Ysenburg, der bis zu seinem am 1. Januar 1883 erfolgten Tode preußischer Gesandter in Oldenburg und Braunschweig war, so oft über unsre braunschweigischen Angelegenheiten eingehend und vertraulich gesprochen, daß ich nicht zweifeln könne, die preußische Regierung würde, ebenso wie die übrigen deutschen Regierungen, die Rechtsbeständigkeit des Regentschaftsgesetzes und seine Konsequenzen anerkennen.

Dem Baron Hilgers schien aber die Sache nicht so sicher.

*

12. September.

In der letzten Zeit hatte ich wieder in bezug auf die bevorstehende Reichstagswahl allerlei politische Besprechungen und Wählerversammlungen. Auf einer

solchen in Wolfenbüttel wurde beschlossen, daß die Reichspartei für diesmal im zweiten braunschweigischen Wahlkreise einen eignen Kandidaten nicht aufstellen wolle, sondern ihre Mitglieder auffordern, dem Kandidaten der Nationalliberalen Senator Römer in Hildesheim ihre Stimmen zu geben. Gestern habe ich Herrn Römer besucht und verständigten wir uns leicht über sein Programm.

Daß ich als Kandidat der Deutschen Reichspartei im dritten braunschweigischen Wahlkreise Holzminden-Gandersheim auftreten sollte, wurde auch festgemacht.

Eine Verständigung mit der Nationalliberalen Partei im dritten Wahlkreise war aber nicht zu erreichen. Man wollte den eignen Kandidaten nicht aufgeben und keine Rücksicht nehmen auf das Entgegenkommen meiner Partei im zweiten Wahlkreise.

Daß ich wieder als Junker, Pfaffenknecht bekämpft werden würde, stand schon fest, zweifelhaft war nur, ob ich als „enragierter Welfe" oder als Verräter des Königs Georg bezeichnet werden solle. Ein guter Bekannter sagte mir: „Ach, hießest du doch Meier oder Müller, dann garantierte ich dir sofort eine kolossale Majorität. Der Freiherr von Cramm erscheint aber unsern ehrsamen Philistern als der schwärzeste Reaktionär. So populär dich deine Tätigkeit im Landtage gemacht hat — gegen diese Vorurteile ist schwer anzukämpfen. Du weißt ja, gegen was Götter selbst vergebens ankämpfen. Aber was soll man dazu sagen, wenn selbst Beamte in Wahlversammlungen öffentlich behaupten, die Konservativen gingen darauf aus, Zehnten, Frohnden und Herrendienste wieder einzuführen."

*

12. Oktober.

Die Nachrichten aus Sibyllenort lauten immer trostloser. Man kann sich nicht darüber täuschen, daß wir dicht vor der Katastrophe stehen.

Schon vor mehreren Tagen bat mich die Redaktion der „Schlesischen Zeitung", ihr einen Artikel über den Herzog Wilhelm zu schreiben, der sofort nach dem Tode erscheinen sollte. Es war mir eine schwere Aufgabe, aber da ich weiß, daß die großen Zeitungen dergleichen vorrätig haben müssen, um sofort nach dem Tode Passendes zu bringen, habe ich meinen Artikel auch eingesandt.

*

18. Oktober.

Als ich heute früh gegen 8 Uhr von Steterburg kommend in Braunschweig eintraf, fand ich die größte Erregung. Von allen Seiten wurde mir zugerufen: „In der Nacht ist der Herzog gestorben: was wird nun mit uns?" Obgleich ich ja seit Wochen auf diesen Ausgang vorbereitet war, erschütterte mich die Nachricht doch aufs tiefste.

Von allen Seiten richtete man an mich die Frage: „Was halten Sie von unsrer Zukunft? wird Braunschweig selbständig bleiben? wird Preußen die Hand auf unser Land legen?" Ich hatte immer nur eine Antwort: „Ohne Zweifel bleiben wir selbständig, ohne Zweifel tritt das Regentschaftsgesetz in Kraft, wenn wir nur ruhig und unentwegt auf dem geschaffenen Rechtsboden

stehen bleiben. Die Rechte des Herzogs von Cumberland sind unbestritten, aber ebenso unbestreitbar ist es, daß er die Regierung in Braunschweig nur übernehmen kann, wenn er vorher mit Preußen Frieden geschlossen. Der Weg von Gmunden nach Braunschweig führt nur über Berlin!"

*

20. Oktober.

Mein Artikel über den Herzog Wilhelm ist in der „Schlesischen Zeitung" erschienen und hat großen Beifall gefunden. Gestern abend war ich nach Hannover gefahren und besuchte heute früh den Oberhofmarschall Malortie, um mit ihm die Lage des Herzogtums und die etwaigen Aussichten des Herzogs von Cumberland zu besprechen. Herr von Malortie, der als Hausminister des Königs Georg die Katastrophe von 1866 erlebt hat und einer der klügsten und unbefangensten Männer Hannovers ist, glaubt nicht, daß von seiten des Herzogs von Cumberland die für eine Aussöhnung mit Preußen unumgänglich nötigen Schritte getan werden würden, erklärte aber, daß er direkte Verbindung mit Gmunden nicht habe und seine Schlüsse nur aus seiner allgemeinen Kenntnis der in Frage kommenden Persönlichkeiten zöge.

*

22. Oktober.

Gestern nachmittag fuhr ich nach Harzburg, um dort eine Wahlversammlung abzuhalten. Sie verlief sehr günstig und man erinnerte sich mit Vergnügen der Wahlversammlung, die ich am 31. August 1878 in Harzburg abgehalten hatte. Damals, zu einer meiner Ueberzeugung noch absolut hoffnungslosen Kandidatur gezwungen, hatte ich meine Rede begonnen: „Meine Herren, wenn Sie glauben, daß ich gekommen bin, Sie um Ihre Stimmen zu bitten, dann irren Sie sich! Ich weiß ganz genau, Sie geben sie mir doch nicht! Es ist aber für mich, der ich seit langen Jahren dem Vaterlande fern war, von großem Interesse, mich mit Ihnen über unsre politischen Verhältnisse auszusprechen. Sollte schließlich der eine oder andre aber in seinem Gewissen Bedenken tragen, dem Freiherrn von Stauffenberg seine Stimme zu geben, so mag er sie mir ja immerhin geben." Ich hatte dann meine politischen Anschauungen entwickelt, und kamen am Schlusse der Versammlung eine Menge Leute zu mir, um mir zu sagen, daß sie mich sonst sehr gern wählen würden, daß es aber durchaus nötig sei, Herrn von Stauffenberg, der bei der Hauptwahl in seinem alten Kreise durchgefallen sei, in den Reichstag zu bringen, wo man ihn nicht entbehren könne. Eine solche Wahlversammlung sei wohl noch nie dagewesen.

*

24. Oktober.

Im Landtage wurde heute die von der staatsrechtlichen Kommission entworfene Antwort auf die Eröffnungsrede des Regentschaftsrats en bloc angenommen.

Der Staatsminister Graf Goertz-Wrisberg teilte der Versammlung mit, daß am 18. abends der Graf Adolf Grote im Auftrage des Herzogs von Cumber-

land dessen Patent über seinen Regierungsantritt dem Staatsministerium überbracht habe mit dem Auftrage, dasselbe zu kontrasignieren und zu veröffentlichen. Das Staatsministerium habe das mittels Schreiben vom 20. Oktober abgelehnt und sämtliche Schriftstücke in Abschrift Seiner Majestät dem Kaiser zugehen lassen. Das Staatsministerium werde jeder Störung der bestehenden Regierung des Regentschaftsrats energisch entgegentreten. Der preußische Gesandte von Normann habe ihm mitgeteilt, daß von seiten des Kaisers und des Fürsten Bismarck die Haltung des Regentschaftsrats und des Landes vollste Billigung finde.

Ich hatte Herrn von Normann, der wie ich in Schraders Hotel Wohnung genommen, schon früh begrüßt und mich mit ihm über die Zukunft des Herzogtums ausgesprochen. Herr von Normann, der seit langen Jahren dem Kronprinzenpaare nahesteht, bezweifelt nicht, daß sich die Verhältnisse des Landes auf Grund des Regentschaftsgesetzes in vollster Ruhe ordnen werden. An eine Bereitwilligkeit des Herzogs von Cumberland, seinen Frieden mit Preußen zu schließen, glaube man in Berlin nicht.

Braunschweig sieht aus wie ein großes Trauerhaus, kaum ein Gebäude ohne Trauerschmuck. Die Damen, die man auf den Straßen sieht, sind schwarz gekleidet, die Herren tragen Flor um Hut und Arm. Ueberall tiefe aufrichtige Betrübnis. Ich fürchte, daß die Stimmung sehr umschlagen wird, wenn man den Inhalt des vom Herzoge hinterlassenen Testaments erfährt. Das Testament ist auf die erste und dritte Seite eines kleinen Briefbogens eigenhändig geschrieben. Erben sind der König Albert von Sachsen und der Herzog von Cumberland. Weder für das Land noch die Stadt Braunschweig ist das geringste ausgesetzt. Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß der Herzog die Absicht gehabt hat, noch ein andres Testament zu machen. Verschiedene Entwürfe sind ihm zu verschiedenen Zeiten vorgelegt. Auch hat er dem früheren Oberbürgermeister Caspari wiederholt zu erkennen gegeben, daß er die Stadt Braunschweig bedenken werde. Der Herzog war überzeugt, daß er ein sehr hohes Alter erreichen werde. Mir selbst hat er wiederholt gesagt: „Sie sollen sehen, ich werde noch neunzig Jahre alt.“ An den Tod dachte er nicht gern, und das unglückliche Papier, dessen Rechtsgültigkeit wohl von den Intestaterben bestritten werden wird, behält schließlich seine Geltung.

Daß der Herzog ohne jeden juristischen Beirat das Testament gemacht hat, ist klar. Es fehlt jede Erbeinsetzung. Er hinterläßt dem Prinzen Ernst von Hannover sein gesamtes Privatvermögen und seine Häuser zu Wien, Hietzing und Richmond, dem Könige Albert von Sachsen seinen gesamten Grundbesitz in Schlesien. Mit dem gesamten Privatvermögen, das der Herzog von Cumberland haben soll, ist ohne Zweifel das Kapitalvermögen gemeint. Für seine schlesischen Beamten hat der Herzog in wahrhaft fürstlicher Weise gesorgt.

*

30. Oktober.

Das unglückselige Testament! Ich hatte vorausgesehen, wie die Stimmung in Stadt und Land umschlagen würde, wenn der Inhalt des Testaments unter

die Leute käme. Man mag noch so oft darauf hinweisen, daß der Herzog ohne Zweifel die Absicht gehabt habe, noch andre Bestimmungen zu treffen, als sie in dem vorgefundenen Papiere, das man kaum ein Testament nennen könne, sich finden, der Groll bleibt und zeigt sich in demonstrativer Weise. Die Trauerfahnen sind eingezogen, die schwarzen Kleider verschwinden von der Straße, der Flor wird von Hut und Arm gerissen. Man hatte im Publikum mit Sicherheit darauf gerechnet, daß der Stadt wenigstens Schloß und Park von Richmond zufallen würden, daß der Herzog einige Stiftungen gemacht hätte zugunsten des Landes und der Hauptstadt. Daß er scheinbar so gar nicht seiner treuen Untertanen gedacht hatte, schmerzte tief. Von einigen Leuten soll die Sache dadurch erklärt werden, daß der Herzog den Braunschweigern das Jahr 1848 nicht habe vergessen können. Ich halte das für gänzlich falsch. Ich habe in den letzten Jahren den Herzog so oft und über so vielerlei gesprochen, habe aber nie auch nur eine Andeutung darüber gehört, daß er irgendeinen Groll gegen Stadt oder Land Braunschweig hege. Im Gegenteil hat er mir gegenüber sich oft sehr anerkennend über die Haltung und Stimmung des Landes ausgesprochen. Aber augenblicklich hilft nichts gegen die herrschende Mißstimmung, und erst die Zeit wird vergessen lassen, was für Beschwerden die Braunschweiger in ihren Herzen gegen ihren alten Herzog erheben.

*

10. November.

Die Zeit ist nun wieder ganz ausgefüllt durch politische Konferenzen, eine enorme Korrespondenz und Wahlversammlungen, da die Stichwahl naht. Die Stellung zur braunschweigischen Frage spielt dabei eine Hauptrolle. Ueber diesen Punkt besteht aber Einverständnis zwischen meinem Gegenkandidaten und mir. Baumgarten hat im Landtage in allen wichtigen Fragen mit mir zusammengestimmt, was ihn aber nicht abhalten wird, in seinen Wahlreden mich kräftig anzugreifen. Ich habe mir vorgenommen, nichts gegen ihn zu sagen und mich lediglich darauf zu beschränken, die politische Stellung zu erklären, die ich in deutschen und braunschweigischen Fragen einnehme und eventuell im Reichstage natürlich betätigen würde. Mir ist das Parteigezänk gründlich zuwider.

*

15. November.

Obgleich noch nicht aus allen Wahlorten die Nachrichten über das Resultat der Stichwahl von gestern vorliegen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, daß der Kandidat der Freisinnigen, Landgerichtsdirektor Baumgarten, als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen wird. Ich freue mich der Ruhe, die nun endlich eintreten wird, und benutze die freie Zeit, um meine alten Freunde zu besuchen. Oft bin ich mit General Hilgers zusammen, und wir erinnern uns lebhaft unsrer Gespräche über die Zukunft des Herzogtums. Herr von Hilgers erkennt immer wieder an, daß ich die Verhältnisse absolut richtig beurteilt hätte.

*

26. November.

Am vorigen Sonntag traf der Oberjägermeister von Kalm hier ein und besprach ich mit ihm eingehend unsre politische Lage. Kalm ist sehr optimistisch. Er ist überzeugt, daß der Herzog von Cumberland in der Lage sein wird, die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche seinem Regierungsantritte hier entgegenstehen. Kalm, der noch von einer merkwürdigen Frische und Lebhaftigkeit ist, wird es nicht schwer, zwischen Gmunden und hier so oft hin und her zu fahren, als es ihm im Interesse der von ihm vertretenen Sache nötig erscheint.

Am Montag nahm ich teil an der Beerdigung der Frau von Schleinitz, der Witwe des Staatsministers Freiherrn von Schleinitz. Sie ist zweiundachtzig Jahre alt geworden und hat ihren Gemahl achtundzwanzig Jahre überlebt. Von den beiden Brüdern des Staatsministers, Julius und Alexander, lebt nur noch der letztere, der Hausminister Graf Schleinitz. Julius ist im Jahre 1865 als Regierungspräsident in Trier gestorben. Unser Minister war von den drei Brüdern der bedeutendste und verdankt das Herzogtum ihm unendlich viel. Ueber fünfundzwanzig Jahre war er Minister und die Seele des Staatsministeriums. In diesen Tagen waren in Angelegenheiten der Erbschaft des Herzogs Wilhelm Windthorst, Brüel und der Oberfinanzrat Kniep, der finanzielle Ratgeber des Herzogs von Cumberland, hier. Ich habe von den Herren nur Kniep gesehen.

*

1. Dezember.

Gestern fuhr ich auf Einladung des Herzogs von Altenburg nach Altenburg. Seine Hoheit interessierte es sehr, direkte Nachrichten aus Braunschweig zu haben. Bei seiner nahen Verwandtschaft mit dem hannoverschen Hause beobachtet er die Entwicklung der braunschweigischen Verhältnisse mit großer Teilnahme. Indes irgendwelchen Einfluß auf den Herzog von Cumberland wird der Herzog schwerlich ausüben können. Die hohen Herren sind ja auch in solchen Beziehungen besonders vorsichtig. Die Frau Herzogin war die Güte und Liebenswürdigkeit selbst. Leider ist sie so taub geworden, daß man selbst durch das kleine Hörrohr sich nur schwer verständlich machen kann. Die Antworten auf ihre Fragen oder sonstige Mitteilungen muß man meist auf ein Blatt Papier schreiben. Die Herzogin erinnert sich noch immer freundlich unsers gemeinsamen Aufenthalts in Rom.

*

10. Dezember.

Der Oberjägermeister von Kalm ist zurück aus Gmunden, wo er natürlich auf das herzlichste aufgenommen wurde. Er kann nicht genug die Liebenswürdigkeit und die Huld des Herzogs und der Herzogin rühmen. Er ist entzückt von den lieblichen vier Kindern, von denen das jüngste kaum ein halbes Jahr alt ist. Herr von Kalm ist nach wie vor überzeugt, daß der Herzog den festen Willen habe, die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und seinen Einzug in Braunschweig zu halten. Sowie man aber nach bestimmten

Erklärungen des Herzogs fragt, hat Herr von Kalm keine Antwort, und ich habe aus allem, was er mir mitgeteilt, bis jetzt noch nicht entnehmen können, daß der Herzog seinen Standpunkt irgendwie verändert hätte. Herr von Kalm will mit seiner Gemahlin den größten Teil des Winters hier in Schraders Hotel verleben, was für mich eine ganz besonders angenehme Aussicht ist.

*

15. Dezember.

Das Testament des hochseligen Herzogs beschäftigt noch immer die Gemüter. Wenn die letztwilligen Verfügungen nunmehr auch durch das Herzogliche Landgericht als Testament anerkannt sind und Seine Majestät der König Albert von Sachsen, der auch als Erbe, nicht als Legator angesehen wird, die Erbschaft angetreten hat, dasselbe auch in kurzer Frist von dem Herzoge von Cumberland zu erwarten ist, so werden, wie es scheint, doch allerlei schwierige Verwicklungen entstehen, da die sehr kurze Fassung des Testamentes eine Menge Zweifel aufkommen läßt. So ist u. a. bekanntlich dem König Albert von Sachsen der gesamte schlesische Grundbesitz des Herzogs Wilhelm hinterlassen. Wie aber steht es mit dem Inventar der Schlösser in Schlesien? Ist die ganze sehr wertvolle Einrichtung des Schlosses Sibyllenort als auch dem Könige von Sachsen zugehörig anzusehen, oder sollten ihm nur die Res immobiles zufallen? Wer hat nach Absicht des Herzogs Wilhelm eventuell die Pensionen an die schlesischen Beamten zu leisten? Beide Erben gemeinschaftlich oder nur der König von Sachsen?

Der ganze Verwaltungsapparat, für den bisherigen gesamten Besitz des Herzogs eingerichtet, ist für die nunmehrigen königlich sächsischen Besitzungen zu groß, und es erscheint billig, daß nicht der König von Sachsen allein jene Lasten zu übernehmen hat. Man könnte sogar zu der Schlußfolgerung kommen, daß, da der Herzog von Cumberland „das gesamte Privatvermögen“ des Herzogs Wilhelm erbt, der König von Sachsen nur auf eine Res certa eingesetzt ist, die nicht ausdrücklich belastet, er auch alle Lasten allein zu tragen habe.

Nicht minder schwierig wird es in Braunschweig sein, festzustellen, was zu der Erbschaftsmasse gehört, was nicht. Der Kurator der Erbschaft wollte den gesamten Marstall, das Silber, Leinenzeug mit als zur Erbschaft gehörig in Anspruch nehmen, doch ist von seiten des Regentschaftsrats Widerspruch dagegen erhoben und die Behauptung aufgestellt, alle jene Dinge gehörten zu der herzoglichen Hofhaltung. Der Kurator hat sich vorläufig gefügt, was aber nicht ausschließt, daß die erhobenen Ansprüche eventuell im Wege Rechtens doch noch verfolgt werden.

Es ist zu hoffen, daß durch Vergleich die großen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden; andernfalls werden sehr langwierige kostbare Prozesse entstehen, über deren Ausfall es schwer sein möchte, heute schon irgendeine bestimmte Meinung auszusprechen.

Die Nachrichten, welche die „Wiener Deutsche Zeitung“ über in Hietzing aufgefundene bedeutende Summen aus der Nachlassenschaft des Herzogs Wilhelm

bringt, sind trotz der „besten Quelle“, aus der sie geschöpft haben will, nicht korrekt. Es ist erstens unrichtig, daß niemand das Vorhandensein des Geldes geahnt habe. Im Gegenteil wußte man ganz genau, daß wie in Braunschweig so auch in Hietzing Herzog Wilhelm stets eine große Summe in bar vorrätig halte. Die Höhe der Summe kannte natürlich niemand. Gefunden haben sich in der eisernen feuerfesten Kasse in Hietzing 407 000 Franken in Tausendfrankenscheinen und Gold sowie 60 000 Mark in Tausendmarkscheinen. Außerdem waren bei einem der Beamten 40 000 Gulden in Wertpapieren vorhanden.

Heinrich Heine

Zu seinem fünfzigsten Todestag

Von

Alfred Scheler, Oberlandesgerichtsrat a. D. (München)

Mit dem 17. Februar 1906 schloß sich ein Halbjahrhundert über Heinrich Heines Grab. In fremder Erde, auf einem Kirchhof zu Paris fand nach wechselvoller Pilgerfahrt der deutsche Dichter seine letzte Ruhestätte. Reich an Ehren und an Ruhm, aber auch reich an Schmerzen und Enttäuschung war sein vielbewegtes Leben. Den Becher der Freude, aber auch den Kelch des Leidens hat er bis zur Neige geleert. Von Freunden geliebt und verehrt, von Feinden gehaßt und verfolgt, ist der Meinungen Streit über Heinrich Heines Wesen und Bedeutung in der Geschichte der deutschen Literatur auch mit seinem Tode nicht verstummt. Auf ihn findet Schillers Wort über Wallenstein Anwendung: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Heine fand unverständige Lobredner und verblendete Verkleinerer, aber auch objektive Kritiker und Biographen von seltenem Werte. Daß er zu den größten deutschen Lyrikern zählt, darüber kann ein ernsthafter Streit wohl kaum mehr bestehen, und wie ein Literarhistoriker mit Recht bemerkt, ist Heines Einfluß auf die deutsche Lyrik der Nachwirkung der Schillerschen Dramatik zu vergleichen. Schon durch diese Tatsache allein dürfte der Versuch fanatischer Feinde, Heine allen eigentlichen Wert für die Literatur abzusprechen, als erledigt gelten. Aber freilich, welche Bedeutung dieser merkwürdigen Individualität zukommt, in der sich die mannigfachsten Extreme begegnen, wird allerdings ein vielumfochtenes Problem noch für Generationen bleiben.

Die Krone der Heineschen Dichtungen ist das „Buch der Lieder“. Hier erklingt des Sängers Harfe in wunderbaren, noch nie gehörten Akkorden, die mit magischer Gewalt an die verborgensten Tiefen unsrer Seele rühren. Was die Romantiker theoretisch verlangten, aber praktisch vergeblich erstrebten — bemerkt scharfsinnig und geistvoll des Dichters trefflicher Biograph Adolf Strodtmann —,

ein freies Sichausleben der Individualität in harmonisch künstlerischer Gestaltung, dies rätselhafte Problem wurde von Heinrich Heine mit genialer Sicherheit, fast wie in anmutigem Spiele gelöst. Auf Flügeln des Gesanges zogen seine Lieder in den Herzen des Volkes ein. Ohne Ueberhebung konnte er sagen:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
Wird auch der meine genannt.

Unter den Tondichtern, die sich Heinesche Lieder zum Texte gewählt, glänzen die Namen: Richard Wagner, Franz Schubert, Schumann, Mendelssohn, Liszt, Rubinstein, Löwe u. a. Unter jenen Dichtern, deren Lieder in Tönen erklingen, steht Heine obenan. So wurde beispielsweise, ausweislich des Liederkataloges der Musikalienhandlung Challier in Berlin, das Lied „Du bist wie eine Blume" hundertundsechzigmal, „Leise zieht durch mein Gemüt liebliches Geläute" dreiundachtzigmal, „Ein Fichtenbaum steht einsam im Norden auf kahler Höh'" siebenundsiebzigmal komponiert.

Ueber fünfzig große Auflagen hat das „Buch der Lieder" bei Hofmann & Campe bis zur gesetzlichen Freigabe der Heineschen Werke erlebt.

Nicht nur in Deutschland, fast in allen zivilisierten Ländern erklingen Heinesche Lieder, sind ja seine Dichtungen in die verschiedensten Sprachen übertragen — selbst das ferne Japan hat eine Uebersetzung des „Buches der Lieder" aufzuweisen! In Heines vielfach von Weltschmerz durchwehter Lyrik wechselt nicht selten zarteste poetische Stimmung mit Ironie oder mit einer zuweilen ins Zynische übergehenden Satire. Die psychologische Erklärung hierfür liegt in Heines Bestreben, seine schwärmerischen Gefühle durch die Ironie zu überwinden: Diese war ihm Bedürfnis, ein Produkt momentaner Notwendigkeit, geradezu eine Befreiung. „Und wenn es eine Krone gälte," sagt Ludwig Börne von ihm, „er kann keinen Spott, kein Lächeln, keinen Witz unterdrücken." Wohl am treffendsten beurteilt Heine sich selbst, wenn er sagt: „Mein Mund spräch' vielleicht noch ein höhnisches Wort, während ich sterbe vor Schmerzen."

Ursprünglich war er ein begeisterter Anhänger der Romantik, zu deren Wesen die Ironie ja gehörte; später wurde diese Richtung mit allen Waffen der Satire von ihm bekämpft, während er zugleich als Bahnbrecher einer neuen Schule, der modernen deutschen Lyrik, auftrat. In dieser Doppelbedeutung wird er auch von den Literarhistorikern charakterisiert, die in ihm zugleich den Vater des neueren Realismus und Impressionismus erblicken. Trotz seiner Bekämpfung der Romantik gelang es ihm aber niemals, sich gänzlich von ihr loszulösen.

Bei Beurteilung von Heinrich Heines rätselvoller Persönlichkeit müssen wir uns seines Ausspruches erinnern: „Es gibt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird, darüber zu urteilen." Ein solches Herz besaß er selbst. In dem Sänger, der die zartesten Saiten der Menschenbrust anzuschlagen wußte, tobten mächtig die Stürme sinnlicher Leidenschaft. Und auch diese weckten ein Echo in

seinen Poesien. Heine war eine Tannhäusernatur. Dieser Vergleich veranschaulicht vielleicht am besten sein ganzes Wesen.

Mit reicher Phantasie, plastischer Gestaltungskraft und dem berückenden Zauber einer farbenprächtigen, bilderreichen, für unsre Stilistik mustergültig gewordenen Sprache verband Heine einen zersetzend scharfen Geist, der vorwiegend in seinen Prosawerken zutage tritt. Hiermit vereinte er aber auch eine äußerst vielseitige und tiefgründige Gelehrsamkeit. Souverän beherrschte er die Philosophie, die Geschichte, die deutsche, französische, englische, italienische und spanische Literatur. Nicht minder waren ihm die griechischen und römischen Klassiker, ja selbst die Schätze der altindischen Literatur vertraut, wie der reiche Zitatenschatz in seinen Werken ersehen läßt. Auf dem Gebiete der bildenden Künste bewährte sich Heine in seinen geistvollen Berichten über die Pariser Gemäldeausstellungen als feinsinniger Kenner, von nicht geringerem Werte erweisen sich unter anderm seine Aufsätze über Schauspielkunst und Musik. Auch die Politik war, wie wir sehen werden, lange Zeit seine Domäne. Einem geistigen Brennpunkt vergleichbar, leuchtet denn aber auch sein reiches Wissen aus seinen Schriften allenthalben hervor. Von seinen gesammelten Werken sind hauptsächlich zu erwähnen: „Reisebilder“, „Harzreise“, „Norderney“, „Italienische Reise“, das Buch „Le Grand“, das Werk „Ueber Deutschland“, „Französische Zustände“, „Englische Fragmente“, „Vermischte Schriften“. Heines Gesamtliteratur ist ein Wetterleuchten von geistvollen, genialen, wenn auch nicht immer von Irrtümern freien Gedanken, ein Brillantfeuer von Witz, Humor und Satire.

In der kunstfreudigen Stadt Düsseldorf, am sagenumklungenen Rhein, hat Heinrich — oder, wie er ursprünglich hieß, Harry — Heine am 13. Dezember 1799 das Licht der Welt erblickt. „Um meine Wiege,“ sagt der Dichter so schön, „spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenrot des neunzehnten Jahrhunderts.“

Der Vater Samson Heine betrieb in Düsseldorf ein Manufakturwarengeschäft, die Mutter war eine geborene van Geldern, deren Familie aus Holland stammte. Die Eltern, aus deren Ehe noch drei weitere Kinder entsprossen, lebten in der Atmosphäre alttraditionellen jüdischen Familienlebens.

Die Mutter, eine feinfühlige, hochgebildete Frau, weckte in ihrem ältesten Knaben schon frühzeitig den Sinn für das Ideale, für Kunst und Poesie. Heines erste Jugend fällt zum großen Teil in die Zeit der Franzosenherrschaft. Ohne Zweifel war der Verkehr mit den kecken und beweglichen Elementen der französischen Nationalität von großem Einfluß auf Heines ganze Charakterbildung. Im zehnten Lebensjahre kam er in das von den Franzosen errichtete Lyzeum, das er noch nicht sechzehn Jahre alt verließ. Hier schon beginnen die Kämpfe des Lebens für den angehenden Jüngling. Seinem Wunsche, die Universität zu beziehen, blieb wegen unzureichender Mittel der Eltern die Erfüllung versagt. Zum Kaufmannsstande bestimmt, verbrachte er, zuerst kurze Zeit in Frankfurt und hierauf in Hamburg, nahezu drei Jahre in dem ihm aufgedrungenen Berufe, gegen den er immer mehr Abneigung empfand. Seine gedrückte Gemütsstimmung

steigerte sich noch durch den tiefen Seelenschmerz unglücklicher Liebe. Mit allem Feuer jugendlicher Leidenschaft entbrannte sein Herz für seine Cousine Amalie, Tochter seines Onkels, des Bankiers Salomon Heine in Hamburg, die aber die Liebe ihres Vetters nicht erwiderte. Damals hat Heinrich Heines dichterischer Genius seine Flügel zu regen begonnen. Onkel Salomon, der sich überzeugte, daß sein Neffe zum Merkurjünger verloren sei, erklärte sich nunmehr bereit, ihm die Mittel zum Universitätsstudium zu gewähren, unter der Bedingung, daß er Rechtswissenschaft studiere. Der Onkel wollte, Neffe Heinrich solle den juristischen Doktorgrad erwerben und die Advokatenlaufbahn in Hamburg einschlagen. Im Herbst 1819 bezog Heine die Hochschule Bonn. Der Jurisprudenz vermochte er keinen Geschmack abzugewinnen, schöngeistige Disziplinen wurden von ihm bevorzugt. Trotzdem setzte er das erwählte Brotstudium auf den Universitäten Berlin und Göttingen fort und erwarb auf letzterer im Sommer 1825 die juristische Doktorwürde, nachdem er noch vorher mit Zustimmung seines Onkels zur evangelischen Kirche übergetreten war. Die Konvertierung bildete die unerläßliche Voraussetzung für die Etablierung als Advokat in Hamburg. Als Student war Heine vielfach dichterisch und schriftstellerisch tätig. Außer lyrischen Gedichten verfaßte er auch zwei Tragödien, „Almansor" und „Ratcliff", und schrieb insbesondere nach einer Fußtour durch den Harz und Thüringen seine an Poesie und Humor so reiche „Harzreise". Nach dem Examen suchte der junge Doktor die friedliche Stille Norderneys auf. Mit unnennbarem Entzücken erfüllte ihn der Anblick des Meeres, empfand er es ja als wahlverwandtes Element, mit dem er sich selbst verglich und das er liebte wie seine Seele.

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht."

Dort entstand der Zyklus der „Nordseebilder". Heinrich Heine war der erste unsrer deutschen Dichter, der das geheimnisvoll großartige Leben des Meeres für die deutsche Poesie eroberte.

Nun wandte er sich nach Hamburg, ließ aber den Plan, sich als Advokat niederzulassen, sofort wieder fallen. Offenbar stieß ihn die Scheu vor dem prosaisch-trockenen Gebiet, in das er sich hineinarbeiten sollte, von seinem Vorhaben zurück. Der Dichter konnte nun ganz der Poesie und literarischer Tätigkeit sich widmen. Aus verschiedenen Gründen war ihm aber die Atmosphäre Hamburgs nichts weniger als behaglich. Der Wunsch, freiere politische Zustände und ein sich in parlamentarischen Formen bewegendes größeres Staatsleben aus eigner Anschauung kennen zu lernen, führte ihn im Frühjahr 1827 nach London, wo er ein halbes Jahr verweilte. Einem Rufe Cottas folgend, begab sich Heine Ende November desselben Jahres zur Uebernahme der Redaktion der „Politischen Annalen" nach München. Dort wurde er allenthalben sehr gut aufgenommen, und Cottas Empfehlungen erschlossen dem Dichter die Zirkel der ersten Gesellschaft.

In besonderem Verkehr stand er mit dem Minister Eduard von Schenk, mit

Leo von Klenze und Friedrich Thiersch. In München wurde Heine erst näher vertraut mit den Meisterwerken der bildenden Kunst, dort legte er auch den Grund zu seinem tiefen, feinsinnigen Kunstverständnis. Ueber die Stadt selbst spricht sich der Dichter in seiner „Reise von München nach Genua“ aus: „München ist eine Stadt gebaut von dem Volke selbst, und zwar von einander folgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Hexenszene des ‚Macbeth‘, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelroten Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gotischen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geist unsrer eignen Zeit. In dieser Reihenfolge liegt eben das Versöhnende ...“

Wermutstropfen in seinem Münchner Leben waren die heftigen Angriffe des Klerus auf ihn und seine Werke. Auf diese Einflüsse ist wohl hauptsächlich die Vereitelung des vom Minister Schenk gefaßten Planes, Heine eine Professur an der Münchner Universität zu verleihen, zurückzuführen. Eine etwas späte Rache nahm er in einem im „Romanzero“ erschienenen Gedichte, wo es heißt:

„Ja, Monacho Monachorum
Ist in unsrer Zeit der Sitz
Der virorum obscurorum,
Die verherrlicht Huttens Witz.“

Im August 1828, nach Ablauf des mit Cotta abgeschlossenen Vertrages, stand der Erfüllung des vom Dichter längst gehegten Lieblingsplanes, Italien zu sehen, nichts mehr im Wege, und so unternahm er denn seine von ihm so interessant geschilderte Reise über Trient, Verona und Genua nach den Bädern von Lucca.

Nach seiner Rückkehr behielt er vorerst noch Hamburg als Domizil bei, war aber öfters von dort abwesend. Die Nachricht von der Julirevolution in Paris überraschte Heine in der Einsamkeit Helgolands. Dieses ihn mächtig erregende Ereignis bildet einen Wendepunkt in seinem Leben, denn von da an tritt bei ihm die Politik in den Vordergrund und beginnt die Aera seines publizistischen Schriftstellertums. Heine, ein begeisterter Vorkämpfer des Liberalismus, Anführer des „Jungen Deutschland“, war überzeugter Anhänger des monarchischen Prinzips. Anlangend die Religion, so unterschied er scharf deren innerstes Wesen von dem dogmatischen Glauben. Er war Gegner der Staatsreligion. „Gäbe es keine solche,“ — so lautet sein Ausspruch — „keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark, und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk getrennt in feindliche Religionsparteien ...“ Ueber Heines Haupt schwebte beständig das Damoklesschwert der Zensur und die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung.

Diese mißlichen Umstände, Zerwürfnisse mit Onkel Salomon und noch verschiedenes andre bestimmten ihn zur Uebersiedlung nach Paris, die im Frühjahr 1831 erfolgte. Fiel ihm der Abschied von der Heimat auch schwer, so fühlte er sich doch bald heimisch in der französischen Hauptstadt. Paris wird von ihm

gepriesen als „die schöne Zauberstadt, die dem Jüngling so holdselig lächelt, den Mann so gewaltig begeistert und den Greis so sanft tröstet“.

Heine, beseelt von dem Gedanken, die Rolle des internationalen Vermittlers im geistigen Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich zu übernehmen, wurde dieser Aufgabe nach beiden Seiten gerecht. Die Spalten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ erkor er zur Verkündung seiner politischen Ideen, wobei er hauptsächlich die damalige französische Regierung scharfer Kritik unterzog. Zufolge privater Einwirkung des Fürsten Metternich auf den Verleger Baron Cotta mußte Heine aber seine Korrespondenzartikel späterhin einstellen. Auch erfolgte ein Verbot seiner sämtlichen Schriften in Deutschland durch Bundestagsbeschluß, das aber in seinem ganzen Umfang nicht aufrechterhalten wurde. Er entschloß sich nun, seine Muttersprache mit der französischen zu vertauschen und als französischer Schriftsteller Dolmetsch des deutschen Geistes in Frankreich zu werden. Erleichtert wurde ihm diese Aufgabe durch seine freundschaftlichen Beziehungen zur schöngeistigen Elite der Hauptstadt, zu Männern wie Alexander Dumas, Victor Hugo, Béranger, Alfred de Musset, insbesondere auch zu dem großen Staatsmann Thiers. Es wurde Heine häufig zum Vorwurf gemacht, er sei von seinem Vaterlande abgefallen. Veranlassung hierzu gaben seine beißenden Ausfälle auf deutsche Zustände. Diese waren jedoch lediglich gerichtet gegen die Kleinstaaterei, die politische Ohnmacht, die verderbliche Metternichsche Politik wie auch gegen die damals herrschende Reaktion in Preußen. Soweit aber deutscher Charakter, deutsche Kunst und Wissenschaft in Frage kamen, bewies Heine in Wort und Schrift seine Achtung. Er liebte seine deutsche Heimat und bewies dies auch durch die Tat. Wie liebevoll nahm er sich der in großer Anzahl nach Paris gekommenen deutschen Flüchtlinge an und unterstützte sie in jeder Weise! Da er aber an ihren Konspirationen zum Umsturz der heimischen Throne nicht teilnahm, bezichtigten sie ihn des Verrats an der Sache der Freiheit. Solch schnöden Undank mußte er für seine Wohltaten ernten! Trotz einer gewissen Schwärmerei für die Franzosen und französisches Wesen blieb Heine in seiner Gesinnung durch und durch deutsch. So preist er in seinem Buche „Ueber Deutschland“ Luther als Befreier von geistiger Knechtschaft, Lessing als den literarischen Arminius, der unser Theater von der französischen Fremdherrschaft befreite, und ruft prophetisch mit flammender Begeisterung aus: „Ja, kommen wird auch der dritte Mann, der das vollbringt, was Luther begonnen und Lessing fortgesetzt — der dritte Befreier! Ich sehe schon seine goldene Rüstung, die aus dem purpurnen Kaisermantel hervorstrahlt, wie die Sonne aus dem Morgenrot!“

Am schönsten offenbart sich des Dichters tiefe Empfindung für die deutsche Heimat, wenn er bei Beschreibung seiner Fahrt nach England ausruft: „Als ich das Vaterland aus den Augen verlor, fand ich es im Herzen wieder.“

Am 31. August 1841 vermählte sich der Dichter mit Mathilde Mirat, seiner langjährigen, in Freud und Leid erprobten Freundin. Es galt die Sicherstellung ihrer Zukunft. Er tat diesen Schritt vor Austrag eines Pistolenduells mit einem

gewissen Salomon Strauß, der ihn beleidigt hatte. Heine erhielt bei diesem Zweikampf einen Streifschuß an der Hüfte, der aber eine ernstliche Verletzung nicht bewirkte. Schon vordem hatte er einmal ein Duell mit einem Franzosen, den er wegen hämischer Bemerkungen über deutsche Manieren gefordert hatte.

Lebte Heine bisher in freiwilligem Exil zu Paris, so wurde aus dem freiwilligen ein gezwungenes, als wegen beleidigender Satiren gegen Preußen, die seine im Jahre 1844 veröffentlichte Dichtung „Deutschland, ein Wintermärchen" enthält, ein Haftbefehl gegen ihn erlassen wurde. Bald darauf, im Januar 1845, erlitt Heine plötzlich eine schlagartige Lähmung, die sich zunächst auf die Augen warf, später aber auch die Brust in Mitleidenschaft zog. Trat auch in den ersten Jahren zeitweilig eine Besserung ein, die ihm wenigstens mäßige Bewegung in freier Luft gestattete, so verschlimmerte sich sein Zustand im Mai 1848 derart, daß er dauernd, bis an sein Lebensende ans Krankenlager gefesselt wurde. Der Kranke litt an Rückenmarkserweichung, deren Schmerzen sich fast bis zur Grenze menschlicher Leidensfähigkeit steigerten. Zur Milderung der Rückgratskrämpfe wurden dem Armen Wunden auf dem Rücken eingebrannt. So lag er fast acht Jahre in seiner „Matratzengruft", wie er sein Schmerzenslager nannte. Trotz der furchtbarsten Qualen bewahrte der Dichter seine ungeschwächte Geisteskraft. Wohltuende Zerstreuung gewährten ihm die vielfachen Besuche von teilnehmenden Freunden. Späterhin aber wurden diese Besuche immer seltener. „Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben und sitzen kosend man meinem Bette," schreibt Heine im Gefühl seiner Vereinsamung an Campe, „meine französische Frau und die deutsche Muse." In seiner Leidenszeit erschien der „Romanzero", das Tanzpoem „Doktor Faust" u. a. Seine Memoiren, deren Fortsetzung er damals schrieb, wurden großenteils von ihm dem Feuer übergeben. In seiner Einsamkeit beschäftigten ihn die höchsten Fragen des Daseins. Von pantheistischer Weltanschauung kehrt der Dichter zum Glauben an einen persönlichen Gott zurück. Sein Glaube blieb aber von jeder Kirchlichkeit frei. Nach einem dreitägigen schweren Anfall trat am 17. Februar 1856 der Tod, dem er ruhig ins Auge geschaut, als Erlöser an ihn heran. Sein Antlitz war im Tode wie verklärt. Am Fuße des stillen Montmartre, auf dem Friedhof der Verbannten, wurde Heinrich Heine nach seinem Wunsche zur letzten Ruhe gebettet. An seinem hundertsten Geburtstage erhob sich an Stelle des bisherigen schmucklosen Grabmals, im geheimen Auftrag der nunmehr verewigten Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, ein würdiges schönes Monument. Kaiserin Elisabeth war es, die schon früher ihrem Lieblingsdichter im palmenumrauschten Garten ihres Feenschlosses Achilleion auf Korfu ein Denkmal von sinniger Pracht geweiht. Deutschland hat bis jetzt seinem Dichter solche Ehrung versagt, die Deutschen Nordamerikas aber errichteten seinem Gedenken in New York ein Monument.

Fünfzig Jahre ruht er nun in kühler Erde. Noch immer aber steht der Dichter unserm heutigen Denken und Empfinden nahe, als weilte er noch unter uns. Ja, solange Menschen lieben, hassen, zweifeln, kämpfen, wird Heinrich Heine — wenn auch von manchen mißverstanden und gehaßt — geliebt und bewundert sein! —

Das kritische Richteramt in der Literatur

Von

Rudolf von Gottschall

Unsre gegenwärtige Literaturepoche hat etwas Zerfahrenes und Zersplittertes, und wenn auch die klassische Zeit keineswegs so einheitlich war, wie sie jetzt den Nachlebenden erscheinen mag, wenn auch die literarische Brandung bisweilen hoch aufspritzte an dem Rocher de bronze unsrer Literatur — die Großen und Kleinen waren doch scharf geschieden, und es herrschte auch nicht das Durcheinander, dem ratlos und urteilslos die öffentliche Meinung gegenübersteht. Rasch werden jetzt hier und dort Altäre errichtet und ebenso rasch wieder umgestürzt; der schwankende Erfolg des Tages entscheidet, und dieser Erfolg selbst ist unberechenbar, aus impulsiven Regungen des Publikums, der Theaterbesucher und der Lesewelt hervorgehend und fast niemals von längerer Dauer. Dichtwerke, die einige Zeit einen überraschenden Absatz fanden, sind plötzlich wie eingestampft, spurlos aus dem Buchhandel verschwunden; Stücke, die eine ganze Saison beherrschten, sind plötzlich wie fortgefegt aus den Repertoiren; aufgedonnerte Literaturgrößen zerplatzen wieder über Nacht, und wie die Leistung keine Dauer, so hat auch die Schätzung keinen Halt und geht nach allen Gegenden der Windrose auseinander.

Die Kritik, wie sie heutigentags geübt und auch nicht geübt wird, trägt die Hauptschuld an dieser Anarchie in unsrer Literatur. Ehe wir indes einen Blick auf die Gestaltung der Kritik werfen, die im Licht der Oeffentlichkeit tagt und dem Publikum das Gesetz zu diktieren sucht, müssen wir noch etwas hinter die Kulissen sehen und eine geheime Kritik ins Auge fassen, die zwar immer vorhanden war, sich jetzt aber in einer bedenklichen Weise organisiert hat und ein zum Teil obskures Literatentum mit einer entscheidenden Macht ausrüstet.

Die Träger dieser geheimen Kritik sind die Lesekomitees der Blätter und der Verlagsbuchhandlungen. Bei der unglaublichen Ueberproduktion der deutschen Belletristik sind die Verleger und selbst die Redakteure allein nicht mehr imstande, den Andrang von Zusendungen zu bewältigen, die bei den Zeitschriften einlaufen. In dem Volke von Dichtern und Denkern ist ja fast jeder dritte Mann ein Dichter, wenn auch kein Denker, und dies gilt nicht bloß von den akademisch oder seminaristisch gebildeten Kreisen; das reicht hinunter bis in die Bauernhäuser, bis in die Schmiede- und sonstigen Werkstätten, wo die von den neueren Kritikern besonders gewürdigte Volksseele sich in Vers und Prosa offenbart. Vor allem aber drängen sich die schreibenden Frauen en masse zu den geöffneten Pforten der Journalistik. In Frankreich ist es das größte Lob einer Frau, wenn man von ihr sagt: „C'est une femme qui pourrait écrire," in Deutschland wäre dies ganz gegenstandslos; denn die Frau, die schreiben kann, die schreibt auch — und außerdem Hunderte, die es nicht können. Und das ist doch bei

weitem bequemer und lohnender als andre Lebensberufe, die den unverheirateten Frauen offenstehen, die, beiläufig gesagt, die größere Hälfte der im Deutschen Reich existierenden Weiblichkeit bilden. Sollen sie sich als Telegraphistinnen mit der durch den elektrischen Draht vermittelten Zeichensprache abmühen oder als Telephonistinnen sich von morgens bis abends die Ohren vollklingeln lassen? Die Trauben in den akademischen Fächern hängen trotz der Mädchengymnasien sehr hoch — und es hat gute Wege, bis ein philosophischer oder medizinischer Doktorhut die Denkerstirn eines strebsamen Mädchens schmückt. Um aber als Schriftstellerin aufzutreten, dazu bedarf es keiner Studien und Prüfungen, keiner den Tag ausfüllenden und an die Zeit gebundenen Tätigkeit; man setzt sich an den Schreibtisch, wenn man Lust hat, und schreibt frisch drauflos, was einem der Genius in die Feder diktiert oder was man in Ermanglung dessen aus einer jahrelangen Lektüre herausdestilliert hat. Und literarische Analphabeten sind unsre Frauen nicht, sie schreiben alle einen erträglichen Stil, und das gerade erschwert die Beurteilung ihrer Zusendungen; man kann sie nicht a limine als unbrauchbar zurückweisen; man muß sich in die oft recht langen Romankapitel hineinlesen, ehe man die Ueberzeugung gewinnt, ob sie einem Journal zur Zierde gereichen werden oder ob sie reif sind für den Papierkorb, d. h. für eine galante, mit einigen Höflichkeiten verbrämte Rücksendung an die Verfasserin. Eine Statistik der in den Zeitschriften jährlich erscheinenden Romane und Novellen würde freilich ergeben, daß ihre überwiegende Mehrzahl von weiblichen Federn herrührt. Sind doch auch die Konsumenten meistens Frauen — die Produzenten wissen es ihnen mundgerecht zu machen. Der Erfolg der Schriftstellerinnen lockt immer neue weibliche Kräfte in die vielversprechende Arena, und so wächst die Hochflut der belletristischen Erzeugnisse den Verlegern und Redaktionen über den Kopf. Damit war eine Nötigung zur Bildung von Lesekomitees gegeben, um so mehr, als auf der andern Seite viele Verlagsanstalten sich zu Genossenschaften erweiterten, alles Persönliche abstreiften und schon deshalb darauf angewiesen waren, sich beratende Körperschaften an die Seite zu stellen.

Obschon die Lesekomitees aus der ganzen literarischen und buchhändlerischen Entwicklung herausgewachsen sind, so stehen wir doch nicht an, sie für einen Krebsschaden unsrer literarischen Zustände zu halten; sie üben die peinlichste und verantwortlichste Kritik, jene Vorkritik, die, wenn sie ungünstig ist, gleichsam die ungeborenen Geisteskinder im Mutterleibe tötet, und sie üben diese als eine geheime Feme mit der Maske vor dem Gesicht, unerkennbar, unverantwortlich. Der Schriftsteller, der früher, in besseren Zeiten, wo noch ein intimer Verkehr zwischen Verlegern und Autoren möglich war, sein Werk einem Verleger übergab, wußte, mit wem er es zu tun hatte, und konnte auch bei einer Ablehnung gewichtigen Gründen seine Zustimmung nicht versagen. Damals allerdings hatten die Verleger noch persönliches Interesse für ihre Autoren, sie verlegten manches Werk, dem sie eine literarische oder wissenschaftliche Bedeutung zusprachen, auch wenn sie sich keinen pekuniären Erfolg versprechen konnten. Schiller und Goethe,

Göschen und Cotta sind leuchtende Vorbilder solchen Verkehrs und gehören gemeinsam der Literaturgeschichte an. Das hat jetzt aufgehört; Genossenschaften kennen nur die Ziffer, die Gewinnziffer, die Verlustziffer — was darüber ist, das ist vom Uebel!

Jetzt steht der Schriftsteller, der sein Werk eingereicht hat, einer dunkeln unsichtbaren Macht gegenüber, dem Lesekomitee; er weiß nicht, aus welchen Personen es zusammengesetzt ist, welche Richtung in seiner Mehrheit vertreten ist; er weiß nicht, aus welchen Gründen die Ablehnung seines Werkes erfolgt; denn darüber hüllen sich die Komitees absichtlich in Schweigen; es gibt für ihn keinen Instanzenzug, denn wenn sich der Verleger oder Redakteur ein Endurteil vorbehält, so gilt dies nur von den Erzeugnissen, denen das Komitee sein Imprimatur erteilt hat. Die Ablehnungen aber sind endgültig; damit wird niemand weiter belästigt; was einmal verworfen worden ist, das geht klanglos zum Orkus hinab.

Wer diese Richter sind, das bleibt dem Gerichteten meistens im Dunkel. Es mögen einzelne tüchtige Männer darunter sein; doch dann gilt immer der Schillersche Spruch: „Sind sie in corpore, gleich wird ein Dummkopf daraus.“ Sie werden oft überstimmt werden; auch da gilt ein andres Wort des Dichters:

Wo die Mehrheit ist, da ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.

Doch werden literarische Größen Ausnahmen sein; die Mehrzahl besteht jedenfalls aus Literaten, die weiter keinen Ruhmestitel aufzuweisen haben und sich in solchen Aushilfsstellungen durch das Leben schlagen. Gewiß lauter ehrenwerte Männer; doch die wenigsten haben Zeugnis abgelegt für ihren Beruf, im hohen kritischen Rat zu sitzen; wer kennt ihre Vorbildung, ihre Richtung, ihre Vorurteile! Da gibt es Anhänger des Alten, des Neuen; bald bilden die einen, bald die andern die Mehrheit; danach fällt das Urteil aus, wenn das eingesendete Manuskript ein schärferes Gepräge trägt oder der Name des Verfassers anzeigt, daß er zu den Schafen oder Böcken gehört. In der Regel sind aber diese Einsendungen so farblos, daß eine literarische Parteistellung nicht in Frage kommt. Bei den meisten Beurteilern wird das kritische Gewissen durch ein Schema ersetzt, das für die Praxis das nötige Regulativ bildet. „Es paßt nicht in den Rahmen des Blattes“ — eine zu geistreiche Arbeit greift darüber hinaus und stellt an die Durchschnittsleser allzu störende Zumutungen. Oder es sind Stellen darin, die Anstoß erregen könnten, selbst wenn sie nicht mit der Lex Heinze in Konflikt gerieten, hier könnte sich ein Theologe, dort ein Konservativer oder auch ein Liberaler, ein Jude oder ein Antisemit, je nach dem Rahmen des Blattes und seiner Leserkreise, beleidigt fühlen. Der Rahmen — das ist die Hauptsache; aber im engen Rahmen gedeiht nur eine engbrüstige Literatur; die unleugbare Verflachung unsrer Unterhaltungsblätter hängt damit zusammen.

Eine andre Anforderung der Schablone für den Wochenschrift- und Feuilletonroman ist die Spannung, die bei jedem „Fortsetzung folgt“ recht

lebendig einsetzen muß. Diesem Ideal entspricht eigentlich nur der Kolportageroman; die andern können sich diesem nur mehr oder weniger annähern, denn wie soll bei den oft kurzen Feuilletons oder wenig umfangreichen Kapitelabschnitten, welche die Wochenblätter bringen, bei jedem Abschluß das Sensationsbedürfnis oder die krankhafte Neugier der Lesewelt wachgehalten werden? Faßt man daher auch den angenommenen und abgedruckten Roman ins Auge, so wird man sich bald überzeugen, daß dieser Anforderung nicht genügt wird, ja oft noch weniger, als ihr genügt werden könnte; denn in beliebten Blättern bringen beliebte Schriftsteller oft durch viele Nummern gehende Erzählungen, die gar keine Erwartung und Spannung erregen, nur die mißmutige Frage, wann endlich die Geschichte zum Abschluß kommen wird; die tiefere Seelenmalerei, die farbenreiche Schilderung, der geistvolle Dialog kann aber da keinen Platz finden, wo immer nach der sogenannten spannenden Fortsetzung hingeschielt werden muß. Spannend soll zwar jeder Roman sein, doch gilt dies nur von dem Dichtwerk im ganzen und großen, nicht von jedem seiner Bruchstücke. Bei den Hintertreppenromanen genügt es, wenn jede Lieferung, die der Köchin zugesteckt wird, spannend ist, und das ist ein bei weitem größerer Spielraum, als ihn ein kurzatmiges Feuilleton oder ein achtspaltiger Romanausschnitt in einem Journal gewährt. Durch die Praxis wird der Schematismus der Lesekomitees Lügen gestraft; gleichwohl hat er sein Gutes bei Ablehnungen; er gewährt ausreichende Motivierung gegenüber dem Verleger oder auch gegenüber dem Verfasser in den seltenen Fällen, wo man aus irgendeinem Grunde sich herabläßt, ihm mitzuteilen, weshalb man ihm sein geistiges Kind wieder in seine Vaterarme legt.

In diesen Lesekomitees ist der verantwortliche Redakteur des Blattes nicht immer mit vertreten; er nimmt also in sein Blatt einen oft umfangreichen Roman auf, für den er eigentlich jede Verantwortung ablehnen muß. Selten aber fehlt in den Lesekomitees eine Dame. Schon Gellert hat seine Fabeln zuerst seiner Köchin vorgelesen; sie erschien ihm die geeignetste Vertreterin der vox populi; das weibliche Geschlecht ist sensitiv und für die Eindrücke der Dichtkunst am empfänglichsten; die Männer sind ja oft wahre Dickhäuter und lesen lieber Zeitungen als Romane. Die Dame des Komitees hat also zu entscheiden, ob der Roman für das weibliche Geschlecht, das den größten Teil des Lesepublikums bildet, die nötige Anziehungskraft besitzt. Dies Vorkosten verlangt einen geübten Geschmack, und nicht alle Ladies der geheimen journalistischen Feme besitzen ihn. Auch scheint die Gefahr nahezuliegen, daß ein übertriebenes weibliches Zartgefühl eine Quarantäne aufstellen wird gegenüber einer durch die Liederlichkeit der neuen Weltliteratur verseuchten Produktion, der sie dann auch manche Erzeugnisse zurechnen wird, die bei äußerer Aehnlichkeit doch den gefährlichen Bazillus nicht in sich tragen. Diese Befürchtung ist indes unbegründet; die moderne blaustrumpflich angeflogene Frau steht nicht auf diesem engherzigen Standpunkte — weiß sie ja doch, daß gerade von ihren Mitschwestern die zügellosesten modernen Romane herrühren. Das ewig Weibliche in der Literatur ist jetzt mehr mänadenhaft als madonnenhaft — und die Komiteedame wird eher den männlichen Ketzerrichtern opponieren,

als mit ihnen gemeinsam das Anathem über das literarische Wagnis einer Genossin aussprechen.

Wie die Zeitschriften, so haben jetzt auch manche Verlagsbuchhandlungen ihre Lesekomitees. Auch dies erscheint uns als kein Gewinn; wir haben so viele tüchtige und geistreiche Verleger, daß jeder Dichter lieber ihnen sein Werk anvertraut als einer zusammengewürfelten Genossenschaft unbekannter Größen, die doch zuletzt nur die Chancen des buchhändlerischen Erfolges prüfen. Bei allen Lesekomitees ohne Ausnahme ist der ästhetische Maßstab gänzlich untergeordnet — weiß man doch, daß Wertvolles oft wie Blei in den Fächern der Sortimenter liegt, während fades Zeug den flottesten Absatz findet. Wie schwierig ist es da auch für den feingebildeten Verleger, eine Wahl zu treffen — und über diese Schwierigkeit kann ihm auch kein Lesekomitee forthelfen.

Auch manche Theater haben solche Komitees, die aus einem Dramaturgen, der ebensooft der alleinige offizielle Leser ist, und mehreren Regisseuren bestehen; sie sichten das einlaufende Rohmaterial und überweisen dem Direktor eine empfohlene Selekta. Bisweilen nimmt er ja eine Blüte aus diesem Strauß — und das reicht für eine Saison vollständig aus. Uraufführungen sind Experimente, und auf solche läßt sich ein vorsichtiger Geschäftsmann nur ausnahmsweise ein. In den großen Hauptstädten haben die einzelnen Direktoren ihre ständigen Dichter, mit denen ihr Publikum zufrieden und vertraut ist; da kommt dann alljährlich dieser oder jener geistesverwandte Poet dazu. Die Provinzbühnen aber sind in einer Abhängigkeit von der Hauptstadt, die in Frankreich, wo Paris schon lange eine solche zentrale Bedeutung hat, nicht übertroffen werden kann; ganz Norddeutschland mit seinen großen und kleinen Hoftheatern und Stadttheatern ist eine Dependance von Berlin. Für ihre Direktoren ist ein Lesekomitee ein Luxus und ein Dramaturg das fünfte Rad am Wagen; denn sie geben fast nur die Stücke, die in Berlin Erfolg haben und die ihnen von den Agenturen unter oft sehr gestrengen Kontraktbedingungen eingereicht werden. Sind an einem Orte zwei Konkurrenzbühnen, so greifen die Bühnenleiter so rasch zu, daß sie die eingereichten Stücke nicht einmal durchlesen; es genügt der Berliner Erfolg und die Empfehlung der Agentur. Wenn sie nicht rasch zugreifen bis zu einem sehr kurz bemessenen Termin und auf die Bedingungen eingehen, die ihnen gestellt worden, so wendet sich der Bühnenverlag sofort an den andern Bühnenkonkurrenten — und dieser schnappt die Novität fort. Oft verschnappen sich indes die Herren, welche die Katze im Sack kaufen, denn sie haben nicht nur etwas Wertloses, sondern auch etwas Erfolgloses eingehandelt. Was aber bei solchem Blindekuhspiel ein Lesekomitee und ein Dramaturg soll, das ist nicht abzusehen. Das Spiel beginnt aber immer von neuem, sooft auch die Novitäten durchfallen mögen. Begegnet dies Unglück dem vielleicht einzigen Stücke, welches das Komitee oder der Dramaturg empfohlen haben, dann wird der Direktor von so törichten Experimenten zurückgeschreckt und pensioniert früher oder später seine kritischen Helfershelfer.

So ist die Vorkritik beschaffen, die an den Toren der Literatur Wache hält

den Zutritt gestattet oder absperrt. Ihre Opfer kennt man nicht, den Schaden, den sie verursacht, kann man nicht abschätzen; auch gibt es keinen Salon des refusés. Sie ist geheim, unkontrollierbar, man sieht nur, was sie zuläßt; es ist oft bedauerlich, und was sie zurückgewiesen hat, würde vielleicht, wenn man Kenntnis davon hätte, noch bedauerlicher sein.

Wenden wir uns jetzt zu der Kritik, die im hellen Tage ihr Richtschwert blitzen läßt. Da fällt zunächst ins Auge, daß in Deutschland ein allgemein anerkanntes Organ der Kritik von maßgebender Bedeutung fehlt, daß die Kritik sich in hundert Atome zersplittert, bis in die entferntesten Preßwinkel hinein. Freilich hat solche Zersplitterung auch ihre Vorteile; der Unfehlbarkeitsdünkel, der einer durch ihre Einzigkeit allmächtigen Kritik anhaftet, ist ausgeschlossen; eine literarische Erscheinung kann sich verschieden in verschiedenen Medien abspiegeln, in der Beurteilung stellt sich durch Tadel auf der einen und Lob auf der andern Seite ein gewisses Gleichgewicht her. Doch ins Atomistische darf sich die Kritik nicht verlieren; damit verfehlt sie ihre Wirkung, ebenso wenn sie den Charakter des Beiläufigen und Zufälligen annimmt, wie dies heutzutage der Fall ist, wo sie auch in vielen angesehenen Blättern, Zeitungen und Zeitschriften oft ein sehr kümmerliches Dasein fristet. Das war anders in unsrer klassischen Epoche. Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek" war bei aller Einseitigkeit und Engherzigkeit des Herausgebers doch eine in ganz Deutschland anerkannte kritische Macht; die Jenaische „Allgemeine Deutsche Literaturzeitung" spielt in der Korrespondenz unsrer großen Dichter eine bedeutende Rolle, ebenso Wielands „Merkur". Daneben gab es ketzerische Blätter, wie der Berliner „Freimütige", die an unsern literarischen Größen herummäkelten. Die Romantiker hatten mit ihren journalistischen Gründungen, wie „Athenäum" und „Europa", einen sehr vorübergehenden Erfolg. Immerhin standen hinter den einzelnen Journalen bedeutende Persönlichkeiten, die ihnen das Gepräge ihres Geistes aufdrückten. So war es auch noch später, als Gutzkow in dem „Telegraphen", Menzel in dem „Literaturblatt zum Morgenblatt", Ruge in den Halleschen und Deutschen Jahrbüchern in literarischen Kämpfen ihre ganze Persönlichkeit einsetzten. Dies ist jetzt anders geworden. Die Journale haben sich in Bilderbücher verwandelt, außer den bisweilen bunten Bildern ist alles in ihnen farblos; die ausschließlich kritischen Blätter sind entweder ganz verschwunden oder sie haben nur ein wenig zahlreiches, gelehrtes Publikum. Sehen wir von Hardens „Zukunft" ab, einem mehr politischen als kritischen Blatt, dessen Redakteur stets kampfesmutig in der Arena erscheint, so sieht man unter den Redakteuren fast nirgends eine hervortretende literarische Persönlichkeit, und deshalb ist auch die Kritik, die gelegentlich in diesen Blättern spukt, ohne alle Bedeutung. Da sie aber immerhin von Einfluß auf die öffentliche Meinung ist, so müssen wir sie etwas näher ins Auge fassen.

Die Buchkritik in den Zeitungen nimmt trotzdem, daß in einzelnen Blättern bisweilen „Büchertische" serviert werden, nur einen bescheidenen Raum ein. Hier spielt auch der sogenannte „Waschzettel", die wohlwollende und begeisterte Kritik, welche die Verleger ihren Werken mit auf den Weg geben, eine wichtige Rolle;

namentlich die Provinzzeitungen, die auf eine wohlfeile Füllung ihrer Spalten angewiesen sind, geben sich mit solchen Waschzetteln ein literarisches Ansehen. Auch bei manchen bequemen Rezensenten größerer Blätter sieht man den Waschzettel bisweilen durchschimmern; unaufgeschnittene oder halbaufgeschnittene Rezensionsexemplare erklären diese unholde Tatsache. Die Buchkritik ist aber ein durchaus beiläufiger Bestandteil der Zeitungen; sie gehört zu den Allotrien, zu den amoenitates der Nebenstunden; sie wird von den Redaktionen mit besonderer Ungunst behandelt als ein notwendiges Uebel; sie darf nicht fehlen, aber man findet sich mit ihr ab, so gut es gerade geht. Nur wenige Zeitungen, die eine wissenschaftliche Beilage haben, machen davon eine Ausnahme. Doch auch der beschränkte der Buchkritik zugewiesene Raum wird keineswegs von der schönen Literatur vorwiegend ausgefüllt; die Besprechung fachwissenschaftlicher Schriften aus dem Bereiche der Politik, der Sozialreform, der Hygiene, der Militärliteratur, der Technik tritt überall in erste Linie, und man darf den Zeitungen daraus keinen Vorwurf machen; sie entnehmen ja ihren Nachrichtenstoff vorzugsweise aus allen diesen Gebieten; sie rechnen auf ein männliches Lesepublikum, das sich um die belletristischen Scherze nicht kümmert. Ist so der Raum für die schöne Literatur aufs äußerste beschränkt, so ergibt sich von selbst, daß von einer vollständigen, erschöpfenden, einer auch nur irgendwie systematischen Behandlung dieser nicht die Rede sein kann; entscheidend sind die blinden Griffe in den Lostopf der Produktion. Davon ausgenommen sind nur Schriftsteller und Dichter, die den Zeitungen nahestehen, entweder als Mitarbeiter oder weil sie dem Freundeskreise der Redakteure angehören oder der von der Zeitung vertretenen politischen Partei.

Irgendein Buchkritiker vertritt auch den literarischen Parteistandpunkt. Er ist zum Beispiel ein Anhänger der „Moderne“ und begünstigt alles, was dieser Richtung angehört, gleichviel, ob dem Naturalismus oder Symbolismus, denn die Moderne ist ja tolerant genug, die extremsten Gegensätze in sich aufzunehmen. Wenn solche Erzeugnisse mit Wohlwollen oder Begeisterung besprochen werden, so läge es ja nahe, andre Dichtwerke, die nicht das Gepräge tragen und in die Rumpelkammer der längst überwundenen Richtungen gehören, nach Gebühr kritisch zu vernichten. Dazu fehlt es aber an Platz, und die beliebte Kritik des Totschweigens stellt sich hier ganz von selbst ein, ohne das Gewissen des Kritikers zu belasten. Eine bestimmte scharfe Physiognomie wird diese Buchkritik der Zeitungen niemals zur Schau tragen; es sind in der Regel sehr viele Mitarbeiter, und ein Stimmführer ist selten erkennbar, jeder spielt sein Instrument, so gut er kann; kein Kapellmeister schwingt den Taktstock. Die ganze Rubrik ist eine Ablagerungsrubrik, wo sich einige federgewandte Leser von ihrer Lektüre Rechenschaft geben und ihre Lieblinge oder gar neuentdeckte Genies einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum empfehlen. Nur eine schmale Scheidewand trennt sie von der Reklame, die durch eine Art von Endosmose in sie hereindringt, so daß der Unterschied der empfohlenen Bücher von den empfohlenen Kleidungsstoffen, Toilettenseifen und Heilmitteln kein allzu großer ist.

Doch für die membra disiecta dieser meistens sehr knappen Buchkritik bieten viele größere Blätter Ersatz, indem sie in ihren Feuilletons längere literarische Essays bringen, zusammenhängende Aufsätze, Charakterköpfe einzelner Schriftsteller. Dies kann man nur mit Freuden begrüßen. Der Essay ist die vornehme Kritik, die man in vieler Hinsicht produktiv nennen kann; er verlangt nicht nur reife ästhetische Bildung, sondern eine gewisse Intuition, welche die einzelnen Züge zu einem glaubwürdigen Gesamtbilde verschmilzt, und eine Darstellungsweise, die nach künstlerischem Adel strebt. Verfolgen wir aber solche Essays in den angesehensten Blättern, so drängt sich uns die Tatsache auf, daß es vorzugsweise ausländische Schriftsteller sind, die sich dieser liebevollen Behandlung erfreuen; selten wird sie einem deutschen Dichter zuteil, meistens nur dann, wenn er das Zeitliche gesegnet hat. Die Statistik würde eine für das deutsche Schriftstellertum höchst ungünstige Verhältniszahl ergeben. Früher waren es die Franzosen, Zola und andre, die in unsern Feuilletons porträtiert wurden, jetzt sind es die Skandinavier und Russen, Ibsen, Björnson, Strindberg, Tolstoi; bisweilen kommt auch ein Italiener, wie Gabriele d'Annunzio, oder ein Spanier, wie Echegaray, an die Reihe, und neben den großen Sternen des Auslandes werden auf unsern literarischen Sternwarten oft kleine Planeten entdeckt, die zugleich für den Ruhm der Entdecker sorgen müssen. Alle diese Essays sind sehr eingehend und pietätvoll. Die Weltliteratur steht in Blüte, aber sie saugt den Boden aus, auf dem die heimische Literatur gedeihen könnte. Unterstützt werden diese Essays durch ein Notizenfeuilleton, das eine mit biographischem Detail reich ausgestattete Chronik bietet; auf hundert Notizen über Tolstoi, Gorki, Strindberg kommen kaum zehn, die deutsche Dichter betreffen. Diese literarischen Fürsten des Auslandes haben in Deutschland ihre Hof- und Kammerherren, die ihnen auf Schritt und Tritt nachgehen und, wenn sie sich räuspern und spucken, daraus ein Artikelchen zurechtmachen. Konfuse Köpfe, struppige Originalgenies gewinnen so die Bedeutung von Mustern und Vorbildern, denen unsre jüngeren Kräfte nacheifern; besonders unsre Bühnenliteratur steht fast ganz unter skandinavischen und sarmatischen Einflüssen.

Wird einmal ein Deutscher durch solche Essays und Notizen ausgezeichnet, so muß er Mode sein. Dies gilt zum Beispiel von einem Modephilosophen wie Nietzsche, der fortwährend in allen Zeitungsspalten spukt, während viel bedeutendere Denker, wie Eduard von Hartmann, von unsern Feuilletons ignoriert werden.

Ausschließlich kritische Blätter haben ihre unleugbaren Verdienste, doch nur ein kleines Publikum. So erging es den „Blättern für literarische Unterhaltung", die unparteiisch ihres Amtes walteten; auch Zarnckes „Zentralblatt", bis vor kurzem bloß wissenschaftlich, jetzt mit einer der schönen Literatur gewidmeten Beilage, tüchtig redigiert, geht wohl nicht viel über gelehrte Kreise hinaus. Doch auch die literarischen Parteiblätter sind auf keinen grünen Zweig gekommen. Da war die von Konrad und Bleibtreu ins Leben gerufene „Gesellschaft", ein Blatt, dem der Parteistempel so energisch aufgeprägt war, daß der geschlossene Kreis von Mitarbeitern jeden aussperrte, der nicht ein waschechter Moderner war.

Damals war die „Moderne" noch nicht in die verschiedensten Richtungen zerfasert. Doch nicht bloß die Kritiker mußten modern sein, auch die kritisierten Werke; andre wurden überhaupt nicht besprochen, man massakrierte die Andersgläubigen nicht, man ignorierte sie. Diese Politik des Totschweigens, die ja auch später von einigen neuen Literarhistorikern befolgt wurde, wobei ihr böser Wille in ihrer Ignoranz eine erfreuliche Hilfe fand, gab der Zeitschrift ein exklusives Gepräge; sie schloß alle Welt aus, bis sie zuletzt von aller Welt ausgeschlossen wurde. Der Ruhm ihrer Begründer verdunkelte sich allmählich; auch andre Organe, wie zum Beispiel die den „Freien Bühnen" gewidmeten Blätter, strahlten trotz der intensiven Beleuchtung durch einen literarischen Parteifanatismus nicht in weitere Kreise aus. Diese Kritik war mehr eine Apotheose, welche die Häupter damals noch fragwürdiger Größen mit einem Glorienschein umgab. Nachdem diese sich zu größerer Geltung emporgeschwungen, übernahm die Theaterkritik, die sich meistens in den Händen jüngster Kräfte befand, die weitere Verherrlichung, und jene Zeitschriften wurden mehr oder weniger überflüssig.

Die Buchkritik mag hier und dort einen künstlerischen Ruhm geschaffen haben, aber die buchhändlerischen Erfolge wuchsen gleichsam hinter ihrem Rücken auf. Das Wachstum des Ruhms ist auch bei unsern Klassikern in ein gewisses Dunkel gehüllt; man weiß kaum genau anzugeben, wann sich das schwankende Urteil über diese so befestigt hat, daß das Pantheon der Unsterblichkeit ihnen seine Pforten öffnete. An dem großen Erfolg von Freytags „Soll und Haben" hatte die Kritik ohne Zweifel wesentlichen Anteil; den ägyptischen Romanen von Ebers war sie im ganzen wenig hold gewesen; ihr erstaunlicher buchhändlerischer Erfolg ging von dem Lesepublikum selbst aus. Den Infektionsherd bildeten die Universitäten; die Professoren und ihre Frauen verkündeten den Ruhm der Werke, die Leihbibliotheken gewannen einen gelehrten Anstrich und ihre zerlesenen Bände ergänzten die ägyptologischen Kollegien. Aus studentischen Kreisen ist Scheffels Ruhm hervorgegangen; die Kritik hat weniger Anteil daran als der akademische Trinkkomment, der durch alle deutschen Gaue geht; bei Becher- und Schlägerklang sind Scheffels Dichtungen und sein Ruhm geboren worden. Und was hat die Kritik dazu beigetragen, um Beyerleins und Frenssens Romane, die so überaus große Verbreitung gefunden, glänzend beim Publikum einzuführen? Sie kam hinterdrein mit Lob und Tadel und mit der Verwunderung über einen Erfolg, der sie selbst überraschte. Umgekehrt aber haben Werke, denen die Kritik die wärmste Anerkennung zollte, verstaubt in den Fächern der Sortimenter gelegen und nur eine kleine Gemeinde andächtiger Leser um sich versammelt. Freilich, auch mit dem buchhändlerischen Absatz unsrer Klassiker stand es schlimm genug, bis ein feststehender Ruhm ihren Gesamtausgaben zustatten kam. Der wenig gelesene Klopstock wird keinen Verleger reich gemacht haben, ebensowenig Wieland mit seinen griechisch-französischen Romanen. Als Goethe aus Italien zurückkam, lag die Göschensche Ausgabe, die fast alle seine dramatischen Meisterwerke enthielt, ziemlich unbeachtet bei den Buchhändlern, und der Dichter gewann die trostlose Ueberzeugung, daß er in Deutschland ganz vergessen

sei. Die Werke der Schlegel und Tieck waren nicht viel über den Kreis der Auserwählten hinausgegangen, nicht einmal Tiecks erste Romane, die der seichten Belletristik angehörten und auf die Sensationsgelüste des großen Publikums spekulierten. Die Zeitschriften der Romantiker gingen sehr bald aus Mangel an Abonnenten ein. Schiller-Goethes „Horen“ hatten das gleiche Schicksal, obschon sie sich etwas länger behaupteten.

Das sieht nun freilich ganz anders aus, wenn man in den Literaturgeschichten darüber liest, wo uns kein Bild die bekümmerten Gesichter der Verleger zeigt, wo Zeitschriften, die kaum eine Handvoll Leser hatten, als epochemachend eine eingehende Würdigung erfahren, ebenso Werke, die an den Zeitgenossen spurlos vorübergingen. Der Erfolg kann freilich nicht den Wert bestimmen; aber so viel Totgeborenes läßt sich nicht durch den Zauberspruch eines spät gekommenen Literaturhistorikers galvanisieren. Wenn wir indes von der Kritik der Gegenwart sprechen, dürfen wir die Literaturgeschichten nicht vergessen, die bis in die neueste Zeit hineinreichen und als das vornehmste kritische Tribunal über die Schriftsteller der letzten Epoche zu Gericht sitzen. Daß diese Kritik eine unparteiische sei, kann man nicht behaupten. „Die großen Realisten“ wie Gottfried Keller und Otto Ludwig werden in vielen derselben auf ein hohes Postament gestellt, ja in einer werden den charakteristischen Eigenheiten des Gottfried Kellerschen Stils mehr Seiten gewidmet als der ganzen Charakteristik mancher nicht minder begabter Dichter. Einige dieser Literaturgeschichten sind von Universitätsprofessoren verfaßt, die besonders der jüngstdeutschen Richtung eingehende Beachtung schenken. Dies Patronat rührt von Erich Schmidt und andern Jüngern Scherers her, die ihre Katheder in die Nähe der Souffleurkasten der „Freien Bühnen“ gerückt haben. Zur Zeit, als das Junge Deutschland den Ansturm gegen viele damals gefeierte Größen des Parnasses wagte, verhielten sich die Universitäten sehr ablehnend gegen die neu auftauchende Richtung. Damals stand noch Gervinus in Ansehen, der meinte, es sei besser, die ganze poetische Produktion brachliegen zu lassen und sich nur mit Politik und andern wichtigen Dingen zu beschäftigen. Von jüngeren Kräften, die sich der Poesie widmeten, glaubte man damals, daß sie ihren Beruf verfehlt hätten. An sich ist es ja erfreulich, daß heute die Universitätsgelehrsamkeit sich herabläßt, auch die neuen dichterischen Bestrebungen und Schöpfungen zu beachten; doch verfällt sie dabei zur Unzeit, wie wir schon gesehen, in eine pedantische Kleinigkeitsanalyse, ebenso in Ueberschätzungen, die sich von einem Werk in das andre forterben, und in Unterschätzungen, die aber nicht nur aus ästhetischer Einseitigkeit hervorgehen, sondern oft einen andern Grund haben. Denn so gewissenhaft die Literaturforschung zu Werke geht, wenn es dichterische Erzeugnisse vergangener Jahrhunderte zu würdigen gilt, so selten sie sich da irgendeine Unvollständigkeit zuschulden kommen läßt, so eifrig sie selbst Fragmente herausgräbt, damit kein einzelner Zug dem Charakterbild fehle: so wenig gewissenhaft ist sie, wenn sie neue und neueste Dichter charakterisiert. Da zeigt sie oft eine bedauerliche Ignoranz, fertigt Poeten mit einigen Phrasen ab, ohne ihre Werke zu kennen, oder erwähnt

sie gar nicht, wenn nicht die herrschende Mode solche Erwähnung verlangt. Doch nicht bloß die alten Scharteken und Folianten, auch die Literatur der Gegenwart kann des Quellenstudiums nicht entbehren, und eine mit falscher Vornehmheit maskierte Faulheit darf sich nicht darüber hinwegsetzen. Daß in oft voluminösen Werken, welche die Schriftsteller der „Moderne“ behandeln, alle andern totgeschwiegen werden, ist ja selbstverständlich. Einige dieser Werke enthalten liebevolle Porträts, andre konfuses Zeug, das eine tollgewordene Apotheose orakelt.

Wir haben bisher von der Buchkritik gesprochen, ein besonderes Kapitel verdient die Theaterkritik, die alle Tage gleichsam frisch vom Faß kommt und in unmittelbarer Berührung mit dem Publikum bleibt. Sie ist von den eingreifendsten Wirkungen; von ihr hängt das Schicksal der dramatischen Werke, der Ruhm der Schauspieler, der Besuch der Vorstellungen ab. Allerdings sind diese Wirkungen selten in die Hand eines einzelnen gelegt; die meisten Städte haben mehrere Blätter, und da kritische Meinungen niemals unter einen Hut zu bringen sind, so gleicht sich Lob und Tadel oft aus. Freilich, man muß die Stimmen wägen und nicht zählen; doch auch dabei kommt meistens nicht viel heraus, denn es gibt nur wenige Theaterkritiker von Gewicht in Deutschland. In den Theateralmanachen findet man in jeder Stadt ihre Namen verzeichnet; sie sind fast alle auch dem genauesten Literaturkenner unbekannt. Es mag tüchtige Männer darunter geben; aber im ganzen wird die Theaterkritik von den Redaktionen selbst als ein preisgegebenes Gebiet betrachtet, wo junge Leute sich ihre Sporen verdienen und in das die Lokalreferenten gelegentlich hinübervoltigieren, wenn sie es müde sind, über die Zusammenstöße von Radfahrern und elektrischen Wagen zu berichten. Wir haben in Deutschland eine kleine Zahl hochgebildeter dramaturgischer Kritiker, wie Frenzel, Zabel, Klaar, Speidel, den jüngst verstorbenen Bulthaupt und andre; wir haben aber eine weit größere Zahl von jungen Eindringlingen, die ohne tiefere ästhetische Bildung, auf dem hohen Pferde der Kritik sitzend, alles niedersäbeln, was ihrer einseitigen Richtung nicht entspricht oder ihnen aus irgendwelchen persönlichen Gründen nicht genehm ist. Ein Theaterkritiker fühlt seine Macht ganz anders als der Buchkritiker, der nur mit geduldigem Druckpapier zu tun hat; er ist ein Herr über Leben und Tod, alle Kreatur seufzt unter seinem Druck, der Direktor, der Regisseur, die Schauspieler und Schauspielerinnen; es handelt sich um Einnahmen, um Stellung und Existenz, um Lebensfragen, die mit der Aesthetik nichts zu tun haben. Da wird von einem solchen kleinen Machthaber einem berühmten Dichter der Stuhl vor die Türe gesetzt; dort erhält ein berühmter Künstler eine kritische Maulschelle; dann wird wieder eine hübsche Anfängerin als die vielversprechendste Diva des Jahrhunderts proklamiert. Ist der Kritiker ein witziger Kopf, so läßt er keinen Witz im Tintenfaß stecken, sondern spritzt alle heraus, mögen sie auch besudeln, was ihnen in den Weg kommt. Der Kritiker will sich einen Namen verschaffen; da muß er gefürchtet werden; eine wohlwollende Kritik ist wie laues Wasser. Der Posten eines Theaterkritikers ist der verantwortlichste von allen — und wird oft in der unverantwortlichsten Weise vertreten.

Neuerdings ist die Frage aufgeworfen worden, ob ein Theaterkritiker zugleich dramatischer Dichter sein dürfe, und ein Teil der Presse hat das für unvereinbar gefunden, wie wir glauben, mit großem Unrecht! Brennend ist diese Frage ja nicht, denn unter den Theaterkritikern gibt es jetzt nur eine kleine verschwindende Zahl dramatischer Dichter, es gibt ja überhaupt wenig Schriftsteller unter ihnen, die irgendwelche größere Werke verfaßt haben. Da hat ein Kritiker ein Stück geschrieben, das durchgefallen ist; nun, der Autor, dem nie ein Stück durchgefallen ist, werfe den ersten Stein auf ihn; allenfalls konnte sich der verunglückte Dichter mit dem Worte Hebbels trösten, der nach dem Wiener Fiasko seines Dramas „Herodes und Marianne" ausrief: „Heute ist das Publikum bei mir durchgefallen!" Ein guter Kritiker kann allerdings ein schlechter Dramatiker sein; es gibt auch gute dramatische Dichter, die vortreffliche Kritiker waren; wir erinnern bloß an Gutzkow und Laube. Ein Dramatiker kann besser als jeder andre ein dramatisches Werk beurteilen; er kennt ja das Atelier, aus dem es hervorgeht, er weiß dem Autor beim Verschlingen der Fäden auf die Finger zu sehen, er weiß nicht nur, wie man malt, sondern auch, wie man die Farben reibt; er kennt das Detail und wird für den Gesamteindruck offenen Sinn und ein offenes Auge haben. Mag er selbst ein schlechtes Stück schreiben, dann reicht sein schöpferisches Talent nicht aus; doch das hindert nicht, daß er in die Geheimnisse des dichterischen Schaffens besser eingeweiht ist als einer, der von draußen in die Werkstatt hineinguckt. Lindau und Blumenthal waren gewiß scharfe Kritiker; sind sie deshalb weniger erfolgreiche Dramatiker gewesen?

Ein bedauerlicher Mißstand, der die Theaterkritik betrifft, ist in Berlin aufgekommen und verbreitet sich von dort aus über viele Blätter, die von dem leuchtenden Vorbild Spree-Athens mehr oder weniger abhängig sind: es ist die Nachtarbeit der Kritik, die schon am nächsten Morgen nach der Aufführung dem Publikum ein entscheidendes Urteil über Stück und Darstellung bieten soll. Zögernde Verleger und Redakteure werden durch die Konkurrenz bestimmt, den andern nachzueifern; diese haben ja sonst einen Schritt voraus und könnten dadurch beim Abonnentenfang profitieren. Nun ist doch kein Zweifel, daß es in ganz Berlin nicht hundert Menschen gibt, denen es nicht ganz gleichgültig wäre, ob sie am Morgen oder Abend des nächsten Tages das Urteil über ein neu aufgeführtes Stück lesen. Diese überhastete Berichterstattung ist eher kleinstädtisch als großstädtisch, denn sie ist die Folge einer sehr kleinlichen Konkurrenz, die sich an wertlose Aeußerlichkeiten heftet. Die erste Theaterstadt der Welt ist ohne Frage Paris; die Pariser würden den Kopf schütteln über diesen mehr bei Automobilfahrten als bei kritischen Leistungen angebrachten Wetteifer der Berliner Kritik, der erste auf dem Platze zu sein; die Pariser gedulden sich gern, wenn in den angesehensten Zeitungen eine kritische Rundschau erst am Ende der Woche über ihre theatralischen Ereignisse berichtet, so daß sie über eine Aufführung am Montag erst am Sonnabend die Ansicht des Kritikers hören. So weit ist man an der Seine hinter der Spree zurückgeblieben. In der „Fixigkeit", um mit Inspektor Bräsig zu sprechen, liegt der Vorzug dieser neuen Einrichtung;

man hat kaum ein Stück verschlungen, so folgt das kritische Vomitiv: der Wert der Kritiken muß aber bei dieser übereilten Produktion leiden. Man pflegt sich auch im gewöhnlichen Leben dies oder jenes zu überschlafen, um ein ruhigeres Urteil zu gewinnen; die Kritik aber, übermüdet durch manche langweilige Aufführung, soll sogleich ans Werk gehen und dann, wie Schmock sagt, „Brilladen" schreiben. Und ein witziger Kopf mag vielleicht noch einige gute Gedanken haben, ehe die Geister der Mitternacht umgehen, einige Blitzfunken ausstreuen, doch eine wohlbedachte und wohlbegründete Kritik läßt sich nicht so vom Zaun brechen. Dieser unglaubliche Mißstand der kritischen Nachtarbeit, die von der Reichshauptstadt aus sich im Reiche verbreitet hat, wird hoffentlich nicht von langer Dauer sein. Für die Beurteilung von Dramen sind übrigens jetzt die kritischen Maßstäbe so verschiedenartig, daß vieles ins Wanken gekommen ist, was bisher allgemein Geltung hatte. Der Regisseur der kleinsten Bühne, der aus dem Born der „modernen" Bildung getrunken, hat seinen ästhetischen Sinai in der Tasche und schmettert den Poeten zu Boden mit den Gesetzestafeln der neuen Offenbarung. Er zuckt die Achseln über seine Monologe, die einer überwundenen Epoche angehören. So denkt auch der geistesverwandte Kritiker; veraltet ist die Forderung eines künstlerischen Aufbaus, eines durchsichtigen Abschlusses — ein Stück Leben auf der Bühne braucht das alles nicht. Daneben gibt es noch Kritiker der alten Schule, die an den Vorbildern früherer Jahrhunderte und Jahrtausende festhalten, die mit gewaltigem Fußtritt von der Revolution der Literatur in den Schlund der Wasser geschleudert worden sind. Unsre Kritik ist ein babylonischer Turmbau, bei dem die verschiedensten Sprachen durcheinander gesprochen werden — wer weiß, ob die Zukunft diesen Wirrwarr klären wird?

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

(Fortsetzung)

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 27. April 1867.

Verehrter Freund!

Für Ihre freundliche Zuschrift bin ich Ihnen sehr dankbar gewesen, habe aber leider in Berlin im Drang der Geschäfte nicht zur Beantwortung kommen können. Ihre interessante Broschüre habe ich, da ich dieselbe bereits besaß, auch Simson sie kannte, an Schulze mit einem Gruß von Ihnen übergeben. Schulze, welcher leider wie Franz Duncker durch unsre Differenzen im Reichstag und die

angebliche Stimmung seiner Berliner Wähler sich hat verleiten lassen, aus dem Ausschuß des Nationalvereins auszutreten, läßt sich Ihnen bestens empfehlen.

Mit dem Ergebnis der Verhandlungen des Reichstages wird man auch wohl in Süddeutschland einigermaßen zufrieden sein können. Hier im Norden sehen in dem Zustandekommen dieser Verfassung alle Weiterblickenden einen außerordentlichen Fortschritt, meiner Meinung nach den größten, welchen Deutschland seit der Reformationszeit wirklich gemacht, nicht bloß versucht hat. Der Süden hat es vollkommen in der Hand, jeden Tag beizutreten. Wir haben offenkundig in der Abänderung des Schlußartikels unsre Absicht erklärt, den Zutritt an so wenig Formalitäten als möglich zu knüpfen. Bei der preußischen Regierung werden Sie keine ernsthaften Schwierigkeiten finden. Dieselben liegen allein bei der bayrischen und württembergischen Regierung und dem Einfluß, den die ultramontane Partei nebst der französischen Regierung auf beide ausüben. Ich verstehe nicht ganz, weshalb in Bayern und Württemberg, wie überhaupt in Süddeutschland, nicht mehr geschieht, um die renitenten Regierungen zu drängen. Eine Agitation im großen Stile müßte mit der Sache in wenigen Wochen fertig werden können! Grund ist doch wahrlich genug vorhanden. Militärisch ist, wie mir in Berlin versichert wurde, seit vorigem Sommer in Bayern und Württemberg so gut wie nichts getan. Kommt es zum Kriege mit Frankreich, und Preußen steht nicht sofort mit einer starken Armee im Süden, oder doch zwischen Mainz und Rastatt, so werden wir erleben, daß wie im vorigen Jahre 40000 bis 50000 Mann vom Oberrhein bis Franken dringen, ohne ernsthaften Widerstand zu finden. Die Franzosen würden aber anders hausen als die Preußen.

Ich glaube kaum, daß uns der Friede noch lange erhalten bleibt. Politisch würde es für Deutschland, wenigstens für Norddeutschland, allerdings besser sein, ein bis zwei Jahre in Ruhe zur Organisation der neuen Zustände benutzen zu können. Die Militärs, und auffallenderweise auch die Geschäftsleute, halten aber den sofortigen Krieg mit Frankreich für das Günstigere, wenn nicht ein langdauernder Friede sichergestellt werden kann, wozu im Grunde doch gar keine Aussicht ist. Sich in der Unsicherheit und Aufregung und dem Stocken aller Geschäfte einfach bis zum Herbst hinhalten zu lassen und den Franzosen ein halbes Jahr zur besseren Bewaffnung und Einübung der neuen Waffen zu gestatten, würde das verkehrteste von allem sein. Die Vereinigung mit dem Süden würde ein glücklich beendigter Krieg ungemein fördern. Für ein historisches Urteil kann ja leider auch kein ernsthafter Zweifel darüber sein, daß Frankreich nach seiner ganzen traditionellen Politik die Bildung einer stärkeren Kontinentalmacht, als es selbst ist, nicht ruhig dulden kann, ohne vorher einen sehr ernsten kriegerischen Versuch zu machen, diese deutsche Präponderanz im Entstehen zu hindern.

Gestatten Sie mir, mein alter Freund, in Erinnerung an eine jahrelange gemeinsame politische Arbeit und manche froh zusammen zugebrachte Stunde,

Ihnen eine der von mir in Berlin angefertigten Photographien zu senden, welche meine Freunde ähnlich finden.

Mit freundschaftlichem Gruß

Ihr

Bennigsen.

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, den 9. Juli 1867.

Empfangen Sie, hochverehrter Freund, herzlichen Dank für Ihren Brief vom 27. April, der mir über die Politik des Reichstages sehr erwünschte Mitteilungen machte, ebenso für die beigefügte gelungene Photographie. Obgleich mir Ihr Original in treuer Erinnerung vorschwebte, habe ich mich doch über das Konterfei ungemein gefreut. Da ich Sie meist mit Schulze zusammensah, der hoffentlich nur vorübergehend sich von der nationalliberalen Partei getrennt hat, so gab ich Ihnen die Stelle neben dem erprobten Freunde, der sich durch seine sozialpolitischen Bestrebungen doch einen bleibenden guten Namen geschaffen hat.

Auch bei mir haften die ernst-frohen Stunden in Frankfurt, Eisenach, Koburg in angenehmer Erinnerung und ich kann nicht finden, daß unsre gemeinsame politische Wirksamkeit 1859 bis 1862 eine verkehrte oder eine fruchtlose gewesen, wenngleich W. Menzel in seinem Buche: „Der Deutsche Krieg" den Nationalverein sehr heruntermacht und nur mir, wegen der Opposition gegen den Antrag in betreff der Herausgabe Venedigs, einiges Lob spendet. Bekanntlich ist der Antrag des Ausschusses von diesem selbst zurückgezogen, der Dunckersche Antrag aber nach meinem Vorschlage durch motivierten Uebergang zur Tagesordnung beseitigt worden. Nach Menzel dagegen müßte man annehmen, die Versammlung hätte damals schon ohne weiteres den Italienern Venezien schenken wollen. In gleicher Linie mit der obenhin ausgesprochenen Verurteilung der Nationalpartei steht die Verteidigung der Tiroler Glaubenseinheit und anderes, was man von einem Mitgliede der vormaligen württembergischen Opposition nicht erwarten sollte. Wer Bismarck huldigt, darf konsequenterweise nicht über die vorangegangene nationale Bewegung den Stab brechen; denn ohne diese hätte Bismarck seine Revolution nicht gemacht. Sie werden es billigen, daß ich in der vierten Auflage meiner Schrift über die Ursachen und Folgen des Deutschen Krieges von dem Nationalverein und Reformverein gesprochen habe und wie ich es getan. (Menzel, obgleich geborener Preuße, hat sich vor zwei Jahren in seiner Schrift: „Oesterreich und Preußen" für den Dualismus ausgesprochen, gleichwohl aber nach dem Kriege vorigen Jahres meine Schrift in seinem Literaturblatt rühmend angezeigt und sich zu den Ansichten derselben bekannt. Jetzt geht er, wie manche früheren Gegner, über dieselbe hinaus.) Eine nähere Geschichte der deutschen Bewegung müßte freilich der Zukunft vorbehalten bleiben und würde am besten von Ihnen geschrieben werden, da Sie an der Spitze derselben standen.

Mit dem Eintritt in den Nordbund geht es freilich langsamer, als wir

wünschen. Doch ist die materielle Einheit durch das Kriegsbündnis und die Zoll- und Handelseinheit gesichert. Unsre Kammer sollte schon zu Anfang gegenwärtigen Jahres eingerufen werden: denn die Steuer läuft ab oder ist abgelaufen mit dem 30. Juli, nur daß die Regierung verfassungsmäßig befugt ist, im Notfalle sie vier Monate fortzuerheben, wenn die Verabschiedung nicht zur rechten Zeit ermöglicht werden kann. Aber die Regierung tut gut daran, fait accompli zu machen, d. h. erst vor die Kammern zu treten, wenn sich die Einigung mit Preußen nicht mehr ändern läßt, denn sonst würde das Reden kein Ende nehmen. Auch aus dem Kreise der Abgeordneten, die bekanntlich im vorigen Jahre durch Dick und Dünn mit demselben Ministerium gegangen sind, erhebt sich jetzt kein Widerspruch gegen den Verzug: denn auch sie haben ein Interesse dabei, über dem Grabe ihrer politischen Vergangenheit Gras wachsen zu lassen. Ich zweifle nicht, daß Varnbüler die Verträge durchsetzen wird; doch wird er immerhin manches Unangenehme zu hören bekommen, und solange wir nicht staatlich mit dem Norden vereinigt und die süddeutschen Festungen teilweise wenigstens von Preußen besetzt sind, ist der Süden gegen einen Handstreich von Frankreich aus nicht gesichert. Einstweilen wird das preußische Exerzierreglement und die preußischen Hinterlader von unsern Truppen eingeübt, und der preußische General von Obernitz, der seit 1. Dezember hier in Cannstatt seine Wohnung genommen hat, begleitet zuweilen den Kriegsminister bei den Uebungen, was manchen Leuten ein Dorn im Auge ist. Etwas Unangenehmes wird ihm gewiß nicht begegnen, solange er sich taktvoll benimmt; er lebt hier wie ein Privatmann und wird seiner schönen Pferde wegen von den Offizieren beneidet; aber das sehen auch unsre besseren Offiziere ein, daß mit dem alten System kein Ruhm zu erwerben ist. Der „Staatsanzeiger“ ist seit einiger Zeit geschmeidiger geworden. Aber der „Beobachter“ macht in seiner Raserei fort, und der Prozeß Hohenzollern gegen Mayer hat noch keinen Schritt vorwärts gemacht. Die Stimmung im Volke ist resignierter, doch geben die neuen Steuern, womit der Bund sich einführt, und manche Taktlosigkeiten des preußischen Ministeriums noch immer Stoff zu Angriffen. Mir selbst ist trotzdem, daß ich mit meinen Ansichten nie zurückhielt, nie eine Unbill widerfahren — abgesehen von einigen Angriffen in der offiziösen Presse und meiner Zurücksetzung seitens der Regierung, die, wie der Kultusminister, mein früherer Schüler, kein Hehl hatte, mich nicht rehabilitierte, weil ich Mitglied des Nationalvereins bin und allerdings auch in der Kammer vielfach immer noch Anlaß gab, namentlich in den deutschen Fragen, in der Konkordatsache, mich zu denunzieren. Morgen werde ich 65 Jahre alt und bin also nicht wohl in der Lage, irgend jemand Konkurrenz zu machen. Doch freut es mich, daß meine Opposition durch den Lauf der Dinge mehr und mehr gerechtfertigt ist. Auch unsre evangelische Kirche, deren ich mich in der Synodalfrage angenommen habe, wie früher in der Besoldungsangelegenheit, wird, wie ich aus dem heutigen „Merkur“ ersehe, eine Vertretung im wesentlichen nach den gestellten Anträgen erhalten, und dann erst kann von einem Zusammenwirken mit der auswärtigen Bewegung die Rede sein, welche ich bis dahin ab-

lehnen mußte, da ich doch nicht ohne Anhang bei Ihren Versammlungen erscheinen konnte. — — —

Vor einigen Wochen war ich in Heidelberg auf Einladung des dortigen Komitees in Sachen des Stein-Denkmals. Das letzte Mal (1859) war ich von Gagern dazu geladen. Bluntschli, den wir nebst zwei andern Heidelbergern hinzuzogen, meinte, der Nationalverein könnte wohl auch noch ein Sümmchen beitragen, was natürlich mit großem Dank angenommen wurde. Ich sprach nachher. — — —

*

Den vorstehenden Briefen seien schließlich noch zwei hinzugefügt, die Gustav Freytag im Jahre 1863 an Bennigsen richtete. In ihrem Mittelpunkt steht der österreichische Reformplan aus diesem Jahre, der dem Frankfurter Fürstentage vorgelegt wurde. Ueber die Reise des Herzogs Ernst von Koburg nach Wien im Juni 1863 finden sich ausführliche Mitteilungen in den Memoiren des Herzogs.

Gustav Freytag an Bennigsen.

Siebleben, 27. Juni 1863.

Hochverehrter Herr und Freund!

Wahrscheinlich ist Ihnen das letzte Intermezzo in dem Verfassungskampf der Preußen nicht unbekannt geblieben. Ich halte dennoch für Pflicht, Ihnen, als unserm lieben Häuptling, die beifolgenden Notizen zu senden, und werde damit fortfahren, sobald ich Sicheres weiter erfahre. Dem Herzog von Gotha ist die Sache, wenigstens vor einigen Tagen, noch unbekannt gewesen, und ich fühle keine Verpflichtung, ihm mitzuteilen, was er schicklicherweise zuerst von seinen Verwandten erfahren müßte:

Die Reise des Herzogs nach Wien war mir persönlich sehr unlieb, weil ich bei seiner Persönlichkeit jedes Betreiben großer Politik für ein kompromittierendes Geschäft halte, und weil für ihn, wie er ist, alle künftige Befriedigung seines Selbstgefühls doch in Preußen liegt. Auch hat mich ein zweitägiger Aufenthalt in Koburg nicht überzeugt, daß er der Nationalpartei durch die Reise einen Dienst geleistet.

Ich fürchte, er hat mit zuviel Vertrauen sich als Organ und Führer der Nationalen präsentiert. Er ist trotzdem schlecht behandelt worden — nach Hofbegriffen. — Bei fünftägigem Aufenthalt hat ihn der Kaiser nur am ersten Tage eingeladen, auf die Abschiedsaudienz, die er sich erbitten mußte, ließ man ihn warten und gönnte ihm nicht mehr als eine Viertelstunde.

Da Sie wahrscheinlich Abschrift der Niederschriften des Herzogs und Franckes besitzen,[1]) so füge ich nur einige Arabesken hinzu. Aus allen Erzählungen ging

[1]) Bennigsen erhielt ausführliche Mitteilung über die Wiener Reise von Herzog Ernst durch ein Schreiben von dessen Kabinettsrat Eduard Tempeltey vom 24. Juni 1863. Die Wiedergabe dieses Schreibens ist an dieser Stelle nicht notwendig, da sich der sachliche Inhalt mit den Mitteilungen der Memoiren Herzog Ernsts deckt.

hervor, daß man in Wien die Gunst der Umstände wohl fühlt, aber mit innerem Widerstreben an die Frage geht. In der Tat halte ich das Vorgehen Oesterreichs am gefährlichsten für Oesterreich selbst.

Von den österreichischen Staatsmännern waren Biegeleben dagegen, Rechberg sehr lau, Gagern und Schmerling warm, aber in zweiter Linie bleibend.

Das Projekt selbst ist noch so vag und gestaltungslos, daß eine Kritik fast unnütz ist. Das alte Triasprojekt zu einem Direktorium von fünf bis sieben Mitgliedern erweitert, ein Parlament, bei welchem man sich zu Volkswahlen immer noch nicht recht entschließen kann, Oesterreichs Eintritt mit allen Provinzen seines gegenwärtigen Reichstages, wenigstens mit Galizien. Es ist des Unsinns und der Mißform noch zuviel.

Mir scheint die ungeduldige Sehnsucht unsrer Freunde nach einem Parlament die größte Gefahr. Denn es ist ein verhängnisvoller Irrtum, einem Parlament mit beschränkten Befugnissen die Expansivkraft zuzutrauen, welche widerstrebende Formen gewaltig bricht. Solange die Vorbedingungen nicht vorhanden sind, ein Reichsministerium aus der Majorität, welches über Soldaten in Wahrheit verfügen kann, ist eine Schranke für die Entwicklung der Volkskraft gezogen, welche unter einem Direktorium, das die Administrationsmaschine und Wehrkraft der einzelnen Bundesstaaten straffer zusammenfaßt, weit hinderlicher werden kann als unter dem gegenwärtigen Bundestag.

Es wird Ihnen nicht uninteressant sein, daß der hiesige Bundestagsgesandte Hr. von Fritsch die Regierung vor den Anträgen Oesterreichs und Preußens gewarnt hat, weil es nicht unmöglich sei, daß man die Bundesexekution wie 1851 schließlich *gegen* die Herzogtümer kehre. Er hat recht.

Wann wird mir einmal die Freude, Sie zu sehen? Kommen Sie in diesen Teil des armen Deutschlands, so würde es sehr hübsch von Ihnen sein, wenn Sie mir einige Tage vorher Notiz zugehen und möglich machen wollten, mit Ihnen zusammenzutreffen.

Mit treuer Ergebenheit

Ihr

Freytag.

*

Gustav Freytag an Bennigsen.

Siebleben bei Gotha, 14. August 1863.

Lieber Herr und Freund!

Ihren Brief, in dem ich mit großer Freude die Auffassung der gegenwärtigen Lage finde, welche auch mir Leid und Vertrauen gibt, eile ich durch einige Bemerkungen über die österreichische Denkschrift zu beantworten, die Ihnen vielleicht noch nicht zugegangen sind, auf die Gefahr, von Ihnen für einen Neuigkeitskrämer gehalten zu werden — ein schlechtes Geschäft, das ich gern meinen diplomatischen Gönnern überlasse.

Die Oesterreicher haben an einige ihrer sichersten Höfe ein kurzes Memorial

gesandt, worin sie die Grundzüge der vom Kaiser in Frankfurt vorzulegenden Verfassungsentwürfe darstellen. Das Memorial ist dreiteilig:

1. Darstellung und Verurteilung der gegenwärtigen Bundesorganisation, sehr stark und in einer Sprache, welche dazu bestimmt ist, populär zu wirken und ebensogut in der Nationalzeitung stehen könnte.

2. Grundzüge der neuen Organisation mit kurzer Motivierung.

a) Direktorium (fünf oder sieben Mitglieder).

b) Delegiertenversammlung, periodisch einzuberufen. Es sei notwendig, dem Volk eine Stimme in seinen Angelegenheiten zu bewilligen, es sei zu gefährlich, durch direkte oder besondere Wahlen aus dem Volk influiert zu werden.

Diese Teilnahme des Volkes mache eine Beteiligung der Fürsten als Gegengewicht wünschenswert, deshalb

c) Periodisch wiederkehrende Fürstentage. Es ist unbestimmt gelassen, ob gleichzeitig mit dem Volkshause, wahrscheinlich vorher.

d) Bundesgericht.

Der dritte Teil ist fast ausschließlich für Preußen bestimmt. Sein Beitritt sei für die glückliche Entfaltung des neuen Staatslebens höchst wünschenswert. Leider habe Preußen seit längerer Zeit alles getan, das föderale Element zu schwächen. Man hoffe, daß es jetzt andrer Meinung geworden sei. Sollte das zum großen Bedauern des Kaisers nicht der Fall sein, und Preußen oder auch andre Staaten sich der neuen vorzulegenden Bundesreform entziehen, so sei der Kaiser unter allen Umständen entschlossen, mit den ihm anhängenden Fürsten dennoch die neue Organisation durchzuführen.

Deutschland sei bis jetzt ein Bund der Regierungen gewesen, es solle auch ein Bund der Völker werden.

Die Vorschläge Oesterreichs bildeten eine Einheit, welche in ihrer Gesamtheit angenommen werden müßte.

Principes conveniant, ut imperata faciant. Es ist unzweifelhaft, daß das Wiener Kabinett sich durch Mitteilung der detaillierten Pläne an seine wichtigsten Anhänger im voraus von dem Erfolg bei der Mehrzahl der versammelten Fürsten überzeugt hat. Bei den befreundeten Gesandtschaften in Frankfurt besteht der Verdacht, daß das noch nicht alles sei. Die ganze Sache sei angelegt, Fürsten und Publikum fortzureißen und dem Kaiser die deutsche Kaiserkrone anbieten zu machen; man habe sich Bayerns, Württembergs, der beiden Hessen und Nassaus versichert. Jedenfalls werden, um der Unentschiedenheit zu begegnen, welche durch das Ausbleiben Preußens hervorgebracht werden könne, die eventuellen Modifikationen vorgelegt werden, die in dem Plane beim Austritt Preußens eintreten müßten, und jedenfalls würden nach dieser Richtung eventuelle Beschlüsse gefaßt werden. Man sei österreichischerseits entschlossen, alles aufzubieten, daß die Versammlung nicht resultatlos bleibe.

Da hätten wir auf der einen Seite eine Großmacht, die ganz zu uns gehört und deren Regierung mutlos und wahnsinnig eine große Selbstverbrennung in Szene setzt, und auf der andern Seite eine Großmacht, die nur zum geringen Teil mit uns verbunden ist und die uns jetzt mit Trompeten und Pauken und dramatischem Schwindel zu erobern gedenkt. Es ist eine heitere Lage.

Was die wenigen Regierungen, welche die Gefahr der Lage ansehen, wie wir, tun werden, ihr zu begegnen, wage ich nur zu mutmaßen. Für dieselben bieten die Propositionen vorläufig zwei Angriffspunkte. Der eine ist das Direktorium, welches die Tendenz hat, die Kleinstaaten zum Besten der Würzburger zu säkularisieren und Deutschland allmählich in etwa fünf Gebiete zusammenzuwerfen. Der andre ist der Umstand, daß einzelne Bestimmungen nicht nur die Tätigkeit, auch die Einwilligung ihrer Kammern nötig machen.

Der erste Punkt wird die Minister instand setzen, ihre Fürsten zurückzuhalten, der zweite wird einer Ueberrumpelung vorbeugen können. Ob ein Vorgang Badens den übrigen, zu denen nicht der Herzog von Gotha, aber sein Ministerium gehört, auch den Mut geben wird, weiter zu gehen und das Delegiertenprojekt abzulehnen, müssen wir abwarten.

Die Frankfurter werden sich unsinnig gebärden. Und obgleich die Pläne Oesterreichs im ganzen noch weniger bieten, als erwartet wurde, so wird Ihnen Süddeutschland doch auch auf dem Abgeordnetentage schwere Arbeit machen. Mich freut nur, daß die Reichsverfassung von 1849 und die frühere Verwerfung des Delegiertenprojekts jetzt eine vortreffliche Basis für die Forderungen des Volkes geben.

Was Sie über die Haltung der Preußen sagen, ist nur zu wahr. Ich habe mit Schulze vor seiner Reise nach Frankfurt noch eine Zusammenkunft beredet, und ich zweifle nicht, daß diese letzten Ereignisse auch ihm und den Verbündeten die Notwendigkeit stärkerer Maßregeln deutlich gemacht haben. Das ganze Unglück der Preußen läßt sich in die Worte zusammenfassen, daß sie n a c h dem Eintritt der Bewegungszeit für Deutschland das große Unglück gehabt haben, zwei Fürsten zu erhalten, welche in der öden Zeit Metternichs und der Karlsbader Beschlüsse aufgewachsen sind. Das hat auch das Volk zurückgehalten. Der Kampf gegen eine abgestandene Generation, welche gespensterhaft alle wichtigen Stellen des Staates besetzt hält, ist wie ein Kampf gegen Tote.

Auch unsre Freunde dort leiden schwer an dem Uebelstand, daß verhältnismäßig wenige von ihnen eine feste alte, in weiteren Kreisen anerkannte Stellung in die Politik mitbrachten. Mut und Selbstvertrauen sind im geheimen geringer als bei andern Parteiführern.

Oft habe ich an eine Unterredung mit Ihnen zurückgedacht. Wären Sie vor zwei Jahren Preuße geworden,[1]) wir wären jetzt besser daran. Denn solange

---

[1]) Es ist mir ganz unbekannt, auf welcherlei Pläne Bennigsens im Jahre 1861 Freytag hier anspielt.

der Staat von 18 Millionen besteht, werden doch die Geschicke Deutschlands zum größten Teil von seinen Schicksalen abhängen.

Vom Kronprinzen ist aus Gastein noch weiter nichts bekannt. Dem Bismarck hat der Kronprinz seinen Austritt oder vielmehr sein ferneres Nichterscheinen im Staatsministerium angezeigt. Dem Kronprinzen wünsche ich lebhaft, daß er Sie kennen lerne. Würden Sie sich entschließen können, den Rückweg von Frankfurt über die Rosenau zu nehmen? Ich selbst habe kaum persönliche Relationen zu ihm, aber ich meine, wenn er Sie ersuchen ließe, wäre das für ihn sehr zweckmäßig.

Möchte dieser eilige Brief Sie noch in der Heimat treffen. Ich gehe nicht nach Frankfurt, könnte mir aber nicht die Freude werden, Sie auf dem Rückwege zu sehen? Erhalten Sie freundlichen Anteil

Ihrem

treu ergebenen

Freytag.

Die heutige Justiz und die Geistesfreiheit

Von

Professor W. Mittermaier (Gießen)

Das Thema ist unerschöpflich. Ich beschränke es auf die Frage, ob die Freiheit des Redens und Schreibens (besonders auf politischem, religiösem, sittlichem und künstlerischem Gebiet) durch unsre Strafrechtsprechung ungebührlich eingeengt werde. Vielfach wird mit lebhaftem Ja geantwortet, und oft begreift auch ein vorsichtig Wägender nur schwer oder gar nicht einen Richterspruch. Andre meinen freilich, die Justiz tue viel zu wenig in der Beschränkung der Geistesfreiheit. Ich will nun nicht Fälle erörtern, sondern nur den Standpunkt darlegen, den ich in der Beurteilung der Frage für den richtigen halte.

1. Geistesfreiheit ist Freiheit des Denkens von Hemmungen, die uns von andern auferlegt werden, Denken so, wie man es für das beste hält. Danach darf jeder glauben, was er will, politisch und sittlich für recht, ästhetisch für schön halten, was ihm paßt. Er darf aber auch über den andern urteilen, wie ihm beliebt. Es ist mir und wohl den meisten klar, daß solche Freiheit zur Entwicklung notwendig ist; aber ebenso klar ist mir, daß ihre schrankenlose Herrschaft zum erbittertsten Kampf aller gegen alle führte; denn wenn jeder ohne weiteres alles sagte und schriebe, was ihm gerade paßt, würde wohl bald einer den andern über den Haufen schießen. Unsre Frage verändert sich eigentlich zu der andern: wie ist der Kulturfaktor der Geistesfreiheit zu schützen und wie wird er sich um des Friedens willen beschränken müssen? Der beste Schutz wird wohl stets in dem Mut des Bekenntnisses und in der Wahrheitsliebe liegen. Das Recht mit

seinen groben Schutzmitteln kann bei einem so feinen Wesen wenig ausrichten. Es könnte auf allen Gebieten jede Hemmung der Geistesfreiheit verpönen und verfolgen. Es würde damit schon die Geistesfreiheit dessen angreifen, der an die Notwendigkeit der Beschränkung des Denkens glaubt; es würde aber auch die Freiheit nicht anerkennen, sich seine Gesellschaft, seine Diener, kurz seine Privatverkehrsgenossen nach eignem Belieben auszusuchen. Derart wird auch die Beschränkung fremder Geistesfreiheit nirgends verfolgt. Insbesondere spielt die Garantie der Freiheit sittlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen Denkens im Recht gar keine Rolle. Sie ist unnötig, da der Selbstschutz viel mehr vermag, ja unmöglich, da man alle die feinen geistigen Mittel der Hemmung fremden Denkens doch nicht treffen kann. Ja, es gibt Hemmungen, die sich völlig in Rechtsformen bewegen, z. B. wirtschaftlicher Zwang großer Kartelle. Diese Erwägung aber gilt für jedes Gebiet der Geistesfreiheit! — Die Religionsfreiheit schützen freilich unsre modernen Staatsverfassungen gegenüber dem Staat, der kein wirkliches Religionsbekenntnis verbieten darf, während der Angriff auf die religiöse Freiheit andrer bei uns nur unter ganz bestimmten Umständen eine Straftat ist[1]) (s. besonders RStrGB. § 167). Aber das politische Bekenntnis erkennt der Staat keineswegs ohne weiteres an; und eine Strafe kennen wir auch für den nicht, der die religiöse Freiheit andrer antasten will. —

Die Beschränkung der Geistesfreiheit muß das Recht fordern, denn einmal verletzt oft eine unbeschränkte Aeußerung einen andern, und sodann gefährdet sie oft die Grundlagen des Staates. Das beachtet schon der einzelne durch Selbstbeherrschung: es ist eine sittliche Pflicht, nur zu sagen, was man nach bester Erkenntnis für wahr, gut, schön, richtig erachtet, und auch dies nur in einer Form, die das Gefühl andrer nicht verletzt. Es kann aber auch oft eine sittliche Pflicht sein, selbst das Richtige nicht zu sagen, wenn es einem andern oder der Allgemeinheit schaden kann. Leider genügt das nicht zur Erhaltung der äußeren Ordnung. Denn nach bester Erkenntnis halten alle Menschen etwas andres für richtig, für nicht in der Form verletzend, für nicht schädlich; und das beste Erkennen ist oft auf recht schwache Füße gestellt.

Daher greift das Recht ein. Da es die Gefahr einer das Gefühl eines andern verletzenden Form kennt, verbietet und bestraft es diese als Beleidigung. Aber niemals läßt sich absolut feststellen, welche Form verletzend, welches Gefühl berechtigt, welche äußere Achtung erforderlich ist. Das muß der Auffassung des Volkes, der Stände, der Zeit überlassen bleiben. Es ist immer nur eine Frage rechtspolitischen Taktes, wieviel sich der einzelne in der Verkehrsform gefallen lassen muß. Unser Staat überläßt die Antwort dem Richter — ob mit Fug, werden wir später prüfen. Wenn man also glaubt, es werde heute

[1]) Ausnutzen religiöser Machtmittel zu politischen Zwecken und Störung des staatlichen Friedens gehört nicht mehr zu dem zu schützenden Religionsbekennen; man denke an den sogenannten Toleranzantrag.

zu vielerlei als formell beleidigend verfolgt, so ist daran nicht das Gesetz, sondern die Volksauffassung und ihre Abschätzung durch den Richter schuld.

Das Recht verbietet auch, etwas zu äußern, was der Wahrheit des Geschehens, der Tatsachen widerstreitet. Freilich ist ein solches Verbot in seiner Allgemeinheit unnötig und undurchführbar, es ist also auf bestimmte, schädliche Fälle (Falscheid, Betrug, Verleumdung, unlauterer Wettbewerb u. a. m.) beschränkt.[1]) In der Urteilsfreiheit aber[2]) geht der Staat verschieden vor: Geleitet von dem durchaus richtigen Erkennen, daß gewisse Handlungen dem Frieden und der Sicherheit der allgemeinen Entwicklung widerstreiten, verbietet der Staat die Aeußerung der zu solchen Handlungen führenden Gedanken, sobald diese Aeußerungen schon als gemeingefährlich erscheinen. Er duldet ruhig jede künstlerische Richtung, sie mag noch so verrückt sein, er verfolgt im allgemeinen kein religiöses Bekenntnis, es müßte denn den äußeren Frieden stören oder (wie bei der Beleidigung) das religiöse Gefühl durch grobe Beschimpfung verletzen.[3]) Aber daß nicht jedes sittliche und politische Handeln und Bekenntnis geduldet werden kann, bedarf keiner Erörterung. Nur ist es auch hier wieder eine Frage praktischer Erfahrung, wo die Gefahr für den Staat oder die Allgemeinheit anfängt — auch sie ist unten noch zu prüfen.

Wir müssen danach daran festhalten, daß der Staat die Freiheit des Redens und Schreibens beschränken muß, wenn es das Allgemeinwohl erfordert. Dies „Wenn" und das „Wie" bedürfen einer eignen Erörterung. Die ganz richtige Erwägung, daß der Staat doch nur grobe, äußere Angriffe auf seine Ordnung treffen kann, all die feinen, unmerklich wirkenden geistigen Regungen aber nie treffen wird, kann uns nur vorsichtig machen, nie unsre Rechtsanordnungen völlig beseitigen. —

2. Es muß immer wiederholt werden, daß die gesetzgeberische Erwägung, was das Gemeinwohl erfordert (zum Beispiel ob bloße mündliche Beschimpfung, eine formell verletzende, aber sachlich richtige Kritik zu bestrafen seien), den Juristen als solchen nichts angeht; erst wenn er bei der Handhabung der Gesetze diese auslegen muß, kann (nicht muß) ihm diese Erwägung zum Teil übertragen werden. Wohl aber ist es eine juristische Frage, wem die Rechtsordnung diese Erwägung überlassen soll, da sie jedenfalls angestellt werden muß. Dabei ist zu bedenken, daß das gemeine Wohl zu verschiedenen Zeiten Verschiedenes fordert, daß aber zu einer gegebenen Zeit für einen Staat möglichst einheitliche Grundsätze gelten sollen. Unmöglich ist es, für jeden Fall im voraus die Entscheidung durch das Gesetz zu treffen. Dies bedarf stets einer Ergänzung durch

---

1) Leider bestraft unser Recht auch eine völlig wahre Behauptung, wenn sie sich nur nicht als wahr nachweisen läßt. Der verkehrte § 186 des Reichs-Strafgesetzbuchs über die üble Nachrede bedarf dringend der Reform.

2) Der Unterschied zwischen Aussprechen eines Urteils und einer Tatsache ist sehr schwer festzustellen.

3) Dies ist der durchaus berechtigte Gedanke des so viel angefochtenen § 166 des Reichs-Strafgesetzbuchs.

den Richter. Niemand wird sich vorstellen können, daß im Gesetz alle Fälle aufgeführt werden, die als unzüchtige Handlungen oder Aeußerungen, als Beleidigungen, als staatsgefährlich zu gelten haben. Diese Bestimmung muß das Gesetz immer dem Richter überlassen. Aber wenn auch niemand den Richter ganz aus dem Kreise derer entfernen kann, die für die Begrenzung der Geistesfreiheit Bestimmungen treffen, so kann man doch das Verhältnis des Gesetzes zum Richter sehr verschieden gestalten, den Richter freier oder gebundener stellen. Einmal kann das Gesetz ganz allgemein gefaßt sein (z. B. § 184 des Reichs-Strafgesetzbuchs: „Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen... verbreitet, ... wird ... bestraft", oder § 185 ebenda: „Die Beleidigung wird... bestraft"), oder es kann kasuistischer die Fälle in ihrer verschiedenen Gestaltung unterscheiden, etwa wörtliche und tätliche, öffentliche und nichtöffentliche Beleidigung, Beleidigung und Beschimpfung, Beleidigung nur durch die Form und solche durch den Inhalt, Beleidigung eines Vorgesetzten und eines Untergebenen, eines Beamten, Offiziers, einer Frau durch Schamlosigkeiten u. dgl. m. Es wäre vielleicht denkbar, durch sorgfältige Aufzählung möglichst vieler Einzelfälle den Artbegriff der Beleidigung anschaulich darzustellen. Aber man überlege: Wenn nicht eine alle Einzelaufzählungen wieder überholende Generalklausel gegeben wird, werden immer Lücken entstehen, wird diese Aufzählung in ihrer Plumpheit dem Schlauen ebensoviele Oeffnungen zum Entkommen, wie dem Ehrlichen Fallen bieten, wird sie den Richter hemmen und binden oder zu eigner Gesetzesergänzung ohne jeden festen Anhalt veranlassen. Die Gesetzgebung aller Länder und Zeiten bietet hierfür Mengen warnender Beispiele. Die allgemeine Fassung ist nicht bloß einer theoretischen Sucht entsprungen, zu den höchsten Feinheiten juristisch abstrakter Ausdrucksweise im Gesetz zu gelangen, sondern einer wohlerprobten praktischen Erfahrung und Kunst, in der uns die Franzosen vorangingen und um die uns die Engländer beneiden. Schweizerische moderne Gesetze und Gesetzentwürfe gehen darin noch viel weiter wie wir, während wieder andre neue Gesetze (Norwegen, das russische neue Strafgesetzbuch besonders, auch Italien) kasuistischer gefaßt sind. Es ist eines der schwersten gesetzgeberischen Probleme, die einzelnen Fallindividuen herauszuarbeiten; wer ihm etwas nachfolgt, wird beobachten, daß zuzeiten einzelne Unterarten eine besondere Nennung wegen ihrer zeitweiligen Bedeutung erheischen, um allmählich wieder zu verschwinden. Wir können uns auch nur bei einer freieren, nicht kasuistischen und dadurch starren Gesetzesbildung eine lebendige Rechtsentwicklung, die dem Leben nachfolgt, vorstellen. Die eigentümlichen und oft schwerfälligen Entwicklungen des englischen Rechts durch die Rechtsprechung sind uns unverständlich.[1]) Nur bei einer freieren, allgemeineren Gesetzesfassung kann ohne gesetzliche Aenderung im Geiste des Gesetzes dessen

---

[1]) Beispiel: Neben dem „exposing for public sale or view any obscene book, print etc. or other exhibition" wird seit 1878 noch „any publication recommending sexual immorality" genannt, da damals ein Buch in gutem Glauben unsittliche Praktiken anempfahl, ohne die Leidenschaften anreizen zu wollen.

Bestimmung wachsen und leben und kann das Leben selbst auf die Bestimmung einwirken. Hier kann das politische, religiöse, künstlerische, sittliche Denken um seine Berechtigung ringen, denn es steht von Tag zu Tag dem Richter gegenüber, während eine den Richter bindende, kasuistische Fassung des Gesetzes, die nur durch ein neues Gesetz zu ändern ist, schwer durch neue geistige Strömungen beeinflußt wird. —

Wenn man etwa sagt, eine plastische, volkstümliche Gesetzessprache könnte besser sein als unsre farblose, abstrakte, die zu weitgehenden künstlichen, lebensfremden Konstruktionen führe, so drückt man damit nur den eben kritisierten Wunsch einer kasuistischen Ausdrucksweise anders aus. —

Dagegen ist die Forderung noch zu besprechen, daß das Gesetz auch bei einer nichtkasuistischen Fassung doch sich klar und entschieden darüber äußere, was es als dem Gemeinwohl entsprechend ansehe. Gewiß könnte es erwünscht sein, von vornherein bestimmt zu wissen, wie sich der Staat zu einzelnen Geistesrichtungen in der Politik, Religion, Kunst, Ethik stellt; aber man erwäge nur, wie schwer eine solche Feststellung geistiger Strömungen ist (z. B. der anarchistischen Bewegung) und wie bedenklich das die Geistesfreiheit beschränken würde, die sich am Ende doch durchringt, wie die Sozialdemokratie bewiesen hat. Wie soll aber auch der Gesetzgeber hier das Rechte treffen! Das Gemeinwohl hat so viele Einzelinteressen zu berücksichtigen, daß man im allgemeinen nur eine Richtlinie geben, aber die Bestimmung des Einzelfalles nicht von vornherein vornehmen kann. Solche Richtlinien zieht auch das Gesetz, wo es angeht; unser Strafgesetz bestimmt ganz genau, welches Ziel eine Handlung haben muß, um hochverräterisch zu sein; es sagt auch bei der Beleidigung ausdrücklich, daß die Wahrnehmung berechtigter Interessen (von denen einige besonders genannt werden) an sich nie als Ehrverletzung oder Ehrgefährdung gelte. Oder das englische Recht gibt bei dem oben (s. Anm. 1) gegebenen Beispiel eine ausführliche „Justifikation“: Unzüchtige Schriften werden nicht verfolgt, „if their exhibition etc. is for the public good as being necessary or advantageous to religion or morality, to the administration of justice, the pursuit of science, litterature or art or other objects of general interest“. Aber es wird wieder gestraft, sobald der Täter „exceeds what the public good requires in regard to the particular matter published“.

Ganz ebenso urteilt auch unser Reichsgericht ohne jede gesetzliche Anweisung: „Der wissenschaftliche oder künstlerische Zweck könne, brauche aber nicht unbedingt einem Schriftstück den Charakter des Unzüchtigen zu nehmen.“ Ob aber im Einzelfall das Interesse ein berechtigtes, der Zweck ein künstlerischer oder wissenschaftlicher ist, das muß wieder der einzelne Richter beurteilen. —

Es bleibt nichts übrig: Alle Vorschläge, wie das Gesetz die Geistesfreiheit gegen die Justiz schützen könne, sind wohl gut gemeint, aber undurchführbar oder sogar gefährlich, wenn nicht das Gesetz ausdrücklich die ihm unrecht scheinenden Taten einengen will, also zum Beispiel die hochverräterischen Handlungen und Aufforderungen aufs engste begrenzt, Beschimpfungen Andersgläubiger nur in schweren

Fällen bestraft, nur grob unzüchtige Worte verfolgt oder die einfachen Wortbeleidigungen außer acht läßt. Das wäre denkbar, aber wir stehen da wieder vor der nichtjuristischen Frage, wie der Gesetzgeber die Interessen gegeneinander am besten abwägt. Und dabei müssen wir doch überlegen, daß das Gesetz stets die vorhandenen Anschauungen möglichst aller Schichten des Volks berücksichtigen, nicht seine Anordnungen einem einseitigen oder fremden Gedankenkreise entlehnen soll. —

3. Wir können nach allem heute die Geistesfreiheit der Justiz nicht entbehren.[1]) Und es beschränkt sich nun die ganze Frage darauf, ob unsre heutigen Richter genügend vorgebildet und genügend freigestellt sind und genügend über den einseitigen Anschauungen der Stände stehen, um möglichst richtig und gut zu urteilen. In der Antwort auf diese Frage muß man wieder sehr vorsichtig sein und sich stets vor Augen halten, daß jedes Land gerade die Richter hat, die es zurzeit verdient. Wenn bei uns der Justizetat nicht höher sein kann, dann können wir auch unsre Richter nicht so stellen, daß sie sich stets auf der Höhe der geistigen Bewegung halten und daß sie mit der nötigen Muße jeden Fall behandeln.[2]) Wenn unsre politischen, sozialen, sittlichen, religiösen Anschauungen so ungemein im Fluß sind, wie kann der Richter da ein immer abgeklärtes Urteil haben? Wenn der soziale Unterschied der Stände noch vor wenig Jahrzehnten ein kaum überbrückbarer war, wie soll er sich heute schon ganz ausgeglichen haben? Auch der Stand der akademisch Gebildeten, dem der Richter angehört, ist heute noch merkbar von andern Ständen getrennt. Unmöglich ist es dem Durchschnittsmenschen, bei den fast täglich wechselnden geistigen Strömungen unsrer Zeit allen zu folgen. Solchen Uebelständen kann nur durch eine möglichst gediegene Erziehung (aber welche ist das?), durch möglichste Ueberbrückung der Standesgegensätze auf allen Gebieten, durch Vereinigung der Richter in Kollegien, durch Beiziehung von Nichtberufsrichtern aus allen Ständen (nicht bloß Bürgermeistern und Ratsschreibern, sondern insbesondere auch Arbeitern[3]) und durch möglichst freie Stellung derselben (als Geschworene besser denn als Schöffen), durch möglichste Stärkung der Verteidigung einigermaßen abgeholfen werden. Den Vorschlag, zur Beurteilung von Geistesströmungen literarische Sachverständigenkollegien einzurichten, lehne ich entschieden ab, denn dann würde es eine offiziell anerkannte Geistesrichtung geben, während alle andern gar nichts gelten. Mitwirken an der Beurteilung der Fälle müssen die Sachverständigenkreise allerdings — wie ja auch oft genug literarische oder künstlerische Experten vor Gericht gehört werden —, denn das liegt in der naturgemäß einseitigen Ausbildung der Juristen, daß ihnen vieles aus der Welt der Kunst oder des Arbeiterstandes fremd bleibt. Wenn also vielfach in den Urteilen eine gewisse

---

[1]) Vgl. die vortreffliche kleine Schrift von Oskar Bülow: „Gesetz und Richteramt", 1885.

[2]) S. auch die Bemerkung Bassermanns in der 8. Sitzung der jetzigen Reichstagssession, 9. Dezember 1905.

[3]) S. von Lilienthal, Deutsche Juristenzeitung, XI, 1906, S. 66.

einseitige Standesauffassung der Juristen sich geltend macht, so darf man doch wieder nicht vergessen, daß einmal eine völlig geschlossene Kaste der Juristen gar nicht besteht, daß stets neue Elemente in ihr auftauchen, daß aber kaum ein Stand so vielfältig in enge Fühlung mit allen Lebensverhältnissen kommt als gerade der Richterstand,[1]) und daß Einseitigkeiten durch das Ineinanderwirken mehrerer Instanzen korrigiert zu werden pflegen. Gewiß sind Mängel vorhanden,[2]) aber ich sage es aus innigster Ueberzeugung, daß ich im allgemeinen keinen Stand von größerem Pflichtbewußtsein kenne als unsern Richterstand, und daß er die Geistesfreiheit, auf der er ja selbst beruht, immer noch achtet. Wer den Mut hat, darf bei uns recht vieles sagen und schreiben und abbilden, was sehr frei ist. Und wenn irgend etwas zu Bedenken Anlaß gibt, dann ist es die nervöse Empfindlichkeit gegenüber einem schiefen Blick oder ungraden Wort, unter der wir leiden. Von ihr sind die Engländer frei, und daher sind ihre Gesetze über Beleidigung so ganz anders als unsre. Diese Empfindlichkeit beseitigen und die Menschen zu festen Charakteren erziehen, hilft der Geistesfreiheit mehr als jedes Gesetz. Eine größere Reife unsrer noch so jungen politischen Entwicklung wird auch das ihre tun; in ihr sind uns Engländer und Schweizer so sehr voraus.[3]) —

Allerdings neigt der Staat heute wieder mehr als in den ersten zwei Dritteln des neunzehnten Jahrhunderts dazu, überall helfend und schützend einzugreifen; dabei verbindet er sich mit religiösen Anschauungen und betont seinen Standpunkt (d. h. den der Regierung) stärker. Aber man vergesse nicht, daß die Interessegruppen auch auf geistigem Gebiet heute sehr stark sind und sich mit dem Staat wohl messen können, und daß gerade der Staat immer der liberalste aller Interessenten ist, da er niemals bloß eine einseitige Gruppe vertreten kann, sondern die meisten Rücksichten nach allen Seiten nehmen muß. Natürlich ruft der Staat in diesem Bestreben auch die Justiz zu Hilfe, deren Vertreter infolge der ganzen politischen Erziehung sehr leicht dazu neigen, den Standpunkt des Staates (d. h. der Verwaltung) zu dem ihrigen zu machen, und für die sogar eine sehr starke theoretische Richtung im Strafverfahren gar nicht die Aufgabe reiner Rechtsprechung gegenüber zwei Interessenten wie im Zivilrecht aufstellt, sondern die einseitige, dem Staat in der Durchführung seiner Machtstellung zu helfen.[4])

---

[1]) Der Satz des alten Celsus bleibt ewig wahr: „Ius est ars boni et aequi." (Ulpian im Fragment 1 § 1 de iustitia et iure Dig. 1, 1.)

[2]) S. neuestens Mamroth, „Das Vertrauen zur Justiz", Beilage zur Nationalzeitung, 29. Dezember 1905.

[3]) Die zehnte Sitzung des Deutschen Reichstags vom 15. Januar 1906 war hier besonders interessant wegen mehrerer Punkte: einmal, daß nicht die Justiz, sondern eine starke Gesellschaftsklasse mit ihrer Auffassung über das Duell die Geistesfreiheit beeinträchtigt; sodann wie engherzig man heute noch über Beleidigungen denkt: ein Offizier solle auf beleidigende Worte nicht vornehm schweigen dürfen! Und endlich, daß unser Strafwesen recht ungeeignet ist zur Bekämpfung eingewurzelter Sitten, wie des Duells, oder zur Sühnung von Beleidigungen.

[4]) Im preußischen Parlament trat neuestens wieder stark das Bestreben hervor, die Justiz zur Bekämpfung der „revolutionären" Sozialdemokratie zu benutzen. Aber während

So komme ich in meinen Betrachtungen zu einem zweifachen Ergebnis: einmal, daß die Geistesfreiheit im Sozialleben eine absolute Herrschaft nicht dahin beanspruchen kann, daß jeder sagen und schreiben dürfte, was ihm gerade beliebt, sodann, daß bei der Frage ihres Schutzes so mannigfache Faktoren mitwirken, daß eine einfache Gesetzesänderung, etwa die Beschränkung der Beleidigungstatbestände, recht wenig helfen kann. Was die Gesetzgebung heute besonders tun kann, das ist die möglichste Besserstellung des Richterstandes, die immer energischere Heranziehung von Nichtberufsrichtern, im Prozeß selbst die Beschränkung des überspannten Legalitätsgrundsatzes der Verfolgung und die Stärkung der Verteidigung. Aber vorweg muß man darüber klar sein, wie weit wir überhaupt Geistesfreiheit dulden wollen. —

Vierzig ungedruckte Briefe Leopold von Rankes

Herausgegeben von seinem Sohne

Friduhelm von Ranke

(Schluß)

Die Arbeit des Kronprinzen ging nur langsam vorwärts. Am 15. März 1878 richtete der Kronprinz folgendes eigenhändige Schreiben an meinen Vater: „Indem ich Ihnen meinen nach vielfachen Unterbrechungen endlich zustande gebrachten Entwurf für die Grabschrift König Friedrich Wilhelms I. zur Begutachtung übersende, will ich nicht länger säumen, für die Ueberreichung Ihrer beiden höchst anziehenden Biographien: ‚Friedrich der Große‘ und ‚Friedrich Wilhelm IV.‘ meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Wie kann aber ein Schriftsteller wie Sie von mir ein ‚Urteil‘ über seine Werke verlangen! Ich kann nur sagen, daß gedachte Aufsätze seit ihrem Eintreffen meinen Tisch nicht verließen und daß ich immer wieder in denselben blättere und lese!

Denn was Sie über unsern großen König sagen, ist meines bescheidenen Erachtens genau der Absicht, welche Sie Seite 4 verkünden, entsprechend, nämlich eine Gesamtanschauung seiner politischen Handlungen und seiner kriegerischen Taten zu gewinnen und der Nation vorzulegen.

Kaum dürfte es deshalb bisher einem andern vor Ihnen gelungen sein, bündig, treffend und klar wie in dem vorliegenden Buche die bewunderungswürdige Geisteskraft im Wirken, Schaffen und Unternehmen dieses Königs zu kennzeichnen,

---

weite Kreise des Volkes diese Beschränkung der Geistesfreiheit mißbilligten, betonte der Reichskanzler schon im Herrenhaus am 25. Januar 1906, daß hier andre Bekämpfungsmittel die richtigen seien; er hätte noch ganz andre und wohl tauglichere nennen können.

namentlich aber, wie Sie auf Seite 38 überzeugend, jedoch ohne überschwengliches Lob, kundtun, warum Mit- und Nachwelt ihn ‚den Großen‘ nannten.

Was mich außerdem in der Biographie freute, war das Gewicht, welches Sie auf den deutschen Charakter der Handlungen des Königs legen, wie auch die Betonung seiner weisen Toleranz auf kirchlichem Gebiet.

Diese Schrift reiht sich meinem Geschmack nach würdig und lehrreich der von Ihnen 1875 unter dem Titel ‚Ansicht des siebenjährigen Krieges‘ herausgegebenen an, die mich fortwährend begleitet.

In Ihrer Abhandlung über Friedrich Wilhelm IV. finde ich willkommene Beiträge zur Charakteristik jenes Monarchen, welche, als von einem Mann, der ihn, wie Sie, genau kannte, herstammend, hohen Wert besitzen. Sicherlich ist aber noch keine so eingehende Darlegung unsrer ersten verfassungsmäßigen Zustände erschienen, als Ihr den offiziellen Aktenstücken entnommener, den ersten vereinigten Landtag behandelnder Aufsatz, welcher sich inmitten der den seligen König betreffenden Denkschrift befindet.

In alter Verehrung bin ich

Ihr

wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm, Krpz.“

Im Laufe der siebziger Jahre war mein Vater neben der Schaffung neuerer Werke andauernd mit der Durchsicht und Ergänzung der älteren für ihre Einreihung in die „Sämtlichen Werke“ beschäftigt. Und wie er im Jahre 1874 eine neue Ausgabe seines vor 50 Jahren erschienenen Erstlingswerkes der „Fürsten und Völker“ bewerkstelligte, so veranlaßte er 1879 eine Jubiläumsausgabe seiner Serbischen Geschichte. Er überreichte dieses Werk in seiner neuen Gestalt in sinniger Weise dem Kaiserpaar als eine nachträgliche Gabe zur Goldenen Hochzeit mit folgendem Schreiben:

36.

Berlin, den 22. Juni 1879.

„Allerdurchlauchtigster Kaiser und König!

Allergnädigste Kaiserin und Königin!

In den Jubel, mit welchem die Welt den 11. Juni begrüßt hat, habe ich mich öffentlich wenigstens aus dem eigentümlichen Grunde nicht mischen können, weil die Darbringung, mit der ich denselben zu feiern gedachte, infolge der Schwierigkeiten und der unerwarteten Verzögerung des Druckes[1]) nicht fertig wurde. Und doch hat das Werk, das ich darzubringen beabsichtigte, eine gewisse Analogie mit dem Festtag. Denn es enthält in seinem ersten Teile die Wiederholung einer Arbeit, die im Frühjahr 1829 veröffentlicht worden ist. Das Buch feiert durch sein Wiedererscheinen eigentlich auch sein 50jähriges Jubiläum. Erst

[1]) Die Feststellung der Orthographie der Eigennamen durch den Generalkonsul Rosen hatte mehr Zeit erfordert, als vorausgesetzt war.

heute bin ich imstande, es Eueren Kaiserlichen und Königlichen Majestäten treugehorsamst zu Füßen zu legen.

Wie könnte ich der mannigfaltigen Huld und Gnade uneingedenk sein, welche mir von Eueren Majestäten selbst in Gemeinschaft so oft erwiesen worden ist. Indem ich aber die Zeiten überlege, welche von da an bis heute verflossen sind, treten mir auf das lebendigste die Wechselfälle vor Augen, welche das gemeinschaftliche Leben Euerer Majestäten im Laufe dieser Jahre betroffen haben.

Zuerst die Revolution von 1830, deren Folgen eine durchgreifende Abwandlung der europäischen Verhältnisse in sich schlossen und sich auch im Vaterlande fühlbar machten. Dann die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., dessen Bestreben, die Konstitution durch ständische Formen zu ersetzen, die mannigfaltigsten Sympathien und Antipathien wachrief. Hierauf die Stürme des Jahres 1848, welche alles Bestehende zu zertrümmern drohten und auch in das persönliche Leben Euerer Majestäten nicht wenig eingriffen. Die Aufregung der folgenden Jahre wurde dann noch durch die Einwirkung des Krimkrieges gesteigert. Bald aber riefen die Krankheit Friedrich Wilhelms IV., welche sehr unerwartet eintrat, und sein Tod Euere Majestäten auf einen größeren Schauplatz. Die Krönung war der Beginn einer unmittelbaren und selbständigen Tätigkeit. Zu den inneren Angelegenheiten, welche alle Besonnenheit und Tatkraft in Anspruch nahmen, kamen in kurzem die äußeren, die schleswig-holsteinischen Verwicklungen, die infolge des Abganges des zur Regierung dieser Landschaften berechtigten Mannsstammes die Aussicht eröffneten, sie für Deutschland zurückzugewinnen. Die Armee hatte bisher geruht oder vielmehr sich vorbereitet. Jetzt entwickelte sie eine Ueberlegenheit in den Waffen, die des altpreußischen Ruhmes würdig war. Das Interesse des preußischen Staates und das deutsche traten stark und siegreich auf. Es konnte sich aber nicht befestigen ohne eine Auseinandersetzung mit Oesterreich, die, da sie im Frieden nicht möglich war, durch den Krieg versucht werden mußte. Der große Tag erschien, an dem die Kriegsmacht Oesterreichs, das noch einmal vollkommen zu dominieren sich Hoffnung machte, von Preußen niedergeworfen wurde. Schon damals wäre daran zu denken gewesen, das deutsche Kaisertum zu erneuern, aber dazu mußte erst das vornehmste Verdienst erworben werden, die französische Macht, die aufs neue eine europäische Oberhoheit in Anspruch nahm, mußte erst besiegt sein. Welch ein Augenblick, als Euere Majestäten, nachdem der Bruch erfolgt war, nach der Hauptstadt zurückkehrten. Das größte Werk, welches unternommen werden konnte, gelang vollkommen. Der König war in der blutigsten Schlacht zugegen, die Königin stand an der Spitze der Vereine für Wohltätigkeit und Krankenpflege. So wird das Kaisertum, welches die Einheit der deutschen Nation repräsentiert, auf dem Grunde des preußischen Königtums erworben. Allein noch standen schwere Prüfungen bevor. Die gräßlichen Attentate der letzten Jahre drohten das häusliche und das öffentliche Leben zu zerstören. Gottes Hand hat das Unglück abgewendet. In dem Wechsel dieser Ereignisse hat dann die Innigkeit des Zusammenlebens Euerer Majestäten immer zugenommen und die ganze Nation mit

Sympathien durchdrungen. Denn nicht allein das Glück vereinigt die menschlichen Gemüter, sondern vielleicht noch mehr die Gefahr und überstandene böse Tage.

Möge nun alles auf dem geebneten Boden sich zum allgemeinen Heile weiterentwickeln.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestäten

alleruntertänigster

Leopold v. Ranke."

Das Allerhöchste Jubelpaar antwortete gemeinschaftlich in folgendem Handschreiben:

„Sie haben Uns im Anschluß an Unsre Goldene Hochzeitsfeier das neueste Erzeugnis Ihrer schriftstellerischen Tätigkeit überreicht, welche Widmung Wir gern und um so bereitwilliger annehmen, als das Werk in seinem ersten Teile eine Wiederholung einer bereits im Frühjahr 1829 veröffentlichten Arbeit enthält und somit, wie Sie sehr richtig anführen, mit dem für uns unvergeßlichen 11. Juni d. J. in gewisser Beziehung steht. Wir sprechen Ihnen für diese erneute Aufmerksamkeit Unsern wärmsten Dank mit dem Wunsche aus, daß es Ihnen vergönnt sein möge, sich noch lange mit stets gleich günstigem Erfolge auf dem Gebiete der geschichtlichen Forschung auszuzeichnen, und benutzen gern diesen Anlaß, um Sie der Fortdauer Unsrer Ihnen gewidmeten wohlwollenden Gesinnungen zu versichern.

Schloß Babelsberg, den 21. August 1879.

Wilhelm. Augusta."

Mein Vater hatte sich damals keineswegs mit einem Neuabdruck seiner erst 1829, dann 1843 in zweiter Auflage erschienenen Serbischen Geschichte begnügt, sie vielmehr durch Darstellung der Ereignisse bis fast zur neuesten Zeit erweitert. Nun hatte er nicht mehr der auf Urkunden gestützten mündlichen Ueberlieferung eines Wuk Stepanowitsch Karadschitsch folgen können, sich vielmehr mit einer bei einem 81jährigen Greise staunenswerten Emsigkeit die nötigen Quellen verschafft. Auf seine Bitte wurden ihm zunächst aus dem Königlichen Berliner Staatsarchiv neun Bände „Affaires Serviennes“ mit bis zum August 1862 reichenden Schriftstücken übergeben. Es bedurfte noch eines besonderen Gesuches, um Material über diese Zeit hinaus zu erhalten.

„Ich besorge," schrieb er, „bei dieser Arbeit der Gegenwart näher zu treten, als für einen Historiker ratsam ist, aber sehr hart wäre es für mich doch, in der Mitte einer sehr interessanten Verhandlung abbrechen zu müssen. Auch über die definitive Ueberlieferung von Belgrad an die Serben, die Jahre 1866 und 1867 bleibe ich bei den mir zugekommenen Mitteilungen noch sehr im dunkeln.

An Ew. Exzellenz ergeht daher meine auf Ihr mir von jeher bewiesenes Wohlwollen gegründete Bitte, mir aus den Akten des Ministeriums so viel mit-

teilen zu lassen, als über die Jahre 1862 bis 1868 überhaupt mitteilbar ist. Leider muß ich dabei im voraus bemerken, daß es mir unmöglich wäre, diese Akten in der Lokalität des Ministeriums selbst einzusehen. Meine hohen Jahre, meine zunehmende Augenschwäche machen mir das unmöglich. Ich würde bitten müssen, mir die Akten auf eine von Ew. Exzellenz selbst zu bestimmende Zeit in meine Behausung zu verabfolgen. Ich weiß wohl, daß ich eine ungewöhnliche Begünstigung beantrage, aber meine historische Pflicht macht, daß ich selbst mich der Gefahr einer abschlägigen Antwort aussetze."

Als Jowan von Ristic im Sommer 1878 in Berlin war, bat Ranke auch ihn um Material und nicht umsonst. Nach dem Erscheinen des Buches richtete mein Vater an denselben, damals Ministerpräsident und Minister des Aeußern in Belgrad, folgenden Brief:

37.

Berlin, den 26. Juli 1879.

„Euere Exzellenz

erhalten durch die Buchhandlung die neue Ausgabe meiner Serbischen Geschichte, die ich Ihnen, als Sie sich vor einem Jahre hier befanden, ankündigte. Sie ist aber doch ganz anders ausgefallen, als ich vermuten konnte. Ich mußte selbst, nachdem ich durch Ihre Güte einige Materialien empfangen hatte, für die ich Ihnen nochmals meinen Dank sage, doch davon Abstand nehmen, die neuesten Zeiten seit dem Tode Michaels näher zu besprechen. Dagegen wurde es mir möglich, mich über die früheren, namentlich die Jahre 1857 bis 1867, ausführlich zu verbreiten.

Es hat mir großes Vergnügen gemacht, die Momente kennen zu lernen, durch die Milosch Obrenowitsch wieder zurückberufen, zugleich aber die Sicherung des Landes und die Befestigung der Dynastie herbeigeführt wurde, und das Wesentliche hierbei aus all dem Wust unbedeutender und verwirrter Umstände hervorzuheben. Es ist das der zweite Teil der früheren und hier ohne bemerkenswerte Veränderungen wieder abgedruckten Arbeit über Serbien. Ich bilde mir ein, damit der serbischen Nation, ihren höchsten Beamten und ihrem Fürsten ein Geschenk zu machen. Denn eigentlich sind doch die entscheidenden Umstände, namentlich die Einwirkungen der europäischen Mächte, bisher unbekannt geblieben. Ich hoffe nun, daß dieser Teil ebenfalls bei Ihnen nicht unwillkommen sein wird. Unter den Exemplaren, die Ihnen zugehen, ist eines für S. H. den Fürsten bestimmt, und ich bitte Sie, Hochdemselben das Buch in meinem Namen unter Versicherung meiner Verehrung zu überreichen. Die Befestigung seiner Dynastie ist einer der vornehmsten Gegenstände meiner Darstellung. Ein andres bitte ich Sie an Herrn Pogoritsch zu geben, dessen Mitteilungen, in Ihrem Auftrage abgefaßt, mir sehr erwünscht gewesen sind, obwohl ich von seinem Urteile, namentlich bei dem Tode Michaels, habe abweichen müssen.

Euere Exzellenz würdigen dann wohl die neue Arbeit Ihres alten Professors einer Durchsicht und lassen mich Ihr Urteil über dasselbe vernehmen.

Das Wiener Rotbuch, von dem Sie mir ein Exemplar zurückließen, habe ich unbenutzt gelassen. Es steht Ihnen jeden Augenblick wieder zu Diensten.

Wahrscheinlich wird sich doch nun auch am hiesigen Orte eine regelmäßige diplomatische Verbindung mit dem Fürstentum eröffnen, und ich werde öfter Gelegenheit haben, von Ihnen zu hören. Jede Nachricht aus Belgrad lese ich mit besondrem Anteile, und ich freue mich des meisten, was ich lese, obwohl ich auch die Schwierigkeiten wahrnehme, unter denen Sie arbeiten und schaffen. Möge es Ihnen damit auf das beste gelingen!

Mit herzlicher Verehrung

Euer Exzellenz

gehorsamer Diener

Leopold v. Ranke."

Damals, als mein Vater die Serbische Geschichte in ihrer erweiterten Fassung vollendet hatte, war er schon an die Ausführung einer Idee gegangen, mit der er sich, ich möchte sagen, sein ganzes Leben getragen hatte: der Idee einer Weltgeschichte. So hatte er schon im März 1820 an seinen Bruder Heinrich geschrieben:[1]) „Das ist gar so süß, schwelgen in dem Reichtum aller Jahrhunderte, all die Helden zu sehen von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast: es ist so gar süß und es ist so gar verführerisch." Und „in aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeuget von ihm, jeder Augenblick prediget seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da, wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Aeußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten. Wohlan! Wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserm Teil diese heilige Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer".

Fast 60 Jahre später, am 28. August 1878, weist er in einem Briefe an Karl Geibel darauf hin, daß er die „Weltgeschichte" in Angriff genommen hat. In seinen bisherigen Werken, in seinen sorgfältig aufbewahrten Vorlesungen besaß er für diese Arbeit ein unvergleichliches, eigen geschaffenes Material. Allein wie das die kritische Ausgabe der Weltgeschichte tausendfach beweist, begnügte er sich nicht etwa damit, nur das Ergebnis früherer Studien in seinem letzten Werke niederzulegen, sondern mit rastlosem Fleiße studierte er auch die neuesten Forschungen. Dazu noch ein kleiner Beweis. Am 2. Mai 1884 sandte ihm Ludolf Krehl sein Leben des Muhammed. In dem Anschreiben heißt es: „Es ist das erste Exemplar, das ich überhaupt versende, und ich darf es vielleicht als ein gutes Omen für dieses ansehen, daß gerade Ew. Exzellenz es sind, dem ich solches übersenden darf, dem erleuchteten Lehrer aller, die geschichtliche Fragen zu behandeln bemüht sind."

Ranke dankte mit folgenden Zeilen:

---

[1]) Vgl. Zur eignen Lebensgeschichte: Ausgewählte Briefe, Brief 7.

38.

Berlin, den 21. Mai 1884.

„Hochgeehrter Herr Geheimer Rat!

Ew. Hochwohlgeboren haben mich schon einmal bei meinem zweiten Doktorjubiläum zu Dank verpflichtet. Ihr Verdienst um mich aber vergrößern Sie nicht wenig, daß Sie mir Ihr Werk über Muhammed so rasch und schmuck zusenden. Die Vorläufer dieses, Ihre früheren Arbeiten, hatte ich bereits gelesen. Der Gang meiner welthistorischen Forschungen führte mich auf Arabien, und ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich ein großes Kapitel über Muhammed bereits geschrieben habe. Beim ersten Durchfliegen Ihrer Arbeit finde ich, daß wir in den Hauptpunkten übereinstimmen. Sie heben die allgemeinen Beziehungen im Gegensatz gegen Voltaire und im Einverständnis mit Carlyle unparteiisch hervor: zum Verständnis des Propheten rufen Sie selbst den göttlichen Wahnsinn Platos auf. Mit Vergnügen nehme ich bei Ihnen das Gegenteil von der physiologischen Ansicht und der allem positiven Glauben entgegengesetzten Gesinnung Sprengers wahr, dessen Buch seiner gelehrten Studien und Angaben wegen unentbehrlich ist. Das Ihre ist mehr für ein großes Publikum berechnet, bei dem Sie gewiß Eingang finden werden. Jedermann wird Ihnen mit Vergnügen folgen. Ich für meine Person möchte nur wünschen, daß Sie noch einiges mehr an Kulissen-Anmerkungen über den Tatbestand und das Verhältnis der Quellenschriftsteller zugefügt hätten. Hier und da werde ich doch von Ihnen abweichen. Namentlich bin ich von der Wahrheit der Aufforderung, die Muhammed an die benachbarten sechs Fürsten soll haben ergehen lassen, keineswegs überzeugt, obwohl Sie dafür die Stelle aus Bochari anführen.

Wie wäre aber bei der Differenz der Ueberlieferung eine volle Uebereinstimmung möglich? Genug, wenn man nur in der großen Tendenz, die Wahrheit der Ereignisse zu erkennen und zu begreifen, einverstanden ist. Auch die beiden beigelegten Abhandlungen werde ich fleißig durchgehen. Empfangen Sie meinen wärmsten Gruß und Dank!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ergebenster

L. v. Ranke."

Der erste der hier neu veröffentlichten Briefe meines Vaters ist an seine Eltern gerichtet.

Zwei Schreiben an seine Tochter, Frau von Kotze-Lodersleben, das letztere in seinem neunzigsten Lebensjahr geschrieben, mögen den Abschluß bilden.

39.

Paris, den 4. Mai 1862.

„Meine teure Maya!

Du bist in Dein 17. Jahr getreten, wenn Du dieses Blatt empfängst: möge es Dir Glück und Heil bringen. Aber das Heil kommt nicht von außen, es liegt in unsrer Verbindung mit dem höchsten Gut; das Glück besteht größten-

teils darin, daß wir die, denen wir und die uns angehören, glücklich zu machen suchen; Du hast Verständnis von dem ersten und bist von Natur geeignet zu dem zweiten. Wie sind die Jahre so schön, die Dir bevorstehen. Ich hoffe, das vorübergehende Unwohlsein, das Dich plagt, ist zu Deinem Geburtstag vollkommen von Dir gewichen, und ich bedauere nur, daß ich nicht zugegen bin, um mich des Tages, der mir so wert ist, mit Dir zu freuen und meine Augen an Dir zu weiden. Aber Du hast recht, wenn Du meinst, daß Dein Vater, der Dich liebt, Dir auch in der Ferne nahe ist. Gehe es Dir wohl, mein Kind, das nächste Jahr, die künftigen auf Erden, und wenn das Wort erlaubt ist, auch jenseits.

Ewig Dein

L. R."

40.

Berlin, den 14. Oktober 1885.

„Meine Mia!

Laß uns diese Tautologie so fortan behaupten. Ich habe Dir lange nicht geschrieben. Ihr wandertet nach Berg und Wald und blühenden Fluren — ich stürzte mich in meine Korrekturen. Dabei habe ich dann ausgehalten, bis Ihr wiedergekommen waret. Ich danke Deinem Manne für die geflügelten Sendboten, durch die er mir Nachricht davon gab. Denke Dir: ich knüpfte daran Studien an meinem einsamen Mittagtisch, denn auch von andrer Seite erhielt ich Sendboten derselben Art. Und ich meinte einen Unterschied zwischen den Rebhühnern aus Bayern, aus Hessen und Pommern, aus Schlesien und aus Thüringen zu bemerken. Die ersten meinte ich kompakter zu finden, die zweiten und dritten kräftiger; am wenigsten behagten mir die schlesischen, am meisten Eure thüringischen, welche Tüchtigkeit und Schmackhaftigkeit verbinden. Jetzt bin ich auf die märkischen angewiesen, die, obwohl sie aus verschiedenen Bezirken stammen, doch wieder eine besondere Tonart des Geschmacks berühren.

Ich befand mich in Gedanken oft unter Euch. Auch Herr Paetzold aus Langenrode stellte sich mit dem Kontrakt ein, den ich unter Beihilfe Deines Mannes im Jahre 1874 mit ihm geschlossen habe. Ich habe denselben bis gegen das Ende des Jahrhunderts verlängert, eine Zeit, in welcher das kleine Besitztum längst in den Händen meiner Kinder und Kindeskinder sein wird; ich meine der Kindeskinder unter der sorgfältigen Obhut ihrer Väter.

Ich muß Dir schreiben, daß ich das jüngste derselben an seinem wirklichen Geburtstage gestern besucht habe. Friedhelm brachte mir die Nachricht, als ich noch im Bette lag. Erst um 3 Uhr morgens waren die Anzeichen der bevorstehenden Entbindung bemerkt worden; um 7 Uhr war das Kind geboren. Zur gewohnten Zeit meiner Spaziergänge machte ich mich nach der Wohnung der Familie Friedhelm auf. Ich hatte sie bisher noch nicht betreten und bedaure diese Enthaltsamkeit nicht. Du weißt, sie liegt sehr hoch, und die Treppen, über die man hinaufsteigt, sind durch die Teppiche, mit denen man sie belegt hat, noch schwerer zu ersteigen geworden. Mir begegnete Frau von Versen, die Du

kennen wirst. Ich übergab ihr ein von Alwine ausersehenes Huhn: denn das muß die erste Gabe für eine Wöchnerin sein; sie muß die erste Suppe davon genießen. Dann führte mich Friedhelm den langen Gang bis zu dem Schlafzimmer, der Bettkammer der Wöchnerin. Die Vorhänge wurden ein wenig zurückgeschoben. Sie sah sehr gut aus. Meine ganze Aufmerksamkeit aber war auf das Kind gerichtet, das mir nun nahe dem Fenster in seinem Körbchen vorgestellt wurde. Ich habe nie einen ähnlichen Eindruck empfangen. Der alte Großvater — der neugeborene Knabe: beinahe 90 Jahre zwischen ihnen. Der Knabe ganz still, eigentlich als befände er sich wohl, mit einem so rankisch geformten Gesicht, wie es nur vorkommen kann: es repräsentiert zugleich den Urgroßvater und den Großvater, der es in Händen hielt, und alle die andern, denen wir entstammen.

Ich habe nicht etwa geweint, sondern nur die Züge immer wieder betrachtet und die herrliche Stirn geküßt, die noch vor zehn Stunden etwa im Schoße der Mutter lag. Ist es nicht wunderähnlich, wie aus der Ehe Wesen von Geist und Seele hervorgehen und den Anhauch derselben dem Blicke darbieten. So propagieren sich die Geschlechter und entstehen die Generationen. Hier war nur von meiner eignen die Rede, welche unter dem göttlichen Schutze, die den Altvordern zuteil wurde, fortblühen möge.

Ich war durch das Ersteigen der Treppen, die neue Wohnung und diesen Anblick, ich muß geradeheraus sagen, ein wenig konfus geworden: ich glaubte mein Alter mehr zu fühlen als sonst. Jedoch, wiewohl sehr ungern, verließ ich den gesegneten Raum und blieb noch eine Viertelstunde mit Friedhelm und dessen Hausgenossen allein. Herr von Versen ließ eine Flasche Rotwein aus seinem Keller holen, wobei wir dann Bekanntschaft machten und vor allem den Neugeborenen und seine Eltern hochleben ließen. Friedhelm war von dem Glück, Vater zu sein, freudig durchdrungen: ich habe ihn nie liebenswürdiger gesehen.

Meine liebste Mia, in meinem Wunsche, ich möchte sagen Gebete und Danksagungen waren die beiden andern Familien eingeschlossen. Ich grüße, wie Dich selbst, so Deine beiden Kinder, Deinen Mann und seine Schwester.

Meine Arbeit ist indessen fortgeschritten, aber noch nicht zu Ende geführt. Ich hoffe Dich bald zu sehen.

(Eigenhändig) Treu der Deine L. R."

Deutsche Nationalzüge im Rechte

Von

Dr. von Schulte (Bonn)

Das Recht eines Volkes erscheint als die Summe der Gedanken, von denen die Ordnung seiner Verhältnisse getragen ist. In ihm haben wir gewissermaßen das Gewand, in dem das Volk äußerlich auftritt. Gibt es auch im Rechte eine Anzahl von Sätzen, die in der Natur des Menschen grundgelegt, sich bei allen Völkern finden, so erscheinen gleichwohl diese natürlichen Rechtsideen bei jedem Volke verschieden. Die Anlagen, die Wohnsitze, die Beschäftigung, Lebensweise, die Geschichte des Volkes gibt nicht nur jenen Ideen ihren greifbaren Inhalt und ihre bestimmte Gestaltung, sondern erzeugt auch selbst neue Gedanken und Formen. Dieses nationale Element des Rechts bildet tatsächlich bei allen Völkern den eigentlichen Hauptstoff desselben. Je mehr nun ein Volk seine Eigenart bewahrt, desto mehr wird dieses nationale Wesen im Rechte seinen scharfen und reinen Ausdruck finden; aus ihm werden wir die eigentümliche Verarbeitung und Gestaltung der natürlichen Rechtsprinzipien entnehmen und auch beurteilen lernen, ob die große Menge der Rechtssätze auf inneren Gründen ruht oder der Einwirkung des Zufalls anheimfällt. Für denjenigen, der das Recht ergründen und sein geschichtliches Werden kennen lernen will, ist die Erforschung des Nationalen im Rechte unumgänglich notwendig. Aber dieser Zweck ist nicht Aufgabe dieses Essays, es handelt sich vielmehr darum, ein Bild zu machen von den Sätzen und Einrichtungen, durch welche die äußere Ordnung des gesellschaftlich-staatlichen Lebens der Deutschen getragen wird. Dieses Bild darf nicht auf einer dem heutigen Rechtszustande entnommenen Zeichnung ruhen. Denn wie allbekannt ist, fing schon in früher Zeit fremdes Recht an, einen maßgebenden Einfluß zu üben. Römisches Recht wurde für ein weites Gebiet nach und nach aufgenommen, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts galt es als gemeines, geschriebenes, kaiserliches Recht; es behielt seine Geltung bei bis zum 31. Dezember 1899 in einem ziemlichen Teile Deutschlands. Das kirchliche Recht, zusammengesetzt aus eignen kirchlichen Satzungen, römischem und germanischem Rechte, übte seit dem neunten Jahrhundert einen entscheidenden Einfluß und hat das deutsche Recht für manche Teile verdrängt. Im ganzen linksrheinischen Deutschland und einem Teile des rechtsrheinischen galt bis zum 31. Dezember 1899 französisches Zivilrecht. So ist unser heutiges Recht, auch des Bürgerlichen Gesetzbuchs, ein Produkt, in dem das nationale Element den kleinsten Teil bildet, wenn man die ganze Masse ins Auge faßt. Um die nationalen Züge festzustellen, läßt sich ein doppelter Weg einschlagen. Was sich in den überlieferten Quellen der ältesten Zeit findet und vom Einflusse fremden Rechts frei ist, muß als national gelten; nicht minder ist national, was sich später, insbesondere in allgemeiner Geltung zeigt und nicht dem fremden angehört.

Der Mangel einer älteren Quelle schadet nicht, weil wir nur für wenige Gebiete des Rechtslebens geschriebene alte Quellen besitzen. Mancher könnte versucht sein, der Kenntnis unsrer nationalen Rechtszüge einen rein antiquarischen Wert beizulegen. Mit Unrecht, denn der Vergleich mit dem heutigen Zustande ermöglicht die Beurteilung, ob ein wirklicher Fortschritt gemacht ist, oder ob es besser wäre, auf das Alte zurückzugehen. Im Deutschen Reiche ist seit 1. Januar 1900, für manche Gebiete schon vorher, die Ordnung des bürgerlichen wie des öffentlichen Rechts größtenteils erfolgt; aber manches bleibt noch zu tun. Da hat es für jeden Gebildeten einen begründeten großen Reiz, zu wissen, ob die Grundzüge des modernen Gestaltungsprozesses national-deutsche sind und ob noch heute paßt, was unsre Vorfahren vor tausend Jahren ausgebildet haben.

Es wäre sehr verkehrt, den Lesern der „Revue" in juristisch-trockener Weise den Stoff zugänglich zu machen; es möge deshalb vergönnt sein, ihn so zu behandeln, daß ein Bild entstehe, worin der einzelne in allen rechtlichen Verhältnissen im nationalen Gewande erscheint und in dem die nationalen Verbindungen das Leben des einzelnen widerspiegeln.

Den Mittelpunkt des rechtsgesellschaftlichen Lebens bildet die Familie, ihre Basis ist die Ehe. Schon das Wort, das unsre Sprache für dieses natürlichste und heiligste aller menschlichen Verhältnisse hat: ê, êa, ewa bedeutet so viel als Gesetz, Bund, Band; sie ist also das Band, auf dem das Ganze ruht, gewissermaßen das Grundgesetz der Gesellschaft. In rechtlicher Form muß sie geschlossen, rechtlich muß sie geordnet sein, auf daß niemand sie bestreiten könne, damit alle ihre Folgen gegen jeden Angriff gesichert seien. Um das Wergeld, den festen, gesetzlichen, unabänderlichen Preis, der ersetzt werden muß, wenn eins der höchsten irdischen Güter: Leib, Leben, Ehre, Freiheit verletzt ist, erwirbt der Mann die Jungfrau vom Gewalthaber, dem Vater oder Vormund. Durch den dies festsetzenden Vertrag, die Verlobung, ist des Mannes Anspruch begründet, gegen das Wittum, welches Wort nichts mit dem Worte Witwe zu tun hat, sondern, mit dem gotischen vidan zusammenhängend, die verpflichtende Gabe bedeutet, um die Gewalt über die Frau zu erhalten. Nicht als Sache erscheint die Jungfrau, nein, durch Zahlung des festen, gesetzlichen, höchsten Preises an den Mundwald ist ihr voller Wert anerkannt, ist festgestellt, daß sie in der Familie, worein sie treten soll, gleichviel gilt wie in der ihrigen, daß sie das volle Glied der neuen Familie geworden ist. Allmählich erleichtert sich das Geschäft. Der Bräutigam zahlt dem Vormund einen bloß symbolischen Mundschatz, einen Goldschilling und einen Silberpfennig; das Wittum wird der Braut, erhält so — wir werden sehen, weshalb — die Eigenschaft, der Frau nach des Mannes Ableben zu dienen, wird Witwenversorgung. Damit hört die Verlobung auf, Kaufvertrag zu sein. Diese in unsern ältesten Volksrechten, die in der Zeit von 500 bis 802 gemacht sind, enthaltene Form wird nach dem deutschen Rechte des früheren Mittelalters zur Wette, die, etymologisch mit Wittum stimmend, einen symbolisch geschlossenen Vertrag bedeutet, bei dem man den Halm, den Eid, den Handschlag anwandte. Als dann die ältere Geschlechts-

vormundschaft fiel, konnte das mündige Mädchen den Vertrag selbst schließen; ein Ring, ein Handgeld, ein Verlobungstrunk übernimmt die alte Funktion. War die Verlobung geschlossen, so übergab in ältester Zeit der Mundwald die Braut dem Manne in seine Treue, in seinen Schutz, vertraute sie ihm an, traute sie ihm. Diese Uebergabe, Trauung, geschah feierlich vor den Verwandten und Freunden unter Symbolen, die den Erwerb der Gewalt andeuten. Nach Tacitus das Schwert, dann Hut und Mantel, Ring; auch tritt der Bräutigam der Braut auf den Fuß, bis man später den Schuh, den Pantoffel übergibt. Der Pantoffelheld hat im Laufe der Zeit einen andern Sinn erhalten. Als die Jungfrau selbst den Vertrag schließen konnte, nahm sie behufs der Uebergabe einen dritten: den König, des Mannes Freund, einen Greis. Im Brautführer haben wir noch heute die Erinnerung: der Symmetrie halber wird auch der Bräutigam geführt. Um den Inhalt der Uebergabe festzustellen, wiederholte man das Zusammensprechen, Vermählen. Durch die Kirche verwischten sich die Formen. Der Geistliche trat an die Stelle des dritten, traute. Aber es blieben trotzdem andre Formen bestehen. Ist nun seit dem 1. Januar 1876 die Zivilehe für ganz Deutschland eingeführt, so ist das Rückkehr zum alten deutschen Rechte; die Form, der Verlobungsvertrag vor einer öffentlichen Person, die das älteste fränkische Recht für die Witwe hat, die im Gericht getraut wird, ist modern, um den unbedingten Beweis herzustellen. Vor dem Konzil von Trient, also vor 1563, wurde auch in Deutschland die Ehe rechtlich nicht durch die kirchliche Trauung geschlossen, diese war nur Erfüllung der geschlossenen Ehe. So mag es bleiben: das Recht fällt dem Staate anheim, das rechtlich Geschlossene erhält mit Recht bei einer so heiligen Sache seine kirchliche Weihe und den Abschluß vor der kirchlichen Gesellschaft, wie es ihn vor der rechtlichen erhalten. Fordert unser heutiges Recht für Minderjährige die Zustimmung der Eltern, während das kanonische davon absieht, so hat es dem ältesten sich genähert und ist zugleich dem vierten Gebote gerecht geworden. Auch darin haben wir dem alten Rechte uns genähert, daß nach dem Gesetze vom Jahre 1875 vor zwanzig Jahren, nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche vor der Volljährigkeit die Ehemündigkeit beim Jünglinge nicht eintritt; Knaben von 14 Jahren schickt man in die Schule, nicht, wie das kanonische Recht ihnen gestattet, in den Ehestand.

Der Mann hat nach deutschem Rechte über die Frau und das ganze Haus die volle Gewalt; sein Mundium verpflichtet ihn, die Frau mit Mund und Hand, im Gerichte und überall zu vertreten, zu schützen, zu schirmen; jede Verletzung der Frau gilt als eine ihm zugefügte. Er hat ihr ganzes Vermögen in seiner Gewalt; da gibt es bei Lebzeiten des Mannes keine Zweiung. Ist der Mann gestorben, so bietet das Wittum der Frau den Unterhalt. Sie bleibt in der Familie, wofern sie nicht durch Rückgabe des Wittums in ihre ursprüngliche wieder eintritt. Im Laufe der Zeit haben diese Verhältnisse sich freilich gar mannigfach gestaltet. Das aber dürfen wir sagen: die Frau stand unsern Vorfahren so hoch wie heute. Tacitus hebt die Treue und die Achtung vor den Frauen als eine unsrer schönsten Nationaltugenden hervor. Und wenn in dem

Frauendienst das Rittertum des Mittelalters eine seiner schönsten Seiten aufweist, ist das Edlere in demselben deutschen Ursprungs.

Die Familie bildet den Mittelpunkt der rechtlichen Stellung des einzelnen, aber ohne die Persönlichkeit zu verhindern, zu ihrer vollen Entfaltung zu gelangen. Die Tochter gehört dem Hausherrn, bis sie in eines Mannes Gemeinschaft tritt. Bleibt sie ledig und in dem Elternhause, so steht sie unter dem Mundium des Vaters, nach dessen Tode des erwachsenen Bruders, Bruders des verstorbenen Vaters, kurz des nächsten männlichen Verwandten von Vatersseite, des Schwertmage. Gleicher Gewalt untersteht der Sohn. Da aber diesen seine Bestimmung hinausruft ins öffentliche Leben, so braucht die Gewalt über ihn nur zu dauern, solange sie nötig ist. Der mündig gewordene Jüngling ward in der Volksversammlung zum Zeichen des Rechts eignen Schutzes mit dem Schwerte umgürtet. Diese Schwertleite befähigt ihn zum Schutze seiner selbst; er bedarf des Vormundes nicht mehr, kann jedoch, bis er zum vollen Jünglinge gereift ist — das findet bei einigen Stämmen mit achtzehn, bei andern mit einundzwanzig Jahren statt —, auch dann einen Mundwald haben, wenn sein natürlicher tot ist. Wer aber das Alter von achtzehn oder einundzwanzig Jahren erreicht hat, zu seinen Tagen gekommen ist, und noch nicht über sechzig Jahre alt, über seine Tage gekommen ist, darf nicht unter fremder Gewalt stehen. Unterwirft er sich einer solchen, so hat er seine Freiheit gemindert. Wenn wir heute mit der Volljährigkeit, dem Alter von einundzwanzig Jahren, in ganz Deutschland jegliche fremde Gewalt als rechtliche aufhören lassen, so haben wir nicht bloß den neueren Zuständen Rechnung getragen, sondern auch dem Altnationalen uns zugewandt.

Solange der Sohn und die Tochter in dem väterlichen Hause weilen, in der Were des Vaters sitzen, haben sie äußerlich kein eignes Gut. Aber unser Recht fingiert nicht, wie das römische, eine Personeneinheit; ihm ist undenkbar, daß, wie im römischen, jemand selbst Vater und Großvater sein und unter väterlicher Gewalt stehen könne, daß, solange diese dauert, kein Eigentum außer beim Vater vorliege, daß es künstlicher Formen bedürfe, die Gewalt zu lösen, daß ein Mann seinen Enkel emanzipieren, den Sohn, dessen Vater er ist, in der Gewalt zurückbehalten könne. Sohn und Tochter können nach altem Rechte eignes Vermögen besitzen, durch Gabe des Vaters, dritter, durch Erbrecht, durch eignes Verdienen. Ist der Sohn zu seinen Tagen gekommen, die Tochter verheiratet, so können sie ihr eignes Gut empfangen; ist der Sohn außerhalb des väterlichen Hauses, so verfügt er selbständig über das Seinige.

Natürlicher örtlicher Mittelpunkt der Familie ist das Haus. An das Haus schließt sich in einfachen Verhältnissen der Hof, das Ackerland, das Recht auf den Wald und die Wiese, Weide. Soweit wir Kunde haben von den ältesten Zuständen unsers Volkes und von den Zeiten, wo sie in ihre Wohnsitze in Mitteleuropa einrückten, zeigt sich uns folgendes Bild: Aus einer Anzahl von Familien, je hundert, setzt sich zusammen die Gemeinde, die Hundertschaft oder Cent. Hat der Stamm ein Land in Besitz genommen, so wird dasselbe verteilt

unter die Hundertschaften. In diesen weist das Los jeglicher Familie einen Teil zu. Da hat sie Haus und Hof und mit ihm verbunden den Anteil an der Mark, dem Gemeindegute. Wohl kennt unser altes Recht keine Unveräußerlichkeit, aber Mittel und Wege, der Verarmung vorzubeugen. Unter ein bestimmtes Maß darf der Besitz nicht hinabgehen. Er kann nicht veräußert werden ohne Zustimmung des nächsten Erben, des Sohnes, Enkels, Bruders, kurz dessen, an den nach dem Erbrechte im Augenblicke der beabsichtigten Veräußerung das Gut fallen würde, wenn der Eigentümer tot wäre.

Dies Wartrecht des Erben entspricht dem engen Familienbande. Es erscheint als unsittlich, den Kindern, den Blutsfreunden das Gut, besonders den Grundbesitz zu entziehen, vor allem für die Zeit, wo man selbst es nicht mehr genießen kann. Testamente und andre Verfügungen auf den Todesfall kennt das alte, rein deutsche Recht nicht. Als durch den Einfluß der Kirche und aus politischen Motiven das Schenken an die Kirche, den König, das Recht auf den Todesfall zu verfügen zugelassen war, sträubte sich noch lange unser Bewußtsein dagegen. Noch bis in das Ende des Mittelalters fordert man, daß, wer ein Testament machen wolle, gesunden Leibes, nicht in einem Zustande sei, wo unberechtigte innere oder äußere Einflüsse sich geltend machen können. Und ganz besonders in den Erbverträgen erhält sich das deutsche Recht gegenüber dem fremden; denn, das ist das innere Motiv, will einer verfügen, so soll er gebunden sein, nicht nach Laune widerrufen dürfen.

Mit dem Grundbesitze, dem Hofe, hängt zusammen das Recht der Mitwirkung in der Markgenossenschaft, der Gemeinde, im Staat. Weil nur der Mann zu dessen Geltendmachung berufen ist, hat auch nur er zunächst darauf Anspruch. So nimmt denn der Sohn das unbewegliche Gut als alleiniger Erbe, die Tochter nur bei Abgang von Söhnen, einzeln erst beim Aussterben des Mannsstammes. Darauf ruht die Nachfolge in der Regierung der deutschen Staaten noch heute, während mit den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen das Erbrecht in das Privatgut überhaupt für Männer und Frauen dasselbe geworden und mit Recht beibehalten worden ist.

Die Folge in das Gut eines Verstorbenen ordnet sich nach deutschem Rechte auf der Grundlage der natürlichen Familie, nicht nach künstlichen Vorschriften. Eltern und Kinder erscheinen als Einheit, die Kinder und Enkel als zweite. So geht es fort nach unten und oben. Wie die Natur als Regel das Ueberleben der Kinder aufweist, so geht auch das Erbe grundsätzlich auf die Nachkommen über und aus der einzelnen engeren Familie erst dann heraus, wenn sie kein Glied mehr aufweist. Diese natürliche, sinnige Parentelordnung verdiente, aufs neue die Grundlage des gesetzlichen Erbrechts zu werden. Das ist im ganzen im Bürgerlichen Gesetzbuche geschehen.

Die Familie tritt durch ihre Häupter hinaus in das öffentliche Leben. Da sehen wir zunächst in der Gemeinde ihr Walten. Sie wählt den Vorsteher, seine Gehilfen; alle Vollbürger beraten und beschließen ihre Angelegenheiten; nach dem Besitze verteilen sich die Lasten. Wenn wir heute ziemlich überall zur

Autonomie und zur Selbstregierung der Gemeinden zurückgekehrt sind, haben wir nicht fremde Einrichtungen nachzuahmen brauchen. Ist aber dem Ganzen, dem Staate eine gewisse Aufsicht geworden, so erklärt sich das vollkommen aus der größeren Aufgabe, die er hat, aus dem Uebergange von Lasten auf das Ganze, die früher den einzelnen oblagen. Die wirtschaftlichen Umbildungen mußten mannigfache Neuerungen herbeiführen.

Die Versammlungen der Hundertschaft bilden das Gericht. Jeder vollfreie Mann erscheint in ihm in ältester Zeit, sooft das feste Herkommen zum ordentlichen Gerichtstage ladet oder der Richter außerordentlich dazu entbietet. Die Gesamtheit findet die Urteile, weist das Recht. Treten allmählich die Weiseren, Erfahreneren, Angeseheneren in den Vordergrund und sprechen zuerst ihr Urteil aus, geben die Vulbort ab, so wird doch nur durch die Zustimmung des Ganzen das Urteil kräftig. Mit ihr ist es aber auch fest und unumstößlich, ist Recht, weil es die Genossenschaft bekundet hat. Durch die Aufnahme des fremden Rechts entfiel jede Teilnahme des Volks; die Gerichte wurden besetzt mit studierten Beisitzern, die allein das nicht aus dem Volke hervorgegangene materielle Recht und das fremde Verfahren kannten. Nach langer Pause hat die Neuzeit zu Aenderungen geführt. Wir haben Geschworenengerichte für die wichtigsten Streitsachen, in denen es sich handelt um Leib und Leben, Freiheit und politische Rechtsfähigkeit; in den Schöffengerichten tritt die Mitwirkung der Bürger bei der Aburteilung der geringeren strafbaren Handlungen überhaupt ein. Haben wir auch die Formen entlehnt, das Wesen gibt uns die älteste deutsche Rechtsverfassung. Wenn für das ganze bürgerliche Recht ein Gleiches weder beabsichtigt wird noch zulässig erscheint, so liegt der Grund darin, daß die Verhältnisse zu verwickelt sind, um die Beurteilung von Rechtsfragen jedem zu ermöglichen. Zu beurteilen, ob jemand in böser Absicht gehandelt, einen Diebstahl begangen, kurz strafbar ist, das vermag auch der schlichte, gewöhnliche Verstand. Durch die teilweise Rückkehr zum Alten ist das nationale Prinzip als solches wiedergewonnen: die höchsten Güter, Leib und Leben, Ehre und Freiheit zu stellen unter den Schutz der Rechtsgenossen, des Volkes. Freilich ist auch heute der Wirkungskreis der Schöffengerichte nicht allenthalben der gleiche. Immerhin ist durch Zuziehung von Laien (Kaufleuten) zu den Kammern für Handelssachen, durch Schaffung der Gewerbegerichte und ähnlicher Einrichtungen schon ein weiterer Schritt geschehen in altnationalem Geiste; auch sind einzelne ältere volkstümliche Bildungen für freiwillige Gerichtsbarkeit und dergleichen geblieben. Es dürfte der Zukunft überlassen bleiben, den Bürgern eine immer größere Teilnahme an der Rechtsprechung zuzubilligen. Die Ehrengerichte und genossenschaftlichen Disziplinargerichte sind nur eine moderne, den heutigen Verhältnissen entsprechende Anlehnung an die alte nationale Sitte. Sind auch die Militärgerichte die Folge der Sonderstellung des Heeres, so bekunden doch auch sie durch die Teilnahme der Berufsgenossen die Anerkennung des nationalen Gedankens. Aber auch darin sind wir zurückgekehrt zum Alten, daß Geburt, Stand und andre äußere Momente ohne Einfluß sind. Unser nationales Recht gibt jedem freien

Manne auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts die Vollberechtigung. Frei ist ihm jeder, der nur dem gemeinsamen Herrn gehorcht, mag er als König der geborene Herr sein oder der gewählte Fürst; den Inhalt und Umfang der Pflicht bestimmt das Gesetz. Der Deutsche war von Anfang an frei. Es war eine gänzliche Umstürzung der ältesten nationalen Einrichtungen, als sich die rechtliche Sitte bildete, einen Privaten zum Herrn neben dem König zu haben, durch einen Treueid sich ihm zu verbinden. Die Lockerung des Staatsverbandes, dessen Auflösung im Lehnswesen, die Scheidung des Rechts nach der Geburt und dem Stande, die damit zusammenhängende Unfreiheit der großen Volksmasse, alle diese Dinge haben sich zwar in Deutschland entwickelt, aber sie sind darum keine nationalen Bildungen; ihr Grund liegt in politischen Vorgängen. Wohl danken wir ihnen manches, weil sich auch durch sie, namentlich in den Städten, die Keime des Besseren erhalten und entfalten konnten, aber wir dürfen uns freuen, zum Altnationalen zurückgekehrt zu sein.

Urdeutsch ist, daß jeder freie Mann das Recht und die Pflicht hat, mit seiner Person den Staat und den Frieden zu schützen. Die allgemeine Wehrpflicht ist dem alten Deutschen die wichtigste, sein größtes Recht. Mit ihrer Rückkehr verstand sich von selbst die Gleichheit vor dem Gesetze. Wer sein Leben hingeben darf und muß, hat gerechten Anspruch darauf, als Person in allen Beziehungen anerkannt und geachtet zu werden. Erst seit die Wehrpflicht Vorrecht und Last eines kleineren Teiles des Volks wurde, trat im Zusammenhang damit das Recht der Masse, an der Leitung des Gemeinwesens teilzunehmen, zurück, bildeten sich die schroff voneinander getrennten Geburtsstände, bestimmten wenige über die Personen und ihre Leistungen an Geld und Gut, wälzten die Herrschenden, die Rechte für sich behaltend, die Lasten auf den gemeinen Mann. Vom neunten bis zum neunzehnten Jahrhundert war die Volksmasse im großen und ganzen ohne politische Rechte. Im Reichstage, in den Landtagen saß keine Vertretung des Volks; durch die Geburt, den Besitz, das Amt, womit ein fester Grundbesitz verbunden war, erwarb man allein die politischen Rechte, wenige Städte machten überall eine Ausnahme. Die Reichs- und Landstände der früheren Jahrhunderte vertraten nicht die Interessen und Rechte des Volks, sondern nur ihre eignen. Und während nach nationaler Anschauung das Gesamtinteresse den Maßstab abzugeben hat, entschied das Privatinteresse, der Egoismus, in den großen politischen Fragen der Partikularismus. Nur dadurch wurde die Schwäche Deutschlands möglich, trat die traurige Politik der Kirchturmsinteressen ein, setzte sich jedes Ländchen an die Stelle des großen Vaterlandes. Wenn nun eine Erhebung der Nation, wie sie unsre Geschichte seit tausend Jahren nicht sah, unser Volk wieder auf den Gipfel seiner Macht gebracht hat, ihm das Bewußtsein, eine große, einige Nation zu sein, zurückgab, so mußte die notwendige Folge die Rückkehr zum Alten sein. In der allgemeinen Wehrpflicht, in der Gleichheit aller vor dem Gesetze, in dem Rechte aller, mitzuraten und -zutaten, wo es sich handelt um die Geschicke des Reichs und des Landes, in der wirklichen Ver-

tretung des Volkes im Reichstage wie in den Landtagen, hervorgegangen aus Volkswahlen, in der Beiziehung des ganzen Volkes zu den Staatslasten, darin, daß die Gesamtheit der politischen Rechte und Pflichten nur durch das Recht, das Gesetz, geregelt wird, haben wir den Sieg unsrer nationalen Grundanschauung zu erkennen. Die Formen gehören der Zeit an, sie mögen in vielen Dingen der Verbesserung fähig sein. Mit Recht, denn ein starres Festhalten der Form würde zur Stagnation führen, das Grundwesen muß national bleiben.

Was wir erreicht, war nicht möglich, bevor ein andres nationales Prinzip wiedergewonnen war. Frei war nicht bloß in der ältesten Zeit der freie Mann, sondern auch sein Grundbesitz. Dauernde, an ihm klebende Leistungen in Geld, Natur oder Diensten zugunsten Privater nahmen ihm den Charakter des freien Eigen und führten zur Entziehung der auf ihm fußenden öffentlichen Berechtigungen. Im Zusammenhange mit den berührten Mißbildungen war das allmählich anders geworden. Nur der Adel, die Kirche, höchstens noch die Städte besaßen freien Grundbesitz, der Bauer nur sehr ausnahmsweise. Der Landmann zehntete dem Klerus an Früchten und Vieh; von dem Restertrage leistete er Abgaben in Natur und Geld an den Gutsherrn; damit nicht genug, hatte er allwöchentlich von einem bis zu vier Tagen mit seiner Person und seinem Gespann dem Gutshofe zu dienen. War er selbst Eigentümer — in ganzen weiten Ländern die Ausnahme; Erbpacht, selbst Besitz auf Widerruf bildete oft die Regel —, der Gutsherr allein konnte auf seinem Grund und Boden fischen und jagen, der Bauer mußte meist auch die Jagdfolge leisten. Mit der Grundentlastung sind wir aufs neue eingetreten in den alten nationalen Zustand. Arbeit und Fleiß kommen dem Landmann selbst zugute; hat er dem Staate, der Gemeinde geleistet, so kann er sich des Ertrages erfreuen. Das Recht zu jagen, zu fischen, Metalle zu gewinnen steht ihm zu nach dem Gesetze. So ist es möglich geworden, daß der Wohlstand allgemein werden kann. Wenn wir Frankreich trotz der furchtbaren Folgen des Krieges, der das Land über zehn Milliarden gekostet hat, so rasch wieder aufleben sehen, in ihm ein Land von unermeßlichem Reichtum erblicken, so ist nicht bloß sein natürlicher Reichtum der Grund. Seit 114 Jahren ist der Grundbesitz absolut entlastet und sind die kolossalen Komplexe verschwunden; seit mehr als drei Menschenaltern hat der Landmann sich seines ganzen Ertrages erfreuen können, wird das Land überall wirklich ausgenutzt. Wir aber haben in Deutschland reiche Länder, die bis 1848 und teilweise noch länger unter dem Drucke standen. Sparen ist nur dessen Sache, der das Erworbene für sich hat und ganz darüber verfügen kann. Die traurige Entwicklung des Mittelalters hat die volkswirtschaftlichen Grundlagen im Volke verdorben; die lange Gewöhnung an Druck und Not hatte zur Folge eine Genußsucht, die plötzliche Befreiung von jenen muß erst in ihren Wirkungen überwunden werden. Wir sind durch die früheren Zustände auf allen Gebieten zurückgeblieben. Jetzt, wo wir ein freies Volk sind, werden wir auch lernen zu sparen, weil wir zur Einsicht kommen werden, daß der Genuß am besten ist, welcher die

Mittel zur Fortdauer desselben gibt, und daß die beste Kapitalsanlage diejenige ist, die auf allen Gebieten die größte Sicherheit gewährt.

Haben wir als nationalen Zug unsers Rechts die Vollberechtigung des einzelnen in der Gemeinde und im Lande erkannt, seine Mitwirkung an der Verwaltung der Angelegenheiten beider, so werden wir auch leicht die nationale Grundform für die Art der Verhandlung öffentlicher Angelegenheiten erkennen. So wenig in der Familie ein andrer Weg des Verkehrs paßt als von Person zu Person, so wenig es vom guten ist, wenn Mann und Frau ihren gesonderten Weg gehen, vielmehr das Hauswesen nur dann vollkommen gedeiht, wenn beide gemeinsam handeln, einander mit Rat und Tat unterstützen; so natürlich wichtige Familienangelegenheiten von den Eltern in gemeinsamer Besprechung mit den erwachsenen Kindern beraten werden, nicht anders ist es in der Gemeinde, im Staate. Unsre Altvordern kannten weder eine Bureaukratie noch Heimlichkeit. Tacitus hebt es als charakteristisch hervor, daß der König oder Fürst in der Versammlung mehr durch die überzeugende Kraft seiner Rede als durch die Macht, zu befehlen, gewirkt habe, daß Alter, Ansehen, Verdienst, Beredsamkeit Einfluß gegeben. Darin liegt der Nationalzug, daß der freie Mann durch Ueberzeugung sich leiten läßt. Und so sehen wir auf allen Gebieten des Lebens in der germanischen Zeit vorgehen. Oeffentlich waren die Versammlungen der Cent, des Gaues, des Stammes; öffentlich das Gericht, der Landtag, der Reichstag. Nicht durch Wechsel von Schriften ging das Verfahren vor Gericht vonstatten, sondern in mündlicher Rede und Gegenrede, gebunden an die rechtliche Form, die Ueberlegung vor dem Worte gebot und der Schikane Einhalt tat. Und nicht anders war es überall. Nur dem Fremden haben wir es zur Last zu legen, wenn sich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten alles anders gestaltete, der Richter den Angeschuldigten nicht sah, über Leib und Leben, Ehre und Freiheit, Gut und Habe urteilte auf Grund eines schriftlichen Referats, der Beschuldigte den Ankläger oder Denunzianten nicht erfuhr, der Zeuge nicht zu fürchten hatte, ins Angesicht des Beschuldigten seine Aussage zu machen, der Beweis nicht nach der Ueberzeugung auf Grund natürlicher Richtigkeit, sondern nach einem System künstlicher Sätze und Folgerungen erbracht wurde. Wohl müssen auch hier die Formen der heutigen Zeit angepaßt werden, aber, gottlob, der nationale Gedanke hat sich Bahn gebrochen und ist auf dem Wege zum vollen Siege. Die volle Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des ganzen Verfahrens, die Rechtsprechung auf Grund unmittelbarer Verhandlung vor dem erkennenden Richter, ein Beweissystem, das sich nicht als den Endpunkt einer bloß künstlichen Operation darstellt, sondern der Ueberzeugung vollen Raum läßt, ist verwirklicht. Auch auf anderm Gebiete ist das gleiche Resultat angebahnt oder erreicht. Sahen wir bisher allgemein in den englischen Zuständen das Muster der Freiheit und den Gegenstand der Nachahmung, worin anders liegt der Grund als darin, daß uns das Bewußtsein unsrer nationalen Anschauungen entschwunden war, während England, sich von fremden Einflüssen freihaltend, das Altgermanische

bewahrte und ausbildete? Dies ist wiederhergestellt in dem freien Worte des Mannes in der Versammlung des Rates der Gemeinde, des Bezirks, des Landes, des Reichs. An die Stelle des papierenen Regiments ist getreten die Entscheidung auf Grund der überzeugenden Macht der Rede, die dem gemeinen Besten gilt. Konnte sie nach den Mitteln der alten Zeit allein in Betracht kommen, so ist es nur der moderne Ausdruck des Altnationalen, wenn in dem modernen Wege der Mitteilung durch das geschriebene und gedruckte Wort, in der Preßfreiheit zum freien Worte ein neuer, höchst mächtiger politischer und sozialer Faktor getreten ist. Wer über den Gefahren das Gute vergessen wollte, würde sehr kurzsichtig handeln. Nicht Beschränkung ist unsre Aufgabe, sondern Benutzung durch alle, die es vermögen, um dem Richtigen den Sieg zu verschaffen.

Mit der Rückkehr zum Alten haben wir schließlich auch den nationalen Gedanken wiedergewonnen, daß, wie die Freiheit, so die Ehre des Menschen höchstes Gut ist, ein Gut, unabhängig von Geburt, Stand und Vermögen, des freien Mannes wesentlichstes Recht, das ihm nicht genommen werden kann, solange er sich dessen nicht in der Anschauung der Rechtsgenossen unwürdig gemacht hat. Der Vollgenuß der bürgerlichen Ehre für jeden freien Mann, der nur durch den Richter auf Grund des Gesetzes entzogen werden darf, mit der die politische Rechtsfähigkeit und Wirksamkeit aufs engste zusammenhängt, ist die Krönung der staatlichen Gesellschaft, die keine Knechte kennt, sondern die ganze Nation als eine organische Einheit darstellt.

Ueberblicken wir — ich unterlasse es, einzugehen auf Züge, die dem spezisch juristischen Gebiete angehören und für das Bild, das uns vorschwebt, nicht von Bedeutung sind — die geschilderten nationalen Grundzüge, erkennen wir, inwieweit unsre Zeit zu ihnen bereits zurückgekehrt ist oder auf dem Wege dazu sich befindet, so dürfen wir zwei Gedanken kühn aussprechen. Die nationalen Grundlagen des Rechts bieten die Fundamente eines natürlichen, freien, starken Staatswesens. Indem unser deutsches Volk, nachdem es durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, abgelenkt von seiner nationalen Ausgestaltung, in unsern Tagen ohne fremden Einfluß, diesen vielmehr mit den Waffen und mit dem Geiste abstoßend, mehr und mehr zu seinen nationalen Grundgedanken im Rechte zurückkehrt, haben wir die Gewißheit erlangt, daß uns eine große, eine frohe Zukunft bevorsteht. Auf allen Gebieten des Geistes haben wir, wo nicht das Größte, so doch Leistungen aufzuweisen, die sich denen andrer Nationen würdig zur Seite stellen. Handel, Gewerbe und Industrie haben eine hohe Blüte erlangt; mag auch eine jener Krisen eintreten, die periodisch überall wiederkehren und Uebergangsstadien bekunden, sie wird dazu führen, auf gesunden Fundamenten weiterzubauen. Die Kunst hat nach langer Ruhe einen mächtigen Aufschwung genommen. Alle Hemmnisse sind überwunden, die bislang die Bevölkerung verhinderten, zum Wohlstande zu gelangen. Die Schranken sind gefallen, die auf Schritt und Tritt dem einzelnen den Weg versperrten, am gemeinsamen Werke der Nation mitzuarbeiten. Und wenn das alles erreicht ist im letzten Jahrhundert, dessen Anfang das Ende jenes römischen Kaisertums sah, in dem das Mittel-

alter den Stolz unsrer Nation erblickte, so dürfen wir in unsern Tagen die Schöpfung eines nationalen Deutschen Kaisertums in dem frohen Bewußtsein begrüßen, daß eine Nation, die sich nach tausend Jahren in einem Augenblicke wiedergefunden hat, wo sie auf der Höhe der Bildung und politischen Macht steht, die Bürgschaft in sich trägt, einer großen, nationalen Zukunft entgegenzugehen.

Die Sängerin

Novelle

von

Richard Schaukal

Den blanken Zylinder mit der im Gelenk unnatürlich versteiften linken Hand wie zu verbindlicher Abwehr vorgestreckt, das Programm und die violetten Sitzscheine zwischen zwei Fingern der gleichfalls weißbehandschuhten Rechten, das glattgescheitelte Haupt über den ein wenig emporgezogenen Schultern hinabgeneigt, drängte sich Herr Alexander Schreiner, ein junger Beamter des Ministeriums für Verkehrswesen, durch das rings um die Sesselreihen gestaute Publikum der Stehplätze. Langsam nur, in kurzen Schritten, kam er weiter. Vor ihm schritt mit frei, leicht und stolz getragenem Halse seine Frau, eine hochgewachsene schlanke Blondine, in schwarzem, jetbesetztem Seidenkleide. Man machte ihr, die geradeaus sah und Fächer, Opernglas und Spitzenkopftuch nachlässig hob, beflissen Platz. Herr Schreiner, etwas kleiner als die Gattin, fühlte sich zu Dank verpflichtet, empfand aber dunkel, daß man ihm darum nicht anstand. Dies verursachte ihm einige Verlegenheit. Er spürte, wie sich sein sorgfältig rasiertes Antlitz allmählich mit einer dunkeln heißen Röte überzog, die er nicht gern an sich leiden mochte. Endlich waren sie, vom Saaldiener geführt, zu ihren Plätzen gelangt, die unangenehm genug gelegen waren: auf dem Podium selbst und in der ersten Stuhlreihe, so daß die Kammersängerin bei ihrem wiederholten Auftreten jeweils zweimal an Herrn Schreiner als dem Inhaber des linken Ecksitzes vorüberzugehen, ja sich mit einiger Unbequemlichkeit an ihm vorbeizuschieben gezwungen sein mußte. Als Herr Schreiner kaum seinen Platz eingenommen und, nachdem ihm ein höflicher Versuch, den allzu eng an den benachbarten anstoßenden Sessel etwas abzurücken, mißlungen war, mit betonter Gelassenheit Bein über Bein gelegt hatte, so daß über dem um die starken Knöchel stramm wie ein Handschuh schließenden schmal geschnittenen Lackknöpfelschuh der straff angespannte durchsichtige schwarze Halbseidenstrumpf zum Vorscheine kam und das tadellos gebügelte Beinkleid mit seinem tulpenförmig verbreiterten Ende vorne steif in die Höhe stand, trat auch schon hinter seinem Rücken die nach der ersten kurzen Pause nunmehr bei ihrer dritten Nummer angelangte Kammersängerin mit schwirrendem Rauschen ihrer seidenen Untergewänder wieder gegen die Zuhörerschaft hervor. Es schien

Herrn Schreiner, als sei sie an ihm voll unverhohlener Verachtung vorbeigeschritten; jedenfalls hatte sie die verspäteten Ankömmlinge keines, auch nicht des flüchtigsten Blickes gewürdigt. Nun stand sie neben dem schwarzen glänzenden Flügel im Lichte vieler elektrischer Glühlampen. Sie legte ihre Lorgnette und das Spitzentaschentuch hart an dem äußersten Rande auf dem mächtigen Instrumente nieder — der Klavierspieler rückte rasch beide Dinge noch etwas weiter von sich weg, offenbar, auf daß die lange Perlenkette des Augenglases nicht irgendwo anstoße und störend mittöne —, verneigte sich leicht mit einer fast unmerklichen Beugung des kräftig und gerade gewachsenen Nackens, räusperte sich fast unhörbar, indem sie mechanisch wieder nach dem Taschentuche griff und es an die kurze Oberlippe drückte, wandte sich dann mit einem lautlosen Zeichen an den wartend zu ihr aufblickenden Begleiter und begann. Sie sang ohne Notenblatt, die Finger im Schoße vor dem übermäßig eingeschnürten Leibe gefaltet, und bewegte manchmal, als gäbe sie sich bezwungen der Gewalt der Töne hin, leise den Oberkörper in der Richtung zum Publikum. Sie trug ein mit blaßroten Blumen bemaltes und mit einzelnen ebenso gefärbten Bandschleifen bestecktes enganliegendes weißes Kleid, das in ziemlich tief hinabreichendem keilförmigen Ausschnitt den durch eine dünne Tüllschärpe kaum geschützten vollen Busen sehen ließ. Ihr Rücken war geschmeidig, sein Schwung von den Schultern zu den Hüften von vollendeter Schönheit. Die Sängerin unausgesetzt so nur im Profil zu sehen, konnte auf die Dauer nicht von angenehmster Wirkung bleiben. Wenn sich auch beim Singen die Backen sehr weich, fast zärtlich rundeten, und die reizende Linie des Rückens für den vollen Anblick der reifen Frau entschädigte, so wirkte doch der ungewohnte Standpunkt im ganzen wenig vorteilhaft auf die Beurteilung ein. Das von entstellendem Oeffnen des mittelgroßen, männlich festen Mundes begleitete „beredte“ Singen erschien nachgerade im höchsten Grade unnatürlich, die von Koketterie durchaus nicht freien wiegenden Bewegungen des Oberleibes gegen das Publikum hin waren geeignet, durch ihre Wiederholung zu verstimmen, und die breite Front der gedrängten Zuhörerschaft zumal störte und ärgerte zugleich. Da saßen in den vordersten Reihen zumeist ältere Herren und Damen von Rang und Notorietät, bemerkenswert durch gesellschaftliche Stellung und Glücksgüter, junge, im elektrischen Lichte fahl erscheinende Frauen in kostbaren Toiletten, mit glitzerndem Schmuck und den getrübten Augen übermüdeter Vergnügungssüchtiger, steife, schmalwangige Mädchen, denen die Gesanglehrerinnen den Besuch des Konzerts dringend angeraten hatten, alle in Positur, fast niemand in einer selbstverständlichen Haltung, die Nachbarn einander wechselseitig beobachtend, jedermann dabei voll Begehren, selbst beobachtet zu werden. Diese Leute — Herr Schreiner stellte das mit Verachtung fest, obwohl er selbst zur „Kunst“ keine andre Beziehung besaß als die eines seinen Platz bezahlenden Theater- und Konzertbesuchers — diese Leute neigten den Kopf ein wenig zur Seite und trachteten mit größerem oder geringerem Erfolge, ihren Blicken ein sehnsüchtig-träumerisches Aussehen zu geben. Sie spielten die auf den Flügeln des Liedes dem Irdischen Entrückten, sie schwärmten mit zierlich verschränkten oder in eleganter Andacht ruhenden Armen. Sie hatten alle ein unsäglich dumm-

gerührtes Mienenspiel, vielmehr eine Maske von holder Menschenfreundlichkeit und zerfließender Milde, die den Hohn geradezu herausforderte. Alles das in Verbindung gebracht mit der vorgeneigten Sängerin, die, wenn sie ihre Stimme zur schmelzenden Flöte versüßte, unwillkürlich und doch mit Bewußtsein (sie drückte die angespannten Lider ein) die Augen schloß, das dröhnende Beifallklatschen nach jedem der kurzen Lieder, die Wichtigtuerei des notenblattwendenden Gehilfen, eines jungen, unruhigen Menschen mit dichten Künstlerlocken und erregt leuchtenden schwarzen Kirschenaugen, ließen eine weihevolle Stimmung am wenigsten bei Herrn Schreiner aufkommen, der mit seiner anfänglichen Verlegenheit durchaus noch nicht fertig geworden war und nur allmählich versuchte, mit flüchtig streifenden Blicken sich des überfüllten Saales zu bemeistern. Auch Herr Alexander Schreiner gehörte zu den Menschen, die in der Oeffentlichkeit nichts in seiner natürlichen Beschaffenheit aus sich hinaus lassen, die ihre echtesten Empfindungen und Bewegungen unter der Gewalt einer übermächtigen, weil viel zu wichtig erachteten Außenwelt in einem spitzen Winkel, einer falschen Nuance brechen. Wenn er seine Arme ineinander legte, tat er es mit dem Gefühle: Jetzt lege ich meine Arme ineinander. Wenn er nachlässig seine Finger besah, geschah es mit dem verschnörkelten Motto „gepflegte Nachlässigkeit". Dazu kam, daß er seiner selbst nie ganz sicher war, immer irgendwelche eingebildete Gefahren bestand, immer irgendwelchen angstvoll gewärtigten Unannehmlichkeiten sich ausgeliefert sah. Er war sich jedes roten Flecks seines Gesichtes, jedes hervortretenden Fadenendes an seinen Handschuhnähten bewußt. Er bangte beständig um peinliche Toilettefehler, spürte die Blicke aller ihm im Rücken Sitzenden etwa auf eine vom hohen Kragen aufgeriebene und bereits entzündet schwellende Stelle seines Nackens gerichtet. Nicht am wenigsten fürchtete er die stillschweigende Kritik seiner gelassenen blonden Frau, besonders ihren nur durch ein feines Lächeln sich verratenden gutmütigen Spott. Heute beunruhigte ihn mancherlei. Zunächst sein allzusehr den Blicken ausgesetzter Platz, dann die Nähe der Sängerin, endlich auch das Publikum im einzelnen, denn er hatte schon eine Anzahl, wie er meinte, teils mißgünstiger, teils lieber vermiedener Bekannten entdeckt. So saß er, aufgebracht über sein ängstliches Schwitzen und die ihm an sich überaus verhaßte Ausdünstung durch seine Aufregung nur noch steigernd, äußerst mißgelaunt, gedrückt, eingesunken neben seiner im Sessel schlank-bequem zurückgelehnten Gattin. Er hörte die Lieder, welche die Kammersängerin mit der gewohnten Meisterschaft absang, ohne den geringsten seelischen Eindruck. Herr Schreiner war leisen Erschütterungen seines bürgerlichen Gleichgewichtes sonst nicht abgeneigt. Heute aber starrte er geistesabwesend zumeist auf den schmalen Rücken des Klavierspielers oder in die blitzenden Kugelaugen seines Gehilfen, manchmal auch an der grauen glänzenden Wand empor, selten nur irrte sein banger Blick die Gestalt der Sängerin entlang. Herr Schreiner liebte mit regen Sinnen die Schönheit weiblicher Formen. Er konnte einem wohlgebauten Beine, einem elegant beschuhten Fuße, namentlich wenn ihre Inhaberin die Röcke höher hob, als unbedingt geboten schien, mit Beharrlichkeit nachgehen, ganz versunken in den Anblick der immer wieder graziös sich aus den Kleidern entwickelnden Wade.

Er konnte im Ballett mit angestrengter Aufmerksamkeit die Büste einer sich windenden und beugenden Tänzerin beobachten, einen straff über die Hüften gerafften, enggeschnittenen Frauenrock verfolgen wie ein Schweißhund das angeschossene Wild. Er ging auch — sonst nicht eben das, was man einen Schöngeist zu nennen pflegt — gern in Gemäldesammlungen und stand dort lange vor badenden Nymphen und mehr oder minder keuschen Susannen, er sammelte alle Lieferungswerke, die „le nu au salon“ oder „la femme et son corps“ in gelungenen und weniger gelungenen Bilderfolgen brachten. Auch war er auf die äußere Erscheinung seiner Frau bedacht wie eine zärtliche Ballmutter, suchte, eingeweiht in alle Einzelheiten der weiblichen Toilettekunst, jeden Kleiderstoff, jedes Paar Schuhe, jeden Fächer für sie oder mit ihr aus. Seine zahlreichen Freundinnen hatten ihn, als er noch Junggeselle war, gern als sachkundigen Beurteiler bei ihren Einkäufen herangezogen. Stolz berief er sich seiner Gattin gegenüber noch immer auf diese unwiderlegliche, höchst schmeichelhafte Tatsache. Uebrigens liebte er, ein harmloser Epikureer, eine schmackhafte Küche, gute lichte Havannazigarren, bequeme Sitzmöbel, ein breites weiches Bett und konnte niemals heiß genug baden. Er besaß eine sehr feine, weiß und rote Haut, die leider aller Witterungseinflüssen und mechanischen Einwirkungen gegenüber von der äußersten Delikatesse war, so daß die geringste Reizung durch ein nicht genug scharfes Rasiermesser oder eine nicht ganz trockene und reine Fingerspitze unfehlbar auf ihrer Oberfläche entstellende Flecken und Finnen bewirkte. Die Unvorsichtigkeit, gelegentlich einmal einen Raseur aufzusuchen — gewöhnlich besorgte er dieses reinliche und peinliche Geschäft eigenhändig und zwar mindestens einmal täglich und unter Anwendung aller möglichen Maßregeln zur Verhütung von Ausschlägen — büßte er regelmäßig mit gleich zu Eiterkügelchen aufgetriebenen Verletzungen der Poren, sein Körper war, wenn er den häufig aus ihm hervorbrechenden Schweiß nicht alsogleich durch ein Seifenbad unschädlich machte, auch sonst zu derlei Hautverunstaltungen nur allzu leicht geneigt, seine gepflegte und gegen den Wechsel der Temperaturen beständig durch Handschuhe geschützte Hand sammelte bei der geringsten Erregung siedendes Blut unter ihrer Oberfläche, erschien dann dunkel gerötet und ließ sich feucht anfühlen. Auch schadete ihr entschieden zu heftiges Waschen. Denn sie ward alsogleich rauh, und ihr Gewebe sprang in feinen Rissen. Aeußerst empfindlich war Herrn Schreiners in den Flügeln sehr bewegliche, schön gestreckte, wenn auch etwas zu lange Nase. Nicht nur, daß sich auf ihr häufig körnige Erhöhungen oder entzündete Flecken zeigten, sie empfand auch die Anwesenheit jedes Dinges in einer heftigen, zumeist beleidigenden Weise, indem der Geruchsinn bei Herrn Schreiner als zu einer geradezu krankhaft gesteigerten Intensität vervollkommnet bezeichnet werden mußte. Besonders die Frauen waren diesem Sinne greifbar nahe gebracht durch eine Empfindlichkeit für die allerfeinsten, flüchtigsten Elemente ihres duftenden Wesens, die dem Besitzer dieser maßlos entwickelten Eigenschaft zwar unerhörte Genüsse verschaffte, aber auch große Pein zu bereiten imstande war. Er erzählte selbst in vertrautem Kreise mit Vorliebe, daß er manche Ereignisse, die Nähe einer schönen Tisch-

nachbarin, die Umarmung einer hingebenden Tänzerin, noch tagelang nachher aus den mit seinen Partnerinnen in Berührung geratenen Kleidern sich in plastischer Fülle in das sinnliche Gedächtnis zurückzurufen befähigt sei, ja daß er, wenn er von seiner Frau, der er bei aller Scheu des geistig Tieferstehenden sehr zugetan war, einige Tage räumlich entfernt wäre, sich den Genuß ihres persönlichen Eindrucks durch eine Nasevoll aus ihrem Kleider- oder Wäscheschrank zu bereiten begnadet sei.

An diesem Abend — heftig stürmten in der Stadt laue Märzwinde und wirbelten den Fußgängern den Staub der trockenen Straßen in die Augen und die Nasenlöcher — geschah etwas, das Herrn Schreiner aus der dumpfen Behaglichkeit eines seit Jahren traulich befriedeten Ehelebens herausreißen und ins Grenzenlose eines verheerenden Schicksals schleudern sollte. Als die Sängerin ihr viertes Lied beendigt hatte und sich unter dem üblichen Beifallstosen an jenem linken Eckplatze vorbei in das Künstlerzimmer des Konzertvereins begab — sie war eine hochberühmte Künstlerin und die seelenvolle Innigkeit ihres Gesanges von der maßgebenden Kritik ein für allemal festgestellt —, fiel der dunkle Blick ihrer schwermütig unter müden Lidern ruhenden schwarzen Augen auf Alexander Schreiner und blieb sekundenlang an ihm hängen. Herr Schreiner empfand dieses auch von seiner Gattin bemerkte unscheinbare Ereignis tief in der Magengrube. Ihm ward fast schwindlig vor dem Ueberschwang der in einem Aufruhr plötzlich gesträubten Nerven. Er sah seine Frau an, lächelte ein wenig, klemmte sein Monokel ein, ließ es blitzschnell über die zwei ersten Bankreihen funkeln, nahm es wieder aus der Augenhöhle, reinigte es sorgfältig mit seinem großen Taschentuche, wechselte die Beinstellung und schneuzte sich geräuschvoll. Dann starrte er, als sei nichts geschehen, an der grauen Wand empor. Kurz darauf erschien die Sängerin wieder auf dem Podium. Bei ihrer raschen Annäherung vom Rücken her befiel Herrn Schreiner ein Zittern, das seinen ganzen Körper durchdrang. An seinem kurzgestutzten Schnurrbärtchen zupfend, wagte er kaum aufzuschauen, ward aber dazu durch das Verhalten der Sängerin selbst gezwungen, da diese ihn im Vorbeischreiten — sie hielt ihr rauschendes Kleid mit der Rechten an sich — abermals, und zwar, indem sie sich etwas zurückwandte, diesmal mit einem vollen, wenn auch raschen Blick ansah. Ihm war einigermaßen unheimlich zumute. Er rückte an seinem Stuhle, räusperte sich, legte die im Handschuh glühend heißen Hände ineinander, langte wiederum sein Monokel hervor und suchte, indem er es an der Gestalt der Sängerin auf und ab wandern ließ, sich zu fassen. Aber das Zittern seiner Glieder legte sich nicht. Er hob das Monokel ab und begann mit einem heroischen Gleichmut die kleine, bis tief in den Rücken hinab gebräunte Frau zu beobachten. Unwillkürlich blinzelte er dabei nach seiner Gattin hin. Doch diese saß ruhig, selbstsicher wie immer. Er behielt ihr feines blondes Profil. Es war wie ein duftiger Schatten neben ihm; er empfand es wie einen Schutzgeist ... Seltsam erregte ihn jetzt das Lied, das die Italienerin sang. Es war ganz offenbar an ihn gerichtet. Jede ihrer Bewegungen war für ihn bestimmt. Und — das Blut schoß ihm in die

Schläfen — alle Leute im Saale mußten das bemerken. Es war zu auffällig, wie sie, nach rückwärts tretend, näher und näher an ihn herankam, wie ihr Busen sich rascher und stürmischer hob, wie ihre Arme, sonst so ruhig, sich an den geschmeidigen Körper preßten. Er schloß die Augen. Da stieg das Lied körperhaft in sein Herz, schnürte es mit tausend Armen zusammen und preßte es dergestalt, daß er die Konvulsion schmerzlich spürte. Es war, als hätte die Fremde sich seiner bemächtigt, als wäre er nicht mehr sein eigen, willenlos der Gefangene dieser unheimlichen Frau. Sie war nicht einmal schön. Sie hatte nicht mehr die Elastizität der ersten Jugend. Auch schien ihre gelassene Vornehmheit nichts als Routine zu sein. Und plötzlich entdeckte er sogar einen gemeinen Zug um ihre Mundwinkel, ihren Stirnvorsprung. Daß sie dem Publikum so oft ihre üppige Büste entgegenreckte, erschien ihm abstoßend. So wehrte er sich gegen die Gewalt, der er zu unterliegen bangte ... Die beiden folgenden Lieder überhörte er völlig. Er wandte kein Auge von der kräftig-schlanken Gestalt, sah mit angestrengter Aufmerksamkeit, wie sie dem Klavierspieler ihre Zeichen gab, erwartete krampfhaft einen erneuten Blick des Einverständnisses. Diesmal versagte sie ihm den. Sie ging an ihm vorbei, als wäre er Luft. Aber daß sie sich mit ihrer Schleppe beschäftigte, glaubte er, eifersüchtig beobachtend, als einen Beweis ihrer Befangenheit deuten zu dürfen. Nun kam alles darauf an, ob sie, zurückkehrend, ihr Benehmen ändern würde. Der Beifall wollte kein Ende nehmen. Sie mußte wieder kommen ... Und sie kam. Raschen festen Schrittes stieg sie die leise knarrenden drei, vier Stufen zum Podium hinan. Sie kam wie ein Fieberhauch. Er saß da, die Arme zu den Knien gestreckt, die Beine aufgestellt, den Blick, der geradeaus gerichtet schien, in sich selbst zurückgezogen wie in eine Scheide. Sie grüßte das Publikum mit einem strahlenden Lächeln, sie grüßte es abermals, sie verneigte sich tiefer und doch vertrauter, ein verwöhnter Liebling, und diesen großen breiten Blick des Glückes — eines gespielten Glückes, rief sein Zweifel, eines vertieften Glückes, schrie sein Glaube — schenkte sie mit einer raschen Wendung ihm. Er war getroffen, bis ins Innerste erschüttert ... Noch einmal im Laufe des Abends sah sie ihn an, und gutmütig lächelnd sagte auch seine Frau mit ihrer klaren Stimme zu ihm: „Du hast eine Eroberung gemacht.“ Ihm war durchaus nicht wohl. Sein Herz schlug heftig, seine Pulse flogen. Als er — der Saaldiener stand schon mit ihren Ueberkleidern vor ihnen, vorn, am Rande der Bühne, verneigte sich die bejubelte Sängerin wieder und wieder — als er seiner Frau in den mit Spitzen besetzten Pelzmantel half, wagte er es nicht, sie anzuschauen. In seiner Seele braunte das Bild dieser berückenden Italienerin, er sah ihre matt leuchtenden Schultern, die Haare, die sich ihr im Nacken ringelten, das bloße Stück des Armes über dem prall sich schmiegenden langen Handschuh. Und er sah in einer nahen, greifbaren Vision diesen ambrabraunen Körper, katzenartig behend, mit einem sonnigen Schmelz, sah die schlanken vollen Beine, den Schwung der Hüften, das scheibenrund aus weichem Fleisch auftauchende Knie, die gestreckte Wade, die feinen Knöchel. Ihn schwindelte. Stolpernd verließ er hinter seiner

Frau das Podium. Er kämpfte mit sich, ob er sich nach der noch immer dort oben Verweilenden umsehen dürfe. Plötzlich riß es ihn herum. Drüben stand sie lächelnd. Perlen schimmerten um ihren schönen Hals, das Weiße ihrer wundervollen Augen schimmerte. Sie neigte sich. Die vergleitende Busenfalte spielte flutend. Er war auf seinem Platze verharrt. Vor ihm hielt ein junger Mensch mit zerrauftem Haupthaar und verschlissenem Hemdkragen. Er hatte sich mit den übrigen Besuchern jetzt, da sich die Sitzreihen leerten, nach vorn gedrängt. Heftig in die Hände klatschend, schrie er ihren Namen, einen kurzen Namen voll Orangenduft. Herr Schreiner wiederholte mit tonloser Stimme diesen Namen. Jetzt flog ihr Blick über die Menge weg nach seiner Seite hin. Ihn durchrann es eisig. Jetzt, jetzt! Sie mußte seinen brennenden Augen begegnen. Und da hielt er ihren Blick ... Oder hielt sie seinen? Es war wieder nur ein Moment. Aber ihm war wie in der Umklammerung einer schlüpfrigen Schlange ... Vor dem Hause, ehe er in den Wagen stieg, zündete er sich eine Zigarette an. Er tat es langsam, als wollte er sein Blut bändigen. Seine Frau kehrte sich nach ihm um. Er verzögerte seine Hantierung. Noch ein joviales Wort zum Kutscher. Ein feiner Sprühregen ging nieder. Die asphaltierte enge Gasse blinkte im Scheine der Laternen. Jetzt fiel die Tür ins Schloß. Die Pferde zogen an.

*

In den Zeitungen las er, daß die Kammersängerin Frau Lucia Wendtheim-Corma, „der Liebling des Publikums", „die Nachtigall von Belluno", sich „auf allseitiges Verlangen" entschlossen habe, ein zweites, letztes Konzert zu geben. Tag und Stunde würden zeitgerecht kundgemacht werden. Also blieb sie noch am Orte. Eigentlich hätte er gewünscht, sie wäre mit dem Nachtzuge nach Paris oder London abgereist. Denn da sie geblieben war, mußte er ja jetzt zu ihr. Mußte er? Ihm fielen seine beiden blonden Mädchen ein, Grete und Hilda, vier und drei Jahre alt. Aber es war nur ein undeutlicher Gedanke, wie in Nebel gehüllt. Er saß vor seinem Schreibtische. Mechanisch blätterte er in den Akten. Er ergriff die Feder und schrieb. Als er dreimal die Lettern Lucia Corma auf das grünliche Konzeptpapier gemalt hatte, zerriß er es und warf es hinter sich. In der Mittagspause ging er nicht nach Hause, sondern schlenderte in der Stadt umher. Wie gebannt blieb sein Auge an einer Plakatsäule hängen. In fingerdicken Buchstaben stand ihr Name da: Lucia Corma. Und — näher herantretend sah er's — das Abschiedskonzert fand in einer Woche statt. Eine Woche noch. Er hielt hinter der Plakatsäule, als suchte er dort Schutz und Deckung. Als er sich endlich von dem Magnete dieser Ankündigung losriß, wäre er fast unter die Räder eines rasend schnell heranfahrenden Wagens geraten. Er taumelte zurück. Der Kutscher rief ihm etwas Grobes nach.

Alexander Schreiner ging gesenkten Hauptes und blickte bei jedem Schritt auf die Spitzen seiner Lackschuhe. Es war Zeit zum zweiten Frühstück. Er suchte ein Hotel auf, in dem er mit seiner Frau, wenn sie nicht zu Hause speisten, die Mahlzeiten einzunehmen pflegte. Dienstbereit hatte der bekannte

Kellner bei seinem Eintritt ihm die Mittagszeitung neben den Teller gelegt. Er blätterte die Fremdenliste auf. Ein Orakel. Sie mußte doch schon einige Tage hier sein. Es war unmöglich, daß sie heute erst in der Liste verzeichnet wäre. Wenn sie jedoch — .. Er durchlief rasch die kurzen Absätze, welche die Passagiere der einzelnen Gasthöfe „in Auswahl" aufzählten. Da: Hotel Kronprinz: Frau Lucia Wendtheim-Corma, Kammersängerin, und Begleitung, Nizza ... Ihm flimmerte es vor den Augen. Schicksal also?

Für diesen Abend hatte er eine Loge in einem Vorstadttheater schon vor einer Woche für sich reservieren lassen. Ihm fiel ein, daß er Elsen die Logennummer mitzuteilen vergessen hätte. Er bat den dicken Zahlkellner, dies telephonisch zu besorgen, nachdem er sich, obwohl es bereits wiederholt geschehen war, durch einen prüfenden Blick auf das Billett abermals von der Richtigkeit seiner Gedächtnisangabe überzeugt hatte. Im Bureau — heute traf ihn der in der Reihe herumgehende Abenddienst — versicherte er sich zunächst, ob sein dort verwahrter zweiter Frackanzug nebst Zubehör in Ordnung sei, ließ dem Bedienten telephonieren, daß er ihm einiges noch Erforderliche rechtzeitig brächte, trank zu verschiedenen Malen des endlos sich dehnenden Nachmittags schwarzen Kaffee, schrieb ein paar zwecklose Briefe, überflog mechanisch mehrere Zeitungsblätter, nahm öfters einen und denselben umfangreichen Akt ergebnislos vor, streckte sich von Zeit zu Zeit in seinem tiefen Lederfauteuil ermüdet aus — ihm war, als sei sein Rückgrat geknickt — und begann sich endlich in Erwartung des zur Hilfeleistung sonst so bequemen Bedienten langsam selbst umzukleiden. Die Uhr tickte einförmig. Alle Möbel standen in einer verzweifelt nüchternen Verfassung um ihn herum. Nun begann es zu regnen, was ihn noch melancholischer stimmte.

*

Als er in die Loge eintrat, war seine Frau noch nicht angekommen. Er nahm zuerst im Hintergrunde, dann an der Brüstung Platz, ließ sein Glas im Hause gedankenlos umherwandern und geriet in Unruhe, als das Orchester einsetzte und seine Frau immer noch ausblieb. Ob zu Hause — er war beiläufig um neuneinhalb Uhr vormittags fortgegangen — etwas passiert war? Er sah auf die Uhr. Dreiviertel auf acht. Sie pflegte nicht eben pünktlich zu sein. Aber ihn peinigte der bohrende Gedanke, zur Strafe für seine bösen Absichten sei ihm in seinen Kindern ein Unglück zugestoßen. Beim geringsten Geräusche fuhr er nach hinten herum. Ein beliebter Komiker betrat die Szene und sang mit fetter Stimme ein geschraubtes Entreelied. Es handelte von der ungemeinen Lust der Ehemänner an tollen Seitensprüngen. Der Komiker schilderte diese Lust als ein ganz und gar harmloses Vorkommnis, rechnete behaglich mit seiner verständnisinnigen Hörerschaft, zwinkerte vertraut in das Parkett hinab und schlug sich etliche Male auffordernd auf die feisten Schenkel. Da ging in der Loge nebenan die Türe. Schreiner verspürte den raschen Luftzug. Eine Dame war eingetreten und begann sich, mit heiterer Stimme flüsternd, ihrer Ueberkleider zu entledigen. Es

half ihr niemand. Auch ließ sich bald darauf eine zweite Frauenstimme vernehmen. In Herrn Alexander Schreiners Körper begann mit eins das Blut zu kochen. Er saß knapp an der Seite der Nachbarloge, denn er hatte seiner Frau den inneren Platz aufbehalten. Unmittelbar neben ihm ließ sich hörbar atmend die Dame, die zuerst gesprochen hatte, nieder. Ihr weiß behandschuhter Arm schob sich fast in Spannenlänge an den seinen heran. Nun begann sie behende an ihrem Opernglas zu schrauben, das an einem großen schimmernden Stiele — er sah es blinzelnd — befestigt war. Das Theater war stark verdunkelt. Die Musik hatte aufgehört. Eine Soubrette und der Komiker tauschten liebenswürdige Anzüglichkeiten aus ... Plötzlich fühlte Herr Schreiner, wie die Dame ihr Gesicht ihm zuwandte. Ihr Atem berührte seine Wange. Er blickte auf. Das Blut stockte ihm. Sie war es ... In diesem Augenblicke öffnete der Schließer die Tür seiner Loge. In ihren Mantel eingehüllt, das Spitzentuch lose um den schmalen kleinen Kopf geschlungen, stand seine Frau einen Moment im Lichtschein, der vom Gange her einfiel. Herr Schreiner hatte sich erhoben. Es konnte nebenan nicht unbemerkt bleiben, wie schlank er gewachsen war — die niedrige Loge trug ihr Teil bei zu dieser vorteilhaften Geltendmachung —, wie elegant seine lässige Höflichkeit sich gegen seine Frau äußerte. Er glaubte zu bemerken, daß die Dame aufmerksam seinen Bewegungen folgte. Deshalb ließ er einen Moment die entblößte, heute angenehm bleiche Rechte auf der roten Samtbrüstung aufruhen, ehe er sich völlig seiner Frau entgegenwandte. Diese war nicht eben gesprächig. Das verdroß ihn. Sie ließ sich jedes Wort herauspressen. ‚Wie aus einer Zitrone,‘ dachte er voll Unwillen. Oft und zumeist, wenn er sich irgendwie im Unrecht fühlte und sich's nicht eingestehen wollte, überfiel ihn dieser bis zur Wut anschwellende Unmut gegen Else. Er suchte eigensinnig nach einem Vorwande, sie ins Unrecht zu setzen, ereiferte sich, stolperte gleichsam, kam immer mehr in Zorn und haßte sie endlich, da sie ihn durchschaute und mitleidig-schmerzlich übersah. Heute hatte er sie verstört durch das mehr als seltsame Zusammentreffen mit der Nachbarin, das sie sicherlich bei sich irgendwie zu deuten unternehmen würde, empfangen und überlegt, ob er ihr die Anwesenheit der Sängerin, mit einem Scherzwort den Effekt kurz vorwegnehmend, verraten sollte. Aber seine Aufregung ließ ihn die richtige Gelegenheit versäumen. Und da er, bei wachsender Feindseligkeit gegen ihre aufreizende Ruhe, angestrengt über eine Möglichkeit nachsann, seine Unbefangenheit in den Augen Elsens nicht zu gefährden, steigerte sich seine Scheu und ging wie eine Wolke von ihm aus und auf die Gattin über, die sich nur um so abwehrender in sich selbst zurückzog, gegen ihren bewußten Willen, wie sich etwa eine Pflanzenfaser, die als Fühler zielend vorragt, zusammenkrümmt unter dem beißenden Hauche starken Tabaks. Als sie sich niederließ, hatte sie auch schon die Insassin der Nachbarloge erkannt. In ihr war blitzschnell eine Trübung vor sich gegangen. Sie hatte sofort etwas wie eine unlautere Atmosphäre um sich herum empfunden, eine Atmosphäre, die sich verdichtete, die schwer wurde und ihr das freie Atmen hinderte. Sie war den ganzen Weg über mit sorglichen Gedanken

an ihre beiden Mädchen beschäftigt gewesen, die sie nicht gern in der unverläßlichen Obhut der Nurse zurückließ. Einige kurze Fragen ihres Mannes hatten die Unbehaglichkeit noch vermehrt. Seine Stimmung war ihr durchaus nicht verborgen geblieben. Auch war sie sich ihrer eignen Unliebenswürdigkeit bewußt und litt unter dem Eindrucke, den sie auf den empfindlichen, zuzeiten sehr zärtlichen Gatten wirkte.

Die Italienerin ihrerseits hatte das Ehepaar gleichfalls erkannt. Sie prüfte mit der Personen, die in der Oeffentlichkeit zu stehen gewohnt sind, eignen Unverschämtheit den Anzug der Frau, wobei sie sich sogar ihres an langer Perlenkette hängenden Lorgnons bediente, und wendete sich dann mit einem Ausdruck, der von Mißachtung nicht frei war — so schien's Elsen, die sich voll Empörung so beobachtet sah —, wieder von ihr ab und der Bühne zu. Alexander Schreiner hatte seine Arme auf der Brüstung aufgesteift — er markierte wieder einmal für den „Pöbel" den aristokratisch lässigen Weltmann — und verfolgte mit seinem Opernglase jede Bewegung der jetzt in einen ländlichen Chor gesammelten Statistinnen. Er bezweckte, mit dieser Hingabe an die im allgemeinen freilich nicht allzu verführerische Weiblichkeit der Szene die Eifersucht der Nachbarin wachzurufen, gab aber sein Beginnen wieder auf, da er argwöhnte, er könnte sich's durch seine, übrigens gar nicht sehr sichere Bühnengönnermiene etwa gar bei der Corma verderben. Um sie zu versöhnen, blickte er sich nunmehr, mit stark übertriebener Unbefangenheit an seinem kurzgestutzten Schnurrbärtchen zupfend, nach ihr um. Wieder sah er dieses nicht eben scharf geschnittene, aber durch seine dunkeln Hauttöne doch fein gegen die Umgebung abgesetzte Profil, den weichen vollen Arm im eng anschließenden Handschuh und die reife Büste, die etwas Berauschendes für ihn besaß. Langsam schob er seinen Arm näher an den ihren heran, indem er sich mit seinem Opernglase zu schaffen machte. Die trennenden Wände gingen in leichtem Schwunge nach unten zu in das warme Lehnpolster der Brüstung über. Wenn sie ihren Arm auf die Grenzscheide legte, konnte er ihn mit seiner Schulter streifen. Er suchte diese Berührung herbeizuführen, und es gelang ihm einmal. Er hielt den Atem an und wartete ... Der Arm bewegte sich nicht. Nun ließ er die gehemmte Luft heftig durch die Nase ausströmen, kehrte sich gegen Else und versuchte so, scheinbar ganz arglos, durch das Gewicht seines Rückens den Druck langsam zu steigern. Die Italienerin ließ den Arm gelassen herabgleiten. Er erbleichte ... Im Zwischenakte setzte sich Elsa in den Hintergrund der Loge. Er blieb an seinem Platze. Seine natürliche Schüchternheit vertrug sich nicht ganz gut mit den gewaltsamen Anstrengungen, Aufsehen zu erregen. Er empfand übrigens deutlich, wie viel ihn alle diese Mittel und Mittelchen kosteten, schämte sich nicht so sehr seiner unwürdigen Bemühungen als ihrer Halbschlächtigkeit und verstärkte nur immer mehr die ihm so unleidliche Befangenheit.

Die Italienerin plauderte angeregt und ziemlich laut mit ihrer Gefährtin. Sie war augenscheinlich Gast in der Loge. Der Abend verstrich ohne dankenswerte Ergebnisse. Alexander Schreiners Unmut war zuhöchst gestiegen, als die

Sängerin seinen letzten Versuch, ihr durch die abermalige Aufrichtung seiner eleganten Gestalt zu imponieren — diesmal im weiten Abendpelz, den Zylinder auf dem Kopfe —, nicht zu beachten geruhte. Auf der Treppe konnte er sie nicht mehr erblicken, denn seine Frau war allzu rasch mit ihrer Toilette fertig geworden, so daß sie ihren Wagen erreichten, ehe jene aus der Türe, die aus den Parterrelogen ins Foyer führte, getreten war. Seine üble Laune bewirkte bei der Gattin geheimen Groll, fast Feindseligkeit. Schweigend saßen sie im Wagen nebeneinander, schweigend schritten sie die teppichbedeckte Stiege zu ihrer inmitten eines Gartens gelegenen Wohnung empor. Während Else noch mit dem Entkleiden beschäftigt war, lag Alexander bereits gegen die Wand gekehrt und schien fest zu schlafen. Dem war durchaus nicht so. Er sann auf Rache. Rache war es, ganz ausgesprochenermaßen Rache, die er erwog, Rache an seiner Frau. Morgen mußte er die Corma besuchen. Ja, er mußte. Schon um dieser da neben ihm zu beweisen ... Andre Männer taten ganz andre Dinge. Es war ja geradezu lächerlich, wie er sich da eingemummelt hatte in dieser Ehe. Unglaublich, wirklich! Aber das sollte anders werden. Er wollte dieser Frau zeigen, was es heiße, einen Mann, wie er einer war, nicht für gefährlich zu halten. Sie sollte ...! Doch nein. Sie durfte nichts erfahren. Das wäre im höchsten Grade unbequem gewesen. Aber genießen wollte er, in vollen Zügen genießen. Denn daß er der Italienerin nicht gleichgültig geblieben war, das stand ja fest. Morgen würde er sie aufsuchen. Und er sah wieder ihren Körper vor sich, hüllenlos, ambrabraun und duftend nach wundervollen Essenzen ... Jedenfalls würde er morgen in der Mittagspause zum Friseur gehen. Und nicht zu vergessen war, daß er ganzseidene Strümpfe anzöge. Ob er Blumen mitbrächte? Nein, das wäre kindisch gewesen. Nachlässig wollte er bei ihr erscheinen, nachlässig, aber mit der unausgesprochen ersichtlichen Absicht, sie zu besitzen. Er wollte kommen wie ein geborener Sieger. Das mußte sie bestechen. Und er griff — den Schlafenden zu spielen, hatte er ganz vergessen — nach der Tube Vaseline, sein Gesicht mit der Salbe zu bestreichen, das, von innen heraus erhitzt, schmerzhaft brannte ...

*

Die Sängerin trank den Tee in Gesellschaft ihres Freundes, des Freiherrn David von Fleischer, als ihr Herrn Schreiners Karte übergeben ward. Sie las erstaunt den unbekannten Namen und reichte die Karte dann dem Baron, der schweigend die Achseln zuckte. „Ich lasse bitten.“ Herr Schreiner trat ein. Er hatte einen dunkelgrauen Gehrock und hellgraue Beinkleider gewählt, die im Oberschenkel wie Knickerbockers geschnitten, eng, wenn auch nicht anliegend, um die Wade herum schlossen und kelchförmig über den Fuß hinab fielen. Seine weiße Weste mit breitem Ueberschlag warf keine einzige Falte. Er hatte sie erst knapp vorm Verlassen des Bureaus angezogen. Sie war vom Bügeln gekommen. Die Anwesenheit eines dritten beunruhigte ihn, um so mehr, als er den Baron Fleischer längst vom Sehen kannte. Die Dame des Hauses wies

mit einer einladenden Handbewegung die beiden Herren aneinander. Der Baron hatte sich erhoben. Er war ein Fünfziger mit schon stark angegrauten gepflegten Backenbartstreifen und dichtem gestutzten Schnurrbart. Seine Kälte, die man unfreundlich nennen konnte, trieb Herrn Schreiner den Angstschweiß auf die vor dem Eintreten auf der Stiege noch gründlich mit Teintpapier gereinigte Stirn. Die Sängerin lächelte. Sie hatte den jungen Mann sofort erkannt. Sie half ihm. „Wir waren Nachbarn gestern abend." — „Jawohl, gnädige Frau." Er fühlte, daß er seinen Besuch irgendwie zu erklären verpflichtet sei, und stotterte ein paar Phrasen, die diesem Zwecke galten. Die Corma nahm es gnädig hin. Der Baron schwieg. Nun erging sich Herr Schreiner in mißfälligen Bemerkungen über die gestrige Aufführung. Der Baron sah nach der Uhr. Es war eine dritte Tasse gebracht worden. „Darf ich Ihnen ein wenig Tee einschenken?" fragte die im Frühlingsnachmittagszwielicht etwas müde und gealtert aussehende Frau und rückte sich ganz vom Fenster ab. Herr Schreiner trank schweigend seinen Tee. Die Sängerin sprach von den Theatern der Stadt. Ihre Stimme hatte einen starken fremdländischen Tonfall, und sie suchte manchmal mit einiger Ziererei nach den Worten. Einsilbig beteiligte sich der Baron am Gespräch. Endlich erhob er sich. Herr Schreiner sprach sich Mut zu. Auf die Gefahr hin, diesem Herrn unausstehlich zu erscheinen, wollte er bleiben. „Meine Gnädigste," sagte der Baron Fleischer zu der Dame des Hauses und sah ihr dabei voll ins Gesicht, „ich schicke also den Wagen um ein Viertel acht Uhr." — „Tun Sie das, lieber Baron," unterbrach ihn die Corma und drückte dem Scheidenden, der mit der Linken den Rock schloß, lebhaft die Hand. Herr Schreiner glaubte einen Blick des Einverständnisses zu bemerken, der nach Spott aussah. Spott über ihn? Das „Einverständnis" wäre nicht schwer zu erraten gewesen. Denn nur Herrn Schreiner unter den Tausenden, die Frau Lucia Wendtheim-Corma bewunderten und wie auf der Konzertbühne, so in ihrem Privatleben mit neugieriger Aufmerksamkeit begleiteten, war es unbekannt geblieben, daß die Signora seit Jahren ein Verhältnis mit dem unverehelichten Freiherrn David von Fleischer unterhielt. Von ihrem Gatten wußte man nicht viel mehr, als daß sie ihn einmal vorzeiten geheiratet hätte.

Der Baron empfahl sich steif von Herrn Schreiner. An der Türe — Herr Schreiner hatte sich wieder gesetzt — schien er noch einmal mit seinen Blicken gleichsam etwas zu rufen, denn die Sängerin lächelte, wie man lächelt, wenn man nicht wohl deutlicher antworten kann, da jemand störend im Wege sitzt. Dann ging er. ‚Gott sei Dank,' dachte Herr Schreiner und war auf einige Minuten wieder voll Unternehmungsmut. Die Corma wandte sich nun mit der größten Liebenswürdigkeit ihm zu und fragte ihn, wie es Herrn Schreiner allmählich vorkam, etwas unverblümt, nach seinen Familienverhältnissen aus. Als sie von seiner Frau sprach und ihre Erscheinung lobte, empfand er das äußerst peinlich. Er ging auch nicht auf dieses Thema ein. Noch unangenehmer war ihm die Erkundigung nach seinen Kindern, die in der allerunschuldigsten Form der Welt: „ob er Familie habe", gestellt war. ‚So komme ich nicht zum Ziele,'

dachte der Aufgeregte. Er hatte bereits jede Zuversicht eingebüßt. Aber er konnte ihr doch um Gottes willen nicht jetzt plötzlich ins Gesicht sagen, daß er sie liebe, ganz abgesehen davon, daß dem durchaus nicht der Fall war. Er brachte das Gespräch auf den Baron und verriet seinem Gegenüber mit den ersten Worten, daß er keine Ahnung von den Beziehungen hätte, welche die Dame mit ihrem Freunde verbanden. Sie überwand eine leise Befangenheit und plauderte dann um so sorgloser von dem liebenswürdigen „alten Herrn". ‚Was hat sie vor?' dachte Herr Schreiner. Die Jungfer erschien und meldete, daß das Bad bereit sei. Mit einem bezaubernden Lächeln — er erinnerte sich dieses Lächelns aus dem Konzert — entließ sie ihn ... Da stand er nun auf der Treppe und kam sich äußerst albern vor. Während er langsam die Stufen hinabstieg, hatte er allen Ernstes den Gedanken, diesen Besuch seiner Frau zu erzählen, möglichst unbefangen natürlich, so etwa mit: „Denk dir nur, wo ich heute war", zu beginnen. Aber er fühlte, er würde den klugen stummen Augen seiner Frau gegenüber erröten, und dann war alles verloren. Dann hatte er Unfrieden im Hause, das heißt die gewisse unerträgliche bleischwere Stimmung, wenn seine Frau umherging, als ob er nicht da wäre. Und wozu auch? Ohne jegliches Entgelt auf der andern Seite. Denn dieser Besuch war ja ganz offenbar verunglückt. Ja ja, verunglückt. Es war beim besten Willen nichts andres herauszudeuten. Sie war höflich gewesen, aber nicht mehr. So hätte sie jeden anständig gekleideten Menschen empfangen, noch dazu einen, dessen Karte einen Mann aus halbwegs gutem Hause nannte: Ministerialbeamten und nichtaktiven Kavallerieleutnant. Er mußte die Sache von vorn anfangen. Aber wie, wenn er morgen wiederkäme und dieser Baron Fleischer wieder dasäße oder sie ihn gar in dessen Anwesenheit abweisen ließe? ... Ihm fiel ein rettender Gedanke ein. Er wollte ihr schreiben. Natürlich. Jetzt, nachdem er sie besucht hatte, war ein Brief das einzige Mittel, das die Hindernisse der Annäherung hinwegzuräumen imstande war ... Oder neue zu schaffen? Er verwarf diese Möglichkeit ebenso schnell, wie sie in ihm aufgetaucht war.

Zu Hause entwickelte er eine ungewohnte Beweglichkeit. Er turnte mit den hocherfreuten Kindern, pfiff. Den Blicken seiner Frau wich er aus. Da er ihr aber beim Abendessen gegenübersaß, begann er mit anschaulicher Beredsamkeit allerhand Belangloses zu erzählen. Sie verhielt sich meist schweigend.

Am nächsten Tage gab er folgenden Brief zur Post:

„Gnädigste Frau!

Mein Besuch bei Ihnen ist mir eine peinliche Erinnerung. Ich war gekommen, Ihnen so viel zu sagen, und bin gegangen, ohne auch nur den Zweck meines unbescheidenen Erscheinens angedeutet zu haben. Dürfte ich hoffen, daß Sie ihn erraten haben? Geben Sie mir Gelegenheit, meine Ungeschicklichkeit, die einer begreiflichen Befangenheit entsprungen war, wieder gutzumachen. — In dieser Hoffnung küsse ich, gnädige Frau, Ihre Hand als Ihr ergebener ..."

Als er mit eigner Hand dieses Schreiben in den Briefkasten steckte, schien es ihm, als warnte ihn eine innere Stimme vor dem törichten Beginnen. Er überhörte sie. Aber seine Laune war nichts weniger als gehoben. Nicht wie ein Held erschien er sich, sondern wie ein Besiegter. Er vermied den Gedanken an seine Frau, kaufte aber seinen Kindern in einer Spielwarenhandlung einige Kleinigkeiten, die er Auftrag gab ihm bereitzustellen, da er sie selbst abzuholen willens war. Um sich zu zerstreuen, ging er zuerst zu seinem Friseur, dann zur Manicure, endlich zum Zahnarzt, der ihm die Zähne gründlich reinigen mußte. Von einem Bekannten ließ er sich ins Kaffeehaus führen, einem ihm seit Jahren ungewohnten Aufenthalte. Sie saßen bei Kaffee und Kognak und sprachen von „alten Zeiten", gemeinsamen Kulissenerinnerungen und sonstigen galanten Abenteuern. Der Freund, ein blondbärtiger Dreißiger, laut und breit, spottete über Herrn Schreiners zurückgezogenes Ehemanns- und Vaterleben. Nachdem dieser unzählige Zigaretten geraucht hatte, so daß sein Anzug, auch durch die stickigen Ausdünstungen des Kaffeehauses überhaupt, und sein Atem einen übeln Geruch vermerken ließen, begab er sich langsam nach Hause. Die Spielsachen für seine Kinder hatte er abzuholen vergessen, sie fielen ihm ein, als er schon fast vor seiner Wohnung angelangt war. Unter dem Vorwande, seinen Kindern diese Freude nicht zu verzögern, kehrte er um, nahm das Paket in Empfang und schritt wieder dieselbe Strecke. Die bereits angezündeten Laternen kontrastierten mit der Frühlingsstimmung des lauen Abends. Er hatte plötzlich Lust, mit seiner Frau ein wenig spazieren zu fahren. Doch verwarf er sofort diesen Gedanken, da er dunkel zu ahnen glaubte, daß sich dahinter etwas wie aufsteigende Gewissensbisse verbarg ... (Schluß folgt)

Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter

Hamburg 1850—1852

Herausgegeben von

Gabriel Monod (Paris)

(Schluß)

Hamburg, 11. Januar (1852).

Liebe Mutter, es tut mir herzlich leid, daß Du wieder Kummer gehabt hast. Meine Rechtfertigung wird sehr einfach, kurz und vollständig sein.

Erstens habe ich Dich nicht getäuscht, denn ich habe nicht nur gefährliche Verbindungen abgebrochen, sondern nie welche gehabt. Die, welche mich dessen beschuldigen, tun mir wahrlich zuviel Ehre an und halten mich nach dieser Seite bedeutender, als ich bin. Freundschaftliche Verbindungen unterhalte ich nur mit Fröbel, dessen Gedanken aber längst absorbiert sind von dem großartigen Treiben der neuen Welt und der sich gar nicht zurücksehnt nach der alten, und mit der Frau Kinkel, die aber wegen Mangels an Zeit von deren

Seite höchst sparsam sind und mir nur zuweilen einen Bericht über ihr Leben und Ergehen, über ihre Kinder und ihre Arbeiten bringen.

Mit andern habe ich nie in Verbindung gestanden, nie Geld geschickt. Gottlob, oder vielmehr dank meiner Sparsamkeit, ist meine Kasse immer in ziemlich gutem Stand; ich gebe für nichts Unnötiges Geld aus, habe aber statt dessen etwas gehabt, um im Sommer meiner Gesundheit etwas zugute zu tun, und jetzt, um einem armen, schwer leidenden Freund einen Trost zu gewähren und mit ihm in seelenerhebenden Gesprächen die Welt mit ihren kleinen, verächtlichen Umtrieben zu vergessen. Wäre ich nicht ehrlich gegen Euch, so hätte ich nichts von dieser Reise[1]) geschrieben; allein gerade weil ich nur im Bunde mit der Wahrheit leben will, darum schrieb ich es, denn mein Herz ist rein und meine Taten auch, und deshalb brauche ich sie nicht zu verleugnen, selbst nicht auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden. Was nun den Brief betrifft, so verhält es sich sicher damit folgendermaßen:

Der Brief ist weder aus Zürich, noch von Demokraten, die sind ja fast alle ausgewiesen aus der Schweiz und nicht in Ruhe gelassen in ihrem Asyl. Soviel ich hier gehört habe, ist Ravaux in Brüssel gestorben und seine Witwe dort, u. s. w.

Der Brief ist aber sehr wahrscheinlich von irgendeinem elenden Spion der Reaktion geschrieben, um mich bei Euch zu verdächtigen, oder um Gelegenheit zu erhalten, mich anzugreifen, da man keine wirklichen Beweise hat. Dies geschieht nämlich jetzt: Die Spione, deren sich die Regierungen bedienen, sind überall verteilt, bekommen ihr sauberes Amt hoch bezahlt und machen sich Geschäfte, wo es keine gibt, um Geld zu bekommen. Ganz ähnliche Briefe, deren Unechtheit keinem Zweifel unterlag, hat zum Beispiel Professor Wiebel schon mehrere bekommen, nur damit man bei ihm Haussuchung halten könne und einen Grund zum Angriff habe. Er hat sie, wie Du, den Flammen übergeben und ignoriert. Daß auch dieser Brief aus solcher Quelle kommt, ist gewiß; denn schon die Namensunterschriften zeigen dies; kein vernünftiger Demokrat würde seinen Namen unterzeichnen. Das geschieht absichtlich, um daraufhin die Leute zu fassen; auch der Ton des Briefs verrät es deutlich, denn jene Menschen denken: grob und unverschämt sein hieße demokratisch zu sein.

Daß die Behörden es sich zum Geschäft machen, das Leben der Privatpersonen zu überwachen, ihre Briefe zu erbrechen, ihre intimsten Verhältnisse zu entweihen, das weiß ich. Eben Wiebel sah auf seiner Reise durch Süddeutschland Listen, welche ihm Beamte, Freunde von ihm, zeigten, wo die Namen der ehrenwertesten Menschen in allen Städten Deutschlands darauf standen, sein eigner auch, und diese Listen werden vom Landestag an alle Behörden geschickt, um diese Männer zu überwachen. Zu bemitleiden sind die Regierungen, die sich auf solche Mittel stützen, die nicht durch ihre eigne Vortrefflichkeit sich im Ver-

---

[1]) Die Reise nach Gotha, die sie am Ende des Jahres unternommen hatte, um Theodor Althaus auf dem Sterbebett zu sehen (s. Memoiren I).

trauen ihres Volkes sicher wissen, und wenn wo eine verlorene Sache ist, so ist sie doch wohl da, wo man auf Unredlichkeit und Betrug, aber nicht auf Wahrheit und Recht sich stützt. Solche Verhältnisse können eine Zeitlang noch scheinbar solid fortbestehen und viele täuschen, aber über kurz oder lang stürzen sie, vom Wurm, der in ihnen selber frißt, zernagt, zusammen und vernichten sich selbst wie alle Lüge, ohne daß man etwas dazu zu tun braucht.

Du hast das beste getan, liebe Mutter, mit diesem Brief, was damit zu tun war; ich würde dasselbe getan haben. Ich gebe hiermit nochmals die Versicherung, daß ich so still lebe, wie nur ein Mensch leben kann; die Erlernung des Kindergartens ist mein Hauptzweck. Daß ich natürlich meine Ansichten unverändert habe, versteht sich; allein ich bin auch mit dem Aussprechen karg und sehe fast niemand als Gesinnungsgenossen. Anna geht allerdings nach Berlin, aber um dort ein g a n z neues Leben zu beginnen. Sie wird mit ihrer Freundin Charlotte Voß einen Kindergarten gründen und demselben vorstehen; dies ist seit lange ihre Absicht, und zu der Erlernung desselben ist sie jetzt hier. Die Hochschule verlassen werde i c h, wie ich schon sagte, im Frühjahr, wahrscheinlich auch, da alsdann die alten Verpflichtungen der Aktionäre ablaufen und die Sache wahrscheinlich in manche neue Hände übergeht, mit denen ich keine Lust habe zusammen zu wirken. Daß auch ich mir wieder eine neue bestimmte Tätigkeit schaffen muß, versteht sich; bis jetzt habe ich unter vielen vagen Ideen noch keine, die mich bestimmt fesselte. Sobald ich einen Plan gemacht habe, werde ich ihn Dir schreiben.

Dir, liebe Mutter, wünsche ich, daß das Gesagte zu Deiner Beruhigung hinreichen möge, da ich wirklich keine andre geben kann.

Viele Grüße den Schwestern! Deine M.

*

Hamburg, 13. Februar (1852).

Liebe Mutter, daß mir Dein letzter Brief ein schwer wehmütiges Gefühl hervorrief, ist natürlich. Soll ich das schöne Ziel nie erreichen, Euch in Ruhe und Frieden auf mich blicken zu sehen, wenn ich meine Wege wandle in der Ueberzeugung, daß ich das tue, was meiner Natur und Ansicht nach das Rechte ist? Und könnt Ihr Euch nicht wirklich dabei beruhigen, daß ein reines Herz, wie Ihr mir's zutraut, und ein wahrhaft sittlicher Wille nicht unreine Taten begehen können? Sieh, liebe Mutter, das ist ja in sich ein Widerspruch. Ihr glaubt an mein reines Herz und meint doch, ich verletze das, was heilig ist und bleibt: Anstand und Sitte. Das kann wohl ein naives, reines Herz, das heißt ein Kinderherz, das noch kein Bewußtsein hat, tun, aber ein vernünftiger Mensch nicht, der handelt entweder unsittlich, und dann hat er eben kein reines Herz, oder er hat dieses und damit das Bewußtsein dessen, was recht und gut ist, und dann handelt er gegen kein höheres Gesetz. Was in den Augen der Welt freilich Anstand und Sitte heißt, das sind oft Dinge, die mit äußerem Schein große Unsitte überkleiden; dazu muß man in großen Städten leben, um das zu erfahren und dann den Wert zu ermessen, den diese Formensitte noch

für den wahrhaft edeln Menschen hat. Uebrigens verletze ich auch diese nicht, ohne einen Zweck, der über alle Rücksichten hinwegsetzen kann. Beweis dafür ist die Achtung der Menschen, die mich hier kennen, nicht bloß meiner intimsten Bekannten, sondern selbst Andersdenkender. So war vorigen Herbst eine Engländerin drei Monate bei uns im Hause, mit allen strengen Vorurteilen ihres Volkes, dabei orthodox, und die hat von mir zur Wüstenfeld gesagt: sie wüßte wohl, daß ich an ihren Gott nicht glaube, und doch käme ich ihr wie eine Heilige vor, und sie habe mich unendlich lieb.

Solcher Zeugnisse könnte ich manche anführen, wenn ich es nicht verschmähte, mich immerfort zu verteidigen, wo ich keine Schuld fühle. Nein, meine liebe Mutter, laß uns endlich einen heiteren Frieden schließen für immer. Wenn ich wirklich Dein liebes Kind bin, das geliebteste wäre ein Unrecht gegen meine Geschwister, so glaub auch, daß ich dieser Liebe wert bin, sonst entzieh sie mir lieber, denn ich kann sie nicht freudig besitzen, wenn Du an mir zweifelst oder Dich ewig um mich grämst. Versuch es einmal, zu denken: „sie geht ihre Wege, aber sie wird dabei besser, friedlicher, glücklicher; so müssen es wohl für sie die rechten sein", und dann wirst Du Dich mit mir freuen, anstatt Dich zu betrüben, wirst Anteil nehmen an meinen Geschicken wie an denen meiner Geschwister, indem Du sie mit meinen Augen siehst, und wir werden uns beide des Gewinnes freuen. Hast Du es doch einst auch so gemacht, als Otto [1]) seinen Glauben wechselte, ich habe auch einen andern Glauben, das ist das ganze, und wie Otto der seine in die katholische Messe treibt, so treibt mich der meine, für das zu leben, was mir das Heil scheint. Hat dazu der eine nicht so gut das Recht wie der andre? Und wie Du sorglos an ihn denkst, so denke auch an mich; auch in mir lebt Gott, und keiner meiner Geschwister kann ihm treuer, begeisterter und eifriger dienen; das ist ja die Hauptsache. Laß es jeden auf seine Weise tun und sei froh in der Ueberzeugung, daß Du lauter gute Kinder hast, die die Freiheit, welche Du ihnen bei ihrer Erziehung gönntest, mit innigem Dank zu würdigen wissen, denn aus dem Zwang kommt nie Gutes. Was sich in mir entwickelt hat, lag längst vor jener Zeit in mir, die Du bezeichnest; nur wußtet Ihr es nicht so, weil ich es auch nicht so aussprechen konnte. Mache daher weder Dir noch jemand anders Vorwürfe; ich bin ja nicht schlecht und nicht mißraten, wer verdiente denn also Vorwürfe? Denn wenn Du das glaubtest, dann müßtest Du mich aufgeben. Nein, beste Mutter, gönn mir das Glück, zu denken, daß Du mit Frieden auf mich blickst und daß Dein Segen mir den Weg, auf dem ich meinen Frieden finde, doppelt lieb macht.

So laß es sein, Du nimmst damit eine Qual aus meinem Leben und aus Deinem auch, und wahrlich, es bedarf nur des Entschlusses, denn ich weiß es, ich verdiene Vertrauen.

*

[1]) Ihr älterer Bruder, der zum Katholizismus übertrat und später als österreichischer Staatsminister an den Verhandlungen für den Konkordat teilnahm. Von allen ihren Brüdern ist Otto der, mit dem sie die besten Beziehungen behielt.

Hamburg, 24. März (1852).

Liebe Mutter, heute vor einem Jahr machte ich mich auf den Weg nach Detmold, um Dir meine Glückwünsche für Deinen Geburtstag mündlich zu überbringen. Da dies nun heute nicht der Fall sein kann, so muß ich zur Feder greifen und derselben all das Gute anvertrauen, welches ich für Dich ersehne. Vor allen Dingen Gesundheit, als das kostbarste und zu jeder Freude unentbehrliche Gut, und was Dir sonst noch lieb und wünschenswert ist. Zunächst werde ich wohl mit Anna Hoppe nach Berlin gehen. Sie hat es mir nämlich angeboten, und da ich mit ihr und Charlotte, welche bei ihr bleibt, ein inniges Freundschaftsverhältnis habe, so bin ich nach langem Prüfen, Wählen und Zweifeln so ziemlich dazu entschlossen. Ich will da in Ruhe und Stille das hier Eingesammelte ordnen und zum ferneren Lebensberufe zurechtmachen und vorerst in Muße eine schriftliche Arbeit beenden, zu der ich hier gar nicht komme, die ich schon längst angefangen habe und mit der ich mir etwas zu verdienen hoffe. Berlin hat zwar im ganzen wenig Lockendes für mich, allein der ganze Plan ist so vernünftig, so den Umständen des Augenblicks entsprechend, daß ich ihm nichts entgegenzusetzen weiß. Emils[1]) werde ich natürlich mit Freuden aufsuchen. Wie William[2]) sich zu mir stellen wird, wird lediglich von ihm abhängen. Ich ehre jeden Menschen, der rein und frei die Bahn seiner Ueberzeugung geht; kann er das auch, dann werden wir uns sehr gut finden. Von hier kann ich mit dem angenehmen Gefühl scheiden, meine Zeit wohl benutzt zu haben und manche aufrichtige Freunde zu hinterlassen. Ich habe auch vielleicht Feinde hier, die es aber mehr meiner Richtung als Person sind, aber ich finde auch, es spricht eher für einen Menschen als gegen ihn, wenn er nur ehrliche Freunde und ehrliche Feinde hat. Aber die Liebe der jungen Mädchen, die mich wirklich überhäufen mit Zärtlichkeit und außer sich sind, daß ich gehe, und die Freundschaft der Lehrer, besonders des herrlichen Professor Wiebel, ist mir wirklich eine unvergänglich schöne Erinnerung. Es sind mir auch die verschiedenartigsten Vorschläge gemacht, hierzubleiben; allein ich will nun erst eine kleine Weile der stillen Sammlung in mir selbst leben, ehe ich aufs neue ein nach außen hin tätiges Leben beginne.

Charlotte Voß ist gestern abend für mehrere Wochen zum Besuch bei ihrer Freundin Margarete Meier, dem schönen Mädchen, deren Ihr Euch noch vielleicht erinnert. Die hat ein schönes Los gewonnen, denn sie ist die Verlobte von Karl Schurz,[3]) einem der ausgezeichnetsten edelsten jungen Männer, die ich kenne. Die Freude dieses Zustandes zu teilen, hat sie Charlotte zu sich eingeladen; es ist eine sehr angenehme Reise. Wir brachten sie gestern abend aufs Schiff, und ich wäre gern mitgegangen.

*

[1]) Einer von ihren Brüdern, der im Ministerium des Innern diente.

[2]) Ein andrer ihrer Brüder, der in diplomatischem Dienst bei der badischen Legation war. Emil war liberal und William sehr konservativ gesinnt.

[3]) Der Befreier von Gottfried Kinkel, der in Amerika einen großen Ruhm als politischer Redner und Staatsmann erwarb.

Berlin, 2. Mai (1852).

Liebe Mutter, obgleich meine unartigen Augen mir, freilich aus natürlichen Gründen, das Schreiben eigentlich verwehren, so will ich Euch doch nicht länger ohne Nachricht lassen. Mir geht es bis auf die Augen gut; ich lebe hier sehr still und bleibe nur bei meiner Meinung, daß Berlin für den Sommer ein schrecklicher Aufenthalt ist, wenn schon es viel geistige Anregung bietet. Wenn man aber nach frischer Luft, frischem Grün und Natur schmachtet und soll nun erst die Linden hinunterlaufen, todmüde am Tore ankommen, um dann auch im Tiergarten den unvermeidlichen Staub zu finden — das ist schrecklich. Ich habe aber viel zu berichten und beginne deshalb. Erstens also soll ich Grüße von Emils bestellen und die Nachricht, daß sie am 15. Mai eine Erholungsreise anzutreten gedenken. Wie ich dem guten Menschen die Erholung gönne und wie ich mich darüber freue, kann ich nicht sagen. Mit Emils stehe ich auf das allerbeste, wir finden uns in unbefangener gegenseitiger Anerkennung; ich habe mich mit beiden recht ausgesprochen und gehe öfters auf viele Stunden hin.

Sonntag war ich zum Essen da, und nach Tisch fuhren wir zu Westphals,[1]) wo wir bis 10 Uhr abends blieben. Gestern nachmittag ging ich auch wieder hin und blieb den ganzen Abend. Erst hatten Emil und ich sehr eifrige philosophische Gespräche, dann sang ich mit Augusta Duette, welches ihn sehr erfreute, und dann plauderten wir beim Tee. Augusta hat viel mit ihrer Reisetoilette zu tun, und da gab ich ihr guten Rat; denn, denk nur, was ich als Fortsetzung der Hochschule getan: ich bin gleich hier in eine Schneiderstunde eingetreten, die die jungen Mädchen hier im Hause haben; schon lange mein Wunsch, ordentlich schneidern zu können. Ich entwickle solches Talent, daß die Schneiderin ganz entzückt war. In den ersten Stunden lernte ich Maß nehmen, Muster schneiden und richtete mir eine Untertaille ein. Wie viel kann man sich damit ersparen, besonders wenn man, wie ich, seine bestimmte Fasson, nur Oberröcke und denselben Schnitt hat.

Nun von dieser Abschweifung zurück auf mein Thema. William traf ich, wie du von ihm weißt, bei Emils, wo er unerwartet von seiner Reise eintraf. Ich war gegen ihn so freundlich, wie es mein stets unverändertes Gefühl für ihn mir eingab. Er war der kalte vornehme Diplomat äußerlich; was er fühlte, weiß ich nicht. Nicht ich allein bemerkte das. Augusta war ganz betreten davon und sagte mir nachher, daß sie sich oft von Williams Art verletzt gefühlt habe. Ich sagte ihm, wo ich wohne, er fragte mich nicht, wie es mir gehe oder sonst etwas, sondern sagte nur beim Weggehen: „Du wohnst also bei der Koppe?“ — „Ja,“ sagte ich. „Kenn' ich nicht,“ war die kurze Antwort. — „Das glaub' ich,“ sagte ich, „sie ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen.“ So ging er. Ich sprach mit Emils, was ich tun solle. Beide waren der Ansicht, ich solle ihn frei gewähren lassen; er werde uns vielleicht zusammen bitten. Dies ist bis jetzt nicht geschehen, wozu auch der Tod des Großherzogs kommt, und ich habe ihn noch nicht wieder-

[1]) Die Familie von Emils Frau Augusta.

gesehen. Ich habe ihm nun zuletzt geschrieben; an ihm ist es also, unsern Verkehr wieder anzuknüpfen. Hält ihn seine diplomatische Stellung davon ab, so will ich ihn gewiß nicht darin stören. Die unveränderte Liebe habe ich bewiesen, er nicht, ebenso wie ich sie gegen Erna[1]) bewiesen; mehr kann ich nicht tun, denn meine Ueberzeugung der Liebe opfern, das wäre eine so niedrige Art von Liebe, daß ich mich schämen möchte, den Meinen solche anzubieten. Uebrigens ist es ja ganz gut so. Emil sagt, er habe auch jedes tiefere wissenschaftliche Gespräch mit William aufgegeben, weil dann die ungeheure Verschiedenheit zwischen ihren Ansichten zutage komme. Solange er Diplomat sei, opfere er eben alles dieser Stellung, und da lasse er ihn auch gewähren. Uebrigens habe William sie auch seit Deiner Abreise nicht wieder gebeten, obgleich er es immer sage, sie müssen mal zu ihm kommen. Daß er etwas für mich tut, ist nicht nötig, und er würde es auch nicht können, wenn wir beide bei unsrer Ansicht bleiben. Also ist es am besten, wir gehen friedlich unsre Wege. Ja, möge es ihm gut gehen, es ist mein innigster Wunsch; o, wenn er diese kalte Diplomatenhülle wegwürfe und sagte: „Nun ruh dich einmal wieder aus an einem echt liebenden Herzen.“ Allein dazu müßte er mir selbst die Hand reichen.

Nun aber zu etwas anderm. Denke Dir, liebe Mutter, welche hübsche angenehme Proposition mir gemacht ist. Die nämlich: für diesen Sommer nach London zu kommen und in einer höchst liebenswürdigen Familie als Freundin des Hauses zu leben und nur etwas den Unterricht ihrer drei reizenden kleinen Kinder der Mutter überwachen zu helfen. Es öffnen sich mir dadurch so lockende Aussichten, so reiche Quellen der Bildung, daß ich unrecht täte, mich dem zu entziehen. Dazu kommt, was ich ja so gern wollte, ein paar Stunden des Tags zu unterrichten, und zwar Kinder, die „engelhaft liebenswürdig“, wie mir geschrieben wurde, sein sollen. Außer diesen paar Unterrichtsstunden soll ich mein Zimmer für mich und volle Freiheit haben, zu tun, was ich will, auch noch Stunden zu geben, wenn ich mir was verdienen will. Der Graf, denn es ist eine gräfliche Familie, ist in allen hohen aristokratischen englischen Häusern ein angesehener Gast, und es öffnen sich mir also, wenn ich will, auch diese Kreise. Die Gräfin soll sehr liebenswürdig sein. Sie sagt: „Nach allem, was sie von mir gehört, suche sie in der Hausgenossenschaft mit mir für sich und ihre Kinder ein Heil.“ Der Graf will mir das Reisegeld ersetzen. Die Kinder gehen in eine englische Schule, und ich soll nur ein paar Stunden ihrer höheren Ausbildung widmen. Der Antrag war wirklich so schön, so freundlich und vielverheißend, daß ich nicht anders konnte, als ihn annehmen, obgleich meine Stimmung gar nicht danach war. Ich wurde so dringend um Antwort gebeten, daß ich nicht erst an Dich schreiben konnte; allein ich denke, Du wirst nichts dagegen haben, denn London auf diese schöne, gesicherte Weise zu sehen, ist wahrlich nicht zu verachten. Charlotte Voß, welche noch dort ist, schreibt auch ganz begeistert, wie man dort lernte aus dem Leben. M.

*

[1]) Williams Frau.

Berlin, 10. Mai (1852).

Liebe Mutter, mit innigster Rührung danke ich Dir für Deine gütige Gabe und treuen Wünsche; ich hoffe, ihr Segen wird nicht vergeblich sein. Ich wollte nur, ich könnte ebenso Deine Besorgnisse zerstreuen und Dein Herz mit der ruhigen Zuversicht erfüllen, die mein Handeln verdient. Glaub mir, von allen Prädikaten paßt „Leichtsinn“ am wenigsten auf mich. Nicht so schnell, so ins Blaue hinein, wie das auf dem Papier wohl scheinen mag, fasse ich Entschlüsse, sie kosten mich immer ernste Ueberlegung, schwere Wahl, und nie folge ich der bloßen Neigung, sonst hätte ich schon oft anders handeln müssen. Wenn ich bei der englischen Angelegenheit Deinen Rat nicht erst einholte, so war es, weil dies wirklich unmöglich war, weil die mich dort um umgehende Antwort baten; da sonst eine andre Verhandlung aufgenommen werden sollte. Uebrigens ist die Sache noch einmal schwankend geworden; jedenfalls die Abreise noch verzögert, so daß ich vor nächster Woche keinenfalls gehen werde. Es kam nämlich im zweiten Brief der dringende Wunsch, daß ich gerade den Musikunterricht nehmen sollte, und da dies nun meine schwächste Seite ist und ich ganz aus der Uebung bin, so hielt ich es für redlich, dies doch erst wieder hinzuschreiben, und harre nun der Antwort.

Den Namen, dacht' ich, hätt' ich zu Anfang geschrieben, und da ich die Briefe meist nicht durchlese, bemerkt' ich den Irrtum nicht. Es ist noch dazu ein uns sehr bekannter, obwohl dies eine ganz andre Familie und ursprünglich dieses Namens ist, Reichenbach nämlich. Die Gräfin soll eine sehr liebenswürdige Frau, die Kinder reizend und er ein sehr kluger Mann sein. Er lebt übrigens, wie schon gesagt, in den ersten aristokratischen Häusern Englands in großem Ansehen; es ist also kein verachteter oder verspotteter Kreis, in den ich trete, wenn man auf die Meinung der Welt Rücksicht nehmen will. Die Gräfin schreibt: „sie hoffe nichts sehnlicher, als daß wir uns beide recht innig lieb gewinnen und Freundinnen werden möchten.“ Daß Reichenbachs meine Gesinnungen teilen, ist natürlich; bei Andersdenkenden würde ich mich auch nicht wohl fühlen und nicht hingehen, da ich da auch nicht den Kindern das sein könnte, was ich Kindern sein will. Die Sache ist hauptsächlich durch meine Freundin Charlotte Voß angeregt, die in England war und in diesen Tagen hierher zurückkommt. Ich hatte nicht das mindeste darum getan, war von der Proposition ganz überrascht und mußte mich förmlich schwer dazu entschließen; das kann mir Anna bezeugen, da meine Sehnsucht jetzt viel mehr nach Ruhe und Einsamkeit geht als nach dem Geräusch des großen Weltlebens und den vielen neuen Eindrücken. Allein ich hielt es doch für unrecht, den Vorschlag abzuweisen, der mir so viel neue Quellen des Lernens eröffnet. Wird nun nichts daraus, dann beruhige ich mich auch und suche dann erst in irgendeinem stillen, wohlfeilen und schönen Wasserbad Heilung für meine Augen, da ich doch wieder überzeugt bin, daß für mich gerade Wasser das einzige ist, wenn es auch kein Radikalmittel ist.

Ich kann Dir versichern, daß ich sehr gern nach Oberkirchen gegangen

wäre, wenn ich nur wüßte, wie ich mir ein Recht dort verschaffen könnte, dazu ist aber keine Aussicht bei dieser Regierung; wenigstens Emil meinte das auch. Daß ich zur Freien Gemeinde gehöre, hätten sie mir doch erst beweisen, mir wenigstens antworten müssen, ich glaube auch viel mehr, daß es Schikane der adligen Damen ist, wie sie es der Wiederhold gemacht. Ich wollte nur, ich könnte es ebenso machen wie die, allein daran ist bei der jetzigen Regierung nicht zu denken. Doch ärgert es mich wirklich, ihnen das so ohne weiteres zu überlassen. Allein die Brüder können ja nicht einmal in ihren Angelegenheiten durchdringen.

Hinsichtlich der Frau Kinkel muß ich Dir doch noch sagen, daß nicht nur ihre Feinde, sondern leider auch die unnützen Menschen in der eignen Partei sie verleumden und ganz falsche Gerüchte ausstreuen, gerade weil sie still ihren Weg geht, sich nicht in die dummen Konspirationen und Schwätzereien der andern mischt, sondern als eine tüchtige Hausfrau und Mutter schafft und arbeitet, um ihren Kindern Brot zu schaffen. Sie gibt vierundzwanzig Stunden die Woche und schreibt außerdem abends noch ein Buch, besorgt ihren Haushalt ganz allein, gibt ihren Kindern selbst Stunden u. s. w. Sie geht fast gar nicht mit den andern Flüchtlingen, die zum Teil im Exil auf sehr unnütze Dinge geraten, um, nur mit der Gräfin Reichenbach ist sie befreundet. Sie und ihr Mann sind aufs Lernen und Arbeiten bedacht, deshalb hassen die andern sie und verleumden sie.

*

Berlin, 23. Mai (1852).

Liebe Mutter, ich habe Deinen Wünschen meinen Plan geopfert. Wie viel Schönes ich damit aufgegeben habe, will ich unerörtert lassen. Nur das eine will ich erzählen, daß ich zu meiner Freude in diesen Tagen von einer sehr glaubwürdigen Dame hörte, welche den Grafen Reichenbach und seine ganze Familie von Jugend auf kennt, daß er ein ganz vortrefflicher und sehr geistvoller Mann sei, der sich von frühester Jugend durch seine menschenfreundliche Gesinnung ausgezeichnet, auf seinem Gute nur für philanthropische Einrichtungen gelebt, eine Bürgerliche geheiratet hat und für alles dieses von seiner furchtbar adelsstolzen Familie angefeindet worden ist; daß er für keinen Heller Schulden hat, sondern nur von seinem Bruder, einem sehr rohen Patron, um einen Teil seines Vermögens gebracht ist, und daß alle die entsetzlichen Verleumdungen gegen ihn nicht wahr sind. Seine Schuld ist: sich an der Treue derer beteiligt zu haben, die ihr ihnen anvertrautes Mandat nicht feige verließen, sondern mit nach Stuttgart gingen und aushielten bis zum letzten Augenblick, wie es der alte ehrwürdige Uhland und andre auch getan. In England ist er höchst geachtet und geehrt. So viel zur Rechtfertigung derer, die mich so freundlich in ihr Haus eingeladen. Du magst aus Obigem nur sehen, daß ich stets bereit bin, meine W ü n s c h e den Deinen zu opfern, wenn Du dies forderst, wie ich es ja schon einmal getan, wo es mir noch schwerer wurde als jetzt, wie ich es in der Stille getan, wo Du es nicht weißt, was ich Dir jetzt erzählen will, nicht um mich dessen zu rühmen, sondern um Dein Herz zu überzeugen. Im vorigen

Herbst schrieb mir Fröbel: ich möge doch hinüberkommen und seine Frau drüben werden, er wollte sich dann anbauen, und malte das schöne Bild einer häuslichen glücklichen Zukunft, schickte mir eine Zeichnung der reizenden Gegend, in der er sich anbauen wollte. Also mußte er doch wohl seine Ansprüche an Frauen in mir befriedigt finden, denn er kennt mich aus meinen Briefen durch und durch. Ich erwiderte ihm, daß derselbe Kampf, der damals für mich war, wieder beginnen würde, und daß er doch suchen möge, es möglich zu machen, nach Europa zu kommen, wenn auch nicht nach Deutschland, doch in die Nähe irgendwo, damit Du ihn kennen lernen könntest und, wenn dann noch unsre Meinungen dieselben blieben, Du beruhigt wärest über mein Geschick, ich aber mit Deinem Segen ziehen könnte. Er war sehr traurig darüber, ließ dann auch vorläufig den Anbau, weil es ihm allein zu traurig war, und schrieb in New York an einem größeren Werk. Jetzt habe ich lange nichts von ihm gehört und weiß nicht, was aus ihm geworden. So viel weiß ich, daß seine Frau zu sein ein schönes Glück wäre, denn über ihn sind Freund und Feind einstimmig, daß er einer der selteneren Menschen ist. Eine Dame in Hamburg, die sehr trocken, durchaus nicht demokratisch und ruhig ist, sagte mir einmal: „Ich weiß nur einen Mann, den ich Ihnen wünsche." — „Nun, wen denn?" sagte ich lachend. „Fr. Fröbel," war die Antwort.

Nun, lassen wir das; mögest Du nur daraus sehen, daß ich nicht so blindlings *nur* an mich denke. Daß ich von meinen Gesinnungen nicht lassen kann noch werde, das ist gewiß; daß mir deshalb ein Leben, in welchem ich dieselben betätigen kann, das einzig rechte scheint, ist natürlich; daß ich als Emanzipierte in der Welt herumlaufe, wie Laura sagt, ist wirklich der Antwort nicht wert; dagegen bürgt mir die Achtung aller ehrenwerten Menschen, mit denen mich mein Leben zusammengeführt hat. Ich habe nur die eine Bitte an Dich, sie kommt aus meinem tiefsten Herzen, ich kann *nichts* wärmer mir erbitten: laß bei Deiner Liebe, beste Mutter, auch das Vertrauen sein, ohne welches die Liebe wertlos ist, aber das Vertrauen von Dir zu mir nicht durch den Umweg meiner Brüder, die notwendig gegen mich reden müssen. Ich habe dasselbe Recht an Dein Herz wie sie, denn ich folge meiner Ueberzeugung, wie sie der ihren, und über wessen Ueberzeugung einst die Geschichte den Stab brechen wird, das will ich hier nicht erwähnen. Ich achte meine Brüder, weil ich an ihre *edle Natur* glaube, aber ihre Wege können auch nie die meinen sein, ja, ich muß diese ebenso bitter tadeln als sie die meinen. Ich habe ebensogut die eine Hälfte meines Volkes für mich als sie die andre, denn meine Ueberzeugungen sind die von mehr Menschen, als man es sich träumen läßt, trotz der anscheinenden Niederlage. Im übrigen aber sieh auch nicht immer so schwarz, wenn Du an mich denkst; es ist wirklich kein Grund dazu, denn Menschen, die doch gewiß achtbar sind, wenn auch keine Fürsten und Barone — wir sind ja auch von bürgerlicher Herkunft, und gottlob, das erniedrigt uns nicht — suchen mich auf und erweisen mir Güte und Liebe. Ich habe wahre Freunde, was ist denn nun so Dunkles über mir?

*

London, 29. Mai 1852.[1])

Liebe Mutter, du wirst es bereits wissen, daß, indem ich Deinen Wünschen nachkommen wollte, ich gezwungen wurde, denselben entgegen zu handeln. Ich tat es selbst mit Widerstreben, denn ich fühlte, daß meine Augen dringend eine ernste Pflege nötig hatten; ich hatte Vertrauen zu dem Arzt und sagte noch am Montag morgen, als ich meine Wasserkur begonnen hatte, zu Anna: „Nun will ich noch den ganzen Sommer still für meine Kur leben.“ Ich hatte mich so ruhig verhalten in Berlin, daß ich die Maßregel, die man gegen mich ergriff, nicht begreifen konnte, bis ich aus einigen Aeußerungen der Beamten schließen mußte, daß William derselben nicht fremd sei. So sehr sich auch mein Herz sträubte, dies zu glauben, so begreife ich es doch und vergebe es ihm von Herzen, denn er hat wohl wirklich die Absicht gehabt, mich dadurch vor Unheil zu schirmen. Erst wollte ich im Gefühl meines guten Rechtes bleiben und die zweite Unterredung mit dem Beamten, die ich durchaus nicht scheute, abwarten; allein meine Freunde rieten mir, zu gehen, und bei Ueberlegung dessen, was diese Leute einem jetzt alles zum Verbrechen machen, das heißt auch Gedanken anders zu denken als sie u. s. w., dachte ich auch, es sei besser, zu gehen und mich einer unnützen ferneren Untersuchung zu entziehen. Ich erfuhr dabei wieder so viel Liebe, lernte Menschen von so trefflichen Seiten kennen, daß mir das Unangenehme auch wieder ebensoviel Schönes und Versöhnendes brachte. Besonders haben sich Jettchen und ihr Mann ausgezeichnet gegen mich benommen, und ich werde es ihnen stets mit innigster Rührung gedenken; sie waren gegen mich wie Bruder und Schwester. Ich machte meine Reise nach Hamburg ganz ohne die mindeste Störung und wurde auch da von liebevollster Teilnahme empfangen und aufs Schiff geleitet. Die Seereise war sehr gut, ich war ein wenig krank, aber nicht viel, so daß ich gestern morgen früh auf sein und die Fahrt auf der Themse mit ihren Eindrücken von Größe genießen konnte. Ich bin zu ruhig und zu praktisch geworden, als daß ich mir nicht überall trefflich zu helfen wüßte; zum Glück kann ich ja auch die Sprache, und die Engländer sind sehr höflich gegen Frauen, so daß ich ohne die mindesten Schwierigkeiten bei der Ankunft hier durchkam. Ich fuhr zu Kinkels, da ich weiter niemand so gut kenne. Sie empfingen mich mit einer so rührenden Freude, daß sie ihnen auch Dein Herz gewonnen hätte, wärst Du dabei gewesen. Ueberhaupt dachte ich, könnte auch die Mutter dies sehen, als ich im Lauf des Tages einer Stunde beiwohnte, die er, Kinkel, seinen vier wirklich engelhaften Kindern gab. Die Kinder saßen horchend um ihn, er erzählte ihnen und fragte sie, und Glück blitzte auf ihren

[1]) Man weiß durch die Memoiren (Bd. II), wie Malwida von Meysenbug, von ihrem Bruder William der Polizei denunziert, aus Berlin ausgewiesen wurde. Alle ihre Papiere waren konfisziert und finden sich noch heute im Archiv der Polizeidirektion in Berlin. Malwida, von ihrer Familie selbst verfolgt, entschloß sich, nach England Zuflucht zu nehmen. Für das erstemal hatte sie einen wichtigen Schritt gemacht ohne die Zustimmung ihrer Mutter, der sie so zärtlich anhing. Wir waren genötigt, der Kürze wegen, den sentimentalen Teil der Briefe sehr zu verkürzen.

Gesichterchen, wenn sie eine gute Antwort gegeben hatten und der Vater sie lobte. Sie saß dabei und stopfte Strümpfe. Sie leben hier nicht nur in strenger Arbeit, sondern auch höchst angesehen, werden in die vornehmsten Gesellschaften gebeten, und die Kinkel sagte lächelnd: „Gott, man vergißt es hier ganz, daß es noch eine Gesellschaft gibt, in der man uns als Ausgestoßene betrachtet." Ja, ich bin überzeugt, Du würdest diese Familie lieben, und namentlich würde Laura für Kinkel schwärmen, wenn sie ihn kennte. Ich ging gleich mit der Kinkel und mietete mir ganz in der Nähe ein sehr nettes Zimmer bei einer alten guten Frau, die allein mit einer Enkelin lebt und versicherte, ich solle wie ihre Tochter sein. Hier sitze ich nun und schreibe Dir zuerst. Aengstige Dich nicht um mich, ich bin ganz gut aufgehoben; ich habe auch genug Geld vorerst und werde sehen, mir einige Stunden zu verschaffen, die hier sehr einträglich sind. Auch hoffe ich, mir eine Wasserkur einrichten zu können. Da ich nun mal in London bin, so will ich es auch noch ein wenig kennen lernen und meine Kenntnisse bereichern an dem Schatz von neuen Eindrücken, die hier sind. Was dann ferner wird, müssen wir sehen. Es ist ja von hier aus nach Ostende nur ein kleiner Sprung, und so kann ich mich euch auch dort vereinigen und nach Deutschland zurückkommen; bis dahin werden sie sich wohl dort beruhigt haben. — Laß mich für heute schließen. Wenn ich diesmal Deinen Wünschen entgegen handeln mußte, so geschah es wider meinen Willen. Ich habe die Beruhigung, daß niemand durch meine Brüder beeinträchtigt werden wird. Im Gegenteil, ihre Gesinnung wird erst recht glänzend bekundet. Meine tiefste Sorge war die um Dich, liebe Mutter; allein diesmal bin ich völlig unschuldig, und ich kann nicht anders tun, als Dich bitten, um mich außer Sorge zu sein und darauf zu bauen, daß ich so klug und besonnen als möglich handeln werde. Laß mich bald hören, daß meine Sorge um Dich unbegründet ist.

Deine

M.

Berichte aus allen Wissenschaften

Kulturelle Technik

Dynamische Kultur[1])

Das Wort „dynamische Kultur" ist neu geprägt und hat nicht den Vorteil der kuranten Münze, wie etwa „sittliche Kultur" oder „ästhetische Kultur", die sofort ganz bestimmte Vorstellungen und Gefühle erwecken. Dafür aber hat es auch den Nachteil nicht, daß diese Gefühle etwas unbehaglicher Art sind: Oder ist es uns nicht oft genug vorgeworfen worden, daß die sittliche Kultur der Menschheit wohl zeitweilig aufsteige, dann aber wieder sinke und im großen und ganzen keinen Fortschritt zeige? Und gar was die ästhetische Kultur anbelangt, so wird klipp und klar behauptet, seit den goldenen Zeiten griechischer Kunstblüte sei die ästhetische Kultur der Menschheit niemals wieder zu einem

[1]) Vortrag, gehalten im Metzer „Verein für Erdkunde".

gleichen Höhepunkt gelangt. Speziell unser deutsches Volk sei seit dem Verklingen seiner klassischen Dichtkunst an künstlerischer Bildung nur noch gesunken und unsre Zeit „des öden Materialismus“, wie man zu sagen beliebt, könne keineswegs einen wahren Kulturfortschritt verzeichnen. Demgegenüber wage ich zu behaupten, daß unser Zeitalter der naturwissenschaftlichen Technik den größten kulturellen Fortschritt zu verzeichnen hat seit den Zeiten, da Prometheus dem Menschen das Feuer schenkte.

Dieser Fortschritt beruht in der Befreiung von der Herrschaft des Bodens, des Ackerlandes; in der Möglichkeit, mittels der Riesenkräfte der Natur, des Feuers, der Elektrizität der chemischen Affinität große Menschenmassen zu ernähren oder zu ersetzen und so auf engem Gebiet ungeheure finanzielle und politische Kraft zu entwickeln. Wenn das Wort „Kultur“ überhaupt auf die Pflege aller produktiven Kräfte der inneren und äußeren Welt hinweist, so bezieht sich die „dynamische Kultur“ auf die Beherrschung der Naturgewalten und deren Rückwirkung auf sittliches und geistliches Leben.

Wie groß der Fortschritt in der Beherrschung der Naturkräfte seit den Zeiten des Römerreiches ist, das will ich zunächst an dem Beispiel der griechisch-römischen Geschütze zeigen, die nach den peinlich genauen Beschreibungen der alten Schriftsteller durch die verdienstvolle Tätigkeit der Gesellschaft für lothringische Geschichte, besonders des Herrn Oberstleutnant Schramm, wiederhergestellt und in ihrer Wirkungsweise vorgeführt worden sind. (Diese Geschütze sind von Seiner Majestät dem Kaiser als Geschenk angenommen und auf der Saalburg aufgestellt worden.) Dabei werden elastische Stränge durch einen oder zwei Mann gespannt: Die Flugkraft des Geschosses stammt also nur von dieser menschlichen Arbeitsleistung her, und wenn man alte und mittelalterliche Belagerungsbilder ansieht, so wird man überall nur Menschenkraft finden als einzige Quelle der Geschoßwirkung. Mit der Erfindung des Schießpulvers beginnt das Zeitalter, das die Elementarkräfte der Menschenherrschaft unterwirft. Aber zunächst bewegt sich der Mensch nur tastend und ungeschickt wie ein Blinder in diesem Reiche; erst seit etwa hundert Jahren ist er sehend geworden, und seine Fortschritte werden zielbewußt und von glänzender Schnelligkeit.

Verzeihen Sie mir, wenn ich durch einige Zahlen den Fortschritt im Geschützwesen — um bei unserm Beispiel zu bleiben — Ihnen vor Augen führe.

Die 28-Zentimeter-Kanone, die von unsern großen Kriegsschiffen geführt wird, schleudert ein Geschoß von 440 Kilogramm mit einer Anfangsgeschwindigkeit von etwa 1000 Metern in der Sekunde, gibt ihm also eine lebendige Kraft von 22 000 000 Meterkilogramm in der Sekunde, entsprechend rund 300 000 Pferdekräften. Etwa 2000 Menschen müßten eine Stunde lang angestrengt arbeiten, wenn sie, wie bei den römischen Geschützen, aus eigner Kraft diesen Arbeitsvorrat schaffen sollten. Sollte der Arbeitsvorrat des Kanonenschusses in fünf Minuten geschafft werden, so wären schon 24 000 Menschen dazu notwendig. Nun möge man bedenken, daß eine ähnliche Leistung noch einmal vollbracht wird, wenn die Granate beim Einschlagen zerspringt. Da hier in weniger als einer Sekunde die ganze Arbeit geleistet wird, so entspricht das Hunderttausenden von Menschenkräften, und wir erkennen, daß diese einzige Kanone mehr leistet als eine ganze Armee der antiken Welt.

Lassen Sie uns von demselben Gesichtspunkte aus die Leistungen der modernen Schiffe vergleichen mit den klassischen. Der berühmte Schnelldampfer „Deutschland“ hat 35 600 Pferdekräfte, bedürfte also der Kraft von 654 400 Galeerensklaven, wenn ich, wie das „Statistische Jahrbuch des Deutschen Reiches“, 24 Menschen gleich einer Maschinenpferdestärke setze. Nach andrer Schätzung würden sogar 1 585 200 Mann nötig sein, wenn man auf die nötige Ablösung etwas mehr Rücksicht nähme. Die deutsche Kriegsmarine verfügte 1903 in ihren Maschinen über 615 470 Pferdekräfte, entsprechend 15 000 000 Sklaven. Die Kraft der Handelsmarine wird leider nicht alljährlich festgestellt und läßt sich auch aus dem Tonnengehalt von 2,2 Millionen nicht schätzen, weil die Maschinen der verschiedenen Schiffe

allzu verschieden sind. Gern hätte ich Ihnen ein Bild des gesamten deutschen Kraftvorrats vor Augen geführt, allein das „Statistische Jahrbuch" zählt wohl die Schafe und Ziegen, ja sogar die Bienenstöcke, aber leider nicht die Pferdekräfte. Ich muß bis zur Gewerbezählung von 1895 zurückgehen, also Zahlen angeben, die jetzt weit übertroffen sind. Damals waren 3421000 Pferdekräfte in der Industrie tätig, soweit Wasser und Dampf in Betracht kommen; unbekannt bleibt die Kraft der 18364 Windmotoren und der in der Landwirtschaft tätigen 259364 Dampfdreschmaschinen, 1696 Dampfpflüge und 26000 Milchzentrifugen.

Die 3,4 Millionen Pferdekräfte der Industrie entsprechen 82 Millionen Menschen (nach der geringeren Schätzung), zu ihrer Bedienung sind nur 10 Millionen erforderlich. Nehmen wir dazu den Verkehr, der damals 16377 Lokomotiven mit 7289000 Pferdekräften gebrauchte, ferner die damaligen Kauffahrteischiffe mit 801750 Pferdekräften, die Fluß- und Küstendampfer mit 171360 Pferdekräften, in Summa für 1895: 9732110 Pferdekräfte für den Verkehr, entsprechend 198 Millionen Mann, dazu die 82 Millionen der Industrie, gibt 280 Millionen Mann. Wenn ich die landwirtschaftlichen Maschinen schätzungsweise einsetze, so erhalte ich weitere 126 Millionen. Und die Gesamtsumme beträgt 400 Millionen Sklavenkräfte, die bereit sind, Tag und Nacht unermüdlich für die 50 Millionen Menschen zu schaffen, die ihre Herren sind. — Dieser ungeheure Kraftvorrat hat sich im letzten Jahrzehnt noch stark vermehrt; so ist die Zahl der Lokomotiven von 16000 auf 20000 gewachsen, die Schiffskraft muß noch viel mächtiger angeschwollen sein, denn in dieses letzte Jahrzehnt fällt die Entwicklung des deutschen Schnelldampferbaus, der ja bekanntlich jetzt den „Rekord" hält. Aber nehme ich nur nach der Lokomotivenzahl eine Vermehrung von 25 Prozent, so entspricht das 100 Millionen Sklaven, dabei sind die Automobile nicht gerechnet, deren Zahl doch schon in die Tausende geht, nicht gerechnet ist die Kraft der Hochofengase, die so ungeheuer ist, daß ein einziges Werk, wie das zu Maizières, die ganze Stadt Metz und Umgegend mit Licht und Kraft versorgen kann. Sie alle werden mit mir in den Wunsch einstimmen, daß unser Statistisches Amt in Zukunft etwas mehr Gewicht legen möge auf die Pferdekräfte, die Repräsentanten der neuen „dynamischen" Kultur, im Gegensatze zu den Bienenstöcken, den Schweinen und Hämmeln, die es uns treulich aufzählt, im Sinne der urältesten Kultur, der Landwirtschaft, von der bekanntlich das Wort Kultur eigentlich herstammt.

„Respekt vor der Landwirtschaft," werden hier viele einwerfen, „sie ist und bleibt das Rückgrat im deutschen Volkskörper." Ganz gewiß, das ist sie, aber schon seit Jahrzehnten sind Millionen Deutsche von der Landwirtschaft in Deutschland unabhängig, und solange auf dem Weltmarkt Korn und Vieh aus Amerika, Indien, Australien zu kaufen sind, können diese Millionen nur leben von der „dynamischen" Kultur, ohne die sie überhaupt nicht hätten heranwachsen können, denn die deutsche Landwirtschaft ist nicht entfernt imstande, das deutsche Volk zu ernähren. Gestatten Sie mir, auch hierüber einige Zahlen aufzustellen, wieder entnommen dem „Statistischen Jahrbuch", herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Die meisten von Ihnen werden staunen über die Größe der Summen, obwohl wir alle wissen, daß Deutschland Lebensmittel einführen muß.

Da sind zunächst die verschiedenen Getreidearten, von denen wir einführen für

	582	Mill.	Mark [1])
das Geflügel kostet uns	59	„	„
frisches Fleisch	24,5	„	„
Rindvieh und Schweine	118,5	„	„
Die Schafe bringen 4 Millionen wieder herein, dagegen kosten die Pferde	87	„	„

[1]) Bei allen Zahlen ist die Differenz zwischen Import und Export genommen.

Ich betone diese Summe, weil Länder, die uns hier sehr nahe liegen und ganz ähnliche klimatische Bedingungen bieten, Pferde an uns verkaufen können, so z. B. Frankreich für 7,8 Mill. Mark, Belgien sogar für 23,6 Mill. Mark. (Insgesamt zahlen wir für Tiere 200 Mill. Mark.)

Hierzu kommen

für Aepfel und Birnen	24	Mill. Mark
für Obstkonserven	28	„ „
für Eier	107	„ „

Dies zusammen macht 1026 Mill. Mark. Rund eine Milliarde jedes Jahr. Ich will keine Politik treiben, aber diese Zahlen sprechen Bände. Und niemand kann sich der Frage verschließen: Wie kommt es, daß die deutsche Landwirtschaft uns nicht mit Pferden, nicht einmal mit Eiern versorgen kann, denn hier kann niemand entgegnen, daß es an Raum dazu fehle. — Das Wort „eine Milliarde" spricht sich so leicht aus, aber um seine Bedeutung zu würdigen, erwähne ich, daß die ganze Goldproduktion der Erde rund eine Milliarde, nämlich 1100 Mill. Mark beträgt, also ungefähr so viel, wie wir Deutsche alljährlich für unser „täglich Brot" ins Ausland schicken. Jedermann weiß aus der Geschichte, welche Reichtümer durch die Eroberung Amerikas nach Spanien strömten, man hört mit Staunen von den Silberflotten, von den Schätzen Mexikos, von dem Eldorado Perus. Aber diese reichen Spanier waren doch nur arme Teufel gegen uns Deutsche, die wir so viel, wie alle Goldminen der Welt jetzt bringen — und sie bringen mehr als je zuvor —, alljährlich für ein bißchen Essen ins Ausland schicken. Wo sind die Minen, aus denen wir schöpften, um solche Ausgaben zu ertragen und doch von Jahr zu Jahr reicher zu werden, wie es tatsächlich der Fall ist? Nun, diese Schätze stammen aus unsrer „dynamischen" Kultur! Sie sind nicht Räubergewinn, wie das spanische Gold, sondern wohlverdienter Lohn, sind nicht armen Sklaven abgepreßt, sondern von den Riesen des Feuers, des Wassers und der andern Elemente herbeigeschafft, fast wie es uns in den Märchen von 1001 Nacht erzählt wird. Wahrlich, was die Höhle Xa-Xa bot, ist nur gering gegen die ungeheuern Schätze, welche die moderne Technik zu schaffen versteht. — Wenn die Goldminen der Erde 1100 Mill. Mark an Goldwert bringen, so darf man das nicht als Reingewinn ansehen, der Goldbergbau ist kostspielig, und wenn ich für den Reingewinn 10 Prozent der Gesamtproduktion ansetze, dürfte das wohl der Wahrheit nahekommen, das heißt also, zu unsrer Milliarde Ausgabe brauchte man das Zehnfache der sämtlichen Goldminen der Erde, um sie als Ueberschuß herauszubekommen. Unsre Goldgruben sind Technik, Kunst und Wissenschaft. Eigentlich sollte die Wissenschaft an der Spitze stehen, denn ohne sie wäre die Technik ohnmächtig. Und es ist nicht die Naturwissenschaft allein, die uns Ueberschüsse schafft, denn der Export aus den Artikeln „Literatur und Kunst" bringt Deutschland jährlich 100 Mill. Mark, d. h. sie bezahlen wenigstens die Eier, die wir vom Ausland kaufen. Alles übrige kommt auf Rechnung der eigentlichen Technik, als da sind:

Chemische Industrie und Pharmazie	100	Mill. Mark
Kurzwaren, Schmuck und Spielzeug	150	„ „
Maschinen, Instrumente und wissenschaftliche Apparate	270	„ „

Ich schweige absichtlich von den Riesenzahlen der schweren Industrie (Eisen und Kohlen) und der Textilindustrie, denn mein Ziel ist ja nicht die Statistik, sondern ich will Ihnen zeigen, daß es gar nicht auf den Stoff ankommt bei diesen Ueberschüssen, sondern lediglich auf die Kraft, die ein fast wertloses, im Ueberfluß vorhandenes Material in wertvolle Ware umschafft; und diese Herrschaft über die Kraft, sie nenne ich dynamische Kultur. Und nun sehen Sie auch, daß es nicht allein die Kräfte der Elemente sind, mechanische Sklavenkräfte, welche diese Reichtümer schaffen; sie zur Arbeit zwingen kann

nur der Geist. Die dynamische Kultur beruht, wie alle andre, auf menschlicher Tüchtigkeit, körperlich, geistig und sittlich.

Zum richtigen Verständnis der neuesten Entwicklung und der Aufgaben, die sie uns stellt, müssen wir vor allem erkennen, welche Geisteskräfte dabei ins Spiel kommen. Mit dem Worte „Technik“ verbindet man vielfach ganz falsche Vorurteile. Man denkt an ein mechanisches Arbeiten nach überkommenen Rezepten, deren Kenntnis vom geistigen Aristokraten gar nicht verlangt werden dürfe, so minderwertig seien die Geisteskräfte, die dabei in Betracht kämen. Ja, dieses Urteil ist ganz falsch. Die moderne und vor allem die deutsche Technik kann nur als eine spezialisierte und angewandte Wissenschaft richtig gewürdigt werden. Und die Namen eines Werner Siemens oder eines Abbe repräsentieren ebenso große Geistestaten wie etwa die eines Kepler oder Leibniz.

Ich zweifle nicht, daß ich mit dieser Behauptung Widerspruch errege, und stehe darum vor der Aufgabe, sie eingehender zu begründen.

Lassen Sie mich von einem einfachen Beispiel ausgehen: Da lag vor einiger Zeit auf der Esplanade ein Stück Telegraphenkabel herum; viele mögen es für ein Drahtseil gehalten haben, es sah sehr unbedeutend aus: einige übersponnene und mit Guttapercha umhüllte Kupferdrähte, eine Zwischenschicht von zweifelhafter Beschaffenheit und eine Hülle aus Eisendrähten. Sehr einfach in der Tat, aber welche wissenschaftlichen Großtaten waren nötig, um dieses Kabel zu schaffen — ich meine nicht die Taten der Physiker von Fach, sondern die der Techniker. Da mußten alle möglichen Metalle und Legierungen auf ihre Leitfähigkeit geprüft, das Kupfer in genügender Reinheit hergestellt werden, die isolierende Seide durch die Guttapercha — von der die Physiker noch gar nichts wußten — ergänzt werden. Und als dann in den langen Leitungen Erscheinungen der elektrischen Ladung und Induktion auftraten, die wissenschaftlich ganz neu waren, mußten die großen daraus erwachsenden Schwierigkeiten überwunden werden, man mußte mit Kapazität, Selbstinduktion, remanentem Magnetismus, Stromwärme rechnen lernen — ich halte ein, denn diese Worte werden vielleicht schon manche von Ihnen schwindlig machen. Eher werden Sie mich verstehen, wenn ich von der Maschine spreche, die Tausende von Kilometern Draht mit einer nahtlosen Guttaperchahülle umpreßt, von der Notwendigkeit, Schutzvorrichtungen zu ersinnen gegen das Wasser — denn wäre nur eine Stelle wie ein Nadelstich undicht, so würde das Kabel unbrauchbar werden — dann die nötige Festigkeit, die Panzerung gegen nagende und bohrende Tiere. Ist nun ein Kabel fertig, sagen wir ein Seekabel, so erscheint es einfach genug, dieses zu versenken. Das dachte auch die englische Reederei, die das erste längere Kabel, von der Firma Siemens Brothers geliefert, im Mittelmeer zu verlegen hatte; man lachte über Werner Siemens und seinen „Scientific humbug“, als er auf mathematischer Grundlage die Theorie der Kabellegung entwickeln wollte. Erst als das Kabel gerissen war und ein paar hundert Kilometer im Meer lagen, da war man froh, seinen Rat anzunehmen, und der wissenschaftliche Deutsche feierte einen glänzenden Triumph über die „praktischen“ Engländer. So ist das erste große Seekabel der Welt durch Deutsche erdacht, gebaut und verlegt worden; daß jetzt die Kabel des Weltmeers die Nerven der englischen Weltherrschaft sind, das steht auf einem andern Blatt und kann uns heute nicht berühren.

Es ist ein wesentlicher Punkt für mich, die wissenschaftliche Größe moderner Technik Ihnen lebhaft und überzeugend vor Augen zu stellen. Gestatten Sie mir darum, noch ein Beispiel anzuführen.

Jeder Amateurphotograph ist heute stolz, wenn er ein Objektiv von der Firma Zeiß in Jena besitzt, der Bakteriologe benutzt ein Mikroskop aus Jena, die Astronomen beziehen ihre Fernrohre, Armee und Marine ihre Prismenperspektive und Distanzmesser von Zeiß, und wenn das große Publikum beim Einkauf seiner Operngläser noch „Pariser Optik“ verlangt statt Jenenser, so beweist es eben nur, daß es fünfzig Jahre zurück ist in der Kultur. Und wer hat diese Wandlung hervorgebracht? Das war jener stille Forscher, der voriges

Jahr in Jena gestorben ist. Wie einen König haben sie ihn zu Grabe getragen, und er war ein König im Reiche der dynamischen Kultur. Ich meine Professor Abbe. Als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Karl Zeiß in Jena, ein Mechanikus, Begründer einer kleinen optischen Werkstätte, sich den Privatdozenten der Physik Abbe zum wissenschaftlichen Berater wählte, da ahnte er nicht, wie groß und schwer die Aufgabe war, die er ihm stellte. Man hatte bis dahin Mikroskope gebaut, so ähnlich, wie man Violinen schuf: man brauchte dazu Künstler, die, teils mit alten Handwerksregeln, teils mit einem gewissen instinktiven Gefühl für das Richtige begabt, es einmal trafen, ein andermal nicht. Wir wissen, daß unser großer Helmholtz auf dem Gebiete der Akustik Riesenschritte vorwärts getan und den Instrumentenbau auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt hat. Auch auf optischem Gebiete hat er das Entsprechende zu leisten versucht, es ist ihm nicht geglückt. Abbe hat es durchgeführt. Er hat gefunden, daß zur Beherrschung der mikroskopischen Probleme die alte cartesische Strahlenoptik, wie wir sie alle in der Schule gelernt haben und noch lernen, bei weitem nicht ausreicht; er baute sich eine neue Theorie aus, welche die gebührende Rücksicht auf die Wellenbewegung des Aethers nimmt, und mit ihrer Hilfe konnte er neue Mikroskope und Fernrohre berechnen; die Probiermethode war durch die wissenschaftlich-exakte ersetzt. Ja, er berechnete sogar Linsenkombinationen aus Phantasiegläsern, die wünschenswerte Eigenschaften besaßen, aber noch nie und nirgends von einem Glasbläser hergestellt worden waren.

Durch einen Vortrag Abbes auf einer Naturforscherversammlung wurde ein junger Glastechniker, Schott, so begeistert für die neue Aufgabe, daß er es begann, durch systematische chemische Versuche die Beziehungen aufzuklären, die zwischen den chemischen und den optischen Eigenschaften der Gläser bestehen. Nachdem die Versuche im kleinen Maßstabe vielversprechende Ergebnisse gezeitigt hatten, wurde von Schott und Abbe das Glaswerk „Schott und Genossen" in Jena gegründet, das, durch die Beihilfe des preußischen Ministers von Goßler mit einer Staatssubvention ausgestattet, die langwierigen und kostspieligen Versuche ausführen konnte, ohne die der Großbetrieb nicht möglich gewesen wäre. Jetzt freilich ist die Firma schon lange selbständig, sie hat eine neue Aera der Glasfabrikation für die ganze Welt begonnen und ist finanziell in so glänzender Lage, daß sie jährlich Tausende und Hunderttausende zu öffentlichen Zwecken, besonders der Volkswohlfahrt und der Wissenschaft in Jena, stiftet. — Sie sehen, welch einen langen mühsamen Weg Abbe zurückzulegen hatte, ehe er die Welt mit seinen Wundergläsern überraschen konnte, die schwierigsten Aufgaben der Mathematik, Physik, Chemie und großindustriellen Organisation mußte er lösen. Als er nach jahrzehntelangem Mühen das Ziel erreicht hatte und seine ängstlichen Familienglieder und Freunde ihn zur Ruhe mahnten, war seine Antwort: das Ziel muß erreicht werden, es ist keine Schande, sich zu Tode zu arbeiten. Es war noch ein soziales Ziel, das er sich zu lösen vorbehalten hatte, eine Großtat der Selbstverleugnung und Kameradschaft, auf die wir heute nicht näher eingehen können. Als er auch dieses Werk vollendet, war seine Gesundheit zerstört, und nur der Tod konnte ihn von seinen Leiden erlösen. Er war ein Held — das ist wohl nicht zuviel gesagt, und aus dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Technik könnte ich noch andre Männer nennen, die ähnliche Leistungen zu verzeichnen haben, nicht im Sinne des Gelderwerbs, sondern im Sinne idealen Strebens, und im Angesichte solcher Männer sollte es niemand mehr wagen, die moderne Entwicklung, die dynamische Kultur des krassen Materialismus zu zeihen. Sie verlangt und entwickelt so große Geisteskräfte, daß selbst die größten mathematischen Leistungen des Altertums, eines Archimedes oder Pythagoras, gegenüber den modernen geringfügig erscheinen müssen. Ich stelle dies absichtlich so schroff dahin, denn es ist schon zur Gewohnheit geworden, die Leistungen des Mittelalters und der Neuzeit zugunsten der Alten zu verkleinern, und demgegenüber muß betont werden, daß nur das langsame, aber unaufhaltsame Fortschreiten der Mathematik durch alle diese Jahrhunderte die moderne Glanzperiode möglich gemacht hat. Und nur

wer die Sprache der modernen Mathematik, Physik und Chemie versteht, kann hoffen, in die vorderste Reihe dieser Kulturträger zu gelangen.

Wenn ich bisher den Hauptnachdruck legte auf die geistige Kultur, die in der neuzeitlichen Entwicklung zur Geltung kommt, so kann ich nun nicht länger schweigen von der sittlichen Kraft, auf der sie beruht, von den neuen Idealen, die sie geschaffen hat. Es ist ja klar, daß die großen Männer der Technik in ihrer ungeheuern Arbeitskraft nur auf dem Boden sittlicher Selbstzucht und Selbstverleugnung erwachsen konnten, ein Boden, der allerdings durchaus nicht neu ist, es ist eben der Boden unsrer ererbten sittlichen Kultur. Doch muß man hervorheben, daß das ganze Reich der Technik durch besondere Tugenden glänzt, die auch seine geringsten Vertreter auszeichnen. Ein Beispiel mag den Gedanken erläutern: Als im spanisch-amerikanischen Kriege um Kuba die Spanier den großen Flottenzug ausrüsteten, da kauften sie auch unter anderm deutsche Transportdampfer, die etwa 18 Knoten liefen; nachdem sie einige Wochen in spanischem Besitze gewesen, liefen sie nur noch etwa 10 Knoten, so weit waren sie heruntergekommen. Und es ist ja bekannt, daß die türkischen Kriegsschiffe — obwohl von den besten Firmen gebaut — nach wenigen Jahren überhaupt nicht mehr laufen. Kessel und Maschinen sind verrostet und verschmutzt, ganz zu schweigen von den komplizierten hydraulischen und elektrischen Mechanismen, die ein modernes Kriegsschiff zu einem so wunderbaren, aber empfindlichen Organismus machen. Es bedarf der speziellen Tugenden unsrer dynamischen Kultur, um solche Organismen lebendig zu erhalten, vor allem einer peinlichen Reinlichkeit und Pünktlichkeit, einer unerbittlichen Pflichttreue, die auf die Minute, ja auf die Sekunde jeden Mann an seinen Platz stellt und dort verharren läßt. Kein Wunder, daß unser Kaiser, als Kenner und Förderer der Flotte, mit allem Aufwand seiner mächtigen Energie die technische Bildung zu fördern sucht. Wenn Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liegt, so kann nur der Techniker sie erobern, — ob aber ohne die Unterstützung unsrer alten kriegerischen Tugenden, die so viel schon für Deutschlands Größe getan haben — wer weiß es? Hier sind wir nun an das Gebiet der großen Politik gelangt, und dunkel und rätselhaft starrt die Zukunft uns an. Aber selbst in dieses Dunkel kann das Verständnis der dynamischen Kultur ein helles Licht werfen, das wie der Strahlenkegel eines elektrischen Scheinwerfers weit hinaus die Bahn erhellt. Auch dieses Licht strahlt schon von dem Kaiserwort aus, das ich vorhin erwähnt: „Auf dem Wasser!“ — also nicht auf dem Lande! Der Hunger nach Land liegt allen Völkern im Blut. Kein Wunder. Das Land war ja früher die notwendigste Vorbedingung zum Leben, ohne Land kein Brot. Das ist jetzt ein überwundener Standpunkt: Solange auf den großen Flächen Nordamerikas, Indiens, Argentiniens und Osteuropas ungeheure Ernten den Weltmarkt mit Brotkorn versorgen, brauchen wir nicht mehr um Land zu kämpfen — wie es unsre Vorfahren ungezählte Jahrhunderte hindurch tun mußten. Den atavistischen Hunger nach Land — wir müssen ihn beherrschen. Das sagt uns schon der Fehlschlag unsrer Kolonialpolitik. Wissen Sie, wieviel Kolonisten unsre große ostafrikanische Kolonie zählt? Es wohnen in Deutsch-Ostafrika nach offizieller Zählung etwa 1100 Deutsche, darunter 111 Kolonisten. Und auch in Südwest waren es schwerlich mehr — glücklicherweise, darf man wohl sagen. Und wenn die Kenner des Landes recht haben, so kann es höchstens einige Zehntausende ernähren. Deutschland aber braucht Platz, nein, nicht Platz, davon hat es genug, es braucht B r o t für Millionen; seit 1871 hat es um beinahe 20 Millionen zugenommen. Die Landwirtschaft hat ihre Erträge lange nicht im gleichen Maße vergrößert, und die Zahlen, die ich zu Anfang erwähnt, sie beweisen, daß das deutsche Volk längst nicht mehr von seinem L a n d e lebt, sondern nur von seinen K r ä f t e n, von seiner dynamischen Kultur. In dem Reiche der Riesen, der Naturkräfte, da hat Deutschland seine Kolonien, und ohne diese hätten wir schon längst den Frieden nicht erhalten können, auf Tod und Leben hätten wir mit Russen oder Franzosen um den Boden kämpfen müssen oder ausziehen über See, wie einst die Wikinger, Normannen und Dänen. Wenn wir diese Räuber-

politik überwunden haben, so verdanken wir das nur der Technik, dieser bösen Technik, die angeblich die Sozialdemokratie gezüchtet hat. Aber hat die alte Kultur, die Bodenkultur, nicht auch ihre soziale Frage gehabt? Und hat sie noch! Sind die Sklavenkriege, die Bauernkriege vergessen? Die Landwirtschaft im großen ganzen ist konservativ, ja, aber erst seit der großen Revolution von oben, die Stein und Hardenberg gemacht haben. Nicht die Technik also ist schuld an der Sozialdemokratie, sondern eine mangelhafte Entwicklung sozialer Ethik, und eine weise Politik kann und wird den Arbeiter ebenso staatserhaltend machen, wie es der Bauer jetzt ist. Jedenfalls, ob wir die Technik lieben oder hassen, das ist Nebensache — wir brauchen sie: Sie und sie allein gibt unsern heranwachsenden Millionen Brot, und gibt es reichlich. Prof. Dr. Dörr, Montigny-Metz.

Literarische Berichte

Die Heiratsfrage, Der unverstandene Mann, Ein spätes Mädchen, Der Salonphilosoph und andre Typen aus der Gesellschaft. Von Emmi Lewald (Emil Roland). Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4.—.

Unter den modernen deutschen Erzählern, deren spezielles Stoffgebiet das Leben der „oberen Zehntausend“ ist, nimmt Emmi Lewald einen der ersten Plätze ein; sie bewegt sich in diesem Milieu mit einer Sicherheit, wie sie nur durch langjährige eigne Beobachtungen und Erfahrungen gewonnen werden kann, und weiß mit außerordentlichem psychologischem Scharfblick die charakteristischen Züge aller einzelnen Menschenklassen, aus denen sich die „Gesellschaft“ zusammensetzt, herauszufinden und nachzubilden. Die feine, überlegene Ironie, die sie dabei entwickelt, macht in Verbindung mit der leichten, graziösen Darstellungsweise, die ihr eigen ist, die Lektüre ihrer Bücher ungemein genußreich. Ein neues, originelles Meisterstück der Gesellschaftssatire hat die Dichterin in dem vorliegenden Buch geschaffen, einer Sammlung keck hingeworfener Skizzen, in denen sie eine Reihe typischer, zum Teil schon im Haupttitel etikettierter Gestalten erstaunlich lebenswahr vor uns hinstellt, wobei sie sich meist wie Gyp, Jeanne Marni, H. Lavedan und andre bekannte Gesellschaftsschilderer mit großem Geschick der halbdramatischen Form des „Dialogs“ bedient. Ein vollgültiger Beweis für die Echtheit, Kraft und Elastizität ihres Talents liegt nicht nur darin, daß sie in der Satire überall maßhält und niemals ins Karikieren verfällt, sondern auch in der Fülle individueller Züge, die sie ihren Gestalten zu verleihen weiß, so daß die Typen nirgends den fatalen schablonenhaften Charakter haben, den sie bei Satirikern von geringerer Begabung so leicht bekommen. Das sehr amüsante und doch zugleich zu ernsterem Nachdenken stimmende Buch wird allen Freunden einer geistreichen, anregenden Lektüre einen nicht alltäglichen Genuß bereiten.

B—r.

Verkehrs-, Beobachtungs- und Nachrichtenmittel in militärischer Beleuchtung. Für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. Von W. Stavenhagen, Hauptmann a D. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Göttingen und Leipzig, E. Peters. M. 6.—.

Der erste Teil des Buches, das der verdienstvolle Verfasser durch seine fleißige und sachkundige Neubearbeitung wieder völlig auf die Höhe der Zeit gebracht hat, betrachtet in eingehender Weise die vier großen Verkehrsvermittler: Eisenbahnen, Land- und Wasserwege, Meer. Der zweite Teil führt uns sämtliche in Frage kommende Beobachtungs- und Nachrichtenmittel hinsichtlich ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer militärischen Bedeutung und Verwendung, erläutert durch zahlreiche kriegsgeschichtliche Beispiele, vor. Die betreffenden Organisationen in den verschiedenen Militärstaaten werden geschildert, technische Einzelheiten aber nur soweit angeführt, wie unbedingt nötig. Wir möchten das Buch nicht bloß militärischen Kreisen, sondern allen Gebildeten empfehlen. Fr. R.

Heinrich Heine als Denker. Von Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Nancy. Autorisierte Uebersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Dresden 1905, C. Reißner.

Sorgsam und feinsinnig verfolgt Lichtenberger den Entwicklungsgang Heines. Er kennzeichnet seine Stellung innerhalb seiner Zeitgenossen und ihrer Ideen und erörtert

zugleich die biographischen Tatsachen, die auf sein Denken von Einfluß gewesen sind. Sein Pessimismus, seine religiösen und politischen Ideen vor 1831, seine Wandlungen seit der Uebersiedlung nach Paris, der Zusammenbruch seiner Ideale seit der Verschlimmerung seiner Krankheit werden verständnisvoll und mit guter Beherrschung des Materials erörtert. Zuweilen scheint das, was nur als Dichtung oder nur als Laune des Augenblicks zu verstehen ist, zu stark als Werk des Denkers aufgefaßt zu sein. Doch kann das Buch als Ganzes auch deutschen Lesern warm empfohlen werden. Br.

Die liebe Not. Geschichte eines Frauenherzens. Von Marie Diers. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4.—.

Die Verfasserin, die sich mit ihrem Roman „Die Kinder von Heckendamm" rasch einen angesehenen literarischen Namen gemacht hat, erzählt in ihrem vorliegenden neuen Werk die Geschichte einer edeln, zart angelegten Frauenseele, die, weil sie selbst in einer unfrohen Jugend „die liebe Not" des Daseins in nur allzu reichem Maße hat fühlen müssen, in echt weiblichem Empfinden fremde Not zu lindern strebt und für den Segen, den sie andern bringt, schließlich noch in einem späten, aber ungetrübten Liebesglück ihren Lohn findet. Es ist ein echtes Stück Leben, das uns die Dichterin mit tiefem Empfinden und feiner Darstellungskunst vor Augen führt, ergreifend vor allem durch das bittere Weh des Unverstandenseins, das die mutterlos aufwachsende Heldin in ihrer Kindheit und auch später noch lange Zeit zu erdulden hat und das sie schon früh die Kunst stillen Entsagens lehrt. Das überaus sympathische und gehaltreiche, durch volle Harmonie zwischen Inhalt und Form ausgezeichnete Buch ist — ohne daß es eine ausgesprochen pädagogische Tendenz verfolgt — besonders allen jenen, denen die Erziehung und Leitung junger Menschenkinder obliegt, in erster Linie allen Müttern zu empfehlen und recht dazu angetan, ein Lieblingsbuch der Frauenwelt zu werden.
R. D.

Eduard Mörikes sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Rudolf Krauß. Leipzig, Max Hesse. In zwei Leinenbänden. M. 5.—.

R. Krauß, der sich als Mörike-Forscher längst einen Namen gemacht hat, hat sich mit dieser Ausgabe den Dank aller Mörike-Freunde verdient. Zur Einleitung gibt er im 1. Band eine ausführliche Biographie des Dichters. Der 2. und 3. Band enthält die Gedichte, darunter auch die Jugend- und Gelegenheitsgedichte, der 3. auch noch die Idylle vom Bodensee und Dramatisches. Der 4. und 5. Band wird vom Maler Nolten eingenommen; der 6. Band hat die Novellen und Märchen zum Inhalt. Den einzelnen Dichtungen hat K. kurze instruktive Einleitungen vorausgeschickt. Seine Ausgabe kann so nur aufs beste empfohlen werden. Sie ist vollständiger als alle bisherigen, wenn auch mit Recht Mörikes Uebersetzungen altklassischer Dichter weggelassen sind. Druck und Ausstattung sind gut. E. M.

1. **Heinrich Vierordt.** Ausgewählte Dichtungen. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Heidelberg 1906, Karl Winter's Universitätsbuchhandlung.
2. **Heinrich Vierordt,** das Profil eines deutschen Dichters von Heinrich Lilienfein. Heidelberg 1905, ebenda.
3. **Aus der goldnen Schale.** Gedichte von Bruno Frank. Heidelberg 1905, ebenda.

Zum fünfzigsten Geburtstag seines Freundes Vierordt hat L. Fulda aus dessen neun bisher erschienenen Gedichtsammlungen eine Auswahl veranstaltet, bei der er streng chronologisch verfahren ist. Damit hat er den Einblick in die Entwicklung des Dichters erleichtert. Man wird ihm dafür sehr zu danken haben.

Die Bedeutung Vierordts hat der schwäbische Dramatiker Lilienfein zu würdigen gesucht. Mit feinem Verständnis zeigt er uns die poetische Kunst seines Helden, für den er sehr begeistert ist.

Die Gedichte Franks zeichnen sich durch große Kürze aus: auf vierundfünfzig Seiten vierundfünfzig Gedichte. Ihr Inhalt ist ganz verschieden. Er umfaßt das ganze Leben mit all seinen Sorgen und Mühen, seinen Hoffnungen und Plänen. Wir hören das Lob der Natur sowie einzelner bedeutender Menschen u. s. w. In der Form zeigt der Dichter Gewandtheit, seine Auffassung ist ideal.
E. M.

Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung von Rudolf Willy. Zürich 1904, Druck und Verlag von Schultheß & Co.

Zu der umfangreichen Nietzsche-Literatur liefert das vorliegende Buch einen beachtenswerten Beitrag. Es bietet eine lebhaft und klar geschriebene Studie über den unglücklichen Denker, die über dessen Persönlichkeit und Lebenswerk nach allen Richtungen hin orientiert und einen kurzen, aber erschöpfenden Ueberblick über seine Philosophie gewährt.
Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Handbuch der Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. Wien und Leipzig 1905, Verlag der Oesterreichischen Friedensgesellschaft.

Das vorliegende Buch enthält in gedrängter, dabei aber völlig erschöpfender Weise eine Darstellung des gegenwärtigen Standes der

von Tag zu Tag trotz allen billigen Spottes der Gegner immer mächtiger anschwellenden Friedensbewegung. Es wird zunächst auf die biologischen und entwicklungsgeschichtlichen Momente materieller und geistiger Art hingewiesen, die ein Hinauswachsen der Völkerorganisationen über die Grenzen des nationalen Staates hinaus mit Notwendigkeit fordern, dann wird die Organisation des Weltfriedens dargestellt, eine Uebersicht über die Ergebnisse der Haager Konferenz und endlich eine Geschichte der Friedensbewegung und eine Aufzählung der Organe derselben gegeben.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Gesammelt und zum Besten der Schutzfürsorge herausgegeben von Dr. Johannes Jäger, Strafanstaltspfarrer in Amberg (Bayern). Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Stuttgart 1905, Max Kielmann.

Dr. Jäger hat sich, wie er mitteilt, im Laufe von fünfzehn Jahren mit mehr als tausend Verbrechern seelsorgerisch zu befassen gehabt. Im Gegensatz zu Lombroso ist er zur Ueberzeugung gekommen, daß es keine geborenen Verbrecher gibt, sondern daß die den Verbrechern gemeinsamen Merkmale lediglich als Folgewirkung des Milieus anzusehen und psychologische Abweichungen auf mangelhafte Erziehung u. s. w. zurückzuführen sind. Das beweisen auch die hier gesammelten Gedichte von zweiunddreißig Verbrechern. Diese Produkte, unter denen zum Teil sehr gelungene und wirklich poetische sich befinden, gewähren einen klaren Einblick in das Geistesleben ihrer Verfasser. Sie haben für jedermann, besonders aber für Aerzte, Juristen und Geistliche großes Interesse. E. M.

Die Erneuerung des Dramas. Erster Teil. Von Alfred Rossig. Berlin 1905, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Dem modernen Theaterstück gegenüber stellt Rossig das Ideal des großen Dramas auf. Es soll an die Ueberlieferung der Klassiker verständnisvoll anknüpfen und sie organisch weiterentwickeln. Er verlangt Harmonie, künstlerische Komposition, Schönheit der Form, Größe des Vorwurfs. Es soll das Individuelle in die Sphäre des Ewigen erheben. Es soll nach der Dekadenz eine neue Aszension der Kunst darstellen. Rossig entwickelt diese guten Ideen in klaren Ausführungen, denen man zuweilen mehr Vertiefung wünschen könnte, die aber, mit Verständnis gelesen, sicher eine Besserung des Geschmacks anbahnen können. Br.

Briefe von und an Gotthold Ephraim Lessing. In fünf Bänden. Herausgegeben von Franz Muncker. Erster Band: Briefe von Lessing aus den Jahren 1743 bis 1771. Dritter Band: Briefe an Lessing aus den Jahren 1746 bis 1770. Leipzig 1904, G. J. Göschen.

Die beiden vorliegenden Bände von Lessings Briefwechsel können als Musterausgaben bezeichnet werden. Sind auch nur für den zweiten Band einige neue Briefe zu den bisher bekannten hinzugekommen, so erhält doch diese Ausgabe neben den schon vorliegenden ihren besonderen Wert durch den buchstabengetreuen Anschluß an die Handschriften oder, wo diese verschollen sind, an die ersten Drucke, durch die wenn auch sparsamen, doch hinreichend orientierenden Anmerkungen und endlich dadurch, daß der Herausgeber auch alle jene Briefe verzeichnet hat, deren Wortlaut zwar nicht auf uns gekommen ist, deren Inhalt wir aber mindestens zum Teil erschließen können. Der Druck entspricht in seiner Klarheit und Uebersichtlichkeit allen Anforderungen. Br.

Erwachen. Novelle von Emanuel von Bodman. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 3.50.

Das feine, liebenswürdige Talent Emanuel von Bodmans hat bisher vorzugsweise in der Lyrik seinen naturnotwendigen Ausdruck gefunden, aber auch auf dem Gebiete der Novelle („Jakob Schläpfle und andre Geschichten") bereits wohlverdiente Erfolge geerntet. Die vorliegende neue Erzählung des jungen Dichters, das größte Prosawerk, das er bis jetzt geschrieben hat, darf, wiewohl sie ihrem Wesen und Gehalt nach eine vorwiegend lyrische Schöpfung ist, wiederum als ein vollgültiger Beweis für seine schöne novellistische Begabung angesehen werden. Es ist eine in ihren Grundzügen sehr einfache Geschichte, die idyllisch einsetzt, aber wehmütig ausklingt. Sie erzählt uns von einer Jünglingsliebe, die durch den frühen Tod des Mädchens, dem sie gilt, für den jugendlichen Helden eine außergewöhnlich tiefe und ernste Bedeutung bekommt, denn der noch durch keine herbe Enttäuschung oder Ernüchterung geminderte Schmerz um die Verlorene reift und stählt ihn für das vor ihm liegende Leben. Die Novelle fesselt ebenso sehr durch die überaus feine Seelenschilderung wie durch den über dem Ganzen liegenden Stimmungszauber der ahnungs- und erwartungsvollen Jugendtage, denen für jeden früher oder später das „Erwachen" zur herben Wirklichkeit ein Ende setzt. B—r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adam, Julie, Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. M. 2.40.

Arius, M., Volksveredler! Holzpapieren Faunenspiel in einem Aufzuge. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Auwasser, Hans, Die Freitreppe. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Auwasser, Hans, Das Armband oder ein Faustschlag dem Kastengeist. Lustspiel in 5 Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Dessoir, Max, Aesthetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. In den Grundzügen dargestellt. Mit 16 Textabbildungen und 19 Tafeln. Stuttgart, Ferd. Enke. M. 14.—.

Doblhoff, J. v., Europäisches Verkehrsleben (vom Altertume bis zum Westfälischen Frieden). Separatabdruck aus Mitt. d. K. K. Geogr. Gesellschaft in Wien 1905. Heft 10—12.

Eulenburg-Hertefeld, Philipp Fürst zu, Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau. Stuttgart, Frommanns Verlag (E. Hauff). M. 1.—.

Fuhrmann, Paul L., „Wollen" Verse. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Gräntz, Fritz, Lieder und Bilder. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Grasberger, Hans. Ausgewählte Werke. Band II: Geschichten aus Wien und Steiermark. München, Georg Müller. M. 5.—.

Greiner, Leo, Das Tagebuch. Gedichte. München, Georg Müller.

Hartwig, Otto, Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und biographische Aufsätze. Mit Bildnis des Verfassers. Marburg (Hessen), N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 5.—.

Hossfeld, Karl, Jugend und Liebe. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Hübscher, Chr., Monogramme. Gereimtes und Ungereimtes. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Italienische Forschungen. Herausgegeben vom Kunsthistorischen Institut in Florenz. Erster Band. Berlin, Bruno Cassirer.

Kretschmayr, Heinrich, Geschichte von Venedig. Erster Band: Bis zum Tode Enrico Dandolos. Gotha, Friedr. Andreas Perthes A. G. M. 12.—.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Lieferung 21 bis 24. Stuttgart, W. Spemann. Vollständig in 50 Lieferungen à 40 Pf.

Kuntze, Walter, Wenn die Vergangenheit lebendig wird. Drama in einem Aufzug. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Liebermann, Dr. B., Elisabeth von Brandenburg. Evangelisches Volksfestspiel aus der Reformationszeit. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Mander, Carel van, Das Leben der niederländischen und deutschen Maler. Textabdruck nach der Ausgabe von 1617. Uebersetzung und Anmerkungen von Hanns Floerke. Band I mit 20 Bildertafeln. München und Leipzig, Georg Müller.

Mehr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries. Mit Bildern und Buchschmuck von Hans Röhm. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Gebunden M. 3.50.

Pichler, Adolf, Allerlei aus Italien. Band X von Pichlers Gesammelte Werke. München, Georg Müller. M. 5.—.

Roethe, Gustav, Humanistische und nationale Bildung. Eine historische Betrachtung. Vortrag. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 60 Pf.

Rothes, Dr. Walter, Die Madonna in ihrer Verherrlichung durch die bildende Kunst. Mit 118 Text- und 10 Einschaltbildern. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Gebunden M. 5.—.

Salten, Felix, Das Buch der Könige. Mit Zeichnungen von Leo Kober. München, Georg Müller.

Schanderl, Josef, Erdreich. Gedichte. München, Georg Müller.

Sprichwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften u. s. w. Herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide. Lieferung 3. Vollständig in 20 monatlichen Lieferungen à 60 Pf. Berlin, Expedition des Sprichwörterbuches.

Weber, J., Allvater (Wodan) oder Jehovah? Berlin, Hermann Walther. M. 2.—.

Wendt, Dr. Ulrich, Die Technik als Kulturmacht in sozialer und in geistiger Beziehung. Eine Studie. Berlin, Georg Reimer. M. 6.—.

Zingel, Erich, Humoresken aus dem Leben. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

..antwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121-23.

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Januar 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1906

Preis des Jahrganges 24 Mark

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/7?

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

antwor. Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Neckarstr. [illegible]

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Februar 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

ntwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. März 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark





Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Einunddreißigster Jahrgang. Zweiter Band

April bis Juni 1906

Stuttgart und Leipzig 1906 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXI

(April bis Juni 1906)

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst*)

Rom 1856/57

Den Winter 1856/57 verlebte die fürstliche Familie in Rom, wo der Bruder des Fürsten, Prinz Gustav zu Hohenlohe, damals Geheimer Kämmerer des Papstes war. Aus dem Tagebuche des Fürsten über seinen römischen Aufenthalt seien hier einige Auszüge mitgeteilt, die für die Kenntnis der damaligen Zustände und Persönlichkeiten der römischen Gesellschaft von Bedeutung sind.

Rom, 2. Dezember 1856.

... Ich verstehe jetzt mehr und mehr den Unterschied, der zwischen den Jesuiten und ihren Anhängern und den ihnen abgeneigten Geistlichen besteht. Erstere sehen in der Abtrennung der Geistlichen von der bürgerlichen Gesellschaft, in der Abtötung alles dessen, was den übrigen Menschen angenehm ist, in der völligen Unabhängigkeit von allem, was mit den bestehenden Formen, der bestehenden sozialen Hierarchie zusammenhängt, das Heil und die Zukunft der Kirche, während die andre Partei mit den Menschen als Menschen leben will, den bestehenden Standesunterschieden Rechnung trägt und nicht auf die Zerstörung der sozialen Weltordnung rechnet, sondern auf deren Bestand. Während die Jesuiten sich auf den Untergang dieser Ordnung gefaßt machen, glauben die andern nicht daran und meinen, die Ordnung aufrechterhalten und sich mit ihr identifizieren zu können.

*

12. Dezember.

... Der Nachmittag verging mit allerlei Gängen in die Stadt, abends waren verschiedene Geistliche bei uns, zuerst der gute Abbé de Geslin, dann der gescheite und energische Père Etienne Djunkowsky, Präfekt der nördlichen Regionen, der uns viel von seinem Aufenthalt in Lappland erzählte. Er ist auch von den Jesuiten angefeindet. Ich höre jeden Tag neue Intrigen dieser Leute und fange an, die gute Meinung, die ich von ihrer Wirksamkeit gehabt habe, zu verlieren.

*

*) Die Denkwürdigkeiten des dritten Reichskanzlers werden im Herbst d. Js. in zwei Bänden bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinen.

17. Dezember.

... Später ging ich zu Theiner[1]), der mir von seinen Arbeiten im Archiv erzählte, das er in der größten Unordnung gefunden hat. Er ordnet nun alles mit deutscher Gründlichkeit und wird sich dadurch um den Heiligen Stuhl sehr verdient machen. Alle bisherigen Archivare hatten diesen Posten nur als ein Mittel benutzt, um weiterzukommen, Nuntius zu werden u. s. w., und hatten das Archiv liegen lassen ...

*

18. Dezember.

Um 11 Uhr war das Tedeum zu Ehren des Königs von Neapel[2]) und für dessen glückliche Rettung. Der neapolitanische Chargé d'affaires hatte uns auch dazu eingeladen. Wir kamen etwas spät und begaben uns auf die diplomatische Tribüne, die nicht weit vom Hochaltar aufgerichtet war. Wir fanden dort das ganze diplomatische Korps, daneben mehrere Damen. Gegenüber war eine Tribüne für die römischen Fürsten, in der Mitte eine kleine erhöhte Tribüne für die Königin Christine von Spanien. Der Hochaltar war prächtig verziert mit Kerzen von ungeheurer Länge, und die ganze Feierlichkeit mit den vielen funktionierenden weißen Dominikanern war imposant. Die Musik ließ zu wünschen übrig und ist zu der Kategorie des Gedudels zu rechnen.

*

Rom, 27. Januar 1857.

... Nachmittags besuchte ich Gustav im Vatikan. Ich fand einen Franziskaner, Pater Petrus, bei ihm, einen Dänen. Als wir gerade zusammen sprachen, wurde der Papst angekündigt; ich zog mich in das innere Zimmer zurück, der Mönch in die Kapelle, und Gustav ging dem Heiligen Vater entgegen, der mit Stella und Merode kam und sich im Salon etablierte. Bald darauf hörte ich, daß von mir die Rede war, und da der Papst erlaubte, daß ich hereinkomme, so erschien ich, setzte mich neben ihn und wohnte der lebhaften Unterhaltung bei, die über die verschiedensten Gegenstände geführt wurde. Wir sprachen von der Zeremonie in San Pasquale, dann von Stiftern, Chanoinessen, von Neuchâtel, China, Persien u. s. w. Nachher sah sich der Papst die ganze Wohnung Gustavs mit vielem Interesse an, begrüßte auch den Franziskaner, der zum Vorschein kam, und war sehr heiter und teilnehmend.

*

1. Februar 1857.

Heute morgen um 7 1/2 Uhr fand die Messe in der Kapelle des Heiligen Sakraments in der Peterskirche statt, bei welcher der Papst die Kommunion austeilt. Wir beeilten uns deshalb, zur rechten Zeit hinzukommen. Es war seit langer Zeit wieder einmal ein heller Morgen, die aufgehende Sonne er-

---

[1]) Augustin Theiner (1804 bis 1874) war durch den Einfluß des Prinzen Hohenlohe im Jahre 1855 zum Präfekten des Vatikanischen Archivs ernannt worden. Siehe Schulte in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" Bd. 37 S. 674.

[2]) Ferdinands II., der am 11. Dezember einem Attentat entgangen war.

leuchtete prächtig die Säulen der Peterskirche. Der Papst las die Messe mit besonders kräftiger Stimme, es war eine stille Messe. Dann teilte er den Damen die Kommunion aus, auch einige Herren kamen. Ich war nicht dabei, weil ich Aussicht habe, in der päpstlichen Privatkapelle kommunizieren zu dürfen, was mir lieber ist als dieser Trubel.

*

8. Februar.

Heute um 11 Uhr ging ich in die Kirche del Gesù, um eine italienische Predigt zu hören. Ein Jesuit predigte sehr klar und gewählt. Er hatte sich zur Aufgabe gestellt, diejenigen zu widerlegen, welche behaupten, daß es der Würde eines freien Menschen widerspreche, seine Vernunft der Kirche zu unterwerfen.

*

7. März.

Da wir nicht allein hierhergekommen sind, um Merkwürdigkeiten zu sehen, sondern hauptsächlich, um uns eine Stellung in der hiesigen Gesellschaft zu machen und damit Gustav und auch dem ganzen Stand der Mediatisierten zu nützen, so vergehen manche Tage in scheinbar gleichgültigen Vorbereitungen zu frivolen Vergnügungen, die aber für uns einen tiefen Sinn haben. Heute waren wir auch mit den Vorbereitungen zur Soiree beschäftigt, die wir geben wollten Es war nur ein Versuch, und deshalb hatten wir keine von den eigentlichen römischen Großen, sondern mehr den eleganten Teil der Gesellschaft, der sich genau kennt, geladen, um als Lockspeise für spätere Soireen eine amüsante Soiree vorausgehen zu lassen. Dies gelang auch vollkommen. Dadurch, daß wir die Duchessa Zagarolo, Magliano, die Marchesa Calabrini u. a., sowie einige russische Damen geladen hatten und dazu viele Herren, wurde die Soiree zu einer jener eleganten Causerien, die dem Salon, wo sie stattfinden, eine eigne Berühmtheit und Basis in der Gesellschaft geben. Daß die Soiree bis 1 Uhr dauerte, ist ein Beweis, daß sie gelungen war.

*

8. März.

... Um ½4 Uhr ging ich nach der Kirche von San Ignazio, wo eine sogenannte Jesuitenmission stattfand. Auf einer Erhöhung saßen zwei Jesuiten, welche miteinander disputierten. Der eine stellte den Unwissenden, der andre den Gelehrten vor, und nun stritten sie sich über Gegenstände der Moral. Für heute hatten sie die üble Gewohnheit des Fluchens zum Gegenstand ihrer Disputation gemacht. Während der „dotto“ die Sünde der „imprecazioni“ auseinandersetzte, fand der „ignorante“ doch nichts so Schreckliches darin. Letzterer, der seine Rolle etwas gar zu natürlich spielte, erheiterte das Publikum über alle Maßen. Es mag sein, daß diese Art des Vortrags dem Volk hierzulande Eindruck macht.

*

16. März.

Diner. König Max war verhindert, kam erst nach dem Diner, als die Gäste fort waren.

Nachdem er fort war, zog ich schnell meine Uniform an, um mit Marie zu den zwei ricevementi zu fahren. Kardinal Geißel von Köln und Kardinal Haulik von Agram, die gekommen sind, um ihren Hut in Empfang zu nehmen, hielten heut ihren Empfang oder ricevimento. Geißel empfing in den Appartements des Kardinals Reisach im Palazzo St. Croce, Haulik im Palazzo di Venezia. Das glänzendere rivecimento war das des Agramer Kardinals. Der Palast war erleuchtet. Vor demselben spielten abwechselnd zwei Musikbanden Walzer u. dgl. Auf der Treppe wogte eine Menge Fremder und Einheimischer in Uniform. Die Salons waren voll. Gräfin Colloredo machte die Honneurs für den österreichischen Kardinal. Alle römischen Damen schmücken sich bei einer solchen Gelegenheit mit ihren schönsten Diamanten. Nachdem wir nach langem Warten unsern Wagen wiedererlangt hatten, fuhren wir noch zu Salviati, wo sich die bekannte Gesellschaft zusammenfand.

*

Sonntag, 22. März.

... Um 1/2 4 Uhr ging ich in die Stadt, und da ich glaubte, daß in San Agostino Predigt sei, so wandte ich mich dahin. Beim Eintreten überraschte mich das Summen vieler Stimmen. Als ich näher kam, erklärte sich dieses Sprechen. In der ganzen Kirche saßen Gruppen, hier Knaben, vor denen ein Geistlicher saß und examinierte, hier kleine Mädchen, vor denen wohlgekleidete Mädchen aus dem höheren Bürgerstand saßen, die sich ebenfalls mit den Kindern unterhielten und sie belehrten, dort erwachsene Mädchen mit einem alten Geistlichen. Alles war eifrig bemüht, die Aufmerksamkeit der Schüler war überall ungeteilt, der Eifer der Lehrenden und ihr Geschick und guter Wille sehr erbaulich. Aeltere Leute saßen dabei und hörten zu. Dieser Unterricht, der am Sonntag in vielen Kirchen gegeben wird, ist ein erfreuliches Zeichen des religiösen Lebens im Volke, das man nicht nach einigen Szenen in der Peterskirche beurteilen darf, und das mehr gepflegt wird als in vielen andern Ländern.

Von hier wanderte ich weiter, der Zufall führte mich in die Kirche San Luigi de Francesi. Hier predigte der Père Chevreaux mit großem Pathos und vielem Geschick über den Unterschied zwischen Religion und Philosophie. Die Predigt war so interessant, daß ich bis zu Ende dablieb. Da es noch immer regnete, so suchte ich noch eine Kirche auf, trat zuerst in eine leere Kirche, San Apollinare, dann ging ich auf die Piazza Capranica und kam in die Kirche degli Orfanelli. Hier saßen viele Leute und warteten auf die Predigt. Auf einer kleinen Estrade stand ein rotseidener Lehnstuhl und ein Tisch. Nach einiger Zeit erschien ein Geistlicher, setzte sich auf den Lehnstuhl und begann seine Predigt oder vielmehr den Unterricht über die Beichte, der die ganze Woche jeden Nachmittag um 5 Uhr stattfindet. Der Geistliche redete einfach, klar und eindringlich in einer ungemein

angenehmen Weise. Ich wäre gern bis zu Ende geblieben, da es aber schon ½6 Uhr war, mußte ich vor dem Schluß weg.

*

24. März.

... Nach Tisch ging ich in den Vatikan, um Gustav in der Antikamera Gesellschaft zu leisten. Ich gehe immer mit neuem Vergnügen die alten Treppen des Vatikans in der Dunkelheit hinauf, bei den Schweizern vorbei in den großen Hof der Loggien. Es ist da alles so still und feierlich, dabei die warme Frühlingsluft, der Sternenhimmel, die hohen Säulen und Galerien. In dem Vorzimmer war es wie gewöhnlich still und einsam. Wir sprachen, während im Nebenzimmer der Papst Audienz gab.

*

29. März.

Da ich erfahren habe, daß in der Kirche St. Lucia del Gonfalone ein guter Prediger sei, so begab ich mich um 10 Uhr dahin. Nach dem Evangelium während der Messe kam der Pfarrer, setzte sich auf einen Lehnstuhl, der ihm vor den Altar gestellt wurde, und begann nun in einer so einfachen, logischen und klaren Weise und dabei so eindringlich über die Beichte zu sprechen, daß ich nur bedauerte, daß sein Auditorium so klein war. Es waren höchstens zwanzig bis dreißig Personen da. Ich habe selten etwas so Vollkommenes gehört. Es war eine der Reden, „die mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt". Nicht ein eingelerntes Wort, keine Rhetorik, keine Phraseologie. Es war ein neuer Beweis für die römische Seelsorge. —

*

4. April.

Mit Gustav, der gestern nach Frascati gefahren war, hatte ich ausgemacht, ihn dort aufzusuchen ... Da der Wagen geschlossen und der Morgen wunderschön war, setzte ich mich zu dem Kutscher auf den Bock und fuhr durch die Campagna, die bei Morgenbeleuchtung prächtig aussah, nach Frascati. Im Hotel de Londres erfuhr ich, daß Gustav die Nacht bei den Kamaldulensern zugebracht habe. Ich frühstückte daher und ließ mir ein Pferd kommen, um hinaufzureiten. Der Weg ist ungefähr dreiviertel Stunden weit. Man reitet bei verschiedenen Landhäusern und Gärten vorbei und sieht bei jedem Schritt, wie die Gegend sich weiter und weiter ausbreitet. Bald sieht man Rom in der Ferne, dann das Meer, rechts die Berge im Morgenduft, darunter die grünen Hügel von Tivoli. Nun ist man auf der Höhe, und vor mir lag das Kloster der Kamaldulenser. Ein weißgekleideter Portier begrüßte mich und führte mich zu dem Prior, wo ich Gustav und noch einen der Mönche fand. Nur der Prior und dieser Mönch sprechen und zeigen sich, die andern leben in ihren Häuschen als Einsiedler und versammeln sich nur um Mitternacht, um den Chor zu singen. In dem großen Zimmer saßen wir um einen Kamin; es war ziemlich kalt. Durch die Wärme des Feuers angezogen hatte sich ein Skorpion anlocken lassen

und spazierte zu meinen Füßen, der Prior faßte ihn aber alsbald mit einer Feuerzange und warf ihn in die Flammen. Nach einiger Konversation schlug man mir vor, das Kloster und die Kirche anzusehen, was ich mit Vergnügen annahm. Die Kirche bietet nichts Besonderes dar. Das Kloster besteht aus einer Reihe kleiner Häuser, deren jedes von einem Mönche allein bewohnt wird. Jeder Mönch hat darin ein Zimmer und Bett und einige Möbel, daran anstoßend ein kleines Studierzimmerchen und jenseits des Ganges eine Kapelle. Man zeigte mir auch die Kapelle, wo Gustav wohnt, wenn er längere Zeit hier oben ist: ein hübsches Häuschen mit freundlichem Garten und Aussicht auf die Gegend von Rom, Meer, Campagna.

Nachdem ich alles gesehen hatte und von dem Pater Lorenzo reichlich mit Rosenkränzen beschenkt worden war, ritten wir, Gustav und ich, wieder nach Frascati, besahen uns unterwegs die Villa Falconieri, die dem Kardinal, dem letzten Falconieri, gehört und wo man interessante al fresco gemalte Familienporträts sieht. In Frascati setzten wir uns in Gustavs Wagen und fuhren über Marino, wo wir den Dom besahen, nach Castel Gandolfo. Hier stiegen wir am Garten aus und gingen durch die schattigen Laubengänge nach dem päpstlichen Schloß. Das Innere ist recht komfortabel für eine päpstliche Residenz. Interessant war mir das von einem Neapolitaner gemalte Bild des Sturzes, den der Heilige Vater in St. Agnese gemacht hat, wo alle Unglücksgefährten des Papstes porträtiert sind. Ich sah auch Gustavs Zimmer mit der schönen Aussicht auf den See. Von hier gingen wir hinunter nach Albano, aßen dort in der „Post“ zu Mittag und ritten nach Tisch über Ariccia nach Genzano, wo wir in dem schönen Park der Cesarini umherwanderten. Dann ritten wir wieder nach Albano. Es war ½6 Uhr und wir eilten deshalb nach Hause. Der Kutscher des Vatikans brachte uns auch in weniger als zwei Stunden im raschesten Trabe nach Rom. Als wir an das Kolosseum kamen, schien der Mond so hell, daß wir uns entschlossen, auszusteigen. Es war wundervoll still und heimlich, die Ruinen gar ernst und feierlich.

*

Palmsonntag, 5. April 1857.

Um 9 Uhr fuhren wir in die Peterskirche, um dem feierlichen Hochamt beizuwohnen. Eine große Menschenmenge drängte sich dort zusammen, doch ist die Kirche so ungeheuer groß, daß die 20- bis 30000 Menschen, die da versammelt waren, durchaus nicht auffielen. Wir nahmen heute zum ersten Male von unsrer Tribüne Besitz, die man für die Mediatisierten neben der Tribüne der Königlichen Herrschaften errichtet hatte. Wir waren sehr nahe am Papst und konnten die Zeremonien, insbesondere die Austeilung der Palmen, sehr bequem ansehen. In der königlichen Tribüne waren der König von Bayern, die Königin Christine von Spanien, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Württemberg und Prinz Karl von Preußen. Alle mit zahlreichem Gefolge. Da die Frage wegen des Ranges nicht entschieden war, so mußte ich darauf verzichten,

die Palme aus den Händen des Papstes zu empfangen. Die Messe dauerte bis 1/2 2 Uhr.

*

29. April.

Um 11 1/2 Uhr war ich zur Audienz beim Heiligen Vater bestellt und fand mich zur rechten Zeit ein. Da die Abreise des Papstes bevorsteht, so war das Vorzimmer voll von Wartenden. Vor mir wurden noch Deputationen eingelassen, dann kam Kardinal Roberti und endlich kam ich an die Reihe. Der Papst empfing mich wie immer sehr freundlich. Da ich sah, daß er eine Anrede erwartete, so begann ich ihm zu sagen, daß ich gekommen sei, vor seiner Abreise um seinen Segen zu bitten, ihm danken wolle für seine Gnaden und ihm Gustav noch besonders empfehlen wolle. Er antwortete darauf sehr freundlich, sprach von Gustavs Unwohlsein und bemerkte, daß er nicht meine Gesundheit habe. Dann sprach er von der Audienz, die Marie und Fürstin Léonille[1]) bei ihm gehabt hatten, und von andern Dingen und verabschiedete mich. Ich küßte ihm die Hand und er blieb stehen, bis ich an der Tür war. Er war besonders heiter und freundlich.

*

4. Mai.

Da der Papst seine Abreise nach Loreto u. s. w. auf heute festgesetzt hatte, so begab ich mich um 6 Uhr früh zu Gustav, den ich im Begriffe fand, zum Heiligen Vater zu gehen. Wir blieben noch einen Augenblick beisammen, besprachen noch einiges und trennten uns dann. Ich ging nach Hause und holte Marie ab, um in die Peterskirche zu gehen. Hier fanden wir den Papst schon am Hochaltar, die Messe lesend. Wir hörten diese und die andre Messe, welche der Papst nach Beendigung seiner Messe anhörte, sahen dann Gustav noch einen Augenblick in der Kirche, während der Papst in einem Zimmer vor der Kirche mit dem Eingang unter dem Monumente des Papstes Alexanders VIII. frühstückte, und eilten dann vor die Kirchentür, um hier den Papst noch zu sehen. Auf dem Platze waren viele Truppen aufgestellt. Dazwischen sah man die mit Postpferden bespannten Reisewagen des Papstes. Bald darauf, ungefähr um 8 1/2 Uhr, trat der Papst mit seinem Gefolge aus der Kirche. Als er in unsrer Nähe war, sagte ihm Paur, daß wir da seien, da wandte er sich noch freundlich gegen uns und gab uns seinen Segen. Wir gingen nun mit dem Gefolge hinter ihm her die Stufen hinab und sahen ihn in den Wagen einsteigen. Kardinal Antonelli küßte ihm zum Abschied die Hand. Der Papst segnete noch aus dem Wagen das Volk und die Wagen fuhren zur Porta Angelica hinaus. Gustav saß im zweiten Wagen.

Das römische Tagebuch schließt mit einem Aufsatz über die römische Gesellschaft:

Wenn man von der römischen Gesellschaft spricht, so muß man drei Kate-

[1] Die zweite Gemahlin des Vaters der Fürstin.

gorien scharf unterscheiden: die eigentlich römische Gesellschaft oder die römische Aristokratie, das diplomatische Korps, die Fremden. Die römische Gesellschaft oder römische Aristokratie ist eine der besten Gesellschaften der Welt. Der Anstand (das decoro), der dem römischen Volke überhaupt eigentümlich und angeboren ist, dieses feine Gefühl für Schicklichkeit ist natürlich bei dem vornehmsten Teile des Volkes, der Aristokratie, ganz besonders ausgebildet und gibt der Gesellschaft einen Anstrich von Wohlanständigkeit, der auf den zivilisierten Menschen einen angenehmen Eindruck hervorbringt. Allerdings gibt das der Gesellschaft auch eine gewisse Steifheit, die im Anfang auffällt, die aber bei näherer Bekanntschaft verschwindet, wo dann im vertrauteren Umgange die höchst willkommene Zurückhaltung und Höflichkeit übrig bleibt. Im allgemeinen findet man wenig Bildung in den höheren Klassen, die Männer sind, mit wenigen Ausnahmen, sehr unwissend, unter den Frauen findet man auch wenig gebildete, doch fand ich mehr Wissen unter den Frauen als unter der Masse der Männer. Die Erziehung der letzteren ist im allgemeinen höchst mangelhaft, sie besuchen weder öffentliche Schulen noch suchen sie irgendeine wissenschaftliche Bildung zu erlangen. Wenn sie die Jahre des Elementarunterrichts hinter sich haben und etwas Französisch können, so ist die Erziehung vollendet, und der junge Mann tritt nun höchst sorgfältig gekleidet in die Welt. Einzelne studieren dann noch auf der Universität. Da sie indessen keine Aussicht haben, eine Karriere zu machen, so fehlt ihnen der Sporn, sich weiter auszubilden. Sie treiben sich nun auf der Straße, auf dem Pincio, in den Soireen umher, tun ihren Dienst in der guardia nobile, wenn sie Nachgeborene sind, verheiraten sich möglichst früh, wenn sie Aussicht auf selbständige Stellung haben, und freuen sich ihres Daseins. Es sind meistens harmlose Menschen, in den Formen des gesellschaftlichen Lebens um so vollkommener, als ihnen dies Lebenszweck ist, vorsichtig wie alle Römer die Schwierigkeiten und Gefahren des Lebens umgehend und höchst erstaunt, wenn sie hören, daß es Menschen gibt, die bei hinreichendem Vermögen beflissen sind, „sich abzuplagen und geplagt zu sterben“. Die Damen haben meist eine französische Erziehung erhalten, einige der jüngeren sogar eine originale italienische Bildung, Kenntnis ihrer eignen Schriftsteller, Interesse für ihr Land und seine Geschichte. Sie tragen aber ihre Kenntnisse wenig zur Schau, weil sie den Titel eines Blaustrumpfs vor allem fürchten und vermeiden wollen.

Die Sitten sind im ganzen gut. Jedenfalls bemerkt man in der Gesellschaft wenig. Das sogenannte Courmachen ist verpönt. Daß unter Damen und Herren der Gesellschaft Verhältnisse bestehen, ahnt man nur, zu sehen ist nicht viel. Ich rede natürlich nur von der ganz vornehmen Gesellschaft, den römischen Fürsten. Was unter dem „mezzo ceto“, der zweiten Gesellschaft, vorgeht, weiß ich nicht. Auch die zur vornehmen Gesellschaft zugelassenen und in ihr geduldeten Adeligen der niedrigeren Kategorie sollen nicht viel taugen, und es kursieren darüber allerlei Skandalgeschichten.

Das Familienleben in der römischen Aristokratie ist noch vielfach patri-

archalisch. Gemeinsames Morgen- und Abendgebet findet sich in den ersten Familien. Die Ehen werden nicht nach Neigung, sondern nach Uebereinkommen zwischen den Häuptern der Familien abgeschlossen, et les jeunes gens ne s'en trouvent pas plus mal. Extravaganzen junger Mädchen in den höheren Familien sind unmöglich. Bei dem Abschluß der Ehe werden in dem Heiratsvertrag alle Details des täglichen Lebens festgesetzt, so daß das junge Ehepaar seine Existenz genau vorgezeichnet erhält, es wird darin nicht nur die Mitgift, sondern auch deren Verwendung festgesetzt, man weiß, wie oft die Eheleute ins Theater gehen können, wie viel Reisen sie machen dürfen, wie viel Bediente, Pferde, Wagen sie halten können u. s. w. Dies ist nötig, weil die Ehen sehr früh geschlossen werden und Mann und Frau meist von gleichem Alter und gleicher Unerfahrenheit sind.

Alle diese Eigenschaften und Eigenheiten der Aristokratie fallen aber dem Volk nicht auf. Mit kleinen Modifikationen finden sich dieselben Sitten auch bei dem niederen Volk, und dieses findet es sehr in der Ordnung, daß gleiches in anderm Maßstabe auch bei der Aristokratie stattfinde. Ueberhaupt hat die römische Aristokratie trotz aller ihrer Fehler größeres Ansehen, größeren Respekt, größere Anhänglichkeit beim Volke als wir in Deutschland. Der bei uns herrschende Neid der niederen Klassen gegen die höheren, dieser demokratisch revoltierende Geist, der bei uns alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen hat, existiert dort nur in den Köpfen der revolutionären Sekten, nicht in dem Kern und in der Masse des Volks.

Gehen wir nun zu den Individuen der Gesellschaft über, nach den verschiedenen Häusern, so treffen wir vor allem auf das Haus Doria, dieses durch seine Geschichte wie seinen Reichtum berühmte genuesische Geschlecht, von dem ein Zweig in Rom etabliert ist. Der Chef dieses Hauses ist der Typus eines römischen Aristokraten. Klug und fein unter der Maske der Bonhomie. Seine Frau, eine geborene Shrewsbury, war einst sehr schön, ist jetzt blaß und kränklich, immer aber imponierend, Cercle machend wie eine souveräne Fürstin, stets gastfreundlich und zuvorkommend, aber mit großer Zurückhaltung und Kälte. Ihre Tochter, Donna Teresa, hat die ungebundenen Manieren einer jungen Miß und dabei die Klugheit einer römischen Fürstin. Sie verheiratet sich demnächst mit Don Emilio Massimo, einem ganz jungen wohlerzogenen Wesen, dem Sohne des Duca di Rignano. Dieser, ein behäbiger Mann, hat im Jahre 1848 eine gewisse populäre Haltung eingenommen, ohne sich gerade zu kompromittieren. Er ist ein gescheiter, praktischer Mann, der sein Vermögen gut verwaltet und auch von der Regierung zu Rate gezogen wird, besonders wenn es sich von landwirtschaftlichen Gegenständen handelt. Sein Bruder, der Fürst Massimo, der Chef des Hauses, ein großer starker Mann, der wie ein deutscher Konsistorialrat aussieht, ist der Chef des päpstlichen Postwesens und reist deshalb mit dem Papst, soll auch ein schwarzes Kabinett haben, wo die Briefe aufgemacht werden. Er soll die Eigenheit besitzen, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnet oder wenn er trübe Ge-

danken hat, das Fenster aufzumachen und seine Gefühle den Nachbarn durch den Ruf kundzutun: „Io sono il più infelice degli uomini.“ Im übrigen ist er aber ein freundlicher, praktischer Mann, der sein Postwesen ebenso schlecht verwaltet wie seine Vorgänger. Seine Schwestern sind die Fürstin Lancelotti und die verwitwete Fürstin Del Drago. Erstere wohnt in einem finsteren Palast mit stattlicher Treppe und Vorhalle, auf der Marmorbilder umherstehen und dich ansehen. Kommt man am Abend zu ihr, wo sie nicht ihren großen Empfangsabend hat, so findet man sie in einem mit grünen Seidentapeten geschmückten, ziemlich unkomfortabeln Kabinett. Hier sitzt die kleine magere Frau in ziemlich altmodischer Toilette sehr steif auf einem steifen Kanapee, empfängt aber ihre Bekannten mit großer Liebenswürdigkeit. Ihre Unterhaltung ist sehr lebhaft, dabei aber im korrektesten Französisch. Ich habe nie das parfait défini in der Unterhaltung so sorgfältig anwenden hören wie von der guten Fürstin Lancelotti, und ihre Konversation könnte in jede französische Grammatik den Anfängern zu wesentlichem Nutz und Frommen aufgenommen werden. In dem Salon finden sich immer einige Abbati, die dort ihren Abend zubringen, auch kommen die Kardinäle viel dahin. Fürstin Lancelotti ist eine Autorität in der römischen Gesellschaft. Man lächelt mitunter über ihr eigentümliches Wesen, aber jedermann erkennt willig ihre guten Eigenschaften an, und wer von ihr empfohlen ist, der kann sicher sein, überall gut aufgenommen zu werden. Fürstin Lancelotti hat einen Grafen Bezzi geheiratet, einen stillen, anspruchslosen jungen Mann. Fürstin Del Drago ist eine stattliche Dame, von der eigentlich wenig zu sagen ist. Sie empfängt alle Donnerstage viele Menschen in einem verhältnismäßig kleinen Salon. Ihres Sohnes Frau ist die Tochter der Königin Christine und ist eine äußerst anmutige Erscheinung, wenn nicht die schönste, doch die graziöseste von allen Damen in Rom. Ich habe vergessen, von der Frau des Fürsten Massimo zu sprechen. Die Frau des Duca Rignano ist eine ausgezeichnete, gebildete und gute Frau; ältlich und leidend, geht sie wenig in die Gesellschaften. Die Frau des Oberhofmeisters des Fürsten Massimo „delle Colonne“, wie man ihn wegen der Säulen vor seinem Palast nennt, ist eine junge Frau, die gern tanzt, aber dabei die Pflichten einer guten Hausfrau nicht versäumt.

Alle Massimos gehören zu dem nichtjesuitischen Teil der Gesellschaft, sie sind alle sehr streng katholisch, haben aber nichtjesuitische Beichtväter und gehen nicht in die Kirche del Gesù, sondern nach San Lorenzo in Damaso und in andre Kirchen.

Der hervorragendste Teil der mit den Jesuiten befreundeten Gesellschaft ist die Casa Borghese. Der alte Fürst Borghese teilte sein Vermögen unter seine drei Söhne, hinterließ das Fideikommiß dem ältesten, Marc Anton, Fürst Borghese, einen andern Teil dem Fürsten Aldobrandini und den dritten Teil dem Duca Salviati. Fürst Borghese ist ein Mann von vierzig Jahren, dessen reicher Haarschmuck vor der Zeit grau geworden ist. Er wie seine Brüder haben eine französische Erziehung erhalten und sind Franzosen und deshalb in Rom nicht sehr beliebt. Fürst Borghese hat etwas Süßliches in seinem Wesen

und hat im Jahre 1848 keine sehr glänzende Rolle gespielt. Er soll sich etwas gar zu freundschaftlich mit Cicernachio und andern Demokraten benommen haben. Seine erste Frau war eine Shrewsbury, die durch ihre Tugenden berühmte Guendalina, bei deren Tode das römische Volk in Massen dem Leichenzuge folgte. Von dieser Frau hat er eine Tochter, die mit dem Duca di Sora aus dem Hause Piombino verheiratet ist. Die kleine jugendliche Herzogin di Sora, eine gebildete, gescheite, etwas kapriziöse, nicht immer höfliche, aber ungemein harmonische Erscheinung, insofern ihr ganzes Wesen, ihre Stimme, ihre Manieren zu der kleinen Gestalt passen.

Die jetzige Frau des Fürsten Borghese ist eine Französin, eine Larochefoucauld, eine vortreffliche Hausfrau.

Fürst Aldobrandini ist ein Mann, dem man es ansieht, daß er im Jahre 1848 eine Rolle gespielt hat. Er war eine Zeitlang Kriegsminister im Kirchenstaat, soll aber keine Lorbeeren errungen haben. Man merkt es ihm an, daß er die verlorene politische Tätigkeit regrettiert und sich unbehaglich fühlt. Seine Frau, eine Arenberg, ist sehr unterrichtet, sehr höflich, aber etwas zerstreut, übrigens une grande dame.

Der dritte Bruder, Duca Salviati, hat etwas vom coiffeur français. Ein überaus gastfreundlicher, zuvorkommender Mann, dem ich vielen Dank schuldig bin für seine zahlreichen Soireen. Seine Frau, eine geborene Fitzjames, eine Französin des Faubourg St. Germain, ist ebenfalls ein Ausbund von Tugend und häuslichen Eigenschaften.

Das Haupt der Familie, la cheville ouvrière, die Seele des Hauses, ist die Mutter dieser Brüder, die Witwe des verstorbenen Fürsten, auch eine Larochefoucauld wie ihre Schwiegertochter.

Eine hieran sich anschließende Persönlichkeit ist die Marquise Spinola. Früher mit einem Pallavicini verheiratet, einer bürgerlichen Familie entsprossen, nun mit dem Marchese Spinola verheiratet, lebt die Marquise in Rom, wo ihr Mann bis zum Jahre 1848 sardinischer Gesandter war. Sie ist eine große, stattliche Frau, hoch in den Dreißigern, sehr gescheit, sehr welterfahren, nicht ohne Bildung und infolge häufigen Aufenthalts in Deutschland mit einem Anstrich deutschen Wissens. Diese Bekanntschaft mit Deutschland führt ihr auch stets viele Deutsche zu, denen sie gern ihre Salons öffnet. Diesen Winter hatte sie in ihren prachtvollen Salons des Palazzo Altieri eine Sammlung deutscher und schweizerischer Damen, die niemand kannte und die sämtlich abschreckend häßlich und sonderbar aufgedonnert in Gruppen durch die Salons wandelten. So viel Mühe die Marquise sich gibt, sich gefällig zu erweisen, so interessant ihre Unterhaltung ist, so gelingt es ihr doch nicht, eine große Zahl von Freunden zu haben. Ihr Mann ist ein angenehmer Mann, den jedermann gern sieht.

Zu derselben Richtung gehören die Familien Lützow und Serlupi. Ersterer war früher österreichischer Botschafter und lebt nun in Rom als Privatmann. Er so wenig wie seine Frau haben etwas Auffallendes an sich. Ihre Töchter sind an römische Adelige verheiratet und gehen viel in die Welt. Serlupi ist

der Oberststallmeister des Papstes und ein feiner, kluger Mann. Sein Sohn ist mit einer Engländerin verheiratet.

Eine eigne Bande sind die Torlonia. Der Chef des Hauses ist Fürst Alexander Torlonia, dessen Palais wir bewohnten. Er war den Winter über in Paris seiner Frau wegen, die, eine Colonna, an Wahnsinn leidet. Sie soll sehr schön sein. Er ist ein recht zuvorkommender Mann. Sein Bruder, Duca Marino Torlonia, ist ein großer Esel und langweiliger Schwätzer. Der älteste Sohn des Duca Marino ist der Duca di Poli, ein gutmütiger Kretin, der sich mit einer Chigi, einer schönen Frau, verheiratet hat. Der obengenannte Don Giovanni Torlonia ist ein gebildeter Mann, nicht ohne Talent für Versmachen. Die Familie oder „Casa" Chigi besteht aus dem Fürsten Sigismund, einem Manne von sechzig Jahren, seine Brüder sind der Nuntius in München, dann Don Giovanni Chigi, ein ex-beau der römischen Gesellschaft, und Don Francesco, ein harmloser, alter Junggeselle und Nobelgardist. Die Kinder des Fürsten sind außer der Duchessa Poli noch jung und ist nichts über sie zu sagen.

Im Palazzo Rospigliosi, einem königlichen Palast mit großen Höfen, Säulenhallen, unendlichen Treppen u. s. w. wohnt Fürst Rospigliosi und seine Frau, ein altes Ehepaar, das man in der Gesellschaft sieht und mit dem ich stumme Verbeugungen wechselte. Sein ältester Sohn ist der Duca di Zagarolo, ein wohlerzogener, gebildeter Mann, der aber durch seine Frau in Schatten gestellt wird. Die Duchessa ist eine Tochter des französischen Duc de Cadore, sie ist geistreich, lebhaft, edeldenkend, aber scharf gegen ihre Feinde und Neider, deren sie viele hat, treu und aufopfernd für ihre Freunde, deren sie noch mehr hat. Ihr Salon ist meist von Herren besucht und würde angenehm sein, wenn die Herren der Gesellschaft etwas mehr Bildung besäßen. Der größere Teil der élégants ist aber sehr fade und nichtssagend, und die Herzogin gibt sich viele Mühe, ohne große Resultate zu erzielen.

Unter ihr im zweiten Stock wohnt der zweite Sohn des Fürsten, der Principe Gallicano, dessen Frau, eine geborene Piombino, ein hübsches, gesundes und wohlerzogenes Prachtexemplar der römischen Frauen ist. In ihr findet man die Natürlichkeit, Heiterkeit und Kindlichkeit, die man auch bei den Frauen aus dem Volk in Rom zu bewundern Gelegenheit hat. Von ihrem Manne weiß ich nur, daß er eine gebogene Nase, wenig Haare und ein vergnügtes Gesicht hat. Ich habe ihn fast jeden Abend gesehen, jeden Abend gesprochen, weiß aber durchaus nichts von ihm zu sagen. Seine Schwiegereltern sind der Fürst und die Fürstin Piombino. Er erscheint nie, sie ist eine brave Frau, die mit wahrem Heldenmut ihre unverheiratete Tochter Donna Giulia in die Welt führt und die Cotillons aushält. Zu ihrem Glück verlobte sich diese Tochter mit dem Duca di Fiano, und sie wird nun den nächsten Winter ausschlafen können, wie sie mir mit wahrer Befriedigung mitteilte. Der Duca Marco di Fiano Ottoboni ist ein junger, wohlgekleideter Römer von gutem Charakter, gebildet, gewandt und nicht ohne Ansehen. Er steht an der Spitze verschiedener Gesellschaften, so der Academia filarmonica u. s. w. und zeichnet sich durch viele gute Eigenschaften aus.

An ihn schließen sich mehrere junge Leute an, die eine besondere fest zusammenhaltende Gesellschaft bilden. Dazu gehört der Marquis Latabimi, ein junger Sportsmann, elegant, nicht ohne Charakter, hinter dem mehr steckt, als er zeigt. Er hat deshalb unter seinen Freunden den Beinamen „uomo di legno". Seine Frau ist eine runde, vergnügte Engländerin mit großen blauen Augen und spitzem Mund. Ferner gehört zu diesem Kreise der Marquis Origo, auch ein Pferdefreund und Sportsmann, der an Jahren älteste dieser Gesellschaft, was ihm ein gewisses Uebergewicht gibt. Leider scheint er sich bei seinen Sportunternehmungen etwas ruiniert zu haben. Er ist ein gewandter, gescheiter Italiener, aber weniger Gentleman als seine Freunde. Seine Frau ist eine Russin. Die Brüder Piamiani sind beide höchst anständige, geachtete Leute, die man überall gern sieht.

Diese Gesellschaft findet sich viel in den Salons der Marquise Biandini und der Duchessa Grazioli-Magliano. Der Marquis Biandini ist einer der wohlhabendsten römischen Adligen. Er ist ein großer, stattlicher, schöner Mann von einigen dreißig Jahren, ein Grandseigneur in jeder Beziehung. Seine Frau ist zwar aus dem Bürgerstand, allein sie weiß ihre Stellung sehr wohl zu behaupten. Sie ist zwar etwas leidend, aber ihr Gesicht hat etwas sehr Anziehendes. Beide haben das Unglück gehabt, längere Zeit hindurch vergiftet zu werden, so daß sie mit Mühe gerettet werden konnten. Eine geheimnisvolle, nicht aufgeklärte Geschichte.

Der Duca Grazioli-Magliano, ein eleganter Mann, ist der Sohn eines Bäckers, der sich ein großes Vermögen erworben, ein Fürstentum gekauft hat und dann zum römischen Fürsten ernannt wurde. Die Herzogin ist eine gute Frau. Bei ihr findet man wie bei Biandini und Zagarolo die nichtjesuitische Gesellschaft.

Fürst Colonna, der mit einer Spanierin verheiratet ist, trägt seinen schwarzen Bart und seine blassen, melancholischen Züge mit vielem Anstand. Sie ist eine gute Hausfrau. Gesellschaften geben sie nicht. Eine wenig zugängliche Gesellschaft bildet die Familie Orsini und ihre Verwandtschaft. Der Fürst ist ein stattlicher alter Herr, über den niemand etwas Schlechtes zu sagen weiß und der ein stilles, frommes, steifes Leben in seinem Palaste führt. Seine Frau ist eine Torlonia. Ich machte ihre Bekanntschaft in einer kleinen schmutzigen Gasse, wo sie ganz allein in einem sehr einfachen Anzuge ihre Armenbesuche machte. Gustav, der mit mir war, stellte mich ihr vor. Eine ihrer Töchter ist an den Fürsten Barberini, der kein R aussprechen kann, die andre an einen Marquis Sacchetti verheiratet.

Von den übrigen römischen Größen zu sprechen, ist langweilig. Alle kann ich nun beruhen lassen. Nur der Marquis Clavelli dürfte noch Erwähnung verdienen. Noch habe ich die Fürstin Viano-Altieri vergessen, eine gescheite, aber etwas übelnehmerische Dame. Ihr Mann, der Chef der päpstlichen Nobelgarde, ist groß und hat einen blonden Schnurrbart, weiter wüßte ich nichts über ihn zu berichten.

Das diplomatische Korps ist im allgemeinen in Rom ebenso voll von Prä-

tensionen wie überall in der Welt, obgleich es unter seinen Mitgliedern vortreffliche Menschen zählt. Zu diesen gehört ohne Zweifel der französische Botschafter Raynval, ein ehrenwerter, talentvoller Mann mit zuvorkommendem Benehmen. Der österreichische Botschafter Graf Colloredo ist ein vornehmer, höflicher Diplomat von „vollendeten Formen". Der preußische Gesandte Thile und seine Gattin sind wissenschaftlich gebildete Leute, denen der Aufenthalt in der großen Welt lästig zu sein scheint. Herr von Figueredo, brasilianischer Minister, ist ein seit lange der römischen Gesellschaft angehöriger Diplomat. Ihre Salons sind übrigens wohlorganisiert und ihre Gastfreundschaft ist anerkennenswert. Der russische Gesandte Kischeleff hat den besten Koch. Die jüngeren Diplomaten sind das, was sie überall sind, eine große heimatlose Bande teils vergnügter, teils mißvergnügter Abenteurer.

Hiermit wäre nun der zweite Teil der römischen Gesellschaft abgemacht. Die eigentliche Fremdengesellschaft, die jeden Winter wechselt, gehört nicht zur Schilderung der römischen Gesellschaft. Die Russen, Engländer und Amerikaner bilden jede Nation einen eignen Kreis. Die deutsche Gesellschaft mag zahlreich sein, besteht aber meist aus untergeordneten Elementen. Ich habe sie nicht kennen gelernt. Unter den Russen waren Bariatinskys, Trubetzkoys und Wittgensteins die hervorragendsten. Unter den Engländern Lady Seymour, Lothias und andre. Die französische Gesellschaft fand sich in der französischen Botschaft und bei dem Chef der französischen Truppen Goyon zusammen.

Ein wesentliches Element der römischen Gesellschaft sind Kardinäle und Prälaten. Natürlich nur diejenigen, die häufig die Gesellschaft besuchen. Unter den ersteren glänzt Kardinal Altieri als ein feiner, vornehmer Herr mit dem bescheidenen Bewußtsein seiner Würde. Kardinal Ugolini ist ein alter Hofmann, wichtigtuend, verbindlich, höflich mit allen, besonders mit den Damen, jeden Abend in Gesellschaft. Die beiden ersten Hofchargen des Papstes, Monsignori Borromeo und Pacca, besuchen auch viel die Welt. Monsignor Latour d'Auvergne ist ein echter französischer Monseigneur, ein braver, ehrenwerter Mann. Monsignor Bedini, der bedeutendste unter den salonbesuchenden Prälaten, eine behäbige Gestalt mit energischem klugem Gesicht, war früher Nuntius in Brasilien und ist jetzt Sekretär der Propaganda. Hiermit wären so ziemlich alle Persönlichkeiten geschildert, denen man jeden Abend während des Winters in Rom begegnete.

(Fortsetzung folgt)

Kriegsrecht und Humanität

Von

von Lignitz,

General der Infanterie z. D. und Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Seit den Zeiten des großen Heerführers Napoleon I. hat die Humanität im Kriege sehr gewonnen. Napoleon unterstützte seine Forderung der Kapitulation der in Ulm eingeschlossenen 36 000 Oesterreicher Mitte Oktober 1805 mit dem Hinweis auf die Erstürmung von Jaffa; dort habe er seine Soldaten nicht abhalten können, sämtliche Verteidiger zu töten.[1]) Seine Kriegführung war eine energische, aber auch rücksichtslose für die durchzogenen Länder. Auf Sankt Helena dachte er in bezug auf die Plünderung im Kriege strenger als er in der Praxis gezeigt hatte; er schrieb: Rien n'est plus propre à desorganiser et à perdre tout-à-fait une armée. Letzteres war 1812 in Rußland eingetreten, die Disziplinlosigkeit ist am Untergange der Großen Armee nicht weniger schuld gewesen als das Klima. Napoleon verdammte die Plünderung nicht aus Gründen der Humanität, sondern im Interesse der Aufrechterhaltung der Disziplin.

König Wilhelm I. sagte in seinem Armeebefehl vom 8. August 1870: „Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigentum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unsres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde."

Die Armee hat diesen königlichen Worten bis zum Schluß des Krieges entsprochen, was auch von feindlichen Führern anerkannt wurde.

Im russisch-japanischen Kriege wurden vorübergehend die Japaner der Grausamkeit gegenüber russischen Verwundeten beschuldigt, es erwies sich aber, daß diese Beschuldigung eine falsche war. Es hatten chinesische Räuber mehrfach solche Greueltaten begangen und auch Landbewohner, welche die Russen seit dem Boxeraufstande haßten. Die von Chinesen und Japanern ausgesprochene Beschuldigung, daß die Russen am 19. Juli 1900 ein paar tausend Chinesen[2]) in den Amur trieben, ist in den Details noch nicht völlig aufgeklärt. Die bis jetzt mehr oder weniger verbürgte Tatsache ist in das Bewußtsein der chinesischen Bevölkerung übergegangen und auch in den Kriegsgesang der Japaner.[3]) Diese

---

[1]) Von der türkischen Besatzung von 4000 Mann wurden 3000 beim Sturm am 3. März 1799 getötet und zwei bis drei Tage später die 1000 Mann, die sich gefangen gegeben hatten. Thiers behauptet, dies sei die einzige Kriegsgrausamkeit gewesen, die Napoleon zur Last zu legen ist.

[2]) Meist russische Untertanen aus dem Sejatale.

[3]) In der dritten Strophe heißt es: „Einst fluteten die Wasser des Amur mit Blut und fünftausend Leichen."

Untat schrieben die Japaner den Kosaken zu und gaben daher in den ersten Wochen denselben keinen Pardon. Dann traten aber normale Verhältnisse ein. General Kuropatkin sprach sich Mitte Oktober 1904 einem auswärtigen Korrespondenten gegenüber durchaus günstig über die Japaner aus, indem er sich nicht nur „entzückt über deren Tapferkeit“ äußerte, sondern auch hervorhob, daß sie „in bezug auf Beachtung der Kriegsregeln die allerkorrektesten Gegner seien und daß in dieser Beziehung der gegenwärtige Krieg der angenehmste sei, den er noch mitgemacht habe“.

Ein Zurückfallen regulärer Truppen in eine barbarische Kriegführung gegenüber andern regulären Truppen ist nach diesen Vorgängen und nach den Abmachungen der Haager Konferenz vom Jahre 1899 wenig wahrscheinlich, würde auch die allgemeine Mißbilligung finden.

Es bleiben aber doch nach den Erfahrungen des letzten Krieges zwei Momente übrig, die in ihren Konsequenzen gegen die mögliche und empfehlenswerte Humanität verstoßen, nämlich der Kriegsbeginn ohne vorausgegangene Kriegserklärung und die Verwendung von Soldaten, die als Landleute des neutralen Staates China verkleidet waren.

In der am 5. Februar 1904 in Petersburg abgegebenen japanischen Note ist am Schluß gesagt: „Die Kaiserliche Regierung hat daher keine Wahl, als die gegenwärtigen nutzlosen Unterhandlungen abzubrechen. Indem die Kaiserliche Regierung diesen Weg einschlägt, nimmt sie für sich das Recht in Anspruch, durch unabhängige Aktion die bedrohte Stellung zu verstärken und zu beschützen.“ In einer Zusatznote wurde an demselben Tage erklärt: „Dies macht es für Japan unmöglich, die Verhandlungen noch länger fortzusetzen, und die Regierung hat daher beschlossen, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen.“

An demselben Tage erklärte der Mikado in Tokio den Ministern der Flotte und des Krieges, daß die Beziehungen mit Rußland abgebrochen seien und die Regierung die für die Unabhängigkeit und Selbsterhaltung erforderlichen Maßregeln treffen werde. Ebenfalls am 5. Februar abends erhielt Admiral Togo den Befehl, mit der bei Sasebo liegenden Schlachtflotte am 6. früh auszulaufen und die, wie bekannt, auf der Reede von Port Arthur liegende russische Flotte anzugreifen. Alle telegraphischen Verbindungen von Japan nach dem Festlande wurden sistiert, die Kriegserklärung erfolgte erst am 10., d. h. anderthalb Tage nach dem Beginn der Feindseligkeiten.

Der an Admiral Togo gegebene positive Befehl führte zu dem Ueberfall durch Torpedoboote in der Nacht zum 9.; durch diesen sowie durch die am 9. mittags folgende Beschießung wurde die bis dahin annähernd gleich starke russische Flotte in ganz unerwarteter Weise auf die Hälfte ihrer Gefechtskraft reduziert und der Möglichkeit beraubt, in den nächsten Monaten eine Seeschlacht zu wagen.

Die an sich sehr zweckmäßige Maßregel verlieh den Japanern eine solche Ueberlegenheit zur See, daß sie die Ueberführung zahlreicher Truppen nach Korea und den Beginn eines Landkrieges riskieren konnten, sie verstieß aber — bewußt oder unbewußt — gegen den Kriegsgebrauch. Es ist allerdings nicht

unmöglich, ähnliche Verstöße in der Kriegsgeschichte kultivierter Staaten nachzuweisen, z. B. die Seeschlacht bei Navarin am 20. Oktober 1827. Der Konflikt zwischen zwei Schiffen gab dem Admiral Codrington die erwünschte Veranlassung, mit der vereinigten englisch-französisch-russischen Flotte die türkisch-ägyptische anzugreifen und bis zur Vernichtung zu schlagen, obgleich keine Kriegserklärung vorausgegangen war. Die englische Regierung desavouierte ihren Admiral und berief ihn ab, die Türken verloren aber fünfundfünfzig Kriegsschiffe von neunundachtzig.

Wenn das japanische Beispiel befolgt werden kann, würden sofort bei Eintritt einer politischen Spannung zwischen zwei benachbarten Seemächten umfassende Sicherheitsmaßregeln getroffen werden müssen, die den friedlichen Handelsverkehr außerordentlich und oft auch unnütz beeinträchtigen können, namentlich wenn die für einen Ueberfall zu durchfahrende Entfernung nur gering ist. Die Entfernung Sasebo—Port Arthur beträgt 1070 Kilometer, Dover—Wilhelmshaven 600, Portsmouth—Cherbourg 150, Toulon—Spezia 325.

Es ist nicht undenkbar, daß Japan selbst eines Tages darunter leiden könnte, wenn eine Seemacht es für zweckmäßig und erlaubt halten sollte, das Beispiel von Port Arthur nachzuahmen.

Wünschenswert wird es sein, daß sich die Haager Konferenz bei ihrem Wiederzusammentritt mit dieser Frage beschäftigt. Es erscheint möglich, international zu verabreden, daß für den Fall eines mit Rüstungen verbundenen politischen Konflikts zwischen den Parteien zu Wasser und zu Lande als Uebergangsstadium zum Kriege oder Frieden der Zustand eines kündbaren Waffenstillstandes geschaffen wird.[1])

Am 28. Juli 1904 wurde aus Mukden nach Petersburg telegraphiert: „In einer ganzen Reihe von Fällen ist festgestellt, daß viele Japaner in chinesischen Kleidern in den Bergen die Bewegungen der russischen Truppen begleiten und signalisieren. Es ist daher Befehl gegeben, auf diese Spione zu schießen." Die wiederholten Bedrohungen und Unterbrechungen der Eisenbahn durch chungusische Banden wurden ebenfalls den Japanern schuld gegeben, sie seien unter denselben durchschnittlich im Verhältnis 1 : 5 vertreten und trügen gleiche Anzüge. Die die Eisenbahn bewachenden zahlreichen Grenzwachabteilungen erhielten daher Befehl, auf jeden zu schießen, der versuchen würde, den Bahnkörper anders als auf den Stationsübergängen zu passieren. Nur derartige, die dichte Bevölkerung sehr belästigende, ja drakonische Maßregeln machten es möglich, daß der Bahnverkehr ohne große Verzögerungen aufrechterhalten werden konnte.

Am 30. September 1904 erschossen die Japaner einen in ihren Stellungen spionierenden Chinesen, der sich vor seinem Tode als der Soldat Riabow vom Jagdkommando des 284. Infanterieregiments zu erkennen gab. — Bei der Kavallerie des Generals Mischtschenko, gelegentlich des großen Raids anfangs

[1]) Dies würde für unbeteiligte oder befreundete Mächte die Möglichkeit gewähren, ihre bons offices oder médiation im Sinne der Haager Konferenz anzubieten.

Januar 1905, behaupten die Japaner chinesische Reiter gesehen zu haben, es können dies chungusische gezwungene oder gemietete Führer oder solche Kosaken gewesen sein, die ihre im Winter unzureichenden Uniformen durch chinesische wattierte Röcke ergänzt hatten. Auch in den Positionen vor Mukden wurden russische Soldaten in chinesischen Winterröcken gesehen. Eine wirkliche Verkleidung für taktische Zwecke scheint aber auf der russischen Seite nicht stattgefunden zu haben.

Die russischen Vorschläge vom 24. August 1898 und 11. Januar 1899, auf denen die erste Haager Konferenz beruhte, bezweckten nicht nur ein Einhalten in den Rüstungen und die grundsätzliche Annahme eines vermittelnden Schiedsverfahrens, sondern auch die Revision der Brüsseler Deklarationen vom Jahre 1874 zum Zwecke einer weiteren und durch Ratifizierung anerkannten Humanisierung des Krieges.

An der Brüsseler Konferenz hatten nur dreizehn Staaten teilgenommen, und die Beschlüsse in der Landkriegsrechts-Deklaration waren nicht ratifiziert, nur stillschweigend akzeptiert worden. In der Haager Konferenz wurden allerdings nicht alle idealen, theoretisch zu weitgehenden Ziele erreicht, wohl aber von sechsundzwanzig teilnehmenden Staaten so weit gefördert, als es zurzeit möglich erschien. Ein Teil der Fragen wurde einer späteren Konferenz vorbehalten. Die für die vorliegenden Verhältnisse in Betracht kommenden Artikel 9 und 10 der Brüsseler Deklaration[1]) sind unverändert in das Réglement concernant les lois et coutumes de la guerre sur terre aufgenommen und von fünfzehn der beteiligten Staaten gezeichnet worden.

Artikel 10 bezeichnet wohl die äußerst zulässige Grenze der Humanität, wenn man nicht die Humanität gegenüber dem kriegführenden Soldaten außer acht lassen will, der Artikel fand auch so viel Widerspruch, daß voraussichtlich eine neue Konferenz darauf zurückkommen wird.

Die beiden Brüsseler Artikel, welche die Artikel 1 (belligérant) und 2 (levée en masse) der Haager Landkriegsrechts-Deklarationen geworden sind, erschöpfen noch nicht die möglichen Situationen. Sie sprechen von der Bevölkerung eines der beiden kriegführenden Teile, während im russisch-japanischen Kriege die Kämpfe stattfanden auf dem Territorium einer dritten Macht — ähnlich wie es bis zum Jahre 1813 mehrfach in Deutschland geschehen ist.

Diese dritte Macht war zweifellos neutral, die Bevölkerung in der Man-

---

[1]) Artikel 9: Die Gesetze, Rechte und Pflichten des Krieges gelten nicht allein für die Armeen, sondern auch für die Milizen und Freiwilligenkorps, die nachstehende Bedingungen erfüllen: 1. an ihrer Spitze eine für ihre Untergebenen verantwortliche Person zu haben, 2. ein festes und auch auf Entfernung erkennbares Unterscheidungszeichen zu haben, 3. die Waffen offen zu tragen und 4. sich in ihren Operationen nach den Gesetzen und Gebräuchen des Krieges zu richten.

Artikel 10: Die Bevölkerung eines nicht besetzten Territoriums, die beim Herannahen des Feindes freiwillig die Waffen ergreift, um gegen die eindringenden Truppen zu kämpfen, ohne vorher die Zeit gehabt zu haben, sich nach Maßgabe des Artikels 9 zu organisieren, wird als ein Bestandteil der Kriegsmacht angesehen, wenn sie sich nach den Gesetzen und Gebräuchen des Krieges richtet.

dschurei entbehrte aber durchaus eines völkerrechtlich vereinbarten Schutzes — sie hatte schwer zu leiden, ohne irgendwelche materielle Kompensation.

Die mandschurischen Chinesen haben die rasseverwandten, wenn auch gehaßten Japaner mehr unterstützt als die Russen, die sie noch mehr haßten, chungusische Banden haben zeitweise im Solde der Japaner gestanden, während die Regierung in Peking bestrebt war, die Neutralität aufrechtzuerhalten. Die Russen waren zweifellos berechtigt, auf als Chinesen auftretende Begleiter der japanischen Patrouillen zu schießen. Im ganzen waren ohne eignes Verschulden die Chinesen in der Mandschurei zu einem rechtlosen Zustande gelangt.

Eine solche Situation kann sich wiederholen: außer in China in der Schweiz, in Belgien, in Persien und in Afghanistan. Eine völkerrechtliche Regelung wäre daher nicht nur im Interesse der Humanität, sondern auch aus Rücksichten der Heeresdisziplin erwünscht, etwa in der Weise, daß die Kriegführenden mit der betreffenden dritten Macht zu Beginn der Feindseligkeiten Konventionen abschließen müssen, sowie daß Täuschungen durch Anlegen von Bekleidungen, die der Bevölkerung dieser dritten Macht eigentümlich sind, als völkerrechtlich unzulässig bezeichnet werden.

Ueber Rindertuberkulosebekämpfung und über Gewinnung von gesundheitsgemäßer Kindermilch[1]

Von

E. von Behring (Marburg)

Rindertuberkulosebekämpfung und hygienische Milcherzeugung — das sind zwei Aufgaben, an deren glücklicher Lösung alle Bevölkerungsschichten im Staat Anteil nehmen, nicht bloß die Viehzüchter und Milchproduzenten. So sehen wir denn auch, wie auf menschenärztlichen und tierärztlichen Kongressen, in landwirtschaftlichen Versammlungen, in Wohlfahrtsvereinen und in Beratungen staatlicher und städtischer Behörden die Rindertuberkulosefrage und die Milchfrage fortgesetzt auf der Tagesordnung steht.

*

Das Rindertuberkuloseproblem hat, wie sich leicht erkennen läßt, eine ökonomische Seite, die vorwiegend die Landwirtschaft und die Staatswirtschaft angeht, und eine sanitäre Seite, an der alle Welt beteiligt ist.

1) Ausgearbeitet für einen am 8. Februar 1906 im Deutschen Landwirtschaftsrat in Berlin gehaltenen Vortrag.

Anmerkung der Redaktion. Der obige Vortrag wurde frei gehalten. Die vorstehende Veröffentlichung ist ausführlicher.

Oekonomisch betrachtet richtet die Rindertuberkulose einen Schaden an, der in Geldwert ausgedrückt für Frankreich in neuester Zeit auf jährlich zirka 30 Millionen Franken berechnet worden ist. Für die rund 300000 Stück Rinder des Großherzogtums Hessen kommt Lorenz auf einen durch die Tuberkulose bedingten Einnahmeausfall im Betrage von etwa 500000 Mark jährlich, wenn allein die verminderte Fleischausnutzung berücksichtigt wird. Es handelt sich also um Geldwerte, deren Bedeutung für das Nationalvermögen ohne weiteres in die Augen springt; und man kann ohne Uebertreibung mit Lorenz die Behauptung aufstellen, daß die Rindertuberkulose der Landwirtschaft wie eine harte und dabei pro nihilo geleistete Steuer von mehr als 1 Prozent des sich aus der Rindviehwirtschaft zusammensetzenden jährlichen Umsatzes aufliegt. In ganz Deutschland übersteigt dieser jährliche Umsatz, soweit Rindfleisch und Kuhmilch in Betracht kommen, die Summe von $2^1/_2$ Milliarden Mark, woraus sich die Verlustsumme von 25 Millionen Mark jährlich berechnen läßt.

Die Rindertuberkulose begnügt sich aber nicht mit dem Geldworttribut, sie fordert einen noch viel härteren Tribut in Gestalt von Menschenleben, die zugrunde gehen, weil die von tuberkulösen Kühen herstammende Milch den Schwindsuchtskeim auf den Menschen überträgt und außerdem ungeeignet ist zur gesundheitsgemäßen Ernährung der vielen auf sie angewiesenen menschlichen Säuglinge.

Es war eine verlockende Aufgabe, nach einem in der Praxis durchführbaren Rindertuberkulosetilgungsverfahren zu suchen, und wenn jetzt aus verschiedenen Ländern hervorragende Sachverständige in wissenschaftlichen Zeitschriften und in der Tagespresse mitteilen, daß in meiner Bovovakzination ein solches Verfahren tatsächlich gefunden ist, so darf man sich nicht darüber wundern, daß diese Mitteilungen allseitig mit großer Aufmerksamkeit verfolgt werden. Dabei erregt dann freilich noch etwas andres die Gemüter, die Hoffnung nämlich, daß ein Fortschritt in der Bekämpfung der Menschentuberkulose angebahnt werden könnte durch ein der Bovovakzination ähnliches Schutzimpfungsverfahren, so daß nicht bloß die vom Rinde auf den Menschen übertragene Tuberkulose, sondern auch die von Mensch zu Mensch sich fortpflanzende Tuberkulose vermeidbar gemacht wird.

Und in der Tat, die Ueberlegung, daß das, was beim Rinde möglich ist, auch beim Menschen sich wird verwirklichen lassen, liegt ja nahe genug. Sind doch die Methoden der Verhütung und Heilung der Diphtherie und des Tetanus gleichfalls auf dem Boden voraufgegangener tierexperimenteller Untersuchungen erwachsen, und haben wir uns doch schon längst an den Gedanken gewöhnt, daß die Naturgesetze vor dem menschlichen Organismus nicht Halt machen.

An dieser Stelle soll jedoch nur von der Rindertuberkulosebekämpfung die Rede sein, insofern sie Voraussetzung und Bedingung ist für die Gewinnung einer gesundheitsgemäßen Säuglingsmilch als Ersatz für die Muttermilch.

*

Man sagt nicht zuviel mit der Behauptung, daß in städtischen und insbesondere in großstädtischen Bevölkerungskreisen mehr als die Hälfte der mensch-

lichen Säuglinge künstlich ernährt wird, weil die Mütter dem Stillgeschäft sich nicht unterziehen können oder wollen; und es sieht nicht so aus, als ob durch eine Propaganda des Selbststillens viel daran geändert werden wird. Es erscheint fast wie ein Naturgesetz, daß mit dem Heraustreten der Frau aus der engen Häuslichkeit zur Anteilnahme an der Arbeit des Mannes und am Genuß im öffentlichen Leben, kurz mit der Emanzipation des Frauengeschlechts, nicht bloß der Wille, sondern auch die Fähigkeit zur naturgemäßen Kinderernährung mehr und mehr verloren geht. In Berlin beispielsweise entbehren gegenwärtig mindestens zwei Drittel der Neugeborenen die Mutterbrust, und es ist bemerkenswert, daß gerade in solchen Familien, die sehr hohe Wohnungsmiete zahlen, nach Ausweis der Statistik das Selbststillen am meisten zurückgegangen ist.

Das am meisten zur Verwendung gelangende Ersatzmittel für die Muttermilch, die Kuhmilch, würde auch das beste Ersatzmittel sein, wenn die Säuglinge eine von vollkommen gesunden Kühen reinlich gewonnene Milch in dem Zustande zu trinken bekämen, wie sie frisch vom Euter kommt, annähernd also ebenso frisch, wie das Brustkind die Muttermilch bekommt. Das ist bekanntlich nicht der Fall. Ehe in den Wohnungen der Großstädte die von Kühen herstammende Kindermilch anlangt und ehe sie trinkfertig gemacht wird, vergehen wohl durchschnittlich achtzehn bis sechsunddreißig Stunden. Während dieser Zeitdauer verändert sich die Milch, auch ohne daß ihr willkürlich etwas hinzugefügt oder weggenommen wird. Art und Schnelligkeit der Milchveränderungen sind aber sehr verschieden, je nach den verschiedenen Aufbewahrungsbedingungen.

In offenen Gefäßen wird die Milch unter dem Einflusse atmosphärischer Agenzien sauer und gerinnt. Das Milchfett steigt nach oben, der Milchkäse wird klumpig und schwimmt in den Molken (Milchserum). Die Molken enthalten Eiweißstoffe von genau derselben Art, wie sie im Blutserum der milchliefernden Kuh vorkommen, außerdem enthalten sie Zucker, eine aus dem Milchzucker gebildete Säure, die Milchsäure, und noch viele andre Stoffe, darunter in organischer Bindung blutbildendes Eisen, den für die Knochenbildung so wichtigen Kalk, ferner fettartige Stoffe, die vom Butterfett verschieden sind und in enger Beziehung stehen zur wachsenden Nervensubstanz (Lezithin).

Die scheinbar spontan eintretende und gewissermaßen natürliche Milchgerinnung vollzieht sich unter Mitwirkung säurebildender Bakterien bei relativ niedriger Temperatur und genügendem Luftzutritt. In der geronnenen Milch sind die Nährstoffe anders verteilt wie in der frischen Milch; aber abgesehen von dem vergorenen Milchzuckeranteil sind sie nicht wesentlich verändert worden. Was speziell ihren Nährwert für menschliche Säuglinge angeht, so ist zwar die Aufhebung des flüssigen Kaseinzustandes und die Butterfettausscheidung ein Hindernis für die direkte Benutzung der sauren geronnenen Milch als Säuglingsmilch; die entbutterte und vom Käsestoff größtenteils befreite Milch, die bekannte Buttermilch, liefert jedoch nach Zusatz von Kohlehydraten eine ganz vortreffliche Säuglingsnahrung, die jetzt von Kinderärzten häufig da noch bewährt gefunden wird, wo der Ernährungszustand der kleinen Kinder aufs äußerste

heruntergekommen ist. Ebenso kann man das nach der Ausscheidung von Butterfett und Käsestoff zurückbleibende Milchserum als sehr zweckmäßige Grundsubstanz für die Säuglingsnahrung benutzen.

Von ganz andrer Art ist diejenige Milchveränderung, die unter Mitwirkung eiweißzersetzender Bakterien sich vollzieht, wenn durch Erhitzen der Sauerstoff aus der Milch ausgetrieben ist und wenn gleichzeitig durch den Erhitzungsprozeß die im allgemeinen wenig widerstandsfähigen säureproduzierenden Bakterien abgetötet sind. Wird eine solche Milch in fest verschlossenen Flaschen aufbewahrt, dann vermehren sich alkaliproduzierende Bakterien auf Kosten der Eiweißstoffe und leiten eine alkalische Gärung ein, bei der (ohne Gerinnung) das Milcheiweiß peptonisiert wird und einen bitteren Geschmack annimmt. Aeußerlich sieht diese peptonisierte Milch viel weniger verändert aus wie die geronnene Milch. Sie enthält aber direkt giftige Stoffe, die anerkanntermaßen in intimem Zusammenhang stehen mit den verderblichen Brechdurchfällen der kleinen Kinder, die deswegen gerade im Sommer sich mit Vorliebe einstellen, weil diese alkalische Gärung sich um so schneller vollzieht, je höher die Tagestemperaturen ansteigen. Man kann durch sehr starkes Erhitzen einer solchen Milch zwar die Bakterien abtöten, die Giftstoffe werden aber dadurch keineswegs unschädlich gemacht, und was die Nährstoffe angeht, so geht bei der Sterilisierung auch der letzte Rest von gewebsbildendem Milcheiweiß verloren. Ebenso werden die so wichtigen organischen Verbindungen des Eisens und des Kalks denaturiert, und was sonst von Nährstoffen übrigbleibt, das kann vom kindlichen Organismus nicht ausgenutzt werden.

Was ich hier geschildert habe, tritt besonders dann ein, wenn die Milch zum Zwecke des Sterilisierens mehrmals erhitzt wird, zuerst in der Sammelmolkerei und dann nochmals im Hause der Konsumenten. Weniger bedenklich ist das einmalige Erhitzen der frischen Milch, beispielsweise im Soxhletapparat, wenn die Erhitzungstemperatur nicht über 80 Grad ansteigt und auf die Milch nicht länger als wenige Minuten einwirkt. Bei energischerem Erhitzen wird immer ein großer Teil des ursprünglichen Milcheiweiß in Albuminat und in Pepton umgewandelt, und die von den organischen Eisen- und Kalkverbindungen abhängigen fermentativen Fähigkeiten der Milch verschwinden dabei vollständig. Solch eine durch starkes Erhitzen denaturierte Milch braucht in ihrem Aussehen sich gar nicht zu unterscheiden von der frischen Rohmilch, und doch ist sie zur Säuglingsernährung kein geeignetes Mittel mehr, was nicht bloß hervorgeht aus der Statistik der mit sterilisierter Kuhmilch ernährten menschlichen Säuglinge, sondern auch unwiderleglich bewiesen werden kann in Ernährungsversuchen bei Saugkälbern. Ich werde auf diesen Punkt in anderm Zusammenhang noch näher einzugehen haben.

Gibt es denn nun kein Mittel, um die zersetzenden Wirkungen der Milchbakterien auszuschalten ohne Zuhilfenahme eines Verfahrens, das an sich schon die Milch zur Säuglingsernährung untauglich macht? Diese Frage legte ich mir vor mehreren Jahren vor, und ich habe gefunden, daß es gar nicht so schwer

ist, ohne jede Erhitzung, ja selbst ohne künstliche Kühlung die Kuhmilch so zu gewinnen und weiter zu behandeln, daß sie während einer Zeitdauer von mehreren Tagen auch im heißen Sommer als tadellose Säuglingsmilch benutzt werden kann. Ich will hier nicht von der Formalinmilch und von andern durch antiseptische Zusätze erreichbaren Milchkonservierungen reden, die ich inzwischen in Kälberernährungsversuchen sehr bewährt gefunden habe. Vielmehr soll hier nur die Rede sein von der Verbesserung der Milchgewinnung durch Reformen in der Stallhygiene, durch Reinlichkeitsmaßnahmen beim Melken und durch zweckmäßige Auswahl der Milchkühe.

Was in bezug auf die Milchkonservierung mit diesen einfachen Mitteln erreichbar ist, dafür will ich ein paar Beispiele anführen.

In der heißesten Zeit des vorigen Sommers wurde keimarme Milch von meinen eignen Kühen in sterilisierte weithalsige Flaschen hineingemolken. Nach sorgfältigem keimdichten Verschluß wurden dann die Flaschen von meinem Marbachgut aus bei Tagestemperaturen bis über 25 Grad Celsius in die Laboratoriumsräume des Hygienischen Instituts transportiert und bei Zimmertemperatur stehen gelassen. Dabei zeigte sich, daß solche Flaschenmilch, die ursprünglich in einem Kubikzentimeter weniger als hundert Keime enthielt, fünf bis acht Tage alle Eigenschaften einer frischen Süßmilch bei der Geschmacksprüfung, bei der Untersuchung auf die bekannten fermentativen Milcheigenschaften, bei der chemischen Analyse und beim Ernährungsversuch konserviert hatte.

Mir sind ferner gutbeglaubigte Transportversuche bekannt, in denen sehr keimarme Rohmilch die Reise von Deutschland nach Amerika und von Amerika zurück nach Deutschland zurückgelegt hat, ohne aufgehört zu haben, eine trinkbare Süßmilch zu sein. Die besten Melkresultate bekommt, soviel ich weiß, gegenwärtig Dr. Willem, der mit Unterstützung des belgischen Ministeriums für Landwirtschaft in Laeken eine Stalleinrichtung geschaffen hat, die es ihm ermöglicht, mit Hilfe eines gutgeschulten Personals nahezu keimfreie Milch von mehreren Kühen so regelmäßig zu gewinnen, daß die Milch von Laeken nach Gent, Brüssel, Verviers Tag für Tag verschickt und dort an verschiedene Konsumenten als tadellose Säuglingsmilch verteilt wird. In Flaschen, die vor Licht geschützt am Ankunftsort bei einer Temperatur von zirka 13 Grad Celsius aufbewahrt wurden, trat bei fünfunddreißig genauer verfolgten Milchproben die Gerinnung niemals früher als am elften Tage ein. Die meisten Milchproben wurden erst zwischen zwanzig bis dreißig Tagen sauer; einzelne aber hielten sich sehr viel länger, darunter eine sechzig Tage, eine fünfundsiebzig und eine sogar dreiundneunzig Tage lang. Das sind Konservierungsergebnisse, die alles übertreffen, was man je zu hoffen gewagt hat.

Viele in Milchsachen erfahrene Sachverständige haben mit ungläubigem Kopfschütteln die Willemschen Mitteilungen aufgenommen. Ich kenne aber diesen äußerst zuverlässigen Milchforscher persönlich, und ich habe mich davon überzeugt, daß seine Ergebnisse auch anderswo reproduziert werden können. Man muß nur wissen, worauf es hauptsächlich ankommt, wenn man nahezu keimfreie

Milch gewinnen und damit die Möglichkeit einer sehr langdauernden Konservierung der Milch im Rohzustand sich verschaffen will.

Man kann noch so schöne Mutterställe bauen, die Kühe noch so reinlich halten und die aseptische Melktechnik noch so sorgfältig durchführen, und man wird trotzdem nicht zu befriedigenden Melkergebnissen gelangen, wenn nicht noch zwei besondere Bedingungen erfüllt sind: erstens nämlich die Ueberführung der Kühe zum Zweck des Melkens in einen besonderen Melkraum und zweitens die Auswahl solcher Kühe, die im Innern des Kuheuters keine lebensfähigen Keime beherbergen.

Die Wichtigkeit eines aseptischen Melkraumes im Interesse der Gewinnung von keimarmer Milch ist von vielen Milchforschern schon erkannt und betont worden. Viel weniger bekannt ist aber das zweite Hindernis für die Konservierung der rohen Kuhmilch, das durch die Tatsache gegeben wird, daß das Euter vieler im übrigen vollkommen gesunder Kühe geradezu eine Brutstätte ist für gewisse Kugelbakterien, die unter dem Namen Streptokokken und Staphylokokken bekannt sind.

Solche Kokkenaffektionen des Kuheuters kommen in manchen Stallungen bei einem großen Prozentsatz der Milchkühe vor, und sie spielen nachweislich eine wichtige Rolle bei manchen Formen der Kälbersterbe. Merkwürdigerweise wird in der Regel von dieser Affektion nur ein Teil des Kuheuters, ein oder zwei Euterviertel betroffen. Sie kann, was die Kuh selbst angeht, kaum als Krankheit bezeichnet werden, und äußerlich sieht man gewöhnlich nichts. Auch beim Melken wird in der Regel nichts davon bemerkt, so daß diese Kokkenaffektionen der Beobachtung überhaupt ganz entgehen werden, falls man nicht systematische Keimzählungen mit Hilfe der bekannten Plattenkulturen vornimmt. Als dies vor kurzem (durch Dr. Salge) in meinem eignen Bestand von gegenwärtig dreißig Milchkühen geschah, wurden mehrere Kokkenkühe auf folgende Art herausgefunden: Nach den Melkregeln, die ich im achten Heft meiner Beiträge veröffentlicht habe, wurde eine Kuh nach der andern in einem besonderen Melkraume gemolken. Sind bei einer solchen Melkprobe grobe Melkfehler ausgeschlossen und enthält dann die Milch in einem Kubikzentimeter trotzdem mehr als hundert Keime, dann ist der Verdacht gerechtfertigt, daß die Keime nicht von der Euteroberfläche, aus der Luft, von den Händen und der Kleidung des Melkers u. s. w. herstammen, sondern aus dem Innern des Kuheuters. Prüft man dann die aus jedem Strich besonders ausgemolkene Melkprobe, so zeigt sich in der Regel bloß die aus einem Euterviertel herstammende Milch sehr keimreich und aus einer einzigen Kokkenart bestehend.

Wir sind jetzt in unserm Institut mit der Aufgabe beschäftigt, solche Kokkeneuter durch eine unschädliche Lokalbehandlung steril zu machen, um den Prozentsatz der zur Säuglingsmilchgewinnung benutzbaren Kühe zu vermehren. Aber auch so schon, wie die Dinge jetzt liegen, betrachte ich von meinem wissenschaftlichen Standpunkt aus das Problem der Gewinnung von roher Kuhmilch, die auch nach mehrtägigem Transport ohne besondere Konservierungsmaßnahmen zur

Ernährung menschlicher Säuglinge geeignet bleibt, als gelöst. Wenn man nun aber fragt, wie es mit der Nutzbarmachung der wissenschaftlichen Versuchsergebnisse für die landwirtschaftliche Praxis und für die Versorgung unsrer Großstädte mit ungekochter Säuglingsmilch steht, dann muß ich sagen, daß erst noch sehr viel Erfahrungen gesammelt werden müssen. Im Sommer dieses Jahres hoffe ich dazu Gelegenheit zu finden, wenn in Kassel die neue große Molkerei in Betrieb gesetzt sein wird, welche die Lieferung einer einwandfreien Kindermilch als vornehmste Aufgabe in ihr Programm aufgenommen hat.

*

Warum wird dann aber von mir so viel Zeit und Arbeit verwendet auf die Beschaffung roher Kuhmilch zur Säuglingsernährung, also auf die Erreichung eines Zieles, das doch nach der Meinung hervorragender hygienischer Autoritäten nicht bloß nicht erstrebenswert ist, sondern sogar mit allen Kräften vermieden werden muß? Lautet doch die selbst von amtlichen Stellen ausgegebene Parole in der Säuglingsernährungsfrage vielfach so, daß man glauben sollte, alles Heil liegt in der durch Erhitzung zu verwirklichenden Milchsterilisierung und alle Gefahr droht vom Genuß der rohen Kuhmilch!

Ich habe zwar schon vorher kurz erwähnt, daß die Milcherhitzung nichts weniger ist wie ein Milchkonservierungsverfahren, da ja durch den Erhitzungsprozeß gerade die für ein normales Wachstum wichtigsten gewebsbildenden Nährstoffe denaturiert werden. Ich will aber nicht unterlassen, zur Kritik der Milchsterilisierung hier noch ein paar erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen.

Ich habe ausgedehnte Ernährungsversuche mit abgekochter Milch angestellt und dabei gefunden, daß man bei neugeborenen Kälbern alle Uebergänge von ziemlich leicht heilbaren Magenkatarrhen bis zu schweren mit Krämpfen einhergehenden Ernährungsstörungen, skorbutähnlichen Zuständen, skelettartiger Abmagerung und vorzeitigem Tode durch die konsequente Ernährung mit stark erhitzter Milch willkürlich erzeugen kann. Im Blute der erkrankten Tiere läßt sich dann unter anderm ein Defizit an fermentativ wirksamen Stoffen nachweisen, die normalerweise durch rohe Milch dem neugeborenen Organismus zugeführt werden.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei menschlichen Säuglingen. Erwachsene Menschen beziehen die bis jetzt noch viel zu wenig berücksichtigten fermentartig wirkenden Eiweißstoffe und Mineralien (Eisen, Kalk) anderswoher, aus frischem Gemüse, aus Brot, aus der Fleischnahrung u. s. w.; der ausschließlich mit Milch ernährte Säugling dagegen leidet Not an diesen Stoffen, wenn seine Nahrung ihm im abgekochten Zustand verabfolgt wird. Das äußert sich in allerhand Ernährungsstörungen, unter denen die Säuglingsatrophien, die rachitischen Zustände, die Barlowsche Krankheit u. s. w. bloß besonders ausgeprägte Endstadien sind. Eine Verarmung an genuinem Eiweiß kann auch die Folge krankhafter Zustände der milchproduzierenden Individuen sein; und solche Zustände trifft man bei den Frauen hochzivilisierter Völker häufig genug an. Aber auch die

Milch der gesündesten Mutter würde zur normalen Säuglingsernährung untauglich werden, wenn man sie vor der Verabreichung an den Säugling zum Zwecke der Sterilisierung aufkochen wollte.

Erfahrene Kinderärzte verschließen sich durchaus nicht der Einsicht, daß das Aufkochen die Säuglingsmilch minderwertig macht, und rohe Kuhmilch wird jetzt vielfach geradezu als Heilmittel für die Ernährungsstörungen der Säuglinge benutzt, ebenso wie rohe Frauenmilch zu Heilzwecken hier und da empfohlen wird.

Wie kommt es da, muß man fragen, daß eine erfolggekrönte Propaganda zugunsten der Versorgung menschlicher Säuglinge gerade mit sterilisierter Milch sich hat entwickeln können, und daß selbst ärztliche Autoritäten von anerkannter Bedeutung dieser Propaganda Vorschub leisten?

Um das verständlich zu machen, muß zunächst daran erinnert werden, daß in weiten Volkskreisen der Irrglaube Verbreitung gefunden hat, daß der menschliche Organismus frei zu halten ist von Bakterien, wenn man ihn vor Krankheiten beschützen und einer gedeihlichen Entwicklung entgegenführen will. In Wirklichkeit aber würden wir ohne die Mitwirkung von Bakterien bei der Verdauung bald Schaden nehmen an unsrer Gesundheit, und was speziell die neugeborenen Individuen angeht, so ist durch experimentelle Beobachtungen es zum mindesten sehr wahrscheinlich geworden, daß selbst ein kümmerliches Dasein ihnen nicht garantiert werden kann in einem sterilen Medium und bei bakterienfreier Nahrung.

Diese Erfahrungstatsache steht keineswegs im Widerspruch mit der Lehre von den krankheiterzeugenden Bakterien, ebensowenig wie die Tatsache, daß es bakterielle Schädlinge für unsre Nutzpflanzen gibt, im Widerspruch damit steht, daß andre Bakterien, z. B. Wurzelbakterien der Leguminosen und der waldbildenden Bäume, fast unentbehrlich sind für ein gedeihliches Pflanzenwachstum. Von der Kuhmilch wissen wir ganz sicher, daß sie unter Umständen von vornherein, wie sie aus dem Euter kommt, Infektionsstoffe enthält, die für den Menschen schädlich sind. So liefern zum Beispiel milzbrandkranke Kühe, ferner Kühe, die an Maul- und Klauenseuche leiden, sowie auch im übrigen gesunde, aber aus ihrem Euter viele Kokken entleerende Kühe eine hygienisch unzuläßige Milch.

Zur Zeit der epidemischen Verbreitung von Typhus, Cholera, Ruhr können infizierte Melker der Kuhmilch die Ansteckungsstoffe beimengen, ebenso können Melker mit Hand- und Fingergeschwüren, Hals- und Lungenkrankheiten den Säuglingen gefährlich werden.

Es sollte sich eigentlich von selbst verstehen, daß mit ansteckenden Allgemeinerkrankungen, mit Erkrankungen der Hände und der übrigen Körperhaut behaftete Personen vom Milchvieh aufs strengste ferngehalten werden und daß zum Melkgeschäft nur blitzsaubere Leute zugelassen werden; daß ferner die an akuten Infektionskrankheiten leidenden Kühe und solche Kühe, deren Euter eine Brutstätte für Streptokokken oder Staphylokokken ist, zur Kindermilchgewinnung nicht benutzt werden; daß endlich an den ursprünglichen Reinheitsgrad der Milch annähernd

dieselben Anforderungen gestellt werden, die man an das Trinkwasser stellt. Daß diesen Anforderungen in der Praxis genügt werden kann, davon habe ich mich durch mehrjährige Erfahrungen an meinem eignen Milchvieh überzeugt.

*

Es gibt aber ein Hindernis für die Säuglingsernährung mit roher Kuhmilch; und das ist die unsern Kindern drohende Tuberkulosegefahr, die bedingt wird durch die allgemeine Durchseuchung des Milchviehs mit dem Tuberkulosevirus und durch die Tatsache, daß das Virus in die Milch der tuberkulösen Kühe übergeht.

Insoweit als das Problem einer gesundheitsgemäßen Ernährung menschlicher Säuglinge, welche die Mutterbrust entbehren müssen, seine Lösung finden soll durch die Verabreichung hygienisch einwandfreier Kuhmilch, hängt demnach, wie man sieht, alles davon ab, daß tuberkulosefreies Milchvieh für die Säuglingsmilchgewinnung benutzt wird.

Diese Voraussetzung kann jetzt verwirklicht werden mit Hilfe der Bovovakzination, d. h. mit Hilfe der Tuberkuloseschutzimpfung unter Anwendung eines Impfstoffs, den ich Bovovakzin genannt habe und der zum Zweck der Perlsuchtverhütung jungen gesunden Kälbern in die Blutbahn einzuspritzen ist. Daß überall da, wo genau nach meinen Vorschriften verfahren wird, die Bovovakzination ihren Zweck vollkommen und ohne Schaden für die Impflinge erfüllt, haben veterinärärztliche Autoritäten in Gießen, Darmstadt, Freiburg, Leipzig, Budapest, Alfort, Lyon, Brüssel u. s. w. bestätigt. Die wichtigste wissenschaftliche Bestätigung rührt her von Professor Vallée, dem Nachfolger Nocards in der Direktion der Veterinärschule in Alfort-Paris. Er sowohl wie Roux, der Direktor des Pariser Pasteur-Instituts, haben rückhaltslos mir die Erklärung abgegeben, daß die Bovovakzination alles leistet, was eine Schutzimpfung überhaupt leisten kann, daß sie nämlich vollkommen unschädlich und sicher wirksam ist, was sowohl die klinische Beobachtung als auch der Sektionsbefund bovovakzinierter Impflinge ergeben habe.

Angesichts der Anteilnahme so vieler Veterinärinstitute sowie der Regierungsorgane ausländischer Staaten und außerpreußischer Bundesstaaten des Deutschen Reiches an der Feststellung der wissenschaftlichen Begründung und des praktischen Wertes meiner Bovovakzination wird es einigermaßen auffallend erscheinen, daß preußische Veterinärinstitute und preußische Regierungsvertreter landwirtschaftlicher Interessen keine Fühlung mit mir in dieser doch so wichtigen Frage gesucht haben.

Diese auffallende Tatsache ist jedoch, wie mir scheint, nicht auf eine sachliche Ablehnung der von mir im Jahr 1901 bekanntgegebenen Rinderschutzimpfung zurückzuführen. Denn implizite ist auch im preußischen Ministerium für Landwirtschaft die Wichtigkeit meiner Tuberkuloseschutzimpfungsmethode anerkannt worden, insofern nämlich, als der Herr Minister die Schützsche Nachahmung meiner Methode den ihm unterstellten Veterinärärzten zur praktischen Benutzung angelegentlichst empfohlen hat.

Meine Bovovakzination hat inzwischen in der landwirtschaftlichen Praxis schon ihre Brauchbarkeit bewiesen in vielen Tausend Einzelimpfungen, an denen hervorragende Viehzüchter in verschiedenen Ländern beteiligt sind. Obenan stelle ich die nicht genug zu rühmende Förderung der Bovovakzination durch Seine Königliche Hoheit den Prinzen Ludwig von Bayern, der sie seit drei Jahren auf seinen ungarischen Gütern systematisch durchführen läßt. Frühzeitig haben auch die Grafen Schwerin-Göhren und Wolfshagen in Mecklenburg, die Herrschaftsverwaltungen des Erzherzogs Friedrich von Oesterreich, des Fürsten Fürstenberg in Böhmen ihre Rinder impfen lassen. Staatlicherseits ist die Bovovakzination mustergültig organisiert worden im Großherzogtum Hessen, aber auch andre Bundesstaaten des Deutschen Reiches haben durch ihre Regierungsorgane sich an ihrer Einführung in die Praxis beteiligt. Frankreich, Belgien, Rußland, Nordamerika, Argentinien, Japan sind nachgefolgt, und so steht zu erwarten, daß die schon jetzt recht ansehnliche Impfstatistik in kurzer Zeit noch sehr viel größer werden und die praktische Brauchbarkeit meiner Rindertuberkulosetilgungsmethode bald ebenso zur allgemeinen Anerkennung bringen wird, wie jetzt meine Diphtherietherapie allgemein anerkannt ist als praktisch brauchbare Methode. Ueber das Stadium der wissenschaftlichen Vor- und Nachprüfung ist die Bovovakzination längst hinausgelangt. In weiteren Institutsversuchen werden sich zwar noch allerhand gelehrte Sachen vorbringen lassen, aber für die Praxis scheint dabei ebenso wenig herauszukommen wie aus den gelehrten Diskussionen im Laufe der letzten elf Jahre für die Verbesserung meines Diphtherieheilserums und Tetanusheilserums herausgekommen ist.

Ich muß das ausdrücklich betonen, weil gerade solche Institutsdirektoren und akademische Lehrer, die noch nie und nirgends eine Begabung für die Ausarbeitung therapeutisch wirksamer Methoden verraten haben, mit Vorliebe die Neigung haben, die praktische Verwertung anderswoher stammender therapeutischer Errungenschaften ad calendas graecas oder wenigstens so lange zu verschieben, bis sie selbst angeblich eine Verbesserung zustande gebracht haben.

In bezug auf die Schnelligkeit, mit der eine radikale Perlsuchttilgung in größeren staatlichen Verbänden sich mit Hilfe der Bovovakzination wird verwirklichen lassen, versprechen sich manche Sachverständige mehr wie ich selbst.

So ist in der Tagespresse mitgeteilt worden, daß die belgischen Staatstierärzte auf Grund einer kommissarischen Prüfung der Leistungsfähigkeit meines Bovovakzin die Ausrottung der Rindertuberkulose schon nach wenigen Jahren in Aussicht stellen. So optimistisch bin ich nicht, und um späteren Enttäuschungen zu begegnen, möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich warnen vor dem Irrglauben, daß jedes bovovakzinierte Kuhkalb später unbedingt zur tuberkulosefreien Kuh heranwachsen und eine tuberkelbazillenfreie Milch liefern müßte. Das wird ganz gewiß nicht der Fall sein in solchen Viehbeständen, wo viele Kälber zur Zeit der Schutzimpfung schon tuberkuloseinfiziert sind. Die schon bestehenden Tuberkuloseherde werden ja durch die Schutzimpfung keineswegs direkt beseitigt, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß von alten, vor der Impfung entstandenen

Tuberkuloseherden unter dem Einfluß anderweitiger Gesundheitsstörungen und besonderer Wachstumsverhältnisse die Tuberkelbazillen in die Blutbahn und in die Milch der zu Kühen herangewachsenen Impflinge übergehen können. Dieses Ereignis sah ich im Anschluß an das Abkalben von schutzgeimpften Rindern aus notorisch verseuchten Beständen mehrmals eintreten. Ich kann also nach wie vor einen vollen Erfolg der Bovovakzination nur bei solchen Impflingen versprechen, die zur Zeit der Erstimpfung noch nicht Gelegenheit gehabt haben zur Aufnahme des Perlsuchtvirus in ihren Organismus. In tuberkulosedurchseuchten Rindviehbeständen ist diese Bedingung nur zu erfüllen durch Ueberführung der neugeborenen Kälber in einen tuberkulosereinen Raum bei gleichzeitiger Ernährung mit einer tuberkelbazillenfreien Milch. Die Bovovakzination ist eben ein präventives, d. h. tuberkuloseverhütendes, aber nicht ein kuratives oder tuberkuloseheilendes Verfahren. Sie scheint zwar in manchen, ja vielleicht in vielen Fällen auch einen günstigen Einfluß auszuüben auf den Verlauf der Tuberkulose von schon infizierten Kälbern. Gar zu sicher darf man sich darauf aber nicht verlassen.

Im übrigen habe ich die Ueberzeugung, daß die Bovovakzination jetzt ihren Weg ganz von selbst zurücklegen wird, der ihr dann freilich sehr erleichtert werden kann durch eine sachverständige und wohlwollende Unterstützung seitens der dazu berufenen Regierungsorgane.

Kolonien und Seemacht

Rückblick und Zukunft

Von

Freiherrn von Schleinitz

Die Geschichte lehrt uns, daß Seemacht und Kolonien sich gegenseitig bedingen, wobei unter Seemacht nicht nur der militärische Schutz zur See, sondern auch die den Seehandel vermittelnden Verkehrswerkzeuge zu verstehen sind. Seemacht und Kolonien sind Aeußerungen der die Vermehrung und Ausgestaltung des Wohlstandes durch den Seehandel zum Ziele nehmenden menschlichen Bestrebungen und dienen der Ausbreitung der Kultur über die Erde und ihrer Vertiefung.

In den noch auf niederer Kulturstufe stehenden Landgebieten konnte der überseeische Handel nur Fuß fassen und sich entwickeln, nachdem dort Niederlassungen von kulturell höher stehenden Handelsbeflissenen oder in andrer Weise Gewinnsuchenden errichtet worden waren.

Die Anreihung der Niederlassungen und in Besitz genommenen Territorien an den kolonisierenden Staat hatte sich in sehr verschiedener Gestalt vollzogen. Zum Teil zog man schon von Hause als Eroberer im Auftrage des Landes-

herrn oder durch dessen Autorität gedeckt aus, zu anderm Teil wurden vom Entdecker neuer Länder diese ohne vorhergegangenen Auftrag für die Krone in Besitz genommen, wiederholt beanspruchte das Oberhaupt der katholischen Kirche das Recht und übte es aus, die neu entdeckten oder erst noch aufzufindenden Länder bei gleichzeitiger Christianisierung — oft leider nur durch Feuer und Schwert — einzelnen europäischen Mächten zuzusprechen, verschiedentlich endlich bildeten sich Privatgesellschaften zur Verwaltung und kaufmännischen Ausnutzung ferner Länder (englische, holländische, französische Kompanien), für sich früher oder später den Schutz ihrer Landesregierung beanspruchend und erhaltend.

So entstanden die älteren Kolonien, die für die in sehr verschiedener staatsrechtlicher Form eingegangene Verbindung mit dem Mutterlande sowie zu ihrer Sicherheit gegen Angriffe und Zerstörung des Schutzes der militärischen Seemacht bedurften, ein Schutz, der zuweilen versagte, so daß Uebergang von einer in die andre Hand nicht selten war.

Der rivalisierende Neid der seehandeltreibenden Kulturstaaten führte in späterer Zeit dann aber zu der Besitzergreifung ausgedehnter Landstriche in Afrika, Asien und der Südsee ohne direkte Handelsnotwendigkeit, zumeist aus dem Grunde, andre Staaten an der Aneignung und Ausnutzung der betreffenden Länder zu verhindern, wenn auch in vielen Fällen die Staaten zunächst nicht direkt die Länder in Besitz nahmen, sondern nur die sie sich aneignenden Personen oder Gesellschaften unterstützten und ihre Erwerbungen unter ihren Schutz stellten. Es führte dies zu der eigenartigen Form, daß Staaten auf einige von Privaten mit Häuptlingen abgeschlossene, von diesen halb erzwungene, jedenfalls in ihrer Tragweite von ihnen nicht erkannte, also auf bloß fingierter Grundlage beruhende Abtretungsverträge hin sich in große Landmassen an der Hand der vielfach höchst mangelhaften Karten (denn viele der Länder waren noch so gut wie unerforscht) durch diplomatisches Uebereinkommen teilten und zwischen den beiderseitigen Ländern mehr oder weniger gar nicht der Landestopographie oder Stammeszugehörigkeit Rechnung tragende Grenzen vereinbarten. In vielen Fällen, z. B. in der Südsee, lagen auch gar keine Abkommen mit Häuptlingen vor oder solche hatten wegen der dort existierenden Tausende von kleinen selbständigen Bezirken und Häuptlingsschaften keine Spur von Bedeutung. Man erfand das Wort „Interessensphäre“ und zog zur Abgrenzung derselben auf der Karte nach geographischer Breite und Länge gerade Linien. Es wurde also ein durch das gegenseitige Mißgönnen hervorgerufenes und nur daraus erklärliches, ebenso willkürliches Verfahren in die koloniale Landerwerbspraxis eingeführt, wie die mittelalterliche Teilung der Erde durch das Oberhaupt der Kirche.

Für Deutschland war diese Art des Vorgehens, zu dem es durch das länderneidische England gewissermaßen gezwungen wurde, mehr angezeigt und gerechtfertigt als für andre Mächte, denn es nötigte dazu sowohl der tatsächlich große Strom der deutschen Auswanderung, der uns schwächte und andre Staaten befruchtete (insbesondere Amerika und Australien), wie auch der Umstand, daß die für die materielle Unterhaltung seiner rasch anwachsenden Bevölkerung un-

erläßliche Ausdehnung seines Handels über See zur Absetzung der von seiner Industrie erzeugten Werte des Verkehrs nach außen und der Schaffung und Sicherung von auswärtigen Märkten um so weniger entraten konnte, als durch Zollmaßregeln der andern Staaten und Kolonien der Absatz in deren Emporien beliebig erschwert werden konnte und auch wurde (Australien, Kanada u. s. w.).

Mit Aufwendung jeder möglichen Energie mußte daher nachgeholt werden, was die Vorfahren versäumt hatten, ehe die Erde ohne uns gänzlich verteilt wurde. Die deutsche Staatsleitung war dabei übrigens nicht die treibende Kraft: das deutsche Volk selbst hatte die Initiative ergriffen, seinem richtigen Gefühl für ein dringendes Entwicklungsbedürfnis wurde endlich, wenn auch nur sehr allmählich, die schuldige Rechnung getragen. Ohne die geringste staatliche Unterstützung, dem germanischen Wandertrieb und Weltendrang folgend, hatte der einzelne Deutsche schon lange in diese Richtung hineingedrängt, an der Spitze der hanseatische Kaufmann, überall Handelsbeziehungen anknüpfend; ihm folgend und durch ihn angeregt: der deutsche Auswanderer, um fremder Scholle mit zäher Ausdauer Arbeitsgewinn abzuringen. Es war besonders letzteres eine vom nationalen Standpunkte aus zu beklagende Zersplitterung der deutschen Kraft, die nur wenig dem Vaterlande, zumeist der Fremde zugute kam.

Erst mit der sehr langsam im Vaterlande einkehrenden Wohlhabenheit, teils infolge der größeren Friedenssicherheit und der durch den österreichischen und französischen Krieg erkämpften Einheit, kam auch Staatsleitern die Erkenntnis, daß nur Eintreten für eine Weltpolitik den Deutschen vor weiterem Zurückgedrängtwerden in Handel und Wandel schützen könne und es ihm ermöglichen werde, mit den andern weltmachtlich uns damals so überlegenen Nationen zu konkurrieren. Um dies zu betätigen und durchzuführen, gab es nur zwei Wege: Anregung, Förderung und Schutz der Seehandelsinteressen durch kräftigere Entwicklung der Seemacht (Kriegsmarine, Subvention der Seedampfschiffahrt) und Gründung von Kolonien als eignes Betätigungsfeld für den deutschen Auswanderertrieb und weltstrebenden Unternehmungsgeist.

Das sehr späte Eintreten hierfür schuf aber Schwierigkeiten, die noch heute schwer überwindbar sind, weil alle andern Großmächte uns auf diesem Gebiete so unendlich weit voraus sind.

Wenn die Gründung von eignen Kolonien daher als eine zwingende Notwendigkeit angesehen werden muß, dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß Kolonien für die militärische Stellung Deutschlands einen schwachen Punkt bilden, denn wir vermögen ihnen *vorderhand* einen genügenden Schutz gegen Angriffe von außen durch unsre Flotte und Verteidigungstruppen nicht zu gewähren. Es kommt bei der Unzureichendheit unsrer Flotte ja leider eben nur Krieg gegen *überlegene* Seemächte in Frage, welche die See beherrschen, uns in Nordsee und Ostsee eingeschlossen halten und nach Belieben Truppen in unsern, außer Kiautschou, nirgends mit Befestigung versehenen Kolonien landen lassen können.

In früheren Aufsätzen in diesen Heften habe ich hierauf bereits hingewiesen

und betont, daß es eine wichtige Aufgabe unsrer Kolonialpolitik sei, die eingeborenen Bewohner der Kolonien so zu behandeln und zu erziehen, daß sie sich bewußterweise als integrierenden Teil der deutschen Nation fühlten und auch im Kriege zu uns hielten. Ich versuchte auch den Fehler klarzulegen, den wir von Hause aus dadurch begangen hatten, daß wir ohne Aufstellung eines auch die ausführenden Organe bindenden Programms in die Kolonialpolitik eingetreten waren und ohne solches weiterwirtschafteten, wodurch wir vielfach in die Brüche gerieten.[1]) Jedenfalls war es eine erstaunliche Erscheinung, daß man an maßgebender Stelle sich nicht bewußt zeigte, daß zur Leitung kolonialer Angelegenheiten ein gewisses Maß sachlicher Erfahrung unentbehrlich sei. Nur weil diese mangelte, wurde zum Schaden der Sache der Begehrlichkeit eigennütziger kolonialer Spekulanten in erster Linie vielfach Rechnung getragen, und die Interessen sowohl der kleineren Ansiedler, wie namentlich die der Einwohner erfuhren Vernachlässigung. Was konnte es nutzen, wenn man der nicht genügend sachverständigen Leitung zum Ausgleich ihrer praktischen Unerfahrenheit einen Kolonialrat zur Seite stellte, bei dessen Gutachten in wichtigen Fragen gerade oft wieder die materiell Beteiligten den Ausschlag gaben, denn deren Urteil stand nicht selten der Fürsorge für die Eingeborenen und ihrer gerechten Behandlung, zuweilen auch dem Interesse kleiner Ansiedler entgegen.

Es trat auch bald in die Erscheinung, daß die Leitung wenig Fühlung mit den ausführenden Organen in den Kolonien hatte und nicht genügenden Einfluß auf diese zu üben verstand, so daß an Ort und Stelle mehrfach nicht nur die Lebensbedingungen der Eingeborenen der gebotenen Würdigung entbehrten, sondern auch unerhörte Schandtaten an denselben begangen werden konnten — Fehler, deren Früchte nach weltgeschichtlicher Gerechtigkeit wir dann zu ernten bekamen und mit dem Blut der Besten bezahlen mußten.

Und worin suchte, als die schlechten Erfolge in den Aufständen und andern Dingen vor Augen traten, die öffentliche Meinung, von der sich die leitende Stelle in ihrem Schwächegefühl leider alsbald beeinflussen ließ, den Grund? In dem zum Teil militärischen Charakter der Gouverneure und Stationsleiter, in der zu nachsichtigen Behandlung der Eingeborenen durch sie, in dem letzteren gewährten Schutze gegenüber Uebergriffen und Unterdrückung durch weiße Einwanderer.

Abgesehen von der für den Unparteiischen offenkundigen Tatsache, daß die Kolonien mit militärischen Gouverneuren noch am besten verwaltet wurden und daß Klagen gegen militärische Stationsleiter am wenigsten vorgekommen waren, sollte man sich zur richtigen Beurteilung dieser Sache doch einmal vergegenwärtigen, worin die bewundernswerte Disziplin und die ihr entstammenden Leistungen der Armee und Marine auf ihren sehr verschiedenartigen Gebieten begründet sind: Die oberen Militärbehörden haben durch hundertjährige Schulung es gelernt, den für Großtaten und besonders schwierige Verhältnisse unentbehr-

---

[1]) Deutsche Revue, 1903, April-Heft.

lichen stramm militärischen und doch gleichzeitig idealen Geist derart auf alle ihre untergeordneten Organe zu übertragen, daß alle Handlungen der letzteren von diesem geleitet werden und von ihm erfüllt sind. Leitung und ausführende Organe sind wie aus einem Guß. Dadurch und nur dadurch vermag man Großes auf schwierigem Gebiete zu erreichen und hohe Aufgaben zu lösen.

Man schreit auch aus den Kolonien nach Zivilverwaltung innerhalb derselben, einfach weil man ein möglichst großes Maß von Ungebundenheit wünscht, und vergegenwärtigt sich nicht, daß Zivilverwaltung tatsächlich fast überall eingeführt war, wenn auch eine Anzahl von Offizieren unter den Ausübenden sich befanden. Hätten wir, für den Anfang wenigstens, eine durch und durch militärisch organisierte Verwaltung in den Kolonien gehabt und als Chef des Kolonialamtes einen erfahrenen, möglichst unabhängigen Offizier, wie in der in jeder Beziehung als Vorbild hinzustellenden Kolonie Kiautschou, wir würden sehr viel weiter sein, und manche der beklagenswerten Rückschläge wären uns erspart geblieben.

Ein großer Teil der leider nicht abzuleugnenden Mißerfolge unsrer Kolonialpolitik ist sicherlich darauf zurückzuführen, daß die Kolonialleitung es nicht verstanden hat, ihre ausübenden Organe mit dem Geiste einer weisen und wohlwollenden Regierungskunst zu erfüllen. Nur so ist es auch erklärbar, daß örtliche Beamte ihre Pflichten den Eingeborenen gegenüber völlig verkannten und daß noch in jüngster Zeit von solcher Seite zur Rechtfertigung dieses Standpunktes erschreckend eigennützige Grundsätze als die einzig richtigen ohne Scheu verkündet wurden. Es wurde da unter anderm die Ansicht verfochten, daß wir Kolonien nur erworben hätten, um Geld zu verdienen, und daß es falsch sei, den Schein zu erwecken, als ob der Zweck dessen gewesen sei, eingeborenen Völkern die Segnungen der Kultur zu bringen, daß die Aufgabe, den Neger zur Arbeit zu erziehen, nicht aus Rücksicht auf diesen uns obliege, sondern nur, weil wir des Negers Arbeit in unserm Interesse brauchten, daß wir auch nur deshalb die Eingeborenen vom gegenseitigen Bekriegen und Auffessen abhalten müßten, weil uns dadurch ihre Arbeitskraft, die wir nun einmal nicht entbehren könnten, verloren ginge, und daß eine starke Hand und Pulver und Blei dazu gehöre, im Kampf der Interessen unserm Willen Nachdruck zu verleihen. Alle kolonialen Menschenfreunde hatten wohl gehofft, daß der auf den beiden Kolonialkongressen, namentlich dem ersten zum Ausdruck und Durchbruch gelangte, des deutschen Volkes allein würdige humanitäre Standpunkt praktischer Kolonialpolitik der dort entrollten Fahne edler Menschlichkeit ein für allemal zum Siege verholfen habe und hinfort Rückfälle ins barbarische Gebiet unmöglich gemacht seien. Es wird gewißlich von mancher Seite bedauert worden sein, daß das Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft ihre Spalten dem gegenteiligen Standpunkt wieder öffnete. Erfreulich ist dabei aber, daß diesen Aeußerungen an derselben Stelle zum Teil aus Kreisen praktisch erfahrener Kolonisten (durch die Herren von Roenne, Clemens, J. K. Vietor, B. Herold) in würdiger Weise entgegengetreten wurde.

Hier darauf zurückzukommen, schien auch nur deshalb nötig, um zu zeigen, wie unerläßlich es ist, daß die sicherlich den Eingeborenen wohlwollende koloniale Leitung sich bemüht und es versteht, ihre lokalen Organe besser in der Hand zu halten, um durch diese auch auf die Ansiedler entsprechend einzuwirken, damit die Eingeborenen in uns nicht ihre Feinde, sondern ihre Erzieher und Freunde erkennen. Dem Tieferblickenden kann es jedenfalls nicht zweifelhaft sein, daß der beklagenswerte Ausbruch der afrikanischen Unruhen zu einem guten Teil auf das erwiesene Ungeschick zurückzuführen ist, die Eingeborenen richtig zu nehmen und zu lenken, weil dieser Kunst an maßgebender Stelle infolge Mangels der Beherrschung des Gegenstandes und Unterlassen des Aussteckens hoher Ziele nicht die ihr gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Abgesehen von den immensen Opfern an Blut und Geld, die uns das gekostet hat, ist dadurch für uns die Möglichkeit, unsre Kolonien mit Hilfe der militärisch zu organisierenden Eingeborenen gegen feindliche Eroberungslust andrer Mächte zu schützen und uns zu erhalten, wenigstens in einigen der Kolonien auf Jahrzehnte zurückgedrängt.

Es ist ja sehr verwunderlich, daß man bisher das wichtige Thema der Verteidigung und Erhaltung unsrer Kolonien im Falle eines europäischen Krieges, in den wir verwickelt würden, keiner öffentlichen Erörterung unterzogen hat, und es stellt auch das der Umsicht der verantwortlichen Behörden kein gutes Zeugnis aus. Zwar enthält die dem Reichstage von seiten der Marineverwaltung bei Gelegenheit der Beratung über das letzte Flottengesetz vorgelegte Denkschrift vom 14. Juni 1900 den Satz: „Um unter den bestehenden Verhältnissen Deutschlands Seehandel und Kolonien zu schützen, gibt es nur ein Mittel: Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigne Machtstellung in Frage gestellt wird," und weiter: „Um das gesteckte Ziel: Schutz unsers Seehandels und unsrer Kolonien, durch Sicherung eines Friedens in Ehren zu erreichen, sind für Deutschland nach Maßgabe der Stärkeverhältnisse der großen Seemächte und unter Berücksichtigung unsrer taktischen Formationen zwei Doppelgeschwader vollwertiger Linienschiffe mit dem notwendigen Zubehör an Kreuzern, Torpedobooten u. s. w. erforderlich," aber, wie ich schon in meinem Aufsatz: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser" des näheren ausführte, ist gar nicht daran zu denken, daß wir obiger Aufgabe mit dem in dem Flottenplan verlangten Umfang der Zukunftsflotte gewachsen sein werden, selbst nicht mit der gegenwärtig geplanten und zu erhoffenden Verstärkung[1]) derselben. Man darf annehmen, daß sich dessen auch die Marineverwaltung bewußt ist, denn der Staatssekretär der Marine äußerte sich bei der mündlichen Motivierung der Vorlage in diesem Sinne, indem er ausführte:

[1]) Die für dieses Jahr geplanten großen englischen Flottenmanöver, die auch zeigen sollen, wie England seinen Seehandel in allen Meeren zu schützen und den feindlichen zu vernichten vermag, versprechen außerordentlich lehrreich zu werden und [illegible] unsre ganze gegenwärtige maritime Schwäche vor Augen führen.

„Für den Auslandsdienst wären so viel Schiffe vorzusehen, als erforderlich sind, erstens um unsre Interessen im Frieden überall kraftvoll zu vertreten, und zweitens, um gegen halbentwickelte Staaten von geringer Seemacht ausreichende Streitkräfte zur Hand zu haben."

Man kann hieraus nur das Fazit ziehen, daß im Kriege mit einer europäischen Großmacht unsre Kolonien schutzlos sind, wenn sie nicht in sich selbst verteidigungsfähig gestaltet werden, womit wir aber, nachdem dieses Ziel durch fehlerhafte Kolonialwirtschaft leider in sehr weite Ferne gerückt ist, zurzeit nicht rechnen dürfen.

Hinsichtlich unsrer ganzen überseeischen Interessen, die für Deutschland in dem letzten Jahrzehnt eine so überaus große Wichtigkeit erlangt haben, befinden wir uns überall in der denkbar gefährdetsten Lage, und wir dürfen unsre Augen dieser beunruhigenden Perspektive nicht länger verschließen.

Wie ich im zweiten Teil meines oben angezogenen Aufsatzes die Notwendigkeit hervorhob, im Friedens- und Kulturinteresse aller friedliebenden Nationen das völkerliche Seerecht weiter auszugestalten und mit barbarischen Gebräuchen desselben aufzuräumen, so möchte ich an dieser Stelle auf die große internationale Wichtigkeit der Aufnahme und Weiterentwicklung einer schon von andrer Seite [1]) gegebenen Anregung mit allem Nachdruck hinweisen, denn sie würde dem allgemeinen Kulturinteresse aller Völker in hohem Grade dienen. [2])

Es ist ja Tatsache, wie schon Herr von Brandt bemerkt, daß die meisten Kriege der letzten Jahrzehnte durch koloniale Anstöße entstanden sind: so der japanisch-chinesische (wegen Korea), der spanisch-amerikanische (wegen Kuba), der italienisch-abessinische, der Burenkrieg, der russisch-japanische, und selbst den englisch-ägyptischen, den Sudan-Krieg, den französisch-chinesischen (Tonking) darf man in diese Kategorie einordnen. Augenblicklich ist die Welt wieder in Aufregung versetzt durch das Aufeinandergeraten der verschiedenen Interessen in Marokko.

Den Kolonien eignet an sich weder die Einheitlichkeit noch die Selbständigkeit wie ihren Mutterländern, auch ist ein eigentliches und wirklich tiefgehendes Lebensinteresse für letztere wohl nur selten mit dem Besitz verbunden, sofern nur die Möglichkeit eines freien Verkehrs und Handels nach ihnen gesichert bleibt.

Wir finden in den Kolonien ja meist keine einheitliche Bevölkerung, sondern auch, abgesehen von den andersrassigen Eingeborenen, ein mehr oder weniger

---

[1]) M. von Brandt in der „Deutschen Revue", Septemberheft 1905 und Schlußbemerkung der Redaktion dieser Zeitschrift hierzu, sowie Professor Lammasch im Novemberheft 1905 betonen die Wichtigkeit eines internationalen Kolonialgerichtshofes in Verbindung mit dem Haager Schiedsgerichtshof.

[2]) Anmerkung der Redaktion. Für das Auswärtige Amt bietet die nächste Haager Konferenz Gelegenheit, einen Antrag für Einsetzung eines internationalen Kolonialgerichts als selbständige Abteilung des Haager Schiedsgerichts einzubringen. Ein solcher Antrag wird von der Mehrheit der auf der Konferenz vertretenen Mächte und von allen Freunden unsrer Kolonien und des Weltfriedens freudig begrüßt werden.

großes Gemisch verschiedener Nationalitäten. Da liegt es auf der Hand, daß hier auch der Zündstoff für Differenzen sich leicht findet und zur Explosion gelangt. So sind den Mutterländern — England, Spanien, Portugal, Holland u. s. w. — manche Kolonien verloren gegangen, indem sich diese selbständig machten oder infolge von europäischen Kriegen dem Sieger zufielen, übrigens meist ohne erhebliche Rückwirkung auf Macht und Wohlstand des Mutterlandes.

Das nach jeweiliger Sachlage nicht unnatürliche Streben mancher Kolonien nach staatlicher Selbständigkeit ist ein Entwicklungsprozeß, der sich immerfort vollziehen wird und als im Gange befindlich auch heute mancherorts bemerklich ist. Einer unerwünschten gänzlichen Trennung wird man aber am sichersten begegnen können, wenn man den Kolonien eine von den großmächtigen Kulturstaaten einigermaßen unabhängige Sonderstellung durch völkerrechtliches Uebereinkommen gibt. In Europa selbst haben, wenn auch nicht ganz gleiche, so doch ähnliche Gesichtspunkte zur Neutralisierung einzelner Staaten (Schweiz, Belgien) geführt, hauptsächlich aus dem Grunde, daß sie als einige der Großstaaten trennende Durchzugsländer auf diese Weise die Kriegsmöglichkeit erschwerten. Jedenfalls kann man sagen, daß die Kolonien selbst, namentlich auch die eingeborene Bevölkerung, einen nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteil in verschiedener Richtung davon hätten, wenn sie aufhörten, Zankapfel stärkerer Staaten zu sein, und für den Frieden Europas und Amerikas wäre es von hohem Wert, wenn für alle Zukunft das Streitobjekt der Kolonien ausgeschaltet würde. Damit wird sich auch eine mehr einheitliche Auffassung der Eingeborenenfrage, d. h. der staatsrechtlichen Stellung, die denselben einzuräumen oder die für dieselben anzustreben ist, anbahnen. Jede das Humanitätsgefühl empörende Behandlung der Eingeborenen, wie sie namentlich in den Kongostaaten vorkam, würde dadurch erschwert werden. Ein Anfang in dieser Richtung ist ja auch schon gemacht durch das Verbot resp. die Beschränkung der Sklaverei und der Waffeneinfuhr sowie der Spirituosen in einige afrikanische und andre Kolonien durch die Berliner Konferenz und andre Abkommen, eine Uebereinkunft, die schon die segensreichsten Folgen gezeitigt hat, denn in verschiedenen der afrikanischen Kolonialgebiete fangen die Eingeborenen an, sich zu fleißigen Ackerbauern zu entwickeln, und ermöglichen einen von Jahr zu Jahr steigenden Export tropischer Ackerbauprodukte. Dieselbe Konferenz hat ferner bereits freien Verkehr und Handel für alle Nationen im Bereich des Kongo und Niger vorgesehen, was freilich die Leitung des Kongostaates einfach mißachtet hat. Bekanntlich hat sich auch schon aus der Privatinitiative eine die friedliche Entwicklung der Kolonien zum Ziele habende internationale Einrichtung gebildet: das Institut colonial International —, das alle Kolonien gemeinsam Förderndes in Beratung nimmt und das richtig Erkannte zur Berücksichtigung bezw. Einführung in Vorschlag bringt.

Auch zur Begegnung der sogenannten äthiopischen Gefahr (Afrika für die Afrikaner), von der in neuerer Zeit viel gesprochen und manches gefürchtet wird, wäre durch einen Zusammenschluß der Kolonialmächte für eine Eingeborenen-

politik mit gleichem Ziel viel gewonnen, namentlich wenn man den Eingeborenen in ihrer Stammesgesamtheit das Recht einräumte, bei Meinungsverschiedenheiten oder Streitigkeiten mit andern Rassen die Entscheidung eines Kolonialgerichtshofes anzurufen.

Einseitige Abmachungen, wie die zwischen England, Frankreich und Spanien hinsichtlich Marokkos, die immer eine gewisse Kriegsgefahr in sich begreifen werden, würden bei umsichtiger Organisierung eines Kolonialgerichtshofes und Feststellung seines Arbeitsfeldes kaum mehr zu befürchten sein, denn dem Gerichtshof müßte auch die Befugnis zugesprochen werden, ein Urteil über die Zulässigkeit einer weiteren Expansion des kolonialen Gebietes einzelner Mächte im Hinblick darauf abzugeben, daß dadurch die Interessen andrer Mächte berührt werden, wenn diese dafür den Nachweis führen.

Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, für die Organisierung eines derartigen Gerichtshofes mit Vorschlägen hervorzutreten; vielleicht könnte der bestehende Haager Schiedsgerichtshof nach diplomatischem Uebereinkommen aller bei der Haager Konferenz beteiligt gewesenen Staaten mit Vorschlägen in dieser Richtung betraut werden. Durch einen für den Zweck zu berufenden internationalen Kongreß wären dann Umfang und Aufgabe sowie alle Einzelheiten des Arbeitsgebietes und des formalen Vorgehens festzustellen. Hier sollte nur das vorhandene Bedürfnis für eine derartige Einrichtung betont und die von andrer Seite schon angeregte Idee im Interesse des Fortschreitens nach dem Ziel eines besser zu wahrenden Völkerfriedens und der würdigeren Behandlung und Erziehung der unterworfenen, in der Kultur noch zurückstehenden Rassen beleuchtet und ihre Verwirklichung dadurch gefördert werden.

Deutschland und die auswärtige Politik

Um Deutschlands Stellung in der marokkanischen Angelegenheit richtig zu beurteilen, wird man die Situation von heute mit der vom Frühjahr 1904, als die französisch-englische Konvention abgeschlossen war, vergleichen müssen. Das Reich sah sich plötzlich vor einer Sachlage, der gegenüber es seine Rechte und seine Würde zu verteidigen hatte.

Es ist bis auf den heutigen Tag nicht aufgeklärt, wie es möglich war, daß zwei Großmächte, England und Frankreich, ihre Unterschrift so entwerten konnten, wie es damals durch jene Abmachung geschehen ist, die der von ihnen negoziierten und unterschriebenen Madrider Konvention von 1880 schnurstracks ins Gesicht schlug, unter gleichzeitiger Ignorierung des deutsch-marokkanischen Vertrages, der uns seit 1891 die Rechte der meistbegünstigten Nation in Marokko einräumt und im Artikel 1 „alle Rechte, Vorteile und Privilegien“ zusichert, „welche den Angehörigen der meistbegünstigten Nation zugestanden sind oder künftig zu-

gestanden werden". Deutschland hat danach das Recht zu verlangen, in allen Zugeständnissen gleichgestellt zu werden, die der Sultan von Marokko vor und nach 1891 irgendeinem andern Staate eingeräumt hat oder noch einräumen wird. Weder den Franzosen noch den Engländern konnte dieser Vertrag unbekannt sein, es müßte denn eine unglaubliche Nonchalance bei der Diplomatie dieser beiden Mächte in der Betreibung ihrer Geschäfte vorliegen. Aus London wird zwar berichtet, daß man dort tatsächlich weder an die Madrider Konvention noch an den deutschen Vertrag gedacht habe! Böse Zungen haben daran sogar die Behauptung geknüpft, man habe im Foreign Office davon überhaupt nichts gewußt. Es ist aber kaum anzunehmen, daß im britischen Auswärtigen Amt eine Registratur der Verträge Englands sowie derjenigen Länder, in denen England wichtige wirtschaftliche und politische Interessen hat, nicht vorhanden sein sollte. Noch weniger kann das in Paris der Fall sein, zumal die marokkanischen Gesandtschaften, die im Lauf der letzten dreißig Jahre nach Berlin kamen, ihren Weg stets über Paris genommen haben. Bei der eifersüchtigen Aufmerksamkeit der französischen Diplomatie darf man vielmehr voraussetzen, daß Herr Delcassé und sein Stab über diese Dinge sehr genau unterrichtet waren und es darauf ankommen lassen wollten, ob und wie weit Deutschland seine Rechte geltend machen würde. Wie sehr dabei mit allen Eventualitäten gerechnet wurde, erhellt unter anderm aus dem Umstande, daß Frankreich bereits seit dem Sommer 1904 nach Möglichkeit Gold an sich zog, so daß es gegenwärtig ungefähr 4 Milliarden in Gold bereit liegen hat. Acht Wochen nach der Unterzeichnung der französisch-englischen Konvention war König Eduard acht Tage lang in Kiel mit seinem kaiserlichen Neffen zusammen, ohne diesem auch nur vertraulich von Fürst zu Fürst oder als Oheim zum Neffen eine Andeutung über diese Konvention zu machen. Es ist daher begreiflich und auch wohl den Tatsachen entsprechend, daß man in Berlin mit einem Konflikt zu rechnen begann, auf den Frankreich ausging und wobei, wie wir seit dem vorigen Frühjahr wissen, die diplomatische und militärische Hilfe Englands als gesichert galt. Auch spricht dafür der weitere Umstand, daß Frankreich sich Italiens und Spaniens durch Geheimverträge versicherte und daß die Pariser Presse im vorigen Jahr, als die Lage sich zuspitzte, eifrig bemüht war, die marokkanische Angelegenheit als eine „Mittelmeerfrage" hinzustellen, die alle im Mittelmeer nicht unmittelbar interessierten Mächte nichts angehe. Immerhin waren die finanzielle und die diplomatische Kriegsbereitschaft Frankreichs sehr weit vorgeschritten, die militärische vielleicht noch nicht in dem Umfange, daß man sich ihr anvertrauen mochte, als Deutschland sich anschickte, den ihm hingeworfenen Handschuh aufzuheben. Mit dem Rücktritt Delcassés beginnt der Abstieg Frankreichs von dem Gipfel, den es in der marokkanischen Frage erklommen zu haben glaubte. Die Zustimmung zur Konferenz und zu dem dieser zugrunde gelegten Programm waren weitere Schritte abwärts; seitdem hat es auch auf der Konferenz trotz des erklärlichen Bestrebens, sich in Marokko die Vorhand zu sichern, doch bereits eine Reihe von Zugeständnissen an die von Deutschland vertretene Auffassung gemacht.

Wird eine große politische Frage zum Gegenstand einer internationalen Konferenz gemacht, so ist es in der Regel unvermeidlich, daß, zumal wenn eine militärische Entscheidung nicht vorliegt, ein Resultat nur Ergebnis eines Kompromisses sein kann. Deutschland hat im vorigen Sommer den Franzosen die Zustimmung zur Konferenz wesentlich erleichtert durch die Erklärung, daß es auf der Konferenz „weder Sieger noch Besiegte" geben solle. Wir selbst haben in Marokko nichts beansprucht, haben sogar die Entsendung deutscher Offiziere zur Organisation der marokkanischen Polizei ausdrücklich abgelehnt. Wir verlangten keinen Hafen, keinerlei Bevorzugung vor irgendeiner andern Macht. Vom deutsch-marokkanischen Vertrag und den Rechten, die er uns in Marokko gewährt, ist bis jetzt in Algeciras noch nicht einmal die Rede gewesen. Hätten wir unter Preisgebung der Madrider Konvention, unter Beanspruchung eines Hafens, uns mit Frankreich direkt verständigen wollen, so würde das wahrscheinlich sehr leicht gewesen sein. Angebote in dieser Beziehung lagen wiederholt vor, ob in offizieller Form, bleibe dahingestellt, denn Frankreich hatte ein sehr großes Interesse daran, Deutschland aus seiner stark gedeckten internationalen Position herauszulocken, um nachher sagen zu können, Deutschland habe seinen Einspruch nicht um internationaler Rechte willen erhoben, sondern lediglich zur Befriedigung seiner expansiven Politik. Diesen Gefallen haben wir Frankreich nicht getan, sondern sind in der Rolle des Wächters und Schirmers eines internationalen Vertrages geblieben, den Frankreich einseitig, wenn auch mit Unterstützung Englands, zu vernichten oder obsolet zu machen bestrebt war. Die Absicht Frankreichs, Deutschland diplomatisch zu isolieren, wurde damit durchkreuzt, Frankreich selbst unter einem starken diplomatischen Druck auf den Boden der Konvention von 1880 zurückgeführt.

So weit die deutsche diplomatische Offensive. Sie hat Frankreich zu der Anerkennung gezwungen, daß die Aprilkonvention von 1904 ihm nur England gegenüber Rechte gebe, für die andern Signatarmächte von 1880 aber absolut unverbindlich sei, im Gegenteil gegen deren Rechte direkt verstoße. Es folgte daraus die Notwendigkeit, die französisch-englische Abmachung dem Rahmen des bisherigen internationalen Rechtszustandes einzupassen. Dies zu bewirken ist die Aufgabe der Konferenz.

Deutschland hatte die Wahl, seiner Aktion die eine oder die andre Grundlage zu geben. Eine Aktion auf Grundlage des deutsch-marokkanischen Vertrages von 1891 war jedoch so lange nicht durchführbar, als der Sultan Frankreich keinerlei Vorrechte einräumte, im Gegenteil den französischen Forderungen gegenüber eine ablehnende Haltung annahm. Auch würde Deutschland sich dabei fünf Mächten gegenüber isoliert befunden haben. Unternahm das Reich dagegen seine diplomatische Aktion auf Grund der Konvention von 1880, so blieb es dabei in unangreifbarer, gut gedeckter Stellung und hatte das allgemeine Rechtsgefühl für sich. Die andern Mächte konnten sich der Anerkennung des von ihnen geschaffenen völkerrechtlichen Rechtszustandes nicht entziehen, und Deutschland blieb solchergestalt nicht den fünf Staaten vereinzelt gegenüber, sondern in der Deckung durch Oesterreich-Ungarn, Amerika u. s. w.

Die Instradierung der deutschen Politik ist somit eine durchaus richtige gewesen und hat infolgedessen auch Erfolge gezeitigt. Frankreich dagegen hatte die Konferenz und ihr Programm anerkannt, ist aber mit einer Miene am Konferenztisch erschienen, als ob es die Aprilkonvention nach wie vor als seinen Rechtstitel auf die Schutzherrschaft über Marokko ansehe und lediglich zur Beruhigung eines nervösen Nachbars diesem einige Aeußerlichkeiten zu konzedieren bereit sei. Die Rechtsfrage zu erörtern hat die französische Presse sich keinen Augenblick bemüßigt gefühlt, sondern sie verharrte bis Mitte März in einer mitunter drohenden und anmaßlichen Haltung, als ob Frankreich nur auf der Basis des uti possidetis zu verhandeln habe und der französische Anspruch das einzige für Marokko gültige Recht sei.

Aus dieser Doppelsinnigkeit der französischen Politik sind alle Schwierigkeiten entstanden. Sie hat äußerlich die Konferenz und deren Programm anerkannt, dann aber sich nach Möglichkeit geweigert, daraus die logischen Folgen zu ziehen, sondern ihre Haltung durch die vor Jahresfrist vom „Journal des Débats" offen zugestandenen Absichten Frankreichs bestimmen lassen, wonach die Ziele der Republik zunächst auf die Schutzherrschaft über Marokko und dann auf die Einverleibung gerichtet wären. Je mehr dies in den entscheidenden Punkten zutage getreten ist, je mehr Frankreich es als eine Art Ehrensache ansah, die internationale Beaufsichtigung und Ueberwachung der französischen (und spanischen) Offiziere in den Hafenplätzen zu vermeiden, desto zwingender wird es für Deutschland, mit weiteren Zugeständnissen Einhalt zu tun. Wir haben Frankreich unsern guten Willen, mit ihm innerhalb des Konferenzprogramms zur Verständigung zu gelangen, hinreichend zu erkennen gegeben. Aber schließlich sieht Deutschland sich vor die Notwendigkeit gestellt, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen und das Scheitern der Konferenz einem Nachgeben in den Prinzipienfragen ruhig vorzuziehen. Bleibt die Konferenz ohne Ergebnis, so tritt der durch die Aprilkonvention unterbrochene vertragsmäßige Status quo von 1880 wieder in Kraft, es sei denn, daß Frankreich die Machtfrage aufzuwerfen entschlossen sei. Darauf müssen wir es ankommen lassen und niemand zu der Annahme berechtigen, als ob wir uns davor fürchten. Soll es sein, — dann in Gottes Namen! Die französische Politik in Marokko ist wesentlich durch die Spekulationsinteressen von Finanzgruppen bestimmt.

Es ist der deutschen Politik von Anfang an ausschließlich darauf angekommen, internationale Prinzipien zur Geltung zu bringen, vor allen Dingen das Prinzip, daß europäische Verträge, die einem souveränen Lande gelten, nicht einseitig von einer einzelnen Macht abgeändert werden dürfen. Würde dieses Prinzip nicht festgehalten werden, hätte man Frankreich die pénétration pacifique in Marokko gestattet, so würde wahrscheinlich früher oder später eine andre Macht mit dem gleichen Anspruch einer solchen pénétration hinsichtlich der Türkei aufgetreten sein. Hätte man die Madrider Konvention klanglos beseitigen lassen, so wäre über kurz oder lang mit dem Berliner Vertrage das gleiche versucht worden. Deutschland wahrte somit einen internationalen Rechtsgrundsatz, dessen Nichtbeachtung eine ebenso

bedenkliche als unabsehbare Perspektive eröffnen mußte, nach französisch-englischer Berechnung vielleicht auch eröffnen sollte. Deutschland hat durch die Formulierung des Programms für die Konferenz deutlich genug dargetan, daß es ihm nur auf das Prinzip, nicht auf die Einzelheiten der Verwirklichung ankomme. Die gleiche Linie hat es während des Ganges der Verhandlungen selbst innegehalten. Wenn nun in der auswärtigen Diplomatie und in einzelnen größeren auswärtigen Preßorganen neuerdings wiederholt die Ansicht ausgesprochen worden ist, Deutschland habe genug Erfolge erzielt und könne nun nachgeben, so wird dabei absichtlich übersehen, daß die Linie, bis zu der Deutschland nachgeben kann und zum nicht geringen Teil bereits nachgegeben hat, nicht durch einseitige unberechtigte Forderungen, sondern eben durch die Festhaltung des Prinzips gezogen ist. Deutschland hat sich in Algeciras keineswegs auf bestimmte Einzelheiten festgelegt, sondern sich ausdrücklich bereit erklärt, jeden Vorschlag gewissenhaft prüfen zu wollen und keinem die Annahme zu versagen, der den Bestimmungen der Konvention von 1880 und dem Konferenzprogramm ehrlich Rechnung trägt.

Frankreich kam mit der Forderung zur Konferenz, von dieser die Ausübung der Polizei in Marokko als europäisches Mandat zu erhalten. Das ist von Deutschland abgelehnt worden, weil damit eine dem bisher gültigen Recht zuwiderlaufende Präponderanz einer einzelnen Macht verbunden gewesen wäre. Frankreich hat darauf eine französisch-spanische Polizei vorgeschlagen, die infolge der geheimen Abmachungen mit Spanien doch nur eine französische gewesen wäre. Deutschland hat dieser Forderung das Prinzip gegenübergestellt, daß mit der Souveränität des Sultans nur eine marokkanische Polizei, d. h. eine vom Sultan ernannte, vereinbar sei, deren Handhabung jedoch einer europäischen Kontrolle unterworfen werden solle. Diese Kontrolle sucht der österreichische Vorschlag durch Einsetzung eines von einer andern europäischen kleineren Macht gestellten Generalinspekteurs zu verwirklichen, der in einem Hafenplatze seinen Sitz haben und gleichzeitig Kommandant dieses Hafens sein sollte. In dem Vergleich der Polizeihandhabung dieses Hafens mit den von Frankreich und Spanien überwachten mußte die wirksamste Kontrolle liegen, die sofort erkennen ließ, ob in den andern Hafenplätzen Uebergriffe stattfänden. Die Franzosen begründen ihren Anspruch, in Marokko eine eximierte Stellung einzunehmen, unter anderm mit dem Hinweis auf die Rechte, die ihnen durch die Geschichte und die Geographie zugefallen seien. So steht in einer Korrespondenz des „Figaro" aus Algeciras vom 10. März zu lesen. Im Jahre 1880 bei den Verhandlungen in Madrid war von solchen Rechten noch keine Rede, und selbst wenn es zutreffen mag, daß die Franzosen in den verflossenen fünfundzwanzig Jahren an geographischer Durchforschung von Marokko mehr geleistet haben als eine andre Macht, so haben sie das in ihrem Interesse getan, dem politischen, wirtschaftlichen und militärischen, — das begründet für sie noch kein Recht.

In der erwähnten Korrespondenz des „Figaro" wird ferner darauf hingewiesen, daß die von Deutschland gemachten Konzessionen die wirklichen Inter-

essen und Rechte Deutschlands nicht berührten, während die von Frankreich gemachten Konzessionen im Gegenteil sehr beträchtlich seien und die Integrität der Rechte Frankreichs empfindlich träfen. Das kann doch nur jemand schreiben, der vom deutsch-marokkanischen Vertrage keine Ahnung hat oder ihn absichtlich ignoriert. Deutschland hat zum Beispiel in der Bankfrage das Recht der absoluten Gleichstellung mit Frankreich vertragsgemäß zu beanspruchen. „Figaro“ dagegen meint, indem er sich auf den Standpunkt der französischen Erklärung vom 19. Februar d. Js. stellt, die für Frankreich eine Art Präzipuum bei der Bankfrage beanspruchte, von einem Bankkapital von 15 Millionen müsse Frankreich mindestens drei Anteile für das Konsortium beanspruchen, das 65 Millionen gezeichnet habe — bekanntlich werden vier Anteile verlangt —, ebenso könne man nicht verstehen, daß das Kommando eines Hafens durch einen Inspektor schweizerischer Nationalität für Deutschland kapitale Wichtigkeit haben könne, es genüge doch, daß die Kontrolle eine wirksame sei. Nun ist es doch aber selbstverständlich, daß nicht Frankreich allein darüber entscheiden kann, welche Art der Kontrolle hinreichende Bürgschaften bietet. Frankreich wird eine solche bevorzugen, von der es in seinen weiteren Schritten so wenig als möglich geniert wird, Deutschland als Wächter der internationalen Rechte und Interessen kann nur eine solche Kontrolle zulassen, die in der Lage ist, Uebergriffe rechtzeitig zu erkennen und zu verhindern. Gewiß sind auch noch andre Modalitäten denkbar, unter denen die Kontrolle wirksam erfolgen kann. Die Schwierigkeit liegt darin, daß zwischen Deutschland und Frankreich hinsichtlich des Begriffs der Wirksamkeit noch große Gegensätze bestehen, die eben darauf beruhen, daß Deutschland die Kontrolle so wirksam als möglich machen will, Frankreich dagegen sie so unwirksam als möglich gestaltet zu haben wünscht. Die von Deutschland bereits gemachten Konzessionen haben bei den Franzosen zu der Annahme geführt, daß, wenn die französische Politik nur fest bleibe, Deutschland auch noch mehr konzedieren werde, weil es ein Interesse habe, die Konferenz nicht scheitern zu lassen und auch nicht unendlich in die Länge zu ziehen. Mag das zum Teil richtig sein, so steht doch jedenfalls fest, daß wir warten können und das Scheitern der Konferenz einem Ausgang vorziehen müssen, der die Sicherung der der Konferenz zugrunde gelegten Forderungen nicht voll erfüllt. Gewiß wird in einem mehr oder minder kurzen Zeitraum abermals eine Konferenz wegen Marokko stattfinden müssen, um so mehr aber haben wir darauf zu halten, daß in der Zwischenzeit dort nicht Zustände Platz greifen, welche die jetzigen Konferenzgrundlagen in ihr Gegenteil verkehren. Die Behauptung der „Temps“, daß Deutschland „Sondervorteile“ in Marokko anstrebe, richtet sich einschließlich der daran geknüpften Drohungen von selbst.

Die Ankündigung bevorstehender Abmachungen zwischen England, Frankreich und Italien in bezug auf Abessinien hat einige deutsche Blätter in Harnisch gebracht, die darin ein Gegenstück zur englisch-französischen Marokko-Abmachung, hier wie dort unter Beteiligung Italiens, erblicken wollen und daran den Vorwurf einer Vernachlässigung der deutschen Interessen durch die eigne Regierung

knüpfen. Es liegt dem doch wohl eine schiefe Beurteilung der Sachlage zugrunde. Marokko liegt an der großen Welthandelsstraße, und seine internationale Position beruht auf internationalen Abmachungen, die eine einseitige Abänderung seitens einzelner Mächte nicht vertragen. Auch Frankreich hat dieses Prinzip anerkannt, indem Herr Rouvier im letzten Sommer ausdrücklich erklärte, daß die Konferenzabmachungen einstimmige sein müßten, um Geltung zu haben. Vor allen Dingen ist es eine große Täuschung, Abessinien in irgendeiner Form mit Marokko vergleichen zu wollen. Von einer pénétration pacifique kann in Abessinien keine Rede sein. Wenn die drei genannten Mächte gemeinsam Abessinien seiner souveränen Stellung berauben wollten, würden sie auf kaum überwindbare Schwierigkeiten stoßen. Die abessinische Streitmacht ist stark genug, um selbst einer Koalition schwere Niederlagen beizubringen. Es handelt sich aber dort nicht um eine europäische Hegemonie, sondern ausschließlich um die Eisenbahn, an der selbstverständlich nur diejenigen Staaten ein Interesse haben, die Angrenzer Abessiniens sind und die sich untereinander wegen ihrer divergierenden Ansprüche, nicht aber wegen einer Unterwerfung Abessiniens, verständigen wollen. Deutschland hat vor kurzem einen Handelsvertrag mit Abessinien geschlossen; die durch denselben erworbenen Rechte würden durch eine Verständigung der genannten Mächte über ihre Eisenbahnstreitigkeiten nicht berührt. durch den Eisenbahnbau bekommt der Handelsvertrag für Deutschland erst volle Wirksamkeit. Auch darf darauf hingewiesen werden, daß die Franzosen in Djibutis unsrer Expedition außerordentlich freundschaftlich und behilflich entgegengekommen sind, wohl ein Beweis, daß sie in einem deutsch-abessinischen Handelsvertrag, der keinen andern Zweck hat, als Deutschland die Möglichkeit zu gewähren, an der wirtschaftlichen Erschließung des Landes teilzunehmen, keine Beeinträchtigung ihrer Interessen erblicken, die für Frankreich dort ebensowenig wie für Deutschland politischer Natur sein können. Also keine neuen politischen Differenzen wegen Abessinien, wo wir ruhige, aufmerksame Zuschauer bleiben. Das Gebiet der deutsch-französischen Gegensätze soll nicht weiter ausgedehnt werden! Es ist im Gegenteil erfreulich, daß ungeachtet der marokkanischen Schwierigkeiten die Franzosen unsrer Expedition eine so weitgehende Unterstützung haben angedeihen lassen und daß jetzt bei dem großen Bergwerkunglück von Courrières Deutschland ihnen Hilfsmannschaften gesendet hat, deren aufopfernde Tätigkeit ihnen den Dank und hohes Ansehen bei allen Augenzeugen eingetragen hat. Es bleibt daher dringend zu wünschen, daß gerade wegen der marokkanischen Schwierigkeiten von seiten der deutschen Presse nicht Anforderungen oder Beurteilungen geltend gemacht werden, denen ein Mangel an Sachkenntnis zugrunde liegt und die uns im Auslande unvermeidlich in den Ruf der Unverträglichkeit, ja selbst einer Ländergier bringen, die den Staatszwecken des Deutschen Reiches und einer verständig geleiteten Reichspolitik vollständig fernliegt. Wohin dergleichen Uebertreibungen führen, läßt sich am besten aus der Tatsache erkennen, daß den Ungarn die Ansicht nicht auszureden ist, der entschlossene Widerstand des Kaisers Franz Josef gegen ihre unvernünftigen Forderungen

beruhe auf den Ratschlägen und der zugesicherten Unterstützung Deutschlands, ebenso die anscheinend von dritter Seite genährte Annahme, daß es sich für Deutschland darum handle, einen preußischen Prinzen auf den ungarischen Königsthron zu bringen. Allen diesen Gerüchten liegt erkennbar die Tendenz zugrunde, Deutschland eine expansive Politik zu imputieren, welche die andern europäischen Staaten zu einer Vereinigung gegen diese das europäische Gleichgewicht unaufhörlich bedrohende Macht zwingen müsse. Diese Auffassung hat zum Beispiel der englische Botschafter in Washington im Frühjahr vorigen Jahres in aller Form zum Ausdruck gebracht und dadurch deutlicher als durch die Gerüchte von englischen Landungsabsichten in Schleswig-Holstein zu erkennen gegeben, von welcher Politik das vorige britische Kabinett gegen uns beseelt war.

Bemerkenswert ist, welchen Eifer die französische Regierung und die ihr nahestehende Presse gegenwärtig an den Tag legen, das Bündnis mit Rußland zu betonen, wobei sie selbstverständlich mehr mit der Zukunft als mit der Gegenwart rechnen, aber immerhin den Druck eskomptieren, den Rußland diplomatisch zugunsten der französischen Auffassung Deutschland gegenüber zur Geltung bringen soll. Rußlands finanzielles Interesse an einem baldigen und positiven Ausgang in Algeciras ist längst bekannt. Dieses Interesse ist um so größer, als ein Scheitern der Konferenz auf lange Zeit eine große politische Spannung und dadurch ernste wirtschaftliche Störungen zur Folge haben müßte. Auch würde die innere Beruhigung Rußlands durch die Fortdauer einer gespannten europäischen Lage wesentlich erschwert werden. Anderseits rechnen die Franzosen damit, daß die Betonung des Bündnisses auch der künftigen russischen Volksvertretung gegenüber von Wert und Nutzen sein dürfte, um diese zugunsten Frankreichs gegen Deutschland einzunehmen. Dieser Erfolg wird bei einem Parlament, dem noch auf lange Zeit die Eierschalen seiner revolutionären Entstehung ankleben werden, unschwer zu erreichen sein. Schon deshalb, weil Deutschland damit als der unbequeme Riegel bezeichnet wird, der die Eröffnung des französischen Goldschatzes für Rußland verhindert. Dieser eine Fingerzeig sollte genügen, unsrer eignen Volksvertretung klarzumachen, wie die europäische Situation sich nach der Wiedererstarkung Rußlands bei einer Deutschland abgeneigten russischen Volksvertretung von stark ausgeprägtem slawischen Charakter gestalten wird. Dazu kommt, daß das flottenlose Rußland auf lange Jahre hinaus in politischer Abhängigkeit von England bleibt und demgemäß danach trachten wird, zu England nicht in einen akuten Gegensatz zu geraten, so viel Gegensätze zwischen beiden Staaten immerhin vorhanden sein mögen. Da Frankreich alles tun wird, um mit England in engem Einvernehmen zu bleiben, so ergibt sich daraus das Vorhandensein einer englisch-französisch-russischen Trias, auf die Deutschland sich einzurichten hat. Denken wir dabei an das Wort Bismarcks, daß es für Deutschland nur nützlich ist, wenn einzelne Hechte im europäischen Karpfenteiche auftauchen! Die Richtung, welche die deutsche Politik angesichts dieser Sachlage innezuhalten hat, ist zu klar, um noch vieler Worte zu bedürfen. Deutschland hat seit fünfunddreißig Jahren nicht nur

selbst Frieden gehalten, sondern im Jahre 1878 durch den Berliner Kongreß den europäischen Frieden erhalten und die Ausdehnung des russisch-türkischen Krieges auf andre europäische Mächte wirksam verhindert. Es ist auch in der marokkanischen Angelegenheit in seiner friedlichen Haltung weiter gegangen, als Frankreich bei seiner allen völkerrechtlichen Grundsätzen zuwiderlaufenden Politik zu erwarten berechtigt war. Trotzdem sind wir in der ganzen Welt mit Beharrlichkeit als eine friedenstörende, ausgreifende Macht hingestellt worden, bis endlich Herr Clémenceau, das nunmehrige Mitglied des französischen Kabinetts, in der Presse ausgesprochen hat, daß Deutschland „un pacific" sei, allerdings mit dem ironischen Beigeschmack, daß es sich nicht schlagen werde. Herr Clémenceau ist freilich niemals ein Freund Deutschlands gewesen, und die Inhaberschaft der Ministerstühle in Frankreich ist von zu kurzer Dauer, um sie zur Unterlage von politischen Berechnungen zu machen. Der Ministerwechsel mitten in der kritischen Lage von Algeciras beweist das von neuem. Aber eine solche Auffassung in den augenblicklich in Frankreich maßgebenden Kreisen macht die Hartnäckigkeit begreiflich, mit der die Franzosen in Algeciras an ihren Ansprüchen festhalten und dadurch Deutschland, mehr als in ihrem Interesse nützlich ist, zwingen, sich die Folgen zu weit gehender Zugeständnisse vor Augen zu halten.

Der Weltenbau nach früheren und nach jetzigen Anschauungen

Von

Julius Franz, Direktor der Universitäts-Sternwarte in Breslau

Zu den letzten und höchsten Zielen der Himmelskunde gehört die Aufgabe, einen Ueberblick über das gesamte Weltgebäude zu gewinnen. Sie wird vielleicht niemals vollständig gelöst werden, und doch haben wir, dank dem Fernrohr und der lichtempfindlichen Platte, allmählich eine tiefere Einsicht in das Weltall gewonnen.

Aber auch schon in den ältesten Zeiten der geschichtlichen Ueberlieferung stellte man die Frage nach der Natur des Weltganzen. Die Antwort fiel je nach den Kenntnissen des Jahrhunderts verschieden aus und beschäftigte sich ursprünglich nur mit der nächsten Umgebung. So entsprach sie zuerst dem Augenschein und war naiv. Später wird die Anschauung immer großartiger und einheitlicher. Der geistige Gesichtskreis erweitert sich und unsre Gedanken über das Weltall gründen sich immer mehr auf die Einheit der Natur.

In alter Zeit wurde nur die Frage nach der Gestalt der Erde und des ihr scheinbar zugehörigen Himmels aufgeworfen.

In der Genesis finden wir die Vorstellungen der Babylonier wieder, wie ja auch Abraham aus Mesopotamien stammte. Bereits dachte man sich die Erdoberfläche gewölbt wie den Himmel, der sie umgibt. Aber noch war die Erde keine Kugel, sondern nur eine Halbkugel und ruhte mit ihrer Grundebene auf den „Wassern der Tiefe“. Ueber sie wölbte sich ihrer Oberfläche parallel die „Feste“ des Himmels. Diese schied die „oberen Wasser über der Feste“ ab, aus der sich die „Fenster des Himmels“ zum Regen auftaten, wie dies bei der Sündflut besonders erwähnt wird. Unter der Erdoberfläche war die Totenkammer, die „Grube“, zu der die Abgeschiedenen hinabfahren.

Ein Berg des Aufganges im Osten mit einer großen Höhlung diente nach babylonischen Aufzeichnungen als Ausgang der täglichen Sonnenbahn und ein ebensolcher Berg des Unterganges im Westen nahm die Sonne abends wieder auf. Das Aeußere des Weltalls war aber vollständig durch Wasser begrenzt, an der gemeinsamen Grundlage der Erde und des Himmels durch die Wasser der Tiefe, über dem Himmel durch die oberen Wasser über der Feste.

Die Inder kannten die südasiatischen Halbinseln als blattähnliche Vorsprünge und schrieben so der Erde die Gestalt einer Lotosblume zu. Sie dachten sich die Erde wie diese schönste und größte aller Blüten auf dem Wasser schwimmend. Die herrliche Natur ihrer tropischen Heimat bewog sie zu diesem poetischen Vergleiche.

Den Griechen war die Binnenmeernatur ihres Mittelmeeres bekannt, und sie fanden jenseits der Säulen des Herakles sowie jenseits des Roten Meeres glatte Küsten und den unabsehbaren Ozean vor. So war ihnen die Erde eine runde Scheibe, rings vom Ozean umgeben. Schon Homer erzählt, daß Hephästos auf dem Schilde des Achilleus die Erde vom Ozean umflossen dargestellt hat. Kiepert hat in einer schönen Karte die Erde nach den Anschauungen des Herodotos, des Vaters der Geschichte, mit ziemlich rundem Umriß dargestellt, wobei uns besonders das Fehlen der Südhälfte von Afrika auffällt. Auch Thales gibt um das Jahr 600 v. Chr. an, daß die Erde als runde Scheibe auf dem Wasser schwimme.

Anaximandros (611 bis 547) hatte gesehen, daß bei einer Wanderung nach Süden neue Sterne sichtbar werden. Die Erdoberfläche mußte also von Nord nach Süd gekrümmt sein. Er dachte sich die Erde als Zylinder, die Achse von Ost nach West, und sagte, die Walze schwebe in der Himmelskugel frei, weil kein Grund vorhanden sei, daß sie sich nach der einen oder andern Richtung bewege. Von Interesse ist, daß es ihm bereits gelang, sich von dem Begriff des Oben und Unten zu befreien.

Anaximenes lehrte um das Jahr 556, die Luft trage die Erde und diese das Wasser. Auch er dachte sich also die Erde freischwebend und wußte, daß das Wasser überall vom Meeresgrunde getragen wird.

Dagegen bedeutet die Anschauung von Xenophanes um 536 einen Rückschritt. Er schrieb der Erde die Form einer Halbkugel mit oberer ebener Fläche und mit gekrümmter Grundfläche zu. Sie hatte also die Gestalt einer Kesselpauke. Ueber ihr wölbte sich der Himmel und ergänzte sie zur Vollkugel. Was außerhalb dieser Vollkugel sei, durfte man nicht fragen!

Anaxagoras (500 bis 428) ließ die Sternensphäre wieder unter der Erde durchgehen, so daß die Gestirne nicht mehr nötig hatten, auf dem Ozean von West nach Ost zurückzuschwimmen.

Pythagoras machte endlich den naiven Vorstellungen ein Ende und hatte erkannt, daß die Erde eine Kugel sein müsse. Er führt als Beweisgrund die Kugelgestalt des Mondes an. Auch lehrte er bereits, die Erde sei ringsum bewohnt.

Dadurch war die erste Stufe in der Erkenntnis der Welt erreicht, und der pythagoreischen Schule war die wahre Gestalt der Erde schon lange vor Kolumbus und vor der Weltumsegelung von Magelhaens bekannt.

Aber die Griechen machten auch schon die ersten Schritte zur Aufstellung eines heliozentrischen Systems. Nach Philolaos bewegten sich die Erde und eine „Gegenerde“ gleichmäßig um ein Zentralfeuer. Dies war nur schwach leuchtend, da man es nicht sah, und ist nicht mit der Sonne zu verwechseln. Dagegen nahmen Hiketos, Herakleitos, Ekphantos und besonders Aristarchos von Samos schon an, daß sich die Erde um die Sonne bewege. Doch fehlte ihren Spekulationen jeder Beweis, und so wurden sie vergessen.

Den Himmel dachten sich die Alten als eine Kugelschale von azurblauem Kristall. Sie trug wie goldene Nägel die unzähligen Sterne und drehte sich in einem Tage um die Erde. Für jeden Planeten — auch für die Sonne und den Mond, denn diese galten auch als Planeten — mußten nun wegen der besonderen Bewegung weitere Sphären oder Kristallschalen angenommen werden, und Hipparchos, der größte Astronom des Altertums, erklärte, daß er zwar an die Wirklichkeit der Sphären nicht glaube, sie aber als Hypothese für seine Arbeiten nicht entbehren könne. Solche Fälle treten auch heutzutage oft in der Wissenschaft auf. So ist das Vorhandensein eines Lichtäthers, unwägbar fein und doch viel tausendmal elastischer als der gehärtetste Stahl, geradezu ein Unding, und doch konnten die Physiker des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nicht ohne diese völlig unwahrscheinliche Hypothese arbeiten. Nach Maxwell und Hertz ist die Elastizität des Aethers nicht mehr nötig, und man nähert sich jetzt der Ansicht, der Aether sei nichts andres als der Raum.

Die Deutung der scheinbar rückläufigen Bewegung der äußeren Planeten zu den Zeiten, in denen sie der Sonne gegenüber in Erdnähe stehen und von der Erde in der Umlaufbewegung überholt werden, führte den Alexandriner Ptolemäos 150 Jahre nach Christi Geburt zu der Annahme ihrer Bewegung in Epizyklen. Eine solche entsprach ja ganz dem Augenschein und bot als Arbeitshypothese für das ganze Mittelalter den nicht zu unterschätzenden Vorteil dar, daß man mit dieser freilich an sich unrichtigen Annahme die Bewegungen der

Planeten innerhalb der damals noch weiten Grenzen der Beobachtungsfehler durch Rechnung verfolgen konnte, bis Kopernikus die so komplizierte und unnatürliche Lehre der Kreis-auf-Kreis-Bahnen vereinfachte.

Der Frauenburger Domherr war ursprünglich durch das philologische Studium der obengenannten griechischen Philosophen, welche die Bewegung der Erde um die Sonne lehrten, angeregt worden. Er suchte Beweise für ihre Ansichten und erkannte, daß der Umlauf der Erde um die Sonne die Rückläufigkeit der Planeten und eine scheinbar epizyklische Bewegung hervorrufen muß. Denn wie ein Reisender den Eindruck gewinnt, daß die benachbarten Gegenstände der Landschaft ihm entgegenkommen, so überträgt der Augenschein, infolge Verwechslung der relativen und absoluten Bewegung, den Umlauf der Erde in umgekehrter Richtung auf die Planeten, und die Addition dieser optischen Täuschung zu dem kreisähnlichen Umlauf der Planeten um die Sonne mußte in einem Kreise sich bewegen erscheinen lassen, der auf einem zweiten Kreise rollt.

Das Werk von Kopernikus „de revolutionibus orbium coelestium“ erschien erst 1543, in seinem letzten Jahre, und er hat nur den Anfang der Druckbogen gesehen. Es gibt im großen und ganzen das richtige Bild der Anordnung des Planetensystems, stellt die Sonne in seine Mitte und zeigt, daß die Erde ein Planet, jeder Planet eine Erde ist.

Damit war die zweite Stufe unsrer Welterkenntnis erreicht.

Aber um die Beobachtungen mit genügender Genauigkeit darzustellen, genügten konzentrische Kreisbahnen nicht. Kopernikus mußte hierzu noch willkürliche Annahmen machen, die Planetenkreise exzentrisch stellen und einige Epizyklen beibehalten.

Diese in der Natur nicht begründeten Umständlichkeiten fielen erst fort, als Kepler in seinem Bestreben, überall eine Harmonie in der Welt zu finden, aus Tychos Beobachtungen des Mars 1609 glücklich die Gesetze der elliptischen Bahnbewegungen fand.

Diese Gesetze wurden als notwendig mathematisch begründet, als Newton, der größte Astronom aller Zeiten, durch die Entdeckung der allgemeinen Schwere 1687 in seinen Prinzipien der Naturphilosophie den Nachweis liefern konnte, daß die Bewegung der Planeten ganz nach denselben Fallgesetzen erfolgt wie die eines geworfenen Steines.

War so die dritte Stufe der Einsicht in das Weltgebäude erreicht, so blieb doch noch die Frage nach der Natur der fernen Sterne am Himmelszelt offen.

Kopernikus hat sich über den Bau der Sternenwelt nicht ausgesprochen, doch geht aus seinem Werke hervor, daß er sich die Sonne auch als Mittelpunkt aller Fixsterne dachte.

Dagegen hat Kepler sehr merkwürdige, schon fast vergessene Spekulationen über die Anordnung der Fixsterne aufgestellt. Wie sein Bestreben, überall im Weltenbau Gesetz, Einheitlichkeit und geordnete Verhältnisse zu entdecken, ihn die richtigen Planetenbahnen mit rechnerischer Energie finden ließen,

so führte es ihn oft zu den kühnsten, aber doch mechanisch nicht begründeten Annahmen. Zunächst nahm er, und zwar mit Recht, an, daß nur eine geringe Anzahl von Fixsternen, etwa zwölf, der Sonne so nahe stehen, daß sie als Sterne erster Größe erscheinen. Denken wir uns den Raum, den sie einnehmen, von einer Kugelfläche umschlossen, so hat eine konzentrische Kugelfläche mit doppeltem Durchmesser 8mal so viel Inhalt, eine mit dreifachem 27mal so viel Inhalt u. s. w. Wären nun die Sterne nahezu gleichmäßig im Weltenraum verteilt, so würden 8 — 1 oder 7mal so viele in durchschnittlich doppelter Entfernung stehen und daher bei nahezu gleicher Leuchtkraft nur ein Viertel der Helligkeit haben. Ebenso würden nur 27 — 8 oder 19mal so viel Sterne durchschnittlich dreifache Entfernung und nur ein Neuntel der Helligkeit der Sterne erster Größe haben. Diese müßten schon meist unsichtbar sein, um so mehr die ferneren, da wir nur Sterne erster bis sechster Größe mit bloßem Auge sehen. Es könnten also nur wenige Sterne am Himmel sichtbar bleiben, weil das Licht mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt.

Da wir aber doch den Himmel mit hellen und schwachen Sternen reich geschmückt sehen, so schloß Kepler, daß die Sterne nicht gleichmäßig im Raume verteilt seien, sondern einander viel näher stehen als der Sonne. Hätte er gewußt, daß, wie neue photometrische Messungen zeigen, jede Größenklasse $2^1/_2$mal so wenig Licht enthält als die folgende, daß also Sterne sechster Größe 250mal so lichtschwach sind als solche erster Größe und ihnen eine sechzehnfache Entfernung entspricht, so hätte er diesen Schluß nicht gezogen.

Nach ihm haben also die Sterne eine nahezu gleiche Entfernung von der Sonne, und diese befindet sich in einem sternleeren Hohlraume! Der Raum der Sterne wäre also von innen durch diesen Hohlraum begrenzt und bildete eine schmale Kugelschale, eine Sphäre, ähnlich wie nach den Ansichten der Alten. Die Sonne aber wäre das Herz des Universums. Die Sphäre der Fixsterne schließt das Weltall ein, wirft das Licht zurück und hält die Wärme zusammen wie eine Haut der Welt. Sie ist gewissermaßen von Eis oder Kristall und kalt, während die Sonne das Feuer ist. Die Sterne sind viel kleiner als die Sonne, aber doch selbstleuchtend und von verschiedenen Farben. Man kann auch annehmen, sagt er, daß nach der Bibel die Sterne in einer ziemlich dünnen Schicht wässeriger Natur, den „Wassern über der Feste", liegen, und diese ist, wenn das Wasser wegen der großen Kälte in so weiter Entfernung von der Sonne gefroren ist, wie eine Kristallsphäre zu betrachten.

Aber auch den Durchmesser der Sternenschicht unternimmt Kepler auf Grund vorgefaßter Ideen über die Harmonie der Welt zu berechnen. Der Durchmesser des Planetensystems bis zu dem fernsten der damals bekannten Planeten, dem Saturn, ist 2000mal so groß als der der Sonne. Also muß der Durchmesser des Hohlraums wieder 2000mal so groß als der der Saturnbahn sein. Die große Entfernung von 4 Millionen Sonnenhalbmessern gibt er als Erklärung dafür an, daß trotz des Umlaufs der Erde die gegenseitigen Entfernungen der Sterne sich nicht zu ändern scheinen, oder daß nach Tychos Beobachtungen die

Sterne keine merkliche Parallaxe zeigen. Denn die Gegner des Kopernikanischen Systems benutzten das Fehlen der Sternparallaxen immer als Haupteinwand.

Selbst die Dicke der Sternenschicht berechnet Kepler. Das Weltall besteht aus drei gleichen Teilen. Ein Drittel der Masse bildet die Sonne, das zweite die Planeten und der Aether des Hohlraums, das dritte die Kristallsphäre der Sterne. Die Dichte des Aethers muß entsprechend dem Inhalt mit einem 4millionenfachen Durchmesser 64trillionenmal geringer sein als die der Sonne. Die Dichte der Sternschicht nimmt er als mittlere Proportionale zwischen beiden an und findet ihr Volumen 8tausendmillionenmal so groß als das der Sonne, und die Dicke ihrer Kugelschale nur zwei geographische Meilen!

Die Milchstraße beschreibt Kepler einfach als einen Ring von Sternen.

Wilhelm Struve sagt, diese widerspruchsvollen Ergebnisse kennzeichnen den zwiefältigen Geist Keplers, insofern er einerseits folgerichtig sich ernsthaften Studien widmete, anderseits sich zügellos von phantasiereichen Spekulationen fortreißen ließ, um eine einheitliche Gesetzmäßigkeit der Welt aufzustellen. Vielleicht hat er auch diese Vorstellungen nur veröffentlicht, um bei den Lesern nicht anzustoßen und ihnen etwas zu bieten, was mit den alten Anschauungen und denen der Bibel möglichst übereinstimmt.

Nachdem die Erfindung des Fernrohrs wichtige neue Aufschlüsse gegeben und Newton das Gesetz der allgemeinen Schwere begründet hatte, verfaßte der geniale Niederländer Huyghens seinen „Cosmotheoros“. Dies Werk erschien 1698, drei Jahre nach seinem Tode, und enthält außer der Darstellung des Planetensystems auch die Ansichten des Verfassers über die Fixsterne. Nach Huyghens ist die Sonne ein normaler Fixstern, jeder Fixstern eine Sonne, von einem Planetensystem umgeben, und alle Sterne sind im Weltenraum zwar dem Zufall entsprechend unregelmäßig, aber doch durchschnittlich gleichmäßig verteilt. Die Entfernung der Sonne von den nächsten Sternen ist von gleicher Ordnung wie die der Sterne von ihren Nachbarn. So stimmen seine Ansichten über den gestirnten Himmel mit den heutigen überein, und dadurch war eine vierte Stufe in der Erkenntnis des Weltalls erstiegen.

Huyghens erwähnt nicht die Milchstraße. An sie schließen sich aber alle folgenden Untersuchungen über den Weltenbau an. Die Milchstraße erreicht in der Kassiopeia ihre nördliche Deklination, geht von dort durch Perseus, Fuhrmann, zwischen den Zwillingen und Orion hindurch, weiter am Südhimmel durch Einhorn, Schiff Argo, Südliches Kreuz und dann in zwei Arme geteilt durch Kentaur, Skorpion und Schlange zum Nordhimmel, weiter durch Adler, Pfeil zum Schwan, wo sich beide Arme wieder vereinen, und zur Kassiopeia zurück, bildet also einen geschlossenen Ring. Der Nordpol der Milchstraße liegt

nach Houzeau in 192° 17′ Rektaszension, 27° 30′ Deklination,
„ Gould „ 190° 20′ „ 27° 21′ „

im Haar der Berenike, der Südpol gegenüber an der Südgrenze des Walfisches.

Das Vorhandensein eines solchen Ringes ist an und für sich eine Un-

wahrscheinlichkeit, und jeder, der die Milchstraße betrachtet, wird zugeben, daß vom physikalischen Standpunkt aus die Entstehung eines so ausgedehnten und dabei so verhältnismäßig schmalen ringförmigen Gebildes unnatürlich erscheint und eine Erklärung fordert.

Galilei hatte bereits mit dem Fernrohr gesehen, daß die Milchstraße aus einzelnen Sternen besteht und sich von den übrigen Gegenden des Himmels nur durch eine erheblich größere Häufigkeit und Dichte der Sterne unterscheidet. Hierdurch hatte er bereits früher bestehende Vermutungen bestätigt.

Immanuel Kant hat 1755 in seiner Schrift: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" zunächst seine geniale Lehre von der Entstehung des Planetensystems dargelegt: Alle Planeten bewegen sich nahezu in derselben Ebene und durchweg in demselben Sinne um die Sonne, und doch sind sie voneinander durch weite Räume getrennt, und es besteht zwischen ihnen keine materielle Verbindung. Ihre gleichsinnige Bewegung muß eine gemeinsame Ursache haben und eine Verbindung zwischen ihnen einst vorhanden gewesen sein. Sie sind aus einem fein verteilten Urnebel entstanden, der früher den ganzen Raum des Systems erfüllte, und haben sich aus ihm durch die gegenseitige Anziehung der Stoffe verdichtet. Die Nebelmasse befand sich, wie Laplace später nachwies, in Rotation und teilte so allen Gliedern des Planetensystems ihre Umlaufrichtung mit. So entstand das System als eine flache Schicht senkrecht zur Achse des Urnebels.

Auch die Sterne sind nach Newton durch gegenseitige Anziehung verbunden, auch sie bewegen sich, wenn auch wegen ihrer großen Entfernung scheinbar nur langsam. Da sie sich hauptsächlich um die Milchstraße gruppieren, so sah Kant in ihnen eine Analogie des Planetensystems und nahm an, daß auch sie eine flache linsenförmige Schicht erfüllen, die uns nur perspektivisch als Ring erscheint. Alle späteren Forschungen haben dies im großen und ganzen bestätigt.

Kant nahm ferner an, daß die Milchstraße sich wie ein Planetensystem um einen gemeinsamen Mittelpunkt bewege, und hoffte, daß durch weitere astronomische Forschung die Umdrehung der Milchstraße um die Achse ihrer Pole sich zeigen würde. Diese Erwartung hat sich freilich nicht erfüllt. Die Sterne zeigen allerdings, wie Kant erwartete, Eigenbewegungen, aber diese deuten keine Umdrehung der Milchstraße an, sondern sind andrer Art.

Endlich glaubte schon Kant, Nebelflecke als weitere, sehr entfernte Milchstraßen deuten zu können.

Das Wichtigste, das wir ihm verdanken, bleibt seine Kosmogonie, die Nebulartheorie. Sie lehrt uns die naturgemäße Entstehung eines Planetensystems und ist ein halbes Jahrhundert später von Laplace in ähnlicher Weise unabhängig begründet worden.

Ohne die Schrift von Kant zu kennen, hat auch der geistreiche elsässische Physiker und Astronom Lambert 1761 in seinen „kosmologischen Briefen" eine großartige Hypothese eines staffelförmigen Weltenbaus aufgestellt.

Einen Planeten mit seinen Monden betrachtet er als System erster Ord-

nung. Die Planeten mit ihren Monden umwandeln die einzelnen Fixsterne und unsre Sonne als Systeme zweiter Ordnung. Eine Gruppe von Sternen bildet als Sternhaufen ein System dritter Ordnung und bewegt sich um einen großen Zentralkörper. Alle Sternhaufen bilden als Milchstraße ein System vierter Ordnung ebenfalls um einem solchen Zentralkörper. Viele Milchstraßen, zu denen er wie Kant ferne Nebelflecke von spindelförmiger oder ringförmiger Gestalt rechnete, waren ihm ein Gravitationssystem fünfter Ordnung u. s. w. Da die meisten Sternhaufen und auch die Milchstraße keinen Stern überwiegender Helligkeit zeigen, so nahm er an, daß der Zentralkörper dunkel sein könne.

Zur Kritik seiner in Deutschland recht verbreiteten Hypothese, die anfangs viele Anhänger fand, muß bemerkt werden, daß wir das Vorkommen großer dunkler Zentralkörper nicht annehmen können. Denn große Körper bilden sich nur unter starker Temperaturerhöhung und erfahren wie unsre Sonne nur eine sehr langsame Abkühlung. Kleine Himmelskörper dagegen werden wie die Planeten und die Monde, besonders aber wie die Meteoriten und Sternschnuppen im Weltenraum, sind kalt und dunkel, weil sie es schnell werden müßten, wenn sie es noch nicht wären. Ferner ist ein Zentralkörper für einen Sternhaufen keineswegs nötig. Ein solcher gravitiert einfach um seinen Schwerpunkt.

Wilhelm Herschel untersuchte die Struktur der Milchstraße mit den großen von ihm selbst gefertigten Spiegelteleskopen. Denn nach seinem Ausspruch ist die Erforschung des Weltgebäudes stets das Ziel seiner Studien gewesen. Er stellte sich die Aufgabe, die räumliche Gestalt der Milchstraße zu finden, und unter der vorläufigen Annahme, daß die Sterne durchschnittlich gleichmäßig im Weltenraum verteilt seien, mußten sich im Gesichtsfeld um so mehr Sterne zeigen, je weiter sich in der beobachteten Richtung die Milchstraße erstreckte, wenn man sie als einen flachen, etwa linsenförmigen Sternhaufen betrachtet, der uns von allen Seiten umgibt. Herschel nimmt als „Einheit" die mittlere Entfernung eines Sterns erster Größe an. Denkt man sich mit dieser, dann mit der doppelten, dreifachen, vierfachen Einheit als Halbmesser konzentrische Kugeln um die Sonne beschrieben, so verhält sich die Anzahl der Sterne bei gleichmäßiger Verteilung in ihnen wie 1 : 4 : 9 : 27 : 64. Dasselbe Verhältnis gilt für den schmalen kegelförmigen Raum, den das Gesichtsfeld des Fernrohrs umfaßt. Umgekehrt kann man unter diesen Voraussetzungen die Ausdehnung des Sternsystems in einer Richtung proportional der Kubikwurzel der Anzahl der dort sichtbaren Sterne setzen.

Herschel hat 3400 „Eichungen" (star-gauges), d. h. Zählungen der Sterne bis zur zehnten Größenklasse in seinem Fernrohr von 15′ Gesichtsfeld in einem 15° breiten Streifen senkrecht zur Milchstraße gemacht. Er erhielt so die Figur eines Querschnittes der Milchstraße und fand ihre Tiefe beim Adler in beiden Armen 497 und 421, gegenüber 352 „Einheiten", dagegen nach ihrem Nordpol nur 75, nach ihrem Südpol 80 Einheiten.

So ist es diesem unermüdlichen Forscher zum ersten Male vergönnt gewesen,

unter einheitlicher Annahme wenn auch nicht die körperliche Gestalt des Sternsystems, so doch die ebene Figur eines Querschnittes zu finden.

Nehmen wir nach der späteren Bestimmung von Kapteyn die mittlere Parallaxe eines Sterns erster Größe zu 0,″059, die entsprechende mittlere Entfernung also zu fünfundfünfzig Lichtjahren an, so wird der größte Durchmesser der Milchstraße von 497+352 oder 849 Einheiten fast 47000 Lichtjahre betragen. Ein Lichtjahr ist dreitausendmal so groß wie die Strecke, die ein Schnellzug in sechstausend Jahren, also seit Beginn der Weltgeschichte, zurücklegen würde.

Herschel bemerkte aber in seinen späteren Untersuchungen, daß die Zahl der Sterne, nach den Größenklassen geordnet, nicht dem für sie vorhandenen Raum proportional ist, sondern mit abnehmender Größe erheblich schneller wächst. Die Hypothese einer durchschnittlich gleichen Leuchtkraft der Sterne hätte also auf eine andre Form des Weltalls geführt. Ferner erkannte er, daß die Sterne keineswegs gleichmäßig am Himmel verteilt sind, sondern daß sie sich oft in besonderen, sichtlich zusammengehörigen Gruppen häufen. Endlich kam er zu der Ueberzeugung, daß die raumdurchdringende Kraft seines Fernrohrs nicht bis zu den Grenzen der Milchstraße reiche. So hielt er schließlich die Aufgabe, die Grenzen des Weltalls zu finden, als nicht von ihm gelöst.

Das neunzehnte Jahrhundert hat eine Reihe von Entdeckungen gezeitigt, die in das Weltgebäude neues Licht warfen.

Die fortschreitende Bewegung unsrer Sonne nach dem Sternbild des Herkules, schon von Herschel aus einigen Eigenbewegungen von Fixsternen geschlossen, von Bessel noch bezweifelt, ist vielfach bestätigt worden. Denn die scheinbare „parallaktische" Eigenbewegung aller Fixsterne, besonders der näheren, von dem genannten Sternbild fort, so daß sie unsrer Sonne entgegenzukommen scheinen, ist unzweifelhaft vorhanden, wenn sie auch in der Beobachtung sich mit der wirklichen („motus peculiaris") vermischt.

Die ersten Parallaxen von Fixsternen, d. h. ihre scheinbaren Verschiebungen durch die Aenderung unsers Standpunktes in der Erdbahn im Laufe des Jahres, sind gefunden und damit ihre wirklichen Entfernungen. Aber die Anzahl der Sterne mit bekannter Parallaxe ist noch so gering, daß sie bis jetzt noch ein wenig anschauliches Bild der nächsten Umgebung unsrer Sonne gibt. Denn würde man ein räumliches Modell dieser Sterne bilden, so würden in ihm die entfernteren am meisten in die Augen fallen; aber bei diesen ist die Entfernung von der Sonne am wenigsten sicher, außerdem sind sie von andern uns unbekannten umgeben. Und die nächsten Sterne würden kaum im Modell bemerkbar sein, während sie doch für uns am meisten wichtig und interessant sind.

Die Photometrie, von Zöllner hauptsächlich begründet, hat uns gelehrt, daß jede Größenklasse zweieinhalbmal so viel Licht enthält als die folgende. Man kann also jetzt die Größen der Sterne mit ihrer Entfernung in Beziehung setzen, wenn man bei ihnen gleiche Leuchtkraft voraussetzt, da das Licht wie das Quadrat der Entfernung abnimmt. Man kann auch die wahre Leuchtkraft

finden, wenn man die Parallaxe und damit die Entfernung, die der Parallaxe umgekehrt proportional ist, kennt.

Während Herschel noch von allen Nebeln annahm, daß sie in Sternhaufen auflösbar seien, hat die Spektralanalyse gezeigt, daß es viele unauflösbare, gasförmige Nebel gibt, ein Material, aus dem sich durch Verdichtung erst Sterne bilden sollen.

Holden und Keeler auf der Lick-Sternwarte haben gezeigt, daß viele spiralförmige Nebel am Himmel vorhanden sind. Max Wolf in Heidelberg hat darauf aufmerksam gemacht, daß auch Sterne oft reihenweise in Spiralform angeordnet sind. Ein Bild solcher Spiralen sieht man in den rotierenden und funkensprühenden Rädern der Feuerwerke, die durch seitlich angebrachte Raketen nach Art der Turbinen bewegt werden. Der Nebelfleck in den Jagdhunden ist das bekannteste Beispiel für diese Form am Himmel.

Die Photographie hat endlich die Struktur der Nebelflecke und die der Milchstraße aufgeklärt.

Diese Entdeckungen mußten auf die Erkenntnis des Weltgebäudes einen erheblichen Einfluß im letzten Jahrhundert ausüben.

Wilhelm Struve vergleicht in seinen „Études d'astronomie stellaire“ von 1847 zunächst die Sterndichte nach Bessels und Argelanders Zonenbeobachtungen mit Herschels Eichungen und drückt sie als eine algebraische Funktion des linearen Abstandes von der Ebene der Milchstraße aus. So besteht nach ihm die Milchstraße oder, kurz gesagt, die ganze Sternenwelt aus Schichten, parallel zu ihrer Grundebene angeordnet, die um so sterndichter sind, je näher sie der Milchstraßenebene stehen. Er denkt sich diese Schichten nach allen Seiten unbegrenzt, man kann sagen bis zur Unendlichkeit ausgedehnt, und verläßt damit vollständig die Hypothese von Kant und den Ausgangspunkt von Herschel, daß die Milchstraße eine flache, linsenförmige, aber begrenzte Form habe. Er stellt zuerst hypothetische Parallaxen der Fixsterne nach ihren Größenklassen auf und weist nach, daß das Licht im Weltenraum, wie schon Olbers annahm, eine Absorption erleiden muß, weil man sonst den ganzen Himmelsgrund leuchtend sehen müßte.

Eine solche Absorption des Lichtes tritt in der Tat durch unzählige kleinere dunkle Körper, wie Meteoriten und Planeten, ein. Doch sei hier erwähnt, daß die neueren Photogramme ganze Partien der Milchstraße leuchtend zeigen, so daß dort der dunkle Himmelshintergrund fehlt.

Endlich wies Struve nach, daß die Sterne um so mehr sich in der Milchstraße zusammendrängen, je lichtschwacher sie uns erscheinen.

Argelander in Bonn, Seeliger in München und besonders Stratonoff in Taschkent, der seine Untersuchungen auch auf den ganzen südlichen Himmel ausdehnte, haben die verhältnismäßige Häufigkeit kleinerer und kleinster Sterne in der Milchstraße bestätigt, indem sie die Sterndichten nach Größenklassen geordnet untersuchten. Sie weisen ferner nach, daß die Milchstraße keineswegs homogen ist. Sie enthält in den sogenannten Kohlensäcken am Schwan und gegenüber am Südhimmel ganz sternarme Gegenden. Anderseits sind die Pole

der Milchstraße keineswegs am ärmsten an Sternen. So findet sich an den Hörnern des Stiers nahe an der Milchstraße eine sehr sternarme Gegend. Bemerkenswert ist, daß sich die Teilung der Milchstraße in zwei Arme auf keiner Sternkarte zeigt, wenn sie auch Sterne bis zur zehnten Größe enthält.

Die Nebel gruppieren sich nach diesem Forscher auffallend um die von der Milchstraße freien Gegenden und um die Magelhaensschen Wolken des Südhimmels. Weiße Sterne, also die heißesten Sonnen, bevorzugen die Milchstraße, gelbe und rote liegen meist außerhalb ihres Gürtels.

Wir möchten aus diesen Tatsachen schließen, daß in der Milchstraße ein bestimmtes Entwicklungsstadium des Universums vorherrscht.

Seeliger hofft in seinen weiteren Untersuchungen weder die Herschelsche Hypothese durchschnittlich gleicher Verteilung der Sterne im Weltenraum noch die durchschnittlich gleicher Leuchtkraft machen zu müssen, sondern auf Grund der Sterne bekannter Parallaxe, deren Entfernung in Lichtjahren sich ausdrücken läßt, eine Beziehung zwischen Sterndichte und Leuchtkraft zu finden.

Nach ihm liegen die Nebelflecke, zumal da man in ihnen häufig Sterne sieht, innerhalb unsers Milchstraßensystems, während sie noch Kant und Lambert als ferne Milchstraßen betrachteten.

Gould hat darauf aufmerksam gemacht, daß die 400 hellsten Sterne bis vierter Größe nicht in der Milchstraße stehen, sondern in einer Schicht, die 19 Grad gegen sie geneigt ist. Der Kreis der hellen Sterne geht durch Orion, Stier, Perseus, schneidet im weiteren Verlaufe die Milchstraße in Kassiopeia, dem Kepheus und Schwan, geht dann durch die Leier, den Schlangenträger und am Südhimmel durch Skorpion, Wolf und Kentaur, streift die Milchstraße im Südlichen Kreuz und Schiff Argo und kehrt über die Taube und den Großen Hund zum Orion zurück.

Gould betrachtet diese hellen Sterne als einen besonderen Sternhaufen, ähnlich dem der Plejaden, und nimmt an, daß unsre Sonne zu diesem Sternhaufen gehöre. Diese Vermutung hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Denn selbst wenn sich unser Planet um einen Stern der Plejaden bewegen würde, so würden wir die Nähe der andern Plejadensterne zunächst gar nicht bemerken, da sie sich auch auf die Himmelskugel projizieren würden. Nur ihre Helligkeit könnte auf die Nähe hinweisen.

Auch nach Stratonoff gehören die Sterne bis zur fünften Größe mit unsrer Sonne zu einem Sternhaufen, von dem sich die meisten Sterne im Schwan zeigen. Die Sonne steht etwas nördlich von der Mitte der Milchstraße und würde sich, von dort aus gesehen, auf das Sternbild des Schwans projizieren. Wir können diesen von Stratonoff angegebenen Sternhaufen als identisch mit dem von Goulds 400 hellen Sternen betrachten. Eine zweite Kondensation von Fixsternen findet sich nahe der ersten im Fuhrmann und enthält hauptsächlich Sterne sechster bis achter Größe. Eine dritte gruppiert sich um die Zwillinge, den Großen und Kleinen Hund und das Einhorn und enthält, da sie ferner liegt, Sterne siebenter, achter Größe und kleinere.

Nach Stratonoff besteht die Milchstraße aus einer Reihe aneinander gegliederter Sternhaufen, und photographierte Aufnahmen der Milchstraße bestätigen dies auch im einzelnen, da sich oft äußerst sternreiche zusammengehörige Gruppen neben sternleeren Gegenden zeigen.

Der holländische Astronom Easton entwirft ein ganz originelles Bild der Milchstraße. Nach ihm besteht sie aus einer Spirale von Sternen, deren Mittelpunkt im Schwan liegt. Ein Arm dieser Sternspirale ist der Gouldsche Haufen der 400 Sterne. Die Sonne steht nicht in der Mitte, sondern ist dem Adler und Schwan näher, da hier die Milchstraße heller erscheint. Die verschiedenen Arme der Spirale, die wir oben durch Raketenausströmungen versinnbildlicht haben, liegen nicht immer in einer Ebene und erklären so auf ungezwungene Weise die sonst unerklärliche Tatsache, daß die Milchstraße sich auf weite Strecken in zwei getrennte Arme teilt!

Kapteyn in Groningen hat außer dem Zielpunkt im Herkules zwei Scheitel von Sternströmungen im Orion und Schützen entdeckt.

Courvoisier in Berlin macht darauf aufmerksam, daß man in der Nähe von Nebelflecken und Sternhaufen häufig völlig sternleere Gegenden findet. Das auffallendste Beispiel ist der schöne Trifid-Nebel im Schützen. Bei ihm bricht an drei fadenförmigen Stellen der helle Nebel plötzlich ab und geht in schwarzen Himmelshintergrund über — eine völlige Leere.

Er zeigt an zwanzig Beispielen in seiner neuesten Schrift von 1906, daß sämtliche Verbindungslinien zwischen den Nebeln und ihren benachbarten leeren Stellen im wesentlichen parallel zur Ebene der Milchstraße liegen. Dabei sind die leeren Stellen zum Sternbild des Schwan hin gewendet.

Der Verfasser bestätigt die Anschauungen von Easton und Gould und denkt sich wie Kant die Milchstraße in rotierender Bewegung, und zwar von Ost nach West, also in demselben Sinne wie unser Planetensystem. Findet nun in dieser Strömung der Milchstraße ein Wirbel von Nebelmaterie statt, so wirkt dieser wie ein Hindernis der Bewegung. Wie sich hinter einem Wirbel in dieser Wasserströmung die Tendenz zur Verdünnung des Mediums zeigt, so räumt der Nebelwirbel hinter sich die kosmische Materie ab und schafft eine leere Stelle.

Die häufigen Sternleeren neben den Nebelflecken in der Milchstraße forderten schon seit längerer Zeit eine mechanische Erklärung.

*

Ueberblicken wir die vorstehenden Forschungen über das Weltgebäude, so können wir zusammenfassend sagen, daß die Milchstraße nicht ein Ring derart ist, wie es der Augenschein zeigt. Ein solcher würde auch physikalisch unwahrscheinlich und unnatürlich erscheinen. Sie ist vielmehr ein Gebilde höchst komplizierter Natur, setzt sich aus einer großen Anzahl von Sternhaufen oder Sterngruppen zusammen, und ihre beiden Arme, die ganz besonders merkwürdig dem Auge er-

scheinen, können sich nur durch die auch sonst am Himmel oft vertretene spiralige Anordnung ungezwungen erklären.

Je mehr wir den Weltenbau erkennen, um so großartiger und gewaltiger erscheint er, aber zugleich erscheint er uns auch um so mehr naturgemäß und daher bei aller Großartigkeit der Einheit der Natur entsprechend.

Chinas Reformen und die Fremden

Von

Heinrich Freiherrn von Siebold

Der Osten Asiens, der in den letzten Jahren der Schauplatz großer Ereignisse gewesen ist und die Blicke der ganzen zivilisierten Welt auf sich gelenkt hatte, war auch in der jüngsten Zeit wieder Gegenstand erhöhter Beachtung. Es drangen bekanntlich wiederholt Nachrichten über eine beunruhigende Lage in China in die Oeffentlichkeit, die, wenn sie den Tatsachen entsprächen, geeignet wären, abermals internationale politische Verwicklungen hervorzurufen. Es sind dies Meldungen, die dem Anscheine nach meist von Amerika ihren Ausgang nahmen und von einer zu gewärtigenden allgemeinen Erhebung gegen die Fremden in China berichten. Die beruhigenden Versicherungen von offiziell chinesischer Stelle sowohl wie auch seitens der fremden Gesandten in Peking haben allerdings den Erfolg erzielt, die Wirkung dieser Sensationsmeldungen abzuschwächen, ohne jedoch die einmal entstandenen Besorgnisse ganz zu beseitigen.

Bei dem fortwährend wachsenden Interesse, das man China besonders seit Beendigung des russisch-japanischen Krieges auch bei uns zuzuwenden beginnt, und mit Rücksicht darauf, daß man in der Tagespresse nur selten zutreffenden Urteilen über China und seine innerpolitischen Verhältnisse begegnet, dürfte es zeitgemäß sein, sich mit den Zuständen im Reiche der Mitte näher zu beschäftigen. Selbst dem politischen Laien wird entschieden aufgefallen sein, daß diese Alarmnachrichten nur selten aus China direkt nach Europa kommen, sondern meist amerikanischen Ursprunges sind. Zuweilen ist es ein in Cincinnati lebender Sekretär einer eingegangenen chinesischen Handelsgesellschaft oder sonst ein weit von China entfernter Sensationsberichterstatter, der die Welt mit seinen blutrünstigen Mitteilungen über zu gewärtigende Fremdenmassakers in China in Schrecken zu setzen versucht. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese auffallenden Quertreibereien gegen China mit dem noch immer anhaltenden chinesischen Boykott amerikanischer Produkte in Verbindung bringt und dieses ganze Kesseltreiben gegen China so auffaßt, daß die Amerikaner für den ihnen aus diesem Boykott erwachsenden enormen Schaden ihr Mütchen an China in der Weise kühlen wollen, daß sie durch die phantastische Ankündigung von Fremdenaustreibungen Stimmung gegen dasselbe zu machen versuchen.

Europa, zu seinem eignen Nachteile mit chinesischen Verhältnissen nur wenig vertraut, ist in bezug auf chinesische Revolten und Aufstände nervös geworden, und die Amerikaner lancieren ihre unwahrscheinlichen Nachrichten gerade deshalb nach Europa, weil ihnen dieses der geeignete Nährboden für diese Gerüchte zu sein scheint.

Der Kenner ostasiatischer und insbesondere chinesischer Verhältnisse aber weiß, daß das chinesische Volk bei seiner bekannten Friedensliebe ohne schwere Provokation keine Gewalttaten begehen wird; die Geschichte der Ereignisse in China während der letzten fünfzig Jahre liefert den klaren Beweis, daß chinesische Unruhen fast ausnahmslos auf fremdländische Uebergriffe, Mißverständnisse oder voreilige militärische Expeditionen zurückzuführen sind.

Bei der großen Verschiedenheit der Weltanschauung, Kultur und Lebensgewohnheiten zwischen den Völkern des Westens und jenen des Ostens ist es nur zu begreiflich, daß eine Uebereinstimmung in allen Punkten schwierig ist. Wenn aber die Ausländer den Eigenheiten der chinesischen Nation, mit der sie gemeinsam und friedlich leben wollen, gebührende Rechnung tragen und sich mit ihr zu verständigen versuchen würden, könnten sicher die noch bestehenden Reibungsflächen und Gegensätze in China auf ein solches Minimum reduziert werden, aus dem sich ernstere Komplikationen nur schwer ergeben könnten. Es ist ein großer Unterschied zwischen Sichnichtverständigenkönnen und Sichnichtverständigenwollen, und gerade das letztere scheint für die Fremden in China vielfach zur Methode geworden zu sein. Zu diesem Fehler gesellt sich noch jener, daß wir, weil wir die Ostasiaten doch nur oberflächlich kennen und verstehen, nur zu oft der Ansicht huldigen, daß dies auch seitens der Ostasiaten uns gegenüber der Fall wäre. Dies ist jedoch ein grobes Mißverständnis. Der Ostasiate beschäftigt sich vielmehr eingehend mit uns, um mit unserm Wesen und Charakter bekannt zu werden, wobei ihm seine angeborene Fähigkeit, Menschen gründlich verstehen zu lernen, sehr zustatten kommt. Was wir im Verkehre mit dem Ostasiaten allgemein als Mißtrauen gegen uns bezeichnen, ist eigentlich nur eine angeborene Vorsicht, die meist schwindet, wenn derselbe die Ueberzeugung gewonnen hat, daß sie nicht mehr notwendig ist.

Viele unsrer bedeutenden klassischen und wissenschaftlichen Werke — insbesondere solche philosophischer, historischer und volkswirtschaftlicher Richtung — sind bereits ins Chinesische übertragen und in den Kreisen der gebildeten Chinesen stark verbreitet,[1]) überdies beherrscht eine große Anzahl Chinesen ein oder mehrere europäische Sprachen, so daß ihnen auch alle jene Werke, die bisher noch nicht

[1]) Wie sehr man sich in China für die hervorragendsten Erscheinungen der europäischen Literatur und Wissenschaft interessiert, beweisen die fortschreitenden Uebersetzungen derselben ins Chinesische und die relativ enormen Auflagen, welche diese Uebertragungen in China finden. So ist die Uebersetzung Huxleys „Evolution und Ethik“ in nicht weniger als 450000, Adam Smiths „Reichtum der Nationen“ in 30000 Exemplaren verbreitet. Viele Auflagen erlebten auch: Montesquieus „L'esprit des lois“, Spencers „Soziologie“, J. Stuart Mills „System der Logik“ u. s. w.

übersetzt wurden, zugänglich sind. Sie kennen daher unsre Geschichte mit ihren vielen dunkeln Punkten und ihrer oft, auch China gegenüber, angewendeten rücksichtslosen Eroberungspolitik genau, und diese Kenntnis der historischen Vergangenheit Europas ist nicht zuletzt die Ursache für das Mißtrauen, das uns die Ostasiaten entgegenbringen.

Um aber bei dem Spieler, dessen Mißtrauen wir durch unser bisheriges, oft nicht einwandfreies Spiel hervorgerufen haben, wieder an Vertrauen zu gewinnen, ist es notwendig, daß manche Züge unsrer Politik in China sowohl wie das Auftreten der Fremden daselbst in erster Linie darauf Rücksicht nehmen, daß die Chinesen in ihrem eignen Lande besonders ein Recht haben, mit den Fremden als gleichwertig und gleichberechtigt angesehen zu werden. Wir, die wir als Kulturträger nach China kommen wollen, haben die Pflicht, uns den Chinesen gegenüber als solche zu erweisen, wollen wir uns nicht durch unpassende Aufführung der naheliegenden Gefahr aussetzen, daß für die Chinesen unsre in so hochtönenden Worten gepriesene Zivilisation zur Posse wird.

Insbesondere ist das Auftreten vieler Fremden in China nicht geeignet, in den Chinesen die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit unsrer Zivilisation zu schaffen. Wer sich in einem europäischen Staate als Ausländer aufhält, wird sich bemüßigt sehen, die Gesetze des Landes, in dem er sich befindet, noch gewissenhafter zu beobachten als der eigne Staatsbürger dieses Landes und wird beflissen sein müssen, in keiner Weise lästig zu fallen. Der Fremde, der hingegen nach China kommt, wirft vielfach alle diese Rücksichten, die ihm in Europa als selbstverständlich gelten, rasch über Bord und gefällt sich in einer Aufführung, die an und für sich schon unschicklich, in einem Lande, dessen Gastfreundschaft er genießt, aber um so unangenehmer auffallen muß. Aehnlich wie in China haben es die Fremden in dieser Beziehung auch in Japan gehalten, solange sie auch dort Exterritorialität genossen haben, doch hat es Japan erreicht, durch eine kodifizierte, dem Zeitgeiste angepaßte Gesetzgebung in dieser Beziehung Wandel zu schaffen. Tatsächlich ist auch das Verhalten der Fremden in Japan, seit sie der japanischen Jurisdiktion unterstehen, ein ungleich passenderes, und es ist daher nur zu begreiflich, daß China Wert darauf legt, so rasch wie möglich dieses Beispiel Japans nachzuahmen. Die Gewohnheit des Fremden in China, den Chinesen wegen seiner Zugehörigkeit zur gelben Rasse schon a priori als minderwertig anzusehen und demgemäß zu behandeln, muß begreiflicherweise insbesondere den gebildeten Chinesen tief verletzen, dem Konfuzius schon vor vielen Jahrhunderten gelehrt hat, daß es zwischen wirklich gebildeten Menschen keinen Rassenunterschied geben könne. Der Fremdenhaß — wenn man von einem solchen in China überhaupt sprechen kann — ist daher nur eine Konsequenz unsrer so offenkundigen Geringschätzung der Chinesen, und auf diese Weise wird ihre Abneigung gegen uns durchaus verständlich.

Was nun eine der gegenwärtigen Lage in Ostasien Rechnung tragende Aenderung der Politik der fremden Mächte in China anbetrifft, so ist diese keineswegs so leicht, wie man etwa annehmen könnte. Wir dürfen eben nicht

aus dem Auge verlieren, daß wir es mit einem durch die steten Uebergriffe mißtrauisch gewordenen hochintelligenten Volke zu tun haben, das ein etwa plötzliches Einlenken in eine neue Bahn nur zu leicht als einen Rückzug und als ein offenkundiges Selbsteingeständnis unsrer bisher begangenen Fehler auslegen würde. Es wird deshalb der ganzen Kunst gewiegter und mit ostasiatischen Verhältnissen gründlich vertrauter Diplomaten bedürfen, um bei aller Wahrung unsrer eignen Interessen das gegen uns bestehende Mißtrauen zu beseitigen. Die gebührende Rücksichtnahme auf die berechtigten Interessen der Chinesen im eignen Lande wird die Grundlage sein müssen, auf der dann ein dauerndes und gutes Einvernehmen herzustellen und die gegen uns begründete Voreingenommenheit der Chinesen zu beseitigen möglich sein wird.

China steht jetzt inmitten seiner großartigen Reformbewegung, an die es in der vollen Ueberzeugung geschritten ist, daß es nur nach deren günstigen Beendigung imstande sein wird, seine souveräne Unabhängigkeit und territoriale Integrität zu bewahren und zu verteidigen, eine Voraussetzung, die auch in Japan seinerzeit für die Durchführung der Reformen entscheidend war. Durch seine innere Umgestaltung will China den Anforderungen, welche die Gegenwart an eine Großmacht stellt, nachkommen. Diese Aufgabe ist für China bei seinem so ausgedehnten Staatsgebäude und seiner zehnmal so großen Bevölkerung, die in sich selbst wieder außerordentliche Verschiedenheiten aufweist, ungleich schwieriger, als es diejenige Japans war, wie dieses Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an die gleiche Arbeit herantrat. Denn in wenigen Dezennien sich die Errungenschaften vieler Jahrhunderte zunutze machen wollen, ist auf alle Fälle eine eminente Leistung, und es wird daher niemand wundernehmen dürfen, wenn sich auch in China bei dieser tiefeingreifenden Umgestaltung seiner bisherigen Einrichtungen — ähnlich wie in Japan — Begleiterscheinungen äußern werden, die hier und da die Ruhe vorübergehend gefährden.

Diese Begleiterscheinungen sind jedenfalls Anzeichen dafür, daß das chinesische Volk nicht so politisch indifferent ist, wie man es im allgemeinen hinzustellen beliebt, und daß es viel mehr Interesse und Verständnis für die Vorgänge in seinem Land besitzt, als man bisher anzunehmen gewohnt war.

China wird sich nach Beendigung seiner Reformen nicht nur zu einer ostasiatischen Großmacht in modernem Sinne entwickeln, sondern auch seine Stellung im internationalen Wirtschaftsverkehre wird in außerordentlicher Weise an Bedeutung gewinnen; sind einmal die Kommunikationsmittel auch im Innern des Landes so verbessert, daß auch diese ungeheuer großen, heute vom Welthandel mangels entsprechender Verkehrswege so gut wie ausgeschlossenen Territorien dem allgemeinen Handel geöffnet werden, so wird sein Wert als Konsument sowohl wie als Produzent eine ungeahnte Steigerung erfahren. Es erscheint daher im Interesse der Vertragsmächte geboten, China während dieser bedeutungsvollen Epoche eher vereint zu unterstützen, als dasselbe in seiner Bewegungsfreiheit bei der Ausführung seiner sich selbst gestellten und für seine Zukunft hochbedeutsamen Aufgabe zu behindern. Jedenfalls aber ist es unvorsichtig, ja

sogar gefährlich, in der jetzigen Entwicklungsperiode die Gemüter der Chinesen, die durch die Reformbewegung an und für sich schon stark erhitzt sind, noch weiter aufzuregen.

Wenn das chinesische Volk überzeugt sein wird, daß nicht die Fremden, sondern seine eigne Regierung die Initiative zu den Reformen ergriffen hat, erst dann und nur dann wird die Reformbewegung ohne heftige Erschütterungen des Landes und ohne Stockungen ihren Fortgang nehmen. Seien wir also der chinesischen Regierung bei der Ausführung ihrer Reformen freundschaftliche Ratgeber und verzichten wir darauf, die Lehrmeister zu spielen, in deren Selbstlosigkeit die Chinesen nur zu leicht Zweifel setzen könnten.

Wie ernst es der kaiserlich chinesischen Regierung mit der baldigen Durchführung der Reformen ist, beweisen die mehrfachen Missionen, die sie zum Studium der kulturellen, administrativen und gesetzlichen Einrichtungen nach den meisten zivilisierten Staaten der Welt entsendet hat. So obliegt zum Beispiel der jetzt unter Führung des Vizekönigs Tuanfang in Europa weilenden Kommission, unsre gesetzlichen Einrichtungen zu studieren, um das Beste und für China Praktischste auf diesem Gebiete als Material für seine Reorganisation zu sammeln.

Unter den bedeutendsten Staatsmännern moderner Richtung in China nach dem Tode Li-Hung-Tschangs nimmt heute unleugbar den ersten Platz der in der Vollkraft seiner Jahre stehende Generalgouverneur von Chih-li, Yuanshikai, ein. Yuanshikai genießt nicht nur allein das Vertrauen seines Herrscherhauses und seiner Regierung, sondern auch die gemäßigte Reformpartei, die in ihm ihren geistigen Führer sieht, ist fest davon überzeugt, daß er das große, von Li-Hung-Tschang begonnene Reformwerk zum Wohle und Nutzen seines Vaterlandes zu Ende führen wird. Yuanshikai, der 1858 geboren wurde, entstammt einer alten Soldatenfamilie und hat sich in seiner wechselvollen Karriere sowohl als tüchtiger Militär wie als besonders befähigter Politiker in hervorragender Weise ausgezeichnet. Die Tatsache, daß ein solcher energischer und weitsichtiger Staatsmann an der Spitze der Reorganisationsbewegung in China steht, kann als ein günstiges Anzeichen dafür gelten, daß nunmehr ungeachtet aller Schwierigkeiten ohne Unterbrechung die Reformen in China durchgeführt werden.

Zum Schlusse noch ein Wort über den den Chinesen in den Mund gelegten Ruf: „China den Chinesen," der, wenn er überhaupt existiert, vielfach unrichtig verstanden wird. Denn dieses Wort will nicht besagen, daß China frei von Fremden zu sein wünsche, sondern daß es in seinem eignen Lande sein eigner Herr sein wolle. Dieser Wunsch sollte uns Westländern um so begreiflicher sein, als wir ja gegen jeden fremden Eingriff in unsre eignen inneren Angelegenheiten besondere Empfindlichkeit äußern und jeden derartigen Versuch unverblümt und energisch zurückweisen. Außerdem kann davon, daß die in China jetzt zur Durchführung gelangenden Reformen — die ja den engeren Anschluß an die übrigen zivilisierten Staaten bezwecken — zu einem feindseligen Vorgehen gegen die Fremden die Mittel bieten sollen, um so weniger die Rede sein, als die

Reformen, ähnlich wie seinerzeit in Japan, zur Folge haben werden, daß die Fremden in um so größerer Anzahl nach China kommen werden, um sich — was heute nur sehr schwer möglich ist — über das ganze Land zu verbreiten und festen Fuß zu fassen.

Derzeit liegt es noch in der Hand der fremden Mächte, durch eine der heutigen Lage in China angepaßte Politik ihre Zukunft in diesem Reiche günstiger zu gestalten, oder durch eine Weiterbefolgung ihrer bisherigen Taktik ihre Interessen daselbst in Frage zu stellen.

Schloß Freudenstein in Tirol im März 1906.

Ueber Radioaktivität und Elektronentheorie

Von

Friedrich Dessauer (Aschaffenburg)

Anfangs dieses Jahres hat C. H. Wind zur Uebernahme der Professur an der holländischen Reichsuniversität zu Utrecht einen Vortrag über das Thema „Elektronen und Materie" gehalten, in dem er kurz und dennoch in großer Vertiefung die gegenwärtige Krisis in den Grundlagen unsrer Naturanschauung zur Darstellung bringt. Er schildert uns, wie die gegenwärtige Weltanschauung der Physiker eine Synthese bildet aus einer These aus der Zeit von Weber und Ampère und einer Antithese, dargestellt durch die Theorien von Faraday und Maxwell. Diese Theorien haben mehr wie zwei Jahrzehnte gebraucht, um, hauptsächlich unterstützt durch die Hertzschen Versuche, weitere Einführung zu gewinnen, um dann, durch die geistvollen Folgerungen von Lorentz emporgeführt und mit den ursprünglichen Weberschen Theorien vereinigt, in den neuesten Ergebnissen der empirischen Forschung ihre Bestätigung zu finden.

Als wir noch auf der Schule waren, lernten wir, daß die anorganische Natur besteht aus einer Gruppe von etwa siebzig Grundstoffen oder Elementen, die prinzipiell voneinander verschieden sind, sich in unendlicher Variation miteinander verbinden können, um so die gewaltige Fülle von Erscheinungen, in denen uns die Materie entgegentritt, zu bilden. Der kleinste Baustein eines Elementes ist sein Atom; wie schon das Wort sagt, soll es ein unteilbar kleines Teilchen sein. Die Verschiedenheit der Elemente ist bedingt durch die Verschiedenheiten der kleinsten Substituten, der Atome. Niemals kann ein Atom eines Elementes in das eines andern übergeführt werden, und darum war das Bestreben der alten Alchimisten eitel. Heute lernen wir anders: Es gibt noch kleinere Teilchen als die Atome. Diese sind keine einfachen, sondern zusammengesetzte Körper, zusammengesetzt aus noch kleineren Urbausteinchen, die Elektronen genannt werden. Das Elektron, das kleinste Substitut der Materie, ist zugleich Träger

eines kleinsten Quantums, eines Elementarquantums von Elektrizität, und zwar entweder von positiver oder von negativer Ladung. Eine Gruppe von gleichviel positiven und negativen Elektronen tritt zu dem Gefüge zusammen, das wir als Atom bezeichnen. Von den unendlich zahlreichen Möglichkeiten, in denen sich mehr oder weniger Elektronen zu einem Atom vereinigen können, kommen etwa siebzig auf unserm Planeten vor. Diese sind die siebzig Elemente. Demnach ist der Unterschied, der ein Atom von dem eines andern Elementes charakterisiert, gegeben durch die Zahl und Art der in ihm zu einem Gefüge vereinigten Elektronen.

Außer den in solcher Bindung und Gruppierung im Atom vereinigten Elektronen existieren aber allenthalben zahllose freie Elektronen, die mit teilweise gewaltiger Geschwindigkeit sich bewegen und die teilweise die Träger jener Erscheinungen sind, die wir in der Physik als Strahlungen bezeichnen. Aber es ist auch möglich, aus den Atomen selbst durch Einwirkung äußerer Kräfte Elektronen — und zwar sind es immer solche mit negativer Ladung — loszulösen, zu dissoziieren und sie dann in ihrer weiteren Entwicklung zu beobachten.

Auf dieser Grundlage findet eine Reihe von Erscheinungen ihre Erklärung, die vorher durchaus unvereinbar mit unserm physikalischen Wissen und Erkennen schienen. Es sind dies Beobachtungen aus der Lehre vom Lichte, einige elektrische Phänomene, dann aber insbesondere die Vorgänge der Kathodenstrahlung, Kanalstrahlung und Röntgenstrahlung, endlich die überraschenden Ereignisse der Strahlung radioaktiver Substanzen. Von diesen letzteren Erscheinungen der Radioaktivität und ihrer Erklärung durch die Elektronentheorie, die ich oben kurz skizzierte, soll im nachfolgenden die Rede sein.

Im Jahr 1896, kurz nach Röntgens Entdeckung, befaßten sich viele Physiker mit Experimenten über jene Phänomene, die bei der Fluoreszenz und Phosphoreszenz verschiedener Stoffe auftreten. Die Glaswand der Röntgenröhre selbst leuchtet während der Aussendung der unsichtbaren X-Strahlen in ziemlich hellem Lichte. Sollte es nicht möglich sein, daß bei ähnlichen Leuchteffekten auch unsichtbare und durchdringungskräftige Strahlungen gleichzeitig ausgingen, die den Beobachtern bisher entgangen waren.

Becquerel fand, daß bei dem schwach fluoreszierenden Uranpecherz, der sogenannten Pechblende, die in Joachimstal in Böhmen und in Freiberg in Sachsen gefunden wird, unsichtbare Strahlungen auftreten, Strahlungen, die zunächst die merkwürdige Eigenschaft haben, elektrisch geladene Körper in der Nachbarschaft unelektrisch zu machen, Strahlungen, die durch Papier und Holz ähnlich den Röntgenstrahlen hindurchdringen, verschiedene Stoffe zur Fluoreszenz bringen und auf der photographischen Platte Eindrücke hervorbrachten, ähnlich denen des Lichtes und der X-Strahlen. Es wurde eifrig weiter gesucht und mancherlei gefunden, was sich nachher als nichts- oder wenigbedeutend herausstellte. Ein großer Wurf gelang dem Ehepaar Curie, die in der Pechblende ein neues strahlendes Element auffanden. Die Ueberlegung ist folgende: Es tritt aus der Pechblende, deren Zusammensetzung bekannt ist, eine sehr starke Strahlung aus,

die von keinem der bekannten Bestandteile der Pechblende herrühren kann. Denn so viele Elemente dieses Erz auch umschließt, man weiß von allen, daß solche strahlende Eigenschaft, solche Radioaktivität, ihnen nicht zukommt. Folglich muß in dem Erz noch ein Bestandteil, vielleicht ein Element vorhanden sein, dem einmal diese Strahlung in hohem Maße eigen ist, das aber anderseits in so geringer Menge vorhanden ist, daß es bisher eben nicht gefunden wurde. Das Erstaunlichste bei der Entdeckung der Madame Curie ist wohl die ungeheuer geduldige Arbeit, mit der diese Dame durch viele Monate hindurch chemisch arbeitend bis zu dem in unglaublich geringen Quantitäten vorhandenen strahlenden Element, dem Radium, vordrang.

Auch heute noch sind, trotzdem die Gewinnung des Präparates durch Giesel sehr vereinfacht wurde, die Mengen des existierenden und auch des gewinnbaren Radiums ungemein klein, und deswegen wie auch wegen der Schwierigkeit der Herstellung ist der Preis der radioaktiven Substanz ein enorm großer. Es kostet zurzeit der tausendste Teil eines Gramms, 1 Milligramm, 400 Mark.

Ueber die Geschichte der Entdeckung, die Art der Gewinnung und die Eigenschaften der radioaktiven Substanz sind im letzten Jahre eine große Zahl von Abhandlungen und Broschüren erschienen, die der Aufgabe einer populären naturwissenschaftlichen Darstellung in mehr oder weniger geschickter Weise gerecht werden. Ich verweise auf das geschickt geschriebene Büchlein des Freiherrn Karl von Papius „Das Radium“ im Verlag von Gustav Schmidt in Berlin. Die Fülle der eigenartigen Erscheinungen, die ein radioaktives Präparat bietet, ist wirklich erstaunlich. Außer den vorhin erwähnten, den Röntgenstrahlen ähnlichen Fähigkeiten, die Stoffe zu durchdringen, Fluoreszenz hervorzurufen und die photographische Platte zu alterieren, elektrische Körper unelektrisch zu machen, strömt ständig von den radioaktiven Substanzen eine Art radioaktives Gas, die sogenannte Emanation, aus, die selbst die gleichen Eigenschaften, wenn auch in geringerem Maße, zeigt. Ueberdies werden alle in der Nachbarschaft befindlichen Stoffe selbst aktiv. Unter dem Einfluß eines Magneten wird die Strahlung teilweise abgelenkt, entfernt sich teils in einer, teils in der entgegengesetzten Richtung von der geraden Bahn. Benachbarte, der Strahlung ausgesetzte Körper werden auf die Dauer in ihrem molekularen Zusammenhalte erschüttert. Zellstoff, Papier wird auf die Dauer rötlich und gelb, Glas färbt sich unter dem Einfluß der Strahlen dunkel bis schwarz.

Welch heftige und unter Umständen deletäre Wirkungen auf die lebende Zelle, die Haut und die Gewebe des menschlichen Körpers die Strahlung ausübt, mußten Becquerel und ein englischer Physiker am eignen Leibe erfahren. Sie trugen unvorsichtigerweise radioaktive Präparate in der Westentasche und bekamen tiefe Brandstellen in der Haut, die erst nach einer Reihe von Monaten wieder der Heilung entgegengingen.

Die radioaktive Substanz ist aber nicht nur fähig, ständig Fluoreszenzstrahlen und röntgenstrahlenartige Erscheinungen auszusenden, sondern sie besitzt auch Wärmestrahlen, so daß das radioaktive Präparat ständig um einige Grad Celsius

wärmer ist als seine Umgebung. Da natürlich immer Wärme abfließt, so bedeutet dies eine ungeheure Energieausgabe auf die Dauer, besonders wenn man die ungemein geringen Quantitäten des Präparates in Rechnung zieht.

Der merkwürdigen Eigenschaften der radioaktiven Substanzen sind es so viele, daß hier nur diese wenigen hauptsächlichen Punkte angeführt sein mögen. Jedenfalls ergibt sich schon daraus, daß die Physik vor einem Rätsel stand. Wer heute physikalisch denkt, denkt im Rahmen der Energetik. Diese lehrt, daß der Bestand an Energie — früher sagte man Arbeit — ein konstanter sei, daß alle Erscheinungen, die uns entgegentreten, immer nur Transformationen von Energie seien, bei denen nichts verloren geht, aber auch nichts gewonnen werden kann. Wenn also irgendeine Energieform neu auftritt, so muß sie auf Kosten einer andern verschwundenen entstanden sein. Wenn wir Lichtenergie erzeugen, verbrauchen wir bei unsern normalen Beleuchtungsgeräten Wärmeenergie. Erzeugen wir Elektrizität, so verbrauchen wir die Bewegungsenergie von Maschinen. Erzeugen wir Wärme, so verbrauchen wir die chemische Energie, die in der Kohle aufgespeichert ist. Hier aber begegnen wir einer Substanz, die ständig und für unsre Beobachtungszeiten ohne Abnahme Energie ausstrahlt, ohne scheinbar irgendwelche zu verbrauchen. Denn die radioaktive Substanz in ihrer winzigen Quantität strahlt eine ganz unglaubliche Energiemenge aus, und zwar ohne jede Unterbrechung, seitdem sie beobachtet wird, natürlich seit Jahrtausenden und Jahrmillionen, bevor sie beobachtet wurde. Die Strahlung eines Präparates von 10 Milligramm Radiumbromid, also dem hundertsten Teil eines Grammes, bringt einen eminent hellen Leuchteffekt auf verschiedenen fluoreszierenden Substanzen, z. B. auf dem Doppelsalze Baryumplatincyanür, hervor. Selbst durch einen 3 bis 4 Zentimeter dicken Silberblock hindurch wirkt die Strahlung noch und wird auf einem Schirm von Baryumplatincyanür sichtbar. Die entladende Wirkung dieses Präparates ist so stark, daß ein feines Elektroskop schon in einem benachbarten Zimmer die Anwesenheit eines solchen Präparates anzeigt. Die Wärmeausgabe und spontane Wärmeschaffung ist gewaltig. Würde man einige Kilo des Präparates besitzen, so könnten sämtliche Dampfmaschinen des Deutschen Reiches in ihrer Energieleistung nicht mit dem Radium verglichen werden. Keine Zelle widersteht dem furchtbaren Einfluß dieser Strahlung auf die Dauer, und das alles geschieht, im scheinbaren Gegensatz zur Energetik, ohne irgendwelchen bemerkbaren Energieaufbrauch.

Natürlich sind viele Erklärungsversuche gemacht und verworfen worden. Aber das Problem ist jetzt gelöst, und zwar mit Hilfe der Elektronentheorie.

Wir stellten uns vor, daß ein Atom bestehe aus einer größeren oder geringeren Zahl gleichviel positiver und negativer Elektronen, daß es wesentlich die Zahl und Art der Zusammenlagerung dieser kleinsten Bausteine ist, die ein Atom von einem andern unterscheidet. Ferner erfuhren wir, daß es durch verschiedene Einflüsse gelingt, aus der Gruppe eines Atoms Elektronen, und zwar negative Elektronen, zu befreien, daß diese mit ihrer elektrischen Ladung, teilweise

mit außerordentlicher Geschwindigkeit, die sich der Geschwindigkeit des Lichtes nähert, zu wandern beginnen. Kommt ein wanderndes Elektron, das man auch Ion nennt, in die Umgebung eines Magneten, so wird es von seiner Bahn abgelenkt, und zwar wegen seiner negativen Ladung in einer bestimmten Richtung. Vermöge seiner außerordentlichen Kleinheit ist es imstande, bis zu einem gewissen Grade in das Innere andrer Stoffe einzudringen; es ist fähig, die Atome der Stoffe, in die es eindringt, in Schwingung zu versetzen, Schwingungen, die sich dann im Aether als Licht oder Wärme oder chemische Strahlung fortpflanzen können.

Solange ein Atomgefüge aus gleichviel positiven und negativen Elektronen unverändert besteht, äußert es nach außen hin keine elektrischen Eigenschaften, weil sich die entgegengesetzt elektrischen Quantitäten ausgleichen. Wenn aber nun durch einen äußeren Einfluß ein oder einige negative Elektronen abgespalten sind, dann muß der Rest des Atoms eine überschüssige positive Ladung besitzen, vermöge deren er nun auch wandern, zum Ion werden kann und vermöge deren er auch in der Nähe eines Magneten eine Ablenkung erfahren muß. Freilich wird diese Ablenkung wegen der positiven Ladung des Atomrestes die entgegengesetzte Richtung haben wie vorhin, und es wird auch die Bewegung vermöge der größeren Masse eine trägere sein als die des freien abgespaltenen negativen Elektrons.

Einen Schritt weiter: Wenn tatsächlich Atome Elektronenkombinationen sind und sich durch die Zahl der zu einem Gefüge vereinigten Elektronen unterscheiden, dann muß in einer ganz frühen Periode der Weltbildung die Entstehung des Atoms aus Elektronen liegen. Nun sind die Grenzen, zwischen denen die Werte der einzelnen Atome liegen, sehr groß. Man bezeichnet den Wert eines Atoms, gewissermaßen die Fülle Elektronen, die das Atom bilden, als Atomgewicht. Das niedrigste Atomgewicht wird dem Wasserstoff mit ungefähr 1 zugeschrieben, die höchsten Atomgewichte haben Uran mit 238, Thor mit 232, Radium mit 225. Es sind also in diesen letzteren Atomen sicher gewaltig viel mehr Elektronen enthalten als in einem Atom Wasserstoff. Wenn also die Bildung eines Atoms aus Elektronen erfolgte, dann muß in dieser Bildungsperiode eine gewisse Energie aufgewendet worden sein, um die Elektronen zum Atom zu gruppieren und zusammenzuhalten, und zwar um so größere Energie, je zusammengesetzter diese Atome sind, je höher ihr Atomgewicht ist. Thor, Radium und Uran sind demnach Elemente, deren Atome aus einer ganz ungeheuern Zahl Elektronen bestehen und in denen eine gewaltige Energie angehäuft ist, welche die Elektronen in dem Atomgefüge zusammenhält, dieselbe Energie, die seinerzeit bei der Bildung des Atomes aufgewendet worden ist.

Wir denken uns seit jener Bildungsepoche Millionen Jahre weiter in der Entwicklung. Dann muß einmal eine Periode kommen, in der die Existenzbedingungen für so hochwertige Atome nicht mehr die gleichen sind, in der sie in ihrer Komplexität nicht mehr existieren können. Dann müssen sie zu zerfallen beginnen, und es werden einzelne Elektronen, und zwar zunächst negative, das

Atomgefüge verlassen und ins Freie heraustreten. Der Rest solcher Atome muß eine positive Ladung besitzen. Zu gleicher Zeit muß aber auch eine Energie ausgehen, die frei wird, weil sie nicht mehr vollständig notwendig bleibt, um das Atom zusammenzuhalten. Drei Phänomene also müssen im wesentlichen bei einem solchen Zerfall der Atome konstatierbar sein: Ausgang negativer Jonen, Ausgang positiver Jonen und Energiestrahlung in einer oder mehreren Formen.

Rutherford, der die Strahlung radioaktiver Präparate eingehend untersucht, unterscheidet drei Gruppen, die Alpha-, die Beta- und die Gammastrahlen. Alle drei Strahlengruppen haben Analogien mit vorher beobachteten Phänomenen. Die Betastrahlung gleicht durchaus den Kathodenstrahlenphänomenen. Die Alphastrahlung gleicht den von Goldstein entdeckten Kanalstrahlen. Die Gammastrahlung ist eine Energiestrahlung und den Röntgenstrahlen gleich.

Von diesen drei Strahlengruppen ist das Wesen bekannt. Man weiß, daß die Kathodenstrahlung ein Strom negativer Elektronen ist, der aus Gasatomen in evakuierten Röhren durch elektrischen Strom erzeugt wird. Man weiß, daß Kanalstrahlen positive Atomreste sind, aus deren Gefüge sich eben die negativen Elektronen losgelöst haben, daß sie ebenso wie die Alphastrahlen unter dem Einfluß eines Magneten in umgekehrtem Sinne wie die Kathodenstrahlen und Betastrahlen abgelenkt werden. Auf das Wesen der Röntgenstrahlung, das uns jetzt auch bekannt ist und denen die Gammastrahlung gleicht, hier einzugehen, würde zu weit führen.

Das Phänomen der Radioaktivität erfüllt also genau die Erwartungen, die man an jene Ereignisse stellt, die beim Zerfall eines Atoms sich abspielen müssen. Und mit Hilfe dieser Erklärung sind fast alle Beobachtungen leicht verständlich. Das Interessanteste an der Erklärung ist der Rückschluß, der sich auf die in der Materie latente Energie ziehen läßt. Die radioaktiven Elemente sind gleichzeitig die von höchstem Atomgewicht, bei denen also am meisten Elektronen zu einer Gruppe zusammengetreten sind. Thor, Uran und Radium sind radioaktiv, Radium selbst ist wahrscheinlich nur eine Zwischenstufe. Man konnte bei Radium berechnen, daß der Zerfall seiner Atome in einer Periode von ungefähr 30000 Jahren sich vollzieht. Bei Thor und Uran ist die Strahlung viel geringer, und die Zeit, die zum Zerfall notwendig ist, zählt nach Hunderten von Jahrmillionen. Nun müssen wir uns sagen: wenn ein Präparat von 10 Milligramm Radiumbromid ohne auffällige Abnahme 30000 Jahre hindurch seine ungeheuern Strahlungsenergien aussendet, beobachtet oder unbeobachtet, in jeder Sekunde gleich stark, dann muß die Energie, die in einem Atom ruht, ganz unsagbar groß sein. In der Tat können wir uns kaum davon eine Vorstellung machen. Die Kräfte, die als reine Energieerscheinungen, als Wärme, Licht, Elektrizität, in unserm Leben uns entgegentreten, mit denen wir arbeiten, sind verschwindend klein gegenüber denen, die in der Materie verborgen sind. — Wasserstoff ist, wie schon erwähnt, das Atom von geringster Komplexität. Man stellt sich sogar vor, daß es nur aus einem positiven und einem negativen Elektron besteht. Wind sagt in seinem obenerwähnten Vortrage: „Wenn es aber zu-

trifft, daß das Gramm Wasserstoff ganz aus Elektronen besteht, so ist die gesamte elektrische Energie dieser Elektronen so groß, daß sie, wenn man sie in einer Maschine vollständig in mechanische Arbeit umsetzen könnte, dazu genügen würde, daß eines der großen Dampfschiffe der Holland-Amerika-Linie seine ganze Route mit ihrer Hilfe fünfmal in beiden Richtungen zurücklegte."

Es kann noch ein besonderer Fall berücksichtigt werden: Wenn von einem hochwertigen Atom negative und positive Elektronen ausstrahlen, weil die Energie des Atoms sie nicht mehr zusammenhält, dann wird es möglich sein, daß ein Teil der ausströmenden oder zurückbleibenden Elektronen sich in geringerer Zahl abermals zu einem Atom gruppiert. Dann wäre also aus einem Atom ein andres geworden, aus einem Element ein andres. Damit wäre die Grundlehre von der Unveränderlichkeit der Elemente zerstört. Durch Ausstrahlung von Elektronen müßte aus einem Element von höherem Atomgewicht ein Element von niederem Atomgewicht werden können.

Und auch dies hat sich in der Tatsache bestätigt. Ramsay schloß Radium in eine leere Glasröhre ein. Spektralanalytisch wurde festgestellt, daß tatsächlich das Element Radium vorhanden war. Nach einigen Tagen ergab die abermalige analytische Untersuchung das Vorhandensein des Elements Helium neben dem Radium. Helium ist als Element zuerst in der Sonne gefunden und dann in der Erde nachgewiesen worden. Es hat das geringe Atomgewicht 4. So bildet sich aus Radium, freilich in unendlicher Langsamkeit, Helium.

Soddy schloß einen im vorigen Jahre in der Philosophical Society in Manchester gehaltenen Vortrag mit den Betrachtungen über „Die Entwicklung der Materie, enthüllt durch die Radioaktivität", und er führt aus: „Durch die Entdeckung der Radioaktivität und der ungeheuern Energievorräte, die mit der Struktur der Atome der komplexeren Formen der Materie verbunden sind, haben die Grenzen der Natur nach beiden Richtungen hin eine ungeheure Erweiterung gefunden. Diese Erweiterung kann aber, soweit wir dies jetzt beurteilen können, nur als eine Art Aufschub betrachtet werden. Das Ende ist nur in die Ferne gerückt, nicht aufgehoben worden. Die Geschichte des Universums beginnt trotz dieser Fortschritte noch mit einem geheimnisvollen Ursprung und schließt mit der Verkündigung eines unvermeidlichen Untergangs. Aber niemand wird glauben, daß das letzte Wort gesprochen ist. Es ist wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich, daß durch weitere Entdeckungen die beiden unlösbaren Rätsel der Philosophie umgangen werden und daß das Universum als ein konservatives System erkannt wird, das weder in der Zukunft noch in der Vergangenheit eine Grenze hat, sondern in einer kontinuierlichen Entwicklung fortschreitet." —

Weber und Ampère waren von der Körperlichkeit der Elektrizität ausgegangen: kleinste elektrische Körperchen, die strömen, sich gegenseitig anziehen und abstoßen.

Faraday und Maxwell hatten die Energie der Schwingungen gezeigt. Es bewegen sich in ihrer Anschauung keine Körper in der Richtung der Fortpflanzung der Energie, sondern es befinden sich außerhalb der scheinbaren Träger

der Energie die Teile des Aethers in Schwingungen. Die Hertzschen Versuche haben in hohem Maße diese Auffassung bestätigt.

In beiden Theorien ist — zeigt uns Wind in seinem eingangs erwähnten Vortrage — viel Richtiges. Die Elektronen sind mit elektrischer Energie ausgerüstete kleine Teilchen. Sie bilden in ihrer Gruppierung und mit ihrer enormen Energie die Atome, und ihre Energie kann Schwingungsenergie erzeugen, wie wir ihr in der Faradayschen Theorie begegnen.

So vereinigt die neuere Elektronentheorie die These Webers und die Antithese Faradays, indem sie beiden Auffassungen eine gemeinschaftliche Grundlage gibt.

Die deutsche Diplomatie unter Bismarck

Von

A. von Brauer

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, in einer großangelegten Sammlung die Biographien aller der Männer zusammenzustellen, die als Ministerkollegen neben Bismarck oder als seine Hilfskräfte unmittelbar unter seiner Leitung im Dienst des Reichs und Preußens tätig waren. Keiner der in seiner Nähe mit ihm Schaffenden sollte vergessen werden. Sie alle bilden gleichsam einen Teil seiner politischen Persönlichkeit. Ihren Charakter, ihre Fähigkeiten, ihre Arbeitsart, ihren Einfluß auf die Geschäfte kennen zu lernen, das wären auch Beiträge zum besseren Verständnis Bismarcks. Und solche Beiträge müssen noch aus den verschiedensten Gebieten herbeigeschafft werden, bis wir den großen Mann in allen Phasen seiner Entwicklung, seines Strebens und Könnens ganz verstehen lernen.

Ein Beitrag in diesem Sinne soll hier geliefert werden. Es soll gezeigt werden, wie sich Bismarck die Leute auswählte, die berufen waren, seine unvergleichliche Politik im Auslande zu vertreten, welche Eigenschaften er an ihnen besonders schätzte und welche Anforderungen er an sie stellte. Es wird sich dabei ergeben, daß der eigenartige Mann die Vereigenschaftung zum auswärtigen Dienste nach andern Rücksichten beurteilte, als bis dahin maßgebend waren.

Daß Bismarck in hohem Maße das besaß, was man gemeinhin als „Menschenkenntnis" bezeichnet, wird niemand bestreiten wollen. Seine fast divinatorische Begabung in der Schätzung von fremden Staatsmännern und kleineren Leuten hat er oft genug bewiesen. Wie rasch erkannte er die Schwächen derer, mit denen er zu tun hatte! Er sagt von sich selber sehr treffend, wenn auch in ironischer Form: „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet, und es ist vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist." [1])

[1]) Brief an General von Gerlach vom 2. Mai 1857.

In der Auswahl seiner Mitarbeiter hatte er nicht bloß eine „glückliche Hand“ — der Ausdruck deutet mehr auf Zufall —, sondern einen sicheren, selten irrenden Blick. Vom größten Teil seiner Mitarbeiter wird man sagen dürfen, daß sie die richtigen Männer an der richtigen Stelle waren.

Als Bismarck im Herbst 1862 an die Spitze der Regierung und des auswärtigen Ministeriums berufen worden war, fand er unter den Räten seines Ministeriums fast nur offene oder versteckte Gegner. Die liberalisierende Bureaukratie, die von jeher in bewußtem oder unbewußtem Gegensatz zum Junkertum stand, sah in Bismarck das Prototyp dieses unbeliebten Standes. Der zünftige Diplomat sprach mit Herablassung von dem ehemaligen Deichhauptmann. Der altkonservative „Geheimrat“ sah mit Grauen, wie der neue Chef bisher unbetretene Pfade wandelte. So verschiedenen Richtungen die einzelnen Beamten des auswärtigen Ministeriums, die bisher ein recht beschauliches, mit Arbeit wenig belastetes Dasein geführt hatten, auch angehören mochten, — darin waren sie alle einig, daß der neue Minister ein Dilettant, ein Durchgänger sei, der den Staat an den Rand des Abgrunds bringen würde, wenn nicht zum Glück mit Sicherheit darauf zu rechnen wäre, daß er sehr bald abgewirtschaftet haben werde.

Seit Friedrichs des Einzigen Tagen war in Preußen eine kräftige und zielbewußte auswärtige Politik nicht mehr gemacht worden. Es ist daher nicht verwunderlich, daß für eine solche dem neuen Minister keine Kräfte zur Verfügung standen; denn auch die Herren von Thile und Abeken waren anfangs dem neuen Chef nicht günstig gesonnen, wenn sie auch als gewissenhafte Arbeiter ihre Pflicht taten.

Mit einem solchen Personal, das ihm nicht vertraute und dem er mißtraute, sollte Bismarck die Geschäfte führen und seine großen Pläne durchführen! Die nächste Folge war, daß der Minister vieles, was über den laufenden Dienst hinausging, selber ausarbeiten mußte, zunächst nur unterstützt von dem einzigen Keudell, den er im Herbst 1863 in seine Nähe berufen hatte. Keudell selbst schreibt, wie bei seiner Abreise von Breslau fast alle seine Bekannten, liberale wie konservative, ihn bedauert hätten, weil er sein Geschick an das „eines maßlos verwegenen Mannes und an eine hoffnungslose Sache“ ketten wolle.[1])

Der Vertraute, den Bismarck bald darauf an sich zog und der drei Jahrzehnte bei ihm aushielt, bis der Tod ihn abrief, war Bucher.

Bucher hat freilich niemals den großen Einfluß beim Fürsten gehabt, den ihm die Presse vielfach andichtete. In gewissen Kreisen sah man in Bucher den gelehrten, sprach- und formgewandten „Generalstabschef“, ohne den der Feldherr Bismarck seine hohen Ziele kaum erreicht hätte. Das ist sehr übertrieben. Bucher war ein äußerst gewandter, kenntnisreicher und zuverlässiger „vortragender Rat“,

---

1) von Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck, Seite 122. Daselbst auch die Aeußerung des Professors Neumann, der den Minister von Bismarck geradezu für „nervenkrank“ und „nicht ganz zurechnungsfähig“ erklärte!

der zudem gut die Presse zu beeinflussen verstand. Weiter reichten weder sein Einfluß noch seine Tätigkeit.

Der nächste Staatsmann, den Bismarck ganz aus eigner Initiative auf Grund seiner Bekanntschaft aus jungen Jahren in den Dienst des Auswärtigen Amtes zog, war der Staatssekretär Bernhard von Bülow, der Vater des jetzigen Reichskanzlers. Bismarck hatte ihn in Frankfurt kennen und schätzen gelernt, wo er als dänischer Gesandter (für Holstein) sein Kollege am Bundestag war.

Bei Berufung dieses Mannes hatte Bismarck seinen gewohnten scharfen Blick gezeigt. Bülow war ein sehr kluger Kopf, ein Mann von weiten Kenntnissen und eisernem Fleiße. Er war der erste und letzte Staatssekretär, der alle Zweige des auswärtigen Dienstes, einschließlich der juristischen und handelspolitischen Geschäfte, mit klarem Blick umfaßte und in allen wesentlichen Punkten persönlich leitete.

Nach Bülows Tod (1879) trat (nach vorübergehender Leitung des Dienstes durch Graf Odo Stolberg und Fürst Hohenlohe) Graf Hatzfeldt an die Spitze des Auswärtigen Amtes. Die Berufung dieser Männer beruhte wohl noch ausschließlich auf persönlicher Kenntnis des Fürsten. Bei der Wahl der späteren Mitarbeiter war der Fürst, der sich mehr und mehr von den Menschen zurückzog, zum Teil auf den Rat andrer angewiesen. Namentlich machte sich allmählich der Einfluß seines Sohnes Herbert geltend. Dieser wuchs in dem Maße, als des Fürsten persönliche Berührung mit seinen Mitarbeitern, besonders mit den kleineren und jüngeren, seltener wurden. Er kannte diese oft kaum persönlich. Wenn sie ihm auch gelegentlich vorgestellt wurden, hatte er doch kein Gedächtnis für sie. Selbst die an den auswärtigen Höfen beglaubigten Diplomaten, soweit sie erst nach dem französischen Kriege in höhere Stellen eingerückt waren, waren ihm nicht alle mehr aus näherem Umgang persönlich vertraut. Diese konnte er also nur nach ihren Berichten und nach ihren Erfolgen beurteilen und nach dem, was man ihm von ihnen sagte. Da waren gelegentliche Irrtümer unvermeidlich.

*

Bei der Auswahl seiner diplomatischen Hilfskräfte legte der Fürst sehr wenig Gewicht auf eine Eigenschaft, die vor ihm viel bedeutet hatte: vornehme Geburt.

„Die Geburt hat mir niemals als Ersatz für Mangel an Tüchtigkeit gegolten," schreibt er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (I, 15). Danach hat er stets gehandelt. Auch im auswärtigen Ressort, das sonst als eine Domäne des Adels angesehen wird. Wenn dessenungeachtet der Adel in unsrer Diplomatie auch unter Bismarck weit überwog, so liegt der Grund darin, daß sich wenig geeignete Kandidaten aus dem Bürgerstand meldeten. Ein gewisses Vermögen, gute Erziehung und gute Kenntnisse waren unerläßlich, wären aber auch im höheren Bürgerstande zu finden gewesen. Man mochte indessen in diesen Kreisen dem „Junker" Bismarck eine solche Gleichgültigkeit gegen den Geburtsstand nicht zutrauen. Auch haben die Personalreferenten des Auswärtigen Amtes, von deren

Votum die erste Annahme in der Regel abhing, vielleicht nicht immer die gleiche Unbefangenheit gehabt.

Nach Gründung des Reichs konnte man unter den jüngeren Diplomaten des Auswärtigen Amtes nicht selten die Bemerkung hören, der Fürst ziehe gern die Nichtpreußen den Preußen vor. Die Meinung war nicht ganz grundlos. Es liegt sogar eine Art Eingeständnis des Fürsten vor. Schreibt er doch zu Beginn seiner „Gedanken und Erinnerungen" (S. 3), er habe „sein landsmannschaftliches Wohlwollen für eingeborene preußische Diplomaten ... im dienstlichen Pflichtgefühl nur selten betätigen können". Die freiere Schulung, die leichtere Lebensauffassung, die behaglicheren Umgangsformen mochten ihn in einem Sachsen oder Bayern einen geeigneteren Konkurrenten französischer, russischer und englischer Diplomaten an einem fremden Hofe sehen lassen als den etwas zugeknöpften Altpreußen. Es kam der politische Gesichtspunkt hinzu, daß er in den übernommenen Beamtenorganismus des Norddeutschen Bundes möglichst auch Angehörige der mittleren und kleineren Bundesstaaten einfügen wollte, um die Bande, die das junge Reich zusammenhielt, zu stärken und zu mehren. Auch mochte es ihm nützlich erscheinen, an den Höfen der Nachbarreiche schon durch das Vorhandensein von süddeutschen Elementen an der „preußischen" Botschaft (wie man im Ausland damals beharrlich die deutschen Vertretungen nannte) einen tatsächlichen Beweis deutscher Stammeseinheit zu führen.

So war einmal in den siebziger Jahren ein Attachéposten in Petersburg und ein solcher in Belgien gleichzeitig zu besetzen. Dem Fürsten wurde für erstere Stelle ein Preuße, für den minder bedeutenden belgischen Posten ein süddeutscher junger Diplomat vorgeschlagen. In dem schriftlichen Vortrag wurde ausgeführt, beide Kandidaten seien sehr tüchtige Männer; man schlage aber für Petersburg einen Preußen vor, weil dieser, der Sproß eines alten preußischen Soldatengeschlechts, für Petersburg geeigneter sei als der süddeutsche Bundesbruder. Der Fürst aber unterstrich das Wort „süddeutsch" dick mit seinem großen Bleistift, schrieb an den Rand „im Gegenteil!" und ließ den süddeutschen Herrn nach Petersburg ziehen. Er hatte dabei ohne Zweifel den Gedanken, daß es gerade für die Petersburger Gesellschaft, die ständig neben dem deutschen Botschafter einen bayrischen und württembergischen Gesandten in ihren Salons sah, eine nützliche Belehrung sei, wenn die deutsche Botschaft nicht ausschließlich aus Preußen bestand.

Der Fürst schränkt übrigens seine obenerwähnte Bemerkung in den „Gedanken und Erinnerungen" auf „rein preußische Zivil-Diplomaten" aus dem „hausbackenen preußischen Landadel" ein, denen er nachsagt, daß sie „in der Regel eine zu starke Neigung zur Kritik, zum Besserwissen, zur Opposition, zu persönlichen Empfindlichkeiten" hätten. Er tadelt deren „Unzufriedenheit, die das Gleichheitsgefühl des alten preußischen Edelmanns empfindet, wenn ein Standesgenosse ihm über den Kopf wächst oder außerhalb der militärischen Verhältnisse sein Vorgesetzter wird".

Bismarck deutet hier die Gründe an, die ihn veranlaßten, die Rekrutierung

der Diplomatie gern in der Armee zu suchen. Eine Vorliebe hierfür hatte er schon in der Zeit, ehe er Minister wurde, obgleich es damals noch ungebräuchlich war, junge Offiziere, die nicht studiert hatten, in den diplomatischen Dienst zu übernehmen. So schrieb er in einem Briefe an Herrn von Schleinitz (30. Januar 1861), der junge Rittmeister von Rauch sei „von der Gattung Offiziere, die ich immer als künftige Reserve der Diplomatie betrachte".

Nach dem Feldzug gegen Frankreich wurden junge Offiziere erstmals in größerer Zahl dem Auswärtigen Amte überwiesen. Im Anfang der siebziger Jahre sah es dort fast wie in Mobilmachungszeiten aus. Mehr als die Hälfte des jugendlichen Nachwuchses arbeitete im kriegerischen Gewande. Nicht alle freilich blieben bei der Feder. Es wurde sorgfältig gesiebt. Aber die Vorliebe für aus dem Offiziersstand hervorgegangene Diplomaten hat der Fürst stets behalten. Er schätzte beim Offizierdiplomaten die ihm in Fleisch und Blut übergegangene Disziplin. Daß er diese Eigenschaft über alle andern diplomatischen stellte, ist bei einem Manne wie Bismarck nicht verwunderlich. Dem Grafen Arnim gegenüber gebraucht er im Erlaß vom 20. Dezember 1872 das Bild, seine Unbotmäßigkeit sei von der gleichen Gefährlichkeit, „wie etwa im Kriege das Verfahren eines Brigadiers und seines Divisionärs nach einander widersprechenden Operationsplänen".

In der Tat, wer die verschlungenen Fäden der europäischen Politik so fest in seinen Händen hatte, so genau wußte, was er wollte, die natürlichen Kräfte wie auch alle „Imponderabilien" so richtig abschätzte, der brauchte bei seinen Agenten draußen vor allem die Eigenschaft strengster Disziplin, daneben Wahrheitsliebe, Fleiß und „Augenmaß" (wie er das Gefühl für richtiges Handeln gern bezeichnete) — alles Eigenschaften, die beim preußischen Offizier in hervorragender Weise zu finden sind. Genaueste Ausführung der Instruktionen und darüber hinaus völlige Zurückhaltung, das konnte einem Manne wie Bismarck genügen. Staatsmänner, die keine außergewöhnlichen Genies sind, werden darin nicht so genügsam sein können.

*

Es ist charakteristisch, daß Bismarck an der einzigen Stelle in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II, 226), da er vom Diplomaten, wie er sein soll, redet, eigentlich nur die negative Eigenschaft von ihm verlangt, daß er sich „des Hetzens und Klatschens" enthalte. Er führt dies näher dahin aus: „Es wäre überhaupt zu wünschen, daß wir an jedem befreundeten Hofe durch Diplomaten vertreten wären, die ... die Beziehungen beider beteiligten Staaten dadurch pflegten, daß sie Verstimmungen und Klatsch nach Möglichkeit verschwiegen, ihr Bedürfnis, witzig zu sein, zügelten und eher die förderliche Seite der Sache hervorhöben."

Weil man allgemein wußte, wie wenig der Chef den „Cancan" liebte und wie er durch die Berichterstattung der Gesandten nicht unterhalten werden wollte, war diese ohne Zweifel ernster, knapper und sachlicher, als dies anderwärts in

diplomatischen Berichten Uebung ist. Gewiß zum Vorteil der geschäftlichen Erledigung und auch zum Vorteil der höfischen Beziehungen.

Auf Gelehrsamkeit legte Bismarck — wenigstens im Prinzip — wenig Wert. So sagt er im Reichstag am 14. März 1877, die Gelehrten hätten sich in der Regel („obschon Ausnahmen da sind") in der praktischen Diplomatie nicht bewährt. „Die Arbeit des Diplomaten, seine Aufgabe besteht in dem praktischen Verkehr mit Menschen, in der richtigen Beurteilung von dem, was andre Leute unter gewissen Umständen wahrscheinlich tun werden, in der richtigen Erkennung der Absichten andrer, in der richtigen Darstellung der seinigen. Ich möchte sagen, persönliche Liebenswürdigkeit und Menschenkenntnis wirken dabei oft viel mehr. Wir haben ziemlich viele ungelehrte Diplomaten gehabt, die doch faktisch die leistungsfähigsten waren." Im weiteren nennt er als hervorragendes Beispiel eines solchen Diplomaten den General von Rauch. Er bezeichnet ihn als „einen der besten, den wir je gehabt haben", während seine „Gelehrsamkeit vernachlässigt" gewesen sei.

Bismarck hielt wenig von Staatsprüfungen und deren Ergebnis. Ein darüber erboster Beamter sagte mir einmal: „Der Fürst hält jeden für ein Genie, der durchs Examen gefallen ist oder sein Vermögen durchgebracht hat." Darin lag immerhin so viel Wahrheit, daß er Leute von etwas bewegter und regelloser Jugendvergangenheit ohne Vorurteil in den Dienst aufnahm. Er mochte dabei an seine eigne Jugend denken. Mehrere derartige Berufungen haben sich vortrefflich bewährt.

Wenn aber auch der Fürst im Prinzip auf „Gelehrsamkeit" nicht viel gibt, so verlangt er doch in der Praxis viel von seinen Diplomaten, was ohne gründliche wissenschaftliche Studien nicht zu leisten ist. Weniger auf politischem als auf wirtschaftlichem Gebiete. Namentlich seit dem Umschwung unsrer Wirtschaftspolitik verlangt er von den Gesandten gründlichstes Studium der kommerziellen und finanzpolitischen Verhältnisse des Landes, ihrer Residenz und ausführliche Berichte darüber. Liebt er in der politischen Berichterstattung kurze, tatsächliche Meldungen ohne viel Räsonnement oder gar Konjunkturen, so wünscht er umgekehrt in der wirtschaftspolitischen Berichterstattung möglichst ausführliche Begründung und stattliches statistisches Material.

Unter Bismarcks Leitung herangezogen, haben die deutschen Diplomaten auf wirtschaftlichem Gebiete ihrem Lande größere Dienste geleistet, als man gemeinhin annimmt, und sich mit diesen Dingen, die manchem früher nicht vornehm genug erschienen, viel gründlicher und erfolgreicher beschäftigt, als es seitens der Diplomaten andrer Länder zu geschehen pflegt.

Wenn Bismarck in der eigentlich politischen Berichterstattung weitschweifige Räsonnements nicht liebte, so ist der Grund leicht zu erraten. Auf den verschlungenen Pfaden der auswärtigen Politik wandelte er seine eignen Wege. Er hatte seine fertigen Gedanken. Er kannte die internationale politische Welt wie kein andrer. Er bedarf keines Rates, auch keiner begründenden Zustimmung zu seiner Politik. Er will alle Tatsachen, alle politischen Vorkommnisse in andern

Ländern durch knappe wahrheitsgetreue Berichte der Agenten erfahren. Die Schlüsse, die daraus zu ziehen sind, sieht er als seine eigne Arbeit an. Jede Figur des diplomatischen Schachbretts sollte sich nach seinem Willen bewegen. Ihm ist ein Gesandter „nur das Gefäß, das, durch die Instruktionen seines Souveräns gefüllt, erst seinen vollen Wert bekommt".[1]) Alle zwang er unter seinen Willen. Wer von seinen Agenten Seitensprünge machte, war ihm äußerst fatal. Trieb es einer so arg wie Arnim in Paris, so rang er mit ihm auf Tod und Leben. Kleinere Sünder machte er mit kleineren Mitteln unschädlich. Er vergaß es keinem, der das Unglück hatte, durch Ungeschick oder Zufall seine Zirkel zu stören. In einer Ungeschicklichkeit sah er leicht Bosheit. Oft sehr mit Unrecht. In der Diplomatie — wie auch anderwärts — wird öfters aus Ungeschick als aus Bosheit gesündigt.

Auf hervorragende Sprachkenntnisse, die vielfach als ganz besondere Empfehlung für den diplomatischen Dienst angesehen werden, gab der Fürst nicht eben viel. „Sprachkenntnisse, wie Oberkellner sie besitzen", war bei ihm ein beliebter Ausspruch, der sich auch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (I, 4) findet. In der launigen Hyperbelsprache, die er im vertrauten Kreise gern anwendete, sagte er mir einmal, als er mit dem Berichte eines Gesandten unzufrieden war: „X. hat den Fehler, daß er viel zu gut Französisch spricht. Da er auf diese Eigenschaft sehr stolz ist, verführt sie ihn immer wieder, wie auch in diesem Fall, mehr zu sagen, als gut ist. Er berauscht sich förmlich an seinen schönen Redewendungen und kann sich darin nicht genug tun. Eigentlich ist es ein großer Vorzug eines Diplomaten, wenn er schlecht Französisch spricht. Er überlegt sich dann genau, ehe er zum Minister geht, was er ihm sagen will, und spricht kein Wort mehr, als was er sich vorsichtig nach seiner Instruktion zurechtgelegt hat."

Die Aeußerung ist natürlich cum grano salis zu nehmen. Sie ist aber charakteristisch für den Fürsten, der auch hier wieder, wie immer, seine Agenten nach dem ihm wichtigsten Gesichtspunkt genauer Befolgung seiner Instruktionen beurteilt.

Auch bei ausländischen Diplomaten war er leicht mißtrauisch, wenn der Betreffende mit besonders gewandter Zunge und eleganten französischen Wendungen seine Sache vortrug. Er hat oft — halb im Scherz, halb aber doch im Ernst — geäußert, einem Engländer, der gut Französisch spreche (was bekanntlich selten ist), dürfe man nicht trauen.

Die Verachtung der Sprachkenntnisse könnte auffallen bei einem Manne, der selbst ein großes Sprachentalent besaß, Französisch und Englisch völlig beherrschte, auch im Russischen und Polnischen gute Kenntnisse hatte und sich gern mit vergleichender Sprachwissenschaft befaßte. Wahrscheinlich wollte der Fürst mit jenen Aeußerungen weniger eine Mißachtung der Sprachkenntnisse aussprechen, als vielmehr das Kokettieren und Sichbrüsten mit solchen Kenntnissen tadeln, die

[1]) Reichstagsrede vom 14. Mai 1872.

für einen guten Diplomaten nicht die Hauptsache, sondern nur die Grundlage seiner Bildung sein sollen.

Wenn er bald nach 1866 die bestehende Befugnis aufhob, die politischen Berichte der Gesandten französisch abzufassen, so hatte dies seinen Grund nicht nur in vaterländischem Empfinden. Er nahm nicht ohne Grund an, daß es den mit Vorliebe Französisch schreibenden und auf die Schönheit ihrer französischen Diktion stolzen Diplomaten weniger auf den Inhalt als auf die Form ankommt, daß sie vielleicht da oder dort eine Wendung nur um ihrer Schönheit willen bringen und eine Wahrheit weglassen, wenn ihnen die französische Wendung minder gelingt.

Bismarck war immer ein Feind der Phrase. —

Die Diplomatenfrauen rechnete der Fürst „zu den wenigen Damen, die mit im Dienste sind". Er sagt dies in seiner Reichstagsrede vom 14. März 1877 von den Botschafterinnen. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß ihm das gleiche von allen Damen gilt, die als Frauen unsrer Diplomaten diese ins Ausland begleiten. Sie haben dort gleichsam eine offizielle Stellung, deren Pflichten sie sich nicht ohne Beeinträchtigung des Dienstes entziehen können. Von ihrem Auftreten werden ebensogut Rückschlüsse auf ihre Nation gezogen wie vom Auftreten ihrer Männer. Darum war er auch in deren Beurteilung fast ebenso streng als in der der Diplomaten selbst. Mit Recht. Manche taktlose Diplomatenfrau hat ihrem Manne die Stellung gründlich verdorben, manche liebenswürdige und repräsentative Erscheinung ihm die Geschäfte erleichtert.

*

Die Aufgabe der deutschen Diplomatie war, solange das ungewöhnliche Genie sie leitete, leichter und — schwieriger als unter gewöhnlichen Verhältnissen. Sie war leichter der fremden Regierung, schwieriger dem eignen Chef gegenüber, der viel verlangte und strenge Musterung hielt. Das hing zusammen mit der eigentümlichen Stellung, die Bismarck in den letzten Jahrzehnten seiner Amtstätigkeit in Europa einnahm. Seine ganze Politik war aufgebaut auf dem großen Vertrauen in seine Ehrlichkeit, auf der bewährten Friedensliebe des alten Kaisers Wilhelm, freilich auch auf der Stärke der Machtmittel, die in den Händen des alten Kaisers mit Bismarck und Moltke an der Seite jedem unbezwinglich erschienen. Man hatte den Leiter der auswärtigen Politik dieses mächtigen Staatenreiches seit 1870 an seiner friedlichen Politik arbeiten sehen, stets mäßigend, ausgleichend, aufrichtig bestrebt, als ehrlicher Makler sich zu bewähren. Nun erntete er den Lohn seiner klugen Politik. Hatte schon Gortschakoff in seiner ironischen Weise bei schwierigen Fragen oft gesagt: „Reste à savoir ce que dira l'oracle de Varzin," so geschah vollends nach dessen Tode nichts mehr in Europa ohne seinen Rat; mindestens mußte man seines „tolerari posse" sicher sein; sonst wagte man keine entscheidenden Schritte.

Die englischen Witzblätter sind ein guter Gradmesser für das internationale Ansehen eines Staatsmannes. Wenn sie ihren empfindlichen Landsleuten einen

festländischen Monarchen oder Minister als arbiter mundi darzustellen pflegen, muß seine Autorität schon recht fest begründet sein. Von 1866 an wird im Londoner „Punch“ als Symbol der europäischen Hegemonie stets Bismarck dargestellt, anfangs oft noch zusammen mit Napoleon III. als „rival arbiters“, doch diesem überlegen, nach 1870 als alleiniger „arbiter“, bald als „ruler of the storms“, bald als Medizinmann Europas mit „Besänftigungssirup“, gelegentlich auch als Weichensteller, der durch rechtzeitiges Wenden des Hebels den Zusammenstoß der beiden Lokomotiven „Russia“ und „Britannia“ verhütet.

Es ist klar, daß ein solcher „arbiter mundi“ nur streng diszipliniert Mitarbeiter brauchen konnte; und es ist auch zweifellos, daß ein großer Teil unsrer deutschen Diplomaten unter Bismarck die großen Schwierigkeiten gar nicht kennen lernte, die andre Gesandte zu überwinden haben, um den Willen ihrer Regierung zur Geltung zu bringen. Man war als deutscher Vertreter im Auslande geradezu daran gewöhnt, daß man den Wunsch, die Ansicht, den Rat des Fürsten Bismarck bei der fremden Regierung nur instruktionsgemäß mitzuteilen hatte, um auch in der Regel die Annahme nach Berlin melden zu können. Stieß man auf Widerstand, so genügte oft die Andeutung, daß man bei Ablehnung den Fürsten sehr verstimmen werde, um Nachgiebigkeit zu erreichen.

Einem deutschen Gesandten wird nachgesagt, daß er einem auswärtigen Minister, der einer Anregung des Fürsten Bismarck Widerstand entgegensetzte, ganz erstaunt und erschrocken erwidert habe: „Mais, c'est le Prince Bismarck qui le veut ainsi!“ Das war freilich ebenso plump als naiv und hätte niemand mehr geärgert als den Fürsten, wenn er es erfahren hätte. Aber die Situation ist damit gut gekennzeichnet.

Als nun Bismarck plötzlich — für die außerdeutsche Welt doch recht unerwartet — von der Weltbühne zurücktrat, war die Wirkung auf die europäische Diplomatie eine ungeheure. Man muß damals im Ausland gelebt haben, um die Wirkung der kurzen telegraphischen Meldung: „Bismarck entlassen“ voll begreifen zu können. Seit Sedan hat keine Nachricht eine so allgemeine Teilnahme auf der weiten Erde gefunden. Bei den Lenkern fremder Staaten war wohl das erste Gefühl ein solches der Erleichterung. Auch auf der Börse trat kein Kurssturz ein, wie man vielleicht hätte erwarten können. Selbst in Wien und Rom — bei unsern Dreibundsfreunden — mag der Gedanke vorgeherrscht haben, man sei einen oft lästigen Mahner losgeworden.

Die Schwierigkeiten, vor die sich die deutsche Diplomatie gestellt sah, als sie eines Morgens aufwachte und statt Bismarck Caprivi zum Chef hatte, waren keine geringen. Wohl wurde sie zunächst mit besonderer Freundlichkeit begrüßt; aber wenn man Geschäfte erledigen sollte, stieß man auf Widerstand, an den man nicht gewöhnt war. Oft widersprach man den deutschen Wünschen und Vorschlägen aus keinem andern Grunde, als um dem Berliner Kabinett vor Augen zu führen, daß man dort nicht mehr „allmächtig“ sei. Bei den Freunden vielleicht noch mehr als bei den Gegnern. Ein Kalnoky, ein Crispi hatten sich der deutschen Führung untergeordnet, solange ein Bismarck an

der Spitze stand. Einem Caprivi gegenüber kamen sie sich mindestens ebenbürtig vor.

Diese Sachlage darf man nicht außer acht lassen, wenn man den unmittelbaren Nachfolgern Bismarcks, die ihr Bestes taten, die großen, in den geänderten Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten zu überwinden, gerecht werden will.

Die russisch-französische Allianz

Von F. von W.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, als läge den großen Staatsaktionen stets tiefe Einsicht oder machiavellistische Berechnung zugrunde. In Wirklichkeit lassen aber die meisten Menschen sich in der Politik ebenso wie in andern Dingen weit mehr durch ihre Gefühle als durch ihre Vernunft leiten; erst nachträglich sucht der Verstand die Gefühle vor sich und andern durch Zweckmäßigkeitsgründe zu rechtfertigen.

Die russisch-französische Allianz, das eigenste Werk Alexanders III., ist eine Bestätigung dieser These.

Bekanntlich waren die Neigungen seines Vaters, Alexanders II., ausgesprochen deutschfreundlich: alte Familientradition, die noch frische Erinnerung an die Gegnerschaft Frankreichs im Krimkriege, warme Verehrung für seinen Oheim, König Wilhelm I., Bewunderung für das heldenmütige deutsche Heer und für die würdig-ernste Haltung des ganzen Volkes in der großen Zeit des deutsch-französischen Ringens, alles das zusammen ließ den Kaiser persönlich für Deutschland Partei ergreifen, wenn auch die Politik seiner Regierung neutral blieb; freilich wurde die Niederlage Frankreichs benutzt, um die geheime Klausel des Pariser Vertrags, welche die Zahl und Größe der russischen Kriegsschiffe im Schwarzen Meere beschränkte, zu kündigen. Das bewies, daß diese Politik, die zwar den persönlichen Sympathien des Zaren entsprang, auch zweckmäßig war. Auch der orientalische Krieg 1877/78 bestätigte es, denn nur die wohlwollende Neutralität Deutschlands hinderte Oesterreich daran, von der schwierigen Lage Rußlands direkten Vorteil zu ziehen. So unpopulär die deutschfreundliche Politik Alexanders II. auch in den gebildeten Klassen Rußlands, namentlich bei den Slawophilen, war, so wurde doch während der sorgenvollen Tage der Belagerung von Plewna selbst in jenen Kreisen das wohlwollende Verhalten des Deutschen Kaisers voll anerkannt, und während dieser Zeit wurde sein Name in Rußland mit Ehrfurcht ausgesprochen.

Nach dem Berliner Kongreß änderte sich die Stimmung. Trotzdem es für jeden, der sich informieren wollte, klar war, daß, wie vor dem Kongreß, so während desselben, Bismarcks Verhalten eher russenfreundlich war als das Gegenteil, so faßte doch die bekannte Legende von der perfiden Rolle, die der deutsche Kanzler als Makler gespielt hatte, festen Boden in demjenigen Teil der

russischen Gesellschaft, der die öffentliche Meinung bildet. Man wollte es glauben, und dann finden sich auch Beweise dafür.

Der damalige Thronfolger, nachmalige Kaiser Alexander III., war stets slawophilen Tendenzen zugetan, hatte ausgesprochene Antipathie gegen alles Deutsche, hielt das Entstehen des mächtigen deutschen Einheitsstaats für ein Hindernis bei der einstmaligen Verwirklichung von Rußlands historischer Bestimmung: der Hort des Slawentums zu sein; auch das Mitgefühl für Dänemark, die Heimat seiner Gemahlin, dessen Größe durch Bismarcks Politik geknickt war, wirkte in gleichem Sinne.

Nach der Thronbesteigung Alexanders III. waren alle Bemühungen der deutschen Regierung, ihn zu einem Einvernehmen zu bewegen, vergeblich. Man weiß, wie willig er Gehör gab der kühn organisierten Verleumdungskampagne gegen Bismarcks Politik im Orient, und wie es nur einer glücklichen Schicksalsfügung zu verdanken war, daß Bismarck die Gelegenheit erzwang, in einer denkwürdigen Unterredung den Zaren, trotz seiner Voreingenommenheit, davon zu überzeugen, daß jene Deutschland kompromittierenden Depeschen, die man dem Zaren in Kopenhagen in die Hand gespielt hatte, Fälschungen seien.

Damit war zwar ein direkter Anlaß für feindliche Gefühle beseitigt, aber die Gesinnung, aus der sie entsprungen, blieb dieselbe. Dank dieser Gesinnung scheiterten alle freundschaftlichen Anerbietungen Deutschlands und fanden im Gegenteil die französischen Werbungen williges Gehör.

Noch für lange Zeit wird eine Revanche für 1870/71 ein Ziel sein, das jedem patriotischen Franzosen als erstrebenswert vorschwebt; vor zwanzig Jahren wurde es aber noch weit heißer gewünscht als jetzt, und da die Erfüllung dieses Wunsches nur denkbar ist unter Mitwirkung Rußlands, so war Frankreichs Streben immer auf die Herstellung eines russisch-französischen Bündnisses gerichtet — um so mehr, nachdem es Bismarcks wunderbarer Staatskunst gelungen war, den Dreibund ins Leben zu rufen.

Für Rußland konnte das Bündnis mit Frankreich nur dann von direktem Nutzen sein, wenn es die Absicht gehabt hätte, den Kampf der slawischen Welt mit der germanischen zum Austrag zu bringen. Dem widersprach jedoch einstweilen sowohl die allgemeine Weltlage wie auch die persönliche Disposition Alexanders III. Er hatte auf den bulgarischen Schlachtfeldern eine tiefe Aversion gegen den Krieg eingesogen, war zudem eine indolente Natur, zwar von festem Willen, aber mehr zur Abwehr als zur Aktion geneigt. Er schloß den defensiven Zweibund, obgleich kein Angreifer vorhanden war, lediglich um Deutschlands Stellung zu schwächen und um eine Annäherung Frankreichs an England zu erschweren.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Gewicht Rußlands in der auswärtigen Politik durch den Zweibund gehoben wurde: die französisch-russische Allianz brachte das europäische Gleichgewicht in einen labilen Zustand, bei dem Rußland derjenige Staat war, der im Fall eines allgemeinen Konflikts zwar am wenigsten gewinnen konnte, aber auch am wenigsten seine vitalen Interessen aufs Spiel

setzte und deshalb das Heft in Händen behielt; den mitteleuropäischen Staaten gegenüber, deren augenscheinliches Interesse der Friede war, stellte Rußland dasjenige Element dar, von dessen Willen eben der Friede am meisten abhing. Hätte sich dagegen Rußland dem Dreibunde angeschlossen, so wäre dadurch auf dem europäischen Kontinent eine unangreifbare Friedensliga entstanden, das Gleichgewicht wäre stabil geworden, aber die Führung wäre, durch die Lage der Dinge und dank Bismarcks Genie, Deutschland zugefallen.

Freilich hat Rußland diesen mehr scheinbaren als reellen Einfluß teuer bezahlen müssen und ganz Europa darunter gelitten. Nur durch den Gegensatz von Zweibund und Dreibund wurden die erdrückenden Kriegsrüstungen bedingt, während der eigentliche Zweck des Zweibundes nicht erreicht wurde: weder ist die Revanche ihrer Verwirklichung näher gebracht, noch hat das Bündnis Frankreich vor der Demütigung von Faschoda geschützt, noch England aus Aegypten entfernt; anderseits auch Rußland nicht vor einer französisch-englischen Entente bewahrt.

Als große Kolonialmacht muß Frankreich einem Konflikt mit England aus dem Wege gehen. Es hat sogar unter Englands Druck während des russisch-japanischen Krieges diejenigen Neutralitätsregeln, die es zur Zeit des amerikanisch-spanischen Krieges bekanntgemacht hatte, zuungunsten des Verbündeten verändert durch die Beschränkung der Zeit des Aufenthalts eines Schiffes der kriegführenden Staaten in französischen Häfen. Selbst die Regelung der Balkanangelegenheiten ist unabhängig vom Zweibund durch direkte Verständigung Rußlands mit Oesterreich erfolgt, und nur die wirtschaftliche Expansion Deutschlands in Kleinasien ist durch den Zweibund (in Englands Interesse) erschwert worden.

Als positives Ergebnis für Rußland werden die Anleihen, die in Frankreich placiert wurden, angeführt, doch ist das ein gutes Geschäft gewesen und deshalb kein Freundschaftsdienst; Deutschland, ohne alliiert zu sein, soll gegen fünf Milliarden Russenwerte besitzen.

Daß beide Gruppierungen, sowohl der Dreibund wie der Zweibund, in letzter Zeit an innerer Kraft verloren haben, unterliegt wohl keinem Zweifel, und die Verschiebung sämtlicher Kraftverhältnisse, die sich seit dem russisch-japanischen Kriege vollzogen hat, spiegelt sich auch hier wider.

In russischen Regierungskreisen hat das loyale Verhalten Deutschlands während der Zeit der Prüfung tiefen Eindruck gemacht. Unvergessen ist auch die unnötige Schwierigkeit, welche die Entsendung guter Truppen in die Mandschurei dadurch erlitt, daß man an der Westgrenze den vollen Bestand der kriegstüchtigsten Teile der Armee halten mußte. Es ist notorisch, daß der Zar geneigt war, auf die Loyalität des Deutschen Kaisers rechnend, Truppen aus Polen zu ziehen, wodurch die Einberufung der Reserven unnötig geworden wäre und der Krieg vielleicht überhaupt eine andre Wendung genommen hätte; er stieß aber auf entschiedene Opposition seiner militärischen Berater, vor allem des Kriegsministers Sacharoff.

Wenn in Rußland das frühere absolutistische Regime noch bestände, könnte wieder mit Sicherheit auf eine Periode freundnachbarlicher Beziehungen gerechnet werden, denn zu schwerwiegenden sachlichen Erwägungen gesellt sich noch eine ausgesprochene persönliche Neigung des Zaren für Kaiser Wilhelm II.

Allein die für Rußlands innere Erstarkung so notwendige Berufung einer Volksvertretung wird in der auswärtigen Politik des Reichs in weit stärkerem Maße als früher den Einfluß der öffentlichen Meinung, dieses wechselnden, unberechenbaren Etwas, zur Geltung bringen, und es ist ja bekannt, daß jede zahlreiche Versammlung, wenn sie nicht unter starker Parteidisziplin steht wie in England, sich noch weit mehr von Gefühlen bestimmen läßt, als es der einzelne Mann tut, namentlich wenn er für die Folgen seiner Handlungen einzustehen hat.

Tief eingewurzelte Vorurteile machen einstweilen in Rußland eine deutschfreundliche Politik unpopulär; die Verbindlichkeiten der französischen Allianz sowie die Bemühungen Englands werden sich dem auch entgegenstellen. Trotzdem darf man hoffen, daß die augenscheinlichen realen Vorteile einer solchen Politik und die Lehren der jüngsten Vergangenheit den Zaren in seinem Bestreben, in bestem Einvernehmen mit dem Nachbarn zu leben, unterstützen werden.

Der Geschmack im Alltagsleben

Von

Karl Krummacher (Worpswede)

Wenn heutzutage jeden Augenblick und fast in allen Bildungs- und Gesellschaftsschichten vom Geschmack die Rede ist, so deutet das zweifellos auf einen höheren Seegang des ganzen Kunstlebens.

Wer nicht gewohnt ist, mitten in der Brandung herumzuschwimmen, läßt seine Knie von den auslaufenden Wellen bespülen. Und wer eine Meile landeinwärts die See nur noch als Glanzstreifen aufblitzen sieht, nun, dem hilft wohl die Einbildung alles ergänzen und fertig malen, was Auge und Ohr nur schimmerhaft vernehmen. Schließlich weiß er ganz genau, was da draußen vorgeht, und erzählt Wunderdinge von Meeresleuchten und Meeresstürmen, die er in Wahrheit nie erlebt hat...

Seit Jahrzehnten ist das Kunstbedürfnis stärker, allgemeiner geworden, das Bedürfnis nach Augengenüssen in jeder Form und Fassung. Aus engen Liebhaberklausen, aus Museen und Sammlungen ist die Kunst wieder herausgetreten ins Leben, hat sich freier, kräftiger entwickeln können im steten Umgang mit der Natur. Ihre alten Besitztümer will sie zurückerobern und unerforschtes Wüstenland kultivieren. Unser ganzes Leben soll ein einziger Feiertag sein. Und die Stätten der nüchternen harten Erwerbsarbeit sollen einladend werden und einen Glanz

bekommen von Anmut und Begehrlichkeit. Unsern Augen wollen wir das Leben kostbar, lebenswert machen. Und mit der Lebensfreude soll die Lebenskraft erstarken . . .

Unwillkürlich arbeitet jeder, der die Augen offen behält, an der eignen künstlerischen Erziehung, an der Verfeinerung seines Geschmacks.

Indessen, wie die Verhältnisse liegen, ist diese Arbeit gerade jetzt häufig eine stückweise, undankbare, vergebliche. Unsre künstlerische Kultur, die Form der heutigen Kunstpflege ist noch zu jung. Wir haben die Traditionen verloren: Fürsten-, Kirchen- und Bauernkunst sind so gut wie ausgestorben. Wir besitzen keinen ererbten Geschmack. Zum Kunstverständnis, zur vollen Hingabe und Bereitschaft des Genusses fehlen hauptsächlich die grundlegenden der Kenntnisse und Erfahrungen und noch etwas, was sich eigentlich nicht aneignen läßt, das ererbte Feingefühl.

Darüber täusche man sich doch nicht: Wer die Brandung des Kunstlebens nicht tagtäglich am eignen Leibe fühlt, sich nicht von ihren Sturzwellen überfluten läßt und als wackerer Schwimmer nicht unablässig seine Glieder rührt, kennt dieses Element überhaupt nicht.

So viel guter Wille zum Kunstverständnis, so viel wahre, ja schmerzliche Sehnsucht nach einer Begeisterung, die den ganzen Menschen aufrüttelt, und trotz alledem so viel Einbildung statt Bildung, so viel Kunsturteil vom Hörensagen statt Anschauen, so viel verstandesmäßig konstruierte statt erlebte Kunst, so viel romantische Uebersichtigkeit statt eines klaren Blicks und gesunden Gefühls.

Gewiß, es gibt auch Leute, die geschmackvoll genug sind, nicht gewohnheitsmäßig über den Geschmack zu streiten und blindlings zu kritisieren. Ein gewisser vornehmer Instinkt sagt ihnen, daß es unendlich schwer ist, was man nur dunkel und auch nur in besonderer Gemütsverfassung empfindet, in wohlgefügter Rede andern mitzuteilen. Sie halten vorsichtig zurück mit ihrem Urteil und überlassen sich gern einem kundigen Führer, zumal in den schwerer zugänglichen Höhenzügen der Kunst. Was aber ihr ästhetisches Empfinden im Alltagsleben betrifft, ich meine vor allem seine Betätigung im eignen Hauswesen, so rechnen sie sich mit Bestimmtheit zu den Anwälten des guten Geschmacks. Die allgemeine Bildung, der Schliff und Anstand im ganzen Auftreten, in den Umgangs- und Lebensformen leistet ihnen Gewähr, daß sie auch hier das Rechte treffen. Nichts erscheint ihnen leichter und selbstverständlicher, als in Kleidung und Wohnungseinrichtung eine gewisse Vornehmheit an den Tag zu legen und in ihrer Auswahl vorteilhaft abzustechen gegen den Ungeschmack der Ungebildeten . . .

Freilich, der Fabrikarbeiter und städtisch frisierte Bauer sind noch weniger wählerisch und dem ordinären Warenhausplunder bedingungslos ergeben. Der Träger der Durchschnittsbildung hat also ihnen gegenüber einen bedeutenden Vorsprung. Es fragt sich nur, ob dieser Abstand nicht ebenso groß ist wie der Abstand des einseitig Gebildeten vom wirklichen Kunstfreund, von einem Menschen, der durch Liebhaberei oder Beruf mit Kunst und Natur verwachsen ist und sich

ein ungleich feineres Geschmacksorgan herangebildet hat, genau wie der Feinschmecker seine Zunge.

Eine merkwürdige Naivität der Anschauung herrscht in dieser Beziehung, eine geradezu kindische Ueberschätzung der unentwickelten Anlagen, der bestenfalls entwicklungs f ä h i g e n Keime.

Der Geschmack, glaubt man, besteht in einem angeborenen Feingefühl, mit dem man, wie es ist, zeitlebens und unter allen Himmelsstrichen zurechtkommt, nicht in einem Lebewesen, das, dem Stoffwechsel unterworfen, einer beständigen Nahrungsaufnahme bedarf und dementsprechend allmählich wächst und heranreift, sondern man meint mit dem Geschmack hantieren zu können wie mit einem toten Instrument, wie mit einem Werkzeug, das keine Veränderung erleidet, wie mit einem Hammer, mit dem man immer den Nagel auf den Kopf trifft.

*

Ein paar Jahrzehnte ist es her, seit mit dem Aufschwung der hohen Kunst auch das Kunstgewerbe, die angewandte, an die Bedürfnisse des Alltags gebundene Kunst einen kräftigen Anlauf nahm. Es war ein gutes Zeichen, daß die Künstler, Bildhauer, Architekten und hauptsächlich Maler sich des Handwerks nicht mehr schämten und selber anfingen, Möbel zu bauen, Teppiche zu knüpfen, Töpfe zu drehen u. s. w. Die Künstler lehrten uns in den tausend kleinen und kleinlichen Dingen, die zur Lebensführung des modernen Kulturmenschen unentbehrlich scheinen, den Geschmack auf die Probe stellen. Handwerk und Großindustrie müssen daran glauben: Von alledem, was vorzugsweise zur Behaglichkeit des Lebens dient, ist nichts so trivial und nebensächlich, daß man nicht Kunst hineinlegen könnte. Nein, mehr als das: Man soll nicht erst den im Rohbau fertigen Hausrat schmücken und verzieren, sondern von Anfang an bei der Herstellung nach streng künstlerischen Grundsätzen verfahren, unter Umständen überhaupt nicht verzieren. Man soll sich vor allem bei nützlichen Dingen über die ursprüngliche Nutzform klar werden, die Kunstform aus dem Knochenbau, der primitiven Werkform entwickeln und in zweiter Linie das Material nach seiner möglichst naturgemäßen, schlichten und wirksamen Behandlung studieren.

Nicht als ob die Modernen mit dieser Entdeckung einen ungeahnten Fund getan hätten. Sie haben, das übersah man damals, nur eine alte Weisheit wieder aufgegraben. In der Blütezeit des Handwerks, man kann rechnen bis in die so lange verkannte Zopfzeit hinein, war es ganz selbstverständlich, daß ein Gebrauchsgegenstand auch das Auge erfreute. Die ästhetischen und praktischen Forderungen gingen ineinander auf wie die Größen einer mathematischen Gleichung. Man war sich bewußt, daß die Kunst vom Können abstammt, kannte die Technik, die fest umschriebenen Ausdrucksmittel auf jedem Gebiet. Aus dem Verständnis für das W e s e n einer Sache entwickelte sich die L i e b e zur Sache.

Ueberall war das Vertrautsein mit der gestellten Aufgabe, das strenge Haushalten mit den Mitteln ausgeprägt: Ein Geschmack, der eigentlich niemals

fehlgriff, ein instinktiver Sinn für Schmuckwirkungen und für das Organisch-Schöne.

Wodurch ist nun aber dieser Sinn abhanden gekommen, woher stammt der Nebel, der sich auf das allgemeine ästhetische Empfinden gelegt hat?

Einesteils war es wohl der wirtschaftliche Umschwung des neunzehnten Jahrhunderts, der eine Aenderung der Lebensformen und Lebensansprüche nach sich zog. Hierfür paßten eben die meisten Ueberlieferungen nicht mehr, während seinerseits das neue Städtebild mit seiner Umgestaltung nach den Forderungen des Verkehrs und der Hygiene für die Kunst noch nicht reif war. Aber alle die plötzlichen Neuanlagen der Maschinenepoche bilden eigentlich keinen Gegensatz zur Kunst. Im Gegenteil! Wenn man sich vergegenwärtigt, daß jede Kunst der Ausdruck des Lebens ist, so mußte das neue Leben gerade dazu angetan sein, sich neue Formen zu schaffen und — wir sehen ja schon die Ansätze — eine neue Kunst hervorzubringen.

Aber dafür fehlte noch jedes Verständnis. Der neue Stand der emporblühenden Industrie, das Parvenütum warf alle kostbaren heimischen Ueberlieferungen über den Haufen, und die Massenherstellung verschandelte alles, was sie von Bau- und Handwerkskunst brauchen konnte. Dadurch entstand die verhängnisvolle Scheidung und Rangordnung: Es gab nur noch eine alleinberechtigte „hohe" Kunst, die der Obhut der Literatur überlassen jede Berührung mit dem Leben mied. Bei den führenden Künstlern des neunzehnten Jahrhunderts, die berufen gewesen wären den Geschmack zu tragen und zu entwickeln, stand der Ideenkultus in Blüte. Man stellte den Gedankenstoff, den Gedankenunter- und -hintergrund über den Sinnenreiz, den letzten unzweideutigen Inhalt des Kunstwerks. Die Ideen stammten nicht aus der Natur, aus dem Leben, es waren nicht persönlich erlebte, geschaute Erinnerungen, Wahrnehmungen — Bilder, kurzum keine Ideen, die Augenlust und Herzenswärme erwecken konnten. Das Geistige, die Beziehungen und Bedeutungen des Kunstwerks galten alles, galten mehr als Charakteristik und Farbe. Der Historienmaler gab nicht Milieuschilderung und Stimmung, sondern lediglich den sittlichen Extrakt einer Begebenheit, die Lehre.

Die Naturentfremdung des Künstlers legte allmählich seine Erfindungsgabe lahm. Er wurde Eklektiker. Hauptsächlich und immer wieder griff er auf die Antike zurück, projizierte sie auf die Natur selber, bis er sie nur noch im „antiken Geiste" sah. Aber — welche Ironie — nicht im Geiste der Lebensfülle und Sinnenfreude, sondern eher in dem eines verknöcherten und in Schemen gezwängten Lebens.

Bezeichnend für den herrschenden Geschmack ist der Bildungsdünkel unter den Künstlern, die mit den Denkern und Dichtern der Zeit — unter ihnen auch der alternde Goethe — liebäugelten und sich von ihnen und vor allem von den Kunstgelehrten die Ideen einimpfen ließen. Die Kartonzeichner schlossen sich als Geistesaristokraten von der Außenwelt ab und blickten mit Geringschätzung auf alles, was sich außerhalb ihrer „Monumentalkunst" vor ihren Augen abspielte. — Was wohl ein Cornelius gesagt hätte, wenn man ihm plötzlich

mit der Bitte gekommen wäre, ein Tafelbesteck zu zeichnen oder Kinderspielzeug herzustellen?

In der Baukunst tritt die Unfruchtbarkeit der eklektischen Strömung noch deutlicher zutage. Indem man alle möglichen Stilarten kopierte (z. B. in den Bauwerken unter Ludwig I. von Bayern und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen), verlor man den Zusammenhang mit Ort und Zeit. Man baute hellenisch, romanisch, gotisch, Basilika, maurisch, chinesisch u. s. w. Und man malte und meißelte ausschließlich hellenisch. Im Kunstgewerbe wurde das beständige Rückwärtsschauen zum Verhängnis. Offenbar verstand man die ganze Zeit, in der man lebte, nicht mehr, verstand ihre praktischen und künstlerischen Bedürfnisse nicht mehr. Massenweise wanderten die prachtvollen Möbel aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts (um die sich später die Kunstgewerbemuseen rissen) nach England, Rußland und Frankreich. Und wie viel von den kostbaren Stücken des Rokoko-, Empire- und Louis XVI.-Stils ließ man einfach verkommen! Als dann die Großindustrie zur Herrschaft kam, machte sie nicht viel Federlesens, sondern flickte zusammen, was sich an historischen Trümmern gerade noch vorfand. Und was wurde daraus? — Fast immer eine Faust aufs Auge.

*

Unsre Augen sind müde geworden in der langen Knechtschaft des Ungeschmacks. Wir müssen noch heute büßen für die ästhetischen Sünden der sechziger Jahre und können häufig mit eigner Kraft nicht aus unserm Gefängnis heraus. Jede Ungereimtheit in unsrer häuslichen Umgebung, die wir durch lange Sehgewohnheit täglich und stündlich besser ertragen lernen, hemmt die ästhetische Flugkraft. Wir bekommen schließlich einen ganz falschen Maßstab dafür, was harmonisch und wohlgebildet ist. Und selbst wenn wir uns aufraffen, von neuen originellen Arbeiten, z. B. Möbeln, etwas anzuschaffen, es paßt nicht in die alte Umgebung der Schmutz- und Sauerkrauttöne, paßt nicht in die Herrschaft des Muschelornaments und der Diaphanien. Wenn wir, die große Masse der Gebildeten, Bessersituierten, uns also nicht auflehnen gegen die Fabrikmöbel, dem Fabrikanten nicht einfach verbieten, Schreibtische, Schränke, Betten, Pianinos mit Muschelornament (angeblich Renaissance, in Wirklichkeit Friseurladenstil) hervorzubringen, so bedeutet das nichts andres als: Unser Geschmack ist unreif und minderwertig. Wir sind befangen in ästhetischer Gefühls- und Denkträgheit. Uns mangelt vor allem die nötige Einsicht, um den beiden modernen Hauptfeinden des Geschmacks, dem verlogenen Prunk und seinem Bundesgenossen, der Massenfabrikation, der lieblosen, gedankenlosen Maschinenarbeit zu Leibe zu gehen.

Woher soll aber die Einsicht kommen? —

Es bedarf eines langen liebevollen Studiums, wie beim Künstler selbst. Das Auge muß jederzeit frisch bleiben und die Möglichkeit haben, fortwährend neue und verschiedenartige Nahrung aufzunehmen. Die Vorbilder dürfen nicht ausgehen. Das heißt gute und „abschreckende“ Beispiele jeden Kunstgebiets

sollen nebeneinander vorgeführt werden (eine Methode, die von neueren Kunstlehrern bereits mit Erfolg angewandt ist).

Wichtiger als der fortgesetzte Nervenkitzel ist aber natürlich die Nutzanwendung. Die Augenleckereien wollen auch verdaut sein. Jeder große Kunstgenuß soll unser Urteil und unsern Maßstab verbessern. Und unwillkürlich ziehen wir die Natur selber in unser Liebhaberstudium hinein. Der Naturgenuß wird tiefer, gehaltvoller, ästhetischer. Auf jedem Spaziergang werden wir innerlich bereichert. Das Alltäglichste erscheint uns neu und wunderbar.

Die Rück- und Wechselwirkung auf die Kunst des Alltags kann nicht ausbleiben. Wir werden ein neues Organ bekommen, eine Treffsicherheit ohne Besinnen. Wir werden die Kunstgesetze im Blute haben, wie die Künstler selbst, und keinen Augenblick im Zweifel sein über das Wesen der bildenden Kunst und ihre verschiedenen Stilgesetze.

*

In der hohen oder besser intimen Kunst haben wir es mit einem Natureindruck zu tun. Der Künstler gibt uns keine lückenlose Chronik der Natur, aber er geht bis zu jenem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, wo seine Empfindung frei wird und überspringen kann. Und dazu hat er eine bestimmte Ausdrucksform gewählt, ein Bild oder eine Plastik, hat sich einen Platz gedacht oder wirklich ausgesucht, an dem das Kunstwerk wirken muß. Denn es ist ja eigens dazu erschaffen, an möglichst günstiger Stelle betrachtet zu werden, die denkbar feinste Schmuckwirkung auszuüben, den Vorübergehenden eine Weile an sich zu locken, zu zwingen, wie ein unvergleichlich kostbares Juwel: Seht, hier ist ein Stern, ein Glanzpunkt, der die Umgebung überstrahlt und mit ganz andern Empfindungen betrachtet sein will als Tapete, Teppich und Möbel. Das intime Kunstwerk ist wie ein schönes Menschenauge. Es sitzt organisch in seiner Umgebung und ist nach bestimmten Gesetzen und Maßen im Kopfe eingefügt. Es nimmt aber auch ein Bild von der Außenwelt in sich auf, und in der Art, wie es sie zurückstrahlt, gibt sich die menschliche Seele zu erkennen. Der Augenausdruck wird zum Gesichtsausdruck: Das Mienenspiel muß sich ihm anpassen und getreulich wiederholen, was als Stimmung des eben Geschauten in uns lebendig ist. Das ganze Gesicht wird ein Spiegel nicht der Außenwelt, sondern innerer Erlebnisse. Und der Reichtum der Seele, die Natur bald heiter, bald schwermütig, bald mit kindlicher Einfalt, bald mit schwüler Sinnlichkeit, aber immer mit Liebe zu schauen, dieses tausendstimmige Register des Temperaments ist eben Kunst.

Man muß unbedingt von der Umgebung, richtiger dem Bestimmungsort, des Kunstwerks verlangen, daß er seinem Augenausdruck gerecht wird und seine Sprache versteht. Je stilvoller das Werk ist oder je besser ausgeschrieben in Form, Rhythmus und Farbe, um so leichter wird man auf diese Bezug nehmen können in den Schmuckfiguren und Farben der Wandverkleidung u. s. w. Unerreichte Vorbilder in dieser Beziehung sind die Altarbilder alter Kirchen. Das

intime Kunstwerk der Modernen hat häufig den großen Fehler, daß es zu sehr in der Luft schwebt, zu wenig für ein bestimmtes Milieu gedacht ist, das Milieu nicht kategorisch verlangt. —

In der angewandten Kunst — der Sprachgebrauch ist eigentlich falsch, denn, wie wir sehen, drängt jedes Kunstwerk nach „Anwendung“ — gehen wir von andern Bedingungen aus. Der Natureindruck, die Darstellung des Lebens geht uns zunächst nichts an. Ueber dem dargestellten Leben steht ein wirkliches Leben, über der Schmuckwirkung ein praktischer Zweck, ein Bedürfnis. Wenn wir überall Bedürfnisse ausgedrückt sähen und nicht tausend unnütze und ebendeshalb geschmacklose Dinge im Hause herumstehen hätten, brauchten wir uns gar nicht um ästhetische Gesetze zu kümmern. Einen wohltuenden, kunstgerechten Eindruck macht aber unser Hausrat nur dann, wenn der praktische Zweck klar und nicht durch Zierat überwuchert in die Erscheinung tritt. Herrschen überall große übersichtliche Formen und ausgesprochene klangvolle Farben, so wird sich das Wohnungsbild ganz von selbst organisch zusammenschließen.

*

Hier ist der Punkt, wo den Ungebildeten die Einsicht verläßt, und man kann sicher sein, jede Lücke im ästhetischen Bewußtsein benutzt der Talmiluxus, um sich breitzumachen, ich meine den Prunk um seiner selbst willen, die Heuchelei des Wohlstandes. Die Paradestube des Fabrikarbeiters wird zur absoluten Verneinung des Geschmacks.

Die berühmten Hochzeitsgeschenke, der nie gebrauchte Tafelaufsatz, das nie gebrauchte Rauchtischchen und Likörservice, was bedeuten sie anders als Attrappen? Der billige Zimmerschmuck, Oeldrucke, Papierfächer, gepreßte bunte Pappteller, Makartbuketts, vergoldete Porzellanfigürchen u. s. w. Alles ist nur in einem Gedanken aufgestapelt, über den Stand des Arbeiters zu täuschen, als vornehm und reich zu gelten, es dem Fabrikherrn mindestens gleichzutun, genau so, wie das Dienstmädchen im Sonntagsputz die Herrschaft zu übertrumpfen sucht.

Das Prunksystem ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit. Wer vermag ihm aus dem Weg zu gehen? Der Geschäftsmann schützt sein Renommee vor, der Beamte seinen Stand und Rang. —

Aber kehren wir ein in der Bürgerstube des wohlhabenden Mittelstandes, wo wirkliche Solidität zu Hause ist. Auch hier kommt der Kunstliebhaber nicht in Stimmung. Er vermißt die schlichte Größe und Ruhe, die ihm von den starken Kunsteindrücken her zur zweiten Natur geworden ist, vermißt die Ordnung und Gliederung und den einheitlichen, persönlichen Willen. Er hat nicht das Gefühl, daß die ganze Wohnung für die besonderen Gewohnheiten eines Individuums zugeschnitten ist, wie ein gutsitzender Anzug, der sich jeder Bewegung des Körpers anschmiegt. Es sind nicht so sehr die Einzelheiten, welche die Harmonie stören — nein, die ganzen Farben stimmen nicht. Die Ofenkacheln — siehe alte Vorbilder! — sind viel zu stark vergoldet und zu kleinlich ornamentiert. Die Tapete stimmt nicht mit den Möbeln, der Teppich nicht mit Tapete und

Tischdecke. Alles zusammen wirkt unruhig und aufdringlich. Ueberall fehlen die „valeurs“. Die Malerei an der Deckenwölbung, mit der sich der Dekorationsmaler so viel Mühe gegeben, ist geradezu eine Augenkränkung. Er hat die Tapetenfarben Grün-Gold-Rosa, die nicht übel zusammenstehen, „mit großer Kunst“ auf die Decke übertragen, aber das Verhältnis nicht getroffen. Niemand hat ihn belehrt, daß seine Farbenverbindung, die man in Kunst und Natur vergeblich suchen würde, keinen Klang ergibt.

Das Schlimmste in der Stube ist aber: Das alte Bildnis in schlichtem bronzebeschlagenen Mahagonirahmen, Spiegel, Vertiko und Standuhr aus der Empirezeit, alles Erbstücke, auf welche die Familie natürlich Wert legt, kommen nicht zur Geltung. Die allgemeine Buntheit und Zerrissenheit des Zimmers macht sie tot. Und in diese Stücke könnte sich gerade das Auge des Kunstfreundes verlieben, mit diesen könnte die Ruhe einkehren.

Soll man nun, wenn's die Mittel erlauben, sich vollständig im Empiregeschmack einrichten und alles andre ausquartieren? Soll man einer der „bewährten“ Firmen die ganze Neueinrichtung überlassen. Ich möchte dringend abraten. Geschlossener wird der Gesamteindruck allerdings, aber auch langweiliger, unpersönlicher, steifer. Der Dekorateur, der in unsrer Wohnung ja doch nie verkehrt, kennt auch unser Leben nicht. Und wir müßten dem Empiremöbel Opfer über Opfer bringen, müßten, um konsequent zu sein, auch Vatermörder und blaue Fräcke tragen.

Nein, Kunst bedeutet Freiheit unter allen Umständen und Verhältnissen. Eine historische Zwangsjacke verträgt die Kunst so wenig wie das Leben. Ueberdies: Wer ist schuld an der Zerrissenheit im Wohnungsbild? Nicht die aus verschiedenen Zeiten zusammengewürfelten Schmuckstile, sondern die neuen Stücke, das Aufdringliche, Unorganische, Unwahre an ihnen und auch an den Surrogatstoffen, z. B. Oelfarben und Papier statt Goldbronze, Marmor, Holz u. s. w.

In Oberitalien, wo jede Kulturphase ihre Fußstapfen zurückgelassen, wird man beim Eintritt in die alten Kirchen mit Entzücken gewahr, wie einmütig die verschiedenen Schmuckweisen sich verbinden. Romanisch, Gotisch, Rokoko, es ist tatsächlich zusammengewachsen. — Es hilft also nichts, man muß selber Bescheid wissen, muß über dem Dekorateur stehen und in allen Geschmacksfragen selber die letzte Instanz bilden.

*

Es ist eine eigne Sache um den Geschmack. Wie viele besitzen angeborenes Talent! Der Wohnungsdekorateur oder ein geschickter Handwerker, die Putzmacherin oder die kokette Frau, die in der Kunst am eignen Leibe unübertrefflich ist, alle sind sie geschmackvoll in ihrem Spezialfache und verstehen, obwohl unbewußt, die Kunstgesetze richtig anzuwenden. Aber sie drehen sich fortwährend im Kreise, finden kein Verhältnis zur Natur, finden die Brücke nicht, die sich allenthalben von Natur zur Kunst hinüberschlägt.

Und jeder feinere Augengenuß stammt aus der Natur. Es gibt darum

keine bessere ästhetische Disziplin, als zur Natur in die Schule zu gehen und sie jederzeit um Rat zu fragen, kurz den Künstler, wenn auch nur eine kleine Wegstrecke, zu begleiten.

Wer mit den Malerkoloristen nicht intim werden kann, nun, der suche ihnen in der Natur selber zu begegnen, studiere das Helldunkel Rembrandts in geheimnisvollen Gewölben, das Lichtflimmern Claude Monets über einem wirklichen heißen Felde, suche das zitternde zerfließende Laub Corots, die durchsichtigen Meereswogen Böcklins, die blühenden Menschenleiber Rubens' in der Natur: Wer auf all dergleichen achtet und darüber Freude hat und diese Freude, die auch der beste Maßstab des Urteils ist, mit sich herumträgt, wird seinen Farbensinn schärfen und, was ihm der Künstler jeder auf andre Weise sagt, überall in der Natur bestätigt finden, wird den künstlerischen Blick bekommen, um das Große, Charakteristische der Natur aus dem Zufälligen herauszugreifen. Die Formel für den Bau der Farbenmelodie würde lauten: Alle Farbenroheiten und -härten, denen wir im Leben nicht ausweichen können, sind der Natur entgegen, während alle reinen und vollen Klänge gleichsam organisch entstanden, in und mit der Natur sind.

Das Moos an der Baumwurzel, die Kornblumen im Roggenfeld, der Pilz auf dem Waldboden, die Kuh auf der Weide, die Glanzwolke im blauen Aether, das ist jedesmal ein Klang, wie ihn der Seidenwirker und Teppichknüpfer nicht feiner erfinden kann. —

Betrachten wir aber die Natur von einer andern Seite, etwa mit den Augen des Bildhauers, der nicht dem Farbeneindruck, dem Bildausschnitt nachgeht, sondern der Form, der Muskulatur, dem Mechanismus, dem Bau des Einzelwesens. Oder mit den Augen des Naturforschers, den vor allem der Werdeprozeß des Organismus interessiert. Lassen wir uns von Blume und Blatt, von jedem bekannten Haustier seine Entstehung, sein Wachstum, seine Lebensbedürfnisse und -bedingungen erzählen, so werden wir uns auch klar darüber werden, wie ein Stuhl, ein Schreibtisch, ein Rathaus, eine Kirche, ein Warenhaus beschaffen sein müssen, um organisch zu sein und auszusehen, d. h. wie ein Ebenbild jedes Lebewesens.

Gibt es etwas Anschaulicheres als die Glieder und Werkzeuge unsrer bekannten Haustiere? Die Hufe des Pferdes, die Krallenpfoten der Katze, die Schwimmfüße der Enten, das sind nicht nur schlechthin Füße, sondern ausgezeichnet „differenzierte" Füße. Ebenso seien die Bänke in Schule, Gasthaus, Kirche, öffentlichen Anlagen „differenzierte" Sitzgelegenheiten. Es muß alles in logischer Beziehung zueinander stehen, Material und Bearbeitung, Form und Farbe und vor allem der praktische Zweck, der wieder auf alles mögliche Bezug und Rücksicht nehmen soll, nicht zuletzt auf die Stimmung und Tätigkeit, die manchmal eine größere Rolle spielen als die unmittelbare Bestimmung eines Zweckgebildes — hier also das Sitzen auf der Bank.

Ein Deckelkrug in Mönchsgestalt ist ein Unding, ebenso wie ein Postgebäude oder ein Bahnhof im Stil altitalienischer Herrensitze, weil überall die Bestimmung

verdunkelt wird. Ein gewöhnlicher Thüringer Bauernteller dagegen, an dem man auf einen Blick den ganz simpeln Zweck und die ganz simple Entstehung (gedrehte Scheibe mit Farbenflüssen) ablesen kann, wirkt entschieden wie ein Kunstwerk. —

Durch unsre moderne Kultur geht ein Zug von Unwahrheit, er verdirbt unser ästhetisches Gewissen.

„Durch Natur zur Kunst und durch Kunst zur Natur" soll unsre Losung lauten, wenn wir die Lüge in dieser Gestalt bekämpfen und den Geschmack erziehen wollen, gleichviel ob wir nach raffinierten Kunstgenüssen streben oder nur nach der Befriedigung profaner Bedürfnisse.

Chemische Rätsel

Von

F. Fittica

Das größte chemische Rätsel ist die sogenannte Verwandtschaft, die man besser mit chemischer Liebe bezeichnen könnte, wie sie auch tatsächlich in den ältesten Zeiten unsrer Wissenschaft (bei den Aegyptern und Arabern) hierfür gebraucht wurde. Offenbar hat man damals schon beobachtet, daß nicht gleichartige, sondern im Gegenteil ungleichartige Stoffe die größte chemische Verwandtschaft zueinander äußern, d. h. das Bestreben, sich miteinander zu einem neuen Körper von durchaus verschiedenen Eigenschaften zu verbinden. Hippokrates meinte allerdings im fünften Jahrhundert, daß Körper, die sich leicht miteinander vereinigen könnten, einen gemeinsamen Bestandteil enthalten müßten, meines Erachtens ein Beweis dafür, daß er eingehende Untersuchungen über das Vereinigungsbestreben von Chemikalien nicht angestellt hat. Das Wort Verwandtschaft (affinitas) hierfür hat zuerst Albertus Magnus im dreizehnten Jahrhundert gebraucht, obschon dieser bereits Beispiele kannte, daß Körper, die in ihren Eigenschaften sich verwandt waren, sehr wenig Verbindungsneigung äußerten. Seit der Zeit ist es bei dem Worte hierfür geblieben. Das Rätselhafte dieser Kraft liegt nun darin, daß wir sie ähnlich der menschlichen Liebe nicht in bestimmte Gesetzmäßigkeiten zu bringen vermögen, daß sie also anscheinend eine willkürliche Kraft ist, sowohl ihrer Größe als ihrem Umfange nach ... Früher hat man geglaubt, daß Substanzen nie anders als im gelösten Zustande aufeinander zu wirken vermöchten, woher der Satz entstand: Corpora non agunt nisi soluta. Tatsache ist es, daß die Körper im gelösten, d. h. verteilten Zustande kräftiger und vollkommener 'gegeneinander reagieren als im ungelösten oder nur gepulverten Zustande. Aber reaktionsfähig sind eine Reihe von Stoffen auch in letzterer Art. Sodann glaubte man eine Wirkung in die Ferne nicht

annehmen zu können, mithin nur bei unmittelbarer Berührung. Auch hierüber hat man neuerdings Zweifel bekommen, da es zum Beispiel Professor Ostwald in Leipzig vor dreizehn Jahren gelang, mittels eines Metalls (Zink) eine Salzlösung zur Zersetzung zu bringen, wenn dieses derart mit Platin in Verbindung gebracht wurde, daß letzteres in eine Lösung des gleichen Salzes, aber eines andern Gefäßes tauchte. Zink für sich allein vermag die Lösung ebensowenig zu zersetzen wie Platin allein. In diesem Falle scheint also eine Wirkung in die Ferne von Platin durch Zink zur Lösung zu gehen.

Allgemein ist nicht nur Verteilung, sondern auch Erhöhung der Temperatur zur Aeußerung der Verwandtschaft vonnöten. Es gibt freilich eine Reihe chemischer Prozesse, die bei gewöhnlicher Zimmertemperatur vor sich gehen, sowie andre, bei denen eine höhere Temperatur Zersetzung bewirkt, allgemein aber begünstigt eine Temperatur, die zwischen Sommerwärme und derjenigen des siedenden Wassers liegt, die Vereinigung chemischer Stoffe. Ein Beispiel für die Vereinigung selbst bei der niedrigen Herbst- und Winterwärme bietet das Rosten des Eisens (Ueberführung des Metalls in Eisenoxyd durch den Sauerstoff der Luft) wie die Entbindung von Wasserstoff aus Wasser durch Zink bei Gegenwart von Schwefelsäure. Ein interessantes Beispiel ferner für die geringe Aeußerung der Verwandtschaft bei Sommer- wie auch Winterwärme, der lebhaften Aeußerung bei höherer Temperatur und deren Vernichtung bei Gluthitze bietet das Verhalten des Quecksilbers gegen Sauerstoff. Bei gewöhnlicher Temperatur kann man Quecksilber sowohl in Luft als auch reinen Sauerstoff stellen, ohne daß irgendwelche Veränderung sichtbar wird; bei 300 Grad indes, also nahe der Grenze der Thermometerskala, überzieht es sich selbst in Luft, viel lebhafter aber in Sauerstoff bald mit einer roten Schicht von Quecksilberoxyd. Glüht man aber danach das entstandene Oxyd, so beginnt es bereits bei 400 Grad (also 40 Grad oberhalb der Thermometerskala) sich wieder in Quecksilber und Sauerstoff zu zerlegen, eine allgemeine Methode zur Bereitung von Sauerstoff.

Licht und Elektrizität begünstigen ferner die sogenannte Verwandtschaft, können aber auch anderseits wiederum bei starker Wirkung zur Zersetzung von Verbindungen dienen. Wasserstoff und Sauerstoff vereinigen sich durch Zufuhr von Elektrizität zu Wasser, während umgekehrt durch Einleiten eines elektrischen Stromes in angesäuertes Wasser erstere Gase sich daraus entbinden. Das giftige grüne Chlorgas gibt, mit Wasserstoff gemischt, bei Sonnenbeleuchtung die in Wasser leicht lösliche Salzsäure, während die Chlorverbindung des Platins, das Platinchlorid, mit gelöschtem Kalk vermischt am Lichte sich zu Chlorkalzium und Platinoxyd zersetzt, mithin statt der Chlorverbindung eine Sauerstoffverbindung des Metalls gibt.

Sehr rätselhaft ferner an der Verwandtschaft ist ihre in keinen Zusammenhang zu bringende Verschiedenartigkeit des Umfangs wie der Stärke, Man sollte glauben, daß ein Körper einen um so größeren Umfang der Bindung, der Vereinigungskraft besitze, je stärker er ist, aber dies ist durchaus nicht der Fall, wenigstens nicht gemäß unsern bisherigen Erfahrungen. Wir messen zum Beispiel den

Umfang einer Verwandtschaft durch die Verbindungsfähigkeit mit Wasserstoff oder diesem gleichwertige Stoffe. Als gleichwertig werden nun solche bezeichnet, welche die Fähigkeit besitzen, zu einem Atom (dem kleinsten Teile des Elements) sich mit einem Atom Wasserstoff zu einer Verbindung zu vereinigen. Als solche Stöffe kennen wir Chlor und Brom; von diesen wird namentlich ersteres deshalb zur Feststellung des Umfangs verwendet, weil es die Fähigkeit besitzt, sich mit den meisten Stoffen leicht zu vereinigen. Meinen Untersuchungen zufolge ist aber Chlor kein Element, sondern eine Kohlenstoff-Sauerstoff-Stickstoff-Wasserstoffverbindung. Es enthält demnach bereits vier Elemente, wodurch die hiermit angestellten Untersuchungen vielfach hinfällig wären. Für Metalle ist vielfach der Sauerstoff zur Messung des Umfangs verwertet; danach haben zum Beispiel folgende Verbindungen (Oxyde) gleichen Umfang: Kupferoxyd, Bleioxyd, Zinkoxyd, weil die darin enthaltenen Metalle (Kupfer, Blei, Zink) zu je einem Atom mit je einem Atom Sauerstoff im sogenannten Oxyd sich vereinigt haben. Gleich stark sind trotzdem die Verbindungen nicht. Gegen Wärme und Säuren ist von diesen am widerstandsfähigsten das Bleioxyd, gegen Schwefelverbindungen das Zinkoxyd, gegen Wasser und die Kohlensäure der Luft das Kupferoxyd. Aehnlich verhalten sich die Oxyde des Eisens, Aluminiums und Chroms, die gleichfalls analog zusammengesetzt sind, aber sich verschieden gegen Wärme und Luft resp. Sauerstoff verhalten. Sehr verschieden jedoch gegen Wärme einerseits und gegen Säuren anderseits verhalten sich die analog zusammengesetzten Oxyde des Kupfers und Quecksilbers, wie auch des Mangans und Siliziums, von denen das letztere (Siliziumdioxyd, Kieselsäure oder Sand) fast allen unsern Reagenzien widersteht und auch auf die höchsten Temperaturen ohne die geringste Zersetzung gebracht werden kann. Mangandioxyd (Braunstein) dagegen spaltet schon bei mäßiger Gluthitze Sauerstoff ab und wird leicht durch verschiedene Säuren, namentlich Salzsäure angegriffen. Wasser und Ammoniak dagegen, beides Wasserstoffverbindungen, ersteres des Sauerstoffs, letzteres des Stickstoffs, haben in ihrer Zusammensetzung verschiedenen Umfang, indes fast gleiche Stärke, während größeren Umfang bei geringerer Stärke der obengenannte Braunstein gegenüber Eisenoxydul besitzt (Eisenmonoxyd). Kleineren Umfang endlich bei geringerer Stärke kennt man gleichfalls in der Chlorverbindung des Silbers gegenüber derjenigen des Zinns; jene (eine Vereinigung gleicher Atome von Chlor und Silber) zersetzt sich schon am Lichte, während letztere (eine Vereinigung von zwei Atomen Chlor mit einem Atom Zinn) sich nicht nur hiergegen, sondern auch gegen verschiedene Metalle und Salzlösungen beständig erweist, von denen Chlorsilber angegriffen wird.

Die Körper Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff haben derartig verschiedenen Umfang der Verwandtschaft, daß Sauerstoff allgemein zwei Atome desjenigen Körpers zu binden vermag, von denen Wasserstoff nur eins, Stickstoff drei und Kohlenstoff vier Atome zu binden fähig ist. Wir nennen sie deshalb rasch ein-, zwei-, drei-, vierwertig. Man könnte nun vermuten, daß entweder der vierwertige Kohlenstoff oder der einwertige Wasserstoff die stärksten Verbindungen bilden.

Dies ist jedoch durchaus nicht der Fall. Die stärksten Verbindungen liefert allgemein der Sauerstoff. Außerdem zeigt der Stickstoff das eigentümliche Verhalten, daß er zwar gegenüber Wasserstoff und diesem ähnlichen Körpern sich dreiwertig, gegenüber Sauerstoff sich jedoch fünfwertig verhält. Wäre nun Stickstoff ein lebhaft gegen andre reagierendes Element resp. ein reichlich mit Verwandtschaft (chemischer Liebe) versehener Körper, so könnte man sich in Analogie mit leidenschaftlichen Menschen erklären, wie er sein Vereinigungsbedürfnis je nach dem Gegenstand seiner Neigung wechseln würde. Aber Stickstoff ist im Gegenteil ein träger, indifferenter Körper, dessen Verbindung mit andern meistens nur auf Umwegen zu erreichen ist. Könnte man ferner vermuten, daß der lebhaft reagierende Sauerstoff ihn dazu veranlasse, sich gegen diesen ebenfalls lebhafter zu betragen als gegen die übrigen Elemente, so muß man bedenken, daß die beständigste Stickstoff-Sauerstoff-Verbindung das Stickoxydul ist, in dem zwei Atome Stickstoff sich mit einem Atom Sauerstoff vereinigt haben. Aber zudem ist diese Verbindung unbeständiger als die Wasserstoff-Stickstoff-Verbindung: das Ammoniak, das aus drei Atomen Wasserstoff und einem Atom Stickstoff besteht. Wasserstoff indes beträgt sich nicht so lebhaft wie Sauerstoff. Man steht demnach hier wieder vor einem Rätsel wie vor manchem willkürlichen Betragen des Menschen.

Schwefel ist ferner ein Körper, den wir als zweiwertig betrachten, weil er zwei Wasserstoffatome zu binden vermag: zu Schwefelwasserstoff, dem Fäulnisgase unsrer Aborte. Gegen Sauerstoff verhält er sich aber sechswertig, weil er mit drei Atomen desselben (des zweiwertigen Elements) die Schwefelsäure bildet. Die beständigste Schwefelsauerstoffverbindung ist jedoch schweflige Säure, das beim Verbrennen von Schwefel entstehende, namentlich antiseptisch und bleichend wirkende Gas, in dem Schwefel vierwertig erscheint. Schwefel ist indes meinen Untersuchungen zufolge (wie unten näher angegeben wird) kein Element, wodurch sein Verhalten vielleicht erklärt werden kann.

Allgemein gilt es als Regel, daß die Körper bei ihrer Vereinigung mit Sauerstoff einerseits um so stärkere Säuren, anderseits um so stärkere Basen bilden, je sauerstoffreicher sie sind. Sogenannte Metalloide, zu denen vor allem Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff gehören, bilden meistens Säuren, Metalle dagegen Basen (d. h. Oxyde, durch deren Vereinigung mit Säuren Salze entstehen). Auch Ozon, die Verbindung von Sauerstoff mit sich selbst, kann man als Säure ansehen, da es mit einer Reihe von basenähnlichen Stoffen, wie Schwefelblei, zu Salzen sich vereinigt. Es gibt nun aber Metalle, die, mit geringen Mengen Sauerstoff vereinigt, kräftige Basen bilden, mit größeren neutrale Stoffe und mit bedeutend größeren Säuren geben. Zu diesen gehört vor allem das Mangan, dessen niedere Sauerstoffverbindung (Manganoxydul) sich mit einer Reihe von Säuren zu leidlich beständigen Salzen vereinigt, dessen höheres Oxyd, der obenerwähnte Braunstein, eine neutrale Substanz ist, und dessen höchste Oxyde allerdings unbeständige Körper, aber dennoch ausgeprägte Säuren sind: die Mangan- und Uebermangansäure, deren gelöstes Kalisalz (der letzteren) als antiseptisch wirkende Chamäleonlösung schon ziemlich lange bekannt ist.

Säuren zeigen im allgemeinen die Eigenschaft, die Lösung des blauen Lackmusfarbstoffes rot zu färben, Basen diejenige, die rot gefärbte Lösung wiederum zu bläuen, ferner die gelbe Lösung des Curcumerfarbstoffes zu bräunen. Es gibt aber eine Säure, die Borsäure (die meinen Untersuchungen zufolge eine Silizium-, d. h. Kieselverbindung, ist sowie die wichtige Eigenschaft besitzt, Nervenleiden zu heilen), die sowohl Lackmusfarbstoff rot als auch Curcumerlösung braun färbt, ein Rätsel, das auch ihre Eigenschaft als Siliziumverbindung nicht erklärt.

Sodann ist folgendes auffallend, das allerdings in Analogie zu stellen ist mit menschlichen Eigentümlichkeiten. Obschon die sogenannten Alkalien (Kali und Natron, von denen ersteres mit Kohlensäure die bekannte Pottasche, letzteres die Soda bildet) wie die Erdalkalien (wozu vor allem Kalk gehört) eine viel stärkere Verwandtschaft äußern als die Oxyde schwerer Metalle (von Eisen, Nickel, Mangan, Kupfer, Quecksilber u. s. w.), ist die Anzahl ihrer Verbindungen erheblich geringer als die der letzteren. Ihre größere Verwandtschaftskraft äußert sich durch die größere Beständigkeit dieser Verbindungen. Man könnte annehmen, daß gerade letztere Eigenschaft sie veranlassen würde, eine größere Anzahl Vereinigungen zustande zu bringen, indes ist das Gegenteil der Fall. Die Analogie beim Menschentum ist nun darin zu finden, daß wir gewohnt sind, bei geistig hochstehenden Naturen weniger Liebesprodukte wie bei niederen zu sehen, selbst wenn die gegenseitige Anziehungskraft höher ist bei jenen wie bei diesen. Anderseits sind aber solche geringe Liebesprodukte, wie bei den Alkalien gegenüber den schweren Metallen, fester und widerstandsfähiger. Allerdings gibt es hiervon für einige Metalle Ausnahmen, da auch die Verbindungen von Silber, Gold und Platin sowohl unbeständig als auch nur in geringer Anzahl vorhanden sind. Die Erklärung hierfür, die wahrscheinlich späteren Untersuchungen vorbehalten bleibt, dürfte vielleicht darin zu finden sein, daß letztere Metalle erstens keine Elemente und zweitens sehr kompliziert zusammengesetzte Verbindungen sind, was sie hindert, neue Verbindungen in größerer Anzahl zu schließen. Blei und Zink, die gleichfalls zu den schweren Metallen gehören, machen hiervon wieder eine Ausnahme, derart, daß sie den Alkalien an die Seite zu stellen sind, da die Anzahl ihrer Verbindungen erstens gering ist und zweitens diese größere Beständigkeit zeigen wie die Mehrzahl der übrigen schweren Metalle. Da diese Eigenschaft der Beständigkeit wie der geringen Verbindungsfähigkeit gleichfalls, wie erwähnt, den Alkalien zukommt, dürfte hieraus zu schließen sein, daß, ausgehend von der Vorstellung, die Metalle seien keine Elemente, Zink und Blei den Alkalien ähnliche Bestandteile enthalten.

Endlich gibt es für eine Anzahl chemischer Kollegen noch Rätsel, die ich selber verbrochen, indem ich die Dreistigkeit besaß, einige der heutigen Elemente zu zerlegen, wie den Phosphor, das Arsen, das Bor, das Chlor und den Schwefel. Die schwachen Kräfte indes, die der Mensch gegenüber der großen Weltschöpfung ausüben kann, sind keine Rätsel, sondern lediglich naturgemäße Kräfte, die durch Gott gerichtet und geleitet werden. Das Rätselhafte ist übersinnlich, das dem Menschengeiste Unfaßbare, während das Irdische naturgemäß

ist, mag es durch Intelligenz oder Schablone geleitet sein. Was sich über das Schablonenhafte erhebt, ist allerdings eine Arbeit höherer Art, aber weder rätselhaft noch unfaßbar. Die Zweifler an meinen Arbeiten sind vielleicht solche, denen es entweder an Reinlichkeit oder Geist oder auch Beobachtungsgabe mangelt. Allerdings sind diejenigen Naturforscher, in denen sich solche Eigenschaften vereinigen, nicht allzu häufig, aber zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, welche diese besaßen und sie zur Blüte entwickelten. Falls jedoch eine solche Blüte sich entpuppte, darf man sich diese nicht durch Staub, Sturm oder Bakterien verkümmern lassen, mag dies nun durch vielfüßige oder zweibeinige Wesen verursacht werden. Man muß sie zur Frucht sich entwickeln lassen, um hiermit der Menschheit zu dienen und sie zur Wohlfahrt des Leibes wie der Seele zu gebrauchen.

Speziell für den Schwefel, an dem ich etwa zwei Jahre lang gearbeitet, sei noch folgendes kurz bemerkt: Er ist kein Element, sondern besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, dessen Molekül (kleinste Menge einer Verbindung) die Formel $C_6H_8O_3$ zukommt, d. h. aus 6 Atomen Kohlenstoff, 8 Atomen Wasserstoff und 3 Atomen Sauerstoff besteht. Dies ist eine Verbindung der vierfachen Größe seines jetzigen Atomgewichts. Man weiß aber, daß der Schwefel bei niederen Temperaturen (den Temperaturen unsrer Umgebung) ein höheres Atomgewicht zeigt als bei höheren, so daß ihm erst bei 800° dasjenige Molekül zukommt, aus dem sein jetziges Atomgewicht berechnet wurde, während er bei 500° bereits das Dreifache dieses Wertes besitzt. Im starren Zustande, wie er uns vorliegt, dürfte demnach die Annahme des vierfachen Wertes gestattet sein. Er läßt sich durch Braunstein (Mangansuperoxyd) in eine Manganverbindung überführen, in der die Hälfte des obigen Kohlenstoffgehaltes (3 Atome) sich findet, mithin in ein Spaltungsprodukt. Hieraus läßt sich eine entsprechende Natriumverbindung bereiten, die in Soda (kohlensaures Natrium) mittels Quecksilberoxyd überführt werden kann.

Die Sängerin

Novelle

von

Richard Schaukal

(Schluß)

Der Abend zu Hause verlief ohne besondres Vorkommnis. Die Kinder freuten sich über die mitgebrachten Sachen. Else hatte ihre Migräne und ging früher als gewöhnlich zu Bette. Er saß allein unter der Lampe und nahm einen französischen Roman vor. Es gelang ihm nicht, zusammenhängend zu lesen. Seine Gedanken schweiften ab. Sie waren alle voll

Bitterkeit. Daß ihn zum Beispiel seine Frau ersucht hatte, dem Abendgebete der Kinder fern zu bleiben — es war sonst nicht seine Gewohnheit, zu dieser täglichen letzten Szene in der Kinderstube zu erscheinen —, hatte ihn verdrossen. Er gefiel sich einigermaßen in der Rolle eines Ausgestoßenen. Die höhnischen Worte seines Freundes fielen ihm ein. Er holte einen alten Jahrgang des „Journal amusant“ hervor und suchte sich an den frivolen Zeichnungen zu erheitern. Sie waren ihm alle zu wenig lasziv. Er kramte in seiner Bibliothek nach galanten Büchern, fand eine mehr als freie Ausgabe des Boccaccio und spornte seine träge Phantasie blutig ...

Vormittag im Amte ließ ihn der Vorsteher rufen und erteilte ihm in gemessener Form einen Verweis wegen Nachlässigkeit in der Dienstführung. Er habe schon längst ein ernstes Wort mit ihm sprechen wollen. Er müsse ihn in seinem eignen Interesse darauf aufmerksam machen, daß derlei Dinge, wie er sie sich in seiner Geschäftsgebarung wiederholt habe zuschulden kommen lassen, nicht angingen. Man habe sich auch bereits höhernorts mißbilligend über dies und das ausgesprochen. Er fand keine Entschuldigung. Ein Gefühl tiefer Demütigung fraß sich in sein Herz. Am liebsten hätte er laut geweint. Er saß lange Zeit vor seinem Schreibtisch und starrte in den sonnenbeschienenen Hof des Hinterhauses ... Als auch am Nachmittage kein Antwortbrief sich einfand, ging er zum Hotel. Der Portier trat ihm in der Türe seiner Loge entgegen und fragte nach seinem Begehren. Die Signora sei nicht zu Hause. Sie wäre ausgefahren. Langsam drehte sich Herr Schreiner auf den Absätzen herum. Es war ihm, als müsse er den Mann aufs Gewissen befragen, ob das auch der Wahrheit entspreche. Aber er nahm Abstand von diesem offenbar kompromittierenden Versuche, dankte mit betonter Nachlässigkeit, zwei Finger an der Hutkrempe, und ging. Er kehrte in das Bureau zurück und ließ nach Hause telephonieren, daß er heute erst später kommen würde. Nachdem er einige Male vergeblich einen Anlauf zur Arbeit genommen hatte, schrieb er einen langen Brief an die Sängerin, überlas und zerriß ihn. Ein Kollege trat ein und fragte nach dem Verlaufe der Unterredung mit dem Vorsteher. Aergerlich gab Herr Schreiner den Hauptinhalt zum besten. Der Kollege, ein magerer, glatt rasierter, fast kahler Pole, war ganz seiner Ansicht, daß das Vorgehen des Chefs durchaus unbegründet gewesen, vielleicht überhaupt nur einer Laune entsprungen sei. Mit einer Empfehlung an „die Gnädigste“ entfernte er sich, nicht ohne nochmals wiederholt zu haben, Schreiner möge sich „nur ja kein graues Haar“ über die dumme Sache wachsen lassen.

Endlich kam folgender Brief zustande:

„Gnädigste Frau!

Sie haben meinen Brief erhalten und mir nicht geantwortet. Ich bin bei Ihnen gewesen und Sie haben mich abweisen lassen. Wenigstens schien es mir so. Ich will noch einmal versuchen, ob ich mich in dem allen nicht vielleicht täusche. Es gibt ja solche Zufälle im Leben. Sie waren verhindert. Sie

hatten vor, den Brief gestern zu beantworten. Sie hatten meine Adresse verlegt. Was weiß ich ... Ich weiß nur das eine, daß ich auf die Gefahr hin, neuerdings und unverkennbar abgewiesen zu werden, wenn ich auf diesen meinen letzten Brief wiederum keine Antwort erhalten sollte, morgen gegen fünf Uhr noch einmal zu Ihnen gehen muß. Sie haben mein Schicksal in Ihren Händen, die ich küsse.

A. Sch."

Zu Hause fand er Gesellschaft vor. Die Schwägerin Anna und ihr Mann waren zu Besuch. Der Anblick des dicken gemütlichen Menschen erquickte Herrn Schreiner in der Seele. Er war in seiner behaglichen Nähe so sicher. Vor ihm erzählte er auch mit humoristischer Färbung und mit einer verlogenen Schneidigkeit renommierend den Auftritt beim Vorsteher. Er wußte, daß er hier gutmütigen Spottes über ein solches Vorkommnis sicher war. So rettete er auch die Geschichte vor seiner Frau, bei der sonst — das ahnte er — seine Erzählung ein still-vorwurfsvolles und ihm nur um so peinlicheres Verdenken erzeugt hätte.

Die beiden Schwestern waren in Hausfrauen- und Kinderangelegenheiten voll Eifers eingesponnen. Er trank mit dem Schwager Glas um Glas. Allen Ernstes hatte er die Absicht, sich heute zu berauschen, was ihm auch schließlich gelang. Er fiel ins Bett und schlief sofort ein.

Um so trübseliger gestaltete sich das Erwachen nach mehrmaligem Wecken des ungeduldigen Mädchens. Richtig hatte er sich auch heute verspätet. Atemlos wie ein Schulknabe kam er im Bureau an. Der Schweiß stand ihm unter dem Hute, sein Hemd klebte am Körper. Der Herr Chef habe nach ihm gefragt, richtete, pflichtschuldigst sich verneigend, der Diener aus. Eine Ausrede auf den Lippen klopfte er bei dem grämlichen Vorgesetzten an. Dieser empfing ihn höchst ungnädig. Herr Schreiner stand vor ihm wie ein ertapptes Kind. Er schämte sich der unwürdigen Situation unsäglich ... Lächelnd kam der Kollege wieder. Er konstatierte, daß Herr Schreiner Pech habe. Leider habe er, der Kollege, selbst die unangenehme Aufgabe gehabt, über Befragen melden zu müssen, daß jener noch nicht anwesend wäre. Der Chef habe seinen unleidlichen Tag. Herr Schreiner möge sich nur nichts daraus machen. Er, der Kollege, habe derlei schon so oft einstecken müssen. Ob sie sich wohl auch so herauswachsen wollten im spätern Leben, wenn sie zu Würden gelangt wären! Der Kollege lächelte in freudiger Zuversicht und zündete sich eine neue Zigarette an ... Abermals war von Lucia Corma keine Antwort gekommen. Und er hatte diesen Brief doch durch einen Dienstmann sofort zutragen lassen, der — so gab er ihm zu verstehen — sich etwas verziehen könne, nicht alsogleich davoneilen müßte. Keine Antwort, auch mit der Post nicht. Und es wurde Nachmittag. Herr Schreiner wanderte in den Straßen umher. Ein Regenschauer fiel nieder. Er ging in eine Hutniederlage und ließ sich den genäßten Zylinder neu aufbügeln. Während er wartete, trat ein Herrschaftsdiener ein und stellte sich, gleichfalls wartend, neben ihn. Herr Schreiner empfand dies wie

eine Demütigung. Um dem Kerl mehr Achtung einzuflößen, setzte er sich auf die Pudel und schlenkerte mit den Beinen. Auch schlug er laut Feuer an seinem silbernen Feuerzeug und erreichte es, daß der Bediente in die Hosentasche nach schwedischen Zündhölzchen fuhr, was ihn wieder einigermaßen versöhnlich stimmte. Er dankte gnädig. Kaum war er auf der Straße angelangt, als sich der Regenschauer erneuerte. Er war, um nicht abermals den Hut zu schädigen, genötigt, in einen Hausflur zu treten, wo schon mehrere Fußgänger Unterstand gefunden hatten. Wagen auf Wagen rollte vorüber. Herr Schreiner begann sie zu zählen, gab es aber wieder auf. Der Zeiger der großen eisernen Standuhr rückte nur langsam vor. Schließlich fuhr er mit einem Fiaker zum Hotel. Der Kutscher fragte, ob er warten solle. Dies schien ihm eine böse Vorbedeutung. Doch um nicht das Schicksal zu versuchen, behielt er das Fuhrwerk. Der Portier lüftete kaum die Kappe. Im Vestibül stand eine hochgewachsene Dame in langem grauem Regenmantel, mit den Lippen an dem Schleier zupfend. Augenscheinlich eine Aristokratin. Herr Schreiner setzte sein Monokel auf. Es entglitt ihm und zerbrach auf den Steinfliesen. Die Dame wandte sich ab. Sie hatte gelächelt. Herrn Schreiner schoß das Blut in den Kopf. Er ging ein paar Schritte zurück, der Unbekannten zu beweisen, daß dieses lächerliche Mißgeschick ihm nichts bedeute. Ja, er brachte es über sich, mit dem Ende seiner Schuhe an die Splitter zu rühren. Ohne sich diesmal bei dem Portier erkundigt zu haben, stieg er die wenigen Stufen hinan zum Aufzuge. Der Liftjunge erkundigte sich nach der Nummer. Die wußte er nicht. „Ersten Stock." Als sie sich geräuschlos in Bewegung setzten, fragte er wie nebenbei: „Frau von Corma ist zu Hause?" — „Ja," sagte der Liftjunge. Eine schreckliche Angst warf sich mit zottigen Klauen auf Herrn Schreiners Brust: jetzt mußte sich's entscheiden. Wenige Minuten später stand er vor der weißlackierten Türe. Er überlegte. Endlich klopfte er. Ein Griff nach der Krawatte. Die Türe öffnete sich. Die Zofe stand vor ihm. Das Wort erstarb ihm. „Die Signora ist nicht zu Hause." Ein Blick in den Vorraum hatte ihn einen Herrenüberrock bemerken lassen ... Das Mädchen schien ihn bis in die Knochen zu verachten. Er hinterließ seine Empfehlung. Dann stieg er schwerfällig die Stufen hinab ... Der Wagen wartete. Eilfertig riß der Kutscher die Decke von den nassen Rücken der Pferde. Er hatte eine längere Abwesenheit erwartet. Als er schon im Coupé saß, beugte sich der Fiaker herab. „Wohin, Euer Gnaden?" Er nannte seine Adresse ...

Zu Hause schien es ihm merkwürdig still. Auf zweimaliges Läuten — er hatte seinen Schlüssel nicht bei sich — erschien der Diener und lächelte verlegen. „Die gnädige Frau ist verreist." — „Verreist ...?" Sein Herz stand still. „Es liegt ein Brief für den gnädigen Herrn auf dem Schreibtisch" ... In Hut und Mantel stürzte er in sein Zimmer. Dort auf der grünen Ledermappe mit den vergoldeten Ecken lag ein Brief. Die Züge seiner Frau. Mit dem Bleistift hingeworfen. Er riß den Umschlag ab. Ein violettes Briefblatt lag darin.

„Gnädige Frau! Wollen Sie, bitte, Ihrem Gatten sagen, daß seine Bemühungen mir lästig fallen. Ich glaube, Sie werden Mittel und Wege finden,

ihn von weiteren Schritten abzuhalten, die für Sie und ihn nur von unangenehmen Folgen begleitet sein müßten.

In Hochachtung Ihre ergebene

Lucia Wendtheim-Corma,
Kammersängerin."

Herr Schreiner hielt das Briefblatt in der Hand. Mechanisch wiederholten seine Lippen den Inhalt der kurzen, in liegenden Zügen geschriebenen Zeilen. Vor seinen Augen flimmerte es. In seinem Kopfe dröhnte es. Dann war alles still ... Er hielt sich an der Stuhllehne. Der Diener räusperte sich. Herr Schreiner fuhr herum. Die beiden Männer standen einander gegenüber, der Diener verlegen, dumm lächelnd, Herr Schreiner noch immer den Brief in der Hand. Er zwang sich zur Ruhe. Wann ist die gnädige Frau abgereist?" — „Mit dem Mittagsschnellzug, gnädiger Herr. Ich hab' noch den gnädigen Herrn benachrichtigen wollen, aber die gnädige Frau hat gesagt, es ist nicht nötig. Die gnädige Frau ist nach Hollbrunn gefahren." Zu den Schwiegereltern natürlich. Er wollte fragen: ‚Mit den Kindern?' Aber er verschluckte die Silben. Der Diener fuhr sich mit beiden Händen an den Hüften herab. „Die kleinen Fräuleins lassen den gnädigen Herrn vielmals grüßen." Herr Schreiner fühlte, daß er eine klägliche Figur machte. Er wandte sich um, zog den breitlehnigen Stuhl unter der Schreibtischplatte hervor und ließ sich schwer darin nieder. „Es ist gut. Ich werde läuten, wenn ich dich brauche." Langsam entfernte sich der Bediente. Er hörte an seinen knarrenden Schritten, daß er sich nach ihm umsah. Nun saß er an seinem Schreibtische. Die Bilder seiner Frau, seiner Kinder standen vor ihm. In ihren Gläsern spiegelte sich das Dämmerlicht des einfallenden Abends. Die Uhr tickte. Unten rollten Wagen ... Plötzlich kratzte es an der Tür. Der Diener hatte die drei Hunde in das anstoßende Zimmer gelassen, als ob er seinen Herrn damit zu trösten versuchte. Herr Schreiner erhob sich, öffnete die Tür. Die Hunde sprangen an ihm empor. Da rannen ihm — seine Brust hob sich stoßweise — dicke Tränen über die Wangen ...

Erst wanderte er ruhelos durch die Zimmer. In der Kinderstube, wo ihm jedes Stück von einem verlorenen Leben erzählte, verweilte er. Er weidete seinen Schmerz an diesen stummen Zeugen eines jäh zerbrochenen Glücks. Der Nußknacker, der Nikolaus, der Krampus, die steirische Bäuerin: alle sahen sie ihn an. Diese bunten starren Männer und Frauen drückten eine unsägliche Trauer aus. Er setzte sich auf eines der kleinen Stühlchen vor dem Kachelofen neben der großen Puppenwiege, preßte die Hände vor die Augen und schluchzte. Aber da er sich dabei ertappte, daß er seinem Schluchzen zuhörte, stand er wieder auf — es war unterdessen ganz finster geworden —, rief dem Diener und hieß ihn im Ankleidezimmer den Smokinganzug mit allem Erforderlichen vorbereiten. Er konnte nicht zu Hause bleiben. Er mußte irgendwohin, unter Menschen. Die Luft dieser verlassenen Zimmer lastete immer schwerer auf seinem Herzen ... Anfangs hatte ihn eine Art von Trotz abhalten wollen, seiner Frau zu schreiben.

Wie es ganz im Anfang dieser denkwürdigen Heimkunft mit ihm sich verhalten hatte, wußte er nicht mehr. Aber daß da keinerlei Trotz in ihm gewesen war, der erst später, durch einige Geißelhiebe von Erwägungen gereizt, sich emporgebäumt hatte, das fühlte er deutlich. Jetzt, nach dem Besuch im Kinderzimmer, nach diesen reichlichen Tränen, war er ganz Unterwürfigkeit, ganz Demut. Er schrieb einen langen, flehenden Brief voll Selbstanklagen, stand ein wenig erleichtert auf und begab sich, mit sich selbst bis zu einem gewissen Grade zufrieden, in das ans Badezimmer stoßende Kabinett, wo der Diener schon alles bereitgelegt hatte und dienstfertig wartete.

Den Brief in der Hand, um ihn nicht etwa in der Rocktasche zu vergessen, trat er in den Abendnebel hinaus. Zunächst wollte er ein Theater aufsuchen, und zwar ein übermütiges, ganz ungebundenes Stück zu sehen. Er wählte ein Vaudevilleunternehmen der Vorstadt, erhielt richtig noch einen Platz in der ersten Parkettreihe und trat nach einem letzten Blick in den hohen Wandspiegel der Garderobe, das auf dem Wege gekaufte Monokel im Auge, den Spazierstock mit der Krücke über den linken Arm gehängt, an seinen weißen Handschuhen knöpfelnd, in den Zuschauerraum. Man war mitten im ersten Akt. Er musterte im fahlen Schein der Rampenlichter die Anwesenden. In einer Parterreloge sah er den Grafen Verminges, einen ehemaligen Regimentskameraden, mit seiner Frau, einer kleinen brünetten, beweglichen Person. Er erinnerte sich ihrer wohl. Die Heirat hatte damals im Regiment Aufsehen gemacht. Sie war die Tochter eines reich gewordenen Erzeugers ätherischer Oele, von Haus nicht eben wohlerzogen, aber bildsam. Im zweiten Akte besuchte er das Ehepaar, das sich augenscheinlich miteinander nicht zum besten zu amüsieren gesonnen oder in der Lage war, denn der Graf starrte fast unausgesetzt mit seinem Glase in eine gegenüberliegende Loge, die Dame wandte trotzig kein Auge von der Bühne.

Ein verlegenes Zögern beim Eintreten überwindend, gab sich Herr Schreiner als erfreuter alter Bekannter. Die beiden kamen aus einer kleinen Garnison. Wie er erfuhr, waren sie auf der Durchreise. Man verabredete ein gemeinsames Abendessen. Erleichtert atmete Herr Schreiner auf. Ein Teil der Nacht war vorläufig angebracht. Blicke des intimen Einverständnisses zur Loge empor — auf die Umsitzenden berechnet — gab er bald als erfolglos auf, denn Verminges hatte sich wieder seinen Betrachtungen gewidmet, aber es war ihm unterdessen doch gelungen, ein Gefühl der Sicherheit in sich heranzuzüchten, und die wiedergewonnene Behaglichkeit — er rüttelte nicht an ihrer dünnen Decke, unter der wie unter der leichten Eisschicht eines schmutzigen Gerinnsels allerlei Ungeklärtes schwamm, — verlieh ihm so viel Selbstbewußtsein, daß er sogar eine hübsche Soubrette auf sich aufmerksam zu machen suchte, indem er des öftern seine weiß behandschuhten Hände über den silbernen Stockgriff legte und hin und her rückend sein Augenglas auffunkeln ließ. —

Im Hotel, das die Menage Verminges gewählt hatte, fand sich bald ein Freund des Grafen ein, ein junger Diplomat, der Herrn Schreiner mit gemessener Höflichkeit begrüßte, nur um sich desto lebhafter seiner Nachbarin zu

widmen, neben der ein Platz sich als für ihn reserviert erwies. Herr Schreiner konnte bald bemerken, was niemand lange ein Geheimnis zu bleiben vermochte, daß die Gräfin und der junge Mann, der eine fade gelbe Physiognomie besaß und alle möglichen Menschen im Saale lässig scherzend grüßte', sich im vollsten Behagen miteinander befanden. Der Gemahl, der sich gewohntermaßen von seiner Frau aufgegeben sah, rückte an den Regimentskameraden heran, und die beiden leisteten ein Erkleckliches im Trinken und Zutrinken. Es war ein Viertel vor Mitternacht, als sich die Gesellschaft trennte. Der Diplomat, der bei Tisch Herrn Schreiner keiner erheblichen Ansprache gewürdigt hatte — dieser nannte ihn im stillen einen arroganten Laffen —, empfahl sich am Wagenschlag, Verminges aber hatte mit Alexander eine gemeinschaftliche Nachfeier in einem Vergnügungsetablissement verabredet, wo er auch, als dieser kaum die letzte vorhandene Loge besetzt hatte, sehr aufgeräumt erschien. „Nun wollen wir lustig sein, Bruder!" Mit diesen vielversprechenden Worten übernahm der Graf die Führung, und rasch hatte sich an dem Tisch der neuen alten Freunde eine Anzahl tiefdekolletierter und hochfrisierter Dämchen eingefunden, die Backhühner mit Salat und gemischtem Kompott sowie unzählige Giardinettos verspeisten und sich überaus toll betrugen. Zu vorgerückter Stunde, als der Zigarrendampf den Raum mit blauen Wolken erfüllte und die grellen elektrischen Lampen überschwelte, saß eine schwarze üppige Kleine Alexandern auf den Knien und küßte ihn wiederholt auf den Mund, was er anfangs abgewehrt hatte, später aber aus Scham vor Verminges geschehen ließ, obwohl er — er wiederholte bei sich diese sophistische Beteuerung — keinen ihrer Küsse erwiderte.

Auch der Graf hatte eine Schöne ausgewählt oder sich von einer wählen lassen und bereits einige Male Zeichen großer Ungeduld von sich gegeben, die Herr Schreiner, der nicht recht wußte oder zu wissen begehrte, wie das alles enden sollte, beharrlich mißverstand. Endlich erhob sich Verminges, rief dem Zahlkellner, man teilte nach einem nicht sehr aufrichtigen Abwehrversuche des Grafen die beträchtlichen Kosten der Unterhaltung, und nach einem kordialen Händedruck sah sich Alexander Schreiner plötzlich auf der Straße mit dem Mädchen, das, in einen roten Plüschmantel mit Pelzbesatz gehüllt und auf hohen Stöckeln trippelnd, um sich gegen das Frösteln in der feuchten Nachtluft zu wahren, halb an seinem Arme, so, als wäre das selbstverständlich, vor dem Portale des Etablissements nach einem der nahe haltenden Wagen zu rufen Auftrag gegeben hatte.

Ziemlich wirr im Kopfe, wie betäubt vom Dunste des Lokals und der Weiber, ohne rechte Besinnung, was geschehen sei, was geschehen werde, stieg Alexander ihr nach in das dunkle Coupé, ließ sich von der schauernden Kleinen an die liebebereite Brust ziehen, erwiderte, halb im Traum, ausgiebig den Druck ihrer Schenkel und kam erst zu sich, als der Fiaker nach dem Ziele der Fahrt fragte, indem er die Pferde etwas verhielt. „Zu dir," sagte die junge Dame. Das gab Herrn Schreiner wie mit einem Schlage die Herrschaft über sein aus dem Zügel gefallenes Innenleben zurück. Ohne sich auf weitere Erörterungen

einzulassen, im Gefühle längst versäumter Pflicht, fuhr er die Zusammenschreckende an: „Wo wohnst du?" Als sie zögerte, wiederholte er barsch die Frage, erfuhr eine Gasse und eine Hausnummer, rief sie dem Kutscher zu und warf sich rückwärts in den Wagen, die Augen schließend, die Hände über dem Magen faltend. Das Mädchen saß einige Augenblicke verschüchtert da, dann hob sie eine bereits zum Keifen schwankende Stimme und beklagte sich gekränkt über die Unfreundlichkeit ihres Kavaliers. Da dieser nicht antwortete, erklärte sie, mit dem Fuß aufstampfend, sie werde ihn um keinen Preis bei sich empfangen, da sie mit ihrer Mutter zusammen wohne und diese nie und nimmer — sie wiederholte die ihr offenbar sehr wohllautende Phrase — zugeben würde, daß sie einen Herrn... und so weiter.

Seinen Hut aus dem Gesicht in den Nacken schiebend, griff Herr Schreiner nach der Wagenklinke. Da die Schöne fortfuhr, die über allen Zweifel erhabene Lauterkeit ihrer Mutter gegen einen unbekannten Angreifer zu verteidigen, steckte Alexander den Kopf beim rasch herabgelassenen Fenster hinaus, ließ halten, sprang aus dem Wagen, warf dem Kutscher eine große Silbermünze hin und verschwand um die nächste Straßenecke.

Er hörte, daß der Wagen stehen geblieben war, vernahm ein erregtes Zwiegespräch und begann zu laufen. Er lief, als seien ihm Häscher auf den Spuren, er lief so, daß ihn ein Wachmann, der sich zuerst verwundert nach ihm umsah, anrief. Er lief immer rascher durch unbekannte Gassen und stürmte endlich in ein kleines Kaffeehaus, aus dessen verhängten Fenstern der trübe Schein herabgedrehter Gasflammen drang. Hier ließ er sich völlig erschöpft nieder, bestellte einen schwarzen Kaffee und harrte mit Herzklopfen, ob seine Verfolgerin (denn nur eine Verfolgung hatte er wie eine Gefahr im Sinne) ihn an seinem doch nicht ganz sicheren Platz erreichen würde. Als der dampfende Kaffee von einem übernächtigen Kellner aufgetragen war, zahlte er alsogleich, netzte kaum die Lippen mit dem heißen dünnen Getränk und eilte ins Freie. Der Aufenthalt hatte nur wenige Minuten gedauert. Die Straße war leer. Unter einer Laterne stand der Wachmann, der ihm gefolgt war. Er trat auf ihn zu — in seiner Nähe fühlte er sich sicher — und fragte nach dem nächsten Einspännerstandplatze. Der Mann sah ihn argwöhnisch an, da aber Alexander mit gut gespielter Gelassenheit sein Zigarrenetui hervorzog, ihm eine Zigarre entnahm und sich in aller Ruhe mit dem an einer langen Kette hängenden Taschengerät die Zigarre zurechtschnitt, ja den Angeredeten endlich gar um Feuer bat, gab dieser alle Einwände gegen die verdächtige Erscheinung auf und erteilte willig Auskunft. Inzwischen war in torkelndem Holpern ein unbesetztes einspänniges Fuhrwerk herangehumpelt. Herr Schreiner rief den schlaftrunkenen Kutscher an, und erst als die Scheiben der Wagentüren um ihn klirrten, fühlte er sich geborgen. Um vier Uhr morgens lag er in seinem Bette. Totenstille umfing ihn. Allerlei Gedanken schwangen verwirrend im Frühlicht. Aber seine Müdigkeit war größer als ihre Macht. Er entschlief, ohne sich, wie ihm von seiner Frau angelernt worden war, die Zähne und den Mund vor dem Zubettgehen gereinigt zu haben...

Als Herr Schreiner erwachte, war es heller Tag. Ein schrecklicher Gedanke riß ihn aus der von dumpfem Kopfschmerz begleiteten Schlaftrunkenheit empor. Er tastete nach der Uhr: sie zeigte die elfte Stunde. Er hatte also richtig verschlafen. Was war zu tun? Er klingelte dem Diener. Dieser erschien erst nach mehrmaligem Läuten. Offenbar hatte ihn die Köchin wieder einmal unmittelbar vom Lager holen müssen, auf dem er sich in jeder unbeschäftigten Stunde — und er schuf sich deren nur allzu viele — auszustrecken pflegte. „Warum hast du mich nicht geweckt, Kerl?" schrie den in der Tür Zögernden Herr Schreiner an. — „Ich habe mindestens fünfmal geklopft, gnädiger Herr ..." — „Was sind das für dumme Ausreden! Du weißt wohl, daß ich unbedingt heraus muß!" — „Ich habe geglaubt, daß der gnädige Herr heute ..." — „Du hast gar nichts zu glauben, Trottel!" Und mit der Hilflosigkeit eines Kindes sofort in einen weinerlichen Ton verfallend: „Was soll man denn jetzt nur machen, was soll man denn jetzt nur machen?!" Der Bursche erlaubte sich vorzuschlagen, daß er den gnädigen Herrn im Amt abmelden würde. (Seine militärische Vergangenheit ließ ihn immer die Fachausdrücke finden.) — „Abmelden! Esel! ... Aber es geht ja nicht anders!" jammerte Herr Schreiner, der sich bereits mit dem Gedanken, weiterzuschlafen, vertraut gemacht hatte. Nur das Schreiben erschien ihm als eine jetzt irgendwie zu umgehende Pflicht ... „Gut!" Der Diener wollte sich entfernen. „Halt, dummer Kerl!" brüllte Herr Schreiner. Die rote Physiognomie des Bedienten erschien wieder in der Türspalte. „Mach die Tür zu und komm her!" Er tat es. „Wie du wieder aussiehst! Du hast dich gewiß wieder von der Mali erst wecken lassen!" Josef beteuerte seine Unschuld mit der sattsam bekannten Engelsmiene. „Schweig!" Der Diener wollte sich zurückziehen. „Bleib doch!" Josef stand steif. Das verwirrte Haar fiel ihm in die breite niedrige Stirn. Mit einem Blick des Hasses maß ihn Herr Schreiner. „Du wirst dich anständig anziehen. Nicht in Livree. Einen ordentlichen Zivilanzug, runden Hut. Aber Handschuhe, verstehst du!" Josef verstand. „Fahrst hin und gehst zum Herrn Rat Neumann ... Zu wem gehst du?" — „Zum Herrn Rat Neumann," wiederholte Josef stramm. — „Du fragst den Bureaudiener, ob du selbst zum Herrn Rat hinein darfst. Und wenn er dich angemeldet hat, so sagst du dem Herrn Rat, daß ich krank bin und heute noch dem Herrn Rat schreiben werde." Der Bursche stand, gewitzigt durch die vielen Ausrufe, still. „Also geh! Worauf wartest du noch?" Der Bediente verzog sein breites Gesicht zu einem freundlichen Grinsen und öffnete langsam die Tür. Er war nicht ganz sicher, ob ihm sein Herr schon alles gesagt hätte. Und Herr Schreiner überlegte auch noch. „Nein, es geht doch nicht. Ich muß ... Wart noch!" rief er. Der Bediente wandte sich triumphierend um. „Wart noch! Du kannst dich mittlerweile anziehen. Aber sofort und ordentlich, hörst du?" Der Diener, froh, jetzt sicherlich ans Ende der Unterredung gelangt zu sein, verschwand eiligst. Herr Schreiner erhob sich gähnend, fuhr in die gelben Schlafschuhe und den über die Stuhllehne gehängten blauen Morgenrock und schritt im langen Nachthemd durch die noch nicht geheizten

Zimmer. Während er ging, kam die ganze Jämmerlichkeit seiner Situation wie eine Sturzwelle Spülicht über ihn. Ihm war das Weinen nahe. Auf dem Schreibtisch standen das Bild seiner Frau, die Bilder seiner Kinder. Er nahm die Photographien in ihren Glasrahmen und küßte sie mehrmals. Dann, als hätte er eine vorgeschriebene Handlung verrichtet, zog er die Lade auf, entnahm der Papierschachtel einen großen Bogen und setzte die Feder zum Schreiben an. Er mußte abermals gähnen. Der Krampf tat ihm wohl. Er nieste kräftig. Daß er das Taschentuch nicht bei sich hatte, verdroß ihn. Aber er wollte nicht wiederum nach Joseph läuten. So zog er den Nasenschleim hoch, seufzte tief und begann in langgestreckten Zügen den Entschuldigungsbrief an den Amtsvorsteher. Es ging ihm schwer vonstatten. Die Uhr zeigte zwanzig Minuten nach elf. Es war keine Zeit zu verlieren. Er beendigte das Schriftstück, das ihm beim Ueberlesen etwas viel an Unterwürfigkeit zu bieten schien, leckte den gummierten Rand des Umschlags — natürlich war der Markenbefeuchter wieder einmal nicht mit Wasser gefüllt! —, schrieb eine umständliche Adresse und übergab den Brief dem unterdessen bereits geräuschlos hinter ihm eingetretenen Bedienten. „Du gibst das draußen ab und wartest eine Weile. Vielleicht bekommst du Antwort, aber es ist keine nötig.“ ... Sollte er sich wirklich noch einmal zu Bett begeben? Die Sonne schien wundervoll warm. Auch verspürte er einen nicht geringen Frühstückshunger. Aber was blieb ihm denn übrig? Ausgehen konnte er doch nicht ... Seiner Frau schreiben? Er verwarf den Gedanken erschreckt. Es würde doch wohl das klügste sein, sich auszuschlafen. Auch schmerzte ihn jetzt sein Kopf heftig. Er warf den Bildern Abschiedsblicke zu, denen er einen süß schmachtenden Ausdruck gab, und verfügte sich in das Schlafzimmer zurück. Das bedeckte Bett Elsens gab seinen Gedanken wieder die unerwünschte Richtung. Auch hatte er sich in der Zerstreuung eine Zigarette angezündet, die ihm den Rest der Schläfrigkeit zu vertreiben nur allzu geeignet schien. Er schleuderte sie weg und warf sich auf das zerwühlte Lager. Er zog die Decke hoch hinauf und schloß die Augen mit Nachdruck. Aber es gelang ihm nicht mehr, einzuschlafen. Und je länger er so lag, um so beunruhigender wurden die einander treibenden Gedanken. Plötzlich schoß ihm das Blut in die Schläfen, so siedend, daß er die Augen öffnete und sich im Bett aufsetzte. ‚Um Gottes willen, wohin soll das führen?‘ fragte er sich, und er wiederholte diese Phrase mechanisch mehrmals. Der gestrige Abend, die wüste Nacht stiegen wie gräßliche Gespenster vor ihm auf. Er kam sich geschändet vor, verworfen, wie ein Verbrecher. Er griff sich an den Kopf. „Wenn jetzt ein Fieber käme! Wenn jetzt ein Fieber käme!“ flüsterte er. Er begann ein Gebet um Fieber an Gott zu richten, ein wohlgesetztes Gebet, darin alles aufgezählt war, was ihm zugestoßen sei, und Gott darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er diesen einzig richtigen Ausweg aus den Drangsalen ihm in seiner großen Güte eröffnen möge. Denn ein Fieber, eventuell sogar Lebensgefahr ... Lebensgefahr! Er frohlockte bei der Vorstellung, daß man seiner Frau ein Telegramm nachzusenden sich genötigt sehen würde, daß sie daraufhin umgehend zurückzukommen veranlaßt wäre ... Aber nein, das

war ja unmöglich! So etwas konnte nie und nimmermehr geschehen. Im Gegenteil. Es mußte immer ärger und ärger kommen. Daß seine Frau mit ihrer Abreise einen übereilten Schritt getan haben konnte, war ihm noch nicht einen Augenblick eingefallen. Jetzt dämmerte etwas Aehnliches wetterleuchtend durch sein Gehirn. Aber die drückende Schwüle der Atmosphäre, das dunkellastende Sichverdichten von Massen über ihm war gleich wieder vorhanden ... Scheidung! Diese Möglichkeit fiel plötzlich wie ein Wetterschlag auf ihn herab. Scheidung! Natürlich! Daran dachte sie. Die Abreise war die Einleitung zum Auseinandergehen. Er wand sich in Qualen unter der Wucht seiner Vorstellung. Eine lebhafte Szene spielte sich vor den Augen seiner Seele ab. Er sah sich jammernd, winselnd, um Gnade flehend. Dumpfe Wut grollte im Hintergrunde seiner Brust. Und der Haß wollte sich erheben. Da schoben sich die lichten Bilder seiner beiden blonden Mädchen lautlos an seiner Seele vorbei, glitten langsam, wie auf Nimmerwiedersehen scheidend, vorüber ... Er sah sich auf die Knie stürzen, die Hände ringen, hörte seine ohnmächtigen Schreie ... Er warf die Decke ab. Sein Gesicht glühte. Aus der Nachttischlade holte er einen Handspiegel hervor und betrachtete sich lange, eingehend, mit Forschergenauigkeit. Wie er aussah! Gedunsen, rot, die Augen trüb, glasig, verquollen, das Haar fettig, wirr, schütter, an Kinn und Wangen Bartstoppeln, die Nase aufgetrieben, die Nasenlöcher voll Schmutz. Er schneuzte sich, prüfte wie ein Schnupfer das Ergebnis. Schmutz. Und so oft er sich wieder schneuzte, rußiger Unrat. Sein Blick fiel auf seine Finger. Sie waren gleichfalls rot. Die Nägel hatten schwarze Ränder. Er hauchte in seine Hand. Sein Atem stank. Er empfand einen grenzenlosen Ekel vor seiner Person. Dann warf er das Nachthemd ab und eilte in das Badezimmer. Der Ofen war noch warm. Er ließ das Wasser in die Wanne stürzen und begann sich einzuseifen. Während er das Messer am Riemen glatt zog, dachte er so lebhaft an seine Frau, daß ihm Tränen in die Augen traten. Haß gegen sich selbst erfüllte ihn, indem er den Abend, die Nacht wieder überlief. Verminges! Was hatte er diesen blöden Kerl treffen müssen! Natürlich die „Gräfin“ hatte ihn gelockt! Diese ... Dirne! Und er gefiel sich darin, auf die unbekannte Dame allerlei Schmähungen zu häufen. Plötzlich errötete er heftig. Die Küsse jenes Mädchens brannten auf seinen Wangen. Er wusch sich mit Gewalt in dem bis an den Rand gefüllten Becken des Waschtisches, ließ die Brause über seinen Kopf gehen, rieb sich immer wieder die Augen, den Mund, die Nase. Hoch aufatmend ging er ans Rasieren, seifte sich noch einmal gründlich ein. Seine breite Brust dehnend, zog er die Wange mit der Linken übers Kinn straff. Das Messer setzte ein. Es ging gut. Kaum daß er sich ein Haar aussprengte. Als er im Bade saß, klopfte es. Der Bediente. „Nun?“ — „Der Herr Rat läßt sagen, er erwarte den gnädigen Herrn morgen bestimmt.“ — „So, danke, es ist gut.“ Was das bedeuten mochte? Eine böse Ahnung stieg in ihm auf. Das Frühstück verzehrte er in trüben Gedanken. Er aß und aß, ließ sich zum Schluß noch ein Glas Sherry reichen, trank es gierig auf einen Schluck, trank außerdem zwei, drei Gläser Wasser. Die Post hatte zwei Rechnungen gebracht und ein Modejournal

für seine Frau. Er zog es aus der Umschlagschleife. Da fiel ihm ein, ob sie wohl jemals wieder selbst die Schleife entfernen würde, hier in ihrer Wohnung, bei ihm? — Seine Brust ward von neuem bedrückt von quälenden, auf Unheil weisenden Gedanken ... Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb an Else. Er schrieb Bogen um Bogen, fast eine Stunde lang ... Ihm fiel ein, daß er nachmittag im Bureau erscheinen, daß er alles wieder gutmachen könnte. Er würde sagen, daß er sich zum Kommen gezwungen hätte, daß ihm am Morgen sehr schlecht gewesen sei ... Was für eine Krankheit er wohl nennen sollte? Kopfschmerzen? Zahnweh? Er sann auf etwas Erheblicheres, unbedingt Mitleiderregendes. —

*

Herr Schreiner hatte es doch nicht ausgehalten. Er war gegen vier Uhr ins Bureau gekommen. Als er sich nach dem Vorsteher erkundigte, erfuhr er, daß dieser sich bereits entfernt hatte. Das bedeutete eine Enttäuschung für ihn. Denn nun war sein Märtyrergang eigentlich ganz überflüssig gewesen. Anderseits war er der Notwendigkeit enthoben, eine Krankheitsgeschichte zu erzählen, bei der ihn die Verlegenheit gewiß übermannt haben würde. Lügen war seine schwache Seite. Am nächsten Morgen war die ganze Sache so gut wie vergangen. Da blieb nicht viel mehr zu tun übrig, als sich einfach zu melden. Freilich mußte er irgendwie, ohne aber damit etwa zu prunken, anbringen, daß er bereits am Nachmittag gekommen wäre, krank, wie er sich gefühlt hätte. Aus Pflichteifer ...? Würde ihm das jener glauben. Nicht nur eine Komödie vermuten und nun so unbarmherziger verfahren? Hohn war Herrn Schreiner ja noch lieber als die gewisse stillschweigende Nichtbeachtung. Er war nicht ohne schüchternen Ehrgeiz. Er wollte von Zeit zu Zeit sogar als Arbeitskraft hervorstechen, und es verdroß ihn dann, wenn man diese Betätigung nicht allzu ernst nahm. Es lastete ein Fluch auf ihm. Man wollte ihn nicht als Beamten gelten lassen. Und das Böseste an der Sache war, daß er sich selbst ja auch nicht so recht als Beamter fühlte, wie er sich überhaupt immer nur in „Rollen“ und Situationen zu „fühlen“ imstande war. Er „fühlte sich“ als Lebemann, wenn er um zwölf Uhr nachts, das Monokel eingeklemmt, mit Freunden einmal im Jahr ein Nachtlokal betrat. Er „fühlte“ sich als Reiter, wenn er auf vier Wochen zur Waffenübung eingerückt war, er „fühlte“ sich als Sportsmann, wenn er einem Tennismatch zusah. Nichts Ganzes kam aus ihm heraus, weil er selbst nirgends ganz darin steckte. Was war er denn eigentlich? Und er quälte sich, wie so oft, eine Formel zu finden für diesen unglückseligen, von Launen gepeinigten, befangenen und ungeschickten Menschen, der er im Grunde war. Gelernt hatte er auch nicht allzuviel. Ihm fehlte immer da und dort etwas. Er beneidete die aristokratischen Jünglinge um den kräftigen Schatten, den sie im Leben warfen. Diese „hochmütigen Laffen“, die, so oft es nur irgend anging, ihren bürgerlichen Bekannten verleugneten, wenn es zum Grüßen kommen sollte, wegsahen oder sich geräuschvoll schneuzten, diese sehr gut gekleideten „Ach- und Krach-Absolventen“ von Fortbildungskursen und Ackerbauschulen, diese Rekordraucher und geborenen Jäger: wie

wunderbar sicher waren sie doch alle! Und er, Herr Schreiner, der Gebildete (war er übrigens gebildet?), der Vermögende (sie war doch eigentlich nur eine halbe Sache, seine Vermöglichkeit, zu viel und zu wenig, wie man's nahm, jedenfalls nicht genug für die „Welt", für einen Bürgerlichen in der „Welt"), der gut Plazierte, der Verheiratete, der Hübsche, der Elegante (er traute auch seiner Eleganz nie recht, sah sich immer in der Wirklichkeit und „bildlich" prüfend im Spiegel an, verglich, argwöhnte, ahmte nach, verwarf wiederum, wechselte), der Wohlgeborne (das konnte ihm doch niemand nehmen: er war aus guter Familie, man hatte sogar ein Wappen im Hause!), er, er war nie etwas, er imponierte niemand, ja, er fügte sich nicht einmal gut ein, er stieß an, er war im Wege, er gefiel nicht. Das war sein größtes Unglück. Er hätte sich alles verziehen, wenn er gefallen hätte. Aber er gefiel nicht. Seine Eitelkeit ließ ihn das immer wieder übersehen. Aber um so schwerer empfand er die schlagenden Beweise von der Richtigkeit seiner tiefinnerst verborgen lauernden Ueberzeugung. Damals, als er der ägyptischen Tänzerin in die Garderobe gedrungen war, noch als Gymnasiast, und sie ihn mit zornflammenden Augen hinausgewiesen hatte, während er doch wußte, daß allabendlich sein Freund, der Kadett Graf Eugen Bodde, ihr bei der Toilette Gesellschaft leistete! — Das war ja wieder so ein eklatanter Fall, das mit dieser Lucia Corma! Was war sie denn eigentlich? Eine alternde Person, eine Frau mit Vergangenheit und ohne Zukunft als Weib. Und er war doch immerhin Herr Alexander Schreiner mit den gerade gewachsenen Beinen, dem schlanken Halse, der hohen Taille, dem schöngeschnittenen Gesicht. Sie war eine berühmte Sängerin. Gut. Aber was war schließlich daran? Man konnte sich seinen Sitz bezahlen, und nun saß man da, und sie sang vor. Und da sie eine gute Stimme und viel Schule hatte und immer wieder sang und die Zeitungen sie seit Jahren lobten, kam „alles" in diese Konzerte, und man „riß sich" um die Billette. Das war ja immerhin nichts „Soziales". Sie war eben doch jemand, der für Geld sich auf ein Podium stellt und etwas zum besten gibt. Und der und jener durfte derweil mit seiner Nachbarin plaudern und brauchte gar nicht einmal hinzuhören auf diese ältliche Dame, die ein Lied nach dem andern heruntersang. Nun sagte man zwar, sie habe Seele in ihrem Gesang, und so weiter. Was schon diese Zeitungsschreiber davon wissen! Seele, Seele! Er konnte das nun einmal gar nicht finden. Ja, einen schön geschwungenen Rücken hatte sie. Und überhaupt — eine ganz prächtige elastische Figur. Und Augen ...! Herr Schreiner verlor sich in diesen Augen. Sie starrten ihn aus den Winkeln des Zimmers an, sie wuchsen aus diesen Winkeln hervor, sie kamen ihm näher, sie gingen in ihn hinein ... Als er sich erraffte, stand in dem einen Winkel ein Spucknapf, in dem andern nichts. ‚Spucknäpfe,' philosophierte er, ‚stehen eigentlich immer hinter all diesen schönen Dingen ...' Herr Schreiner besah, was auf seinem Schreibtisch sich angesammelt hatte seit gestern abend ... Gestern abend! — Eine Welt lag dazwischen. Er seufzte unwillkürlich. Ob die Akten diesen Seufzer mit beeinflußt haben mochten, zog er nicht weiter in Erwägung. Jedenfalls waren sie geeignet dazu! Herr Schreiner war ganz unwillig geworden. Es war

wirklich zu arg. Natürlich hatte man nun gerade ihm wieder alles das da hingelegt! Und was noch dazu! Da war wieder so eine entsetzliche Konzessionsgeschichte! Der dickste Akt sicherlich, der seit Monaten ins Einreichungsprotokoll gelangt war. Und — Herr Schreiner hob ihn, der reichlich ein Kilogramm wog, näher zum Auge empor — stand denn auch wirklich sein Zeichen darauf? War er denn wirklich gerade ihm wiederum zugeteilt worden? Ja. Da stand es: „S“, mit Bleistift flüchtig geschrieben. Ihm war diese Höllenmaschine zugewiesen, ihm ganz allein. Da galt kein Zweifel ... Ein Gedanke stieg in ihm auf, ein teuflischer, subalterner Gedanke. Wie, wenn er dieses Zeichen änderte? Ihm wurde heiß und kalt bei dem Gedanken. Aber es war ihm wirklich unmöglich, sich jetzt durch diesen Akt durchzubeißen. Und er war sicher, daß man ihn antreiben würde. Er fühlte sich unfähig, irgend etwas zu arbeiten. Mit erneuter Heftigkeit drang, durch diese Erwägung herbeigelockt, der Kopfschmerz aus seinem Versteck hervor ... Aber die seiner arglosen Natur völlig unangemessene Niedrigkeit dieser Ueberlegung enthüllte sich auch sofort in ihrer ganzen scheußlichen Nacktheit. Er fragte sich mit fürchterlichem Ernste, ob er wirklich fähig wäre, eine derartige Unerhörtheit zu begehen? Ganz abgesehen davon, daß es ja der reine Wahnwitz gewesen wäre, da man unfehlbar hätte daraufkommen müssen und das Aergste an maßregelnden Folgen in einem solchen Falle zu befürchten stand, ganz abgesehen von dieser praktischen Unmöglichkeit der Ausführung bei einigermaßen heller Vernunft, hatte er sich die Frage zu beantworten, ob er, wenn sich dieser Betrug hätte ermöglichen lassen, imstande gewesen wäre, ihn zu verüben ... Ihn schwindelte. Er mußte sich an den Schreibtisch halten, obwohl er vor ihm auf seinem bequemen Stuhle saß. Er versank ins Bodenlose der menschlichen Verruchtheit. Eine solche Möglichkeit war ja Grund genug zum Selbstmord! Wenn er sich dieser Möglichkeit überführte, mußte er zum Revolver greifen. Denn wo war die Grenze? Was für schauderhafte Abgründe schlummerten in seiner Seele? Er war einer Ohnmacht nahe ... Und mit eins warf die Erinnerung an die entsetzliche Kette wüster Geschehnisse der letzten Tage ihren wachsenden Schatten auf sein zerstörtes Gemüt. Was war aus ihm geworden, ihm, Alexander Schreiner, dem glücklichen Ehemann und Vater, dem guten Sohne, braven Beamten, behaglichen Genießer der unschuldigen Freuden des Daseins! Ein von seiner Frau verlassener Verbrecher, ein von seinen Kindern entfernter Wüstling, ein Lügner und beinahe ein Betrüger! Dieses „beinahe“ stieß einen Dolch in sein Herz. Beinahe! Alles im Leben war „beinahe“ ... Und schließlich war die „Ausführung“ ja Nebensache. Die Möglichkeit war das Furchtbare. An was für dünnen, haarfeinen Fäden hing man über dem Verbrechen! Wo fing denn eigentlich der Wille des Menschen an, wenn solche Dinge möglich waren wie die Geschehnisse dieser Tage?

Es war gut, daß der bewußte heitre Kollege erschien, wohlwollend, wie immer die sind, die sich augenblicklich im Vorteil fühlen, die einen Vorsprung haben in diesem Schneckenwettrennen: Bürgerliches Dasein. Herr Schreiner konnte über den Akt jammern, und da war die ganze Geschichte wie weg-

geblasen. Es war ja eine Lächerlichkeit, solche Angelegenheiten ernst zu nehmen, gar tragisch. Und Herr Schreiner gewann es, wiewohl mit einigem Schaudern, über sich, seine fürchterliche Idee als einen guten Witz preiszugeben. Er versicherte dem lächelnden Kollegen, daß er soeben nachgedacht hätte, ob er nicht das Zuteilungszeichen S in den Anfangsbuchstaben seines, des Kollegen, Namen habe verwandeln sollen. Er stieß dabei den Kollegen freundschaftlich in die Seite und schüttelte sich vor Lachen. Der Kollege lächelte auch, aber Herrn Schreiner schien es, als lächelte er nur ganz äußerlich, als faßte er ihn schärfer ins Auge, als sähe er in Kammern voll verbrecherischer Möglichkeiten herein. Sein Lachen brach sich. Er fühlte, daß seine Augen ihn verrieten, daß es in seinem Kopfe zu bohren begann. Er war verlegen geworden und schwieg. Auch der Kollege, der plötzlich eine sehr ernste Miene angenommen hatte, schwieg, und man trennte sich, Herr Schreiner mit dem Gefühl, daß hier eine Erklärung hätte abgegeben werden müssen, die — so sagte er sich voll Verzweiflung — notwendigerweise mißverstanden worden wäre und deren Mangel doch eine Kluft schuf, eine niemals mehr zu überbrückende Kluft, wobei er, Schreiner, tief unten am Rande des Spaltes und jener jenseits auf ragender Höhe saß und — sitzen blieb in alle Ewigkeit ... Er war fürchterlich verstimmt. Und er wußte sich keinen Rat, als auszugehen. Nach Hause wollte er nicht. So prüfte er seinen Vorrat im Kasten. Der Frackanzug fehlte. Er hatte ihn ja neulich abends ... neulich abends! — er hielt eine Zeitlang schaudernd vor diesem Gedanken — an jenem verhängnisvollen Abend, angezogen. (Denn dieser war es, dieser, der im Theater, sagte er sich, wie wenn darin eine Entschuldigung gelegen hätte, an deren brüchige Stützen er sich zu klammern vermochte.) So ließ er denn um seinen Diener telephonieren mit dem Auftrag, alles Erforderliche mitzubringen, und begab sich mit großer Ueberwindung an die Arbeit ... Der Bediente kam. Herr Schreiner kleidete sich mit Umständlichkeit um, tränkte seine Taschentücher — er hatte deren immer zwei bis drei bei sich — mit Kölnischem Wasser, besah sich aufmerksam mehrmals in dem in die innere Kastentür eingelassenen Spiegel und verließ dann nachdenklich, unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, das Bureau. Sein Weg führte ihn an dem Hotel vorbei, in dem die Kammersängerin wohnte. Ein Wagen hielt außerhalb der Reihe der dort gewöhnlich aufgestellten Mietfuhrwerke. Ihm fiel der Wagen ein, den der Baron Fleischer damals ihr zu schicken versprochen hatte. Und ihn wandelte die Lust an, sich hierher zu stellen, in den Schatten einer Anschlagsäule, und zu warten. Worauf, wußte er selbst nicht. Auf ihr Erscheinen natürlich. Denn sie mußte ja kommen. Es war die Theaterzeit. Sie würde doch nicht zu Hause bleiben, diese Vergnügungssüchtige, diese ... Er gefiel sich darin, sie mit häßlichen Namen zu bewerfen ... Wie er so dastand, sich der Passanten wegen ein möglichst unbefangen-sorgloses Aussehen zu geben bemüht, fiel sein müßiger Blick auf die Anschlagsäule vor seiner Nase. Irgend etwas hatte ihn angezogen, eine Gewalt, der er sich unterwarf, ohne ihr nachzusinnen ... „Lucia Corma" stand mit den aufdringlich dicken Lettern, die er so gut kannte, auf einem gelben

Plakat gedruckt. Die Ankündigung von neulich. Er buchstabierte den seltsam melodischen Namen. Er las mechanisch weiter. Das Programm. Bei dem Namen Schubert fiel ihm der Gehilfe des Klavierspielers ein. Hugo Wolf? So? Hatte sie damals Hugo Wolf gesungen? ‚Möglich, möglich,‘ sagte er sich. Er hatte ja gar nicht acht gegeben ... Preise der Plätze. Und wiederum stieg sein Blick empor zu den unheimlich breiten Lettern ihres Namens: Lucia Corma. Der i-Punkt war so dick wie die Samtballen an einem spanischen Bolerohute. Er versenkte sich in diesen i-Punkt, der seine Umrisse zu verlieren begann, sich ausdehnte wie ein verschwimmender Tintenklecks, sich über das ganze Papier dehnte ... Er wandte sich ab. Da war es ihm, als hätte er etwas vergessen, als sei ihm etwas aufgefallen, das er unbedingt noch prüfen müßte. Er ließ in einiger Erregung den Blick wieder über die Ankündigung wandern. Und auf einmal las er: „Heute, den 18. März, halb acht Uhr abends ... Heute, den 18. März ...!“ Um Gottes willen, das war ja heute! Und blitzschnell zählte er nach. Es stimmte. Das war das zweite, das letzte, das Abschiedskonzert. Und sie mußte jeden Moment herunterkommen. Eine Straßenstanduhr zeigte auf ein Viertel nach sieben.

In diesem Augenblick wurden die Flügeltüren des Hotelflurs weit aufgerissen. In einem mit Hermelin besetzten Mantel erschien, an den Handschuhen nestelnd, die Kammersängerin. Herrn Schreiner stand der Atem still. Es war, als käme sie gerade auf ihn zu. Die Füße wurzelten ihm im Boden. Sein Herz schlug ihm bis in den Hals, die Schläfen. Das Licht der rechten Wagenlaterne fiel voll auf ihr jetzt olivengelbes Gesicht, die wunderbaren Augen hatten einen weichen, tiefen Schimmer. Da traf ihn ihr Blick. Sie stieß einen leichten Schrei aus und wandte sich einen Moment lang wie nach Hilfe um. Der Hoteldiener, der den Wagenschlag hielt, verharrte in seiner zuwartenden, ausdruckslosen Haltung. Sie betrat den Wagentritt ... Auch mit Herrn Schreiner war eine Veränderung vorgegangen, seit ihn dieser körperhafte Blick berührt hatte. Es trieb ihn vorwärts. Mit ein paar mächtigen Sätzen stand er am Wagen, als die Sängerin sich eben darin niederlassen wollte. Die vor ihm befindliche Tür aufreißen, sich in den Wagen stürzen, die Italienerin ergreifen, war eins. — Sofort kam ihm auch die Besinnung wieder. Er ließ die Arme kraftlos gleiten, er drängte zurück wie vor einem übermächtigen Feinde. Aber schon hatte die Corma, indem sie ihn heftig vor die Brust stieß, daß er taumelte und — er war mit einem Bein bereits außerhalb des Wagens — fast hintenüber gestürzt wäre, sich mit einem Sprunge aus dem Coupé gerettet, eben als die Pferde sich in Bewegung setzten. Der Ruck erst schleuderte Herrn Schreiner zu Boden. Sogleich auch hielt der Wagen wieder. Beide Türen standen offen. Neugierige drängten heran. Herr Schreiner erhob sich mühsam, putzte, heftig klopfend, an seinem Ueberrock. Ein kleines Veilchenmädchen hielt den Zylinder. Die Corma aber rief nach einem Wachmanne. Der Hoteldiener, ein Liftjunge, ein Kellner waren herbeigeeilt. Mit empörten Gesten begleitete die Sängerin ihre lauten Erklärungen. Herr Schreiner putzte weiter an seinen Kleidern,

empfing mechanisch den Hut, griff mechanisch in die Tasche, um der Kleinen etwas Geld zu verabreichen. Ihm war es, als sei sein Herz plötzlich erfroren. Der Wachmann kam. Herr Schreiner stand auf demselben Fleck. Erst als er sah, daß die Corma mit wütenden Gebärden auf ihn wies, der Polizist nähertrat, machte er eine halbe Wendung. Da lag auch schon die schwere Hand auf seiner Schulter. Er hörte eine Frage an sich richten, er sah, wie die Hotelbediensteten sich um die Italienerin sammelten, sah die Kopf an Kopf wachsende, wogende Menge der Zuschauer, blickte dem Wachmann in ein ehrliches bärtiges Antlitz. Einen Moment tauchten die blassen Bilder seiner beiden blonden Mädchen vor ihm auf, er sah seine Frau neben sich sitzen in jenem Konzert, die feine Profillinie schwebte wie ein Schatten von ihm weg ... Er nahm den Hut ab und fuhr mit dem Aermel an dessen Umfang entlang. Dann tat er einen Schritt zurück. Plötzlich wankten ihm die Knie. Der Wachmann stützte ihn. „Es ist ein Besoffener!" hörte er eine jugendliche Stimme aus dem Haufen rufen. Sein taumelnder Blick suchte nicht mehr den Rufer ... Nur der Schlag der Wagentür fiel noch in sein Bewußtsein ...

Als er wieder zu sich kam, fand er sich auf einer öffentlichen Bank ... Er wollte sich erheben. Da hielt ihn jemand fest. — Er wußte alles. Da war der Wachmann, drüben die Plakatsäule. Noch immer standen, von einigen andern Polizisten zurückgedrängt, Neugierige scharenweise in der Nähe. Höflich fragte ihn sein Begleiter, ob er sich kräftig genug fühle, ihm zu folgen. Er bat um einen Wagen und schloß wieder die Augen ... Ein Einspänner — ‚Jetzt ist alles gleich', sagte er sich — war herangerufen worden. Sie stiegen ein. Das Klirren der Scheiben rief ihm die letzte Nacht ins Gedächtnis. „Sterben! Sterben!" murmelte er ... Das Verhör war kurz. Man behielt ihn nicht, da ihn ein Beamter agnoszierte. Es war ein Schulkamerad, den er seit der Matura nicht mehr gesehen hatte. Er war der Erste in der Mathematik gewesen ... Mit einem wehmütigen Lächeln drückte er ihm die Hand. Mit gemessener Achtung, in die sich Zweifel mischten, öffnete ihm der Wachmann die Türe. Er schritt ins Freie ...

Herr Schreiner war entschlossen, sich zu töten. Er trat in eine Waffenhandlung, in der er bekannt war. Er hatte seine Gewehre dorther bezogen. Man war im Begriffe, den Laden zu schließen. Er bat, ihm noch einen Revolver zu verabreichen, da er morgen früh verreisen müsse. Auch ließ er sich die Waffe laden und sah gedankenvoll zu. „Sie schreiben das auf die Rechnung," sagte er und grüßte. Den Revolver steckte er in die Hosentasche. Er vernahm noch, wie die Rolläden donnernd herabgelassen wurden ...

Sein Weg führte ihn an einer hellerleuchteten Einfahrt vorüber. Er kannte sie. Hier fand das Konzert statt. Noch immer fuhren Wagen vor. Er mußte eine Zeitlang warten, ehe er weiterschreiten konnte. Da stand er, den Zylinder in die Stirne gedrückt, müde, unsäglich müde. Wo war sein Haus, wo war die Welt? ... Die Laternen flackerten im Winde. Neugierige drängten ihn vorwärts. Er stand in der Einfahrt selbst. „Voll das Konzert?" wandte er sich

an den Portier. „Ah natürlich, mein Herr. Ausverkauft.“ Herrn Schreiner beschlich eine lächerliche Scham, hier stehen zu müssen, während mit aufgehobenen Röcken Damen, den Kopf noch unwillkürlich gebeugt, wie sie den Wagen verlassen hatten, an ihm vorbeieilten. Da grüßte ihn jemand. Der Freund aus dem Kaffeehause. „Auch ins Konzert?“ Etwas in Herrn Schreiner sagte: „Ja.“ Der Freund schob seinen Arm unter den seinen. „Die Geschichte hat schon längst angefangen ... Wo hast du deinen Platz?“ Herr Schreiner murmelte, daß er soeben bemerkt hätte, das Billett vergessen zu haben. „Wie ärgerlich!“ meinte jener. „Aber wenn du schon da bist, — du bist ja ohne Frau? Geh wenigstens auf eine halbe Stunde hinein. Nimm dir eine Eintrittskarte in den Saal.“ Er zog ihn vorwärts und wiederholte: „Wenn du schon da bist ...“ In der Garderobe half ihm jemand aus dem Mantel. „Es wäre ja wirklich schade, wenn du nach Hause gehen müßtest. Und du bist gar im Frack. Immer nobel!“ Herr Schreiner lächelte ein müdes Lächeln. „Hast du den Abend frei?“ Herr Schreiner klagte über Kopfschmerzen. „Du solider Ehemann, nur keine Ausrede“ wehrte der Freund ab. „Wir drah'n heute einmal zusammen.“

Das Ohr an die Türe gelegt standen die Saalhüter. Ein sonderbares Geräusch wie von vielen starken Flügeln über einem Weiher ließ sich vernehmen. „Die klatschen sich schon jetzt die Hände wund,“ sagte der Joviale. Und nun wurden sie eingelassen. Herr Schreiner schritt hinter dem andern Herrn, als gehöre er zu ihm. Als der an seine Bankreihe gelangt war und sich mit einem unehrlichen, verbindlichen „Ich würde dir sehr gern meinen Sitz abtreten —“ an ihn wandte, fiel ihm erst ein, daß er überhaupt kein Billett gelöst hatte. Der Saaldiener sah ihn fragend an. „Ich habe meine Karte vergessen,“ sagte Herr Schreiner. „Besorgen Sie mir einen Stehplatz.“ Und er drückte dem Diener ein größeres Geldstück in die Hand. Dieser hatte den Herrn im Frack längst eingeschätzt und lächelte verständnisinnig. Herr Schreiner stand im Gedränge, das, nachdem ihn der Bedienstete verlassen hatte, sich enger um ihn zusammenschloß. Er sah eine große Anzahl von mehr oder minder gepflegten Hinterköpfen. Auch stieg ihm der Geruch dieser vielen nicht allzu reinlichen Menschen peinigend in die Nase ...

Eine Bewegung ging durch die Versammlung. Man klatschte stürmisch. Lucia Corma stand auf dem Podium und verneigte sich lächelnd immer wieder. Sie trug eine fliederblaue Toilette mit reicher Goldstickerei. Herr Schreiner verbarg sich instinktiv hinter dem Rücken eines lang aufgeschossenen studentisch aussehenden jungen Menschen mit wüster Mähne. Die Kammersängerin wendete sich mit einem leisen Zeichen an den Begleiter. Sie hatte die Hände vor dem übermäßig eingeschnürten Leib ineinandergelegt und neigte sich, als sie zu singen begann, indem sie den Mund rundete und die Augen bis hoch unter die Lider steigen ließ, mit den vorquellenden Brüsten gegen das Publikum. Sie bewegte den Oberkörper wiegend hin und her und preßte dabei ihre Arme dicht an den Rumpf. Herr Schreiner sah sich selbst auf dem Podium, er sah seine Frau im jaisbesetzten schwarzen Seidenkleide, er maß die Entfernung des Standplatzes der Sängerin von dem Sitze, den er damals eingenommen hatte. Dabei hatte er

sich etwas vor- und seitwärts gedrängt. Ein dicker Herr trat atemholend einen Schritt zurück. Herr Schreiner stand in einer Lücke. In diesem Augenblicke war es ihm, als hätte ihn Lucia Corma bemerkt. Er zitterte vor Aufregung am ganzen Leibe. Der Angstschweiß trat ihm in großen Tropfen auf die Stirne. Nein. Noch nicht. Aber jetzt ... Und eine Art Fieber schüttelte ihn so, daß sein Nachbar ihn befremdet ansah. Er versuchte zu lächeln ...

Plötzlich brach die Sängerin jäh im Gesange ab. Ihre Augen schienen etwas Entsetzliches wahrzunehmen. Herr Schreiner, der sich gewissermaßen an seinem Revolver in der Tasche hielt, sagte folgenden Satz halblaut, wie ein Irrer, vor sich hin: „Jetzt ist alles aus. Sie wird schreien. Sie wird auf mich zeigen. Sie wird auf mich zeigen ...!“

Des Publikums bemächtigte sich eine große Unruhe. Die Kammersängerin lehnte an dem schwarzen Flügel. Der Klavierspieler stand mit verlegener Miene neben ihr. Die Personen, die auf dem Podium ihre Plätze hatten, rückten mit den Stühlen. Ein Herr mit einer Glatze und Pockennarben erhob sich und bot der Italienerin seinen Sitz an. Sie dankte mit einem ihrer automatischen schmeichelnden halben Blicke ... Herr Schreiner trat jemand auf den Fuß und kehrte sich beflissen um. Der Jemand sah ihn grimmig an und grinste dann. Die Bewegung Herrn Schreiners schien sich Lucia Corma mitzuteilen. Sie wandte sich mit einer rührenden Gebärde an den pockennarbigen Herrn und führte ihr Taschentuch mehrere Male an den Mund, und ... — in Herrn Schreiner stand das Leben still — der pockennarbige Herr lenkte suchend seine kurzsichtigen Augen nach seiner Richtung. Nun hob die Corma leicht den zu einem Viertel etwa entblößten vollen Arm. Der Herr streckte seinen Kopf vor, wie eine Schildkröte den ihren aus dem Gehäuse streckt. Ein zweiter Herr, untersetzt und mit einem rötlichen Vollbarte, hatte sich halb fragend von seinem Platze erhoben. „Jetzt, jetzt,“ murmelte Herr Schreiner zwischen den Zähnen. Der Herr mit dem rötlichen Vollbarte war noch nicht ganz eingeweiht, worum es sich handle. Da trat Lucia Corma einen Schritt der Rampe näher. Eine Ewigkeit schwang mit dem Surren einer Mücke über Herrn Schreiner hin. Seine Augen hielten die Sängerin mit dem Ausdrucke eines Ertrinkenden. Und im Momente, als alle drei Köpfe sich wie auf Stielen nach ihm hin drehten und ganz genau sich auf ihn einstellten, hatte er wie zur Abwehr den Revolver herausgerissen, hochgehoben und losgedrückt. Mit einem gellenden Schrei brach die Italienerin zusammen ... Jetzt erst hörte Herr Schreiner den Schuß und zugleich das Poltern vieler hundert Stühle. Rechts und links fühlte er sich ergriffen. Mit einer übermenschlichen Kraft faßte er nach der linken Brusttasche, in der sein Portefeuille steckte, das die Bilder seiner Frau und seiner Kinder enthielt. Die Finger auf diese Stelle, die sich hart anfühlte, gepreßt, schweigend, ließ er sich von vielen Fäusten vorwärtsstoßen, dem Ausgange zu ...

Die Pferderennen als Schaustellungen und als Leistungsprüfungen

Von

R. Henning, Major a. D. (Bern)

Jedes Jahr ist reich an Karikaturen der sogenannten bewährten Institution der Pferderennen, daß wir wegen Raummangels nur wenige von den Schaustellungen hier ins Gedächtnis zurückrufen können. Im allgemeinen sind natürlich nicht die ausführenden Personen daran schuld, daß die Rennprüfungen als etwas Minderwertiges dem Publikum vorgeführt werden, sondern die heute herrschenden Renngesetze.

Im Gestüt Harzburg ging 1904 der Zuchthengst „Nickel", geboren 1887, ein. Seine Eltern, „Savernake" und die „Gold-Dust" vom „Hermit", sind Engländer. Sein Vater, ein „Stockwell"-Produkt, lief im Epsom-Derby 1866 in nicht ganz rennmäßiger Verfassung (nicht fit) um eine Kopflänge Zweiter zu „Lord Lyon", auch vom „Stockwell" stammend. In diesem Derby liefen von 572 trainierten Dreijährigen Englands 26 ab und zeigte der Sieger eine Durchschnittsleistung von 14,2 Metern à Sekunde bei 2414 Metern Bahnlänge und einem Zeitaufwand von 2 Minuten 50 Sekunden. Da immer nur der Zweite dem Ersten eine Leistung abnötigt, so wäre es ein grober Irrtum, anzunehmen, daß dies die beste Leistung „Lord Lyons" über 2414 Meter sei, hat er doch im St. Leger zu Doncaster über 2937 Meter in 3 Minuten 23 Sekunden mit einer Leistung von 14,47 Metern gesiegt. Da die Renngesetze weiter keine treibenden Faktoren kennen als den schlechteren Zweiten, so hat die Zeitnotiz nur den Zweck, zu zeigen, wie hoch resp. wie niedrig die Leistung des Siegers zu werten ist. Der unfite „Savernake" konnte dem Sieger vermutlich nicht mehr abnötigen, daher die geringe Leistung.

Der rationelle Training ist das Alpha und das Omega, um Anspruch auf Sieg sich zu erwerben.

Nun richtet sich die Fitneß eines Pferdes nie nach dem Renntermin, sondern umgekehrt wird ein Schuh daraus; das Pferd muß daher wie in unsrer Einzelprüfung nach Zeit (vide unten) geprüft werden, wenn es fit und gesund ist, um das Maximum seines Könnens zu zeigen, während man gegen Pferde so leicht und sicher wie möglich gewinnen will. Nur in den Schaustellungen werden lahme und kranke Pferde auf Leistung im Rennlauf geprüft. So zum Beispiel „Chamant" 1877 lahm im Epsom-Derby, „Achilles II" hustend im Wiener Derby 1891. Aus der vorher angesagten Schaustellung resultiert auch, daß die Rennen bei Schnee und Gewittersturm entschieden werden müssen. „Hermit", der Großvater „Nickels", gewann 1867 das Epsom-Derby über 2414 Meter während eines Schneesturms in 2 Minuten 52 Sekunden, dabei 14,03 Meter in der Sekunde bewältigend. Von 661 dreijährigen Pferden im Training liefen 30 ab, wobei der Favorit „Vauban", mit 15:10 in den Wetten stehend, Dritter lief. Auf den zufälligen Sieg „Hermits" wurden 660 für 10 gezahlt. In der Zeitprüfung [1]) würden alle 661 Pferde auf Leistung, aber nicht bei Schneesturm geprüft werden.

„Nickel" lief 1889 bis 1893 inklusive vierunddreißigmal, siegte fünfzehnmal und gewann 239400 Mark, als Jährling kostete er 3000 Mark. Den größten Geldpreis gewann „Nickel" 1890 im Jubiläumspreis zu Wien mit 39600 Mark. Die irrige Ansicht, daß mit der Höhe des Preises der Ernst in der Durchführung des Rennens wachse, wird wieder zum soundsovieltausendsten Male hier richtiggestellt. Das über 2400 Meter geplante

---

[1]) Vgl. „Vorschläge zur Einführung öffentlicher Leistungsprüfungen für Pferde". A. Hopfer, Burg bei Magdeburg. 86 Seiten. Preis 2 Mark.

Rennen wurde im Bummeltempo bis 60 Meter vor dem Ziel geritten und dann erst wirkliches Rennen gemacht. „Nickel“ ließ den kämpfenden „Aspirant“ so weit zu sich heran, wie er wollte, und siegte dann mit „Pfunden in Hand“ um eine Halslänge. Daß hier wie so oft zum Schluß der Komödie der Kampf einseitig war, liegt im Warten begründet. Es war in diesem wertvollen Rennen weder von der (rennpferdmäßigen) Anstrengung die Rede, die dem Kampf vorausgehen soll, noch von einem Kampf des Siegers. Wartet der Sieger nicht, sondern läuft er einfach fort, weil er besser ist als der Zweite, so erfolgt ebenfalls kein Kampf. Es werden daher meist im Interesse des Publikums die Schaustellungen so inszeniert, daß der obligate Endkampf in Erscheinung tritt.

Ein gewandter Reiter kann dem Zuschauer sowohl einen Sieg mit „Pfunden in Hand“ wie auch das „Geschlagensein“ vortäuschen.

Nur ein Beispiel.

Im August 1905 zu Kottingbrunn, im Preise von Kottingbrunn, machte Taral (vgl. „Revue“, Aprilheft 1904 S. 110, Mitte) auf „Sorrento“ totes Rennen mit „Kikelet“ unter Martinkovich. Ungefähr 10 Meter vor dem Ziel markierte letzterer, daß er geschlagen sei; Taral, das sehend, ritt seinen Hengst sorglos zum Ziel. Nun kam Martinkovich mächtig auf, nachdem Taral auf den Trick hereingefallen war und seinen Hengst nicht mehr schnell genug wieder in Schwung setzen konnte; so war das Resultat Kampf mit totem Rennen.

Dieser Kampf war, wie alle nach dem obligaten Warten, ein Scheinkampf, zu dem es nicht hätte kommen können, wenn Taral sich nicht hätte überrumpeln lassen. Bei unsrer Prämiierung nach Leistung, wo die Preise nach Abstand der Pferde zueinander, wie sie durchs Ziel gehen, verteilt werden, ist ein Ueberrumpeln ausgeschlossen, denn der Erste will so weit wie möglich vor dem Zweiten einkommen, um einen recht hohen Preis zu erhalten (vgl. „Revue“, Augustheft 1905 S. 251), von welchem dem Jockei 3 Prozent zufallen sollen. Taral wurde wegen nachlässigen Reitens auf zwei Tage vom Reiten suspendiert.

Besser als Strafen ist doch die Einführung der Prämiierung nach Leistung, die eine derartige Handlung ausschließt. Bekanntlich teilt man in Deutschland bei totem Rennen den ersten Preis, was ja auch eine Prämiierung nach Leistung ist, aber man scheut sich, den zweiten Schritt darin zu tun. Das Ausreiten der Pferde auf Platz, was sich oft wegen der geringen Gelder, die auf dem Platz haften, nicht verlohnt, würde rentabler sein. Zum Beispiel gewann „Burgwart“ (von in Deutschland geborenen Eltern stammend) 1888 die Union mit 19900 Mark um eine Kopflänge gegen „Ugod“ mit 1200 Mark für den Zweiten, als Dritter eine Länge dahinter „Padischah“, anderthalb Längen vor „Hortari“, dem „Helios“ auf eine halbe Länge folgte, „Theresianist“ abgestoppt. Auf der Basis $^1/_{30}$ = I Kopflänge = $^1/_2$ Meter hätten erhalten der Erste 6487 Mark, der Zweite 6223 Mark, der Dritte 4641 Mark, der Vierte 2270 Mark, der Fünfte 1478 Mark, der Sechste nichts. Bei solchen Preisen kann man das Ausreiten auf Platz wohl voraussetzen, auch ist das der einzige Weg, Platzwetten einzuführen, denn man kann doch nicht auf einen Vorgang am Totalisator setzen lassen, der im Rennreglement gar nicht vorgesehen ist.

Daß so etwas leider dennoch geschieht, ist bekannt.

Die Rennen zu Wien und Kottingbrunn sind ohne Zeitnotizen angegeben. Auch wir haben Schaustellungen mit und ohne Zeitnotizen. 1883 legte im Staatspreis erster Klasse über 2800 Meter der Sieger „Botschafter“ rund 1000 Meter im Trabe zurück. In demselben Rennen 1891 nötigte „Rachenputzer“ dem Sieger „Tucki“ nur 11,4 Meter à Sekunde ab. 1898 liefen nur zwei Graditzer, von denen „Vollmond“ zehn Längen vor dem lahmen „Argwohn“ als glorreicher Sieger anlangte. Im gleichen Jahre zu Iffezheim bei Baden, im Prinz-Hermann-zu-Sachsen-Weimar-Rennen, über 2000 Meter, gestatteten die beiden Konkurrenten von „Vollmond“ ihm, eine Strecke zu traben, um auch hier als glorreicher Sieger durchs Ziel zu gehen. Von 1903 ist uns das Adonis-Rennen über 2000 Meter in

Erinnerung, die der Sieger „Leander" in 2 Minuten 52,8 Sekunden mit einer Durchschnittsleistung von 11,6 Meter à Sekunde zurücklegte.

Da die Graditzer Sieger „Botschafter", „Vollmond", „Leander" und auch der als Zweiter einkommende „Rachenputzer" die schneidigen Leistungen bis auf das Rennen zu Iffezheim in Staatspreisen vorführten, so läßt sich wohl annehmen, daß der fiskalische Rennstall durch die häufige Karikierung der Rennen die technische Kommission des Union-Klubs auf die Lücken des herrschenden Rennreglements in zartester Weise aufmerksam machen wollte. Anderseits liegt es wohl nicht im Sinne der Staatspreise, daß der Staat mit Hilfe der fiskalischen Pferde diese Gelder zurückvereinnahmt, da sie doch eigentlich zur Hebung der Privatvollblutzucht gegeben werden. Einzelne Pferde beteiligten sich sehr stark an Staatspreisen, so „Rachenputzer", der, drei- und vierjährig, einundzwanzigmal starten mußte, um seine Leistungsfähigkeit zu beweisen, bevor er ins Gestüt trat, und dabei an vierzehn Staatspreisen teilnahm. —

Auch in England, das ganz andre klimatische Verhältnisse besitzt als wir, kommen ähnliche Karikierungen durch Privatställe vor. Nur ein Beispiel. Der dreijährige „Galtee-More" gewann 1897 unter 66 1/3 Kilogramm den Sandringham Cup zu Sandown Park über 1723 Meter in 2 Minuten 43 Sekunden, daher 10,5 Meter à Sekunde überwindend. Der Hengst ist bekanntlich für 280000 Mark von der preußischen Gestütsverwaltung zehnjährig aus Rußland importiert worden.

Eine mehr als siebzigjährige Erfahrung hat bewiesen, daß, solange englische Renngesetze auf deutscher Scholle gehandhabt werden, an eine Hebung deutscher Zucht nicht zu denken ist, was ja auch besonders aus dem niederen Stand der Zucht der letzten Jahre jedem Unbefangenen einleuchtet.

Wir müssen daher für unsre Scholle ein andres Prüfungsverfahren zum Herausfinden des leistungsfähigsten Dreijährigen wenigstens auf der Derbydistanz einführen, um in sachlicherer Weise als bisher eine Zucht nach Leistung anzubahnen. Bei uns muß die Leistungsfähigkeit bewiesen sein, um ein Pferd mit Aussicht auf Erfolg in der Zucht benutzen zu können. Wenn wir mit Staatsmitteln in der Hauptsache die Väter unsrer Remonten von ausdauernden, schnellen, gehorsamen, gutgestellten und kein bösartiges Temperament besitzenden Vollblütern ziehen wollen, so müssen letztere ein entsprechendes Examen öffentlich ablegen. Das entsprechende Examen ist nur die Einzelprüfung nach Zeit, weil diese Form am meisten dem Gebrauch des Pferdes entspricht. In der Verfolgung wie in der Flucht, in letzterer mehr, denn viele Hunde sind des Hasen Tod, ist ein weites Fortziehen vor dem Felde (das Feld bilden die Verfolger) nötig, also Hergeben der besten Kräfte auf Aufforderung durch den Reiter und nicht angeregt durch die mitgehenden Pferde, um sich der Gefangenschaft zu entziehen.

Die Prüfung Pferd gegen Pferd bietet ähnliches nicht und entspricht auch nicht dem Einzelgebrauch des Pferdes im Frieden.

Es kommt darauf an, ein Pferd aufzuziehen, das von solcher Güte ist, einen scharfen Training aushalten zu können, denn nur nach scharfer Arbeit ist es möglich, einen so hohen Rekord, 16,5 Meter à Sekunde, unter Derbygewicht über 3000 Meter, wie 1880 „Robert the Devil" im Grand Prix de Paris zeigte, zu erreichen. Der hohe Rekord deutet auf Ausdauer, Schnelligkeit und Energie, in der Einzelprüfung noch auf Gehorsam, da das willige Hergeben der ganzen Kraft auf Aufforderung durch den Menschen ohne irgendeinen Trick erfolgen muß.

Die Rennen dürften sich für unsre Scholle erfolgreicher gestalten lassen durch Einführung der Einzelprüfung des ganzen Jahrgangs, gegen Zeit elektrisch gemessen, in einer Prüfungsperiode ohne Publikum. Jedes in Deutschland geborene Vollblutpferd zahlt 5 Mark in die Prüfungskasse und kann dafür einmal geprüft werden, und zwar an einem Tage, den der Trainer bestimmt, wo er glaubt, daß der Examinand fit and well ablaufen kann. Genügt dem Trainer die gezeigte Leistung nicht, weil sie im Training besser war,

so kann er das Pferd noch einmal für höheren Einsatz prüfen lassen, denn ob der Gaul disponiert ist oder nicht, kann man ihm nicht ansehen. Je edler das Pferd ist, desto leichter ist es Indispositionen unterworfen, falls sie nicht schon hochgradig im Versagen von Futter oder Wasser in Erscheinung treten. Gleichwertige Jockeis reiten die Examinanden nach Instruktion der Trainer. Jedes Pferd erhält ein Prüfungszeugnis, das sich über sein Verhalten vor, während und nach dem Rennen ausspricht.

Ohne das Zeugnis würde das Pferd in den Verdacht der Ungesundheit kommen.

Dem Stärkeren aus dem Wege gehen, wie wir das in den Rennen gegen Pferde oft finden, fällt fort, denn jeder Besitzer will erfahren, wie sein Produkt, in einwandfreiester Weise geprüft, sich zur Aufzucht des ganzen Jahrgangs verhält.

Die Dotierung der Einzelprüfung muß teils vom Staat, teils von den Eintrittsgeldern zu den Schaustellungen erfolgen.

Von den Rennen gegen Pferde würden wir nur die Staatspreise über 9999 Mark mit der Prämiierung nach Leistung und einer sachlicheren Minimalforderung ausrüsten, um diese Rennen mehr dem Sinne von Leistungsprüfungen näherzubringen, während die durch Vereine dotierten Rennen diesen überlassen bleiben.

Immerhin lernt man auch in dieser Beziehung am meisten, wo man zum Widerspruch angeregt wird, weil dadurch an einen die Anforderung herantritt, über den fraglichen Gegenstand in den eignen Gedanken volle Klarheit zu schaffen, und wir hoffen, daß durch diesen kleinen Beitrag die Freunde ernster Leistungsprüfungen an Zahl zunehmen.

Berichte aus allen Wissenschaften

Philologie

Eine neue Geschichte der griechischen Literatur

Als Teil der großen Veröffentlichung, die unter dem Titel „Die Kultur der Gegenwart" von Paul Hinneberg herausgegeben wird, ist kürzlich ein stattlicher Band erschienen, betitelt „Die griechische und lateinische Literatur und Sprache". Als Verfasser nennen sich U. von Wilamowitz-Möllendorf, F. Leo u. a.; der Beitrag des Erstgenannten, „Die griechische Literatur des Altertums", ist der umfassendste, mehr als die Hälfte des ganzen Bandes. Gleich nach dem Erscheinen ist von dieser Literaturgeschichte eine sehr warme Empfehlung gekommen; eine solche brauche ich also nicht mehr zu geben, und es bedurfte ihrer auch vorher nicht, da der Name des Verfassers und seine bekannten Vorzüge schon allein anziehen. Dagegen möchte es nicht unangebracht sein, erstlich kurz darzulegen, was diese Literaturgeschichte ist und was sie nicht ist, und sodann von ihr ausgehend allgemein die Bedeutung der griechischen Literatur für uns zu erörtern, sei es im Einklang mit dem Verfasser oder auch in einem gewissen Gegensatz zu ihm.

Gemäß dem Plane des Werkes mußte über die gesamte Literatur der Griechen geredet werden, bis zu den Byzantinern hin, aber auch über diese selbst, nur daß hier ein andrer Mitarbeiter eintrat. Also kann das Werk als Ganzes ein allgemeines Interesse seitens unsrer Gebildeten nicht beanspruchen. Für die Byzantiner gibt es nur ein historisches und gelehrtes Interesse; aber auch von den griechischen Schriftstellern der Kaiserzeit wird der Gebildete Plutarch und Lucian zu nennen wissen und dann sehr bald fertig sein, nicht nur mit seinem Wissen, sondern auch mit seinem Interesse, obwohl (Wil. S. 144)

aus den ersten drei Jahrhunderten der Kaiserzeit an griechischen Büchern dem Volumen nach mindestens doppelt so viel erhalten ist als an lateinischen von Plautus bis Lactantius. Der Verfasser wird nämlich den Gebildeten, der nur Plutarch und Lucian zu kennen erklärt, alsbald korrigierend fragen, ob denn nicht die griechischen Kirchenväter und bereits das Neue Testament ebenfalls zur griechischen Literatur gehörten, und wenn er dies bejaht, weiter, ob er nicht auch die Namen des Origenes und Eusebius, oder mindestens den des Paulus kenne. Indes das Neue Testament tut doch der Verfasser selbst sehr kurz ab, und der Gebildete seinerseits wird für die Kirchenväter auch nicht gerade zu begeistern sein. Was nun aus allem dem folgt, ist dies: eine griechische Literaturgeschichte, welche die Schriftsteller aller Zeiten gleichmäßig behandelt und die somit bereits auf S. 81 mit der attischen Periode fertig ist und dann noch (ohne die Schlußbetrachtung) bis auf S. 223 weitergeht, ist keine für das gebildete Publikum im allgemeinen, sondern wird hauptsächlich nur die Fachgelehrten interessieren.

Das liegt nun, wie gesagt, an dem Plane des Ganzen, und ich bin weit entfernt, dem Verfasser hieraus einen Vorwurf zu machen oder auch mir selbst das Buch anders zu wünschen. Ueber die Literatur seit Alexander dem Großen gibt es zwar Nachschlagebücher, aber eine lesbare Literaturgeschichte gab es bisher nicht, und diese ist lesbar und interessant für jeden, dem der Inhalt nicht ganz fremd ist. Also die Philologen begrüßen das Buch mit Freuden; aber die Laien sind vielleicht enttäuscht, denn für die klassische Literatur der Griechen sind achtzig Seiten wirklich etwas wenig. Doch hier regt sich bei dem Verfasser alsbald etwas; denn gegen den „unseligen“ Klassizismus ist er sehr, und dagegen stark für den Hellenismus. Da ich hier nicht bloß für Philologen schreibe, so muß ich kurz erläutern. Nachdem etwa vom neunten Jahrhundert ab, in das wir den Homer setzen mögen, bei den Griechen eine immer größer und mannigfaltiger werdende Literatur entstanden war, zuerst nur poetisch, nachher auch in Prosa, und zwar in Athen vom Ende des fünften Jahrhunderts ab in Kunstprosa: kam mit Alexanders Weltreich und der Ausbreitung der griechischen Bildung über den Osten eine neue Zeit. Nicht mehr Athen herrschte, weder in der Politik noch in der Literatur, in der es seit dem fünften Jahrhundert ebenfalls die Führung gehabt und das Größte seit Homer geleistet hatte, sondern es gab neue Mittelpunkte, wie der Macht, so der Bildung und Wissenschaft, ohne Vorrang irgendeines der alten Stämme oder irgendeiner der alten Landschaften, weswegen eben man hier in Bildung und Literatur von Hellenischem, das ist allgemein Griechischem, und von Hellenismus redet. Gegensatz ist das Attische und der Attizismus, einerseits der früheren Zeit, anderseits der späteren, die das Attische als klassisch stempelte. Nämlich nach drei weiteren Jahrhunderten hatte Rom den ganzen griechischen Osten sich unterworfen, war aber dafür selbst von der griechischen Bildung durchdrungen worden und schuf sich nun, in Anlehnung an die griechische, eine klassische lateinische Literatur. Aber wohlgemerkt, im Anschluß an die alte griechische und nicht an die moderne seit Alexander, von wenigen poetischen Gattungen abgesehen; denn es war auch ganz unmöglich, die ungeheure Inferiorität der späteren Literatur gegenüber der früheren zu verkennen, auch für die damaligen Griechen selbst. So trat auch bei diesen eine Reaktion zur Erneuerung des Alten ein — in der Prosa; denn die Poesie hat fortab bei den Griechen fast nichts zu bedeuten —, und diese Richtung drang durch und herrschte bis in die spätesten Zeiten. Diesem Attizismus also gehören Plutarch und Lucian und nicht minder die Kirchenväter wie Origenes an: man schrieb nicht so, wie man damals sprach, sondern wie man ehedem in Athen gesprochen und die Sprache künstlerisch geformt hatte. Die Leistungen aber waren erheblich besser als die in der hellenistischen Zeit, und auch an und für sich diese Schriftsprache sowohl leicht und bequem als auch schön und für das Verschiedenste gleichmäßig geeignet. Nach von Wilamowitz aber ist diese Reaktion und dieser Klassizismus ein Unsegen gewesen: für seine moderne Denkweise ist jede Originalität besser als die Sklaverei der Tradition.

Nun ist offenbar hier nicht der Ort, über die Frage zu diskutieren, ob die Griechen zu Augustus' Zeit besser getan hätten, wenn sie im Hellenismus weiter fortgegangen wären. Ich bin geneigt, das zu verneinen. Schlechte, sudelnde Originalität ist nicht besser als geschmackvolle Nachahmung bewährter Muster, sondern überhaupt völlig minderwertig und von Rechts wegen dem Untergang verfallen, wie ihm die Erzeugnisse der hellenistischen Zeit verfallen sind. Die Griechen aber zu Augustus' Zeit waren gar nicht mehr produktiv, nicht einmal in den Wissenschaften, in denen (von der Grammatik engsten Sinnes abgesehen) in den Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung etwas Großes von ihnen nirgends mehr geleistet worden ist; vielmehr, gleichwie Athen seit etwa 300 v. Chr. keine bedeutenden Talente mehr hervorbrachte, so war nun auch die originale Kraft der Griechen des Ostens und Westens verbraucht. Also taten sie schon besser, das bewährte Alte zu pflegen und nachzuahmen, soweit nicht neue Elemente in die Welt eingetreten waren. Das römische Element nun schuf sich seine Literatur für sich, an der die Griechen direkt nicht mitarbeiten konnten; das jüdisch-christliche aber geht allerdings eine Verbindung mit dem Hellenentum ein, aus der zunächst das griechische Neue Testament, weiterhin die altchristliche Literatur der Kirchenväter hervorgegangen ist. Für diese letztere hat von Wilamowitz, eben des Neuen wegen, viel Interesse und Verständnis und widmet ihr eine Menge Seiten; er scheint sich neuerdings mit Vorliebe mit diesen und überhaupt den späten Autoren zu beschäftigen, und die Vielseitigkeit, in der er alle jetzt lebenden Philologen schon vordem übertraf, immer noch weiter und glänzender auszubilden. Indes die Kirchenväter sind doch auch Attizisten, und von der Nachahmung der Alten frei nur die Schriften des Neuen Testaments, die zugleich, wenn man nicht als Literaturfreund, sondern allgemein und nach der Bedeutung für die Menschheit betrachtet und abwägt, mit ihrem verschwindenden Umfang doch nicht allein die gesamte sonstige griechische und lateinische Literatur aufwiegen, sondern überhaupt inkommensurabel sind. Hier indes sind wir nur Literaturfreunde und die Musen unsre Göttinnen; sehen wir also diese Schriften so an, und zugleich den Verfasser, wie er sich zu ihnen stellt. Aber da zeigt sich leider, daß die Musen — nicht etwa diese Schriften, sondern den Literarhistoriker verlassen haben; denn er legt eine erschreckende Verständnislosigkeit an den Tag. Nach früheren Aeußerungen konnte man erwarten, daß er wenigstens für die Größe des Paulus Interesse hätte; aber dies Interesse erschöpft sich auf wenig mehr als einer Seite (157 f.), und er findet in diesem Schriftsteller nur „Formlosigkeit", ohne „jede künstlerische Ader". Ich sollte meinen: wer nicht blind und taub ist, müßte beim bloßen Blättern auf eine Menge Stellen gestoßen sein, die ihn rein von der ästhetischen Seite mächtig angezogen und in ihm das Gefühl erregt hätten, daß hier etwas der alten klassischen Literatur Gleichwertiges sei. Was er über die andern Schriften des Neuen Testaments sagt, verschweigt man besser; denn er hat sich ja auch in den Fragen des Ursprungs und der Echtheit nicht etwa von A. Harnack leiten lassen, sondern gibt ganz Minderwertiges wieder. Und doch, auch die Evangelien, die der Kunstprosa nicht angehören, können, wie der Engländer J. P. Mahaffy gezeigt hat, den Literaturfreund geradezu begeistern, und überhaupt auf diesem einen, freilich winzig kleinen Gebiete hat die Verbindung des absterbenden Griechentums mit dem fremden Element, nicht dem jüdischen meine ich, aber dem christlichen, noch einmal etwas ganz Großes hervorgebracht, in der damaligen Sprache, sogar einer in der Ausdrucksweise stark hebräisch gefärbten, aber doch in griechischer Sprache, die im Grunde immer noch die Sprache Platons ist.

Wir sehen nun hiervon ab und kommen auf den Gegensatz von Klassizismus und Hellenismus zurück, aber nicht in bezug auf die Griechen, was die hätten tun oder lassen sollen, sondern mit Bezug auf uns selbst, was wir tun sollen. Der Verfasser hat seiner Auffassung hierüber einen kräftigen Ausdruck gegeben, indem er, wie bekannt, ein griechisches Lesebuch zum Gebrauch der Gymnasien veröffentlichte; die Lesestücke darin sind zum größeren Teile aus der hellenistischen und römischen Zeit, im Inhalt aber historisch

oder mathematisch oder sonst wissenschaftlich, und in ihrer Form öfters das Gegenteil von klassischer Kunst. Das ficht den Verfasser nicht an, denn er beklagt im Nachwort, daß „der unselige Klassizismus unsrer Schullektüre die Wörterbücher ausgemergelt habe, so daß man mit ihnen keine Seite Polybios oder Diodor verstehen könne“. Der Verfasser bedarf nun sehr des Interpreten, nicht bloß wenn er (gegen Ende des Vorworts) von „Gewinnung der Seelen für das Reich Gottes“ redet, sondern auch sonst, hier wie in den allgemeinen Ausführungen der Literaturgeschichte; ich hoffe indes, ihn richtig zu interpretieren. Philologie ist Geschichtswissenschaft, und der altsprachliche Unterricht der Schule hat zum hauptsächlichsten Zweck, eine geschichtliche Anschauung von dem Werden unsrer Kultur zu geben, deren Grundlagen doch am letzten Ende im Hellenismus liegen, das ist der seit Alexander über die Welt verbreiteten griechischen Bildung und Wissenschaft. Gewiß, dies begreift der Schüler, wenn er das Lesebuch unter Leitung eines geeigneten Lehrers und mit Hilfe des beigegebenen Kommentars mit Verständnis durchgearbeitet hat: aber der gewöhnliche Schüler bringt es dahin niemals, indem diese Lektüre für ihn größernteils sowohl enorm schwer als wenig interessant ist; auch der geeignete Lehrer findet sich an den wenigsten Schulen. So hat denn die überwiegende Mehrzahl der Fachleute das Buch abgelehnt und bleibt bei den bewährten Klassikern. Die Schönheit der Poesie (etwas weniger der Prosa) können die meisten Schüler empfinden; aber für Inkunabeln der Mathematik oder der Medizin bringt man ihnen dann sicher kein Interesse bei, wenn man sie sich über diesen Inkunabeln quälen läßt. Der Klassizismus, der so lange an unsern höheren Schulen geherrscht und für die nationale Bildung so viel bedeutet hat, muß sich als das, was er ist, auch gegen den Zeitgeist behaupten oder untergehen; eine Metamorphose in Geschichtswissenschaft wird seinen Untergang nur beschleunigen. Ich halte auch die Definition der Philologie als Geschichtswissenschaft für falsch, und für falsch die Stellung, die der Philologe damit gleichsam über seinem Objekte einnimmt, während von Rechts wegen seine Stellung die dienende und teils empfangende, teils vermittelnde ist. Das steht schon bei Platon im Jon, wo das schöne Bild vom Magnet und den an ihm in langer Kette hängenden Ringen gebraucht ist: die Musen sind der Magnet, an dem zunächst der Dichter hängt und sich von der Inspiration durchströmen läßt; an ihm hängt sein Interpret, also bei uns sei es der Universitätsprofessor, sei es der Gymnasiallehrer, an diesem die Hörer und Schüler, und man kann ja auch den künftigen Lehrer zwischen Professor und Schüler einschieben und die Kette noch länger machen. Die Kraft also und Inspiration soll von einem Gliede auf das andre übergehen; wo das gehemmt wird, indem das Glied sozusagen von Holz oder Stein ist, da taugt es nicht und sollte ausscheiden. Gewiß gibt es eine Menge Lehrer ohne inneren Beruf und Tauglichkeit hierzu; wahrscheinlich auch einige Professoren; zweifellos viele Schüler, die folglich eine andre Schule aufsuchen sollten.

Natürlich ist auch dem Verfasser der Literaturgeschichte der ungeheure Wertunterschied zwischen den von ihm behandelten Autoren und die Bedeutung des Klassischen nicht verborgen, und er redet auch darüber in der Schlußbetrachtung, in der er freilich in eigentümlicher Weise das Klassische mit dem Attischen, das Hellenische aber mit dem Jonischen zu identifizieren sucht, so daß Homer und Herodot, die ionisch schrieben, auf diese Seite kommen, und das Hellenische unvermutet einen hohen Adel erhält, wie das Attische durch den Attizismus der Kaiserzeit eine lange Deszendenz. Ich kann hier nicht folgen, sondern die Zeiten machen den Unterschied. In den alten Zeiten ist, zum mindesten in den Anfängen jeder Gattung und dem, was ihre höchste Ausbildung darstellt, jene sorgfältige Ausarbeitung im großen wie im kleinen und kleinsten, die eines der Merkzeichen des Klassischen ist, und ferner die Reinheit und Strenge des Geschmacks, die alles Ueberflüssige und alles Uebertriebene ausschließt. Weshalb nun sollen Homer und Herodot nicht klassisch sein? Weil diese Werke ein „Chaos“ sind, sagt der Verfasser einmal (S. 227). Mit Verlaub, er ist mitunter eigensinnig, und dann richtet sein Nous das Entgegengesetzte wie

der Nous des Anaxagoras an. Dieser machte aus dem Chaos die geordnete, schöne Welt; der Kritiker aber, wenn er nun einmal so gewillt ist, macht die Ordnung und Schönheit zum Chaos. Die lockere, an Episoden überreiche Geschichtserzählung Herodots ist dennoch eine Komposition von bewunderungswürdiger Kunst, mit einem ganz klaren und von Anfang an ausgesprochenen Grundgedanken (dem weltgeschichtlichen Konflikt zwischen Asien und Hellas) und dessen folgerichtiger Durchführung. Nebenbei, wenn die vielen Episoden Herodots zum mindesten die Einheit des Verfassers nicht ausschließen: warum dann die wenigen Episoden Homers? Wenn man den Herodot nicht in viele Bruchstücke vieler Verfasser zerschlägt: warum tut man dies bei Homer? Einfach, weil das Epos isoliert aus unbekannter Zeit überliefert ist, das Geschichtswerk aber in festem Zusammenhange mit andern Erzeugnissen seiner bekannten Zeit steht; ohne diesen Schutz wäre es ebenfalls längst von Kritikern zertrümmert. Auch an einer andern Stelle, bei den Anfängen der Kunstprosa, tritt der Eigensinn des Verfassers merkwürdig hervor. Die attische Kunstprosa des vierten Jahrhunderts, bei Platon, Demosthenes und andern, ist keine Prosa in dem Sinne von ungebundener Rede, sondern ist in die sogenannten prosaischen Rhythmen gebunden, die auch die Technik des Aristoteles lehrt. Nach dem Verfasser aber (S. 65) besteht diese Rhythmik darin, daß „das Grundprinzip der Poesie, die Quantität der Silben, auf die Prosa übernommen wird", aber mit Ausschließung jeder Wiederkehr und Wiederholung des Gleichen. Das ist nun freilich der offene Widersinn. Da Rhythmus so viel wie Takt ist — man sehe, wenn nichts andres, die Konversationslexika —, so kann kein Rhythmus ohne Wiederholung sein, so wenig wie Takt dies kann, und wenn schon die Unterscheidung von Lang und Kurz Takt und Rhythmus schüfe, so würde in der Musik die bloße Unterscheidung von halben und Viertelnoten ihn schaffen. Dazu war doch diese Unterscheidung in der Sprache, vor jeder Prosa und Poesie, und konnte gar nicht erst „übernommen" werden. Uebrigens reden die Tatsachen, und die nicht hören zu wollen ist eben Eigensinn, über den eine schöne Stelle in Platons Phädon steht (Kap. 40).

Das sind indessen Einzelheiten und Kleinigkeiten, nicht an sich, aber im Vergleich zum Ganzen. Ich weiß mich mit dem Verfasser in vielem und großem eins, und wir alle verdanken ihm viel; aber ich fürchte, daß er auf seinem jetzigen Wege der gemeinsamen Sache nicht so viel nützt, wie er zu nützen befähigt wäre. Gewiß ist auch das Hellenische ein Bestandteil unsrer Bildung, aber ein latenter, indem es jeder Wissenschaft schließlich zugrunde liegt. Dies aufzuzeigen ist immer nützlich und verdienstlich, und die Lehrer sollten die hierzu oft sich bietende Gelegenheit benutzen und, um das zu können, das Lesebuch fleißig studieren. Aber die große Wirkung und Anziehung muß nach wie vor von dem zu Zutageliegenden und Glänzenden ausgehen: die Schönheit ist, nach Platon, unter allen Ideen die am meisten hervorleuchtende und Begeisterung erweckende.

Prof. Dr. F. Blaß.

Literarische Berichte

George. Roman in zwei Büchern von Georg Speck. Stuttgart und Leipzig, 1906. Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

Ein außerordentlich bedeutendes Erzählertalent tritt mit diesem Roman zum ersten Male vor die breite Oeffentlichkeit, eine dichterische Individualität von markiger Kraft, die nichts Durchschnittliches an sich hat und ihre eignen, selbständigen Wege geht, nur ihrem inneren Gesetze folgend und unbekümmert um den Beifall der vielen. Ein herber Realist, der die landläufigen Effekte des „beliebten" Erzählers völlig verschmäht und der auch das Trübe und Düstere des Lebens mit unerbittlicher Treue schildert, wird Georg Speck vielleicht noch einige Zeit zu warten haben, bis ihm allgemeine Anerkennung und ein durchschlagender Erfolg zuteil wird, aber den Kenner wird das Buch

schon jetzt nicht darüber in Zweifel lassen, daß hier ein echter, reichbegabter und tief empfindender Dichter zu uns spricht. „George“ ist ein anscheinend zum Teil autobiographischer Entwicklungsroman; er erzählt uns die Schicksale eines jungen Buchbinders, der, aus ärmlichsten Verhältnissen stammend, sich mit seinem unbezwinglichen Bildungstrieb und seinem fein angelegten Naturell eine reiche Innenwelt geschaffen hat, unter der Dumpfheit und Roheit seiner Umgebung aber schwer leidet und endlich durch eine unglückliche Liebe zu der Frau eines andern in den frühen Tod getrieben wird. Die überaus scharfe Beobachtungsgabe, die Speck überall dem Leben gegenüber bekundet, und die divinatorische Feinhörigkeit, mit der er die leisesten Seelenregungen der Menschen, die er schildert, erlauscht und wiedergibt, zwingen uns zu höchster Bewunderung. Mag auch manches an dem Buche noch unfertig sein, seine Vorzüge lassen völlig darüber hinwegsehen und von der weiteren Entwicklung des jungen Dichters das Beste erhoffen. B—r.

Fürst Talleyrand und die auswärtige Politik Napoleons I. Nach den Memoiren des Fürsten Talleyrand von Dr. phil. Willy Rosenthal. Mit einem Bilde Talleyrands in Heliogravure. Leipzig, W. Engelmann. Preis geh. M. 2.40.

Die Schrift gibt auf Grund der 1891 vom Herzog von Broglie herausgegebenen Denkwürdigkeiten des ehemaligen Bischofs von Autun eine kurzgefaßte Darstellung der auswärtigen Politik des ersten Napoleon und des Anteils, den Talleyrand an ihr gehabt hat, unter Heranziehung der sonstigen vorzugsweise in Betracht kommenden Literatur. Das erste Kapitel schildert die politische Tätigkeit Talleyrands als Minister des Auswärtigen (1797—1807), das zweite die spanische Intrige (1807/08) und das dritte die Kaiserzusammenkunft in Erfurt (1808). In dem Schlußwort wird besonders der oft erhobene Vorwurf in überzeugender Weise zurückgewiesen, daß Talleyrand gegen Napoleon konspiriert und geflissentlich den Sturz des Kaiserreichs herbeigeführt habe, um die Bourbonen zurückzubringen.

Aus den Tagen der Götterdämmerung. Aufzeichnungen eines Kämpfers. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Wenn man sich durch den gezierten Titel nicht abschrecken läßt, wird man in diesem Buch allerlei Nachdenkliches finden. Unter den Werken, die sich im Stil und Geist vorwiegend an Nietzsche anschließen, beansprucht es jedenfalls einen Platz in erster Reihe — schon deshalb, weil der Verfasser sich trotz dieser Gefolgschaft zum Widerspruch und Fortschritt im Denken durcharbeitet. Das Bedenklichste an seinen Aufzeichnungen ist, daß er meist im Subjektivismus stecken bleibt, daß er nicht die Wahrheit suchen will, daß das Endresultat der Philosophie als Welterklärung für ihn negativ ist, — was ihn aber doch nicht hindert, gelegentlich das Sagen der Wahrheit für die erste Pflicht zu erklären und besonders auf dem Gebiete der Religion Gedanken von positivem Wert vorzutragen. In der sprachlichen Form braucht das Buch einen Vergleich mit besten Beispielen nicht zu scheuen. Br.

Fundament eines neuen Staatsrechts. Von Josef Popper (Lynkeus). Dresden 1905, C. Reißner.

Unter den sozialistischen Staatstheorien darf Poppers System Interesse beanspruchen. Das Spezifische seines Programms besteht in der Verbindung des Vorschlags der für alle gleichen Verteilung eines Existenzminimums in natura mit dem weiteren Vorschlag, im Gebiete des Ueberflüssigen (Entbehrlichen) die freieste Privatwirtschaft walten zu lassen. Für Durchführung des ersten Vorschlags soll eine Nährarmee existieren, in der alle tauglichen Männer und Frauen eine Anzahl von Jahren dienen müssen, um alles für die Staatsangehörigen Notwendige zu produzieren. Zu diesem Teil des Programms, dessen nähere Ausführung nur mangelhaft geraten ist, kommt ein andrer Abschnitt, der sich mit der Kriegs- und Friedensfrage beschäftigt und den absonderlichen Satz aufstellt, daß nur jeder einzelne über sein Leben und seine physische Integrität entscheiden dürfe. Die einseitige Vertretung des Individualprinzips steht mit der Idee des Staates schlechthin in Widerspruch, so auch der Inhalt des Buches mit dem, was im Titel versprochen wird. Br.

Der verschlossene Garten. Novellen von Georg Hirschfeld. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 3.—.

Georg Hirschfeld ist ein Poet von reichem Innenleben und reger, auf alle seelischen Eindrücke außerordentlich fein reagierender schöpferischer Kraft. Immer wieder überrascht er durch die Vielseitigkeit seiner Individualität, durch die Mannigfaltigkeit seiner Motive, und weit entfernt, uns bloß „die gemeine Deutlichkeit der Dinge“ zu schildern, weiß er fast unmerklich — oft mit den einfachsten, unscheinbarsten Mitteln — unsre Phantasie nachhaltig anzuregen und die verschiedensten Saiten unsrer Seele in lebhafte Schwingungen zu versetzen. Diese hervorragenden dichterischen Gaben Hirschfelds treten auch in den sieben Novellen und Skizzen, die in dem vorliegenden Band zusammengefaßt sind, glänzend hervor; jede dieser knapp gefaßten, echt künst-

lerisch behandelten novellistischen Studien zeigt den Dichter von einer andern Seite und hat ihre eigne poetische Stimmung. Stark tragische Motive bilden den Kern der Titelerzählung „Der verschlossene Garten“ und der in Indien spielenden Novelle „Der Tiger“; an die Probleme, die im Verhältnis des Künstlers zu seinem Werk und zum Leben liegen, rührt der Dichter in der Skizze „Angekauft“; Skizzen aus der Großstadt sind „Novemberabend“ und „Weihnachten in der Fremde“, beide gleichzeitig sozusagen Momentaufnahmen und Stimmungsbilder; in „Lebensabend“ werden wir von ferne an Hirschfelds ergreifendes Familienstück „Nebeneinander“ erinnert; in „Else Busch und Else Röder“ endlich klingt das Ganze mit einem Ton eigenartigen Humors und anmutig überlegener Ironie aus.
R. D.

Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen von Christoph von Tiedemann. Erster Band: Schleswig-Holsteinische Erinnerungen. Leipzig, S. Hirzel. Preis geh. M. 9.—.

Der mehrjährige Chef der Reichskanzlei unter Bismarck übergibt hiermit der Oeffentlichkeit den ersten Band einer Selbstbiographie, die eine schätzenswerte Bereicherung unsrer Memoirenliteratur bildet, da Tiedemann nicht nur an vielen geschichtlich denkwürdigen Vorgängen persönlich beteiligt gewesen ist, sondern sie auch höchst anziehend zu berichten weiß. Der Verfasser ist am 24. September 1836 in der Stadt Schleswig geboren als Sohn des Landinspektors Tiedemann, der einer der führenden schleswig-holsteinischen Patrioten während der vierziger Jahre und des Unabhängigkeitskampfes von 1848 bis 1850 war, und dem der Sohn ein wohlverdientes Ehrendenkmal errichtet. Jene Periode wird ebenso lebendig geschildert wie die Ereignisse von 1863 und 1864. Christoph von Tiedemann hatte dem schleswig-holsteinischen Aktionskomitee in Hamburg angehört; seine amtliche Tätigkeit begann er als Landvogt nach der Vertreibung der Dänen vom meerumschlungenen Festland. Ein besonders interessantes Kapitel behandelt die Zeit des Manteuffelschen Gouvernements. Der Band schließt mit dem ersten landesherrlichen Besuche König Wilhelms in Flensburg; der zweite soll der Hauptsache nach Erinnerungen an die Zeit bringen, in der Tiedemann als Chef der Reichskanzlei Bismarck nahestand, der dritte seine einen Zeitraum von über dreißig Jahren umfassenden parlamentarischen Denkwürdigkeiten enthalten.
Fr. R.

Die Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 1870—71. Von Dr. Wilhelm Busch, o. Prof. der Geschichte an der Universität Tübingen. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis geh. M. 3.—.

„Solcherlei Mühsal war es, das römische Volk zu begründen,“ ruft Vergil in seiner „Aeneïde“ aus. Wie schwierig und mühevoll die Arbeit gewesen ist, das neue Deutsche Reich unter Dach und Fach zu bringen, das tritt uns in dieser übersichtlich-klaren Darstellung des Tübinger Historikers so recht lebendig vor die Augen. Zugleich auch, daß ohne Bismarcks staatsmännisches und diplomatisches Genie die Angelegenheit schwerlich zu einem gedeihlichen Abschlusse gelangt wäre; er ist und bleibt der „Baumeister“, kein „Handlanger“. Prof. W. Busch gibt uns in diesem auch stilistisch trefflichen Buche eine ungemein lebensvolle, alles vorhandene Material gewissenhaft zusammenfassende Schilderung jener wichtigsten Periode unsrer vaterländischen Geschichte von den ersten Tagen des großen Krieges bis zur Kaiserproklamation in Versailles.
Fr. R.

Das Zusammenwirken von Heer und Flotte im russisch-japanischen Kriege 1904/05. Von A. von Janson, Generalleutnant z. D. Mit einer Uebersichtskarte. Berlin, R. Eisenschmidt.

Die Fragen der Seegewalt und der praktischen Verwertung der aus dem russisch-japanischen Kriege zu ziehenden Folgerungen sind von so allgemeiner Bedeutung, daß der vorliegenden trefflichen Schrift nur ein recht ausgedehnter Leserkreis gewünscht werden kann. Ihr Verfasser ist nicht bloß ein hervorragender Militärschriftsteller, der das Reich des Mikado aus eigner Anschauung kennt, sondern er hat sich auch bereits in einer vor mehreren Jahren erschienenen Arbeit als eine Autorität auf dem hier in Betracht kommenden Gebiet erwiesen. General von Janson untersucht in dieser neuen Veröffentlichung zunächst die verschiedenen Phasen des Zusammenwirkens von Heer und Flotte im ostasiatischen Kriege an der Hand der Ereignisse und faßt zum Schluß die allgemeinen taktischen und strategischen Lehren zusammen, die nach seiner Ueberzeugung sich daraus ergeben.
Fr. R.

Hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters. Von Max Th. S. Beermann. Lose Bätter aus dem Tagebuch eines Kriegskorrespondenten. Berlin, Fr. A. Schwetschke & Sohn.

Eines der interessantesten und lehrreichsten Bücher über den Krieg in Ostasien, während dessen der Verfasser ein ganzes Jahr hindurch nicht als „kühler Geschichtschreiber“, sondern als „Feldsittenschilderer“ — wie er sagt — in der Mandschurei verweilt hat. Wenn die Russen auch mit ängstlicher Sorgfalt die Kriegsberichterstatter von den Punkten, wo die Entscheidungen fielen, fernzuhalten

suchten, ist es Beermann — begünstigt durch ein zwanzigjähriges Bekanntsein mit Rußlands Sprache, Land und Leuten — dennoch gelungen, so tief „hinter die Kulissen“ zu blicken, daß er während der ganzen Zeit die russischen Niederlagen mit unfehlbarer Sicherheit vorherzusagen imstande war.

Fr. R.

Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse von Moriz Edlen von Angeli, k. u. k. Oberst. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Der am 3. Oktober 1904 im Alter von fünfundsiebzig Jahren verstorbene Verfasser, der sich auf zahlreichen Schlachtfeldern als tapferer Offizier bewährt und als militärwissenschaftlicher Schriftsteller einen ehrenvollen Namen erworben hat, bietet uns in dem vorliegenden Werk, wie in seinem früher erschienenen anziehenden Buche „Altes Eisen“, eine Folge der in seinem langen, arbeitreichen Leben gemachten Erfahrungen und Beobachtungen. Die Verhältnisse in der Kaiserstadt nach dem Belagerungszustande von 1848, die Entwicklung, Ausbildung und der Geist der österreichischen Armee jener Zeit werden dem Leser in ungemein lebendiger Weise zur Anschauung gebracht. Es fehlt nicht an humoristischen Partien; mit Schärfe aber geißelt der Verfasser jenes System der Friedensausbildung, das Feldmarschalleutnant Fürst Eduard Liechtenstein nach der verlorenen Schlacht von Magenta mit den Worten ironisierte: „Merkwürdig! Auf der Schmelz (Truppenübungsplatz bei Wien) ist's immer gegangen, und da geht's nicht!“ Fr. R.

Bismarck und die Erwerbung Elsaß-Lothringens 1870/71. Von Dr. Karl Jacob. Straßburg 1905, Verlag von E. van Hauten.

Das Buch soll den Anteil aufzeigen, den Fürst Bismarck an der äußeren Wiedergewinnung der jetzigen Reichslande gehabt hat, und darlegen, aus welchen Gründen er die Formen für deren weitere Entwicklung bestimmt hat. Man ersieht aus ihm mit Interesse, welche Bedenken und Reibungen zwischen den militärischen und diplomatischen Ratgebern Wilhelms I. betreffs der Abgrenzung der abzutretenden Gebiete zu überwinden waren, ehe man zu einer Einigung gelangte, und wie dann nach der endgültigen Abtretung sich wegen der Territorialansprüche Bayerns neue Schwierigkeiten erhoben, zu deren Beseitigung Bismarck seine ganze diplomatische Genialität aufbieten mußte. Ein Anhang bietet Anmerkungen und ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Fürst Herbert von Bismarcks politische Reden. Gesamtausgabe veranstaltet von Johannes Penzler. Im Einverständnis mit der Fürstin von Bismarck. Mit einem Bildnis des Fürsten Herbert von Bismarck. Berlin und Stuttgart 1905, W. Spemann.

Obgleich Fürst Herbert Bismarck durchaus kein selbständiger Politiker war (seine gesamte parlamentarische Tätigkeit beschränkte sich auf eine Verteidigung der Grundsätze seines Vaters, selbst wo diese von der fortschreitenden Entwicklung längst überholt waren), ist die vorliegende sehr sorgfältig zusammengestellte Sammlung seiner Reden willkommen zu heißen, sei es auch nur des Namens wegen, den er trug. Eine kurze Würdigung des Dahingeschiedenen aus der Feder Wilhelm von Kardorffs eröffnet den Band.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. Von Georg Grupp. I. und II. Band. München 1903, 1904. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Der Verfasser wollte bei Abfassung seines Werkes die Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit erstens zu der christlichen Kultur in nähere Beziehung setzen, zweitens ihren wirtschaftlichen Untergrund breiter anlegen und drittens sie nach ihrer räumlichen Ausdehnung weiter verfolgen. In allen drei Richtungen hat er seine Aufgabe auf das glücklichste gelöst. Der erste Band behandelt den Untergang der heidnischen Kultur, der zweite die Anfänge der christlichen Kultur, das Ringen des Christentums mit dem Heidentum, ihre gegenseitige Beeinflussung und den Sieg der christlichen Kultur. Diese ganze Entwicklung wird bis zum Beginn des Mittelalters verfolgt und zum Teil von neuen Gesichtspunkten aus beleuchtet. Die Darstellung ist klar und durchsichtig, das Illustrationsmaterial gut gewählt. Beigegeben ist jedem Bande ein sorgfältig bearbeitetes Sachregister, dem zweiten außerdem noch ein Verzeichnis der im vollen Umfange benutzten sehr reichhaltigen Literatur.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Plurismus oder Monismus. Eine naturwissenschaftlich-philosophische Studie von Dr. P. Laner. Berlin W. 15 1905, Verlag von Albert Kohler.

Die neue Weltanschauung. Beiträge zu ihrer Geschichte und Vollendung. 2.

Der Verfasser bezeichnet seine in dem kleinen Schriftchen kurz skizzierte Weltanschauung selbst mit dem Ausdrucke „pluristischer Positivismus“, weil sie einerseits von dem unmittelbaren Tatsachenmateriale, nicht von „Gedankendingen“, Atomen, Monaden u. s. w. ausgeht, anderseits aber nicht

wie die meisten Naturforscher alles auf eine mechanische Größe zurückführt, sondern Entwicklungsstufen unterscheidet, die durch physikalische, chemische, biologische, psychologische und soziale Hilfsgrößen analysiert werden. Der Grundgedanke ist zum Teil recht ansprechend durchgeführt, nur glauben wir, daß der Aufbau der Weltanschauung des Verfassers an allzu großer Künstlichkeit leidet.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der neue Kurs in der Philosophie. Eine Revision des Kritizismus von Dr. Paul Weisengrün. Wiener Verlag. Wien und Leipzig 1905.

Die kleine Schrift, die nur die Prolegomena eines dreibändigen Lehrgebäudes bilden soll, hofft von einer Erneuerung und Weiterbildung der Kantschen Erkenntnistheorie in dem Sinne, daß man bei jeglicher Ausschließung der Metaphysik auf psychologischem Wege über die Erkenntnistheorie hinausgelangen könne, eine Renaissance der Philosophie. Der Verfasser zeigt sich als scharfer Denker und geübter Dialektiker und weiß seine oft überraschenden Deduktionen gut zu begründen und ansprechend darzustellen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

The divine travail in nature, man and the bible as traced by science and the method of Christ. By John Coutts. London: National Hygienic Company, Publishers 1905.

Das Buch kann als charakteristisches, aber abschreckendes Beispiel für jene Spottgeburt der Kritik der Ergebnisse der Naturwissenschaft durch Theologen angesehen werden, wie sie ausschließlich in England zu gedeihen scheint. Auch Rev. John Coutts glaubt durch salbungsvolle Worte das ersetzen zu müssen, was seinen Ausführungen an Beweiskraft abgeht, ohne zu bedenken, daß er sich selbst dort, wo er sachlich Zutreffendes äußert, durch seinen unleidlichen Jargon selbst um alle Wirkung bringt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Von Dr. J. Petzoldt. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner.

Was der Verfasser fordert, indem er für die Tatsache, daß wir in unsern Schulen die große Masse der Mittelbefähigten auf Kosten der hervorragend Befähigten vorwärtsbringen, durch Begründung von Sonderschulen für die letzteren Abhilfe schaffen will, das entspricht in mancher Hinsicht den bekannten Bestrebungen des Mannheimer Stadtschulrats Dr. Sickinger, tut aber doch einen wichtigen Schritt konsequenter Weiterbildung darüber hinaus. Petzoldt erörtert sein Thema mit Umsicht und Objektivität nach allen nur möglichen Seiten, wie er denn zum Beispiel die Kostenlosigkeit der geplanten Reform bei ihrer Durchführung in größerem Stile zeigt oder nachweist, daß die Oberlehrerfrage nach seinem Rezept „ein freundlicheres Gesicht" bekommen würde. Durch eine genaue Analyse des Genies und des Talentes erreicht er psychologische Vertiefung.

Hans Zimmer.

Guido Adler, Vorlesungen über Richard Wagner. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Der Wiener Professor, ein Senior der Musikgeschichte, hat mit diesem Buch Gutes und Schwaches in eigentümlicher Mischung geliefert. Nicht als ob gegen eine verstandesmäßige Einordnung Wagners in die Musikgeschichte protestiert werden sollte; aber wir müssen darauf halten, daß mit feinerem philosophischen und psychologischen Rüstzeug verfahren werde. Begriffe wie die des Romantischen müssen plastischer geprägt werden, ehe man sie als Münze ausgibt. Wenn sich zu solchen Schwächen noch eine nicht eben vornehme Behandlung von Andersdenkenden gesellt, so kann der Gesamteindruck nicht angenehm sein, so gerne Referent die persönlichen Eigenschaften des verdienstvollen Universitätslehrers anerkennt. Vorsichtige Leser werden manchen Nutzen aus dem Buche ziehen. Dr. K. Gr.

Berlioz, Literarische Werke, Bd. III und IV. Leipzig 1904, Breitkopf & Härtel.

Zum erstenmal werden die Schriften des Franzosen in deutscher Gesamtübersetzung dargeboten, nachdem R. Pohl einen Teil von ihnen dem deutschen Publikum vermittelt hatte. Berlioz war ein Meister auch des sprachlichen Ausdrucks, und was den Inhalt dieser Briefbände betrifft, so weckt und fesselt er Interesse und Teilnahme wie nur irgendeine klassische Korrespondenz. Viele, die dem Tondichter noch kühl gegenüberstehen, werden sich durch seine Briefe veranlaßt fühlen, nähere Bekanntschaft und Freundschaft zu schließen. Ohne jede Uebertreibung: die Briefe eines Berlioz gehören dem eisernen Bestand der Weltliteratur an.

Dr. K. Gr.

Riemann, Handbuch der Musikgeschichte, I. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Das neue Unternehmen des bekannten Gelehrten verspricht, nach dieser ersten Probe zu urteilen, sehr viel Gutes, jedenfalls für die Zeit bis vor das neunzehnte Jahrhundert, dem eine Gelehrtennatur heute noch nicht beikommen kann. Der erste Band umfaßt Altertum und Mittelalter bis 1450; nach Form und Inhalt verdient die Darstellung fast uneingeschränktes Lob. Freilich wollen wir damit nicht etwa andeuten, daß wir uns dem kolossalen Wissen des Gelehrten über-

legen fühlten: aus solchen Büchern heißt es vor allem **lernen!** Dr. K. Gr.

Romantik und Gegenwart. Von Oskar Ewald. Erster Band: Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. Berlin 1904, Ernst Hofmann & Co.

Nicht ein literarhistorisches Werk suche man hinter diesem Titel, obwohl auch für die Literaturgeschichte allerlei Beachtenswertes abfällt. Der Verfasser hat in erster Linie die Kulturprobleme der Gegenwart im Auge. Da diese nun, wie er — offenbar zu einseitig — behauptet, von der Romantik abhängig ist, so sucht er das Wesen dieser Probleme durch die Untersuchung jener Quelle rein darzustellen. Alle münden in das gemeinsame Grundproblem des Individualismus, der auf den Gebieten des Staates, der Kunst, der Religion und der Erotik hier näher erörtert wird. Als Vertreter dieser vier Teilprobleme stehen im Vordergrund der Betrachtung Gentz, Grabbe, Lenau und Kleist. Das anregende, aber von willkürlichen Konstruktionen nicht ganz freie Werk, das nachdrücklich auf die Degenerationssymptome der gegenwärtigen Kultur hinweist, zeigt manche Vorzüge: gewandte Dialektik, Scharfsinn und Temperament, ästhetisches Feingefühl und philosophische Vertiefung. Br.

Novellen und kleine Dichtungen in Prosa. Von Charles Baudelaire. Uebersetzt von Margarethe Bruns, als der erste Band von Charles Baudelaires Werken in deutscher Ausgabe. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Nachdem im Verlag von Bruns schon zwei Baudelaire-Bände — der zweite und dritte — erschienen sind, liegen nunmehr die Novellen und kleinen Prosadichtungen in ausgezeichneter Uebersetzung vor. Zuerst „Die Fanfarlo“, wahrscheinlich die erste dichterische Prosaarbeit Baudelaires, sodann „Der junge Zauberer“, beide bemerkenswert durch Feingefühl, Phantasie, satte Farben, prächtige Bilder. Weit höher indessen stehen die kleinen Dichtungen in Prosa, Skizzen von erstaunlicher Kraft und Straffheit, voll sprühender Gedanken und plastischer Gestalten. Eingeleitet wird das Werk durch eine biographisch-ästhetische Abhandlung über den Dichter, die jedoch gar zu sehr Skizze geblieben ist. B.

Otto Ludwigs Erzählungskunst. Mit Berücksichtigung der historischen Verhältnisse nach den Erzählungen und theoretischen Schriften des Dichters dargestellt von Dr. Richard Müller, Ems. Berlin 1905, A. Kohler.

In eingehender Einzelforschung untersucht der Verfasser den künstlerischen Stil der Ludwigschen Erzählungen — Motive, Charaktere, Komposition, Darstellung, Mittel der Charakteristik — wie auch die theoretischen Arbeiten des Dichters, die sich mit der Technik des Romans befassen. Wird auch wohl im ersten Teil — wie in den Studien von Ludwig selbst — auf das Aeußerliche ein zu großer Nachdruck gelegt, so bietet das Buch doch manchen wertvollen Aufschluß über das Schaffen des Dichters und zugleich einen Beitrag zur Stilgeschichte der deutschen Erzählung. Br.

Der Immoralist. Roman von André Gide. Vom Autor genehmigte und von ihm durchgesehene deutsche Uebertragung von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Das Buch enthält ein paar geistreiche Bemerkungen, die an Nietzsche oder Wilde erinnern, ein paar hübsche Stimmungsbilder und gelegentlich auch eine psychologisch gute Beobachtung. Mehr Lob läßt sich ihm kaum spenden. Um als Kunstwerk gelten zu können, ist die Darstellung viel zu episodenhaft und formlos. Seinem geistigen Gehalt nach ist dies Werk voll Fäulnis und schlechter Instinkte. Die Uebersetzung ist nicht frei von Härten. Br.

Otto Weininger. Sein Werk und seine Persönlichkeit. Von Emil Lucka. Wien und Leipzig 1905, Wilhelm Braumüller.

Otto Weiningers Buch „Geschlecht und Charakter“ hat weitgehendes Interesse erregt, das vom lebhaften Beifall bis zum radikalen Widerspruch ging. Wer über das Wesen des jung verstorbenen Autors, der als Dreiundzwanzigjähriger durch eigne Hand endete, Näheres erfahren will und zugleich eine Darstellung der von ihm aufgeworfenen Probleme wünscht, greife zu dem vorliegenden Werk. Ein Freund Weiningers hat ihm hier ein Denkmal errichtet, ohne daß die Freundschaft ihn gegen Irrtümer blind gemacht hätte. Auch da, wo er Weininger zustimmt, wird er auf Gegnerschaft stoßen, aber doch bei Wohlwollenden der Anerkennung für seine gründliche Arbeit sicher sein. Br.

Das Steinmetzendorf. Eine Erzählung aus dem Erzgebirge. Von Viktor Fleischer. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 3.—.

In der vorliegenden Erzählung, einem Erstlingswerk, wird uns ein gediegenes Stück Heimatkunst aus einer wenig bekannten, doch durch ihre landschaftliche Eigenart und das Ursprüngliche ihrer Kulturverhältnisse eines nicht bloß flüchtigen Interesses würdigen Gegend unsers großdeutschen Vaterlandes dargeboten. Das Steinmetzendorf, in das

uns der Verfasser führt, liegt auf der böhmischen Seite des hier steil abfallenden, rauhen Erzgebirges; es hat seinen Namen nach dem in früherer Zeit von der Mehrzahl seiner Bewohner betriebenen, doch allmählich zurückgegangenen Handwerk. Zwischen den beiden angesehensten Steinmetzen des Ortes bricht aus kleinlicher Ursache ein erbitterter Zwist aus, der schließlich die ganze Gemeinde in zwei Parteien spaltet, zu Prozessen führt und mit dem Frieden auch den Wohlstand des Dorfes untergräbt. Unter den zahlreichen Figuren, die der Verfasser uns im Laufe der Erzählung mit treffender Charakteristik vor Augen stellt, nimmt unser besonderes Interesse der Sohn des einen Hauptbeteiligten in Anspruch, den mit der Tochter des andern von frühester Kindheit an trotz der Feindschaft der Väter eine herzliche Liebe verbindet und der von dem Ehrgeiz beseelt ist, über das Handwerk seiner Väter hinaus sich zur Bildhauerkunst zu erheben. Die Enttäuschung, die er in seiner Liebe wie in seinem Berufsstreben erleidet, treibt ihn nach dem Tode der Eltern aus der Heimat fort. Damit schließt das Buch, das als Beweis eines starken realistischen Talentes bezeichnet werden darf und von der weiteren Entwicklung des jungen Verfassers das Beste erhoffen läßt.

B—r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Ask-Embla, Frühlings-Märchen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Aßmanns Geschichte des Mittelalters von 375—1517. Dritte, neubearbeitete Auflage herausgegeben von Prof. Dr. L. Viereck. Dritte Abteilung, zweite Lieferung. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 7.—.

Beethoven-Studien von Th. von Frimmel. I: Beethovens äussere Erscheinung. Mit zahlreichen Abbildnngen. München, Georg Müller.

Binding, Dr. Karl, Der Zweikampf und das Gesetz. Dresden, Zahn & Jaensch. M. 1.—.

Bol, Krulle, und waren einst Sonnenkinder —. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Bourdeau, J., Poètes et Humoristes de l'Allemagne. Paris, Librairie Hachette et Cie. Fr. 3.50.

Brandé, Fred, Stimmungen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Büttner, Gerhard, Prinzessin Elfblauchen. Eine Märe in 12 Gesängen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Chwolson, Prof. O. D., Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot. Eine kritische Studie. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. M. 1.60.

Coutts, John, The Divine Inheritance as revealed in the Bible, Man and Nature and discerned by the Methods of Christ and of the Spirit. London, National Hygienic Company. 6/—.

Deutsches Taschenbuch für Abstinenten, mit Kalendarium 1906. Herausgegeben von Dr. F. Haft. Jena, F. Haft's Verlag. M. 1.20.

Engelhardt, Roderich von, Skizzen aus Spanien und Paris. Berlin, Bruno Cassirer. M. 4.50.

Erich, Fritz, Udo von Unkenstein. Ein Zyklus humoristisch-satyrischer Balladen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Eusebius, Ernst, Des Ignatius von Loyola Bekehrung. Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Felix, Karl Heinrich, Das Recht auf Glück. Lebensbilder in lyrisch-dramatischer Form. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Ferry, Der Hauptmann von Kapernaum im Olymp. Humoristische Erzählung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Francé, R. H., Das Liebesleben der Pflanzen. In farbigem Umschlag, reich illustriert, mit 3 bunten Tafeln. Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. M. 1.—; gebunden M. 2.—.

France, Charles A., Lieder eines Lothringers. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Frundsberg, Georg, Changeant! Novellen und Skizzen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Fuchs, Prof. Dr. Joh., Volkswirtschaftslehre. Zweite Auflage. Band 133 der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf.

Führer durch Madeira. Von Ronald E. S. Krohn. Mit zahlreichen Karten und Plänen. Berlin, Wilh. Baensch, A.-G. M. 3.—.

Gerhard, Adele, Die Geschichte der Antonie van Heese. Roman. Braunschweig, George Westermann. M. 4.50.

Goetz, Prof. Dr. Leop., Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Bonn, Carl Georgi. 80 Pf.

Goldscheid, Rudolf, Verelendungs- oder Meliorations-Theorie? (Probleme des Marxismus I). Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 60 Pf.

Goldschmidt, Ludwig, Baumanns Anti-Kant. Eine Widerlegung. Gotha, E. F. Thienemann. M. 2.80.

Grove's Dictionary of Music and Musicians. Edited by J. A. Fuller Maitland, M. A., F. S. A. In five volumes. Vol. II. London, Macmillan & Co. 24/—.

Hardt, Carl, Demetrius. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel, mit freier Benutzung des Schillerschen Fragments und einiger Szenen aus dem Russischen. Hamburg, H. O. Persiehl.

Hardy, E. G., Studies in Roman History. London, Swan Sonnenschein & Co. 6./—.

Hayward, Dr. F. H., Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Gustav Hief. Leipzig, A. Owen & Co. M. 1.60.
Hebbel, Friedrich. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von R. M. Weber. Vierter Band: Briefe, 1847—1852. Berlin, B. Behr's Verlag. M. 3.—.
Hirschfeld, Ludwig, Baukzeit. Sechs Wochen Heldentum. Leipzig, Arthur Cavael. M. 2.50.
Hofmann, Max, Ich liebe meine Einsamkeit. Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Homann, Walter, Zu spät! Braunschweiger Roman. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Horsten, Hans, Das Meer ist das Leben. Novellen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Ilgen, Pedro, Blütenwehen. Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Immanuel, Major, Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt. Heft 4 (Port Arthur). Berlin, Richard Schröder. M. 2.50.
Kaisenberg, Moritz von, Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot. Ein romantisches Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau v. Alvensleben und deren Tagebuch. Reich illustriert. Dritte Auflage. Leipzig, Schmidt & Günther. M. 5.—.
Kellermann, C. Alfr., Erinnerungen an Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel. Zu Freiligraths dreissigstem Todestage. Weimar, Hermann Grosse.
Kern, Otto, Goethe, Böcklin, Mommsen. Vier Vorträge über die Antike. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.80.
Kleinpeter, Dr. Hans, Mittelschule und Gegenwart. Entwurf einer neuen Organisation des mittleren Unterrichtes auf zeitgemässer Grundlage. Wien, Carl Fromme.
Klumker, Dr. Ch. J. und **Dr. Othmar Spann.** Die Bedeutung der Berufsvormundschaft für den Schutz der unehelichen Kinder, mit 11 farbigen Tabellen. Dresden, O. V. Böhmert.
Kobold, Prof. Dr. Herm., Der Bau des Fixsternsystems mit besonderer Berücksichtigung der photometrischen Resultate. Mit 19 Abbildungen und 3 Tafeln. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 6.50.
Kohler, Sylvester, Jansenismus und Cartesianismus. Eine Studie zur Geschichte der Philosophie und zur Kirchengeschichte. Düsseldorf, Schaubsche Buchhandlung. M. 1.50.
Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 3. Jahrgang. Heft 1 und 2 à 30 Pf. (pro Jahrgang 12 Hefte M. 2.80). Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung).
Krammer, Dr. Mario, Wahl und Einsetzung des Deutschen Königs im Verhältnis zueinander. Heft 2 des I. Bandes von „Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reichs in Mittelalter und Neuzeit. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. M. 4.—.
Krauss, Dr. Franz, Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz. II. Teil. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. M. 7.—.
Lombard, Louis, Lebenskunst eines Ehelosen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Methode Schliemann zur Selbsterlernung der Englischen Sprache. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Plane von London, einer englischen Münztafel und andern Beigaben. 1. und 2. Brief. Vollständig in 22 Heften. In Sammelmappe M. 22.—. Stuttgart, Wilhelm Violet.
Meyers Geographischer Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Lieferung 29 bis 40 (Schluss) à 30 Pf. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Misch, Robert, Uebermenschen. Drei Einakter. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie“. M. 1.50.
Reimérdes, Ernst Edgar, Die Nacht des Todes. Berliner Geschichten. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Sanctis, Dr. Sante de, Die Mimik des Denkens. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Joh. Bresler. Mit 44 Abbildungen im Text. Halle a. S., Carl Marhold. M. 3.—.
Scheibert, Dr. Carl Gottfried, Briefe eines alten Schulmannes. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 5.—.
Schnapper-Arndt, Dr. Gottlieb, Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von Dr. Leon Zeitlin. Mit Bildnis Schnappers. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. M. 6.—.
Sittlicher Verfall des deutschen Studententums. Mittel und Wege ihn zu beseitigen. Von einem deutschen Studenten. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Stein, Erwin, Nibelungen-Enkel oder Die Zukunft eines Volkes. Zeitroman. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Tage der Kindheit. Erinnerungen einer alten Frau (Caroline M.). Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Ungarische Dichtungen. In deutsche Sprache übertragen von Dr. Lajos Brajjer. Leipzig, E. Kempe. M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst

Aus der Zeit des bayrischen Ministeriums

Empfang des Sultans Juli 1867.

München, 24. Juli 1867.

Die Reise des Sultans durch Bayern machte mir viel zu tun. Anfragen in London und Paris führten zu dem Resultat, daß der Sultan am 25. in Nürnberg übernachten werde. Ich beantragte sofort bei dem Könige, er möge einen königlichen Prinzen abordnen und mich ebenfalls absenden. Dies wurde genehmigt. Ich telegraphierte nun an Ferad Pascha nach Aachen, zeigte dies an und offerierte ein Souper. Die Antwort lautete; daß der Sultan das Souper nicht annehme, da er die Stunde seiner Ankunft nicht bestimmen könne, dagegen sich freuen würde, den Prinzen zu sehen. Von Graf Pückler aus Koblenz kam die Liste der vierzig hoffähigen Türken, die an dem Souper teilzunehmen hätten. So war alles zur Reise bereit, und Hof und Stall wurden in Bewegung gesetzt, das Nötige nach Nürnberg zu schaffen.

*

25. Juli.

Nachdem die Vorbereitungen soweit getroffen waren, machte ich mich heute früh auf den Weg zur Eisenbahn, die Tasche voll Telegramme an die Regierungspräsidenten, Stadtkommandanten ꝛc., die ich dem Prinzen Adalbert zur Genehmigung vorlegte (er war zur rechten Zeit auf der Eisenbahn) und dann absandte. Um 6 Uhr stieg ich zum Prinzen in den Salonwagen. Wir unterhielten uns ganz gut. Der Prinz ist recht angenehm und war äußerst liebenswürdig. Seine politischen Ansichten zeugen von vielem Verständnis.

In Gunzenhausen wollte ich eine Tasse Kaffee trinken, fand aber auf dem Weg zur Restauration den Revierförster Geiger und mußte deshalb, da ich denselben, der halb blind war und seiner Augen wegen nach Nürnberg reiste, nicht vom Platz bringen konnte, wieder hungrig einsteigen. Hier fand ich nun den Prinzen vor einem Haufen von zwölf Würsteln, vielem Brot und einer Maß Bier. Er aß *alle* zwölf Würsteln! Mir wurde ganz flau vom Zusehen. Um 12 Uhr waren wir in Nürnberg. Den offiziellen Empfang hatten wir uns ver-

beten. So war außer dem Eisenbahnpersonal in Uniform niemand da. Der Prinz lud mich ein, mich zu ihm in den Wagen zu setzen. Das Volk begrüßte uns mit sehr freundlichem Hochrufen. Der Prinz war über diese Manifestationen sehr erfreut.

Um 1 Uhr war Diner, dem die Generalität beiwohnte. Nach Tisch war Siesta, wie der Prinz es nennt. Um 4 Uhr besahen wir das Schloß. Als der Prinz sich aber zu tief in die Marterkammern, unterirdischen Gänge 2c. vertiefte, verlor ich mich mit Moy [1]) und machte einen Spaziergang durch die Stadt, die auffallend belebt war. Ganz Franken war hierher mit der Eisenbahn gekommen. Als wir wieder auf die Burg in unsre Wohnung kamen, erhielten wir die Nachricht, daß der Sultan um 10 Uhr abends ankommen werde.

Demgemäß wurde die Abfahrt von der Burg um 9 Uhr festgesetzt. Moy und Graf Kreith fuhren voraus. Ich mit dem Prinzen in einem Galawagen nach.

Die Straßen waren voll von Menschen, Kopf an Kopf. Wir warteten im königlichen Salon. Pünktlich um 10 Uhr wurde das Zeichen gegeben, daß der Zug nahe. Bald kam er unter atemloser Spannung der Menge herein. Die Musik fing an zu spielen. Der Zug konnte lange nicht auf den richtigen Platz kommen, um dem Sultan das Aussteigen auf dem Teppich vor dem Prinzen zu ermöglichen. Unterdessen hatte das Publikum die Dächer der Waggons erklettert, um das Aussteigen mitanzusehen, zum großen Aerger des türkischen Gesandten in Berlin, der früher ausgestiegen war und dem diese Nürnberger Rücksichtslosigkeit sehr mißfiel.

Endlich konnte der Wagen geöffnet werden. Der Sultan, ein kleiner Mann mit schwarzem Bart und freundlichen schwarzen Augen, stieg aus. Der Prinz geleitete ihn in den Salon, hielt ihm dort eine stattliche Anrede in französischer Sprache, die Ferad Pascha übersetzte. Während der Anrede des Prinzen kratzte sich der Sultan den Bart und sah sehr gelangweilt aus. Erst als ihm Ferad die Rede übersetzt hatte, antwortete er sehr leise, worauf der Prinz wieder einige höfliche Worte erwiderte. Dann stellte uns der Prinz dem Sultan vor; als er meinen Namen nannte, reichte mir der Sultan die Hand, ich stand aber so weit, daß ich erst nach einem wie Bescheidenheit aussehenden Zögern die Hand ergreifen konnte. Nachdem die Vorstellung beendigt war, bestieg der Sultan den Wagen; erst wollte er Ferad im Wagen haben, der Prinz aber drang sehr artig darauf, die Ehre haben zu dürfen, mit ihm zu fahren, und Ferad, der in der Nähe sein muß, wurde nun sofort von mir eingeladen, in den nächsten zweisitzigen Wagen einzusteigen; ich setzte mich zu ihm, überließ Graf Zech, für die kaiserlichen Prinzen, die noch irgendwo in einem Waggon sitzengeblieben waren, zu sorgen und wollte fortfahren lassen. Nun erklärte aber Ferad Pascha, der premier chambellan müßte auch mit, so daß wir denselben zwischen uns einklemmten. Wir kamen durch die furchtbare Volksmenge endlich glücklich im Bayrischen Hof an. Die Leute waren ziemlich anständig, johlten nur bisweilen

[1]) Oberzeremonienmeister von Moy.

und guckten mit der größten Neugierde in die Wagen, waren natürlich desappointiert, wenn sie meine bayrische Uniform statt des erhofften Turbans zu sehen bekamen.

Im Hotel ging der Prinz mit dem Sultan in einen besonderen Salon. Ich wurde eingeladen, mich dazu zu setzen. Der Sultan saß auf einem Kanapee, hatte ein Bein untergeschlagen und unterhielt sich mit Ferad Paschas Hilfe mit uns. Bald darauf sagte der Prinz: „Ich denke, jetzt können wir gehen!“ Worauf dann allgemeiner Aufbruch war.

*

26. Juli.

Der Sultan hatte sich gestern entschlossen, bis heute mittag zu bleiben. Wir konnten also ausschlafen, was um so wünschenswerter war, als das Souper mit dem Prinzen Adalbert bis 1 Uhr gedauert hatte.

Um 11 Uhr fuhr ich mit Moy herunter. Wir besuchten erst Ferad Pascha, dann, als der Prinz nachkam, ging ich hinunter, um dem Abschiedsbesuche des Prinzen bei dem Sultan beizuwohnen. Der Sultan saß mit dem Prinzen auf einem Kanapee. Eine Türe, die auf den Balkon ging, war offen, so daß die Nachbarn und sogar einzelne aus dem Volk auf der Straße die Entrevue mit ansehen konnten. Der Prinz bat den Sultan, einen Augenblick auf den Balkon zu treten, um sich den Leuten zu zeigen.

Es wurde dann etwas Hoch gerufen, doch mehr aus Scherz als aus irgendwelcher Sympathie für den Sultan, die man auch den Nürnbergern in keiner Weise zumuten kann!

Die Konversation wurde wieder durch Ferad Pascha geführt. Der Sultan hat ein blasiertes, skeptisches, aber freundliches Wesen. Sehr viel Bewußtsein seiner Würde. Er macht ganz den Eindruck wie ein polnischer Gutsbesitzer. Sein Tarbusch ist anders als die, welche ich im Orient gesehen habe. Es scheint, daß die Mode sich geändert hat. Die jetzigen roten Mützen haben die Form umgestürzter kleiner Blumentöpfe und sind sehr häßlich. Er trug einen schwarzen Anzug wie ein protestantischer Pfarrer, der kleine Prinz von zehn Jahren ebenso. Auf dem Bahnhof, wohin wir uns nach dem Besuch begaben, wurde der kleine Prinz herbeigeholt und saß mit sehr ernster Miene vor Prinz Adalbert.

Hier dauerte die Konversation noch geraume Zeit. Endlich kam die Meldung, daß alles fertig sei. Der Prinz begleitete den Sultan bis an den Waggon, dort wurde Abschied genommen. Der Sultan gab auch mir noch die Hand, stieg ein, und nach einigem Zögern fuhr der Zug ab. Auf dem Weg vom Gasthof zum Bahnhof fuhr ich wieder mit Ferad Pascha. Ich fragte nach seinen politischen Eindrücken. Er meinte, man sei allgemein sehr friedlich gesinnt. Nur die schleswigsche Frage habe ihn etwas beunruhigt. Der König von Preußen habe sich aber in sehr friedlicher Weise geäußert.

Mir sagte er in seiner orientalischen Manier viel Schmeichelhaftes, daß er sich freue, „un des hommes les plus distingués de l'Allemagne“ kennen gelernt zu haben, wofür ich ihm dann die Erwiderung an den Kopf schleuderte,

daß ich sehnlich gewünscht hätte, „de faire la connaissance de l'homme d'état qui depuis bien des années avait pu conduire la politique de l'Empire ottoman avec tant de succès“. Schließlich beauftragte mich Prinz Adalbert, ihm ein Telegramm aufzusetzen, um dem König das Resultat unsrer Mission und die „remerciments sincères“ des Sultans auszusprechen.

Begegnung mit Napoleon III. im August 1867.

München, den 23. August 1867.

Nachdem mir durch den französischen Gesandten gestern der Wunsch des Kaisers Napoleon[1]) ausgesprochen worden war, mich hier auf dem Bahnhof zu sehen, und nachdem ich auch von dem König noch gestern abend den Auftrag erhalten hatte, den Kaiser und die Kaiserin in seinem Namen zu begrüßen, begab ich mich um 3/4 12 mittags auf den Bahnhof, um den Zug zu erwarten.

Dieser kam um die bestimmte Stunde. General Fleury fragte gleich, ob ich da sei, und ich wurde sodann, nachdem der Schlag geöffnet war, vom Kaiser eingeladen, hereinzusteigen.

Nachdem der Kaiser mich begrüßt und seine Dankbarkeit für Seine Majestät den König über den Empfang, den er in Bayern gefunden hatte, ausgesprochen, erwähnte er, daß er für Bayern noch lebhaftes Interesse fühle, da er hier seine Jugend zugebracht habe. Ich benutzte die Gelegenheit, ihn daran zu erinnern, daß er mir schon vor sechs Jahren in Paris diese Gesinnungen ausgesprochen habe, als ich die Ehre gehabt hätte, ihm vorgestellt zu werden.

Dann nahm er mich beiseite an eines der Waggonfenster und begann die politische Konversation mit den Worten: „Vous trouvez beaucoup de difficultés?“ Ich erwiderte, daß allerdings die Lage der Mittelstaaten eine schwierige sei. Dazu komme, fuhr der Kaiser fort, noch die Presse, worauf ich erwiderte: „La presse chez nous est encore très peu civilisée.“ Lachend antwortete er: „Oui, chez nous aussi elle n'est pas très civilisée.“

Dann fuhr er ernsthaft fort, er hoffe, daß der Friede erhalten werde. Er sei immer für den Frieden, die Menschheit bedürfe des Friedens, und der Gedanke, daß die Vergrößerung und Kräftigung eines Landes eine Drohung für einen Nachbarstaat sei, „est passée de mode“. Viel hänge freilich von Preußen ab. Die öffentliche Meinung in Frankreich sei leicht irritiert und es komme darauf an, ob Preußen den Norddeutschen Bund noch weiter ausdehnen wolle. Ich erinnerte nun daran, daß Bismarck selbst erklärt habe, er könne uns nicht brauchen. „Oui, M. de Bismarck,“ antwortete der Kaiser, „m'a aussi parlé avec beaucoup de modération, mais,“ fügte er lächelnd bei, „il prétend que ce sont les états du midi qui le forcent à aller plus loin.“

Ich erwiderte, daß dies Drängen nur von einer Partei ausgehe, und daß

---

[1]) Auf der Rückreise von Salzburg, wo vom 18. bis 23. August die Begegnung mit dem Kaiser von Oesterreich stattgefunden hatte. König Ludwig hatte den Kaiser am 17. August in Augsburg empfangen.

man sich im allgemeinen in betreff des Eintritts in den Norddeutschen Bund abgekühlt habe.

Dann sagte er, indem er mich halb fragend ansah: „Je regrette, que vous n'ayez pu former la confédération (oder union) des états du midi de l'Allemagne. Mais c'était impossible?“ — Ohne auf die Frage näher einzugehen, verwies ich auf die materiellen Interessen, die uns mit dem Norden von Deutschland verbinden, und bemerkte, daß die Abneigung gegen einen Süddeutschen Bund zum Teil ihren Grund in der Befürchtung fände, daß dadurch diese materiellen Interessen geschädigt werden könnten. Er wiederholte dann nochmals die Friedensversicherungen, und ich benutzte die Gelegenheit, zu sagen, daß eine Einigung von Oesterreich, Preußen und dem übrigen Deutschland und eine Allianz dieser Konföderation mit Frankreich jedenfalls das beste Mittel zur Erhaltung des Friedens und zum Schutze der Zivilisation sei. Was der Kaiser beifällig aufzunehmen schien, indem er sagte: „Oui, la civilisation est bien menacée.“ Er sprach noch von den Gefahren der sozialen Bewegung und brach daran das Gespräch ab.

Darauf kam die Kaiserin, die mir von meinem Bruder[1]) und meiner Schwägerin in Salzburg, von meiner Familie ꝛc. sprach, und daran eine längere Unterhaltung über die Urlaube der Minister knüpfte, bis der Kaiser kam und erinnerte, daß es Zeit sei abzureisen. Er bedauerte, nicht länger mit mir sprechen zu können, trug mir auf, dem König seinen Dank auszusprechen, worauf ich den Waggon verließ. Mit mir war noch im Waggon gewesen der französische Gesandte und seine Frau und Herr von Radowitz,[2]) der sich der besonderen Gunst des kaiserlichen Hofs erfreut. —

Unterredung mit Baron Beust.

6. November 1867.[3])

Baron Beust begann mit der Eröffnung dessen, was er in Paris und London erfahren, bemerkte, daß der Kaiser Napoleon die Idee eines Kongresses zur Regelung der römischen Frage noch immer verfolge, auch sei es nötig, den Kaiser darin zu unterstützen. Es werde nicht von einem Kongreß der katholischen Mächte, sondern von einem Kongresse aller Mächte gesprochen, welche katholische Untertanen haben. Er meinte, wir hätten schon eine Einladung erhalten, was ich verneinte. Es werde sich allerdings von den Geldmitteln handeln, die zur Unterhaltung des Papstes nötig seien, etwa einem obligatorischen Peterspfennig. Doch ließ er das wieder fallen und kam darauf auf die deutsche Frage.

Er erzählte, daß er mit Goltz in Paris eine längere Unterhaltung gehabt und diesen darauf aufmerksam gemacht habe, daß die deutsche Frage in einer Weise geregelt werden müsse, die den Franzosen den Vorwand zum Kriege nehme.

---

[1]) Dem österreichischen Obersthofmeister Prinzen Konstantin zu Hohenlohe.

[2]) Legationsrat an der preußischen Gesandtschaft.

[3]) Es war die erste Begegnung des Fürsten mit dem Grafen Beust. Siehe Graf Beust: „Aus drei Vierteljahrhunderten“, Bd. II, S. 138.

Die Vorstellung herrsche nun einmal, daß Preußen ganz Deutschland sich einverleiben wolle, und diese Vorstellung müsse man den Franzosen benehmen durch Bildung eines Süddeutschen Bundes, einer Konföderation oder Union. Die Form sei gleichgültig. Goltz habe sich damit einverstanden erklärt und diesen Zustand, dieses Projekt ein „provisorisches Definitivum" genannt. Beust gab zu, daß ein solches Arrangement nur mit der Zustimmung Preußens zu erreichen sei, denn Baden werde nur auf Befehl Preußens zustimmen. Varnbüler [1]) habe sich damit einverstanden erklärt, jedoch gegen ein süddeutsches Parlament protestiert. Beust schien darauf wenig Wert zu legen. Er meinte, die internationale Verbindung des Südens mit dem Norden bestehe schon durch die Schutz- und Trutzbündnisse und durch den Zollvereinsvertrag, es handle sich jetzt nur um die im Prager Frieden vorgesehene Einigung der süddeutschen Staaten unter sich. Er riet wiederholt dazu, die Sache zu überlegen, was ich versprach. Auf meine Frage, wie er sich das Verhältnis Oesterreichs dazu denke, sagte er, Oesterreich wolle daraus fernbleiben, da es glaube, dadurch die Sache zu fördern. Er behauptet, der Friede sei nur dann zu erhalten, wenn eine solche süddeutsche Vereinigung gebildet werde. Wenn wir deshalb Schritte in Berlin tun wollten, so werde er uns unterstützen. Es ist ungefähr die Idee eines Rheinbunds unter preußischem Protektorat, die hier wieder auftaucht. Bezeichnend war auch die Aeußerung, in Rom sei jetzt die revolutionäre Partei besiegt, [2]) die Regierungen in Europa hätten wieder mehr Macht, man müsse also jetzt die Gelegenheit benutzen und auch in Deutschland das revolutionäre Element bekämpfen.

Der Gedanke Beusts und des Kaisers Napoleon würde wohl in einer Union der süddeutschen Staaten in militärischer und diplomatischer Beziehung seine Realisierung finden.

Auf meine Frage, ob denn das bloße Abwarten diesen Zweck nicht ebenso erreiche, meinte er sehr eifrig, damit werde der Krieg nicht vermieden.

Es scheint, daß die entschiedene Absicht besteht, uns, wenn wir nicht gutwillig auf den Gedanken eingehen, bei der ersten Gelegenheit dazu zu zwingen.

Jedenfalls dürften vor allem in Berlin und Stuttgart Erkundigungen einzuziehen sein, was Bismarck davon hält und was Varnbüler zugesagt hat.

Bayern kann sich am Ende eine solche Union gefallen lassen, wenn damit kein wirklicher Bundesstaat gebildet werden soll. Ob Württemberg und Baden ihre Gesandten aufgeben wollen und süddeutschen Bundesgesandten die Vertretung ihrer Interessen zu übertragen geneigt sein werden, steht dahin. Auch die militärische Einigung hat noch keine großen Fortschritte gemacht und berechtigt zu geringen Hoffnungen.

---

[1]) Beust hatte eine Besprechung mit Varnbüler am 6. November im Eisenbahnzuge zwischen Bietigheim und Stuttgart. Nach einem Berichte des badischen Gesandten in Stuttgart hatte Beust gesagt, jedes Zeichen selbständigen Lebenstriebs der süddeutschen Staaten würde im Sinne des Friedens wirken.

[2]) Durch die Niederlage Garibaldis bei Mentana am 3. November.

Unterredung mit dem Prinzen Napoleon im Juni 1868.

München, 5. Juni 1868.

Gestern war ich bei dem Diner, welches der französische Gesandte dem hier durchreisenden Prinzen Napoleon [1]) gab. Anwesend waren außer dem Gefolge des Prinzen und dem Personal der französischen Gesandtschaft: Graf Castell, Graf Moy, General von der Tann, Herr von Schrenck, der österreichische und der italienische Gesandte.

Ich saß neben dem Prinzen. Während der Tafel sprach er von verschiedenen Gegenständen der inneren Verwaltung Bayerns, von der Zusammensetzung der Kammer der Reichsräte, von der Tätigkeit der Kammer, vom Budget u. s. w. Er schien sehr genau bekannt, und seine Fragen bezweckten nur die Bestätigung von dem, was man ihm schon früher gesagt hatte.

Nach Tisch im Lauf des Abends zog der Prinz mich beiseite und ließ sich auf ein tiefer eingreifendes politisches Gespräch ein.

Er sprach über Württemberg, das er genau kennt, erzählte, daß der Geist der württembergischen Offiziere sich eigentümlich geändert habe, daß die württembergischen Offiziere mißvergnügt seien, einer kleinen Armee anzugehören, und sich danach sehnten, Teile einer deutschen Armee zu werden.

Dann sprach er vom Zollverein, von den Gefahren, die in der neuen Organisation für die Selbständigkeit der einzelnen süddeutschen Staaten lägen, es sei kein Vertrag, sondern ein Verein, der uns zu Teilen eines größeren Ganzen mache; er erwähnte des bereits in der bekannten Depesche des Grafen Quadt berührten Vergleichs mit Belgien, schloß aber damit, daß nichts zu machen sei. Auch der Allianzverträge erwähnte er und bestritt die Gegenseitigkeit derselben. Er erzählte, er habe Bismarck gefragt, ob er den Casus foederis anerkennen werde, wenn einmal Bayern, um Tirol zu erobern, Krieg gegen Oesterreich anfangen werde, worauf ihm Bismarck geantwortet habe: „De droit oui, de fait non.“

Der Süddeutsche Bund sei früher möglich gewesen, jetzt nicht mehr. Württemberg würde nur zugunsten einer grande Allemagne auf seine Autonomie verzichten, nicht aber zugunsten Bayerns. Ja, wenn der König von Bayern alles aufs Spiel setzen, aufs Pferd steigen und mit Hilfe der Revolution den König von Württemberg und den Großherzog von Baden vertreiben wolle, dann sei es möglich, ein süddeutsches Königreich zu gründen, das an Oesterreich und Frankreich gute Alliierte haben werde. Nur eine zentralisierte Monarchie könnte die Trias begründen. Das sei aber ein gefährlicher Weg und dazu gehöre ein schon gereifter Monarch, der sehr populär in Deutschland und der sehr kühn vorzugehen entschlossen sei.

Auf die Kriegsfrage übergehend erlaubte ich mir ihm zu sagen, daß es mir

[1]) Prinz Napoleon hielt sich auf seiner Reise durch Deutschland vom 3. bis 5. Juni in München auf. König Ludwig hatte sich nicht entschließen können, ihn zu empfangen.

unbegreiflich scheine, wie man in Frankreich zum Krieg drängen könne. Niemand werde dabei gewinnen. Er gab dies zu, sagte aber, man müsse die Eigentümlichkeit des französischen Charakters in Anschlag bringen. Der Franzose könne nicht warten wie der Deutsche. Was er für zweckmäßig halte, das suche er sofort auszuführen. Die Stockung des Verkehrs sei groß, der Franzose glaube, daß die Beunruhigung nach dem Krieg aufhören werde; und da der gegenwärtige Zustand ihm unerträglich sei, so hoffe er zu Ruhe und Frieden und zur Geschäftshebung durch den Krieg zu kommen.

„Quant à moi,“ setzte er hinzu, „je trouve que la guerre est un immense malheur qu'il faut éviter à tout prix, elle n'aura que des conséquences funestes et vous serez perdus les premiers. L'unité allemande sera faite. Vous avez donc tout interêt à désirer la paix.“

Er sei übrigens überzeugt, daß Preußen den Krieg nicht wolle. Preußen könne nichts dabei gewinnen. Es habe keinen Grund, die Entwicklung Deutschlands zu überstürzen. Uebrigens, wenn er auch glaube, daß die Selbständigkeit der süddeutschen Staaten bedroht sei, so glaube er nicht, daß jetzt Gefahr drohe, der gegenwärtige Zustand könne noch lange Jahre fortdauern.

Durch das ganze Gespräch zog sich eine große Bewunderung für Bismarck und großer Respekt vor den preußischen Institutionen. Alles, was man von den inneren Schwierigkeiten der preußischen Lage sage, sei dummes Zeug und Uebertreibung. Er kennt die Schattenseiten des preußischen Wesens sehr genau, spricht den Süddeutschen mehr Talent, mehr Selbstgefühl und größeren Lebensgenuß zu, während der Norddeutsche sich nie Ruhe gönne und stets nach Gewinn laufe. Allein er legte großen Wert auf die merkwürdige Disziplin im preußischen Volk, auf das Heerwesen und die Verwaltung.

Schließlich sprach er vom König. Er sagte: „On dit que votre roi est charmant, qu'il a beaucoup d'esprit et de talent, mais il est timide?“ Ich erwiderte, daß ich deshalb bedaure, daß er ihn nicht kennen gelernt habe, doch sei der König sehr leidend gewesen und bedürfe der Bewegung in der Gebirgsluft, was er sehr natürlich fand.

Deutschland und die auswärtige Politik

In den vielen Rückblicken auf die Konferenz von Algeciras in der Presse aller Länder ist eines Umstandes viel zu wenig gedacht, nämlich des vorzüglichen Charakters der persönlichen Beziehungen, wie sie unter sämtlichen Delegierten ohne Ausnahme bis zum Schluß der Konferenz bestanden haben, einer Tatsache, die für die schließliche Verständigung nicht maßgebend, aber immerhin wesentlich erleichternd gewesen ist. Von den am Konferenztisch vertretenen Staaten hatten allerdings fünf ein enges Zusammenhalten verabredet, doch hat das keineswegs dazu geführt, die in Algeciras versammelte

Diplomatie auch nach der persönlichen Seite hin in Gruppen zu spalten. Außerdem waren die Gesichtspunkte für die durch eine gewisse Interessengemeinschaft verbundenen fünf Mächte und deren Vertreter keineswegs durchweg identisch. Für Frankreich war maßgebend, so abzuschneiden, daß dem Nationalgefühl kein Abbruch geschah und der Weg für die Zukunft so viel als möglich offen blieb. Den Russen war das Konferenzresultat an sich ziemlich gleichgültig. Ihnen lag an dem baldigsten Abschluß der Konferenz nur, um zu der Anleihe zu gelangen, die französischerseits bis „nach Algeciras" vertagt worden war. Italien hatte gleichfalls viel weniger Interesse an der Konferenz und an den durch sie behandelten Fragen als an der Beseitigung der politischen Spannung sowie jeglicher Konfliktsmöglichkeit. Denn Italiens Interesse gipfelte in seiner Rentenkonversion und in der Beseitigung aller dieses Vorhaben beeinträchtigenden Momente. Spanien hatte darauf zu achten, daß seine alten Interessen in Marokko durch die Konferenz oder durch internationale Konzessionen an Frankreich nicht zu sehr beeinträchtigt würden; England endlich mußte, nachdem die Wahlen mit jeder auf einen europäischen Konflikt abzielenden Politik gründlich aufgeräumt hatten, darauf bedacht sein, das Konferenzergebnis so zu gestalten, daß keine der beiden streitenden Parteien mit dem Gefühl schied, eine Niederlage oder eine schwere Schädigung ihrer Interessen erlitten zu haben. Das Schwergewicht der englischen Unterstützung freilich verblieb bei Frankreich.

Man sollte meinen, daß bei einer solchen Sachlage die Verständigung nicht sonderlich schwer gewesen sein könnte, zumal Deutschland für sich nichts begehrte, sondern lediglich nach Formen suchte, welche die Internationalisierung Marokkos als eine wirkliche und unantastbare zu verbürgen vermochten. Dem stand der Wunsch Frankreichs gegenüber, mit der Internationalisierung ein internationales Mandat an Frankreich verbunden zu sehen, — zwischen diesen beiden Polen hat die Verhandlung sich bewegt. Das Hauptinteresse an der Beschleunigung wie an der Beilegung hatten, wie gesagt, Rußland und Italien, die in Algeciras versammelte Diplomatie war mithin berechtigt, die entscheidenden Vermittlungsvorschläge von diesen beiden Mächten, nicht von Oesterreich und auch nicht von Amerika zu erwarten. Präsident Roosevelt war dem Konferenzgedanken nur beigetreten, um das Schwergewicht der Vereinigten Staaten zu dessen Gunsten in die Wage zu werfen und damit das Zustandekommen der Konferenz zu sichern. An dem Ergebnis sowohl wie an den beiden gegensätzlichen Standpunkten, die in Algeciras um Anerkennung rangen, hatte Amerika nur das Interesse, welches Präsident Roosevelt jüngst in die Worte: „Gleiches Recht für alle" gekleidet hat. Demgemäß hat auch sein Vertreter sich redlich bemüht, das Seinige zur Verständigung beizutragen und damit Europa von der Möglichkeit eines Konflikts befreien zu helfen, dessen voraussichtliche Gestaltungen auch Amerika nicht unberührt lassen konnten. Nachdem Artikel 17 der Madrider Konvention von 1880 allseitig im Sinne der deutschen Auffassung, daß in Marokko keiner Macht Vorzugsrechte eingeräumt werden dürften, angenommen worden war, stand Deutschland Frankreich gegenüber auf der Basis des uti possidetis und konnte daher

in Ruhe abwarten, welche Vorschläge schließlich seitens der beiden Mächte gemacht werden würden, denen an der Beschleunigung der ganzen Angelegenheit am meisten gelegen sein mußte. Rußland als Frankreich verbündete und Deutschland zu vielem Dank verpflichtete Macht hatte von jedem Gesichtspunkte aus Gründe genug, den Ausgleich beschleunigen zu helfen, und Italien war fast in einer Rußland parallelen Lage. Deutschland brauchte somit nur zu warten, bis diese beiden Mächte mit annehmbaren Vorschlägen kamen. Anscheinend aber hat schließlich in Berlin der Gesichtspunkt überwogen, daß unsre Interessen doch zu sehr prinzipieller und theoretischer Natur waren, um sich in Einzelheiten zu verbeißen und eine internationale Spannung noch weiter zu verlängern.

Die europäische Gesamtlage nach Algeciras hatte Fürst Bülow im Reichstage zum Gegenstande eines eingehenden Vortrages zu machen gedacht. Die Reden der einzelnen Parteiführer hätten ihm dazu noch hinreichend Anlaß geboten. Leider war es ihm für jetzt nicht mehr vergönnt, und es erscheint fraglich, ob der Kanzler sich bis zur dritten Lesung des Etats so weit erholt haben wird, um das wider Willen Versäumte noch im Mai nachholen zu können. Die Meinung, daß Deutschland die Marokkofrage habe benutzen wollen, um einen Konflikt mit Frankreich einzufädeln, ist schon durch unser Verhalten auf der Konferenz hinlänglich widerlegt. Der Reichskanzler hat zudem im Gegenteil am 5. April ausdrücklich jene Summe alter Beziehungen anerkannt, die Frankreich und Spanien politische Ansprüche in Marokko sichert, die wir dort nicht haben können. So kurz und präzis seine Rede war, so hat sie jedenfalls ausgereicht, um die Grundlinien der deutschen Politik in der Marokkofrage für jedermann verständlich und unwiderleglich klarzustellen, auch die Gründe, aus denen die Erledigung durch eine Konferenz dem zweifelhaften Ausgange einer direkten Verhandlung vorgezogen wurde. Es steht wohl fest, daß die direkte Verhandlung französischerseits nach der Entlassung Delcassés seitens seines Nachfolgers gewünscht und erwartet worden ist. Aber die Situation wäre nach dem Scheitern einer direkten Verhandlung unstreitig noch viel ernster geworden, auch konnten wir, nachdem wir Frankreich vorgeworfen hatten, daß es sich über die Konvention von 1880 mittels einer Separatabmachung mit England hinweggesetzt habe, unmöglich selbst in eine Separatabmachung willigen oder eine solche anstreben. Nach den Erklärungen des Kaisers in Tanger war dieser Weg wohl ohnehin nicht mehr gangbar.

Die Aeußerungen der französischen Presse bezeugen fast übereinstimmend, daß die Franzosen, obwohl die Grenze ihrer Wünsche recht weit zurückverlegt wurde, doch im ganzen von der Konferenz befriedigt nach Hause gegangen sind. Sie haben für die nächsten fünf Jahre international anerkannte Formen gewonnen, innerhalb deren sie bei der großen Rührigkeit des französischen Kapitals voraussichtlich mit Erfolg an der wirtschaftlichen Erschließung des Landes werden arbeiten können, — et interim aliquid fit. Ziemlich deutlich hat dieser Auffassung der frühere Minister des Auswärtigen Herr Hanotaux in einem Artikel des Pariser „Journal“ vom 8. April, den er mit seinem Namen gezeichnet hat, Ausdruck ge-

geben. Er sagt darin: „Die Konferenz von Algeciras habe genau gehalten, was man von ihr erwartete; sie habe den Frieden gesichert und dem europäischen Marokko, dem Marokko der Küsten und der Häfen, eine rudimentäre und provisorische Organisation gegeben, die es ermögliche, einige Jahre zu warten und zu sehen, was kommen werde. Frankreich habe ja anfänglich höher hinaus gewollt, aber die Angelegenheit war schlecht eingeleitet. Man mußte vom ersten Augenblick an stark ablassen und sich schließlich mit weniger begnügen." Mit Geduld und Kaltblütigkeit haben die französischen Delegierten ein Resultat, das Herr Hanotaux als ‚tel quel' hinstellt, aus einer halb verlorenen Sache gezogen. Die neue europäische Organisation von Marokko bezeichnet er als einen gemilderten Internationalismus. In dem Hause, das Frankreich beziehen wollte, habe Europa ihm und Spanien einen Stuhl angeboten. Beide Mächte müßten nun zusehen, wie sie auf diesem engen Sitz ohne Friktionen miteinander fertig würden. „Aber wie lange kann das dauern!" ruft er aus. „Die Polizei ist auf fünf Jahre organisiert, von jetzt in fünf Jahren: der König, der Esel — oder ich; anderseits können fünf wohl angewendete Jahre viel Gutes haben." Man werde vielleicht ein Bruchstück zivilisierten Lebens sich über diese bisher jedem Fortschritt widerstrebenden Gegenden ergießen sehen. Am Ende dieser Frist werde entweder das von der Konferenz begründete Regime funktionieren, dann sei alles gut, oder es werde seinen Zweck nicht erfüllen, dann werde man es umgestalten müssen. Hoffentlich werde Frankreich sich zum zweitenmal von den Ereignissen nicht überraschen lassen. Für den Augenblick sei die große Beruhigung, die sich nach einer langen Periode der Agitation von Algeciras über Europa verbreite, die erste unter andern Wohltaten. Hanotaux geht weiter und findet in dem Protokoll von Algeciras eine Ergänzung des russisch-japanischen Friedensvertrages von Portsmouth. Das Konferenzprotokoll mache der durch den russisch-japanischen Krieg herbeigeführten furchtbaren Krisis ein Ende. Eine Verschiebung der Kräfte habe in der Welt stattgefunden, deren Wirkung man nicht berechnen, deren Wichtigkeit man nicht ermessen konnte. Die Stärke des Gegengewichts, das die französisch-russische Allianz repräsentierte, war vermindert, das Gleichgewicht dadurch bedroht, man konnte alles befürchten. Dank der Weisheit der Völker und der Regierungen, dank einer glücklichen Mischung von Geduld und Entschlossenheit konnten die Katastrophen vermieden, die mehr oder minder schweren Fehler verbessert werden, kurzum, das wirkliche Resultat der Konferenz veredle sich in dem einen Wort ‚Friede'. Herr Hanotaux folgert sodann aus den Worten des Reichskanzlers vom 5. April, daß tatsächlich ein Konflikt der Prinzipien und der Ehre, gleichzeitig aber ein Konflikt der Interessen bestanden habe, und daß dies nur um so furchtbarer gewesen sei. Er geht dann auf die sympathischen Erklärungen des Lords Fitzmaurice im englischen Oberhause über und zieht daraus die Lehre, daß die Politik des liberalen Kabinetts die englischen Gesichtspunkte in den internationalen Beziehungen modifiziert habe. Die Konferenz von Algeciras habe neben ihrer öffentlichen und bekannten Arbeit eine geheime Arbeit hinter den Kulissen erleichtert, der man schon jetzt Rechnung tragen müsse und die eines

Tages an das Licht treten werde. Gewonnen habe dabei nicht nur die Politik der Versöhnung, die schließlich einem guten Gemüt entspringen könne, sondern die Politik des Gleichgewichts, die auf einem wohlüberlegten Kalkul der Interessen und der Situation beruhe. Von diesem Gesichtspunkt aus findet Herr Hanotaux die Intervention des Grafen Cassini und die historische Depesche des Grafen Lamsdorf bezeichnend und fast symbolisch. Durch dieses autoritative Auftreten (coup d'autorité) habe Rußland sich wieder in Reih und Glied der europäischen Angelegenheiten gestellt. Es habe gezeigt, wie schwer trotz allem die französisch-russische Allianz noch wiege. Eine Geste habe genügt, die Dinge wieder an ihren Platz zu bringen, und was erschüttert schien, wieder zu konsolidieren. Die Depesche des Grafen Lamsdorf habe zugleich die internationale Politik wieder auf ihre Achse gebracht. Sie habe die Autorität des Zweibundes, die man als négligeable ansah, wiederhergestellt, die Vergangenheit liquidiert und über die Zukunft entschieden. Herrn Hanotaux war bei Abfassung seines Artikels das Wort eines russischen Staatsmannes wohl noch nicht bekannt: „Alle Milliarden Frankreichs würden nicht ausreichen, um uns auch nur eine Scheinmobilmachung gegen Deutschland zu ermöglichen."

Was die Zukunft anbelangt, so versieht uns Herr Hanotaux mit einigen Andeutungen, wie sie sich seinem Geiste darstellt. Man möge sich nicht täuschen, schreibt er, daß auch diese Zukunft ihre Unruhen haben werde und selbst drohend werden könne, falls Klugheit und Weisheit die in andern Teilen von Europa sich bereits überstürzenden Ereignisse nicht aufzuhalten vermöchten. Die Balkankrise träte in eine neue Phase, aufständische Bewegungen würden mit dem Frühling bedrohlich. Die Frage des Trentino (Triest) und des Adriatischen Meeres beunruhige den Dreibund. Die von Algeciras heimkehrende Diplomatie finde zu Hause hochernste Gegenstände für ihre Beschäftigung. Herr Hanotaux, der bekanntlich der Vorgänger des Herrn Delcassé gewesen und vielleicht auch wieder einer seiner Nachfolger sein wird, wenn wir nicht zuvor, was das Wahrscheinlichere ist, Herrn Delcassé selbst in naher Zeit wieder am Quai d'Orsay einziehen sehen werden, zeichnet seinen Landsleuten demgegenüber folgende Politik vor. Frankreich könne jetzt mit Zinsen den Mächten den Beistand zurückerstatten, den sie ihm in kritischen Stunden gewährt hätten. Frei und entlastet von unmittelbaren Sorgen, mit umgrenztem Umkreise seiner Kolonialpolitik, nach Wiederfindung des Schwerpunktes der kontinentalen Politik und nachdem es sich der drohenden Umarmung der anglo-deutschen Rivalität entzogen habe, könne Frankreich nunmehr seinerseits für die Welt die beharrliche und nicht zu umgehende Arbeiterin der Harmonie und der Eintracht werden. Frankreich sei nicht mehr zu umgehen. Der Schluß des sehr merkwürdigen Artikels lautet: „Möge Frankreich durch die Herzlichkeit seiner Gesinnung für alle die Resultate der Politik des Gleichgewichts vollenden, die soeben mit Hilfe einiger triumphiert hat. Möge es in nützlichem Eifer und wirksamem Beistande Europa das zurückgeben, was es an guten Diensten, wenn sie auch etwas erzwungen waren, in Algeciras von Europa empfangen hat, und es wird auf seine Weise den klügsten

und geistvollsten Schluß eines Abenteuers herbeigeführt haben, in das es wider Willen gegangen und aus welchem es sich mit Ehren, aber ohne großen Nutzen herausgezogen hat.“ Soweit es möglich ist, aus dieser dicken Phrasenhülle einen Gedanken herauszuschälen, so ist es der, daß Frankreich seinen Freunden, die ihm in Algeciras Dienste geleistet haben, Gegenleistungen mit Wucherzinsen verspricht, und dabei ausdrücklich auf die Balkanländer, Triest und das Adriatische Meer verweist, also Gegenleistungen an Rußland und Italien, die sich jedenfalls nur auf Kosten der russisch-österreichischen sowie der italienisch-österreichischen Verabredungen vollziehen könnten. Von der Frage des Trentino setzt Herr Hanotaux ja ausdrücklich hinzu, daß sie den Dreibund beunruhige. Was er dabei nicht ausspricht, aber wohl voraussetzt, ist, daß Deutschland, für den in Algeciras empfangenen Beistand nicht weniger dankbar als Frankreich, auch an Oesterreich mit Wucherzinsen zurückerstatten werde, was es in Algeciras an Freundschaft empfangen habe. Er hat das Telegramm Kaiser Wilhelms an den Grafen Goluchowski vorausgeahnt.

Herr Hanotaux schweigt darüber, wie er sich das künftige Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland denkt. Er muß als ehemaliger Minister des Auswärtigen aber doch sehr bestimmte Anschauungen darüber haben, vielleicht er gerade um so mehr, als er nach langer Zeit der erste französische Minister war, mit dem ein Zusammengehen in Berlin in Aussicht genommen werden konnte. Die Antwort auf eine direkte Anregung, die seinerzeit in der portugiesischen Kolonialfrage erging, ist Herr Hanotaux schuldig geblieben, weil das Kabinett, dem er angehörte, wenige Tage darauf verschwand, aber sein Nachfolger Delcassé, der diese Anregung vorgefunden, hat es niemals für gut befunden, darauf eine Antwort zu geben. Soviel darüber bekannt, steht sie heute noch aus. Delcassé hat vielmehr vorgezogen, sich mit England zu verständigen, wobei der Umstand mitgespielt haben mag, daß auf diese Weise am besten einer Ausdehnung des russisch-japanischen Konflikts auf die beiden nächstbeteiligten europäischen Mächte, die Verbündeten der beiden Kämpfer, vorzubeugen war. Er wird auch ohne Zweifel England von der Bereitwilligkeit Deutschlands, in bestimmten kolonialen Fragen mit Frankreich zusammenzugehen, unterrichtet haben, und England hat darauf in die dargebotene Hand Frankreichs um so williger eingeschlagen, als die englische Politik und die öffentliche Meinung in England unter einem geradezu unerklärlichen, bis weit in die einfachsten Kreise gedrungenen Banne der Besorgnis vor der künftigen Bestimmung der deutschen Flotte stehen. Es ist das Alpha und das Omega der englischen Staatskunst, dieses Ungeheuer von Flotte für England unschädlich zu machen. Das konservative Kabinett hat das durch Allianzen und drohende Konzentrationen der eignen Machtmittel versucht, das liberale Kabinett wird uns auf dem Wege der Abrüstungsvorschläge beizukommen suchen. Es könnte für England wie für Frankreich gar nichts Willkommeneres geben, als der deutschen Flotte durch internationale Abmachungen ihren Maximalumfang vorzuschreiben, ungefähr wie Napoleon in Tilsit der preußischen Armee. Ist das erst bei der

Flotte gelungen und das Prinzip damit festgelegt, wobei man wegen der großen Kosten der Schiffsbauten auf die leicht impressionable öffentliche Meinung rechnet, so kann man es ja auch mit der Landmacht versuchen. Für Frankreich gäbe es kaum einen größeren Gewinn, als den Menschenzuwachs Deutschlands von einer Million jährlich durch eine internationale Begrenzung der deutschen Streitkräfte auszugleichen. In England sind sehr einflußreiche Kräfte in der Richtung auf eine internationale Abmachung bezüglich der Kontingentierung der Flotten tätig, und es sind schon jetzt Bemühungen im Gange, derartige Anträge für die nächste Haager Friedenskonferenz, wenn nicht für direkte Verhandlungen, vorzubereiten. Das Ziel solcher Anträge, die militärische Schwächung Deutschlands, entspricht gleichmäßig den gemeinsamen Interessen Frankreichs, Englands und Rußlands; Italien wird für derartige Wünsche im Gefolge der englischen und der französischen Politik gleichfalls leicht zu haben sein, nicht minder diejenigen kleineren Staaten, die unter dem Einflusse einer mehr oder minder demokratischen Volksvertretung stehen. Es kann also heute schon gar keinem Zweifel unterliegen, daß solche Anregungen, namentlich wenn sie im Gewande einer gewissen Mäßigung auftreten, eine Majorität auf jeder Konferenz und eine Zustimmung der öffentlichen Meinung in den meisten Ländern haben werden, einer teilweisen in Deutschland selbst. Um so notwendiger ist es, daß wir uns rechtzeitig Rechenschaft darüber geben, was unsre Wehrmacht für uns bedeutet; daß sie mehr ist als eine Kriegswaffe, sondern im Frieden eine große nationale Schule, deren Wert und Bedeutung gerade von englischer Seite neuerdings oft genug anerkannt und hervorgehoben worden ist. Selbst die deutsche Hilfeleistung in Courrières wäre ohne diese nationale Schule in solcher Weise nicht möglich gewesen.

Was die Flotte anbelangt, so beruht ihr Wert für die Nation, abgesehen von dem Schutz unsrer rapid anwachsenden Seeinteressen — gehen doch schon 70 Prozent des deutschen Handels über See —, zum nicht geringen Teil darin, daß die Flotte den linken, das Heer den rechten Arm des Vaterlandes bedeutet. Die großen Ausgaben für Schiffe und Hafenbau kommen doch sämtlich der deutschen Industrie und den deutschen Arbeitern zugute, und Deutschland ist bei einem richtigen Steuersystem finanziell durchaus in der Lage, eine Last zu tragen, die es vielleicht nicht zu einer weit ausholenden Offensive, aber zu einer ausreichenden Defensive zur See befähigt. Bekanntlich hat auch Napoleon III. gelegentlich mit Abrüstungsideen kokettiert, die schon damals, von dem dekorativen Beiwerk entkleidet, in der Furcht vor Preußen wurzelten, vielleicht in der Furcht vor dem *einen* Preußen, der ihn gründlich durchschaut und erkannt hatte. Abrüstungsvorschläge fremder Staaten sind zu nichts weiter bestimmt, als die Axt an die deutsche Eiche zu legen; die deutsche Antwort kann daher, wie höflich auch immer, nur eine rund ablehnende sein. Deutschland hat durch einen fünfunddreißigjährigen Frieden dargetan, daß es keinen seiner Nachbarn bedroht, diese Nachbarn haben daher auch keinen Anlaß, sich über die Waffen besorgt zu zeigen, die Deutschland zu seinem Schutz und zu seiner Erhaltung schmiedet.

Das vergangene Jahr hat uns gezeigt, wie leicht sich Koalitionen gegen das Deutsche Reich zusammenballen und daß unser Friede unter Umständen von der Gunst oder Mißgunst eines fremden Monarchen, dem Bestand irgendeines auswärtigen Kabinetts oder von der Amtsdauer eines fremden Ministers abhängt. Um so mehr haben wir allen Grund, unsre Grenzen unantastbar zu decken, und die hierfür aufgewendeten Mittel, so schwer sie auch mitunter scheinen, werden sich eines Tages gut bezahlt machen, wie sie sich vielleicht bereits im vorigen Frühjahr bezahlt gemacht haben. Ein auf seinen Lorbeeren eingeschlafenes Deutschland würde möglicherweise schon im Jahre 1905 die Beute einer feindlichen Koalition geworden sein.

Aber über eins vor allen Dingen wollen wir uns nicht täuschen: Die Herausforderung, die in dem Marokkohandel lag, sowie der ganze Verlauf desselben bis zum Schlußprotokoll von Algeciras, und wahrscheinlich noch weit darüber hinaus, haben für das Ausland die Bedeutung einer Stichprobe, was man uns wohl ungestraft bieten darf, wie weit wir Widerstand leisten und wie lange wir standhalten. Aus diesem Grunde war die Leitung unsrer auswärtigen Angelegenheiten durchaus im Recht, wenn sie für die Behandlung der Prinzipienfragen, um die in Algeciras gerungen wurde, eine unbeugsame Zähigkeit als das einzig richtige Mittel ansah, dem Auslande klarzumachen, daß mit Deutschland und Deutschlands Interessen nicht zu spielen sei. Nichts wäre schlimmer, als wenn im Auslande sich die Meinung festsetzte, daß Deutschland bei Verhandlungen internationaler Natur auf die Dauer doch die Geduld und die Standhaftigkeit verliert. Fürst Bülow hatte im Jahre 1904 rechtzeitig erkannt, daß man es auf eine solche Probe nicht ankommen lassen dürfe. Für ihn persönlich hat dann aber auch in der Haltung der andern Mächte, namentlich Englands, wie sie sich auch nach den englischen Wahlen in bezug auf die Unterstützung Frankreichs herausstellte, nichts Ueberraschendes und nichts Erschreckendes gelegen, auf ihn hat auch das Frühstück keinen Eindruck gemacht, mit welchem der König Eduard Herrn Delcassé in Paris beehrte. In Berlin ist man ohne Zweifel hinreichend unterrichtet über das Interesse, das der König den deutschen Verhältnissen, selbst bis nach Kiautschou, zuwendet, und von ihm auch dürfte die französische Politik wohl die Direktive empfangen haben, in Algeciras dilatorisch vorzugehen, mit der schließlichen Ungeduld in Berlin zu rechnen und den daraus sich ergebenden psychologischen Moment auszunutzen. Für Deutschland war der Zeitpunkt, bis zu welchem Rußland und Italien ihre Finanzoperationen allenfalls aufschieben konnten und an welchem sie spätestens notgedrungen mit Vermittlungsvorschlägen einsetzen mußten, ziemlich genau zu berechnen. In dieser Hinsicht hat in Berlin sicherlich keine Täuschung bestanden. Wenn dennoch dieser ziemlich nahe herangekommene Termin schließlich nicht abgewartet wurde, sondern Deutschland den österreichischen Vermittlungsvorschlägen folgte, so mag der Grund eben der gewesen sein, daß die Reichspolitik sich die Situation nach Algeciras durch Festhalten an Einzelvorschlägen lediglich taktischer Natur und damit durch Verlängerung und Ausdehnung der vorhandenen Spannungen nicht unnötig erschweren wollte.

Dies um so mehr, als die Situation in Rußland immer unberechenbarer wird. Eine Fortsetzung des autokratischen Regiments erweist sich dort als unmöglich und würde sehr bald zu neuen, schreckensvollen Ausbrüchen führen. Weitgehende Konzessionen wiederum würden voraussichtlich zur Folge haben, daß die neue Duma sich zu einem Konvent auswächst. Der Weg zur Selbsterhaltung für das Zarentum und für Rußland ist somit ausschließlich in einer gemäßigt liberalen, aber zugleich starken und kräftigen Monarchie gegeben. Es wird dabei weit weniger auf Maßregeln als auf Männer ankommen; ob diese in Rußland vorhanden sind, um eine solche Aufgabe mit Mut und Selbstverleugnung durchzuführen, ist eine Frage, die von vielen Kennern des Landes verneint wird. Hoffentlich zu unrecht. Für Deutschland kann nichts unerwünschter sein, als ein in seinen wirklichen monarchischen Grundlagen geschwächtes Rußland. Je weiter nach links der Schwerpunkt in Rußland rückt, desto größer wird auch die Neigung sein, die Anlehnung an Frankreich und England zu suchen und die slawischen Völker Oesterreichs in Bewegung zu bringen, während ein monarchisches Rußland ganz naturgemäß seine stärksten Stützen bei den Monarchien von Deutschland und Oesterreich suchen und finden wird.

Unverkennbar nimmt Rußland, wie dort auch die nächsten Entscheidungen fallen mögen, eine für die kommende Gestaltung der europäischen Politik sehr bedeutungsvolle Stellung ein, ungeachtet aller Schwächungen, die es durch den Krieg, durch die Revolution und durch die teilweise Auflösung aller staatlichen Bande erfahren hat. Deutschland hat nicht nur wesentlich dazu beigetragen, die Situation Rußlands durch den Friedensschluß sowie durch freundschaftliche Ratschläge bezüglich der inneren Lage zu erleichtern, sondern in Berlin bestand in erkennbarer Weise die Absicht, die Anlehnung an Rußland mit zum Pivot unsrer europäischen Aufstellung zu machen, allerdings zu einer Zeit, wo die Schrecken der russischen Revolution noch nicht in ihrem ganzen Umfange entfesselt waren. Durch die Depesche des Grafen Lamsdorf an den Grafen Cassini ist Rußland, wie Herr Hanotaux es vorsichtig ausdrückt, wieder in Reih und Glied getreten und es ist dafür in die Lage gebracht worden, mittels einer sehr teuern Anleihe die Kosten der letzten Jahre zu bestreiten, ohne irgendwelche Deckung für die Zukunft zu empfangen. Es ist nun nicht zu leugnen, daß, als Deutschland die anfänglich bekundete Geneigtheit zurückzog, seinen Geldmarkt dem russischen Bedürfnis zu eröffnen, nicht nur das eigne finanzielle Interesse, sondern auch eine berechtigte Verstimmung darüber mitwirkte, daß Rußland im Gegensatz zu Erwartungen, zu denen wir berechtigt waren, mit einer großen ostentativen Pose an die Seite Frankreichs gegen die von Deutschland unterstützten Vorschläge Oesterreichs getreten war in einer Frage, die erst dadurch begann, sich auf Zweibund und Dreibund zuzuspitzen. In einem Teil der Presse wird freilich behauptet, Deutschland habe in der vorläufigen Ablehnung russischer Anleihen gegen sein Interesse gehandelt, indem es Rußland damit auf Frankreich und England verwiesen habe. Hier liegt eine Verwechslung von Wirkung und Ursache vor. Rußland hat sich Frankreich in so ostensibler Weise genähert, ohne sich zuvor mit Berlin

ins Einvernehmen zu setzen, daß das in dem Augenblick, wo Rußland den deutschen Geldmarkt aufzusuchen gedachte, nicht nur eine große Ungeschicklichkeit, sondern fast eine Herausforderung war, wenigstens ein im geschäftlichen Leben außergewöhnlich auffälliger Schritt, auf den in Deutschland niemand gefaßt war. Daß hiernach die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung, Rußland in seinen finanziellen Nöten zu erleichtern, nicht mehr sehr groß sein konnte, ist durchaus begreiflich. Nachdem Rußland von dem Grundsatz Treue um Treue uns gegenüber zurückgetreten war, konnte es schwerlich verlangen, daß Deutschland bei diesem Standpunkt verblieb und sich an einem Finanzgeschäft beteiligte, dem der Firmenstempel des Zweibundes so deutlich aufgeprägt worden war.

Rußland hat außerdem auch noch eine inzwischen allerdings wieder rückgängig gemachte Einladung zur zweiten Haager Friedenskonferenz mit einem ebenso wichtigen als umfangreichen Programm ergehen lassen. Es ist zum mindesten außergewöhnlich, daß ein Staat, der so inmitten innerer Bedrängnisse steht wie Rußland, andre Nationen zur Beratung so schwieriger Völkerrechtsfragen auffordert. Die Einladung hatte auch in der Hauptsache wohl nur den Zweck, Rußland wieder „in Reih und Glied“ und als äußerlich unerschütterte Großmacht erscheinen zu lassen. Deutschland war von dieser Absicht nicht verständigt worden, hatte also an der Einladung ebensowenig Anteil wie an ihrer Zurückziehung vor dem panamerikanischen Kongreß. In dem Programmentwurf spielen Seerechtsfragen eine große Rolle. Es ist begreiflich, daß Rußland die nachteiligen Erfahrungen, die es völkerrechtlich im Seekriege gemacht hat, vor ein internationales Forum bringen und dort abgestellt sehen will, doch ist die Eile nicht recht verständlich, die es dabei an den Tag legt. Da an Fragen, die das Seerecht in Kriegszeiten betreffen, von allen Nationen England das meiste Interesse hat, so wird Rußland sich angelegen sein lassen, seine Wünsche so zu formulieren, daß sie die Zustimmung Englands finden. Hierher gehört namentlich die sehr ernste Frage, ob Lebensmittel und insbesondere Getreide als Kriegskonterbande ausgeschlossen werden dürfen. Bei den engen Beziehungen, wie der Weltverkehr, das Einfuhrbedürfnis eines Teiles der Nationen, das Ausfuhrbedürfnis eines andern Teiles, sie gestaltet haben, wird diese Frage von Jahr zu Jahr schwerer lösbar, d. h. es wird immer schwieriger sein, die Lebensmittelzufuhr völkerrechtlich auszuschließen und durch tatsächliche Maßnahmen zu verhindern. England hat an der Freigebung der Lebensmittelzufuhr vielleicht das größte Interesse. Seine Verteidigungsfähigkeit, sein Ausharren im Kriege hängt davon ab, man darf sagen, daß mit der Freigebung der Lebensmittelzufuhr England nahezu unbesiegbar wird. Außerdem erhält es die freie Verfügung über den großen Teil seiner Flotte zurück, den es sonst dazu verwenden müßte, die Lebensmitteltransporte nach Großbritannien zu decken. Da Rußland ohnehin kaum je in die Lage kommen kann, den Engländern die Lebensmittelzufuhr zur See in Kriegszeiten abzuschneiden, so wird es wahrscheinlich

bereit sein, England diese Konzession zu machen, um andres dafür einzutauschen. Nicht ohne Interesse wird es sein, zu beobachten, welche Staaten sich hierin Rußland anschließen werden.

Bemerkenswert ist eine Besprechung, welche die Londoner „Tribune“, das Organ des jetzigen Kabinetts, der Friedenskonferenz vor der Rücknahme der Einladung widmete. Es wies auf den großen Unterschied hin, der zwischen der ersten und der zweiten Friedenskonferenz bestehe. Im Jahre 1899 war es der Traum des jungen Zaren, den Krieg unnötig zu machen. Im Jahre 1906 beschränkte er sich auf den bescheidenen Ehrgeiz, dem Kriege einige seiner Schrecken zu nehmen, ihn mehr zu regulieren als zu vermeiden und das Völkerrecht so zu erweitern, wie das durch dringende Fragen, die während des russisch-japanischen Konflikts aufgetaucht sind, erforderlich geworden sei. Die neue Konferenz stehe daher unter dem Schatten der großen Tragödie und gehe an ihr Werk unter der Voraussetzung, daß große Kriege noch sehr wohl möglich seien und daß es sich nur darum handeln könne, ihren Spielraum einzuschränken und die Grundsätze festzulegen, die ihre Führung regeln sollen. Im Jahre 1899 handelte es sich darum, wie der Krieg zu vermeiden sei, heute handelte es sich darum, wie er zu führen sei, um Konflikte mit Neutralen zu vermeiden. Die „Tribune“ streift in ihren weiteren Ausführungen die Neutralitätsfragen für Handelsschiffe, wobei sie sorgfältig abwägt, was für England nützlicher sein möchte, und geht dann zu einem Ausdruck des Bedauerns über, daß in dem Programm eine große Unterlassungssünde begangen worden sei. Es sei darin der vierten Resolution der ersten Konferenz nicht Folge gegeben, die dahin ging, daß die Regierungen die Möglichkeit einer Uebereinkunft bezüglich einer Begrenzung der Streitkräfte zu Lande und zur See und der Flottenbudgets studieren sollten. Herr Bourgeois, der damals bezüglich der Reduktion der Rüstungen die Führung übernahm, regiere heute die auswärtige Politik Frankreichs, und Herr Campbell-Bannermann, Englands neuer Premier, habe seine Amtsführung mit der großen Rede in Alberthall eröffnet, in der er versicherte, in dieser Richtung tätig sein zu wollen, eine Versicherung, die er in seiner letzten Rede wiederholt habe. Wenn die „Tribune“ hier hinzufügt, sogar die deutsche Regierung sei der Idee einer stufenweisen und mäßigen Reduktion der Heeres- und Flottenausgaben für eine Versuchszeit auf dem Wege internationaler Uebereinstimmung nicht abgeneigt, so handelt es sich dabei zunächst wohl nur um eine theoretische Höflichkeit. Ungleich bemerkenswerter erscheint uns vielmehr die Hartnäckigkeit, mit der das ministerielle Organ bei der Versicherung verharrt, daß diese bedauerliche Unterlassungssünde der russischen Regierung sich jetzt in der elften Stunde nicht mehr reparieren lasse, aber vergessen solle die Dringlichkeit nicht werden. Der Haag sei nicht der einzige Ort, wo die Sache diskutiert werden könne! Manches könne in erster Linie durch private Verhandlungen unter den Regierungen geschehen. Die Massen in Europa seien einstimmig hinsichtlich dieses Prinzips, und die meisten Regierungen hätten es angenommen. „Es würde bedauerlich sein, wenn weitere sechs Jahre darüber hingehen sollten, ohne dieses Ideal der modernen

Demokratie zu verwirklichen." Inzwischen ist die Konferenz verschoben worden und ein neues Programm kann aufgestellt werden.

Es wird für deutsche Leser nicht ohne Wert sein, aus der Darlegung des ministeriellen Blattes zu ersehen, daß die britische Regierung allem Anschein nach zunächst den Weg vertraulicher Verhandlungen zu beschreiten gedenkt. Der Unterstützung Frankreichs wird sie, solange Herr Bourgeois Minister bleibt, dabei sicher sein. Der mit Herrn Bourgeois befreundete Baron d'Estournelles, wie die Leser der „Deutschen Revue" wissen ein Hauptverfechter der Abrüstung, hat im vorigen Herbst den Reichskanzler in Baden-Baden aufgesucht und von der Liebenswürdigkeit des Fürsten Bülow wohl jene höfliche Antwort empfangen, aus welcher die „Tribune" die Zustimmung Deutschlands macht. Was Rußland tun wird in dem Augenblick, wo es daran denken muß, sein Heerwesen zum Teil neu aufzubauen und von den Schlacken des japanischen Krieges zu reinigen, ist eine andre Frage, die damit steht und fällt, wie weit Rußland die allgemeine Wehrpflicht beizubehalten oder wirklich durchzuführen gedenkt. Es ist immerhin recht auffällig, daß das ministerielle englische Blatt für das „demokratische Ideal" der Abrüstung schwärmt, während es doch gerade England ist, das sich dem demokratischen Ideal der allgemeinen Wehrpflicht fortgesetzt versagt. Wieviel Soldaten sich England jährlich mieten will, kann es mit Leichtigkeit von dem Umfang der Geschäfte abhängig machen, die es in jedem Jahre zu betreiben gedenkt, ungefähr wie die Stärke des Geschäftspersonals einer großen Firma von der Konjunktur abhängt, der diese sich gegenübersieht. England hütet sich einstweilen ebenso vor der allgemeinen Wehrpflicht wie vor dem allgemeinen Stimmrecht. Die kontinentalen Nationen dagegen, für welche die allgemeine Wehrpflicht die Grundlage ihrer Existenz ist und die als Korrelat das allgemeine Stimmrecht eingeführt haben, können die Stärke ihrer Heere nicht nach einer wechselnden Konjunktur bemessen. Ihre Kriege werden Existenzkämpfe sein, zu denen sie den letzten Mann aufbieten müssen, und dieser letzte Mann muß so tüchtig ausgebildet sein, daß er den Zwecken seiner Verwendung mit Erfolg dienen kann. Deutschland hat aus seinem Heere, wie schon oben erwähnt, eine nationale Schule gemacht; es würde sich für Krieg und Frieden schwer schädigen, wollte es diese Schule einem Teil der Nation verschließen oder ihn nur mangelhaft darin ausbilden. Die Idee des russischen Kaisers, zuerst den Krieg abzuschaffen und danach die Rüstungen, ist jedenfalls ungleich logischer als die andre, die darauf hinausgeht, die Verteidigungsfähigkeit zu schwächen und am Tage des Kriegsausbruchs mehr oder minder hilflos zu sein. Zudem liegt für Deutschland mit seinem starken Bevölkerungszuwachs die Frage wesentlich anders als für alle andern Nationen. Selbst Bebel hat jüngst das System Scharnhorsts gepriesen, — auf diesem System Scharnhorsts steht das deutsche Heer. So großen Wert wir in Deutschland immerhin darauf legen mögen, durch internationale Abmachungen mit England wieder auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen, so dürfen diese Abmachungen nicht den Lebensnerv unsers Volkes, nicht die Bürgschaften unsrer Existenz berühren, die wir zuver-

lässiger als in Bündnissen und Koalitionen in uns selbst suchen und finden werden, solange Deutschland sich selbst und seiner großen Vergangenheit treu bleibt.

Es erübrigt, in diesem Zusammenhang noch ein Wort über Italien zu sagen. Italien ist seit mehr als einem Menschenalter von Deutschland verwöhnt worden. Ein unaufhörlicher Strom aus den gebildeten Ständen Deutschlands hat sich seit den siebziger Jahren über Italien ergossen, aus dem Arnim-Prozeß wurde Bismarcks Auffassung bekannt: „In einem neuen Kriege mit Frankreich ist Italien unser Verbündeter mit und ohne Vertrag." Zwischen den Höfen von Berlin und Rom bestanden die intimsten Beziehungen, die dann zum Dreibunde führten und durch diesen noch gesteigert wurden. Anfangs schien es, als ob das Band der Höfe den Thronwechsel in Italien nach dem Tode Umbertos überdauern würde. Aber allmählich ist die frühere Innigkeit langsam verblaßt und auch die diplomatische Intimität schwächte sich angesichts der wachsenden Hinneigung zu Frankreich in der italienischen Politik sichtlich ab. Wohl erfuhr der Dreibund eine Verlängerung nach der andern, aber es kam doch dahin, daß der Reichskanzler im Deutschen Reichstage Italiens „Extratouren" entschuldigend streifte und daß die Intimität der Höfe auch in der äußeren Form nicht mehr aufrechterhalten blieb. Eine Abmachung Italiens mit Frankreich ward schließlich zugegeben, ob sie auch inhaltlich oder wörtlich mitgeteilt wurde, bleibe dahingestellt. Schon 1904 war Italien in einer Situation, daß es als Briefkasten für Paris diente. Italien ist nach Algeciras gegangen, weil es sich einem deutschen Konferenzvorschlage füglich nicht widersetzen konnte, zumal in der marokkanischen Angelegenheit, sodann, weil ihm an nichts weniger gelegen war, als vor die Bündnisfrage gestellt zu werden. Italien will seine Rente konvertieren und kann dazu europäische Verwicklungen, die es an seine Bündnistreue gemahnen würde, nicht brauchen. Es war in Deuschland zur Genüge bekannt, daß Italien zur Konferenz nur im französischen Schlepptau komme. Freilich berührt der Dreibundvertrag die Marokkofrage nicht, aber um so weniger durfte Italien die ihm in diesem Falle belassene Freiheit des Handelns so auslegen, daß es sich einseitig auf die französische Seite stellte und dorthin auch den ganzen Strom seiner Sympathien in der Presse lenkte. Die Pariser Presse hat Italien dafür wenig Dank gewußt. Sie sprach zu Italien im Tone der Armeebefehle Napoleons I. „an die Könige, Fürsten und Marschälle" und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne Italien an „die Pflichten" zu erinnern, die es Frankreich gegenüber zu erfüllen habe.

Diese Tatsache bleibt bestehen. Italien hat die Grundlagen seiner politischen Stellung so verschoben, daß es in einem Streite zwischen Deutschland und Frankreich der Republik gegenüber Verpflichtungen hat und von ihr an seine Vertragstreue wiederholt gemahnt wird. Gehört die Marokkofrage nicht in die Ziele des Dreibundes, so gestatten doch wiederum die Zwecke des Dreibundes seinen Mitgliedern eine so weitgehende Intimität mit dem einen der vermutlichen Gegner nicht, namentlich in einer Gestaltung der Lage, wie sie in Algeciras war. Italiens größere Zuverlässigkeit stand dort bei Frankreich, und dieses machte kein Hehl daraus, daß es auf Italiens Treue einen vertragsmäßigen Anspruch erhebe.

Zur Entschuldigung des heutigen Kabinetts dient, daß der durchaus deutschfreundliche und dem Deutschen Reichskanzler persönlich befreundete Sonnino sich als durch die Abmachungen seiner Vorgänger gebunden bezeichnet, und in Berlin besteht ersichtlich die Neigung, dieses Plaidoyer auf mildernde Umstände anzuerkennen. Bei der Vesuvkatastrophe haben die Italiener sich sehr schnell erinnert, was die Sympathien Deutschlands für sie tatsächlich bedeuten. Deutschland hat sich nachträglich mit einer offiziellen Beileidskundgebung eingestellt, und der Kaiser hat eine geeignete Adresse für seine reiche Spende ausfindig gemacht. Aber die Italiener empfinden doch das Unterbleiben jeder kaiserlichen Kundgebung gegenüber ihrem Monarchen, und im Senat ist bereits eine Interpellation angekündigt, die der Regierung die Gelegenheit bieten soll, sich über ihr Verhältnis zu Deutschland auszusprechen. Es spielen hier allerlei Momente mit: vielen Italienern sind die deutschen Passagierdampfer an der Rivieraküste und im Golf von Neapel unsympathisch, ebenso die deutschen Expreßzüge, die deutschen Flaggen auf Capri. Der Hof selbst hat bei mehreren Anlässen mit voller Deutlichkeit zu erkennen gegeben, daß seine Sympathien den Deutschen nicht gehören, sondern mit der breiten republikanischen Strömung im Lande nach Paris ausmünden, obwohl diese republikanische Strömung das einzige Element im Lande ist, das die Monarchie als solche bedroht. Die zahlreichen Gegensätze Italiens zu Oesterreich sind ferner auch gerade nicht dazu angetan, die Situation zu vereinfachen.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob es für Deutschland richtig und angemessen sei, Verstimmung zu zeigen oder eine Politik der Verstimmungen zu treiben. Solche Fragen lassen sich nicht als Abstrakta bejahen oder verneinen. Italien war sowohl von dem offiziellen Deutschland als auch von den Deutschen mit einer konstanten Italienschwärmerei in hohem Grade verwöhnt, in einem Verhältnis, in dem Deutschland doch stets der gebende Teil blieb. Nach Algeciras aber war es doch durchaus notwendig, den Italienern gegenüber zum Ausdruck zu bringen, daß es so nicht weitergehen kann und daß in der Politik wie sonst im Leben Sympathien sich auf die Dauer nur erhalten lassen, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruhen.

„Was kann aus Südwestafrika noch gemacht werden?“[1])

Von

Generalmajor a. D. Leutwein,

vormals Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika

Die vorstehend gestellte Frage theoretisch zu beantworten ist nicht leicht, vielleicht aber auch wertlos, da möglicherweise die Praxis alle theoretischen Berechnungen über den Haufen wirft. Diejenigen, die diese Frage allein zu lösen vermögen, sind die Männer, die draußen ihre Arbeitskraft für sie einsetzen und die vielleicht über die Ratschläge, die man ihnen auf dem Papier sowie auf 2000 Meilen Entfernung gibt, lächeln werden. Indessen ist, wohl in Ueberschätzung meines Könnens und Wissens, der Wunsch an mich herangetreten, einen Beitrag zu dieser Frage zu liefern. Ich glaube nun nicht, nachdem ich einmal elf Jahre drüben habe an diesem Problem mitarbeiten dürfen, mich einem solchen Wunsche entziehen zu sollen. Also sei's gewagt!

Der Gang der Ereignisse hat es mit sich gebracht, daß das alte Südwestafrika tot und an dessen Stelle ein neues getreten ist. Ob letzteres ein besseres werden wird, wissen wir noch nicht, wir können es nur wünschen. Das aber wissen wir bereits ganz genau, daß wir um den Preis von 3- bis 400 Millionen Mark und das Leben von 1000 bis 2000 deutscher Soldaten von den drei wirtschaftlichen Faktoren, auf denen sich die Entwicklung Südwestafrikas aufzubauen vermag, nämlich den Bergbau, der Viehzucht und der Arbeitskraft der Eingeborenen, den zweiten ganz, den dritten zu zwei Drittel zerstört haben. Eingetauscht haben wir dagegen nur das übriggebliebene Besitztum der Besiegten, nämlich deren bisherigen Landbesitz. In der Tat, auch ein großer Optimist wird nicht behaupten wollen, daß wir mit unsrer Unterdrückung der Eingeborenen ein gutes Geschäft gemacht haben. Unser Trost bleibt daher nur, daß wir sie nicht frivol begonnen, sondern zu ihr gezwungen worden sind. Denn auch den einzigen Gewinn, den wir für unsre Opfer eingetauscht haben, nämlich den Landbesitz der Eingeborenen, können wir nicht verwerten, solange nicht auch der letzte von den Vorbesitzern zur Ruhe gebracht ist.

Und auch in letzterer Beziehung scheint es nicht zum besten auszusehen, wenn wir uns lediglich an das halten, was mein alter Freund, der Oberst von Deimling, in der Reichstagssitzung vom 19. März 1906 geäußert hat. Als pazifiziert können wir nur diejenigen Eingeborenen ansehen, die sich in unsern

---

[1]) Der knappe Raum gestattet hier nicht, eine erschöpfende Behandlung der zur Beantwortung dieser Frage gehörenden Vorbedingungen. Ich darf daher vielleicht diejenigen, die es interessiert, auf mein demnächst erscheinendes größeres Werk über Südwestafrika verweisen.

Händen befinden. Das ist gerade der Hauptunterschied zwischen europäischer und afrikanischer Kriegsführung, daß in Afrika nicht das Erfechten von Siegen an sich den Frieden herbeiführt, sondern lediglich die vollständige Unschädlichmachung des Gegners. Solange noch ein Mann des letzteren im freien Felde steht, ist er unser Feind, und zwar, je mehr von seiner Stammesgemeinschaft losgelöst, um so gefährlicher. Ein Staatswesen ist überall verletzbar, eine Räuberbande nur in jedem einzelnen Individuum. Und nun sind nach den Angaben des Oberst von Deimling von den auf 7000 waffenfähige Männer geschätzten Hereros bis jetzt 2700 in Gefangenschaft, von den etwa 3000 Hottentotten rund 800. Rechnen wir von den sonach noch übriggebliebenen Hereros 50 Prozent und von den übriggebliebenen Hottentotten 20 Prozent als Verluste ab, so würden bei den ersteren noch etwa 2000, bei den letzteren noch etwa 1600 im Felde stehen. Es dürfen aber auch weniger sein, ihre Zahl würde für das wirtschaftliche Gedeihen des Schutzgebietes immer noch zu groß sein.

Kein Land der Welt bedarf so sehr des Friedens als dasjenige der Viehzucht mit freiem Weidegang. Bei ihm ist jede Farm ein verletzbarer Punkt. Im richtigen Verständnis hierfür erklärt es Oberst von Deimling für nötig, jeder Farm eine Besatzung von sechs bis sieben Mann zu geben. Indessen ist auch das Geschäft, das wir mit dieser Maßnahme machen, für uns das denkbar schlechteste. Berechnen wir zum Beispiel den Unterhalt eines Reiters in Südwestafrika auf nur 3000 Mark jährlich, so würde die Besatzung einer Farm rund 20000 Mark kosten, während die Farm selbst vielleicht 6000 Mark einbringt. Billiger wäre es daher für das alte Vaterland, die Farmer auszubezahlen und nach Hause zu schicken. Außerdem aber ist mit einer solchen Besatzung die Sicherheit des Farmbetriebes noch nicht einmal gewährleistet. Auch wenn die Soldaten jahraus jahrein jede Nacht marschbereit bei den Viehherden biwakieren — was sie aber gar nicht aushalten können —, vermögen sie nicht das unvermutete Abtreiben eines Teiles der Herden zu hindern, ebensowenig bei einer etwaigen Verfolgung den Raub stets wieder zurückzuholen. Dazu sind die Eingebornen viel zu leichtfüßig und viel zu gewandt. Namentlich die Hottentotten hat Oberst von Deimling äußerst zutreffend charakterisiert, wenn er sagt, solche zu fangen sei gerade, als wenn man „Wasser mit der Hand greifen“ oder „Flöhe in einen Sack schließen“ wolle. Und ganz richtig zieht derselbe hieraus den Schluß, daß der Aufstand im Süden des Schutzgebietes noch eine lange Dauer haben werde.

Nun aber haben wir in Südwestafrika schon zahlreiche Aufstände niedergeschlagen und nie etwas von den jetzt auftauchenden Schwierigkeiten gehört. In der Vergangenheit sind die Aufstände sogar stets derart glatt erledigt worden, daß in der Heimat wie auch merkwürdigerweise im Schutzgebiet fraglos eine Unterschätzung des kriegerischen Wertes unsrer Eingebornen eingetreten war. Zu Beginn des Hereroaufstandes träumte man daher allerseits nur von leicht zu erringenden „Sedans“ und hatte für andre Erfolge wenig Verständnis. Abgesehen von dem Witbooiaufstand, der, weil durch Angriff von unsrer Seite

wie auch mit einem damals noch unabhängigen Stamm begonnen, eigentlich diesen Namen gar nicht verdiente, hatten wir seit 1894 in Südwestafrika folgende Aufstände niederzuschlagen:

1. 1896 Osthereros und Khauas-Hottentotten.
2. 1897 Afrikaner-Hottentotten.
3. 1898 Swartbooi-Hottentotten.
4. 1900 Grootfonteiner Bastards.
5. 1903 Bondelzwarts-Hottentotten.

Von diesen hat keiner über drei Monate in Anspruch genommen, und sämtliche endigten mit Entwaffnung der Stämme und der Erschießung der Rädelsführer, bei Nr. 1 bis 4 außerdem mit Internierung des Gegners. Von letzterem mußte nur bei Nr. 5 infolge des gleichzeitig ausbrechenden Hereroaufstandes Abstand genommen werden. Und mehr als dieses Ergebnis haben wir jetzt nach allen unsern Opfern militärisch auch nicht erreicht. Wir begnadigen die Mitläufer der Revolution nach Abgabe der Waffen und ächten die Mörder und Rädelsführer. Eigentlich haben wir, was die Abgabe der Waffen betrifft, jetzt weniger erreicht als früher. Nach Angabe des Oberst von Deimling haben rund 3000 gefangene Männer nur 500 Gewehre abgegeben. Das sei zu „Leutweins Zeiten“ auch schon so gewesen, meinte der Herr Oberst zum Trost. Da muß ich aber meinem verehrten Freunde widersprechen. Nur bei Nr. 1 „Ostherero s“ war die Sache zweifelhaft. Diese verloren sich nach ihrer Niederlage unter den andern Hereros, von denen einer so schwarz aussieht wie der andre. Da konnte man eben die Schuldigen nicht mehr herausfinden. Khauas, Swartboois, Afrikaner und Grootfonteiner Bastards haben dagegen ihre sämtlichen Gewehre abgegeben. Denn sie hatten sich nicht freiwillig gestellt, sondern wurden mit den Waffen in der Hand gefangen. Sogar die Bondelzwarts, die unter dem Eindruck des bereits ausgebrochenen Hereroaufstandes handelten, haben nach den amtlichen Listen — bei etwa 3- bis 400 waffenfähigen Männern — 289 Gewehre freiwillig abgegeben, mithin gleichfalls einen wesentlich höheren Prozentsatz, als wir ihn heute sehen. Daß stets einzelne Gewehre beseitigt werden, das vermag jedoch allerdings niemand zu hindern.

Als berechtigte Frage erscheint daher diejenige nach der Ursache dieser Erscheinung, die um so mehr auffällt, als vordem die Schutztruppe nur rund 5- bis 700 Mann stark gewesen ist gegen 14000 von heute. Sollten etwa Führung und Truppe heute so viel schlechter geworden sein? Das ist selbstredend ganz ausgeschlossen. Die derzeit in Afrika kämpfenden Soldaten haben sogar womöglich noch mehr Strapazen und Gefahren zu bestehen als ihre Kameraden aus früheren Zeiten — wenigstens sind die Verluste zurzeit viel höhere — und die derzeitige Führung noch mehr Schwierigkeiten zu überwinden als die damalige. Die Ursache dieser Verschiedenartigkeit liegt ausschließlich und allein in der Teilnahme von Eingebornen auf unsrer Seite gegen ihre Landsleute. Es ist eine unumstößliche Tatsache, die wir leider für eine kurze Zeit aus dem Ge-

dächtnis verloren hatten, daß man in Südwestafrika Eingeborne ohne die Mitwirkung Eingeborner im Kriege nicht besiegen, im Frieden nicht regieren kann. In beiden Fällen bedürfen wir ihrer mehr als sie uns. Dies sei mit einigen Worten erläutert.

Im Kriege verbürgen nicht nur stolze Heeresmassen den Sieg, sondern auch die Geeignetheit der fechtenden Truppe für die gegebenen Verhältnisse. Daher bedarf in dem weiten wegelosen Südwestafrika die Truppe Führer, die jede seitab des Weges liegende Wasserstelle kennen, sie bedarf scharfer Augen, um den verborgen hinter Klippen liegenden Feind zu entdecken, und endlich der Möglichkeit einer jederzeitigen Verbindung mit dem Feinde, will sie mit diesem überhaupt wieder ins reine kommen. Wir dürfen niemals vergessen, daß in den Kämpfen mit afrikanischen Aufständischen neben dem Feldherrn stets der Diplomat stehen muß. Nach jedem Sieg muß man die Aufständischen fragen können, ob sie noch weiterfechten oder sich unsern Bedingungen unterwerfen wollen. Andernfalls droht uns ein Krieg ins Unabsehbare. Alle diese Vorbedingungen zum endlichen Siege können uns nur eingeborene Hilfsvölker verschaffen. Sie kennen jede Wasserstelle, ihrem scharfen Auge entgeht nicht der verborgenste Feind, an welchen vielleicht der deutsche Soldat harmlos bis in die nächste Nähe heranreitet, sie endlich stellen die stets wieder zu dem geschlagenen Feind hinüberführende Brücke dar. Diese wertvolle Unterstützung hat uns während des jetzigen Aufstandes gefehlt. Das Vertrauen der Eingebornen war verschwunden, die noch im Juni 1904 auf unsrer Seite stehenden Bundesgenossen ließen uns im Stich und wurden bald selbst aufständisch. Man kann sich nur wundern, wenn unter solchen Umständen nicht ganze Kolonnen von uns zeitweise elend verdurstet sind. Klagen über Wassermangel haben wir allerdings mehr gehört wie in den früheren Feldzügen, so daß jetzt die Wasserarmut des Landes neuerdings in viel düstereren Farben erschienen ist, als sie es eigentlich verdient, man muß die Wasserstellen eben genau kennen. Denn in Südwestafrika kann man auf wenige hundert Meter Entfernung an der ergiebigsten Wasserstelle vorbeimarschieren, wenn man von deren Vorhandensein nichts weiß. Was dagegen das Fehlen eingeborener Bundesgenossen ganz auffällig hervortreten ließ, das sind unsre schweren Verluste an Patrouillen und vorgeschobenen kleineren Sicherheitsabteilungen. Meldungen, wie „1 Offizier, 4 bis 6 Mann tot“, sind fast durchweg auf Konto von solchen zu setzen, in der Regel herbeigeführt auf 20 bis 30 Schritt seitens eines dem deutschen Reiter unsichtbar gebliebenen Feindes. Das Bedauerlichste ist dabei, daß dann auch Waffen und Munition der Getöteten in die Hände des Feindes fallen und durch sie dann das Leben weiterer deutscher Reiter gefährdet wird.

Aber ebensowenig angenehm wie im Kriege würde auch im Frieden das Fehlen von Eingebornen sich fühlbar machen. Der aus Deutschland einwandernde Farmer kann nicht sein Aufsichtspersonal für die Viehherden mitbringen, desgleichen nicht der Frachtfahrer seinen Tauleiter, seinen Treiber und seinen Ochsenwächter und der Kaufmann nicht seine Kundschaft. Sie müssen

das alles im Lande vorfinden. Höchstens der Kaufmann kann für die fehlenden Eingebornen seinen Ersatz in weißer Kundschaft suchen, für die andern sind dagegen weiße Arbeitskräfte zu der Art der verlangten Dienstleistungen ungeeignet, aber auch zu teuer.

Einer der ältesten Ansiedler Südwestafrikas, Herr Hermann in Nomtsas, hat in seiner Broschüre: „Viehzucht und Bodenkultur in Südwestafrika“ [1]) u. a. folgendes ausgeführt:

„Es gibt ernste Männer, die glauben, daß der Prozeß der Unterwerfung der Eingebornen nicht schnell genug durchgeführt werden kann, wenn eine Kolonie einmal in Besitz genommen ist. Wenn so ein durch nichts veranlaßter Kampf schon in grellem Widerspruch mit den Anschauungen des modernen Christentums steht, so ist er, von rein materieller Seite betrachtet, auch ganz gegen den Vorteil des eindringenden Europäers. Krieg kostet Geld und Blut; ersteres ist zu Kulturzwecken viel besser angewandt, und warum will man denn so töricht sein, Menschen zu töten, wo es so sehr an ihnen gebricht?“ .... „Doch der Gouverneur kann nicht alles machen; in demselben Sinne, wie dieser das Land regiert, muß jeder Ansiedler seine Leute und die ihm benachbarten Eingebornen behandeln, dann geht alles gut.“ .... „Was nun die Behandlung der Eingebornen im einzelnen betrifft, so möchte ich hier an Herrn von Bülows treffende Worte erinnern: ‚Wer hier ins Land kommt, muß ein unbegrenztes Wohlwollen und eine nie endende Geduld mitbringen.‘ Damit ist keineswegs gesagt, daß man nun auch jede Ungehörigkeit oder Nachlässigkeit von seiten der Eingeborenen stillschweigend hinnimmt. Ganz im Gegenteil muß man jede Gelegenheit wahrnehmen, um sie zurechtzuweisen und zu erziehen. Es kommt nur alles darauf an, wie dies geschieht. Sogar eine leichte körperliche Züchtigung ist zuweilen sehr gut angebracht und für alle Beteiligten nützlich. Der Mensch muß aber die Erkenntnis haben, daß er gefehlt und die Schläge verdient hat, der Schlagende dagegen soll es vermeiden, in der Erregung zu züchtigen. Vieles Schlagen schadet mehr als es nutzt; ist diese ultima ratio ein- oder zweimal erfolglos angewandt, so ist es besser, man entläßt dies unverbesserliche Individuum und versucht es mit einem andern, das vielleicht besser einschlägt.“

„Vor allem muß der Ansiedler selber stets seine Pflicht tun. ‚Wie der Herr, so ’s Gescherr.‘ Ist der Herr träge und nachlässig, so sind es seine Leute sicher auch; ist der Ansiedler aber stets der erste auf den Beinen, der letzte im Bett, so werden die Leute allein durch dieses Beispiel schon angeeifert, und es bedarf nur selten böser Worte oder gar Schläge.“ ....

„Daß eine Menschenrasse, der anhaltende Arbeit bisher vollkommen unbekannt war, erst daran gewöhnt werden muß, ist doch selbstverständlich. Ich bin erstaunt, daß sich die hiesigen Eingebornen, sogar die selbstbewußten Namas, so leicht darein finden. Allerdings muß der Europäer immer dabei sein, und

---

[1]) Berlin W. 62 1902, Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke).

dies ist nicht immer sehr bequem. Im Aufsuchen und Einfangen verlaufener Tiere, im Einspannen ungebändigter Ochsen, Arbeiten, die ihnen von jeher geläufig sind, können die hiesigen Eingebornen Erstaunliches leisten." ....

„Und ich bin überzeugt, daß sich unsre Eingebornen unter der Führung des weißen Mannes, als dessen Diener, wohler befinden werden als heute. Dies vollzieht sich aber am besten in aller Stille auf friedlichem Wege. Der Kaufmann macht den Mann erst arm, und der Ansiedler gibt dem Hungernden dann Arbeit. Wollte man diesen Hergang auf gewaltsamem Wege beschleunigen, so könnte der Fall leicht eintreten, daß es an Arbeit fehlt und die vielen Hungernden zum Diebstahl gezwungen werden."

„Einem von seiner höheren Würde stark überzeugten Europäer ist es oft sehr unangenehm, wenn ein Eingeborner es versucht, sich ihm gleichzustellen. Sie sprechen dann von Humanitätsschwindel und verlangen, daß den Eingebornen ihre untergeordnete Stellung besser eingeprägt wird. Ich weiß nicht, was ich lächerlicher finden soll, den vergeblichen Versuch des Eingebornen oder den leicht verletzten Stolz des Europäers.[1]) Ich habe stets gefunden, daß man durch einige freundliche Worte und bei Vermeidung verletzenden Benehmens gegen die Angesehenen unter den Eingebornen mehr erreicht als durch kostspielige Gewaltmittel."

Das sind beherzigenswerte Worte, angesichts deren es nur um so mehr zu bedauern ist, daß der, welcher sie geschrieben, gleichfalls dem Aufstand zum Opfer fallen mußte, und zwar durch die Hand seiner eignen Dienerschaft. Das beweist aber nichts gegen die letztere, sondern nur die Tatsache, wie schwer vorauszusehen ist, wo eine einmal entfesselte Empörung Halt machen wird. Nicht aus Haß gegen ihren stets wohlwollenden Herrn haben jene Eingeborne gehandelt, sondern aus Habsucht. Sie wollten selbst Besitzer der schönen Schafherde werden, die sie bis jetzt bloß hatten hüten dürfen, und glaubten dies ungestraft tun zu können, nachdem sie seitens ihres Kapitäns (Witbooi), der die Fahne des Aufruhrs erhoben hatte, keine Strafe mehr zu befürchten brauchten. Die Strafe seitens des weißen Mannes dagegen fürchteten sie nicht, da sie mit Recht glaubten, sich ihr leicht entziehen zu können. Denn seinem Kapitän entgeht ein eingeborener Verbrecher, wenn ihn jener überhaupt ernstlich strafen will, nicht; der weißen Polizei vermag er dagegen in den zahlreichen Schlupfwinkeln des Landes lange ein Schnippchen zu schlagen. So hat zum Beispiel in den Jahren 1900 bis 1903 in den Gebirgen des Bezirks Otjimbingwe eine eingeborene Räuberbande ihr Unwesen getrieben und den Farmbetrieb im weiten Umkreise gestört. Keine der gegen sie entsandten weißen Patrouillen vermochte etwas gegen sie auszurichten. Endlich im Jahre 1903, kurz vor dem Bondelzwartsaufstand, ließ ich mir durch Kapitän Witbooi zwanzig seiner besten Leute zur Verfügung stellen. Diese unter Führung eines deutschen Reiteroffiziers (Leutnant

---

[1]) Das ist der Standpunkt eines wirklich vornehmen Mannes. Der Weiße soll sich nicht besser dünken als der Eingeborne, sondern er soll dies beweisen.

Müller von Berneck), der imstande war, Tag und Nacht im Sattel zu sitzen, hoben in etwa sechs Wochen die ganze Räuberbande aus, obwohl das Gelände auch den Witbooireitern unbekannt gewesen war. Aber auch eines Beispiels für die Ueberlegenheit der Eingebornen als Pfadfinder in Kriegszeiten erinnere ich mich, und zwar aus dem Jahre 1894 in der Naukluft. Dort diente mir bei Gelegenheit ein deutscher Reiter als Führer, der den Weg tags zuvor gemacht hatte, sich aber trotzdem gründlich verirrte. Nun nahm ich einen Eingebornen, der den Weg noch gar nicht gekannt hatte, und dieser führte mich zum Ziele.

Der vorstehende Rückblick in die Vergangenheit war für den Ausblick in die Zukunft erforderlich. In verständlicher Empörung über die Untaten der Eingeborenen zu Beginn des Aufstandes war damals die öffentliche Meinung sowohl im Schutzgebiet wie in der Heimat geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man sprach nur noch von Vernichtung der Eingebornen und sah sogar scheel auf die wenigen eingeborenen Bundesgenossen, die uns zu Beginn des Hereroaufstandes noch treu geblieben waren. Eine etwaige Verhandlung mit den Aufständischen, um diese nach gebührender Bestrafung wieder auf den Boden des geordneten Staatswesens zurückzuführen, wurde dagegen als Todsünde betrachtet. Dies alles in der Voraussetzung, daß die Vernichtung der Eingebornen für deutsche Soldaten nur ein Kinderspiel wäre. Denn bis jetzt hätte sich der Gouverneur eigentlich nur aus Sentimentalität zu sehr auf die Mitwirkung von Eingebornen gestützt, wie auch infolgedessen zum Teil „faule Frieden“ geschlossen, während er es gar nicht nötig gehabt hätte. Sogar die bereits in Friedenszeiten angeordnete Heranziehung von Eingebornen in unsern Dienst als Soldaten wie als Polizisten wurde dem Gouverneur zum Vorwurf gemacht. Man hatte total vergessen, daß große Weltkolonialreiche nur dadurch hatten ihren Bestand sichern können, daß sie die Urbevölkerung einerseits ihrer Sache dienstbar zu machen, anderseits aber auch für dieselbe zu gewinnen verstanden hatten. Sehen wir uns zum Beispiel das jüngste Weltreich an, nämlich das britische. Dort hat die letzte Zählung rund 400 Millionen Bewohner festgestellt, davon nur 54 Millionen Weiße. Es ist undenkbar, daß diese 15 1/2 Prozent Weiße lediglich mit einer Unterdrückungs- und Gewaltpolitik das Riesenreich zusammenzuhalten vermöchten. Eine Macht, die nur mittels solcher zu arbeiten imstande wäre, die sollte zu Hause bleiben und das Kolonisieren andern überlassen.

Unter dem Eindruck der Opfer, die dann die uns aufgezwungene Gewaltpolitik in Südwestafrika erfordert hat, begann indessen auch bei uns die öffentliche Meinung allmählich wieder umzuschlagen. Die Kolonialverwaltung, die früher wegen ihrer angeblich allzu wohlwollenden Eingebornenpolitik angegriffen worden ist, muß sich jetzt sogar das Gegenteil sagen lassen. So habe ich mit Interesse die Rede des Abgeordneten Storz in der Reichstagssitzung vom 24. März gelesen. In dieser wird die Regierung angegriffen, weil sie auf dem Boden der Rechtsprechung „für die Neger einen Zustand der Willkür geschaffen habe. Die Eingebornen seien den deutschen Behörden gegenüber wahre Sklaven“. Da

erscheint es denn doch angezeigt, den Herrn Reichstagsabgeordneten auf die kurz vor Ausbruch des Aufstandes erhobene Forderung des Deutschen Kolonialbundes zu verweisen, es solle vor Gericht die Aussagen von sieben Eingebornen erst derjenigen eines Weißen gleichzuachten sein, eine Forderung, die naturgemäß seitens der Ansiedler Südwestafrikas mit Beifall begrüßt worden ist. Widersprochen aber hat ihr auch in der alten Heimat niemand. Ferner möge der Herr Reichstagsabgeordnete die Broschüre von Dr. Hesse: „Die Schutzverträge in Südwestafrika" lesen und sehen, welche Rechtsanschauungen den Eingebornen gegenüber dort entwickelt sind. Auch wo diese Boschüre in der Oeffentlichkeit eine Beurteilung gefunden hat, ist dies zustimmend geschehen. Mir scheinen sich daher die Vorwürfe des Herrn Reichstagsabgeordneten an die falsche Adresse zu richten. Denn nicht die Kolonialverwaltung hat jemals versucht, die Eingebornen auf dem Boden der Rechtspflege irgendwie zu beeinträchtigen, sondern ein Teil unsrer öffentlichen Meinung hat dies zu tun empfohlen. Letztere hat überhaupt in bezug auf Eingebornenbehandlung fortgesetzt zwischen zu weitgehender Milde und zu großer Strenge hin und her geschwankt. Wurde ein Weißer auf Grund von Aussagen Eingeborner verurteilt, so riskierte man einen Angriff, weil man den Aussagen eines „verlogenen, schmutzigen Negers" überhaupt Beweiskraft beigelegt hatte, trat das Umgekehrte ein, so war man inhuman.

Was die Sache selbst anbelangt, so hat sich die Kolonialverwaltung in Südwestafrika wenigstens in die Rechtspflege der Neger unter sich nie eingemengt. Schwierig war nur, den richtigen Weg zu finden, wenn die Parteien aus Weißen und Eingebornen bestanden. In solchem Falle konnte naturgemäß nur das Gesetz der Weißen zugrunde gelegt werden. Indessen war dem Richter zur Pflicht gemacht, den Rechtsanschauungen der Eingebornen gleichfalls Rechnung zu tragen. Aber auch mit diesem geringen Spielraum zugunsten der Eingebornen waren manche Weiße, die in diesem nur ein zu unterdrückendes Objekt sehen, nicht zufrieden. Um so erfreulicher ist es, wenn man auch künftig in den maßgebenden Kreisen des deutschen Volkes, und diese sind im Reichstag verkörpert, die Eingebornen nicht als quantité négligeable betrachten will. Denn die künftige Entwicklung Südwestafrikas hängt mit von der Art und Weise ab, wie uns die Lösung der Eingebornenfrage gelingen wird.

Als ich gleich bei Beginn des Hereroaufstandes die Ansicht vertrat, daß wir auch ferner eine eingeborene Regierung nicht zu entbehren vermöchten, unbeschadet, welchen Namen wir ihr geben, wurde dies allseits mit ungläubigem Staunen aufgenommen. Und doch muß ich dabei verbleiben. Wenn die Eingebornen auch künftig als Stammesverbände aufgelöst und politisch machtlos sein werden, so sind sie darum doch nicht ungefährlich. Gleichviel, ob wir sie in Lokationen oder in Reservate eindämmen, ihre Flucht aus diesen, um ein frisches, fröhliches Räuberleben zu beginnen, wird niemand hindern können. Wollen wir dann hinter jedem Flüchtling weiße Polizei herschicken, werden wir ihn schwerlich wiederbekommen. Können wir dagegen einem Werftvorstand bei

Strafe die Pflicht zu dessen Einlieferung binnen eines bestimmten Termins auferlegen, so haben wir alle Aussichten, seiner wieder habhaft zu werden. Von seiner eignen Obrigkeit läßt sich der Eingeborne überhaupt lieber schlecht als von der weißen gut behandeln. Die Masse beherrschen wir daher am besten mit Hilfe der ersteren. Auch können die weißen Beamten sich nicht um jeden Zank der Eingebornen unter sich kümmern, sie können deren Personenstand nicht kontrollieren, ihre Geburten, Sterbefälle und Trauungen nicht registrieren. Alles dieses muß der eingeborenen Obrigkeit bezw. der Mission überlassen bleiben. Ueberhaupt werden wir bei der Neuordnung der Verhältnisse unter den Eingebornen gut tun, uns tunlichst der Mitwirkung der Mission zu versichern. Selbstredend können die künftigen Werftoberhäupter nicht mehr Kapitäne in dem bisherigen Sinne sein, sondern nur seitens der Regierung eingesetzte und bezahlte Beamte. Sonst aber muß unser Wahlspruch künftig sein, für die politische Entrechtung der Eingebornen um so mehr Schutz dem einzelnen Individuum zu gewähren, dessen Zufriedenheit mit seinem Lose und dessen Arbeitskraft wir uns auch ferner erhalten müssen.[1]) Ein sanfter Zwang zur wirklichen Arbeit wird dabei gar nichts schaden. Aber auch hierzu sowie zum Austausch der Arbeitskräfte mit den weißen Arbeitgebern bedürfen wir einer eingeborenen Obrigkeit. Wollen wir jedoch aus irgendeinem Grunde künftig diese Politik der Versöhnung nicht betreiben, so täten wir am besten, unsern Eingebornen nach dem Beispiel der Kapkolonie gleich das volle Bürgerrecht zu verleihen. Mit andern Worten, wir müssen in Südwestafrika entweder die beiden Rassen trennen, indem wir die eine in Gebiete eindämmen, deren Betreten der andern verboten ist, oder wir müssen sie nach englischem Vorbild einander gleichstellen. Andernfalls kommen wir dort nicht wieder zur Ruhe, höchstens zu derjenigen des Kirchhofs.

Haben wir so auf die eine oder die andre Weise uns den einen Faktor zur wirtschaftlichen Entwicklung des Schutzgebietes, d. h. die noch vorhandenen eingeborenen Arbeitskräfte, wieder nützlich gemacht, können wir auch an den Neuaufbau der beiden andern, der Viehzucht und des Bergbaus, herantreten. Süd-

---

[1]) Gouverneur von Lindequist scheint auch diesen Weg einzuschlagen. Wenigstens habe ich, nachdem diese Arbeit bereits fertiggestellt war, folgenden unter dem 7. Februar 1906 von ihm erlassenen Befehl gelesen:

„Angesichts des Umstandes, daß in letzter Zeit eine größere Anzahl kriegsgefangener Eingeborener an verschiedenen Plätzen eingetroffen ist, mache ich es den nachgeordneten Dienststellen noch besonders zur Pflicht, darüber zu wachen, daß diese Eingebornen, insbesondere auch diejenigen, welche an Zivilpersonen zur Arbeit abgegeben sind, gerecht behandelt werden. Schlechte Behandlung eines Kriegsgefangenen würde für den betreffenden Arbeitgeber, außer den etwaigen gesetzlichen Strafen, zur Folge haben, daß ihm der betreffende Eingeborne abgenommen wird und er keinerlei Aussicht hat, für denselben Ersatz zu erhalten."

Ich fürchte nur, der Gouverneur wird wegen dieser verständigen Politik seitens unverständiger Weißer aus dem Schutzgebiet angegriffen werden. Aber dann müßte das ganze alte Vaterland, das eine andre Politik mit seinem Nationalvermögen zu bezahlen haben wird, für ihn eintreten.

westafrika ist ein wasserarmes Land, das ist eine bekannte Tatsache. Sie springt auch sofort in die Augen, wenn wir die dortigen atmosphärischen Niederschläge mit denjenigen der Heimat vergleichen. Während in Deutschland der Jahresdurchschnitt der Regenhöhe 600 Millimeter beträgt, haben die Beobachtungen in Südwestafrika für die letzten drei Jahre vor dem Aufstande folgendes Ergebnis gezeitigt:

1. Im Norden (Grootfontein) . . .	521	Millimeter
2. „ Zentrum (Windhuk)	226	„
3. „ Osten (Gobabis)	339	„
4. „ Süden (Keetmanshoop) . . .	83	„

Mithin kann sich in dieser Beziehung nur der Norden des Schutzgebietes annähernd mit der alten Heimat vergleichen. Dieser Schattenseite der Natur des Landes verdanken wir dagegen in Verbindung mit dessen Höhenlage [1]) das gesunde Klima desselben. Obwohl nur etwa in der Entfernung der Wüste Sahara vom Aequator gelegen, weist das Schutzgebiet doch ein gemäßigtes Klima auf, in dem sich die gefürchtetste Tropenkrankheit, die Malaria, nur stellenweise findet. Letztere nimmt mit dem Feuchtigkeitsgehalt des Landes von Süden nach Norden zu, so daß wir sie im Namalande so gut wie gar nicht finden und mit ihr aber um so mehr zu rechnen haben, je mehr wir uns dem Ovambolande nähern. Der zurzeit in Südwestafrika herrschende Typhus ist dagegen eine Krankheit, die sich leicht bei großen Menschenansammlungen einzustellen pflegt und daher im Kriege als eine häufige Begleiterscheinung mit in den Kauf genommen werden muß. Im übrigen kann in Südwestafrika ein Europäer ohne Schaden für seine Gesundheit leben und, was in den tropischen Kolonien ausgeschlossen, auch körperliche Arbeit verrichten.

Hand in Hand mit der Geringfügigkeit der Niederschläge geht in Südwestafrika auch noch eine an sich schon vorhandene große Trockenheit der Luft. Auch sie ist der Gesundheit zuträglich, aber nicht dem Wachstum der Pflanzen. Durch sie wird das wenige gefallene Regenwasser schleunigst wieder aufgesaugt oder gezwungen, sich unter die Erdoberfläche zurückzuziehen. In welchen Verhältniszahlen beides geschieht, will Professor Rehbock dahin berechnet haben, daß ein Viertel des Regenwassers verdunstet, drei Viertel in dem Boden verschwinden. Dies würde ein günstiges Verhältnis sein, da das in dem Boden verschwundene Wasser wieder heraufgeholt werden kann. Letzteres ist auch bis zum Beginn des Aufstandes mittels zahlreicher Brunnenanlagen geschehen, da sich der weiße Farmer selten mit den natürlichen Wasserstellen begnügt. Auch das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin hatte im Jahre 1902/03 dankenswerterweise diese Sache in die Hand genommen und bereits 52 Brunnenbohrungen mit einer Tiefe von im ganzen 2600 Metern aufzuweisen, von denen 40 Prozent erfolgreich waren. Der

[1]) Das Schutzgebiet stellt ein Hochplateau von 1000 bis 1600 Metern Durchschnittshöhe über dem Meere dar.

Meter hatte rund 35 Mark gekostet. Das in den tiefen Brunnen befindliche Wasser vermag der aufsaugenden Wirkung der Luft zu widerstehen, während die vorhandenen wenigen Quellen durchweg nach einem Lauf von wenigen hundert Metern wieder unter der Erde zu verschwinden pflegen und die Flüsse lediglich als Regenrinnsale erscheinen. In letzteren fließt das Wasser nur während der Regenzeit oberirdisch, mithin während der Monate Dezember bis April. Den übrigen Teil des Jahres starrt uns in den Flußbetten nur der trockene Sand entgegen, unter dem in größerer oder geringerer Tiefe das Wasser unterirdisch durchsickert. Die einfachste Art von Brunnen ist daher, Löcher in den Sand der Flußbette zu graben, bis das Sickerwasser zutage tritt. Auf diese Art Brunnen pflegen sich die Eingebornen zu beschränken.

Aus alledem geht hervor, daß Südwestafrika, mit Ausnahme des nördlichen Teiles, niemals ein Land des Ackerbaues werden kann. Dies schließt indessen nicht aus, daß jeder Farmer mit Hilfe künstlicher Bewässerung sich seinen Bedarf an Acker- und Gartenfrüchten selbst zieht. Denn wo Wasser ist, bleibt auch der südwestafrikanische Boden ertragsfähig. Dies beweisen die jetzt schon zahlreich vorhandenen Gärten der Militär- und Missionsstationen. Den Anbau von tropischen Pflanzen, wie z. B. Kaffee, Kakao und Tee, verbietet dagegen das Höhenklima Südwestafrikas mit seinen kalten Nächten. Wir müssen uns daher dort auf Pflanzen mit geringeren Wärmeansprüchen verlegen, wie Zitronen, Bananen, Orangen, Feigen, Mandeln, Datteln, Wein und Tabak, und, was ein großer Vorteil ist, auch europäische Nutzpflanzen, wie unsre sämtlichen Getreidearten einschließlich Kartoffeln.

Dagegen reichen die Wasserverhältnisse des Landes vollauf zur Viehzucht, und zwar vermöge der sonst vorhandenen Vorbedingungen sogar für ein Land der Viehzucht ersten Ranges. Diese Vorbedingungen sind erstens das gemäßigte Klima, welches das ganze Jahr freien Weidegang gestattet, so daß die Viehzucht keinerlei Stallpflege bedarf und daher wenig kostspielig ist. Sodann ist günstig, daß der Regenfall gerade mit der heißen Jahreszeit verbunden ist und in dieser daher reichlich Wasser vorhanden ist, während in den kalten Winternächten das frei herumlaufende Vieh von den Unbilden regnerischer Witterung vollständig verschont bleibt.[1]) Endlich aber sind die Futterverhältnisse des Landes die denkbar günstigsten. Der in das Land kommende Neuling wird dies nicht glauben, wenn er die dortigen oft unscheinbar aussehenden Weidefelder sieht. Aber gerade das niedere, büschelförmige Gras besitzt einen großen Nährwert, während hohe wogende Grasfelder zwar das Auge mehr erfreuen, aber die schlechtesten Weidegründe bilden. Und die erstere Grasart ist in Südwestafrika die weit überwiegendere. Dazu kommt der Vorteil des vielfach salzhaltigen Bodens mit dem ganz un-

---

1) In Südwestafrika fallen, weil jenseits des Aequators gelegen, die Jahreszeiten entgegengesetzt den unsern. Man rechnet dort die Monate Juni, Juli als Winter und Oktober bis April als Sommer. Die vier übrigen Monate kann man etwa mit unserm Frühling und Herbst vergleichen.

scheinbar aussehenden Brackbusch, ohne welchen Viehzucht überhaupt nicht gedeihen könnte.

Die Viehzucht erstreckt sich in Südwestafrika auf folgende Tiere:

1. Pferde und Esel } Großviehzucht.
2. Rindvieh
3. Fleischschafe } Kleinviehzucht.
4. Wollschafe
5. die gewöhnliche Ziege

Daneben wurde in den letzten Jahren in kleinerem Maßstabe auch Straußenzucht, Schweinezucht und Geflügelzucht betrieben. Als wir das Land in Besitz nahmen, waren die Hereros die größten Viehzüchter. Man konnte damals deren Viehbestand an Ochsen und Kühen auf etwa eine halbe Million Stück schätzen. Und diese Anzahl konnte das Land trotz der ungeregelten Wasser- und Weideverhältnisse des nomadisierenden Volkes auch gut ernähren. Dagegen betrieben die Hereros wenig Kleinviehzucht, da die Bodenverhältnisse ihres Landes sich zu dieser weniger eignen. Die Zucht von Wollschafen schließen die zahlreichen Dornenbüsche des Hererolandes überhaupt aus. Um so mehr ist für letztere das Namaland geeignet, wo kurz vor dem Aufstande die Wollschafzucht wie überhaupt die ganze Kleinviehzucht bereits einen erfreulichen Aufschwung genommen hatte. Nach den zahlreichen Nackenschlägen, welche die Viehzucht im Schutzgebiete durch Rinderpest, Texasfieber und sonstige Tierseuchen erlitten hatte, wurden kurz vor dem Aufstande bei einer amtlichen Zählung folgende Zahlen festgestellt: 5260 Pferde, 92 160 Stück Großvieh, 349 500 Stück Kleinvieh.

Bei diesen Zahlen ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Eingebornen in ihrem unüberwindlichen Mißtrauen gegen alles Tun der Weißen nur ungern ihre Herden der Zählung preisgegeben haben. Wo sie konnten, versuchten sie diese zu verstecken. Man darf daher die vorstehend gegebenen Zahlen, wenigstens was das Großvieh betrifft, ruhig um 50 Prozent erhöhen. Hat doch die Handelsbilanz des Schutzgebietes vom Jahre 1903 den Wert der ausgeführten lebenden Tiere allein mit 2 337 000 Mark angegeben. Diese Ausfuhr bestand aus rund 17 500 Stück Großvieh, 37 400 Stück Kleinvieh, 410 Stück sonstiges Vieh. Ein Ochse bewertete sich damals auf 150 bis 200 Mark, eine Kuh auf 200 bis 250 Mark. Noch mehr betrieben als bisher kann künftig fraglos die Zucht von Wollschafen werden. An solchen wies die letzte Statistik nur rund 7500 Tiere auf, und zwar Angoraziegen und Merinos. Das allerdings zehnmal größere Australien deckt allein ein Viertel des gesamten Bedarfs der ganzen Welt an Wolle. Und dieses Land weist genau die gleichen klimatischen und meteorologischen Verhältnisse auf wie unser Südwestafrika. Was dort geleistet wird, können wir daher prozentualiter auch. Indessen erfordert die Zucht der Wollschafe mehr Sorgfalt wie diejenige der Fleischschafe und ist deshalb wohl weniger betrieben worden. Ausgeführt wurden an Wolle im Jahre 1903 7542 Kilogramm mit einem Werte von 9645 Mark. Noch mehr Einzelheiten über den Betrieb der

Viehzucht in Südwestafrika zu geben, verbietet der Raum. Wer mehr wissen will, dem empfehle ich daher die bereits erwähnte Broschüre des Farmers Hermann in Nomtsas. Ueberhaupt kann ich jedem Einwanderungslustigen nur dringend raten, sich vorher in dieser Broschüre zu orientieren.

Alle diese im Schutzgebiet bereits angehäuften Werte hat der Aufstand und seine Folgen zerstört. Was an dessen Stelle wir in Zukunft zu setzen haben werden, dafür bietet uns der oben gegebene Rückblick auf die Vergangenheit einen gewissen Anhalt. Sicher ist nur, daß wir in Südwestafrika unsre Viehzucht vollständig neu aufbauen müssen. Das vor dem Aufstand vorhanden gewesene sowie das während desselben eingeführte Vieh modert größtenteils an den Transportstraßen des Landes oder auf den Fluchtwegen der aufständischen Eingebornen. Kümmerliche Reste von Zuchtvieh befinden sich noch in den Händen der in die größeren Plätze geflüchteten Farmer, während an Zugochsen und Schlachtvieh die Truppe nur noch den dringendsten Bedarf besitzt. Genaue Zahlen sind hier nicht bekannt geworden. Der Wiederaufbau der Viehzucht muß sich daher auf die Einführung von Zuchtvieh im großen Stile gründen, wie wir dies vor dem Aufstande schon im kleinen getan haben. In den Jahren 1898 bis 1903 sind zur Aufbesserung der Viehzucht teils von der Regierung, teils von privater Seite Zuchtbullen und Kühe sowie Wollschafe, beides deutscher und englischer Rasse, eingeführt worden. Für die künftige Einfuhr großen Stiles können jedoch nur Länder in Betracht kommen, deren Viehzucht sich auf die gleichen Vorbedingungen gründet wie diejenige Südwestafrikas. Es sind dies die Kapkolonie und Argentinien, für Wollschafzucht vielleicht auch Kleinasien, wie das nur sehr entfernt gelegene Australien.

Der zurzeit in Südwestafrika befindliche Ansiedlungskommissar Dr. Rohrbach, der auch die Verhältnisse in der Kapkolonie genau studiert hat, hat einen Besiedlungsplan für die Zukunft aufgestellt. Seine Vorschläge gehen dahin, daß zehn Jahre lang jährlich 100 neue Farmwirtschaften eingerichtet und mit mindestens 50 Stück Muttervieh (Kühe) ausgestattet werden sollten. Dann würde — ein Zuwachs von 60 Prozent gerechnet — auf jeder Farm in acht Jahren der Bestand an Muttervieh je 250 Stück erreicht haben und somit für die Farmer die Verkaufsmöglichkeit beginnen. Nach achtzehn Jahren würde das Schutzgebiet 10000 Farmen mit im ganzen 2500000 Stück Großvieh besitzen. Rechnet man, daß unbeschadet des eignen Bedarfs wie auch der durch Viehseuchen etwa gerissenen Lücken fragliche Gesamtzahl eine Ausfuhrmöglichkeit von jährlich 50000 Stück Rindern biete, so würde diese Zahl bei einem Preise von 200 Mark pro Stück einen Gesamtwert von 10000000 Mark darstellen. Auch die Kleinviehzucht ließe sich derart steigern, daß deren Ergebnisse, bestehend in Fleisch, Wolle und Mohair, den gleichen Wert darstellten.[1]) Zur Erreichung

[1]) Veröffentlicht im amtlichen „Deutschen Kolonial-Blatt" und sehr beachtenswert. In Anlehnung an die Verhältnisse in der Kapkolonie berechnet zum Beispiel Dr. Rohrbach, daß allein das Namaland neben dem Großvieh noch 8 Millionen Stück Kleinvieh ernähren könne.

dieses Zieles verlangt Dr. Rohrbach während einer Zeit von zehn Jahren für Besiedlungszwecke eine staatliche Zuwendung von je 1 bis 1 1/2 Millionen Mark, mittels welcher Summe u. a. auch die alljährlich erforderlichen mindestens 5000 Stück Zuchtkühe einzuführen sein würden.

Das ist in der Tat ein schöner Plan, der wohl verbesserungsfähig sein mag, aber in seiner Grundlage sicher gut ist. Anläßlich eines solchen Wiederaufbaues des Farmbetriebes in Südwestafrika und damit der Viehzucht dürfen wir indessen auch die alten, durch den Krieg zerstörten Farmwirtschaften nicht vergessen. Die Frage, ob deren bisherigen Besitzern Rechtsansprüche auf Entschädigung zur Seite stehen oder nicht, kann dabei ganz aus dem Spiele bleiben. Sie ist nach meiner Ansicht, mitsamt der Frage nach der Schuld an dem Aufstande, seitens der Farmer selbst viel zu sehr in den Vordergrund geschoben worden. Zur richtigen Lösung der Entschädigungsfrage kann vielmehr lediglich die Erwägung führen, was für die künftige Entwicklung unsrer Kolonie nützlich ist oder nicht. Und nützlich ist fraglos, wenn die alten Farmer im Lande bleiben und wenn sie zu diesem Zweck in den Stand gesetzt werden, ihre alten Farmbetriebe wieder aufzubauen. Die Entscheidung kann daher nur für volle Entschädigung fallen, jedoch mit Klauseln, die deren Verwendung für den tatsächlichen Wiederbeginn der zerstörten Farmbetriebe sichern. Die Gerechtigkeit gegen den deutschen Steuerzahler gebietet ferner die Verweigerung einer Entschädigung an diejenigen Ansiedler Südwestafrikas, die nachweisbar an dem Aufstande irgendwelche Mitschuld tragen. Und diesen beiden Einschränkungen ist durch die Verordnung des Herrn Reichskanzlers vom 2. Juni 1904 Rechnung getragen.

Schließlich erübrigt nur noch ein Blick auf den dritten Faktor in der wirtschaftlichen Entwicklung Südwestafrikas, den Bergbau. Materiell hat dieser Zweig des dortigen Arbeitsfeldes an sich durch den Aufstand nicht gelitten, er ist nur aufgehalten worden. Aber auch seine Erschwerungen, nämlich Mangel an Verkehrsmitteln wie an Wasser und an Holz sind vorläufig geblieben. Bei dem frischen Zug, der gegenwärtig auf kolonialem Gebiete im Reichstage weht, ist für die Zukunft wenigstens eine allmähliche Beseitigung des Mangels an Verkehrsmitteln zu erhoffen. Denn Eisenbahnen und nichts als Eisenbahnen allein vermögen das Schutzgebiet rentabel zu machen, aber auf der andern Seite auch unsre Herrschaft dauernd zu sichern. Der Wassermangel wird dagegen auch in Zukunft auf die Erschließung des Bergbaues störend einwirken, er ist aber immerhin überwindbar. Ganz bedenklich indessen erscheint der Holzmangel. Das Schutzgebiet ist ein holzarmes Land, ein Mangel, der bei dessen für den Anbau von Bodengewächsen ungünstiger Beschaffenheit im mittleren und südlichen Teil auch nicht durch Aufforstungsarbeiten zu verbessern ist. Bäume befinden sich dort überhaupt nur an besonders wasserreichen Stellen, vor allem an und in den Flußbetten.

Während daher in Südwestafrika jeder abgeschlagene Baum einen unersetzbaren Verlust bedeutet, bedarf dagegen der Bergbau sehr viel Holz. So

hat seinerzeit die Minenexpedition der Hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft im Rehobothergebiet mehreren hundert, die Aufschließungsarbeit der South West Africa Company im Norden des Hererolandes sogar mehreren tausend Bäumen das Dasein gekostet. Die hierdurch gerissenen Lücken sind noch nicht wieder ausgefüllt. Und zu verbessern hat den Holzbestand der letzte Aufstand auch nicht vermocht. Seit Jahren biwakieren im Lande Tag und Nacht Tausende von deutschen Soldaten. Und sie bedürfen nicht nur des Brennholzes behufs Zubereitung der Speisen, sondern auch des Feuerungsmaterials behufs Erwärmung in den kalten Biwaknächten. Auf diesem Gebiet harrt daher der Schutzgebietsverwaltung künftig noch eine schwere Aufgabe, die aber gelöst werden wird und muß. Dazu bietet der Bergbau Südwestafrikas viel zu gute Aussichten.

Gold ist im Lande bereits an zehn Stellen gefunden, jedoch sämtlich nur abbauwürdig, wo eine Mischung mit anderm Metall, besonders mit Kupfererzen, vorliegt. Mit voraussichtlich abbauwürdigen Bergbauobjekten haben wir dagegen zu rechnen erstens in bezug auf Kupfer, zweitens in bezug auf Diamanten, drittens in bezug auf Marmor. In bezug auf Kupfer stehen die Otaviminen obenan. Es sind dies vier Minen, sämtlich anscheinend abbauwürdig, an der Spitze diejenige von Tsumeb. Letztere enthält $12^1/_2$ Prozent Kupfer und $25^1/_3$ Prozent Blei. Ihr Abbau erscheint derart lohnend, daß die Besitzerin, die Otaviminen-Gesellschaft, allein zum Zweck von deren Ausbeutung einen Bahnbau von der Küste nach dem Minengebiet begonnen hat, der trotz der Störung durch den Aufstand bereits zur Hälfte vollendet ist.

Nächst den Otaviminen folgt die Otjosonjatimine mit einem zum Teil erstaunlichen Erzreichtum, und zwar bis zu 40 Prozent Kupfer. Ich habe dort sogar Stücke gesehen, die ohne jede Beimengung rein aus Kupfer bestehen. Allerdings, wie tief dieser Erzreichtum geht, ist noch nicht festgestellt. Da die Mine nur 60 Kilometer von der Bahnstation Okahandja entfernt ist, liegt dagegen die Möglichkeit für deren Verbindung mit der Küste sehr günstig. Gleich günstige Aussichten bietet die Gorobmine in der Nähe des unteren Kuisebflusses, 120 Kilometer von Walfischbai entfernt. Deren Aufschlußarbeiten sind schon ziemlich weit gediehen und ist ein Kupfergehalt von 19 bis 31 Prozent festgestellt. Ungünstig ist bei dieser Mine nur die schwierige Verbindung durch den wasser- und vegetationslosen Küstenstrich nach dem Hafen. Endlich folgen noch drei Kupferfundstellen im Rehobothergebiet, darunter die beste in Swartmodder. Diese enthält 4,5 Prozent Gold, 37 Prozent Silber und 10 bis 12 Prozent Kupfer. Indessen auf ihre Abbauwürdigkeit sind alle drei noch nicht ausreichend untersucht.

Diamanten werden im Gebiet von Gibeon und Bersaba vermutet. In ihm befinden sich zahlreiche Stellen mit der gleichen Blaugrunderde, wie sie die Diamantenfelder von Kimberley aufweisen. Es müßte daher eine wahre Anomalie der Natur sein, wenn in unsern Feldern sich der genannte Edelstein schließlich nicht auch finden sollte. Indessen kommt der Diamant in der Regel erst in größerer Tiefe vor, aus welchem Grunde schon die Aufschlußarbeiten

ein bedeutendes Kapital verlangen. Behufs Vornahme von solchen hat sich daher in neuerer Zeit eine Gesellschaft mit einem Kapital von 1 Million Mark gebildet. Infolge des Aufstandes hat sie jedoch mit ihren Arbeiten noch nicht beginnen können.

Endlich findet sich noch im Bezirk Karibib, glücklicherweise ganz in der Nähe der Eisenbahn, ein bedeutendes Marmorlager. Von diesem sind bis jetzt nur Stücke aus der Oberfläche untersucht worden, die sich zum Teil noch als grobkörnig und porös erwiesen haben. Je mehr in die Tiefe gegangen wird, um so mehr erscheint dagegen das Gestein feinkörnig und kantendurchscheinend zu werden. Mithin bietet dieses Vorkommen gleichfalls gute Aussichten.

Inwieweit der Bergbaubetrieb ertragsfähig werden wird, hängt jedoch auch von der Art der Kapitalisierung ab. Wird infolge Ueberspekulation der Minenbetrieb von Hause aus zu schwer belastet, so kann er sich unmöglich lohnen. Und leider liegt diese Gefahr vor, da die Vorbesitzer durchweg nicht genug verdienen zu können glauben. Ganz sicher festgestellt ist die Ertragsfähigkeit, wie bereits erwähnt, nur bei der Tsumebmine, und diese wird auch bestimmt in Angriff genommen werden, sobald die Bahn fertig ist. Bei den nächstaussichtsreichsten Minen, Otjosonjati und Gorob, bedarf es dagegen vorerst noch weiterer kostspieliger Aufschlußarbeiten. Wer diese Minen übernimmt, übernimmt daher auch ein gewisses Risiko. Das sollten die jetzigen Besitzer — durchweg Ansiedler aus dem Schutzgebiet — bedenken und Kauflustigen die Sache nicht zu schwer machen. Trefflich unterstützt sie hierin die neue Bergverordnung für Südwestafrika vom 8. August 1905, die in § 57 die Besitzer zum Beginn des Bergwerksbetriebes binnen zwei Jahren *verpflichtet*. Mittels dieser Bestimmung kann sonach ein sanfter Druck auf die derzeitigen Minenbesitzer ausgeübt werden, damit sie entweder den Betrieb selbst beginnen oder andre beginnen lassen.

Ob alle vorstehend aufgeführten Quellen zur Erschließung unsrer südwestafrikanischen Kolonie dereinst zur Deckung der gewaltigen Kosten ausreichen werden, die wir jetzt für deren Festhaltung bringen, das wage ich nicht zu entscheiden. Indessen kommt diese Frage für uns auch nicht mehr in Betracht. Ein Großstaat muß auch für seine ideelle Machtstellung Opfer zu bringen vermögen. Es genügt daher, wenn die Kolonie nach erfolgtem Wiederaufbau die *vor* dem Aufstand bereits gebrachten wie die *dann* noch zu bringenden Opfer lohnt; diejenigen für den Aufstand selbst können wir dagegen auf das Konto unsrer nationalen Ehre buchen. Ebenso läßt die letztere auch nicht zu, daß wir uns jetzt etwa noch aus dem Lande zurückziehen, wie es die klugen Engländer 1903 im Somalilande getan haben, nachdem sie entdeckt hatten, daß dort der Einsatz niemals den Gewinn lohnen würde. Diese Frage hätten wir vor Beginn des ersten Krieges mit Witbooi, mithin 1893 noch zur Erwägung stellen können. Sie wäre damals vielleicht auch bejahend entschieden worden, hätte ein neuer Prophet Daniel uns die Zukunft zu enthüllen vermocht. Jetzt dagegen, nachdem Tausende von deutschen Soldaten, wie Ansiedler, dort drüben ihr Leben gelassen haben, ist sie für uns nicht mehr diskutierbar.

Nicht schließen aber will ich diese Betrachtung, ohne meinem Nachfolger und früheren treuen Mitarbeiter, dem Gouverneur von Lindequist, meine besten Wünsche zuzurufen. Möge es seiner Verwaltung gelingen, den Faden der Entwicklung des Schutzgebietes da wieder anzuknüpfen, wo ihn die letzte schwere Katastrophe zerrissen hat, und so Südwestafrika doch noch für das alte Vaterland zu dem werden zu lassen, was dieses nach all den schweren Opfern erst recht von ihm erwarten darf, nämlich zu einem „guten Geschäft".

Moderne Spektroskopie

Von

W. Voigt (Göttingen)

Das Zeitalter der Technik hat die Physik zu ungeahntem Ansehen gebracht. Die Staatsregierungen sehen in ihrer Pflege an den Hochschulen eine Quelle des Reichtums und der Macht für das Land, die ergiebig zu gestalten schon Opfer lohnt. Ein gewaltiger Institutsbau löst den andern ab, und an Stelle der engräumigen, dürftig ausgestatteten Zimmerkomplexe, in denen vor fünfzig Jahren physikalische Forschung und physikalischer Unterricht sich betätigten, sind Baulichkeiten getreten, die nach Umfang und Ausstattung an moderne Fabriken erinnern. Die Zahl der Jünger der Physik ist wesentlich gestiegen, ihre Ausbildung hat an Ausdehnung und Tiefe gewonnen. Von den Hochschulen breitet sich die Bewegung auf die mittleren Schulen aus; die Hilfsmittel des Unterrichtes werden andauernd verbessert, und schon beginnt man an vielen Stellen damit, die Schulknaben in geeigneten Laboratorien zu einfachen eignen Beobachtungen anzuleiten.

Auch das gebildete Publikum hat seine Stellung der Physik gegenüber geändert. Sie ist ihm nicht mehr nur Liebhaberei einzelner, nicht mehr zwecklose Plage der darin Unterwiesenen. Die goldenen Früchte, die ihre Pflege gezeitigt hat, liegen ja vor aller Augen, und schon ist's so weit gekommen, daß, wer den Anspruch erhebt, für wohlunterrichtet zu gelten, sich einige Kenntnisse über die in Dampfmaschinen und Elektrodynamos, in Telegraphen und Fernrohren sich abspielenden physikalischen Vorgänge verschaffen muß.

Es ist zu hoffen, daß diese Bewegung auch den eigentlich wissenschaftlichen Bestrebungen zugute kommt, ihnen gleichfalls Interesse und tatkräftige Förderung zuführend. Selbstverständlich ist dies in keiner Weise; denn der Maßstab, den die Technik bei der Abschätzung des Wertes der physikalischen Fragestellungen oder Beobachtungsresultate anlegt, ist von demjenigen der Wissenschaft ganz unabhängig und die schließliche Bewertung auf beiden Seiten vielfach vollständig verschieden.

Als das letzte Ziel der Wissenschaft kann man in gewissem Sinne einen

künstlerischen Genuß bezeichnen, die innige Freude an dem Einblick in die Ordnung der umgebenden Welt, in der aus wenigen einfachen Elementen durch die verschiedene Art ihres Zusammenwirkens eine unübersehbare Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen entspringt, in der bei unwandelbaren Gesetzen durch den Reichtum der Möglichkeiten doch der Eindruck eines freien Blühens und Entfaltens entsteht.

Aus diesem reichen Garten pflückt die Technik nur einzelne Blumen, deren Samen in anderm Boden fruchttragend aufzugehen verspricht. Weite, herrliche Gebiete liefern ihr in dieser Hinsicht wenig oder nichts, und alles erwogen, ist es schließlich doch nur ein mäßiger Teil des Ganzen, den sie zu nutzen vermag.

Eben wegen dieses eigenartigen, künstlerischen Zieles der Wissenschaft fällt verständnisvolle Freude an ihren Resultaten niemand von selbst in den Schoß; wie der wahre Genuß an einem Kunstwerk will sie erarbeitet sein, und jede gesteigerte Arbeit lohnt sich mit vertieftem Genuß.

Voll Begeisterung schildert der Forscher die Rätsel und Probleme, welche die Natur bietet, die Wunder, die sie offenbart. Aber schon um etwas überhaupt rätselhaft zu finden, um den Drang nach Aufklärung zu fühlen, bedarf der Hörer eines ungefähren Ueberblicks über das betreffende Erscheinungsgebiet und speziell die uns verständlich gewordenen Teile. Und gar um sich über ein Resultat zu verwundern oder ihm bewundernd zu nahen, ist eine Bekanntschaft mit den Anschauungen und Erwartungen, die vor jener Entdeckung in Geltung waren, unumgänglich nötig.

Hier liegt eine große Schwierigkeit für alle, die es versuchen, über Fragen der Wissenschaft, insbesondere der Physik, Fernerstehenden zu berichten, und der Verfasser empfindet dieselbe lebhaft. Möge der freundliche Leser ihm geduldig folgen, wenn er unternimmt, ihn in eines der schönsten Gebiete der Optik einzuführen, ihm die Rätsel der Erscheinungswelt anziehend und ihre fortschreitende Aufklärung verständlich und bewundernswert zu machen.

1. Wesen der Spektroskopie.

Wir beginnen mit der allgemeinen Frage nach der Bedeutung des Namens Spektroskopie. Der Wortsinn ist klar, es handelt sich um eine Beobachtung von Spektren, — aber was ist ein Spektrum?

Auf dem Fenstersims steht eine Flasche mit Wasser; die Sonne scheint hindurch und entwirft auf dem Fußboden einen farbig gesäumten Ring; das an der Wasserfläche reflektierte Licht geht durch eines der am Kronleuchter hängenden Glasprismen und zeichnet auf der Wand ein leuchtendes Band in den Farben des Regenbogens, der seinerseits durch einen ähnlichen Vorgang zustande kommt. Diese Farbenerscheinungen sind Spektren, und zwar, wie wir sagen, unreine Spektren.

Unzählige hatten sich dieser Herrlichkeiten naiv erfreut; in ihnen ein mächtiges Hilfsmittel der Forschung zu erkennen, war dem Genie des großen Newton vorbehalten. Newton faßte die Vorstellung, daß die Farben, die in den Spektren

nebeneinander erscheinen, gemischt bereits in dem weißen Sonnenlicht vorhanden sind und durch die Hilfsmittel, welche die Spektren hervorrufen, nur gesondert werden. Diese Vorstellung war von großer Kühnheit, denn sie bezeichnete das, was dem unbefangenen Blick als das Einfachste und Ursprünglichste erschien, das weiße Licht der Sonne, der leuchtenden Flammen, gerade als das Zusammengesetzteste, und es hat an scharfer Bekämpfung der Newtonschen Theorie nicht gefehlt. Kein Geringerer als Goethe hat einen leidenschaftlichen Streit gegen sie geführt; indessen war ihr vollständiger Sieg durch die feinsinnigen Experimente, durch die Newton selbst seine Anschauung prüfte, im Grunde schon im voraus entschieden.

Liefert nun aber ein Spektrum eine räumliche Trennung der in einem Lichtstrahl gleichzeitig vorhandenen Farben, so liefert es zugleich ein Mittel zur Erkennung der farbigen Bestandteile des Strahles. Die Spektroskopie ist demgemäß die Wissenschaft von der Analyse des Lichtes mit Hilfe der Spektrumbeobachtung.

2. Prismenspektroskope.

Diese Analyse wird nun um so erschöpfender sein, je vollständiger die Bestandteile des untersuchten Strahles im Spektrum auseinander gelegt sind. Um die Bedingungen hierfür zu erhalten, ist der Vorgang der spektralen Zerlegung durch ein Prisma zu überlegen.

Daß die im weißen Licht gemischten Farben im Spektrum gesondert sind, beruht darauf, daß die in derselben Richtung einfallenden verschiedenfarbigen Strahlen im Prisma selbst und beim Austritt aus demselben in verschiedene Richtungen abgelenkt werden, so daß sie fächerförmig auseinander gehen. Man erkennt ohne weiteres, daß, wenn der einfallende Strahl eine gewisse Breite besaß und demgemäß jeder gebrochene einfarbige Strahl eine ähnliche Breite besitzt, dann die Teile des Fächers, die den einzelnen Farben entsprechen, im allgemeinen sich nicht ganz trennen, sondern sich teilweise überdecken werden. Enthält das Licht eine begrenzte Zahl von Farben, so wird es aber durch Beschränkung der Breite des Strahles und durch Vergrößerung der fächerförmigen Zerlegung gelingen, die Sonderung vollständig zu machen. Es wird in diesem Falle beispielsweise in einer Richtung rotes Licht sich fortpflanzen, davon durch einen lichtlosen Zwischenraum getrennt gelbes, weiter gesondert grünes u. s. f. Je größer die Zahl der farbigen Bestandteile ist, um so kleinere Strahlbreite, um so größere Fächeröffnung wird zu einer vollständigen Zerlegung nötig sein. Da nun die Zahl der einfarbigen Bestandteile des Lichtes, welches die den Physiker besonders interessierenden Lichtquellen aussenden, im allgemeinen außerordentlich groß ist, so wird man nach beiden Seiten hin möglichst weit gehen müssen.

Die äußerste Schmalheit des benutzten Strahles erzielt man, indem man das zu analysierende Licht durch einen feinen Spalt gehen läßt, der gelegentlich eine Breite von nur wenigen Hundertstelmillimetern besitzt. Das von diesem Spalt ausgehende divergierende Strahlenbündel leitet man durch eine Sammellinse oder

ein System von solchen, die für sich auf einem geeignet aufgestellten Schirm ein getreues Abbild des Spaltes — zumeist in gleicher Größe — zu entwerfen vermögen. Schaltet man nun das Prisma in den Strahlenweg ein, so werden diese Bilder für die verschiedenen in begrenzter Zahl vorhandenen Farben auseinander gerückt und bei der geringen Breite des Spaltes sich nicht überdecken, wenn sie einander auch sehr nahe liegen.

Die Winkelöffnung des Strahlenfächers läßt sich dabei vergrößern, indem man nicht nur ein Prisma, sondern eine Reihe derselben in geeigneter Anordnung in den Strahlenweg einschaltet; denn jedes neu zugefügte addiert seine Wirkung zu derjenigen der früheren. So gelingt es bei nicht allzu großer Anzahl der farbigen Bestandteile, diese im Spektrum vollständig zu sondern, für die betreffende Lichtart, wie man sagt, ein reines Spektrum herzustellen.

Die auf diesen Prinzipien beruhende Gestalt der gebräuchlichen Spektralapparate ist schließlich kurz die, daß auf einem Stativ ein Fernrohr, ein System von Prismen und ein feiner, von der Lichtquelle zu beleuchtender Spalt befestigt sind, derart, daß der Beobachter durch das Fernrohr und die Prismen hindurch den Spalt betrachten kann. An Stelle des obengenannten Schirmes empfängt hier die Netzhaut des Auges das erzeugte Spektrum. Apparate dieser Konstruktion haben viele Dezennien hindurch nahezu ausschließlich zur Analyse der von den verschiedenen Lichtquellen ausgesandten Strahlen gedient.

3. Verschiedene Arten von Spektren.

Diese Untersuchungen haben das Vorkommen von drei verschiedenen Typen von Spektren und also ihnen entsprechenden Lichtgemischen in der Natur nachgewiesen, die drei Arten von Quellen entsprechen.

Erstens haben sich Spektren gezeigt, die auch bei beliebig großer Ausbreitung keinerlei Lücken erkennen lassen, in denen also die Farben sich völlig stetig aneinander schließen. Sie treten der Regel nach auf bei Licht, das von glühenden festen oder flüssigen Körpern ausgesandt ist, also z. B. von glühendem festen Eisen oder glühendem flüssigen Silber, von den Glühfäden der Edison- und der Nernst-Lampen. Sie werden aber auch von der Mehrzahl der zu Beleuchtungszwecken dienenden weißen oder gelblichen Flammen ausgesandt, die in Gas- oder Petroleumlampen oder an Kerzen brennen, und man nimmt an, daß eine innere Verwandtschaft zwischen den in diesen Flammen stattfindenden Vorgängen mit den vorgenannten besteht, nämlich daß das Leuchten hier wesentlich durch das Glühen schwebender fester Kohlenteilchen bedingt wird.

Zweitens finden sich Spektren, die aus einer kleineren oder größeren Anzahl heller Linien — einfarbigen Bildern des betrachteten Spaltes — bestehen, in denen also nicht alle Farben vertreten sind, sondern die größere Zahl fehlt und ihr Fehlen durch die dunkeln Lücken im Spektrum zur Geltung bringt. Diese Linienspektren sind im allgemeinen immer dann vorhanden, wenn die Lichtquelle durch einen glühenden Dampf oder ein glühendes Gas gebildet wird.

Metalldämpfe bringt man zum Glühen und Leuchten entweder indem man

ein Metallsalz in einer an sich nicht leuchtenden Flamme verdampft oder indem man einen elektrischen Funken zwischen Stücken des betreffenden Metalles überschlagen läßt. Eine besonders intensive derartige Lichtquelle erhält man, wenn man einen elektrischen Strom zwischen zwei Quecksilberoberflächen übergehen läßt, die sich in einem hochevakuierten Glasgefäße befinden. Es entsteht ein intensiver bläulichweißer Lichtbogen, der im Spektralapparat neben zahlreichen schwächeren Linien zwei einander sehr nahe im Gelben, eine isolierte im Grünen, eine im Blauen, eine im Violetten liefert.

Gase gelangen am bequemsten zum Leuchten, wenn man sie in starker Verdünnung in ein Glasrohr einschließt und elektrische Entladungen hindurchgehen läßt, — ein Verfahren, das man natürlich auch auf im Innern der Röhre durch Erwärmung vergaste feste oder flüssige Stoffe anwenden kann. Wasserstoff erglüht zum Beispiel bei einer solchen Behandlung in einem rötlichweißen Licht, das im Spektralapparat eine prachtvoll rote, eine schwächere blaugrüne und eine noch schwächere violette Linie zeigt.

Drittens finden sich Spektren, die auf einem kontinuierlichen Grunde, in dem die Farben einander stetig folgen, eine kleinere oder größere Zahl dunkler Streifen zeigen, die gelegentlich so fein sind, daß sie sich als dunkle Bilder des Spaltes darstellen. Dieser Typus tritt insbesondere bei Licht eines glühenden festen oder flüssigen Körpers auf, das durch einen in der Durchsicht farbig erscheinenden Körper hindurchgegangen und dort zum Teil absorbiert, d. h. verschluckt ist. Derartige Spektren bezeichnet man kurz als Absorptionsspektren und setzt sie damit in einen Gegensatz zu den sogenannten Emissionsspektren, die von Licht erhalten werden, das direkt von der Quelle, ohne absorbierende Substanzen passiert zu haben, zur Wirkung kommt. Die Absorptionsspektren können sehr verschiedenen Charakter haben.

Ein rotes Glas, in die Strahlen einer elektrischen Lampe gehalten, löscht im Spektrum alle Farben mit Ausnahme der Partie vom äußersten Rot bis Orange aus, ein blaues gibt dunkle Streifen im Hellroten, Gelben, Grünen, so daß helle Partien im Dunkelroten, Orange, Gelbgrünen, Blauen und Violetten übrigbleiben. Hier sind die absorbierten Bereiche des Spektrums sehr breit.

Feine Absorptionslinien in großer Zahl geben insbesondere farbige Dämpfe, so der rotbraune von Brom, der violette von Jod; aber auch Dämpfe, die selber leuchten, wirken auf hinreichend helles hindurchtretendes Licht absorbierend. Es gilt nämlich das merkwürdige, von Kirchhoff aufgestellte und theoretisch begründete allgemeine Gesetz, daß die Körper diejenigen Farben hervorragend verschlucken, die sie hervorragend aussenden. Dies Gesetz findet auch auf die nicht merklich leuchtenden Körper Anwendung, deren Strahlung nur eben sehr schwach ist.

Es ist bekannt, daß das Spektrum des Sonnenlichtes dem beschriebenen Typus angehört; wie Fraunhofer entdeckt hat, erscheint es stetig nur bei schwacher Zerlegung, bei kräftigen Hilfsmitteln treten auf kontinuierlichem Grunde unzählige dunkle Linien von verschiedenstem Habitus in den verschiedenartigsten Gruppierungen auf. Nach dem Kirchhoffschen Satz werden wir diese Erscheinung dahin deuten,

daß aus der Tiefe der Sonne Licht ausgeht, das für sich ein ununterbrochenes Spektrum liefern würde, daß dies Licht aber eine Atmosphäre glühender Dämpfe durchsetzt, in der diejenigen Farben besonders geschwächt werden, welche die Atmosphäre für sich allein ausstrahlen würde.

Dergleichen Absorptionsspektren, welche diejenigen Linien dunkel auf hellem Grund zeigen, die in dem Emissionsspektrum hell auf dunkelm Grund erscheinen, bezeichnet man auch wohl kurz als die Umkehrungen der Emissionsspektren.

4. Chemische Spektralanalyse.

Von den beschriebenen Spektren bieten der zweite Typ (derjenige der Linienspektren) und daneben diejenigen Modifikationen des dritten, die sich als Umkehrungen des zweiten darstellen, bei weitem das größte wissenschaftliche Interesse. Dies beruht auf der überaus wichtigen Erfahrungstatsache, daß die Linienspektren in weitem Umfange für die einzelnen glühenden Gase oder Dämpfe charakteristisch sind, so daß zwar bei geänderten Umständen dieselbe Substanz verschiedene Spektren zeigen kann, doch aber niemals zwei verschiedene Substanzen dasselbe Spektrum liefern.

Auf diesen Satz gründet sich die Anwendung der Spektren zur chemischen Analyse, die, von Kirchhoff und Bunsen in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eingeführt, sich überaus nützlich erwiesen und zur Entdeckung einer ganzen Reihe neuer chemischer Elemente geführt hat. Für ihre Leistungsfähigkeit kommt insbesondere ihre unvergleichliche Empfindlichkeit in Betracht, welche diejenige jeder chemischen Reaktion um das Hundert- und Tausendfache übertrifft. Man schätzt zum Beispiel, daß $^1/_{3000000}$ Milligramm Natrium in eine nicht leuchtende Flamme gebracht genügt, um das für dieses Metall charakteristische Spektrum — zwei einander sehr nahe Linien im Gelb — in voller Deutlichkeit zu erregen. Durch ihre große Empfindlichkeit hat so die Spektralanalyse noch in allerneuester Zeit in der Hand des großen schottischen Forschers Ramsay bei der Entdeckung der in äußerst kleinen Mengen der atmosphärischen Luft beigemengten „Edelgase" eine große Rolle gespielt.

Welche Bedeutung sie in der Astrophysik besitzt, braucht nicht ausführlich geschildert zu werden; die Emissions- wie die Absorptionsspektren, welche die von den verschiedenen Weltkörpern ausgesandten Strahlen liefern, gestatten zahlreiche Schlüsse auf die Art der Substanzen, die in jenen Körpern glühen. In der Tat liefert die Uebereinstimmung eines dort beobachteten Liniensystemes mit dem von einer bekannten Substanz auf der Erde ausgesandten nach dem obigen Satz ein sicheres Anzeichen dafür, daß jene Substanz auf dem betreffenden Weltkörper vorkommt. Dagegen ist aus dem Auftreten unbekannter Liniensysteme nicht notwendig auf das Vorkommen annoch unbekannter Substanzen zu schließen, da bekannte Substanzen unter auf der Erde nicht realisierbaren Umständen Spektren liefern können, die von den hier herstellbaren völlig abweichen.

5. Molekulare Schwingungen.

Von diesen schönen analytisch-chemischen Anwendungen soll indessen hier **nicht** gehandelt werden; in der Tat liegen die **neuesten** Probleme der Spektroskopie auch ganz überwiegend auf **physikalischem** Gebiete. Um sie verständlich zu machen, müssen wir zuvor etwas weiter ausholend über die Vorstellungen berichten, die sich die moderne Physik von dem inneren Wesen von Licht und Leuchten macht.

Wie der Schall in Schwingungen besteht, die sich von einem hinreichend schnell periodisch bewegten Körper, einer angestrichenen Saite, einer angeblasenen Pfeife oder dergleichen ausbreiten, so das Licht in Schwingungen, die von Bewegungen der kleinsten Teilchen der Körper fortgepflanzt werden. Diese für uns in Betracht kommenden kleinsten Teilchen der Körper, die wir kurz als **Moleküle** ihrer Substanz bezeichnen und die wir bei vielen Betrachtungen als **einheitliche** Körperchen denken können, sind nach allen Anzeichen selbst wieder überaus komplizierte Gebilde, am ersten vergleichbar dem Sonnensystem. Sie scheinen aus einer oder einer Anzahl von Zentralsonnen zu bestehen, umgeben von einer kleineren oder größeren Zahl von Planeten, die irgendwelche periodische Umläufe (ähnlich wie die Erde um die Sonne, der Mond um die Erde) ausführen. Diese innermolekularen Bewegungen sind langsamer, wenn der Körper eine niedrige, schneller, wenn er eine höhere Temperatur besitzt, doch so, daß die Dauer eines ganzen Umlaufes nicht merklich mit der Temperatur wechselt. Es müssen demgemäß die planetaren Bahnen bei niedriger Temperatur enger zusammengezogen sein als bei höherer, so daß also im ersten Falle die Durchmessung in derselben Zeit eine geringere Geschwindigkeit erfordert als im letzteren.

Jedes Partikel eines Moleküles, das eine periodische Bewegung ausführt, sendet nun (ähnlich einer schwingenden Saite) eine Welle in den Raum hinaus, die durch die Umlaufs- oder Schwingungsdauer des Partikels charakterisiert ist. Statt der Schwingungsdauer wählt man als Merkmal auch die sogenannte **Schwingungszahl**, d. h. die Anzahl der Schwingungen, die sich während einer Sekunde abspielen, noch häufiger aber die sogenannte **Wellenlänge** der betreffenden Schwingung in Luft.

Von dieser Größe erhält man eine Vorstellung durch folgende Ueberlegung. Ein Lichtstrahl durchläuft in einer Sekunde einen Weg von 300 000 Kilometern oder 300 000×100 000 Zentimetern. Macht während dieser Zeit das leuchtende Teilchen in der Lichtquelle zum Beispiel eine Million Schwingungen, so liegen auf diesem Wege eine Million Wellen, die einzelne Welle würde dann 30 000 Zentimeter Länge haben; führt das Teilchen eine Billion Schwingungen aus, so hat die entsprechende Wellenlänge die Größe von 0,03 Zentimetern.

Hat die Schwingungsdauer resp. die Wellenlänge eine geeignete Größe, so erregt die Welle, in unser Auge dringend, die Empfindung farbigen Lichtes, und zwar entsprechen die nach dem violetten Ende des Spektrums liegenden Farben kleineren, die nach dem roten Ende hin liegenden größeren Schwingungsdauern.

In einer weiter unten zu skizzierenden Weise kann man diese Schwingungsdauern bezw. Wellenlängen mit außerordentlicher Genauigkeit messen, und die betreffenden Beobachtungen haben ergeben, daß das äußerste noch wahrnehmbare Violett auf Schwingungen beruht, deren etwa 700 Billionen, das äußerste Rot auf Schwingungen, deren etwa 400 Billionen während einer Sekunde verlaufen. Die ihnen entsprechenden Wellenlängen haben die Größen von rund 0,00004 und 0,00007 eines Zentimeters. Da die Benutzung so kleiner Brüche gelegentlich unbequem ist, so drückt man die Wellenlängen des Lichtes gerne in Tausendstelmillimetern oder Mikrons aus, wo die genannten Zahlen zu 0,4 und 0,7 werden. Bei sehr kleinen Aenderungen oder Unterschieden dieser Wellenlängen zieht man sogar Millionstelmillimeter oder Mikromikrons vor und erhält dann für jene Längen 400 resp. 700.

Das Spektrum einer leuchtenden Substanz gibt uns gemäß der obenerörterten und wohlbegründeten Vorstellung innerhalb gewisser Grenzen Aufklärung über die in den Molekülen des Körpers sich abspielenden Bewegungsvorgänge, und hierin liegt das ungemein große physikalische Interesse, das es besitzt. Vorläufig sind diese Lichterscheinungen die einzigen Aeußerungen der Moleküle, die uns einen Einblick in den Aufbau und in die Veränderungen dieser unsichtbar kleinen Weltsysteme versprechen, Welten, über die wir noch so verzweifelt wenig wissen und in deren Verständnis schließlich doch der Schlüssel zum Begreifen der meisten andern Naturerscheinungen liegen wird, mögen sie sich nun in der unorganischen oder organischen Welt abspielen.

Es tritt jetzt die überragende Bedeutung des (scharfen) Linienspektrums (II. Typ) hervor. Hier sind bestimmte Schwingungsdauern ausgeprägt; die Moleküle des leuchtenden Körpers befinden sich offenbar in solcher Freiheit, daß ihre Individualität ziemlich ungestört zur Geltung kommt. Bei den kontinuierlichen Spektren (I. Typ) hingegen scheinen sich einzelne gesonderte regelmäßige Schwingungen gar nicht auszubilden; es liegt ein ganz wirres Durcheinander aller überhaupt möglichen vor, von denen zwar gewisse häufiger und intensiver auftreten können als andre, ohne doch zu klarer und bestimmter Geltung zu gelangen.

Nach der vorstehend erörterten Auffassung der Vorgänge im Molekül und des Mechanismus des Leuchtens ist dies verschiedene Verhalten verständlich genug. Die Linienspektren entsprechen im allgemeinen glühenden Gasen und Dämpfen, die kontinuierlichen dagegen glühenden festen und flüssigen Körpern. Die ersteren Körper sind, verglichen mit den letzteren, von ganz verschwindender Dichte, d. h. in den ersteren sind die Moleküle durchschnittlich viel weiter voneinander entfernt als in den letzteren. In den Gasen und Dämpfen werden sonach die inneren Molekularbewegungen ziemlich ungestört vonstatten gehen, während sie in festen und flüssigen Körpern durch häufige Zusammenstöße gestört und in Unordnung gebracht werden. Ein Beweis für diese Auffassung ist durch die Beobachtung zu erbringen gewesen, daß die Spektrallinien sehr dichter Gase *verbreitert* sind und selbst zusammenzufließen vermögen, den Uebergang vom Linien- zum kontinuierlichen Spektrum andeutend.

6. Ultrarote und ultraviolette Spektren.

Oben ist erwähnt worden, daß unser Auge Schwingungen nur innerhalb eines sehr kleinen Bereiches von Perioden als Licht zu empfinden vermag; Schwingungen außer jenen Grenzen werden von den Medien, die das Licht auf dem Wege bis zur Netzhaut durchsetzt, absorbiert. Die chemische Spektralanalyse wurde hierdurch nicht wesentlich beeinträchtigt, da die im sichtbaren Spektrum liegenden Linien zur Charakterisierung der chemischen Elemente erfahrungsgemäß im wesentlichen ausreichen. Aber für die soeben geschilderte physikalische Aufgabe, die Erschließung der Vorgänge im Molekül, war ersichtlich die Beschränkung auf das sichtbare Spektrum ein ungemeines Hindernis; was unser Auge zufällig direkt aufzufassen vermag, kann ja möglicherweise nur ein kleiner und nicht einmal besonders charakteristischer Teil des ganzen im Molekül sich abspielenden Vorganges sein.

So entsteht das dringende Bedürfnis nach Hilfsmitteln, die gestatten, diejenigen Schwingungen der Beobachtung zu unterwerfen, die außerhalb des sichtbaren Spektrums liegen und bei kleineren Schwingungsdauern als ultraviolett, bei größeren als ultrarot bezeichnet werden, da sie sich, wenn die Absorptionshindernisse sämtlich in Wegfall kämen, in Verlängerungen des Spektrums über das violette resp. über das rote Ende hinaus geltend machen müßten.

Die Stelle des Auges nimmt für die ultravioletten Schwingungen die photographische Platte ein, die weit über die Grenze der Sichtbarkeit hinaus davon beeinflußt wird. Im sichtbaren Spektrum wird sie nach dem roten Ende hin für das Licht schnell unempfindlicher; aber man hat in letzter Zeit durch veränderte Zusammensetzung der Emulsion das Anwendungsbereich dort erheblich erweitert. Im ultraroten Bereich hingegen werden als Ersatz des Auges thermometrische Hilfsmittel benutzt, die, zum Beispiel in die Form von sehr dünnen Drähten gebracht, die Stellen des ultraroten Spektrums aufzusuchen gestatten, auf die merkliche Strahlen auffallen, wo also eine ein klein wenig erhöhte Temperatur herrscht und wo ein ideales Auge eine Spektrallinie sehen würde.

Aber mit diesen Ersatzstücken für das menschliche Auge ist es nicht getan; die Absorptionen, die uns ultrarote und ultraviolette Schwingungen unsichtbar machen, liegen nicht nur im Auge, sie liegen auch in den Prismen und Linsen des Spektralapparates, ja selbst in der umgebenden Luft. Hier Abhilfe zu schaffen, sind zwei verschiedene Wege eingeschlagen worden.

Einmal hat man versucht, das bisher benutzte Glas der Linsen und Prismen durch Substanzen zu ersetzen, die das Licht in einzelnen Spektralbereichen weniger schwächen als jenes. Der fortgeschrittenen Glastechnik ist es gelungen, Glasschmelzen zu erfinden, die in der Richtung des Ultraviolett die Grenze der Anwendbarkeit bereits recht merklich hinausschieben. Ein von Schott und Genossen in Jena hergestelltes Glas ist bis zu Wellenlängen von etwa 0,3 Mikrons benutzbar. Darüber hinaus gehen natürliche Kristalle, insbesondere Bergkristalle bis gegen 0,18, Flußspat bis gegen 0,12 Mikrons. In den letzten

Bereichen ist bereits die Luft, wie auch die Gelatine in der Emulsion der photographischen Platten, undurchlässig für die Strahlen, und es bedurfte der Zusammenwirkung von äußerster Zähigkeit und von technischer Virtuosität des Beobachters, um die hieraus erwachsenden Schwierigkeiten zu überwinden. V. Schumann in Leipzig ist es in der Tat gelungen, mit einem von Luft ganz zu befreienden Apparat, bei dem alle durchsichtigen Teile aus Flußspat hergestellt sind, und mit neuen gelatinefreien photographischen Platten Spektraluntersuchungen bis zu Wellenlängen von nahezu 0,12 Mikrons durchzuführen.

Die Grenze, welche die Absorption der Luft zieht, wird wegen der enormen technischen Schwierigkeiten weiterhin wohl nur ganz ausnahmsweise wieder überschritten werden; aber selbst bis an diese hinan zu gelangen, wird bei Anwendung von Bergkristall und besonders von Flußspat durch die Kostbarkeit dieser Substanzen erschwert. Von Flußspat ist optisch brauchbares Material überhaupt nur ein einziges Mal bei Brienz in der Schweiz aufgefunden worden und, da in jener Zeit die wichtigen Eigenschaften der Substanz noch nicht bekannt waren, bis auf kleine in Mineraliensammlungen erhaltene Stücke zu chemischen Zwecken verbraucht, also vernichtet worden. Jetzt kostet ein gar nicht so großes Flußspatprisma über 1000 Mark.

Nach der Seite des Ultrarot hat die Heranziehung natürlicher Kristalle praktisch bedeutungsvollere Resultate ergeben, da neben Bergkristall und Flußspat zwei ziemlich häufig vorkommende Salze: Chlornatrium und Chlorkalium (Steinsalz und Sylvin), bis gegen 16 und 20 Mikrons ziemlich stark durchlässig sind.

7. Gitterspektra.

Neben diesen Versuchen, die den obengeschilderten Grundgedanken des Spektralapparates unberührt lassen und nur das Material der optischen Teile verändern, ist aber ein ganz neuer Weg zur Herstellung von Spektren zu besprechen, der die Schwierigkeiten der Absorption (abgesehen von derjenigen der Luft) in höchst einfacher Weise vollständig vermeidet und infolge davon eine radikale Umwälzung in der Technik der Spektroskopie hervorgerufen hat.

Wie auf die prismatischen Spektren, so hat auf die neue Art Spektra höchstwahrscheinlich eine zufällige Beobachtung geführt. Die Bilder von Sonne und Mond erscheinen in nebliger Luft von farbigen Ringen umgeben; andre farbige Nebenbilder entstehen, wenn man eine Flamme durch die Lücken eines feinen Gewebes oder durch die Fahne einer Vogelfeder betrachtet.

Derartige Wahrnehmungen mögen es gewesen sein, die den geistvollen Optiker Fraunhofer in München um 1821 dazu führten, Gitter anzufertigen, die das in regelmäßiger Weise wiedergeben, was Gewebe und Federn unregelmäßig darbieten. Er spannte sehr feine Drähte parallel und in gleichen Abständen über einen Rahmen oder riß Systeme von parallelen äquidistanten Linien in den Ruß- oder Silberüberzug einer Glasplatte derartig ein, daß sie dem Licht den Durchgang gestatteten. In beiden Fällen entstanden Scharen feiner paralleler Spalten, die untereinander gleiche Gestalt und von den benachbarten gleichen Abstand besaßen.

Stellt man ein derartiges Gitter vor ein Fernrohr, das auf einen mit weißem Licht beleuchteten feinen Spalt gerichtet ist, und macht die Gitterstäbe dem Spalt parallel, so nimmt man im Fernrohr eine eigenartige und reizvolle Erscheinung wahr. In der Mitte erscheint der Spalt wesentlich ebenso, wie er sich ohne eingeschaltetes Gitter darstellt, zu beiden Seiten aber Scharen von Spektren in symmetrischer Anordnung; zunächst der Mitte stehen zwei schmale, dann folgen zwei doppelt, weiter zwei dreifach, vierfach u. s. w. breite, alle mit dem violetten Ende nach der Mitte weisend. Die Abstände gleicher Farben in benachbarten Spektren sind gleich, aber für die verschiedenen Farben verschieden. Sie hängen von der Wellenlänge oder Schwingungsdauer der betreffenden Farbe und dem gegenseitigen Abstand der Gitterspalten ab, und ihre Messung gibt das klassische Mittel, die Wellenlängen für die verschiedenen Farben zu bestimmen.

In diesen Bestimmungen lag ehedem der Hauptzweck der Gitter; als Spektralapparate wurden sie kaum benutzt, zumal sie das Unbequeme haben, daß die höheren und ausgedehnteren Spektren des obengeschilderten Systems sich weitgehend überdecken, wodurch ihre Beobachtung erheblich erschwert wird.

Die Wertschätzung der beschriebenen Einrichtung wurde mit einem Schlage geändert, als der geniale amerikanische Physiker Rowland (in Baltimore) erkannte, daß die Gitter eine Möglichkeit zur Herstellung von Spektren böten, bei der die Lichtstrahlen kein andres unvollständig durchsichtiges Medium als die Luft zu durchsetzen brauchten.

Es ist bekannt, daß Hohlspiegel von Gegenständen ebensogut Bilder geben, wie dies Konvexlinsen tun, ja noch besser, insofern bei ihnen die Farbenzerstreuung, welche die Linsen, den Prismen ähnlich, liefern, in Wegfall kommt. In der Tat ist ja gegenwärtig in der Astronomie eine nicht unbeträchtliche Bewegung für die Ersetzung der Refraktoren mit großen Objektivlinsen durch Reflektoren mit Objektivspiegeln vorhanden. Einer der Clous der Pariser Weltausstellung von 1900 bestand in einem so konstruierten Fernrohr mit einem Spiegel von zirka 1 Meter Durchmesser.

Rowland erkannte, daß man die Prismen- und Linsensysteme der älteren Spektralapparate zugleich ersetzen kann durch einen Hohlspiegel, auf dessen Fläche eine Gitterteilung geritzt ist. Ein solches Konkavgitter gibt von einem beleuchteten Spalt ein von Spektren begleitetes Bild wie das obenbeschriebene, — ein Bild, das etwa direkt auf einer photographischen Platte aufgefangen und zur Wirkung gebracht werden kann. Hier ist in der Tat mit Ausnahme der Luft jedes unvollständig durchsichtige Medium vermieden.

Um aber die Prismensysteme an auflösender Kraft zu erreichen oder gar zu übertreffen, mußten die Gitter gegenüber den früher hergestellten wesentlich verbessert und verfeinert werden. Für die Güte der Wirkung ist maßgebend die Regelmäßigkeit und die Dichtigkeit der Streifen; in beiden Richtungen gelang es Rowland, außerordentliche Fortschritte zu erzielen. Er baute eine Teilmaschine, die, ein wahres Wunderwerk der Technik, in einem gegen Wärmewirkungen möglichst geschützten Raum völlig sich selbst überlassen, automatisch arbeitet und

dabei auf den aus Spiegelmetall hergestellten Hohlspiegel mit einer feinen Diamantspitze nahezu 600 Linien auf die Breite eines Millimeters zieht. Die größeren Gitter dieser Art tragen ungefähr 70000 Linien von etwa 6 Zentimeter Länge, und die hiervon in den Handel gekommenen stellen das Vollendetste dar, was bisher in dieser Richtung geleistet worden ist.

Freilich, nicht alles, was die Maschine arbeitet, so kunstvoll sie konstruiert ist, kann benutzt werden. Ein jeder vorgearbeitete Hohlspiegel, der in die Maschine eingelegt wird, stellt den (ziemlich hohen) Einsatz in eine Lotterie dar; erst nach Vollendung der viele Tage in Anspruch nehmenden Teilung entscheidet es sich, ob ein Gewinn gezogen ist oder eine Niete. Diese böse Unsicherheit wird durch das winzigste Etwas bestimmt: die Natur und die Dauer der Diamantspitze, welche die Linien zieht. Aendert sich diese während der Arbeit — und sie wird dabei, wie oben gezeigt, stark in Anspruch genommen — auch nur eine Wenigkeit durch Absplittern, durch Verrücken oder dergleichen, so sind Hohlspiegel und Gitter verloren. Dies bedingt neben den hohen Anlagekosten der Teilmaschine den Preis eines Rowland-Gitters, der sich bei den größeren auf etwa 1200 Mark stellt.

8. Gitterspektrographen.

Ein Spektralapparat mit einem derartigen Konkavgitter unterscheidet sich nur äußerlich in bemerkenswerter Weise von den älteren Prismenapparaten. Dort handelt es sich um ein Tischchen, das die Prismen aufnimmt, ein Rohr, das an seinem Ende den Spalt trägt, und ein Beobachtungsfernrohr, — das Ganze auf einem Stativ vereinigt und relativ leicht von Tisch zu Tisch zu transportieren. Ein Rowland-Apparat verhält sich hierzu wie ein Strandgeschütz schwersten Kalibers zu einem Feldgeschütz oder einer Wallbüchse.

Wir knüpfen die Beschreibung an die Einrichtung, die sich im neuen physikalischen Institut zu Göttingen befindet. Der Hauptteil beansprucht einen großen gewölbten Saal des Sockelgeschosses, der nach Norden liegt und obendrein durch doppelte Türen und doppelte Fenster (die inneren mit Blech statt mit Glas lichtdicht geschlossen) gegen Temperaturänderungen möglichst geschützt ist. Wände, Decke, Boden sind tief dunkelrot gefärbt, weil von solcher Farbe reflektiertes Licht auf photographische Platten nur sehr schwach wirkt. Die zu untersuchende Lichtquelle befindet sich in einem Nebenraum und sendet ihre Strahlen durch eine Oeffnung in der Zwischenwand auf den Spalt und durch diesen auf das in einer Ecke des Saales aufgestellte Rowland-Gitter. Das Gitter entwirft ein System von Spektren, die auf einem Kreisbogen von 6,5 Meter Durchmesser liegen; von diesen kommt der etwa ein Drittel des Kreisumfanges füllende Anteil zur Anwendung, d. h. ein Spektrensystem, das sich über eine Länge von rund 10 Metern erstreckt. Die Einrichtung ist getroffen, um jeden beliebigen Teil hiervon auf der photographischen Platte zu fixieren; die Bilder können dann hinterher in Ruhe und Bequemlichkeit bei hellem Tageslichte ausgemessen werden.

Zum Zweck der Aufnahme müssen die photographischen Platten an die ganz bestimmten Stellen gebracht werden, wo die Spektren scharf sind, und dort für

längere Zeit (denn bei schwachen Objekten sind die Expositionsdauern gelegentlich sehr bedeutend) absolut festgehalten werden. Hierzu dient die sogenannte Gitteraufstellung, ein Gerüst von starken Eisenschienen, das eine über den genannten Kreisbogen sich erstreckende photographische Kamera trägt. Die gewaltige Eisenkonstruktion im Gewicht von zirka 1200 Kilogramm ist ein großartiges Geschenk der Firma Krupp in Essen, die Kamera verdankt das Institut Herrn Geheimrat Dr. Böttinger in Elberfeld.

Die Anwendung dieser Einrichtung geschieht nun so, daß zunächst bei dem schwachen Licht einer roten Glühlampe ein Dutzend oder mehr streifenförmiger photographischer Platten in die Kamera eingelegt, danach der ganze Gitterraum verschlossen wird; nachdem die Luftströmungen in seinem Innern sich beruhigt haben, wird der zu untersuchende Lichtstrahl durch den Spalt hineingesendet. Hat dieser je nach Umständen einige Minuten bis zu mehreren Stunden gewirkt, so werden die Aufnahmen entwickelt. Auf den so erhaltenen Negativen zeigen sich die in Wahrheit hellen Spektrallinien als dunkle Streifen von dem verschiedensten Habitus. Da gibt es starke und schwache, breite und schmale, scharfe und verschwommene, bald dicht gedrängt, bald durch große Abstände getrennt.

Um eine Vorstellung von dem Aussehen eines komplizierteren Spektrum und von der Vielheit und Mannigfaltigkeit der in ihm auftretenden Linien zu geben, ist in der nachstehenden Figur ein kleines Stückchen Eisenspektrum nach



einer Aufnahme von Professor Runge in Göttingen in doppelter Größe reproduziert. Das Licht, das dieses Spektrum auf die photographische Platte gezeichnet hat, ging von einem elektrischen Funkenstrom aus, der zwischen zwei Eisenspitzen überfloß; das Spektrum rührt im wesentlichen von dem glühenden Eisendampf her; der Anteil der Luft, in der das Verbrennen geschah, kommt nicht in Betracht.

Die Grenzen des reproduzierten Stückchens des Spektrum sind die Wellenlängen 441 und 447 Mikromikrons oder Millionstelmillimeter; da nun das ganze photographierbare Eisenspektrum etwa von 180 bis 600 Mikromikrons reicht, so stellt die Figur rund den siebzigsten Teil desselben dar. Die Gesamtzahl der in demselben enthaltenen Linien wird auf 10000 geschätzt, sie bilden ein schier unentwirrbares System, in dem die zartesten und feinsten mit hellen und breiten anscheinend regellos abwechseln.

Denken wir zurück an die Vorstellung, die man sich von dem Zustandekommen der Lichtstrahlen bilden muß, so drängt sich der Eindruck auf, daß ein Molekül Eisen, in dem beim Leuchten diese ungeheure Zahl von verschiedenen völlig regelmäßigen Schwingungen sich abspielt, ein Gebilde von gar nicht auszudenkender Komplikation sein muß. Wahrhaftig, was will jedes Menschenwerk

neben jenem wunderbaren, unsichtbar kleinen Organismus bedeuten, der Tausende von Farben auszusenden vermag! Die Würdigkeit der Aufgabe, ihn zu begreifen, leuchtet aus dem rätselhaft komplizierten Spektrum ebenso hervor wie ihre Schwierigkeit. Wir gehen auf die Fortschritte, die in der Lösung derselben erzielt sind, weiter unten ausführlicher ein.

9. Andre moderne Spektroskope.

Das Rowlandsche Konkavgitter ist, alles erwogen, gegenwärtig unzweifelhaft das wichtigste und mächtigste Instrument der Spektroskopie, und kein andres kann sich ihm an Vielseitigkeit der Verwendung vergleichen. Immerhin reicht es noch nicht aus, um alle Spektralerscheinungen zu entwirren. Viele Linien, die sich in seinen Photogrammen als einfach darstellen, mögen nur deshalb so erscheinen, weil die Ausbreitung des Spektrums, die das Gitter liefert, so bedeutend sie ist, doch ihre Grenze hat. Da die von Rowland erzielte Feinheit der Gitterteilungen (600 Linien auf das Millimeter) jedenfalls erheblich nicht zu überbieten ist, so hat man versucht, das Gitterprinzip in einer neuen Richtung auszubilden, und von Michelson in Chicago wie von Lummer, seinerzeit in Berlin, jetzt in Breslau, sind Instrumente erdacht worden, die Rowlands Gitter an auflösender Kraft bedeutend übertreffen. Mit diesen haben sich in der Tat eine Anzahl Spektrallinien, die jene Gitter als einfach erscheinen lassen, in komplizierte Systeme auflösen lassen. Aber die Verwendbarkeit jener Einrichtungen ist sehr beschränkt, einerseits, weil auch die wirklich einfachen Spektrallinien stets eine gewisse Breite haben und nur bei sehr günstigen Verhältnissen, nämlich bei äußerster Schmalheit die vergrößerte Ausdehnung des Spektrums Nutzen bringt, sodann aber auch, weil in jenen neuen Instrumenten die Lichtstrahlen sehr lange Wege im Glas zurücklegen müssen und hierbei ihre ultraroten und ultravioletten Anteile vernichtet werden, so daß eine Anwendung nur im sichtbaren Spektrum möglich ist.

(Schluß folgt)

Aus den Erlebnissen eines alten Seeoffiziers

Vom Goldenen Horn, vom grünen Tische und vom Roten Meer

Von

Vizeadmiral von Valois

Einleitung

Bald sind nunmehr fünfzig Jahre verstrichen, seitdem ich als fünfzehnjähriger schmächtiger Bursche in die damals preußische Marine eintrat.

Welche Wichtigkeit der Wahl des Berufes beizumessen ist, braucht nicht erörtert zu werden; jedenfalls aber ist es immer noch besser — wie man so sagt —, zeitig umzusatteln, als aus falschem Stolz eine Laufbahn zu verfolgen,

in der man sich nicht glücklich fühlt. Dankbar muß derjenige sein, dem derartige Zweifel erspart geblieben sind.

Blicke ich in die Vergangenheit zurück, so erfüllt es mich mit aufrichtiger Freude, daß nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten der gewählte Beruf mir die vollste Befriedigung gewährt hat und daß ich wirklich Seemann mit Leib und Seele geworden bin.

Auch jetzt noch — nach langjähriger Trennung vom Berufe — fühle ich ebenso wie zu den Zeiten meiner regsten Tätigkeit, und oft und liebevoll beschäftigen sich meine Gedanken mit den Bildern der Vergangenheit.

Nichts würde mir größere Freude bereiten, als wie die Stätten meiner früheren Tätigkeit — einen großen Teil der weiten, weiten Welt — mit leibhaftigen Augen wiedersehen zu dürfen.

Da dies unmöglich ist — Zeit, Entfernung und der Nervus rerum bilden zu große Hindernisse —, muß ich mich darauf beschränken, einige Episoden durch Tinte und Feder meinen geistigen Augen vorzuführen.

Mögen Freunde, Bekannte und auch Unbekannte in wohlwollender Beurteilung einiges Interesse an den in Kürze wiedergegebenen Erlebnissen finden und daraus ersehen, welche andre Aufgaben außer den Pflichten des praktischen und militärischen Berufes dem Seeoffizier mitunter zur Lösung zufallen können.

Vom Goldenen Horn.

Konstantinopel! — Welche Erinnerungen ruft der Name nicht schon bei denjenigen wach, denen nur die Geschichte der Vergangenheit vor Augen steht.

Um wieviel mehr aber bei denen, die außerdem die Stadt, die Gegend und die Verhältnisse kennen lernten und dort Gelegenheit hatten, Ereignisse von großer Bedeutung zu erleben.

Welch ein Gegensatz zwischen dem prachtvollen Blau des Marmarameeres, des Bosporus mit den im Sonnenschein strahlenden Städten zu beiden Seiten der Meerenge — den hochragenden Minarets, den stolzen, in der Flut sich spiegelnden Marmorpalästen und dunkeln Zypressenhainen, und den schlechtbeleuchteten Straßen voller Bettler, Unrat und herrenloser Hunde.

So war es wenigstens vor dreißig Jahren. Ob es inzwischen besser geworden sein mag? Quien sabe!

Das Gute, Schöne wird geblieben sein, vielleicht aber auch das Schlechte, denn man pflegt in der Türkei sehr konservativ zu sein.

Es gibt kaum einen Ort der Welt, in dem ein solches Zusammenströmen aller Völker der Welt — von den verschiedensten politischen, kaufmännischen und religiösen Interessen geleitet — stattfindet.

Näher darauf einzugehen liegt nicht im Rahmen dieser kleinen Schrift, denn dies würde zu einer ethnographischen Beschreibung fast aller Nationen des ganzen Erdballs führen.

Nur so viel sei bemerkt, das vornehmste der dort vertretenen Völker (die

oberen verrotteten Klassen ausgenommen) sind doch die oft mit Unrecht gegeschmähten Türken.

Doch nun zur Sache.

Wir waren also in Konstantinopel, und das war folgendermaßen gekommen:

Im Frühjahr durch Allerhöchste Kabinettsorder zum Komandanten des Kanonenboots „Nautilus"[1]) ernannt, hatte ich am 25. März 1876 das Kommando von meinem guten, längst verstorbenen Freunde Sattig übernommen.

Die Segelorder lautete über Plymouth, Port Said nach Hongkong; dort weitere Befehle erwarten.

Gesund, unverheiratet und meinem Berufe mit Leib und Seele ergeben, konnte ich mir nichts Herrlicheres denken, wie als alleinsegelndes Schiff in der Welt umherzustreifen.

Ich kam mir vor wie ein König, und auch jetzt noch steht mir die Zeit als die glücklichste meines Lebens vor Augen.

Als es mir noch gelang, von unserm damaligen verehrten Chef Exzellenz von Stosch gelegentlich seiner Anwesenheit in Kiel die Erlaubnis zu erhalten, zwei Ballonkanonen überetatsmäßig an Bord nehmen zu dürfen, sah ich meinen kleinen „Nautilus" im Geiste zu einer Korvette heranwachsen.

Diese Geschütze, ich glaube von 4=Zentimeter=Kaliber, waren seinerzeit von Krupp während der Belagerung von Paris aus eigner Initiative konstruiert worden, um die aus der belagerten Stadt aufsteigenden Luftballons beschießen zu können. Ob sie aber mit Erfolg verwendet worden sind, ist mir unbekannt; die Armee gab sie aber nach dem Kriege als ungeeignet für ihre Zwecke an die Marine ab.

„Nautilus" wurde als alleinsegelndes Fahrzeug betrachtet, und das bedeutete, keinem Geschwader anzugehören, also ganz selbständig zu sein.

Der Kommandant hat unter diesen Umständen die volle Verantwortung für alle Vorkommnisse und dementsprechend Lob oder Tadel zu erwarten. Darin liegt der große Reiz einer solchen Stellung, und wenige Seeoffiziere werden darüber im Zweifel sein, ob sie es vorziehen, als Zweiter auf einem großen Schiffe oder als Erster auf einem Kanonenboote ihre Pflichten zu erfüllen.

Damals, mehr als dreißig Jahre sind seitdem vergangen, und von den fünf Offizieren, die mich begleiteten — Kapitänleutnant Cochins, Leutnants zur See Claußen von Fink und Posselt, Unterleutnants zur See Jachmann und Hilgendorf — ist keiner mehr am Leben, war die Entsendung eines Fahrzeugs in weite Ferne noch kein alltägliches Ereignis, und so begleiteten uns, als wir am 5. April 1876 in See gingen, die Hurrarufe der im Hafen liegenden Schiffe.

Ueber Plymouth, welchen Hafen damals unsre ausgehenden und zurückkehrenden Schiffe, um die letzten resp. ersten Befehle zu erhalten, in der Regel anzulaufen pflegten, wurde nach kurzem Aufenthalt die Reise fortgesetzt.

---

[1]) Eigentlich Kanonenboot von der „Albatros"=Klasse genannt, für den täglichen Gebrauch ein etwas zu langer Titel.

Um „Nautilus“ über das Niveau des gewöhnlichen Kanonenbootes zu erheben, widerstand ich der Versuchung, in den mir damals noch unbekannten Hafen von Gibraltar einzulaufen.

Stolz mit raumem Winde vorbeisegelnd, kam „Nautilus“ nach siebzehntägiger Reise am 9. Mai in Malta an, ging nach kurzem Aufenthalt weiter und ankerte am 19. Mai in Port Said. Um 5 Uhr morgens waren wir eingelaufen und um 7 Uhr erhielten wir den Befehl (telegraphisch), sofort nach Konstantinopel zu gehen.

Nach einem kurzen Besuche bei unserm — wohl vielen Hunderten von Seeoffizieren bekannten — liebenswürdigen Konsul Bronn, der auch jetzt noch auf dem Posten weilt und wie damals vor der Veranda seines stattlichen, dicht am Wasser liegenden Hauses die ein- und auslaufenden Schiffe zu beobachten pflegt, wurde um 11 Uhr vormittags desselben Tages die Fahrt nach Konstantinopel angetreten.

Kohlen waren inzwischen aufgefüllt worden, Karten aber waren für die neue Reiseroute nicht zu erlangen und nicht an Bord vorhanden, da „Nautilus“ für Ostasien ausgerüstet worden war. Endlich gelang es Konsul Bronn, von einem österreichischen Lloyddampfer eine alte Segelkarte für das östliche Mittelmeer aufzutreiben; die Dardanellen und das Marmarameer waren allerdings nur en miniature darauf zu erblicken, indessen mußte der Versuch gemacht werden, auch ohne Spezialkarte hindurchzukommen. „Nautilus“ war ja kein Linienschiff.

Stürmischer Nordwind, gegen den „Nautilus“, ohne vorwärts zu kommen, nutzlos Kohlen vergeudet hätte, verschaffte mir noch Gelegenheit, Rhodus, die Stätte des Schillerschen Drachenkampfes, kennen zu lernen und in den Trümmern der Ritterstraße an alten Häusern die Wappen dahingegangener und noch lebender Geschlechter zu studieren. Doch vorwärts, vorwärts! war die Losung, und sowie der Nordwind etwas nachgelassen hatte, gingen wir weiter, kamen am 25. Mai abends vor den Dardanellen an und passierten kurz vor Dunkelheit die Befestigungen von Sedie Bahr.

Gegen 9 Uhr aber mußte wegen absoluter Dunkelheit, die durch die hohen Ufer an beiden Seiten noch verschärft wurde, geankert werden. Aber mit Tagesgrauen am 26. Mai um 3 ½ Uhr morgens wurde wieder losgedampft, und um 8 ½ Uhr desselben Tages lag „Nautilus“ vor der Einfahrt zum Goldenen Horn zu Anker. Mir war zwar bekannt, daß über das Passieren der Dardanellen internationale Abmachungen existierten, doch glaubte ich, daß sich das nur auf große Schiffe bezöge, und „Gedrucktes“ darüber hatte ich wohl als voraussichtlicher chinesischer Stationär nicht mitbekommen. In Konstantinopel lag bereits als Stationär das Kanonenboot „Meteor“ unter Kapitänleutnant Freiherrn von Roeßing, der über mein unerwartetes Erscheinen sehr erstaunt war.

Von Rechts wegen hätte das in Gallipoli liegende türkische Wachtschiff mich erst anmelden und mir die Erlaubnis zum Passieren geben müssen. Da der Ferman für das Einlaufen des „Nautilus“ tatsächlich eingeholt worden war und

in Gallipoli bereit lag, wurde die Angelegenheit mit Stillschweigen übergangen, da andernfalls die gottgesegnete Nachtruhe der türkischen Wachen in Gallipoli und auf dem Wachtschiffe zur Sprache gekommen wäre.

Die Aenderung unsrer Reiseroute war durch den Mord unsers und des französischen Konsuls in Saloniki veranlaßt worden und weil man einen Ausbruch mohammedanischen Fanatismus in Konstantinopel nicht für unmöglich hielt.

Die Aussicht auf den bevorstehenden Krieg mit Serbien trug dazu bei, die Stimmung gegen die Christen zu verschärfen, denn nicht mit Unrecht nahm man an, daß Serbien sich in seiner feindlichen Haltung nicht allein auf eigne Kräfte stützen würde. Sämtliche Großmächte hatten daher noch einen zweiten Stationär nach Konstantinopel entsendet. Am zweiten Tage unsers Aufenthalts erhielten wir einen Einblick in die merkwürdige Art, wie die türkische Polizei ihres Amtes waltete.

Mit den Kameraden des „Meteor", österreichischen Seeoffizieren und verschiedenen Herren des Konsulats hatten wir uns in der Grande Rue de Pera bei Jaui zu einem Glase Bier zusammengefunden. Beim Heimgehen hörte ich, daß einige der jüngeren Herren noch einen Musiksalon alias Tingeltangel besuchen wollten.

Bei der Morgenmusterung am nächsten Tage meldete mir der Erste Offizier, daß ein Unterleutnant noch nicht an Bord wäre; aus der Art der Meldung glaubte ich schließen zu müssen, daß es sich nicht um ein gewöhnliches Versäumnis handelte. Auf Befragen kam folgendes heraus:

In einer Querstraße der Rue de Pera befand sich ein Musiksalon, der nach Ansicht des Polizeichefs sich nicht durch genügend hohe Extraabgaben die Gunst des genannten Beamten gesichert hatte. Um höhere Backschischs zu erlangen, war das Lokal in Blockadezustand erklärt worden, und die Gäste wurden durch die Polizei verhindert, hineinzugehen. Um nun trotzdem hineinzugelangen, bediente die leichtsinnige Jugend sich der Kriegslist, daß diejenigen, die nach Hause gehen wollten, durch einen Scheinangriff die Polizisten nach ihrer Seite abzulenken versuchten. Währenddessen machten die Musikfreunde von der andern Seite einen energischen Vorstoß und gelangten meistens auch ins Lokal. Da das Haus unter der Jurisdiktion einer fremden Macht stand (vermutlich der österreichischen), war dann die Rolle der Polizei ausgespielt.

In diesem Falle glückte das Manöver aber nicht vollständig; alle bis auf unsern Unterleutnant gelangten hinein und sahen dann, wie dieser zunächst einen Polizisten zu Boden schlug, dann aber durch die Uebermacht überwältigt und abgeführt wurde. Hiernach mußte ich annehmen, daß er sich in einem türkischen Arrest oder Wachtlokale, wahrscheinlich in wenig angenehmer Lage und recht zweifelhafter Gesellschaft, befinden würde. Unverzüglich wurde daher ein Offizier aufs Konsulat geschickt, um mit dessen Hilfe die erforderlichen Schritte zu veranlassen. Nach kurzer Zeit kam indessen dieser Offizier, von dem Inkulpaten begleitet, den er unterwegs angetroffen hatte, an Bord zurück.

Aus seinen Meldungen ging hervor, daß sich der Sachverhalt so zugetragen

hatte, wie vorher angegeben. Während der Abführung und der lauten unverständlichen Unterhaltung beider Teile waren zwei Deutsche dazu gekommen und hatten sich von der Patrouille den Sachverhalt angeben lassen. Auf die Frage der Landsleute, ob er den Kerls nicht einige Medschiedjes geben wollte, hätte er sich dazu bereit erklärt und nach Aushändigung der Silberspende die Nacht bei seinen Befreiern zugebracht.

„Nautilus“ lag zwischen den italienischen und österreichischen Stationären „Scylla“ und „Narenta“, dicht bei der türkischen Artilleriewerft von Tophane, so daß der Verkehr mit dem Lande in schneller und einfacher Weise durch eine Jolle als Fähre gehandhabt werden konnte. Alle Stationäre waren den Botschaftern zur Verfügung gestellt, und so meldete ich mich demzufolge bei Exzellenz von Werther in Therapia. Besondere Wünsche sprach dieser nicht aus, „Nautilus“ sollte zunächst bei Unruhen ernsterer Art unsern Landsleuten und Schutzbefohlenen als Zufluchtsort dienen.

In türkischen Kreisen schien eine große Erregung zu herrschen, denn viele Mohammedaner mißbilligten die schwankende Haltung des Sultans gegenüber dem kleinen, wie es schien, sich auf Rußland stützenden Serbien. Grund zu berechtigter Unzufriedenheit ist außerdem auch bei jeder türkischen Regierung zur Genüge vorhanden gewesen, denn regelmäßige Soldzahlungen an die Truppen und Beamten gehörten zu den Ausnahmen. Wie weit diese Unzufriedenheit um sich gegriffen hatte, mögen aber nur wenige Nichtmohammedaner gewußt haben, so daß die am 30. Mai erzwungene Abdankung des Sultans Abd ul Asis bei der Fremdenkonie die allgemeinste Ueberraschung hervorrief.

Als diejenigen, welche diese Umwälzung erzwungen hatten, wurden die Großwürdenträger Hussein Avni, Midhat, Mehemet Ruschdi und Suleiman Pascha genannt.

Am 4. Juni morgens wurde der unglückliche Fürst in der Wachtstube des Palastes Tscheragan, der ihm als Aufenthaltsort angewiesen worden war, mit durchschnittenen Pulsadern als Leiche vorgefunden. Angeblich sollte er sich aus Verzweiflung getötet haben, die öffentliche Meinung bezeichnete die vorher angeführten Paschas als seine Mörder, wie dies auch durch die allerdings erst 1881 angeordnete Untersuchung erwiesen worden ist. Die damals noch lebenden Verschwörer wurden zwar zum Tode verurteilt, doch ist das Urteil nicht ausgeführt worden.

Um den Tod Abd ul Asis' zu rächen, schlich der Tscherkesse Hassan, ein Bruder der Lieblingsfrau des Ermordeten, am 16. Juni in den Konak von Midhat Pascha, in dem eine Ministersitzung stattfand. Ehe die Wachen ihn hindern konnten, stürzte Hassan wie ein Rasender in den Sitzungssaal und begann sein Rachewerk mit Revolver und Jatagan. — Hussein Avni und Mehemet Ruschdi fielen unter seinen Streichen. Mehemet Kaisuli wurde schwer verwundet, und erst nachdem noch drei Soldaten gefallen waren, brach Hassan sterbend zusammen. Seine Leiche wurde am nächsten Tage an den Galgen gehängt.

Es waren aufregende Tage, und jeden Augenblick konnte der Ausbruch ernster Unruhen und die Gefährdung der christlichen Bevölkerung erwartet werden. Trotzdem der bevorstehende serbische Krieg zahlreiche asiatische Truppenkörper, Baschi-Bosuks, Kurden und Tscherkessen, durch Konstantinopel führte, kamen keine Ausschreitungen gegen die Christen vor. Die Erkenntnis der Solidarität aller christlichen Mächte wird wesentlich dazu beigetragen haben, den Fanatismus in Schranken zu halten.

Zu den Aufgaben des ältesten Seeoffiziers auf auswärtigen Stationen gehört auch die Beobachtung aller wichtigen militärischen, politisch-wirtschaftlichen Zustände und Vorgänge, die Berichterstattung darüber und die Führung der Stationsakten. In diese wird alles Wissenswerte eingetragen, damit der Nachfolger sich darüber informieren kann; ist die Station zeitweise nicht besetzt, so werden die Akten auf dem Konsulate deponiert.

Wie vorher erwähnt, spitzten sich die Verhältnisse zwischen Serbien und der Türkei von Tag zu Tag mehr zu, beide Parteien zogen ihre Truppen in der Nähe der Grenzen zusammen. Die Türkei hatte die Umgegend von Widdin als Konzentrationspunkt gewählt. Als Hauptbeförderungswege kamen in Betracht erstens die Bahn von Konstantinopel aus, zweitens der Wasserweg nach Saloniki und weiter über Land.

Es gelang mir — die Quellen mögen unerwähnt bleiben —, über alle durch Konstantinopel durchgehenden und über die in Saloniki gelandeten Truppen so zuverlässige Nachrichten zu erhalten, daß es möglich war, ein nach Zahl und Zusammensetzung ziemlich richtiges Bild der sich bei Widdin bildenden türkischen Armee zu entwerfen, so daß ich die Freude erlebte, von unserm Großen Generalstabe darüber eine Anerkennung zu erhalten.

Abgesehen von diesen politischen Ereignissen, war unser Aufenthalt auch reich an Abwechslung durch den Verkehr mit der Botschaft, dem sehr stark besetzten Generalkonsulat (Gillet, Graf Beust, von Aichberger, von Braunschweig, von Tischendorf u. a.), der deutschen Kolonie und den andern Stationären, insbesondere den beiden österreichischen Fahrzeugen „Frundsberg“ und „Narenta“, sowie durch Ausflüge in die Umgebung nach Skutari, Therapia, Ejub, den süßen Gewässern Asiens und Europas und den Prinzeninseln.

Während der vorgeschriebenen Zeiten wurde fleißig exerziert, um die erst kurze Zeit an Bord befindliche Mannschaft in allen Zweigen des Dienstes den Bestimmungen gemäß auszubilden.

Vom grünen Tische.

Anfangs Juni wurde durch ein mächtiges Aktenstück aus der Heimat meine Tätigkeit nach einer Richtung in Anspruch genommen, für die ich mich sehr wenig veranlagt fühlte und die mir in den nächsten Wochen viele Sorgen bereitete. Es handelte sich um die Ausrüstung und Versorgung unsers demnächst im Mittelmeer erwarteten Geschwaders — „Kaiser“, „Deutschland“, „Friedrich Karl“, „Kronprinz“ — unter dem Kommando von Konteradmiral Batsch.

Die Lieferung von Kohlen, Talg und Oel, Dauer- und Frischproviant sollte für die Zeit des Aufenthaltes unsers Geschwaders im Aegäischen und Schwarzen Meere kontraktlich sichergestellt werden. Das Schriftstück war per Laufzettel, an dessen Ende der älteste in Konstantinopel anwesende Seeoffizier vermerkt war, schon bei vielen Konsulaten gewesen (Odessa, Bukarest, Jassy u. s. w.) und stets mit dem Vermerk weitergegeben worden, daß dort nicht der geeignete Platz für Ausführung derartiger Aufträge wäre. So gelangte der Auftrag am 8. Juni in meine Hände.

Der wichtigste Passus lautete: „Es ist für die Schlagfertigkeit des Geschwaders von höchster Wichtigkeit, daß Kohlen, Talg und Oel bis zum 20. Juni in Saloniki zur Ablieferung an das Geschwader bereitstehen."

Erregte schon der Satz in betreff der Lieferung nach dem Schwarzen Meere meine Zweifel über die Kenntnisse des Auftraggebers auf dem Gebiete der bestehenden Verträge, so war der Befehl, in Konstantinopel westfälische Kohlen anzukaufen, nicht weniger merkwürdig. Jedenfalls meldete ich sofort nach Berlin, daß ich versuchen würde, den Zeitpunkt einzuhalten, aber englische Kohlen kaufen müßte, da westfälische hier nicht zu haben wären.

Der Wichtigkeit des Objekts wegen und um möglichste Beschleunigung zu erreichen, beschloß ich, die Verhandlungen selbst zu leiten und den Zahlmeister nur als Mittelsperson zu brauchen, welche Maßregel sich durch später bekannt gewordene Vorkommnisse als durchaus begründet erwies. Die Lieferungsbedingungen wurden in den hauptsächlichsten Zeitungen — französisch, griechisch, türkisch und armenisch — veröffentlicht.

Damit war es für längere Zeit um meine Ruhe geschehen, denn der kleine „Nautilus" wurde infolge des bei dem Kontrakte zu erwartenden Gewinnes zum Mekka aller Handeltreibenden. Kaum war einer gegangen, so ließ der andre sich anmelden. Nach eingehender Ueberlegung beschloß ich, bei dem Kontrakte mich darauf zu beschränken, die angegebenen Quantitäten, 2000 Tonnen Kohlen, 10000 Kilo Talg und 10000 Kilo Oel, direkt nach Saloniki zu verschiffen, Abmachungen über Lieferung von Proviant indessen nicht zu treffen. Die Bestimmung in betreff des Schwarzen Meeres mußte augenscheinlich auf einem Irrtum beruhen, und Verträge abzuschließen über Lieferung von Proviant, besonders von frischen Nahrungsmitteln, schien mir mehr Sache des Geschwaders selbst zu sein. Nach langen Verhandlungen stellte sich das Angebot eines Herrn Humann (Bruder des durch die Pergamon-Ausgrabungen bekannten Ingenieurs) als das vorteilhafteste heraus.

Inzwischen schrieben wir schon den 18. Juni, ohne daß ich Antwort auf mein Schreiben von der Kaiserlichen Admiralität erhalten hatte, und am 20. sollte die Lieferung in Saloniki sein. So wurde denn telegraphiert: „Kontrakt fertig zum Abschlusse, soll ich abschließen?" Als bis zum 20. Juni keine Antwort eingetroffen war, glaubte ich annehmen zu müssen, daß infolge der unruhigen Zeiten die telegraphischen Leitungen unterbrochen wären; und in Erwägung der prägnanten Wendung: „Es ist für die Schlagfertigkeit u. s. w." wurde der Kon-

trakt von beiden Teilen am Vormittage des 20. Juni auf dem deutschen Konsulate vollzogen.

Wären ernste Schwierigkeiten durch Nichtversorgung der Flotte eingetreten, so würde mich das Ausbleiben der Antwort auf meine telegraphische Anfrage nicht von der Verantwortlichkeit entbunden haben. Es wurde festgesetzt, daß Kohlen, Talg und Oel so schnell wie möglich verladen und per Dampfer nach Saloniki geschafft werden sollten.

Der Wert der ganzen Beschaffung betrug ungefähr 120000 Mark; die Tonne Kohlen, die zeitweise bis zu 70 Schilling gestiegen war, wurde mit 48 Schilling bezahlt.

Am 22. Juni, als eben der Raddampfer mit zwei kleinen Segelschiffen im Tau in Sicht vom „Nautilus" passierte, erhielt ich die Depesche von Berlin: „Nicht abschließen, geschieht alles auf Ihre Rechnung und Gefahr."

Im ersten Augenblick ruckte ich doch etwas zusammen, bald aber gab mir die Ueberzeugung, daß ich dem Wortlaut des Schreibens gegenüber nicht anders hatte handeln können, daß ich telegraphisch und schriftlich angefragt, aber keine Antwort erhalten hatte, meine Ruhe wieder. Scherzhafterweise überlegte ich, wie lange es wohl dauern würde, bis mir der Betrag vom Gehalt abgezogen werden könnte.

Zwei Tage später kam ein Telegramm von Admiral Batsch: „Soeben treffen mehrere Schiffe mit Kohlen, Oel und Talg für das Geschwader hier ein; ich verweigere die Abnahme."

Brieflich äußerte sich der Geschwaderchef dann noch: „Sie hätten sich denken können, daß ich für die Bedürfnisse meines Geschwaders selbst sorgen würde, im übrigen sind auch zwei Dampfer mit Kohlen u. s. w. beladen und für das Geschwader bestimmt auf dem Wege hierher." Es kann auch sein, daß diese schon eingetroffen waren, ich entsinne mich dessen nicht mehr genau.

Nach Einsendung der bezüglichen Stelle aus dem Schreiben der Kaiserlichen Admiralität antwortete Admiral Batsch, daß er die Sendung im Interesse des Fiskus übernehmen würde.

Nun aber entstand die Frage, wohin mit diesem von Ost und West zusammengeströmten Segen, denn die Handelsschiffe mußten der Liegegelder wegen baldigst gelöscht werden, und auf dem Geschwader konnte nur ein kleiner Teil der Kohlen u. s. w. untergebracht werden. Der Geschwaderchef entschied, daß ein großer Teil der Kohlen auf der Insel Syra, Oel und Talg aber in Saloniki am Lande gelagert werden sollten. Nicht weit vom Strande wurde in Saloniki eine Holzumzäunung aufgeführt und dort die Fässer mit Oel und Talg aufgestapelt. Hiergegen wäre im Winter nichts einzuwenden gewesen, leider war es aber Hochsommer und ungewöhnlich heiß. So fingen denn allmählich alle Fässer an stark zu lecken, und das Material sickerte unter dem Zaun hindurch ins Freie.

Die ärmere Bevölkerung der Stadt glaubte diese Gottesgabe für ihre Nationalgerichte — Hammel und Reis — gut verwenden zu können und suchten

mit Gefäßen jeder Art so viel wie möglich davon zu annektieren. Vom Geschwader wurde nunmehr eine Wache an Land formiert, die das verhindern sollte, und der Offizier, der anfangs das Kommando darüber führen mußte, erhielt davon bis ans Lebensende den Namen „Talgfranz“. Damals sehr ärgerlich darüber, wird er sich beim Lesen dieser Zeilen doch wohl gern der vergangenen Zeiten erinnern und mir diese Indiskretion verzeihen, falls ihm die Zeilen zu Gesicht kommen sollten.

Aehnlich wie mit Admiral Batsch verlief die Angelegenheit auch gegenüber der Kaiserlichen Admiralität. Zuerst ein Schreiben, das mich fürchten ließ, das Schicksal des Regenwurms teilen zu müssen, der mit dem Hahne in Differenzen geriet. Auf meine Verantwortung und nach Zitierung des Passus „über die Schlagfertigkeit des Geschwaders“ habe ich nie wieder etwas über die Angelegenheit gehört.

Ein großer Teil der in Syra gelagerten Kohlen ist durch Selbstentzündung zugrunde gegangen.

Glücklich, daß keine ernsten Folgen für mich daraus entstanden waren, hegte ich doch den Wunsch, in Zukunft nichts mehr mit derartigen kaufmännischen Aufgaben zu tun zu haben. Da ich erst nach zwei Jahren in die Heimat zurückkehrte, habe ich den näheren Zusammenhang nie erfahren. Es ist indessen nicht unmöglich, daß aus übergroßer Sorgfalt dieselbe Aufgabe von zwei Seiten zugleich in Angriff genommen worden ist. Wenn ich hierbei etwas aus der Schule geplaudert habe, so mag mir zur Entschuldigung dienen, daß diejenigen, die möglicherweise dafür verantwortlich sein könnten, hier auf Erden nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden können und daß die Angelegenheit einen so drastischen und teilweise humoristischen Abschluß gefunden hat.

Mitte Juli ging „Nautilus“ nach den schönen Prinzeninseln, um von dort aus im Marmarameere Schießübungen abzuhalten. Da bei der späteren Stationierung in den chinesischen Gewässern die Verwendung eines armierten Bootes wünschenswert sein konnte, wollte ich eine Ballonkanone daraufhin prüfen und ließ den Dampfkutter für diesen Zweck einrichten. Es wurde eine starke Eichenholzaufklotzung hergestellt, die der Bugform des Bootes angepaßt und dort befestigt wurde. Das Geschütz, in einer Pivotgabel liegend, wurde mit dem Pivot in den Holzklotz gesetzt. Der Schütze feuerte wie mit einer Wallbüchse.

So gab ich denn, nach einer Flaggenboje zielend, den ersten Schuß ab und lag im nächsten Augenblick, mit großer Gewalt nach hinten geschleudert, seitwärts im Boote, zwischen dem Kessel und der Bootswandung eingeklemmt. Das Geschütz machte sein Rücklaufbedürfnis zunächst dadurch geltend, daß es senkrecht aus der Unterlage heraussprang und dann die Bewegung nach hinten (achteraus) fortsetzte. Der Kolben war eingebrochen und hatte die vordere Kesselwand (Feuerbüchse) stark eingebeult. Ich war glücklicherweise seitwärts geschleudert, denn hätte mein Brustkasten zwischen den beiden Eisenkörpern als Puffer dienen müssen, so würde mein schönes Kommando wohl frühzeitig beendet gewesen sein. So kam ich mit einigen Beulen und Rissen noch glücklich davon. Nachdem

späterhin ein Unteroffizier noch zwei Finger geopfert hatte und mir die Sprengstücke einer beim Einsetzen krepierenden Granate um die Ohren geflogen waren, ist die widerspenstige kleine Bestie doch noch zu einem ordentlichen Lebenswandel erzogen worden.

Da inzwischen noch mehrere kleine Fahrzeuge unsrer Marine nach dem Mittelmeere entsendet worden waren, erhielt „Nautilus" Befehl, die Reise nach Ostasien fortzusetzen. Kanonenboot „Komet" unter Kapitänleutnant von Pasvelsz traf am 24. Juli in Konstantinopel ein.

Am 25. Juli ging „Nautilus" in See und passierte nach kurzem Aufenthalte in Smyrna am 11. und 12. August den Suezkanal.

Im Roten Meer.

Wer jemals das Rote Meer im Sommer von Norden nach Süden gehend passieren mußte, wird nicht ohne großes Unbehagen an die Zeit zurückdenken. Selbst an Bord der Passagierdampfer erster Klasse, an Bord welcher alles darauf eingerichtet ist, die Hitze möglichst erträglich zu machen, kommt es vor, daß der Dampfer die Fahrt für kurze Zeit unterbricht, um sich quer Wind zu legen oder sogar gegenanzudampfen, damit die unerträgliche Hitze durch bessere Ventilation etwas gemildert wird.

Punkhas (schwingende Fächer) und elektrische Ventilatoren erzeugen auf diesen Schiffen wenigstens etwas Luftbewegung, geeiste oder kühle Getränke verschiedenartigster Mischung bieten die Möglichkeit zur Erfrischung.

Aber vor dreißig Jahren in den engen Räumen eines Kanonenbootes — die Glut ausströmende Maschine dicht bei den Wohnräumen der Offiziere und Mannschaften — ohne Ventilationsvorrichtungen außer den schlaff danieder hängenden Windsäcken und ohne Eis — alle Getränke nicht unter 28 bis 30 Grad Temperatur — sich langsam durch diese glühende Wasserstraße hindurchschleppen zu müssen, das gab fast einen Vorgeschmack der Hölle.

Während Passagierdampfer die Strecke mit größter Geschwindigkeit zurücklegen, konnte „Nautilus" mit Rücksicht auf seinen Kohleninhalt nur 7 bis 8 Seemeilen pro Stunde dampfen.

Wegen der im Süden zu erwartenden starken Gegenwinde mußten Kohlen gespart werden, um vor der Straße von Bab el Mandeb mit ganzer Kraft gegenandampfen zu können.

Aus der geographischen Lage des Roten Meeres ergeben sich die Windverhältnisse. Lang und schmal, von beiden Seiten durch Wüsten und hohe Gebirge eingeschlossen, wehen im Norden zu allen Zeiten des Jahres nördliche, im Süden hingegen südliche Winde, die in der Jubalstraße bei der Sinaihalbinsel und in der Bab el Mandeb-Passage bei der Insel Perim oft mit stürmischer Heftigkeit auftreten. Zwischen beiden Zonen liegt ein breiter Gürtel von 500 bis 800 Seemeilen Breite, in dem Stillen und leichte veränderliche Winde vorherrschen; — ein lebhafter Verkehr von größeren Segelschiffen hat infolgedessen

zu keiner Zeit im Roten Meere stattgefunden. Die Küstenschiffahrt der anliegenden Völker findet unter Benutzung der Land- und Seewinde statt.

Am 12. August nachmittags verließ „Nautilus" Suez und ging bei frischem nördlichen Winde unter Dampf und Segel südwärts.

Bald wurde die Maschine gestoppt und im glatten Wasser mit der fliegenden Fahrt (für „Nautilus" wenigstens) von 11 Seemeilen wurden die düstern hohen Berge der Sinaihalbinsel passiert. Doch nur flüchtige Gedanken mögen sich trotz des mächtigen Hinweises auf die Vergangenheit mit Moses und den Propheten beschäftigt haben.

Bis zum 15. August kamen wir unter Segel vorwärts — der Wind wurde schwach und schwächer — die Temperatur stieg.

Frühmorgens am 16. August mußte die Maschine in Gang gesetzt werden, es wurden aber gleich unter Zuziehung einiger Matrosen vier Wachen für den Maschinendienst formiert, denn die Temperatur in der Maschine stieg bis auf 58 Grad und zeitweise noch höher. Auch auf Deck war trotz doppelter Sonnensegel die Hitze kaum zu ertragen.

Auf Verdeck standen die großen Wasserbalgen, vollgepumpt, in die sich die aus der Maschine kommenden, nahezu völlig nackten Mannschaften hineinlegten. Wenn auch das Wasser fast die Temperatur der Luft hatte, so gewährte das Bad doch eine vorübergehende Erfrischung.

Unser Eisapparat wurde in Tätigkeit gesetzt, brachte es aber nach fünfstündiger Arbeit nur zu kleinen Eissplittern und versagte dann völlig.

Nachmittags am 17. August meldete Kapitänleutnant Cochins mir, daß es mit unserm Schiffsarzte Dr. Schmidt scheinbar schlecht stände. Sofort von Deck gehend, fand ich ihn ausgezogen in einer mit Wasser gefüllten Balge liegend, zwar ganz rot im Gesicht und am Körper, aber besinnungslos und ohne Sprache. Beim Frühstück (12 Uhr) hatte er schon zusammenhanglos geredet, war in seine Kammer gegangen, hatte dort bald darauf die Besinnung verloren und war dann an Deck gebracht worden. Cochins hatte inzwischen versucht, ihn durch Begießen mit Wasser zu erfrischen und zu beleben. Vergebliche Mühe bei einer Wassertemperatur von 30 Grad.

Der Eisapparat hatte wiederum völlig versagt.

Der Lazarettgehilfe und fast alle Offiziere standen ebenso ratlos wie ich selbst um den fast leblosen Körper. Irgendwie etwas — und zwar sofort — mußte geschehen; aber was?

So rief ich denn dem Lazarettgehilfen zu, dem Doktor zur Ader zu lassen, und wurde dann beinahe grob, als ich die Antwort erhielt:

„Das tun wir jetzt nicht mehr."

Mir blieb also nichts andres übrig, als selbst die Praxis auszuüben. Mit dem Instrumente in der Hand hob ich den Arm des Doktors hoch, ratlos, wo ich die Operation beginnen sollte, und war sehr dankbar, als Obermaschinist Beckers mir sagte:

„Herr Kapitän, der Lazarettgehilfe hat recht, daß man jetzt in der Regel nicht zur Ader läßt, aber als letztes Mittel kann es immerhin versucht werden."

Beim Oeffnen der Ader im Ellbogengelenk (ich hatte beabsichtigt, die Pulsader zu durchschneiden) flossen aber nur wenige Tropfen dicken schwarzen Blutes.

Etwas Champagner konnten wir dem Sterbenden noch einflößen, alles indessen vergeblich. Er reagierte auch nicht mehr auf brennenden Siegellack und das Abbrennen von Spiritus auf der Brust; der vor den Mund gehaltene Spiegel trübte sich nicht mehr, kurz, der arme Doktor war absolut tot.

Am nächsten Tage wurde der Körper unsers guten Schiffskameraden unter den vorgeschriebenen Formen — Gottesdienst und Ehrenbezeugungen — den Meereswogen übergeben.

Während die drei Salven gefeuert wurden, glitt der in Segeltuch eingenähte und durch Roststäbe beschwerte Körper unter der darüber gedeckten Kriegsflagge von der im Fallreep gelagerten und langsam schräge gehobenen Grating in die Fluten des Roten Meeres.

Am Vormittage vor Dr. Schmidts Tode waren schon zwei Heizer vor den Feuern ohnmächtig geworden, aber nach einigen Ruhestunden wieder zu sich gekommen. Nunmehr mußte ich die ärztliche Behandlung übernehmen, denn der Lazarettgehilfe erklärte sich dazu für inkompetent. Demzufolge konnte er mir auch nicht sagen, was in Fällen von Hitzschlag, Ohnmachten oder Krämpfen getan werden müßte. Deshalb musterte ich in der Schiffsapotheke die verschiedenen Positionen und da kam mir beim Anblicke einer großen Kristallflasche mit Salmiakgeist die Erinnerung aus der Jugend, daß ein Einatmen dieses Elixiers die gesunkenen Lebensgeister mit großer Vehemenz wieder wachruft. Bald darauf mußte ich in Tätigkeit treten, denn der Lazarettgehilfe meldete, ein Heizer wäre ohnmächtig aus der Maschine an Deck getragen und dann in Krämpfe gefallen. Der Mann lag in einer mit Wasser gefüllten Balge mit zuckenden Gliedern und schäumendem Munde. Ich schüttelte meinen Salmiakgeist so, daß die Blasen aufstiegen, lockerte den Stöpsel und hielt dem Patienten die geöffnete Flasche dicht an die Nase, als er eben vielleicht den letzten Atemzug tun wollte. Der Erfolg war überraschend; wie ein elektrischer Schlag ging es durch den ganzen Körper, der fast aus der Balge herausschnellte, doch kam der Patient bald zur Besinnung und wurde wieder dienstfähig.

Zweimal mußte ich noch am nächsten Tage in derselben Weise amtieren und beide Male mit demselben Erfolge; dann machte sich der Südwind aus der Straße von Bab el Mandeb bemerkbar, die Temperatur wurde erträglicher, und meine ärztliche Tätigkeit war Gott sei Dank beendet.

Später habe ich zwar erfahren, daß durch die zu starke Dosis von Salmiakgeist leicht ein Gehirnschlag hätte hervorgerufen werden können, doch würde mir auch ein unglücklicher Ausgang meiner Kur am Tage des Gerichts nicht zu hoch angerechnet worden sein. Es mußte schnell etwas getan werden, und ich handelte nach bestem Wissen und Willen.

Wer das Fegfeuer im Roten Meere nicht durchgemacht hat, kann sich keinen

Begriff von der Wonne machen, mit der wir den südlichen Wind sowie einen während der Nacht ausbrechenden Gewitterregen begrüßten.

Das Essen hatten wir uns in den letzten Tagen fast abgewöhnt; warme Fleischspeisen erregten unsern Ekel; nur trinken, immerzu trinken.

Die Besatzung erhielt so viel Tee, wie gewünscht wurde, auch 300 Liter Smyrnarotwein (für einen fremden Anker aus Konstantinopel erhandelt) wurden mit Wasser gemischt dem Maschinenpersonal verabreicht; ungemischtes Wasser durfte nicht getrunken werden.

Ich hatte mir zuletzt aus präservierter Milch und Rotwein ein Gemisch gebraut, das den Vorteil hatte, neben der flüssigen Form noch einigen Nahrungswert zu besitzen.

Die wirklich böse Zeit währte nur drei Tage, sonst hätte, trotzdem wir alle jung und kräftig waren, doch wohl noch mancher irgendwelchen Schaden an der Gesundheit erlitten.

Als „Nautilus" mehrere Jahre später zur selben Zeit denselben Weg zurücklegte, starb der Kommandant Korvettenkapitän Jeschke am Hitzschlage im Roten Meere. In der Folge wurde von der Kaiserlichen Admiralität angeordnet, daß während der Passage durch das Rote Meer für die Bedienung der Maschine Eingeborene gemietet werden und nach der Passage in Suez resp. Aden wieder entlassen werden sollten.

In Aden am 20. August angekommen, wurde der englische Hafenarzt an Bord gerufen, um den Gesundheitszustand zu untersuchen. Nur ein Mann mußte wegen zu starker Herzaffektion zurückgelassen werden, und am 21. gingen wir ostwärts weiter.

Zum ersten Male als Kommandant eines alleinsegelnden Fahrzeuges auf dem Wege nach dem fernen Osten — was konnte es Schöneres geben; — doch sollte schon in den nächsten Tagen meine Liebe zum Berufe auf eine ernste Probe gestellt werden. Zunächst unter Dampf und Segel, wurden am 24. die Feuer gelöscht und die Schrauben gelichtet, als sich in der Nähe von Kap Guardafui der Südwestmonsun bemerkbar machte.

Im Norden von Sokotra entlang segelnd nahm der Wind allmählich an Stärke zu, so daß bald Marssegel und Fock dicht gerefft werden mußten. Als wir aber die Deckung durch die Insel verloren hatten, fiel der Südwestmonsun wie ein brüllender Löwe über uns her. So plötzlich und mit solcher Gewalt, daß es fast wie ein Faustschlag gefühlt wurde, der den kleinen „Nautilus" beinahe zu Boden schlug.

Die Windrichtung aus Südwest liefen wir mit Ostkurs bei einer so hohen See, wie man diese in der Regel nur beim Kap Horn oder dem Kap der guten Hoffnung zu treffen gewöhnt ist. Die Geschütze — alle mittschiffs stehend — waren mit starken Zurrings nach den Schiffsseiten festgesetzt worden, denn die gewöhnlichen Schraubenzurrings hätten dem durch das Ueberliegen des Schiffes gesteigerten Drucke nicht widerstehen können. Die hinteren Geschützpforten wurden durch die See zertrümmert, doch kam luvwärts nur selten eine volle See über Deck.

Unter dem Drucke der Segel und der riesigen Wellen legte „Nautilus“ sich aber derartig über, daß wir wiederholt mittschiffs in der ganzen Länge der Hängemattskästen in Lee Wasser schöpften. Nur durch große Aufmerksamkeit und äußerste Anspannung aller Kräfte konnten die Leute am Ruder in solchen Augenblicken das Fahrzeug verhindern, in den Wind zu schießen.

Das Leeboot — die Jolle — wurde mit den Davits und einem Stück Kommandobrücke durch die See zertrümmert und fortgerissen, der auf der Regeling stehende Dampfkutter wurde durch die See aus den Klampen gehoben, fiel aber wieder in die alte Lage zurück.

Mit Dunkelheit bemerkten wir, daß die See phosphoreszierte, wie ich es niemals vorher und niemals später wieder gesehen habe. Obgleich die Nacht absolut dunkel war, kein Stern am Himmel stand, war die nächste Umgebung und das Fahrzeug selbst durch einen fahlen Lichtschein beleuchtet. Die mächtigen Wellen rollten mit feurigen Kämmen gegen unsre Luvseite, um funkelnd zu zerstieben oder teilweise über Deck zu brechen, und der kleine „Nautilus“ bahnte sich mit einer Fahrt von 12 Seemeilen seinen Weg durch das Feuermeer. Cochins war mit mir während der kritischen Zeit unausgesetzt auf der Kommandobrücke.

Gegen 10 Uhr abends wurde die Nagelbank vom Großmast durch die Leemarsschoot (Kette) aus dem Deck gerissen. Die Kette mit dem mächtigen Holzblocke daran peitschte nun in rasenden Schlägen über Deck hin und her, — wunderbarerweise ohne Menschen oder Dinge ernstlich zu beschädigen. Durch Zufall gegen das Leegroßwant geschleudert, klemmte sich der Block dort fest und wurde unschädlich gemacht. Das Großmarssegel war in kurzer Zeit zu Atomen zerpeitscht worden, für die Steuerfähigkeit des Schiffes wurde der Verlust des Segels aber als Erleichterung empfunden. Mit Tagesanbruch wurde das Wetter zwar nicht wesentlich besser, aber wir hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß unser kleines braves Fahrzeug nicht nur ein Schönwetter-Nautilus wäre. Mehrmals in der vergangenen Nacht war ich nicht sicher gewesen, ob wir den kommenden Morgen sehen würden; wiederholt hatte ich geglaubt, wenn wir mit der Leeregeling Wasser schöpften, daß „Nautilus“ sich nicht wieder aufrichten würde. Es war aber nichts daran zu ändern. Direkt vor den Wind zu gehen, hätte die Lage eher verschlimmert, die Fahrt des Schiffes hätte abgenommen, die Seen wären uns übers Heck gebrochen, hätten alles kurz und klein geschlagen und fortgeschwemmt. Ohne Maschine beizudrehen wäre nicht möglich gewesen; die Schraube war geheißt und ein Herunterführen derselben bei den Bewegungen des Schiffes ganz ausgeschlossen. Das Fahrzeug wäre quer See geschlagen und völlig unregierbar geworden.

So mußte denn auf Biegen und Brechen weitergesegelt werden; und es ist gut gegangen, „Nautilus“ kann sogar auf das unter solchen Umständen erreichte Etmal von 260 Seemeilen stolz sein.

Bald darauf sahen wir in dem immer noch frisch wehenden Monsun keinen tobenden Unhold mehr, sondern einen fördernden Freund.

Vor uns lag die wunderbare Insel Ceylon — China und Japan — in uns Jugendmut und Liebe zum Beruf.

Da waren die Tage des Ungemaches und der schweren Not bald vergessen, und hoffnungsfreudig segelten wir der Zukunft entgegen.

Der Giftmörder Derues

Eine Cause célèbre aus dem achtzehnten Jahrhundert

Von

Georges Claretie (Paris)

Vorbemerkung

Von allen Causes célèbres der Vergangenheit hat sich in Frankreich vielleicht keine in lebendigerem Andenken erhalten als die des Giftmörders Derues. Er ist ebenso bekannt, ebenso legendär geblieben wie Cartouche, der berüchtigte Dieb. Das Gift Derues' erfüllte die Phantasie im achtzehnten Jahrhundert mit demselben Schauder wie die Verkleidungen und die Taten Mandrins, des Räuberhauptmanns. Aber so viel auch schon über Derues geschrieben worden ist, so ist doch sein Prozeß noch nicht zum Gegenstand einer genauen Untersuchung gemacht worden, und die Archive bieten immer noch Gelegenheit zu Entdeckungen. In der vorliegenden Arbeit ist nun der Versuch gemacht, auf Grund der Akten dieses merkwürdige Drama mit allen Einzelheiten vor Augen zu führen — dieses Drama des Geldes, das bisweilen an eine ähnliche Skandalaffäre erinnert, die in neuester Zeit die öffentliche Meinung in Aufregung versetzt hat.

I

Am Dienstag den 4. März 1777 gegen 7 Uhr abends erschien in der Rue Mauconseil, gegenüber der Comédie Italienne, vor Hubert Mutel, Kommissär im Chatelet, ein Mann, der augenscheinlich in großer Unruhe war. „Ich komme," sagte er, „um eine Klage vorzubringen, über die ich schon gestern mit Herrn Lenoir, dem Polizeidirektor, gesprochen habe, der Ihnen bereits über die Angelegenheit geschrieben haben muß. Ich heiße Etienne Saint Faust de Lamotte und bin königlicher Oberstallmeister; ich wohne für gewöhnlich auf meinem herrschaftlichen Schlosse Buisson Souef bei Villeneuve le Roy; ich bin erst dieser Tage nach Paris gekommen und bin im ‚Barillet d'Or' in der Rue de la Mortellerie abgestiegen."

Herr de Lamotte war gekommen, um dem Kommissär im Chatelet von dem Verschwinden seiner Frau und seines Sohnes Mitteilung zu machen. Seine Frau, sagte er, sei seit einiger Zeit in Paris, um von einem Herrn Derues, der ihr Schloß Buisson Souef gekauft habe, den Kaufpreis zu erheben. Dieser

Derues habe ihm den Eindruck eines ehrenhaften Mannes gemacht; er müsse demnächst in den Besitz einer Erbschaft von mehr als zweihunderttausend Livres gelangen, deren Liquidation der Notar Rendu in Paris gegenwärtig zu Ende führe. Frau de Lamotte sei in Paris bei Derues in der Rue Beaubourg abgestiegen und habe seit dem 31. Januar nicht mehr an ihren Gatten geschrieben, der nur noch durch Briefe von Derues Nachrichten über sie habe. „Ich bin in Verzweiflung," sagte Herr de Lamotte. „Ich habe erfahren, daß Derues zahlreiche Gläubiger hat, es ist wenig wahrscheinlich, daß er, wie er sagte, meiner Frau die als Preis für unsre Besitzung vereinbarte Summe von hunderttausend Livres hat bezahlen können; das Schweigen meiner Frau beunruhigt mich, ich fürchte, daß meiner Frau und meinem Sohne die schrecklichsten Dinge zugestoßen sind und daß man ihren Mangel an geschäftlicher Erfahrung ausgenutzt hat, um sie Verpflichtungen eingehen zu lassen, die ihren wahren Interessen entgegen sind."

Der Kommissär nahm die Klage des Herrn de Lamotte entgegen und begann seine Untersuchung.

Zwei Tage darauf, am 6. März, ließ er bei Derues in seiner Wohnung in der Rue Beaubourg eine Nachforschung anstellen. Derues war abwesend, nur seine Frau war zu Hause. „Mein Mann," sagte sie, „ist verreist; er ist nach Versailles gefahren, um Frau de Lamotte zu suchen, die dort sein muß." Die Beamten nahmen eine regelrechte Haussuchung vor, öffneten die Möbel, fragten Frau Derues aus und nahmen alle Papiere in Beschlag, die sie finden konnten. Frau Derues geriet nicht in Verlegenheit, mit klarer Stimme antwortete sie auf alle Fragen der Beamten. „Ihr Gatte heißt Derues. Warum nennt er sich denn Cyrano de Bury?" — „Bury ist der Name eines Gutes, das mein Mann in der Nähe von Caudeville im Beauvoisis besitzt; der Name Cyrano ist von seinen Vorfahren geführt worden, aber mein Mann führt ihn nicht." Frau Derues wußte nicht, was aus Frau Lamotte geworden sei. Sie erschien völlig unbefangen und antwortete auf alle an sie gerichteten Fragen in befriedigender Weise. Die Beamten gingen fort, ohne etwas über das Verschwinden der Frau de Lamotte erfahren zu haben.

Herr de Lamotte befand sich während dieser Zeit in großer Aufregung; er erzählte überall von seinen Befürchtungen und beschuldigte Derues geradeheraus, seine Frau und seinen Sohn ermordet zu haben. Die öffentliche Meinung schien indessen nicht auf seiner Seite zu sein. Derues, ein ehemaliger Materialwarenhändler, der sich von den Geschäften zurückgezogen, genoß in der Umgegend der Rue Beaubourg einen guten Ruf. Allerdings hatte er Schulden, aber man wußte auch, daß er unablässig bemüht war, sie zu bezahlen, daß er eine große Summe geerbt hatte und daß, sowie die Liquidation beendigt war, alles beglichen werden würde. Schulden zu haben ist keine Schande. Ueberdies erbaute Derues alle Herzen durch seine Frömmigkeit und Sittenstrenge; seine Frau war sanft und schlicht, beide machten den Eindruck friedlicher Bürgersleute.

Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, daß Frau de Lamotte am Leben sei. Sie sei am 8. März in Lyon bei einem Notar namens Pourra gewesen, um

eine Vollmacht für ihren Gatten zur Erhebung ihrer Revenuen auszustellen. Damit schien sich alles zu erklären. Frau de Lamotte hatte offenbar Paris verlassen, ohne ihrem Manne Nachricht zu geben, weil sie lieber allein reisen wollte. Man erinnerte daran, daß Frau de Lamotte eine Frau von ziemlich lockeren Sitten sei. Sie habe vor ihrer Verheiratung ein Kind gehabt, das der Vater, Herr de Lamotte, schleunigst legitimiert habe, indem er die Mutter heiratete. Sie ging also im Postwagen auf den Landstraßen auf Abenteuer aus. Was man für ein Drama gehalten hatte, war nur ein Vaudeville, und man lachte über die Angst des Gatten. Man nahm Derues gegen Herrn de Lamotte in Schutz, den Bürger gegen den Edelmann.

In Wirklichkeit war der Fall sehr ernst. Die Polizei hatte unverzüglich ganz im stillen und sehr geschickt die Sache untersucht, die Eheleute Derues wurden beide verhaftet und der Mann ins For-l'Evêque, die Frau ins Grand Châtelet gebracht.

Am 20. April veröffentlichte das „Journal de Paris“ mitten unter seinen literarischen Artikeln und seinen Theateranzeigen folgende kurze Notiz: „Gestern ist in einem Keller, der zu einem in der Rue de la Mortellerie gelegenen Hause gehört, ein weiblicher Leichnam entdeckt und nach Erfüllung aller in einem solchen Falle üblichen Formalitäten fortgeschafft worden.“ Zwei Tage darauf wurden im Polizeibericht nähere Angaben gemacht: „Durch Zufall ist, wie wir bereits gemeldet haben, in einem Keller, der zu einem in der Rue de la Mortellerie gelegenen Hause gehört, ein weiblicher Leichnam entdeckt worden. Er ist als der der Frau de Lamotte erkannt worden, die im Anfang des letzten Februar verschwunden war, um die man sehr in Sorge war und von der es hieß, daß sie nach Lyon gefahren sei. Es wäre zu wünschen, daß diejenigen, die über Herrn de Lamotte Sohn, sechzehn bis siebzehn Jahre alt, der ebenfalls zu derselben Zeit verschwunden ist, Mitteilungen machen können, sie dem Polizeibureau oder Herrn Kommissär Mutel in der Rue Mauconseil zukommen lassen möchten.“

Herr de Lamotte hatte also recht: seine Frau war ermordet worden, und vielleicht auch sein Sohn. Sofort fiel die öffentliche Meinung, die den Mörder bisher als das Opfer einer Verleumdung angesehen hatte, in das andre Extrem, sie machte aus ihm einen geborenen Verbrecher, der schon seit seiner Kindheit alle möglichen Schandtaten begangen hatte, und als solcher gilt Derues dem Volke noch heute, während die Prozeßakten ihn in einem ganz andern, psychologisch weit interessanteren Lichte zeigen, als einen mit Schulden überlasteten Pariser Bürger, der den großen Herrn spielen will und, um zum Ziele zu gelangen, zum Verbrecher wird.

II

Antoine-François Derues.

Im Jahre 1777 wohnte in der Rue Beaubourg, an der Ecke der alten, jetzt verschwundenen Rue des Ménétriers, ein friedlicher Bürger, der eigentlich Antoine-François Derues hieß, aber in seinem Viertel Monsieur Derues

de Cyrano de Bury genannt wurde. Auch er selbst nannte und unterzeichnete sich so. Er war seiner Behauptung nach adlig und hatte Grundbesitz in der Provinz, ein Lehngut bei Caudeville im Beauvoisis. Seine Frau Marie-Louise de Nicolai gehörte angeblich gleichfalls dem besten Adel des Königreichs an; es hieß, sie sei mit der vornehmen Juristenfamilie jenes Namens, mit dem Präsidenten der Cour des Comptes und Mitglied der Académie Française, verwandt. Niemand zweifelte an seiner adligen Geburt; er kannte die besten Familien, empfing den Herzog de Béthune-Sully, den Marquis de Fleury und Edelleute aus der Provinz, wie Herrn und Frau Saint Faust de Lamotte, bei sich.

Er führte ein ruhiges, einfaches Leben und war anspruchslos in seinen Neigungen. Er bewohnte ein Entresol, das auf die Straße und auf den Hof eines dem Chevalier und königlichen Rat André Gaultier gehörigen Grundstücks ging, und bezahlte eine Jahresmiete von dreihundert Livres. Vorher hatte er nicht weit davon, in der Rue des Deux Boules, gewohnt. Er war früher Materialwarenhändler in der Rue St. Victor gewesen und hatte sich, wahrscheinlich als vermögender Mann, von den Geschäften zurückgezogen, doch wußte man nichts Genaues über seine Vermögensverhältnisse. Er war in seinem Viertel sehr beliebt wegen seines einfachen, freundlichen Wesens, und man kümmerte sich nicht um seinen Beruf.

Die zahlreichen Bildnisse aus jener Zeit zeigen ihn uns als einen kleinen Mann mit sehr feinen, fast weiblichen Zügen, mit schmaler, gerader Nase, zurücktretender Stirn und klaren, beweglichen, tief in ihren Höhlen liegenden Augen. Der Mund ist groß, die Lippen schmal, Kinn und Wangen rasiert oder vielmehr unbehaart. Alle Zeitgenossen schildern ihn übereinstimmend als einen Mann von kleinem Wuchs und von eigentümlich bleicher, kränklicher Gesichtsfarbe, wie sie Leuten eigen ist, die lange im Gefängnis gesessen haben und Licht und Luft haben entbehren müssen.

Auf den Bildern aus jener Zeit sehen wir ihn in seiner Wohnung, in einem hohen Eßzimmer, in dem sich über dem Kamin ein großer Spiegel in einem Rahmen mit eleganten Verzierungen befindet; die Wände sind kahl, das Mobiliar spärlich, Tisch und Stühle sehr einfach, die Wandbehänge sind mit farbigem Papier imitiert, außerdem sieht man einige Blumenvasen aus Porzellan, ein paar Bilder auf chinesischem Papier, einen sehr einfachen Spieltisch, ebenso einfaches Küchengeschirr und Tischgeräte aus Zinn. Auf fast allen Porträts ist Derues in Hauskleidern, in einem langen, großgeblümten Schlafrock, dargestellt. Den Kopf umhüllt eine große weiße Baumwollmütze, die mit einem grünen Foulard um den Schädel festgebunden ist, das seiner Kopfbedeckung das Aussehen eines Turbans oder einer persischen Mütze verleiht. In seinem Schlafrock hat Derues eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Porträt Jean Jacques Rousseaus, des kränklichen, mißtrauischen, mürrischen Jean Jacques der letzten Jahre in Montmorency.

Seine Gattin ist eine große, etwa dreißig Jahre alte Frau mit brünettem oder kastanienbraunem Haar und schwarzen Augen, etwas plump und plebejisch,

mit fetten Händen, weder hübsch noch häßlich, aber gewöhnlich und ein wenig sinnlich. Ihr Auftreten ist sehr sanft und bescheiden, und da sie sich auf ihren Namen Nicolai nichts einbildet, ist sie sehr beliebt bei Nachbarn und Bekannten. Das Ehepaar sieht oft Gäste bei sich; das Essen ist einfach, aber der Empfang herzlich, der Mann ist heiter und witzig, die Frau schlicht und ein wenig schüchtern. Ihr Mann, der fortwährend lebhaft, fortwährend in Bewegung ist, scheint sie etwas unruhig und besorgt zu machen. Doch vor ihren Bekannten scheint sie sichtlich mit Absicht sich allen Geschäften, allen Projekten ihres Mannes fernzuhalten; Notare, Sachwalter, Prozesse — das alles geht sie nichts an, sie begnügt sich, eine gute Hausfrau zu sein. Sie besitzt jedoch nicht die rege Intelligenz ihres Gatten, sie ist eine ruhige und bedächtige Natur, sie ist ein bißchen Bäuerin geblieben. Ihr Name Nicolai, ihre Besitzungen scheinen sie in Erstaunen zu setzen; ihren Bekannten gegenüber in ihrem Wesen gut bürgerlich, ist sie immer die Frau des kleinen Materialwarenhändlers aus der Rue St. Victor geblieben. Ein bißchen naiv und schüchtern, wie sie ist, wird sie in den Händen ihres Gatten ein gefügiges Werkzeug. Die lange, gründlich geführte Gerichtsverhandlung hat, wiewohl sie zu ihrer Verurteilung führte, ihre Schuld nicht völlig klar erwiesen.

Das Ehepaar führte also ein ganz ruhiges Leben; der Mann war, wie erwähnt, sehr fromm, er ging oft in die Messe und trug Skapuliere. Eine seiner Schwestern war Nonne. Fast nur Edelleute kamen zu ihm ins Haus; doch trotz seiner vornehmen Beziehungen schien etwas Mysteriöses sein Dasein zu umschweben. Oft sah man Leute von gewöhnlicherem Aussehen, mit glattrasiertem Gesicht, ganz schwarz gekleidet, einen Aktensack in der Hand, an Derues' Tür klopfen — Schreiber von Anwälten, Notaren oder Gerichtsvollziehern. Die Tür des ehemaligen Materialwarenhändlers öffnete sich ein wenig, ein blasses, mageres, von einer weißen Baumwollhaube umrahmtes Gesicht kam zum Vorschein, und der Mann trat ein. Auch Anwälte und Gerichtsvollzieher in eigner Person sahen die Nachbarn häufig in die Wohnung des Herrn de Cyrano hineingehen, der sie ehrfurchtsvoll begrüßte und sich mit größter Höflichkeit von ihnen verabschiedete. „Seien Sie unbesorgt, die Erbschaft wird alles decken, sie wird bald ausbezahlt werden." Die Tür schloß sich wieder, und der schwarze Mann ging fort, doch am nächsten Tage erschien an seiner Statt ein andrer.

Antoine-François Derues war im Jahre 1744 zu Chartres als Sohn eines Getreidehändlers geboren. Er war als junger Mann Lehrling und Gehilfe in Materialwarenhandlungen gewesen und hatte sich im Jahre 1770 selbständig gemacht. Sein Geschäft blühte, und er genoß die Achtung und Liebe seiner Nachbarn, die ihn „Gevatterin Derues" nannten. Gegen den Herbst 1772 hieß es, Derues wolle sich verheiraten. Seine künftige Frau sei eine reiche Erbin aus vornehmer Familie, eine Demoiselle de Nicolai, die ihm als Mitgift eine kolossale Erbschaft von einem Verwandten aus dem Bezirk Clermont zubringe. Derues widersprach nicht und ließ die Leute reden. Daß er heiraten wollte, war richtig, aber seine Verlobte war von recht bescheidener Herkunft und ihre Mitgift war gering. Sie hieß Marie-Louise Nicolais und war in Melun geboren; ihr Vater

war Artillerieunteroffizier, ihre Mutter Therese war eine geborene Richardin. Ihr Vater war gestorben, und ihre Mutter hatte sich wieder verheiratet mit einem Strohmattenfabrikanten namens Caron. Beide waren arm.

Trotzdem war es richtig, daß Derues eine gute Partie machte. Seine Verlobte brachte ihm nicht viel gutes, klingendes Geld zu, aber sie brachte die Aussicht auf eine Erbschaft mit. Diese Erbschaft war keine Mythe, sie existierte wirklich, wenn sie auch noch in der Zukunft lag, und um ihretwillen heiratete Derues. Ihm lag wenig daran, daß sie noch nicht ausbezahlt war, im Gegenteil durch die Notare immer wieder neue Verzögerungen darin herbeigeführt wurden — sie bedeutete für ihn einen unbeschränkten Kredit. Der Erblasser hatte existiert, er war sehr reich gewesen; Pariser Notare, die mit der Liquidation betraut waren, bezeugten das Vorhandensein des Nachlasses. Mehr hat man in Paris nicht nötig, um in Saus und Braus zu leben. Schulden spielen keine Rolle, wenn man eine Erbschaft zu erwarten hat, mit der man sie tilgen kann; eine noch nicht liquidierte Erbschaft kann einem die Existenzmittel für das ganze Leben verschaffen, man muß sie nur gehörig ausnutzen — das alles wußte Derues schon lange vor Madame Humbert.

Frau Caron hatte ihrer Tochter Marie-Louise Nicolais ein Drittel ihrer Rechte auf den Nachlaß des Messire Jean Despeignes-Duplessis, Chevalier, Herrn von Candeville, Herchies und andern Orten im Beauvoisis, Bezirk Clermont, als Mitgift ausgesetzt. Frau Caron war tatsächlich Erbin eines Teiles dieser Hinterlassenschaft; aber über dieser selbst schwebte ein Geheimnis, der Erblasser war das Opfer eines Verbrechens geworden.

Jean Duplessis war trotz seines Namens und seiner Titel ein ganz einfacher Bürgersmann gewesen, der einzige Sohn des Kaufmannsehepaares Béraud in Beauvais. Sein Vater war gestorben und die noch junge Witwe hatte einen alten Edelmann, den Marquis Desprez, geheiratet. Als der junge Béraud Waise wurde, sah er sich im Besitze eines auf 200 000 geschätzten Vermögens. Dank seinem Reichtum, der schon im achtzehnten Jahrhundert, ganz wie heute, so viel wie ein adliger Name galt, war aus dem jungen Béraud bald der Herr von Despeignes-Duplessis geworden. Ein eingefleischter Junggeselle, verbrachte er sein ganzes Leben auf seinem Schlosse Candeville; sein einziges Vergnügen war die Jagd. Hart gegen seine Leute, brutal gegen seine Pächter, grausam gegen die Wilddiebe, dabei im höchsten Grade geizig, war er überall verhaßt, und der „Dachs von Candeville“, wie man ihn nannte, war der Schrecken des Landes. Bisweilen kam zu ihm in sein Schloß ein junges Mädchen, Fräulein Nicolais, die er Fräulein Martin nannte, seine Cousine und vielleicht seine Geliebte — die spätere Frau Derues. Eines Morgens fand man ihn erschossen in seinem Schlafzimmer. Ein Selbstmord lag zweifellos nicht vor. Der Mörder wurde nie entdeckt. Die drei Erben des Getöteten waren entfernte Verwandte, die er nie oder nur wenig gekannt hatte: ein Vetter namens Laurent, eine entfernte Cousine Marie-Charlotte Laurent, die Gattin eines in Paris lebenden Herrn Courtonne, und eine andre Cousine, die schon erwähnte Therese Richardin,

die Witwe des Unteroffiziers Nicolais, die in zweiter Ehe mit Herrn Caron verheiratet war.

Der Ehekontrakt zwischen Derues und seiner Verlobten wurde am 7. September 1772 vor dem Notar Rendu in Paris abgeschlossen. Marie-Louise Nicolais ist darin mit dem Namen Nicolai bezeichnet, aber auf dem Pergament ist ganz deutlich eine Rasur zu bemerken, durch die das s am Schluß beseitigt worden ist. Derues adelte seine Frau mit dem Radiermesser.

Wenn man mit einer so vornehmen Familie wie den Nicolai verwandt ist und eine so schöne Erbschaft zu erwarten hat, kann man nicht gut weiter Materialwaren verkaufen, und wenn man Derues heißt, ist man ja auch selber fast adlig, man braucht den Namen nur in zwei Worten zu schreiben. Von diesen Gedanken erfüllt, hatte Derues seit seiner Verheiratung den Plan gefaßt, mit wenig Geld ein großartiges Leben zu führen.

Wenn man kein Geld hat und gut leben will, leiht man sich welches, und das tat Derues denn auch. Er hatte bereits bei seiner Verheiratung Schulden, und diese wuchsen immer mehr. Doch die Erbschaft Despeignes-Duplessis ließ die Gläubiger die Hoffnung nicht verlieren, nur verlangten sie, da sie noch nicht ausgezahlt wurde, hohe Zinsen. Für sein Materialwarengeschäft interessierte sich Derues nicht mehr viel. Sich Geld auszuleihen, Zeit zu gewinnen fürs Bezahlen, vom Gläubiger „Frist und Aufschub" zu verlangen — das war Derues' ganze Beschäftigung. Er lebte nur noch, um Zahlungstermine weiter hinauszuschieben und Wechsel prolongieren zu lassen; es galt nur, Zeit zu gewinnen. Zwischen der Unterzeichnung eines Wechsels und seinem Verfalltermin kann sich so viel ereignen! Er wußte, der Tag mußte kommen, an dem die Erbschaft ausbezahlt werden würde, und dann wollte er seine Schulden bezahlen.

Er führte jetzt ein seltsames Leben voll Komplikationen und Intrigen. Er lieh Geld zu hohen Zinsen aus, das er von andrer Seite zu einem niedrigeren Zinsfuß geborgt hatte. Sein Laden wurde ein Art Winkelbureau, in dem Geschäfte abgeschlossen wurden. Er lieh Geld auf Pfänder aus, kaufte Forderungen, erteilte für Geld Ratschläge für Prozesse. Aus dem Materialwarenhändler war ein Agent geworden.

An die Stelle der Spezereiwaren waren Stempelpapiere getreten. Die Kunden waren nur noch Geschäftsleute, die bei Derues vorsprachen, ehe sie sich zu ihrem Anwalt begaben. Es hatte also keinen Zweck mehr für ihn, sein Materialwarengeschäft noch fortzuführen, und er entschloß sich rasch, es zu verkaufen. Doch sein Geschäft war das Pfand für seine Gläubiger; diese stürzten sich beim Bekanntwerden der Neuigkeit sofort auf ihre Beute, und es regnete gerichtliche Urteile gegen Derues. Seine Schulden beliefen sich damals auf 15810 Livres. Um sein Geschäft verkaufen zu können, mußte er seine Gläubiger beschwichtigen und schloß am 1. Dezember 1773 vor dem Notar Magnier einen Prolongations- und Zessionsvertrag. Frau Derues unterzeichnete diesen auch und verbürgte sich solidarisch mit ihrem Gatten für die 15000 Livres. Die 3630 Livres, die der Verkauf des Geschäfts erbrachte, dazu das, was die Ehe-

leute sonst noch besaßen, und einige Wechsel, die sie unterzeichneten, deckten die Schulden. Das Ehepaar besaß jetzt keinen roten Heller mehr, aber die Gläubiger waren so ziemlich bezahlt.

Derues zog jetzt als „ehemaliger Kaufmann“ in die Rue des Deux Boules Sainte Opportune, Pfarrei St.-Germain-l'Auxerrois. Er besaß nichts mehr, aber er war Rentier geworden.

Das Ringen um die Existenz begann von neuem und wurde heftiger als je. Derues borgte fort und fort Geld, täglich mehr, er borgte hier, um dort eine allzu dringende Schuld zu begleichen, und nutzte die Erbschaft Despeignes-Duplessis klug aus, indem er die mißtrauischen Geldbarleiher zum Notar schickte. Dieser bestätigte wieder und wieder die Authentizität der Erbschaft, legte den Totenschein des Jean Despeignes-Duplessis, Herrn von Candeville, vor und zog aus seinen staubigen Faszikeln das Inventar hervor. Beruhigt verließ der Geldbarleiher Maître Rendus Bureau, und Derues erhielt die gewünschte Summe. Wie hätte man sie auch dem Gatten des Fräuleins Marie-Louise de Nicolai verweigern können? Wenn jemand Zweifel an ihrer adligen Herkunft äußerte, zeigte Derues geschwind seinen in aller Form ausgefertigten Heiratskontrakt vor, der ausdrücklich konstatierte, daß seine Frau eine geborene Nicolai war. Wie hätte man ferner den Freund des Marquis de Thorigny, der bei der Unterzeichnung des Heiratskontrakts anwesend gewesen war, wie den Gläubiger des Marquis de Fleury abweisen können? Der Marquis de Fleury, der bei der maltesischen Gesandtschaft war, war tatsächlich Derues' Schuldner. Er bewohnte ein Hotel in der Rue des Fossés St.-Germain-l'Auxerrois, das er verschwenderisch hatte ausmöblieren lassen. Doch der Tapissier, der die Ausstattung besorgt, hatte die Kühnheit gehabt, dem vornehmen Herrn die Rechnung zu präsentieren, und der Edelmann hatte kein Geld. Der Marquis stellte Wechsel aus, doch als der Verfalltermin kam, hatte er wieder kein Geld. Um den unerbittlichen Tapissier zufriedenzustellen, borgte der Marquis das Geld, indem er Wechsel an die Schwester eines Bekannten von Derues, des Bildhauers Mouchy, ausstellte.

Mit dieser sehr merkwürdigen Gesellschaft unaufhörlich geldbedürftiger großer Herren hatte der kleine Bürgersmann einen recht lebhaften Verkehr. Die größten Namen Frankreichs defilierten in dem Bureau des ehemaligen Kaufmanns und jetzigen Agenten, der zugleich Geldbarleiher und Schuldner war. Es war ein Zeichen der Zeit, wie dieser Adel aus Mangel an Geld zu Wucherern lief und Kaufleuten Wechsel ausstellte. Der Adel verfiel durch die Geschäfte dem Ruin. Der alte Schrei des Mittelalters: „Geld her!“, qualvoll wie der Klageruf hungriger Kinder, war durch die Jahrhunderte hindurchgegangen, aber er hatte sich verändert, er war der Schrei des im Todeskampfe liegenden Adels geworden. Die Begierden waren ungeheuerlich geworden seit Law und seinen großen Projekten, seit Turcaret, dem Halsabschneider.

Kredit, Spiel und Agiotage waren aufgekommen. Vermögen entstanden und zerrannen in einem Augenblick. Es war das Zeitalter des Geldes, die zügellose Epoche der Bedürfnisse und des Luxus. Die Geburtsaristokratie verschwand vor

dem emporsteigenden Bürgertum, das zu Reichtum gelangte und zur Aristokratie des Geldes wurde. Die verschiedenen Klassen hatten sich verschmolzen, es gab keinen Namen, keinen Rang mehr. Das Geld allein bildete das Band.

Ausländer strömten herzu, wie der Deutsche Holbach, um ihr Glück zu machen. Ein Lakai namens Languedoc verlegte sich aufs Spekulieren; in acht Tagen hatte er zehn Millionen und nannte sich Herr de la Bastide. Fünf Monate später war er ruiniert und wurde wieder Languedoc, der Lakai. Das Geld trieb Edelleute zum Mord und überlieferte sie dem Henker. Der junge Horn, ein Verwandter des Regenten, wurde als Mörder verurteilt und auf der Place de Grève lebendig gerädert. Die Spielwut ergriff auch das Ausland. In England „spielt alles. Der Herzog spielt und betrügt wegen eines Talers; die vornehme Dame, Herzogin oder Peersfrau, vergreift sich in brüderlichem Verein mit ihrem Lakaien an der Kasse“.[1])

Das alles gilt für den Anfang des Jahrhunderts. Doch das zu Ende gehende achtzehnte Jahrhundert ist noch keineswegs geheilt von seiner Geldhysterie. Der Adel wälzt sich in den Konvulsionen der Goldgier und streckt seine Arme nach der Börse der Bourgeoisie aus.

Das Jahrhundert des Geldes! Derues verstand sich darauf, es auszunutzen, schlau und gerieben wie eine Balzacsche Gestalt. Welche Geringschätzung mag der Bauernsohn, der ehemalige Materialwarenhändler, für den Marquis de Fleury, für den Herzog von Béthune-Sully gehabt haben, die seine Schuldner waren!

Ja, der Adel verfiel. War doch selbst der Herzog von Richelieu, einer der vornehmsten Edelleute Frankreichs, in einer skandalösen Geldaffäre, bei der es sich um Wechselfälschung handelte, kompromittiert und wurde vor Gericht gestellt.

Der Adel hatte ganz wie die Bourgeoisie seine Abenteurer und seine Skandale. Der Sohn des alten Marquis de Montmartel ließ sich Marquis de Brunoy nennen und vertat das Vermögen seiner Brüder. Derues, der Materialwarenhändler, diskontierte seine Wechsel und warf seinen Namen den Räten des Tournelle-Gerichts als Futter hin. Dieser mit Schulden überhäufte, durch Spiel und Weiber ruinierte Adel wurde dann von den Anwälten vollends bis aufs Mark ausgesogen. Der Skandal des Marquis de Brunoy hatte die Verhaftung des Notars Arnoult zur Folge, der die Schwäche des jungen Mannes mißbraucht hatte. Die Notare, die sich sonst darauf beschränkten, die Testamente ihrer Klienten aufzusetzen, begannen Gelddepots anzunehmen und spekulierten selber gleichfalls. „Andre Zeiten, andre Sitten!“ ruft Métra in seiner „Correspondance Secrète“ aus.

Es war das Ende eines Regimes. Schon hört man das Krachen, das dem Ende einer Welt vorhergeht. Die Revolution naht. Einige Jahre später rief Hérault de Séchelles, der Generaladvokat des Pariser Parlaments, als er Konventsmitglied geworden war: „Die Aristokratie geht zum Teufel oben und unten!“

*

---

[1]) Pope.

Derues lebte in seiner Wohnung in der Rue Beaubourg trotz seiner unaufhörlich wachsenden Schulden friedlich und bürgerlich weiter. Der Abbé Mary, Mitglied des Großen Rates, war ein Freund des Hauses und machte sogar Frau Derues ein klein wenig den Hof. Ferner gehörte zum Hause ein gewisser Herr Bertin, der bei dem Ehepaar wohnte und bald Derues' intimster Freund wurde.

Sie waren im Jahre 1775 durch Vermittlung eines Schneiders namens Dupuis miteinander bekannt geworden. Bertin hatte einen Bürgen für eine Schuld gesucht und Derues hatte die Bürgschaft übernommen. Bertin machte von dieser Kaution übrigens keinen Gebrauch, aber sie wurden sehr befreundet miteinander.

Bertin, ein dickleibiger Mann von siebenundvierzig Jahren, ein wenig eitel und im Grunde sehr naiv, war ein früherer Schnittwarenhändler. Es ging das Gerücht, daß er Bankrott gemacht habe. Er gab sich als ehemaligen Generalpächter der Ländereien bei Monteulot in Burgund aus und hatte wirklich Besitzungen in Nesles bei Provins und in Burgund. Er hatte ein junges Mädchen namens Elisabeth Deschazeaux geheiratet, ließ sie aber die meiste Zeit allein in der Provinz; er hielt sich lieber in Paris auf. Er hatte allerhand mehr oder weniger unsichere und mehr oder weniger verdächtige Geschäfte gemacht, aber er hatte sein gutes Auskommen.

Sehr erfreut über die Ehre, der Freund Derues' zu sein, den er niemals anders nannte als Monsieur de Cyrano de Bury, und glücklich, einen Freund zu finden, mit dem er zusammen leben konnte, nahm er die Gastfreundschaft, die Derues ihm anbot, an, gab seine Wohnung am Quai de la Mégisserie auf und zog zu ihm. Derues war trotz seiner beständigen Geldverlegenheiten immer guten Humors, die Küche der Frau Derues war einfach, aber gut, und so genoß Bertin in der Rue Beaubourg friedlich sein Leben. Da er nichts zu tun hatte, so verbrachte er seine Zeit damit, seinem Freunde Cyrano de Bury Dienste zu leisten, und zahlte damit für seinen Unterhalt. Derues scheute sich übrigens nicht, ihn auszunutzen, und der „Generalpächter von Monteulot" war in Wirklichkeit der Diener des früheren Krämers. Er ging für ihn zu den Notaren, den Sachwaltern, verhandelte mit den Gläubigern und machte Besorgungen. Derues beutete seine Naivität noch weiter aus. Vor allem entlieh er natürlich von seinem Freunde Geld, das er ihm in Wechseln, seiner gewöhnlichen Münze, zurückzahlte, und zwar zuerst dreitausendfünfhundert Livres, dann noch mehr, so daß ihm Derues im Jahre 1776 achttausend Livres schuldig war. Derues' Gastfreundschaft kam ihn also teuer zu stehen, aber der gutmütige Bertin leistete seinem Freunde Cyrano de Bury gern Dienste. Er hatte übrigens volles Vertrauen zu seinem Freunde Cyrano und zu der Erbschaft Despeignes-Duplessis. Sicher, wie er war, eines Tages bezahlt zu werden, wartete er gern, und um seinem Freunde de Bury einen Dienst zu erweisen, erklärte er sich schließlich sogar damit einverstanden, die Wohnung auf seinen Namen zu mieten, um das Mobiliar vor Pfändungen zu schützen.

Manchmal, wenn die Gläubiger ihn zu heftig bedrängten, verließ Derues

für einige Zeit Paris. Er ging in die Gegend von Chartres, das Land seiner Kindheit, und hier, fern von Paris und von den Gläubigern, die ihm dort immer auf den Fersen waren, fühlte er sich glücklich, frei; er vergaß und überließ sich schönen Träumen, in denen er, wie Don César de Bazan, alle seine Gläubiger endlich gehängt und sich selbst reich, glücklich, ruhig, als Herrn im Kirchspiel, als Besitzer eines Schlosses mit Türmchen, mit dem Rechte der niederen Gerichtsbarkeit über seine Vasallen ausgestattet sah. Welch schöner Traum! Doch es war nur der Traum einer fiebernden Phantasie. Diese Rast, die er sich selbst gewährte in seinem heißen Kampf um die Existenz, um das tägliche Brot, diese Flucht aufs Land, die ihm gestattete, einen Augenblick zu vergessen, das alles dauerte nur kurze Zeit. Dort in Paris suchten ihn jedenfalls währenddessen die Gläubiger. Die treue Magd Jeanne Barque, die niemand einließ, gab vor der verschlossenen Tür die Antwort, daß Herr de Cyrano verreist sei, daß man nicht wisse, wo er sei, daß man nicht wisse, wann er nach Paris zurückkommen werde. Der immer dienstbereite Bertin fertigte die Gerichtsdiener und Gerichtsvollzieher ab. Die arme Frau Derues jammerte, während ihre Kinder noch zaghaft ihre ersten Schritte zu machen versuchten. Seine Frau, seine Kinder! Wie sollte er sie ernähren! Ach, wenn er für immer entfliehen könnte, fern von allem mit seiner Frau und seinen Kindern leben, alles vergessend, von allen vergessen, — wenn er keine Notare, keine Sachwalter, keine Gerichtsdiener, keine Gerichtsvollzieher mehr zu sehen bekäme, keine Wechselproteste, die hageldicht auf ihn niederregneten, wenn er ausgehen könnte, ohne Angst haben zu müssen, von schwarzen Männern beim Kragen festgenommen zu werden, ohne Furcht vor einer Pfändung seine Türe öffnen könnte! Wie herrlich, das alles vergessen zu können!

In seinen Träumen von Reichtum, herrschaftlichem Besitz, einem Schloß erschien ihm oft nichts unmöglich. Hatte er bisher gekämpft, so würde er weiterkämpfen, hatte er bisher zu leben gehabt, so würde er sich auch weiter durchschlagen. Ja, er war zum Kampf und zum Sieg geboren: es war abgemacht: er würde sein Schloß, seine Burg bekommen. Er sah es schon im Traume, mit seinen Türmchen, seinen Ländereien, seinen Ernten, mit Bächen voller Fische, mit wildreichen Feldern. Das Schloß würde ihm gehören, und darin würde er unangreifbar seinen Gläubigern die Stirn bieten können, wie ein alter Keiler der Meute der Hunde. Aber ein Schloß ist teuer. Einerlei, Derues wollte es haben, er würde es bekommen, das genügte. Er würde es sogar bekommen, ohne die Börse zu öffnen, ohne einen Sou auszugeben. Ihn sollte es nichts kosten, das war viel einfacher!

Von diesen unsinnigen Träumen erfüllt, kehrte Derues dann in seine kleine Wohnung in der Rue Beaubourg zurück. Bertin hielt ihn auf dem laufenden über das, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte: seine Frau zeigte ihm die neue Lawine von runzligen und schmierigen Stempelpapieren, die über sein Haus niedergegangen war, und Jeanne Barque forderte wie Sganarelle ihren Lohn. Der Kampf begann von neuem. Herr de Cyrano de Bury fühlte

sich ärmer als Hiob, aber sehr reich an Hoffnungen. Was ist ein Cyrano de Bury ohne Burg, ein Schloßherr ohne Schloß? Eine Beute seiner Gläubiger.

Er mußte es haben, dieses Schloß, und er sollte es bekommen; sein schrankenloser Ehrgeiz trog ihn nicht.

III

Herr Saint-Faust de Lamotte.

Im Jahre 1774 suchte ein Edelmann in der Provinz, Herr Etienne Saint Faust de Lamotte, ehemaliger königlicher Oberstallmeister, sein herrschaftliches Gut Buisson Souef bei Villeneuve le Roy (jetzt Villeneuve an der Yonne) zu verkaufen. Es war ein sehr schönes Besitztum von 1092 Morgen 78 Ruten „zusammenhängend und beieinander liegend". Doch Herr de Lamotte wollte sich seiner entledigen, denn er wollte sich in Paris niederlassen, um die Erziehung seines Sohnes vollenden zu können. Uebrigens war auch der Unterhalt des Schlosses etwas zu kostspielig für ihn.

Herr de Lamotte gedachte in Uebereinstimmung mit seiner Frau sich Buisson Souefs zu entäußern und kam deshalb im Jahre 1774 nach Paris. Er wandte sich an den Anwalt Jolly, den er seit mehr als fünfzehn Jahren kannte, und bat ihn, ihm einen Käufer zu verschaffen.

Die Sache war nicht so einfach, und Herr de Lamotte kehrte nach Buisson zurück, ohne einen gefunden zu haben. Nach seiner Abreise schickte er im Mai an Jolly eine in Villeneuve vor dem Notar Ménage ausgefertigte Vollmacht von Frau de Lamotte, in der ihm die Befugnis erteilt wurde, das Schloß zu verkaufen, und einen von ihm selbst aufgestellten Entwurf eines Verkaufsvertrags. Frau de Lamotte hatte nämlich, da sie den Wert des Geldes kannte, bei ihrer Verheiratung mit ihrem Gatten Gütertrennung und gegenseitige Schenkung im Ueberlebensfalle ausgemacht.

Im Jahre 1775 machte Derues zufällig die Bekanntschaft Jollys. So erfuhr er, daß Buisson Souef zu verkaufen war, und trat mit Herrn de Lamotte in Beziehung, der bis dahin noch keinen Käufer gefunden hatte.

Für Herrn de Lamotte bot sich damit eine unerwartete Gelegenheit, und er forderte Derues auf, gegen Martini nach Buisson Souef zu kommen, um es in Augenschein zu nehmen. Derues begab sich sofort mit dem Marktschiff nach Villeneuve. Es war immerhin eine kleine Vergnügungsreise für ihn, und wenn der Plan, den er im Herzen trug, auch scheitern sollte, so hatte er doch wenigstens einige Tage auf Kosten der Frau de Lamotte gelebt. Er wurde von seiner Frau und von einem ernst und gewichtig aussehenden Manne, dem Notar Gobert, begleitet. Dieser Notar flößte Herrn de Lamotte volles Vertrauen ein, indem er bewies, daß Herr de Bury ein ernst zu nehmender Käufer sei, der nicht leichtsinnig drauflos kaufen wollte und dem daran gelegen war, sich genau über die Verhältnisse zu unterrichten.

Frau de Lamotte hatte immer eine Vorliebe für Edelleute gehabt. Derues blendete sie mit seinem Namen „de Cyrano de Bury". Er sprach von seinen Be-

sitzungen bei Caudeville im Beauvoisis, von seinem Herrensitz Herchies, von der großen Summe, die er durch die Erbschaft Despeignes erhalten werde. Er stellte Frau de Bury, geborene de Nicolai, vor, die, gleichfalls von adliger Geburt, schon seit langer Zeit den Wunsch habe, in der Provinz zu leben. Herr de Lamotte und seine Frau schienen entzückt zu sein über die Käufer. „Erkundigen Sie sich nur," sagte Derues, „beeilen Sie sich nicht, fragen Sie meinen Notar, Maître Rendu, er wird Sie besser als ich über meine Situation aufklären."

Herr de Lamotte, der sehr gastfreundlich war und auch seinen Käufer günstig stimmen wollte, hielt Derues mehrere Tage in Buisson Souef zurück und Derues ließ sich's wohl sein. Die Besitzerin führte ihn auf ihrem Gute herum, zeigte ihm ihre Ländereien, ihre Häuser, ihre schönen Strohschober, die Ernte des Jahres, die herrlichen Früchte. Begleitet von seinem Notar, besah sich Derues das Schloß vom Keller bis zum Speicher und durchwanderte das ganze Besitztum.

Zehn Tage lang besprach und besichtigte er alles, worauf es ankam. Stolz legte ihm Herr de Lamotte alte Pergamente und Eigentumsurkunden vor, die bis zum Jahre 1582 zurückgingen. Derues durchstöberte sie und rief plötzlich, da er eine Entdeckung gemacht hatte, seine Frau: „Denke dir, liebe Frau! Das Gut Buisson Souef ist im Jahre 1500 im Besitz deiner Familie gewesen. Das ist eine Fügung des Himmels, jetzt soll es wieder in ihre Hände kommen. Sieh dort den Namen Martin in dem alten Güterverzeichnis! Erinnerst du dich, wie du jung warst, nannte dich der Marquis Duplessis, dein Verwandter, der dich erzogen hat, oft Fräulein Martin? Ah, Herr de Lamotte, das ist eine glückliche Schicksalsfügung! Der Besitz der Nicolai kommt wieder in die Familie zurück."

Herr de Lamotte war entzückt. Derues gefiel allen seinen Freunden, alle rieten ihm zuzugreifen. Derues bot als Preis 130 000 Livres in mehreren Raten. Herr de Lamotte war der Ansicht, man solle sofort abschließen; aber seine Frau, die vorsichtiger war, wollte keinen endgültigen Entschluß fassen, ohne den Rat ihres Freundes Jolly eingeholt zu haben, und sie entschloß sich, mit Derues nach Paris zu fahren.

Um ihre Gastfreundschaft in Buisson Souef zu erwidern, lud Derues sie ein, bei ihm zu wohnen. Gleich den folgenden Tag begab er sich mit ihr zum Advokaten Jolly.

Der würdige Mann des Gesetzes fragte ihn nach seinen Vermögensverhältnissen und nach dem Modus für die Zahlung des Kaufpreises.

„O, ich bin in der Lage, ein noch viel ansehnlicheres Besitztum zu kaufen. Ich bekomme mehr als 250 000 Livres aus der Erbschaft Despeignes-Duplessis. Erkundigen Sie sich, sprechen Sie mit meinem Notar Maître Rendu."

Jolly zog Erkundigungen ein und suchte den Notar Rendu auf. Die Erbschaft war keine Fabel, aber da sie noch nicht liquidiert war, weil einige wichtige Akten noch fehlten, konnte der Notar die Summe, die dem Ehepaar Derues zufallen sollte, nicht angeben.

Frau de Lamotte fand die Auskunft genügend und schloß den Verkauf ab.

Maître Jolly entwarf einen außergerichtlichen Vertrag, und diesen unterzeichneten die Parteien am 22. Dezember 1775.

Derues kaufte das Schloß für 130000 Livres; er und seine Frau verpflichteten sich solidarisch zur Zahlung des Preises. Da aber die Erbschaft noch nicht liquidiert war und er nicht bar bezahlen konnte, so schlug er die Zahlung in Terminen vor. Herr de Lamotte jedoch verlangte eine sofortige Abschlagszahlung. Derues gab sie ihm, wie immer, in der Form von Wechseln und unter dem Namen eines Draufgeldes. Das Ehepaar Derues stellte Frau de Lamotte einen Wechsel über 4200 Livres aus, zahlbar am 1. April 1776, den Maître Jolly mit der Vollmacht zum Verkaufe von Buisson Souef, die Herr de Lamotte seiner Frau gegeben hatte, in seiner Schublade verschloß.

Derues war überglücklich. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht und betrachtete Buisson Souef als ihm gehörig. Er glaubte für die ersten Zahlungen, für die er damals noch keinen Sou besaß, leicht Geld geliehen zu bekommen. Uebrigens mußte ihn die Erbschaft Despeignes-Duplessis ja schließlich aus der Verlegenheit reißen. Die Hauptsache war, das Schloß zu erwerben, die Zahlung würde später erfolgen — oder auch nicht.

Das Vertrauen Derues war unerschöpflich, und man fragt sich, ob er nicht wirklich zu jener Zeit vom Größenwahn ergriffen war: er kaufte ein Schloß im selben Augenblick, wo ihn von allen Seiten die Gläubiger mit Urteilen, Pfändungen und Zwangsmitteln bedrängten. Er steckte bis an den Hals in Schulden, von denen er auch die geringsten nicht zu zahlen vermochte. Und da wollte er eine neue Schuld von 130000 Livres auf sich nehmen! Man fragt sich in der Tat, ob er nicht verrückt war. Und doch war er es nicht; er zeigte in dieser ganzen Angelegenheit eine Geschicklichkeit, eine Verschlagenheit und eine Kenntnis des Prozeßverfahrens, die wirklich außergewöhnlich waren. Doch ein Punkt ist dunkel in diesem bizarren, rätselhaften Charakter. Was gedachte er zu tun, nachdem er bei dem Notar des Herrn de Lamotte den Ankauf von Buisson Souef abgeschlossen hatte? Man kann allerdings Zahlungstermine verschieben, aber der Verfalltag kommt immer wieder. Hatte Derues schon den Plan zu der großen Schurkerei entworfen, die ihn bis zum Verbrechen führen sollte? Oder rechnete er auf den Zufall und auf die Erbschaft Duplessis, um wenigstens einige Abschlagszahlungen machen zu können?

In seinem beständigen Kampf gegen die Gläubiger scheint Derues immer auf den Zufall, auf das Glück, auf seinen guten Stern vertraut zu haben. Wie alle Borger, lebte er von einem Tag zum andern, indem er auf die Anleihe des folgenden Tages rechnete, um das gestern geborgte Geld zurückzuzahlen, und bis jetzt war ihm dieses System geglückt: er hatte zu leben gehabt.

So erfuhr er auch nach seiner Rückkehr von Buisson Souef mit einer Art Gleichgültigkeit von den neuen Verfolgungen seiner Gläubiger. Er hatte soeben ein Schloß gekauft und hatte einen Gläubiger mehr. In Wirklichkeit hatte er einen Betrug begangen. Sich Herr Cyrano de Bury nennen zu lassen, wenn man einfach Derues heißt, Herr zu Candeville und andern Orten, wenn man

Vaudeville noch nicht in seinem Besitz hat, diese Namen und Titel zu benutzen, um glauben zu machen, daß man zahlungsfähig ist, und vorzugeben, daß man für eine herrschaftliche Besitzung 130 000 Livres zahlen kann, wenn man keinen roten Heller hat, — das ist ganz einfach ein Betrug. Doch daran dachte Derues gar nicht. Er sah nur eins: daß er das Schloß seiner Träume bekam und daß er es gekauft hatte, ohne den Beutel zu öffnen, und daß nun auch er ein adliger und großer Herr sein würde, ganz wie der Marquis de Fleury und der Herzog von Sully, die zugrunde gerichtet waren und ihn nicht bezahlen konnten. Der schlaue Bürger von Chartres war jetzt daran, sich an dem Adel zu rächen.

In seiner Wohnung verbrachte Derues seine Abende damit, seine und seiner Vorfahren Genealogie zu schreiben. Bei der Haussuchung, die man später bei ihm hielt, wurden kleine Stücke graugetöntes Papier gefunden, auf denen er mit blasser Tinte in seiner großen, klaren Kaufmannsschrift mit Klammern die ganze Geschlechtsfolge, die er sich beilegte, aufgezeichnet hatte: „Genealogie des edeln Herrn Pière (sic) de Cyrano, königlicher Großschatzmeister der Spenden, Almosen und frommen Gaben, geboren in St. Roche"; nach diesem Pierre de Cyrano kommt sein Sohn „Hierosme Dominique de Cyrano, edler Herr von Cossan und von Fleurie" mit seiner Gemahlin Marie Cherbois und seinem Sohn Paul de Cyrano, „écuiller" (sic); dessen Kind wieder war Marie-Françoise de Cyrano de Fleurie, geboren am 1. November 1732. Auf einem andern, ebenfalls mit Beschlag belegten Papier hatte er den Stammbaum der Cyrano Derues de Bury aufgezeichnet und als letzten Namen den seinigen hingesetzt: „Antoine-François de Cyrano Derues de Bury, Herr von Buisson Soif und Valprofonde."

Manchmal vergaß sich die arme, von so viel Adel geblendete Frau Derues; in einem Akt vom Jahre 1777, in dem ihr Mann sie „de Nicolai" nennt, unterschrieb sie sich „de Nicolais".

So berauschte sich der ehrgeizige Phantast mit Zukunftsplänen, Trugbildern und klingenden Namen, die er auf Papierfetzchen kritzelte, um diese dann in Schubladen zwischen zwei Schuldhefturkunden zu verstecken. Man könnte ihn bedauern und über ihn lächeln, wenn er nicht ein Verbrecher geworden wäre.

IV

Frau de Lamotte blieb nach dem Verkauf ihres Besitztums noch einige Zeit in Paris und genoß die Gastfreundschaft ihrer Freunde Derues. Sie war von ihrem Aufenthalte entzückt.

Da zwei Ratschläge besser sind als einer, zeigte Frau de Lamotte den Kaufvertrag, nachdem sie ihn beim Maître Jolly unterzeichnet hatte, noch einem andern Anwalt beim Chatelet, Maître Jacques Dubois junior, den sie seit acht Jahren kannte. Der Kaufvertrag schien dem Anwalt in Ordnung zu sein, und er fand nichts daran zu ändern. Frau de Lamotte machte Dubois mit den Derues bekannt; er fand die Eheleute sehr nett und verkehrte sehr gerne bei ihnen.

Nach einiger Zeit reiste Frau de Lamotte wieder nach Villeneuve zu ihrem Gatten zurück. Buisson Souef war regelrecht verkauft. Der Kaufvertrag machte Derues zum Besitzer des Schlosses. Nichts fehlte darin, weder die Uebereinkunft der Parteien noch die Festsetzung des Preises. Derues' Traum war verwirklicht; er war Grundbesitzer. Allerdings sollten die Eheleute de Lamotte einstweilen noch im Schloß bleiben, bis Derues seine erste Zahlung geleistet hatte, aber sie waren nicht mehr gesetzlich Eigentümer. Herr de Lamotte betrachtete sich nur noch als den Geranten Derues': „Ich führe die Verwaltung," schrieb er an Derues, und ersuchte ihn, nach Buisson zu kommen, „damit wir uns besprechen könnten zum Wohl der Sache, welche die Ihrige ist. An Ort und Stelle sieht man alles von selbst".

Der Verfalltermin des Wechsels nahte. Derues regte sich nicht auf. Er war dergleichen gewöhnt und hatte mit unnachgiebigeren Gläubigern als den de Lamotte zu tun gehabt. Er schrieb ganz einfach, daß er gezwungen sei, die Bezahlung zu verschieben, daß er zu viele Ausgaben gehabt habe, daß die Liquidation der Erbschaft Duplessis ihm sehr viel Geld gekostet habe. Und da er wußte, daß man sich besser mündlich mit seinen Gläubigern verständigt als brieflich, traf er im Mai 1776 gegen Pfingsten in Buisson Souef ein, begleitet von seiner Tochter und der getreuen Jeanne Barque.

Er blieb lange dort. Die Tage vergingen ihm sehr angenehm in dem reizenden Dorfe Villeneuve le Roy mit den malerischen, ziegelgedeckten Häusern an der Yonne, die zwischen zwei Reihen von Pappeln dahinfließt. Herr de Lamotte hatte einige Freunde zu Besuch, unter anderm einen Richter, Olive de la Gastine, der Rat am Chatelet war und nach Buisson Souef kam, um einen Teil seiner Ferien dort zu verbringen. Dieser befreundete sich mit Derues und sprach gerne mit ihm über juristische Fragen. Der ehemalige Materialwarenhändler hörte zu, ließ sich belehren und machte sich die Lehren des Herrn Rates zunutze.

Herr de Lamotte schrieb oft sehr liebenswürdig an Frau Derues, um ihr Nachricht über ihren Gatten zu geben. Ersichtlich hatte er eine große Sympathie für ihn. Er hielt sie auf dem laufenden über alles, was in Buisson vor sich ging, schilderte ihr die Weinlese, die überreich ausfiel, und erzählte ihr von ihrer Tochter, die er reizend fand.

Auch Frau Derues kam auf vierzehn Tage nach Villeneuve. Von Paris aus schrieb sie an ihren Mann, daß die Liquidation keine Fortschritte mache und man Geduld haben müsse; die Arbeit der Notare sei sehr langwierig, aber eines Tages werde Gott sei Dank alles ein Ende haben. Und die de Lamotte geduldeten sich. Einige Male schrieb Frau de Lamotte, trotz allem im Grunde etwas besorgt, an ihren Anwalt Jolly, um genaue Auskunft zu bekommen; doch Maître Jolly, der wahrscheinlich sehr mit Arbeit überhäuft war, antwortete ihr unveränderlich, ihre Befürchtungen seien grundlos, die Derues' seien völlig vertrauenswürdige Leute, vollkommen sichere Gläubiger. In der Tat begegnete Maître Jolly oft dem guten Bertin im Palais, der zu ihm sagte:

„Haben Sie keine Angst. Ich kenne Derues, er wird alles bezahlen. Wenn die Erbschaft nicht liquidiert wird, wird er Geld aufnehmen, aber bezahlen wird er auf alle Fälle."

So hatte Frau de Lamotte denn auch kein Bedenken, den Derues' die Zukunft ihres Sohnes ans Herz zu legen. Der junge Mann war in Paris bei einem Herrn Magnier in der Rue Serpente in Pension und hatte bisher an seinen freien Tagen seine Mahlzeiten bei Derues' eingenommen. Der Knabe war über fünfzehn Jahre alt, seine Mutter machte sich Sorgen darum, wie es ihm bei seinen Ausgängen ergehen könnte, und beauftragte Frau Derues, eine Pension für ihn zu suchen, die näher bei der Rue Beaubourg läge, unter der Bedingung, daß der Preis nicht zu hoch sei, da Herr de Lamotte nicht sehr viel ausgeben wolle.

So verging der Sommer in Buisson Souef. Doch der Kampf in Paris nahm seinen Fortgang, und Derues war gezwungen, dorthin zurückzukehren. Nachdem er Buisson verlassen hatte, forderte Herr de Lamotte, den er nicht mehr in Illusionen und Hoffnungen einwiegen konnte, Geld von ihm. Die Briefe sind noch herzlich, er nennt Derues „Mein liebwerter Herr" und empfiehlt ihm seinen Sohn, aber er will Geld.

„Ich bin sehr betrübt, daß Sie erkältet sind," schreibt er am 1. Dezember; „schonen Sie sich, geben Sie acht, daß es Ihnen nicht ans Leben geht. Vernachlässigte Katarrhe sind sehr gefährlich. Ich brauche sehr notwendig Geld; schicken Sie mir welches!"

Derues spricht in seiner Antwort viel von seinem Schnupfen, aber sehr wenig vom Geld. Er kündigt an, daß der Marquis de Fleury ihn endlich bezahlen wird; aber er fühlt deutlich, daß er Herrn de Lamotte eine Abzahlung wird leisten müssen.

Indessen ist ihm das unmöglich. Er ist nach allen Seiten hin Geld schuldig: allen Lieferanten, allen Kaufleuten des Viertels, seinem Materialwarenhändler, seinem Schneider in der Rue St. Honoré vierhundertfünfzig Livres. Er hat Schulden bei seinem Holzlieferanten am Quai St. Bernard, bei seinem Apotheker in der Rue St. Honoré, bei seinem Bäcker in der Rue des Foureurs, er schuldet seinem Hauswirt mehrere Mietbeträge. Von neuem stellen ihm Gerichtsvollzieher zu Fuß und zu Pferd gegen ihn ergangene Urteile zu; es regnet Proteste auf ihn nieder. Ein Wechsel von dreitausendfünfhundert Livres, den er einstmals Bertin ausgestellt hat und den Bertin einem Gerichtsvollzieher indossiert hat, ist nicht bezahlt worden, und der Gerichtsvollzieher hat ihn protestieren lassen.

Die Erbschaft ist seine letzte Hoffnung. Sie existiert, und ein Notar läßt sich herbei, ihm auf diese Erbschaft hin ein Darlehen zu gewähren, um seine ungeduldigsten Gläubiger zum Schweigen zu bringen.

Doch die Lage war ernst. Frau de Lamotte wollte selbst nach Paris kommen, ihr Gatte hatte sogar an seinen Anwalt Jolly geschrieben und ihn gebeten, ihr ein Hotel nicht weit von seinem Bureau in der Rue de l'Eperon zu suchen. Jolly empfahl ein kleines bürgerliches Familienhotel in der Rue du Paon.

Sofort entschloß sich Frau de Lamotte, abzureisen, und ihr Mann schrieb an Derues, daß seine Frau am 16. Dezember mit dem Schiff in Paris ankommen werde, um die Angelegenheit zu Ende zu führen.

Das paßte Derues natürlich gar nicht. Er wollte seine Gläubigerin unter der Hand haben, um sie zu beschwichtigen, sie zu blenden, sie mit Versprechungen und guten Worten zu bezahlen. Er kannte die leicht zu beeinflussende Natur Frau de Lamottes. Er mußte sie um jeden Preis dahin bringen, bei ihm zu wohnen. In seiner Wohnung war sie sein Werkzeug. Auswärts konnte sie sich erkundigen, mit Geschäftsleuten sprechen, ihre Ratschläge befolgen, eine sofortige Auszahlung verlangen. Und Derues hatte nichts.

Hatte er vielleicht schon den Plan gefaßt, den er später zur Ausführung brachte? Wenn ein Gläubiger Geld fordert, so bezahlt man nicht. Wenn er zu dringend und gefährlich wird, so beseitigt man ihn.

Nach dem ganzen Charakter Derues' halte ich es nicht für wahrscheinlich, daß er sich schon damals mit jenem Plan trug. Er wollte, wie immer, nur die momentane Gefahr beschwören, in der Hoffnung, daß sich später schon ein Ausweg finden werde; und darum wollte er Frau de Lamotte bei sich haben, um vor ihren Augen wieder die berühmte Erbschaft Despeignes-Duplessis schimmern zu lassen. Das Mittel hatte schon im verflossenen Sommer geholfen, als Herr de Lamotte von ihm Geld gefordert und er nichts Besseres gewußt hatte, als nach Buisson zu kommen und fast sechs Monate dort auf Kosten seines Gläubigers zu leben — es mußte wieder helfen. Er wollte Frau de Lamotte ihre Gastfreundschaft vom vergangenen Sommer vergelten. Er schrieb an den Gatten, er könne nicht dulden, daß Frau de Lamotte in Paris anderswo wohne als bei ihm. Die Wohnung in der Rue Beaubourg sei allerdings bescheiden, aber immerhin einem einfachen Hotel vorzuziehen. (Schluß folgt)

Schrift- und Volkssprache und die „Sprachfrage“ der heutigen Griechen

Von

Karl Brugmann

Bei den sogenannten Kulturvölkern steht über den Volksmundarten eine in der Regel aus diesen selbst geborene Gemeinsprache. Sie ist eine Art von idealer Norm, von der man erwartet, daß sich nach ihr im schriftlichen Verkehr das gesamte Volk und beim Sprechen wenigstens der Gebildete richte. In Wirklichkeit aber bleibt es überall nur bei einem Streben nach dieser Norm, und hinsichtlich der Annäherung an sie zeigt das Leben allenthalben die mannigfachsten Abstufungen.

Am einheitlichsten und gleichmäßigsten erscheint die Gemeinsprache immer

als Schreibsprache. Hier ist der Spielraum, den man dem einzelnen nach der Mundart, der er angehört, oder nach seiner eigensten Individualität zugesteht, am engsten bemessen. Mag die Schriftsprache, die überall davon ausgegangen ist, daß man gewisse sich empfehlende Fixierungen einer Mundart mittels der Schrift als Muster für weiteren und allgemeineren Gebrauch anerkannte und sanktionierte, im Lauf der Zeiten und Generationen sich noch so stark verändern, der einzelne, der schreibt, steht sein ganzes Leben hindurch unter dem Einfluß des Jugendunterrichts mit seinem „Du sollst!", und alle Sprachgenossen wachen, der eine mehr, der andre weniger, darüber, daß die schriftsprachlichen Normen ihrer Zeit nicht zu gröblich verletzt werden.

Anders steht es in der Praxis mit derjenigen Gattung der Gemeinsprache, die unter den Gebildeten der Nation in ihrem mündlichen Alltagsverkehr untereinander, in der Schule, in der Kirche, im Parlament u. s. w. sowie bei ihrem Verkehr mit dem niederen Volke herrscht. Diese Art ist in allen Ländern etwas Schwankendes und vielfach Wechselndes. Ist auch die lebendige Verkehrssprache dieser Volksschicht in der Regel erst mit der Verbreitung der Schreibsprache und unter Einwirkung dieser Sprachform entwickelt worden, und strebt auch der Gebildete im allgemeinen zeitlebens nach der durch die Schriftsprache gegebenen Norm hin, so bleibt er doch nur ganz ausnahmsweise dauernd in ihrer unmittelbaren Nähe. Immer ist er zunächst durch die Mundart seiner engeren Heimat oder verschiedener Dialektgebiete, in denen er bisher gelebt hat, mehr oder weniger beeinflußt, in der Regel ja viel stärker, als er selber glaubt. Dann aber hält er sich meist im Alltagsverkehr im allgemeinen weniger nahe zur Schriftsprache, als wenn er als öffentlicher Sprecher auftritt. Und im alltäglichen Verkehr selbst wieder kann man Unterschiede der Sprechweise an ihm beobachten, je nachdem er mit einem andern Gebildeten oder mit einem Mann aus dem Volk im Gespräch ist.

Ist so die Schriftsprache einer Nation im ganzen einheitlicher und gleichmäßiger als die gesprochene Gemeinsprache der Gebildeten, so ist doch immer die einzelne Volksmundart in sich das einheitlichste. Dies ist darum so, weil hier am wenigsten eine aus einem Kampf widerstreitender Motive hervorgegangene und in solchem Kampfe verharrende bewußte Norm waltet; es besteht ja kein andrer Zweck als der, vom nächststehenden Volksgenossen verstanden zu werden.

Die lebendige Sprache eines Volkes ist in ununterbrochener Weiterentwicklung und Umbildung. Solange sie sich nicht von einer Schriftsprache abhängig macht, können nennenswerte Stockungen, die den Zweck, als Mittel des Gedankenaustausches zu dienen, zu beeinträchtigen vermöchten, in ihr nicht vorkommen. Denn täglich und stündlich hat die Sprache in Absicht auf diesen Zweck die Probe zu bestehen, und Rückständiges, das ihm widerstrebt, kann nicht auf länger hinaus Bestand haben; in der Regel scheidet es mit dem Tode der Individuen, die seine Träger sind, von selber aus.

Anders ist es mit den Schriftidiomen. Gesprochenes verhallt, Geschriebenes

hingegen verharrt, wird auch noch nach Jahren und nach Jahrzehnten gelesen und prägt sich ein. Wie auf diese Weise schon durch die Natur der Sache der sprachlichen Aeußerung größere Konstanz gegeben ist, so ist die Schriftsprache auch geradezu darauf angewiesen, konservativ zu sein. Denn auf Festhalten am Muster, an dem, was als Norm einmal Anerkennung und Verbreitung gefunden hat, beruht ja ihre ganze Herrschaft.

Aber hier gilt nun nicht der Satz: Imperium facile eis artibus retinetur quibus initio partum est. Will die Schriftsprache ihrem Zweck, ein Verständigungsmittel für alle Bevölkerungsschichten zu sein, treu bleiben und so ihre Geltung behaupten, so darf sie den Abstand zwischen sich und der in stetiger Weiterentwicklung begriffenen Rede des niederen Volkes nicht über ein gewisses Maß hinaus sich vergrößern lassen. Stets muß sie Fühlung nach unten hin behalten, und wenigstens von Zeit zu Zeit muß sie zugunsten der Volksmundarten einen Teil ihres Besitzstandes hingeben. Aufgabe der Gebildeten der Nation, insbesondere der Schriftsteller als der natürlichen Wächter der Schriftsprache, ist es, zu sorgen, daß diese Wiederanknüpfungen und Erneuerungen zur rechten Zeit und in der rechten Weise geschehen. Werden sie versäumt, wie es in Zeiten scharfer Gegensätze in der gesellschaftlichen Ordnung oder beim Daniederliegen des gesamten Geisteslebens einer Nation leicht vorkommt, so bildet sich jene Kluft zwischen beiden Sprachgestaltungen, die noch allemal die ganze nationale geistige Kultur schwer geschädigt hat. Das niedere Volk auf der einen Seite versteht jetzt seine Schriftsprache nicht mehr, es muß sie erst wie eine fremde Sprache — in der Tat ist sie eine fremde Sprache geworden! — mühsam erlernen; die wenigen aber aus dem Volk, denen dies gelingt, bekommen doch kein rechtes inneres Verhältnis zu ihr. Aber auch für die Gebildeten verliert eine solche Schriftsprache, der seit längerer Zeit aus den natürlichen Volksmundarten keine frischen Säfte mehr zugeführt worden sind, mehr und mehr ihren besten Wert. Mehr und mehr verödend und verknöchernd, bleibt sie zwar weiterhin tauglich, mancherlei Gedankeninhalte korrekt zum Ausdruck zu bringen, zum Beispiel als Organ der Behörden und als Darstellungsmittel der Wissenschaft. Aber mag einer sie auch mit noch so großer Virtuosität handhaben, so vermag er doch mit ihr nicht rein auszudrücken, was seine Seele im Innersten bewegt und was seine eigenste und wahre Persönlichkeit ausmacht. So ist sie denn auch als Sprache der Poesie, insonderheit der Lyrik, nur noch ein kümmerliches, auch dem Begabtesten sich versagendes Instrument. Das gesamte Volk, das ganze nationale Leben leidet darunter.

Ist eine Nation, bei der dieser ungesunde Zustand eingerissen und schon traditionell geworden ist, auf sich selbst gestellt, und will sie im Wettbewerb der Kulturvölker nicht erheblich zurückbleiben, so gibt es für sie keine wichtigere Frage als die, ob sie die Kraft haben wird, mit der Tradition zu brechen und den Anschluß an die natürliche Sprache der Gegenwart wiederzugewinnen. Daß eine literaturlose Volkssprache in verhältnismäßig kurzer Zeit und in zweckentsprechender Weise den Anforderungen, die man an eine Schriftsprache zu stellen hat,

dienstbar gemacht werden kann, lehrt die Geschichte an vielen Beispielen, und die abendländische Geschichte liefert zugleich mehrere klare Belege dafür, daß eine Nation, die unter einer überständig gewordenen Schriftsprache leidet, durch Abschüttelung derselben und Zurückgreifen auf die natürliche Volkssprache einen mächtigen Aufschwung seiner Geisteskultur herbeizuführen imstande ist. So war in Italien bis zum zwölften Jahrhundert das Latein die Schreibsprache der Verwaltung, der Schule u. s. w. Aber einen rechten seelischen Zusammenhang mit diesem mehr und mehr eingetrockneten Idiom hatte das Volk, hatten auch die Höchstgebildeten der Nation seit einer Reihe von Jahrhunderten nicht mehr. Da eröffneten Dante u. a. der natürlichen Sprache die Pforten der Literatur, und ein neuer Frühling kam über die Literatur und damit über das ganze Geistesleben der Nation. Oder in Rußland schleppte man sich bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit dem altbulgarischen (sogenannten kirchenslawischen) Idiom als Schriftsprache. Männer wie Lomonóssow und Karamsin setzten ihre Muttersprache in ihre Rechte ein, und sie bereiteten damit die hohe Blüte vor, welche die russische Literatur im neunzehnten Jahrhundert erlebt hat.

Seltsam mutet es nun auf den ersten Blick an, daß ein europäisches Volk, das einen selbständigen Staat bildet, das sich zu den Kulturvölkern unsers Erdteils ebenso gern selbst zählt als von andern gezählt hört, und dessen Schriftsprache sich schon vor mehr als anderthalb Jahrtausenden von der natürlichen Volksrede losgelöst hat, so daß die noch erträgliche Breite des Abstandes zwischen beiden längst überschritten ist — daß dieses Volk in seiner ungeheuern Majorität nicht nur keine Lust zeigt, seine gegenwärtige Schriftsprache mit dem volkstümlichen Idiom wieder in angemessenen Einklang zu bringen, sondern auch die seit etwa zwei Jahrzehnten von einigen hochgebildeten Männern aus seiner Mitte unternommenen Versuche, das Versäumnis von Jahrhunderten nachzuholen, grundsätzlich und mit Entrüstung zurückweist. Ich komme damit zu dem Streit um die Schriftsprache der heutigen Griechen, den sie selbst kurzweg die „Sprachfrage“ (τὸ γλωσσικὸν ζήτημα) nennen. Dieser Zank hält die Nation seit längerer Zeit in ähnlicher Weise in Aufregung wie die makedonische, die kretische, die finanzielle Frage. Vor ein paar Jahren artete er bekanntlich, wegen einer damals erschienenen Uebersetzung des Neuen Testaments ins heutige Volksidiom, in Athen in eine Straßenrevolte aus, der mehrere Menschenleben zum Opfer fielen.

Daß sich schon eine ganze Literatur um diese Sprachfrage angesammelt hat, ist nicht auffallend bei der Schreiblust der Griechen selbst und bei dem regen Interesse, das der Frage in Westeuropa entgegengebracht wird. Nicht eröffnet, aber in Fluß gebracht wurde die Debatte durch den in Paris lebenden Gelehrten Psichari, der in zahlreichen Veröffentlichungen teils theoretisch die Notwendigkeit der Reform, teils praktisch durch Vorlegung von Sprachproben die Literaturfähigkeit der Sprache des gemeinen Mannes zu erweisen versucht hat. Sein bestgerüsteter Gegner, das Oberhaupt der Konservativen, selber übrigens keineswegs einer von den Extremen dieser zurzeit noch das Ohr der Nation habenden Partei ist G. N. Hatzidakis,

Universitätsprofessor in Athen, der beste Kenner der Geschichte des Neugriechischen und der Begründer der wahrhaft wissenschaftlichen Erforschung dieser Sprache. Dieser Gelehrte bemüht sich seit einer Reihe von Jahren immer aufs neue, ans Licht zu stellen, daß eine Umkehr heute nicht mehr möglich sei. Sein ceterum censeo ist: wir können nun einmal den Strom des Flusses nicht umwenden. Unter den deutschen Gelehrten hat K. Krumbacher in München, der hervorragendste Kenner der mittel- und neugriechischen Literatur- und Kulturgeschichte unter uns, dem Problem ein im Jahre 1903 erschienenes Buch gewidmet.[1]) Unter allseitiger Beleuchtung des Gegenstandes vertritt er hierin die Ansicht, die er und andre außergriechische Neogräcisten schon früher geäußert hatten: daß der offiziellen Schriftsprache der Griechen die wichtigsten biologischen Voraussetzungen einer Sprache der Literatur, des Verkehrs und der Volksbildung fehlen und daß eine Reform unumgänglich nötig sei, falls Griechenland fürder nicht abseits von der modernen Kulturbewegung stehen bleiben und hinter ihr gänzlich zurückbleiben wolle. Mit wärmster Anteilnahme an den Geschicken des Griechenvolks verficht er seine Ueberzeugung, und eindringlichst legt er ihm seine Mahnungen ans Herz. „Freilich weiß ich,“ sagt er S. 155, „daß ich durch meine Worte einen Sturm der Entrüstung entfessele und daß viele mich nun für einen der ärgsten Feinde Griechenlands oder für einen hoffnungslosen Narren erklären werden. Und doch,“ fährt er fort, „wird und muß der Tag kommen, da die Griechen einsehen und bekennen werden, daß sie selbst ihre größten Feinde und verblendete Toren gewesen sind.“ Gegen diese Schrift hat sich wieder Hatzidakis schon zu mehreren Malen gewandt, besonders in einem griechisch geschriebenen Werk von 557 Seiten[2]) und in der kürzlich erschienenen Schrift „Die Sprachfrage in Griechenland“ (Athen 1905. 144 S.). Auch hier weist er die Reformer wiederum mit einem Non possumus zurück. Die zuletzt genannte Schrift ist übrigens laut Vorrede eigens für „das deutsche Publikum“ verfaßt, und wir stellen mit Vergnügen fest: während sich Hatzidakis noch im Jahre 1903 über die Beteiligung der Fremden an der Diskussion aufs bitterste beschwert hat, wünscht er jetzt, daß man sich in Deutschland auch in weiteren Kreisen eine Meinung über Recht und Unrecht in dem Streit bilde.

Nachdem die abendländischen Spezialisten im Fache des Neugriechischen alle bereits mit ihrem Urteil hervorgetreten sind, die meisten zu öfteren Malen, besorgt man vielleicht in Griechenland, diese Männer hätten sich mit ihrem Votum schon allzusehr festgelegt. Man scheint zu wünschen, daß in dieser Sache, zu der die Akten nunmehr in großer Vollständigkeit vorliegen, jetzt auch andre Sprachforscher, die der Entwicklung des Federkriegs mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, das Wort nehmen. Ich für meinen Teil komme solchem Wunsche gerne nach, muß mich aber natürlich an dieser Stelle eines näheren Eingehens auf die grammatischen Einzelheiten enthalten.

[1]) „Das Problem der neugriechischen Schriftsprache“ (Sonderausgabe aus den Schriften der K. bayerischen Akademie). München 1903. 226 S.

[2]) *Ἀπάντησις εἰς τὰ τοῦ Κ. Κρουμβάχερ.* Athen 1905.

Sehen wir zunächst zu, wie es zu den heutigen Sprachverhältnissen Griechenlands gekommen ist.

Das griechische Mittelalter reicht herauf bis 1821, bis zur Erhebung des Volkes gegen die Türken. Nach der Begründung eines eignen Staatswesens galt es, sich die Kultur von Westeuropa anzueignen. Aber der Blick Griechenlands war in dem Unabhängigkeitskrieg nicht nur nach dem zeitgenössischen Abendland, sondern zugleich nach dem alten Hellas und seiner Herrlichkeit gerichtet. Keines unter allen Kulturbesitztümern, deren sich die Nation bereits erfreute, wies sie unmittelbarer auf ihre glorreiche Vergangenheit hin als ihre Schreibsprache: das waren ja immer noch nicht bloß die nämlichen Buchstaben, deren sich das Altertum bedient hatte, sondern auch dieselben Wörter und Formen. Diese Schriftsprache war seit dem Altertum niemals ganz tot, d. h. ungelesen in den Bibliotheken begraben und vergraben gewesen. Sie hatte sich in den langen Zeiten der materiellen und geistigen Armut und der Zersplitterung der Nation wenigstens als die Sprache des Klerus behauptet. Nicht lange vor dem Freiheitskampf hatte sie, als sie schon etwas mehr ins wirkliche Leben der Nation hervorgetreten war, durch den gelehrten und weisen Korais (1748—1833) und seine Freunde eine im ganzen recht verständige grammatische Regelung erfahren. In gewissen Punkten geschah eine Annäherung an die lebende Volkssprache. Man schied nämlich gewisse altgriechische Wortformen, für die das Volk kein Verständnis mehr hatte, wie den Infinitiv und das einfache Futurum, aus zugunsten von Wortformen der Gegenwartsprache. Eine gründliche Reform war aber diese Regulierung nicht. Diese Schreibsprache galt es nun bei dem Eintritt der Nation in die Kulturwelt Europas angemessen zu ergänzen und zu bereichern, aber zugleich auch, wie man glaubte, zu säubern. Das geschah denn mit Hilfe des Altgriechischen. Man nahm nicht allein altgriechische Wörter und Wortformen herüber, um die neu herantretenden Bedürfnisse zu decken, sondern man ersetzte auch italienische und türkische Lehnwörter, die sich in früheren Zeiten eingefunden hatten, durch altgriechische Gebilde, ja man gab für altgriechisches Sprachgut sogar echt nationale Wörter, die aus den lebenden Mundarten in die Schreibsprache herübergenommen worden waren und welche die Gegenwart mit sich selbst im Zusammenhang hielten, wieder hin. So ging das, nachdem diese Kunstsprache auch als offizielle Sprache der staatlichen Behörden, der Armee u. s. w. eingeführt war, im großen ganzen weiter bis etwa 1880, wo einerseits radikale Reformer auftraten, aber anderseits zugleich von den Verständigeren unter ihren Gegnern wenigstens die Parole ausgegeben wurde: Nicht weiter zurück zum Altgriechischen!

Es ist nun heute leicht gesagt, daß unmittelbar nach dem Unabhängigkeitskampf, als fast alles in dem jungen Staat und in der Gesellschaft neu aufzurichten war, der geeignetste Zeitpunkt gewesen wäre, die zweckmäßige Wiedervereinigung der Volks- und der Schriftsprache herbeizuführen. Bis dahin war es neben der Geistlichkeit durch Jahrhunderte hindurch nur ein verschwindend kleines Häuflein von Menschen in Griechenland gewesen, das die Schriftsprache wirklich

kannte und beherrschte. Trägerin einer irgend nennenswerten schönen Literatur und einer durch sie genährten Volksbildung war diese Sprachform nicht, und da sie auch als Umgangsidiom der Gebildeteren im Volk noch keine Rolle spielte, so hätte man damals die alte Dame Katharevusa — *καθαρεύουσα*, „Reinsprache", nennen die heutigen Griechen ihre Schriftsprache — getrost verabschieden dürfen. Man besaß eine köstliche Volkspoesie in des Volkes Sprache, Lieder, die auch im Abendland beachtet wurden — hat doch auch Goethe sein lebhaftes Interesse für diese Volkslieder durch Uebersetzung mehrerer von ihnen ins Deutsche bekundet. Die Sprache dieser Poesie war und ist eine gewisse Durchschnittssprache, wie sie sich durch das Wandern der Lieder von Ort zu Ort leicht bildet. Hier war eine natürliche Grundlage geboten für eine neugriechische Schriftsprache; dabei wäre zu deren Bereicherung im Wortschatz, zum Teil auch zu syntaktischer Verfeinerung immerhin manches Element der alten Schreibsprache zweckmäßig zu verwerten gewesen. Wenn dieser Neubau damals nicht geschah, so ist das nur zu natürlich. Alles in und außerhalb Griechenlands schwärmte für das alte Hellas. Man erwartete von den Griechen und ihrem neuen Königreich einen Aufschwung, wie ihn ihre Ahnen gleich nach den Perserkriegen erlebt hatten. Viel unmittelbarer als durch die Volksmundart schien da nun den Griechen durch die altüberkommene Schriftsprache die Gegenwart mit der ruhmreichen Vergangenheit verknüpft, durch die Schriftsprache, die überdies ja das Idiom des Neuen Testaments war. Wie hätte da einer dazu auffordern dürfen, dieses ererbte Besitztum preiszugeben? Und auch das ist zu bedenken: über Sprachgeschichte und insonderheit darüber, wie Volks- und Schriftsprache zueinander stehen sollen, herrschten damals selbst bei den westlichen Kulturvölkern noch recht unklare und verworrene Vorstellungen. Daß der Grieche sich schon damals die Lehren zunutze machte, die aus der Sprach- und Literaturgeschichte der Völker zu entnehmen sind, wäre zuviel verlangt.

Aber man darf auch wegen der geflissentlichen und übertriebenen Annäherung der Katharevusa ans Altgriechische, die das Charakteristischste in der Weiterentwicklung dieser Sprachform im vergangenen Jahrhundert ist, mit den Griechen nicht allzu streng ins Gericht gehen. Sind doch ähnliche Altertümeleien auch bei den westeuropäischen Kulturvölkern, auch bei uns in Deutschland, vorgekommen, wenn sie allerdings auch nirgends in solchem Umfang und so systematisch betrieben wurden.

Um die heutige Lage richtig zu verstehen, muß man nun noch folgendes erwägen. Die griechischen Volksmundarten haben den Bestand, in dem sie vor Jahrhunderten waren, im ganzen behauptet; doch sind mit dem Aufschwung, den das Schulwesen seit der Türkenzeit genommen hat, allerlei Wörter aus der offiziellen Schriftsprache in sie eingedrungen. Trotz dieses Umstandes ist aber nach dem, was oben über die Geschichte der Katharevusa gesagt ist, die Kluft zwischen dieser und den Mundarten im ganzen genommen naturgemäß noch breiter geworden. Die Schreibsprache, wie sie bei den Behörden, in der Tagespresse, in der Wissenschaft u. s. w. herrscht, ist, wie bei jedem Volk, nicht etwas

ganz Einheitliches, sie variiert in gewissen Grenzen nach Autor und Gegenstand. Was nun weiter die Umgangssprache der Gebildeten in den Städten betrifft, so ist nur auf den ersten Blick auffallend, daß die einen behaupten, sie sei der Schriftsprache sehr ähnlich — infolge ihrer Entstehung aus ihr, wie man hinzufügt —, andre dagegen betonen, man spreche durchaus nicht so, wie man schreibe, massenhafte Bestandteile (gewisse Formen und außerordentlich viele Wörter) der Schriftsprache hätten nur auf dem Papier und beim Vorlesen ein Dasein und kämen außerdem auch dem Gebildetsten nicht über die Lippen, die Umgangssprache der Gebildeten stehe im wesentlichen noch im Erdreich der natürlichen Rede des gemeinen Mannes, u. dgl. Das Genauere und Richtige ist natürlich: diese Gemeinsprache bewegt sich allerorten in den mannigfaltigsten Abstufungen nach oben und nach unten hin, die Anpassungsfähigkeit ist dabei aber derart, daß sich die Städter überall in Griechenland und in der Türkei ohne alle Schwierigkeit verständigen. Daß diese Sprachform aus der schriftlichen Ueberlieferung entstanden sei, ist zum mindesten schief ausgedrückt. Denn zu der Zeit, wo sie sich entwickelte und Verbreitung gewann, hat jeder Grieche, wie noch heute, nicht zuerst in der Schule, sondern im Elternhaus sprechen gelernt. Denkt man sich nun durch die Gemeinsprache der Städter einen Durchschnitt gezogen, so ist klar, daß dieser im neunzehnten Jahrhundert bis heute immer mehr von der Volkssprache weg die Richtung nach der offiziellen Schreibsprache hin genommen hat.[1]) Und klar ist auch, daß dieses notwendig so kommen mußte. Zunächst ist es die natürliche Folge der erfreulichen Ausbreitung, die das Schulwesen unter den Griechen erfahren hat. Dazu kommt denn noch im besonderen die liebe Eitelkeit. Dem Griechen erscheint die offizielle Sprache nicht nur als „ehrwürdig, sozusagen verklärt" (Hatzidakis S. 22), was hauptsächlich durch die kirchliche Tradition bewirkt ist, sondern sie erscheint ihm gegenüber den Volksmundarten zugleich als vornehm und einzig eines gebildeten Menschen würdig. Mühe genug kostet es, diese Sprache ordentlich zu erlernen, und dann will man eben diesen Besitz nicht bloß mit der Feder ans Licht stellen. Die Redeweise des niederen Volkes gilt dementsprechend dem gebildeten Griechen als trivial, unfein, pöbelhaft.

Die mannigfachen Schäden, die das Kulturleben Griechenlands durch die

---

[1]) Vgl. Hatzidakis S. 15: „Wenn zwei Wörter, zwei grammatische Formen, zwei Konstruktionen u. s. w. auf gleiche Weise in den besten Häusern und in der vornehmsten Gesellschaft gebraucht werden ..., so ziehen wir sowohl im mündlichen Gespräch als auch in der schriftlichen Rede stets diejenigen vor, die uns mit unsrer Kirche, unsrer Vergangenheit in Zusammenhang halten"; S. 35: „So kann ich eine ganze Masse von Wörtern anführen, die, früher in der gesprochenen Sprache allbekannt, jetzt völlig außer Gebrauch gekommen sind, und statt dieser andre der Schriftsprache entlehnte überall gang und gäbe geworden sind; und wohl gemerkt, es handelt sich nicht um Wörter des Staates, der Wissenschaft u. dgl., sondern ganz und gar des gemeinen Lebens"; und S. 47: „Zahlreiche Wörter und einige Formen sind aus der schriftlichen Ueberlieferung in die Umgangssprache eingeführt und einverleibt, aber umgekehrt wurden, die einfachere Konstruktion der Rede ausgenommen, wenigere Elemente aus der mündlichen Ueberlieferung in die Schriftsprache bis jetzt aufgenommen."

heutigen Sprachverhältnisse bereits erlitten hat und noch weiterhin erleiden wird, wenn nicht bald Abhilfe kommt, sind in Krumbachers Schrift eingehend erörtert. Mag Krumbacher dies und jenes vielleicht zu pessimistisch angeschaut haben und in seinem Eifer für die gute Sache hier und da zu strenge mit den Griechen ins Gericht gegangen sein, in der Hauptsache hat er recht. Mit Händen ist zum Beispiel zu greifen, daß über der schwierigen Erlernung der Schriftsprache, wobei auch namentlich die schwierige Orthographie ins Gewicht fällt,[1]) andre wichtige Unterrichtsfächer in den Schulen bedeutend zu kurz kommen, und daß die Katharevusa daran schuld ist, freilich vielleicht nicht allein schuld ist, wenn die schöne Literatur des heutigen Griechenlands bis jetzt kein einziges künstlerisch vollendetes Werk aufzuweisen hat.

Die Konservativen in Griechenland wollen Vergleiche mit Sprachzuständen andrer Kulturländer meistens nicht gelten lassen, und in einigen Punkten haben sie wirklich recht. Doch verzichten sie selbst nicht darauf, sich auf Sprachverhältnisse, wie sie in der Schweiz oder in Niederdeutschland bestehen, zu berufen, um darzutun, daß unbeschadet der Kulturblüte und des Gemeinwohls ein breiterer Abstand zwischen Volksmundart und Schriftidiom sein könne. Aber auch dieser Vergleich wäre besser unterblieben. In den genannten Ländern — bei Niederdeutschland denke ich besonders an Mecklenburg — schaut kein Gebildeter mit Verachtung auf die Volksmundart herab; in der Schweiz wird nicht nur im Salon, sondern sogar in den politischen Körperschaften Alemannisch gesprochen. Obwohl nun auch hier dem Jugendunterricht durch die Zweisprachigkeit größere Schwierigkeiten erwachsen und obwohl die Gebildeten ihre Volksmundart lieben, fällt es allerdings doch keinem ein, die Sprache des gemeinen Mannes zur Schriftsprache zu machen und die herrschende hochdeutsche Schriftsprache abzusetzen. Warum? Weil diese letztere Sprachform sehr weit über diese Länder hinaus in unbestrittener Geltung ist und weil sie Trägerin und Vermittlerin einer vielseitigen und bedeutenden Geisteskultur ist, die sämtlichen Stämmen, welche diese Schriftsprache angenommen haben, fortdauernd in gleicher Weise zugute kommt. Wäre dem nicht so, wäre die neuhochdeutsche Schriftsprache zum Beispiel auf das Gebiet der Schweiz beschränkt, und stünde sie erst im Anfang ihrer Laufbahn als Kultursprache, so müßte man den Schweizern dringend raten, sie fahren zu lassen und Alemannisch zu schreiben, und sie würden den Rat sicher befolgen. Die griechische Schriftsprache ist eben nicht zugleich die offizielle Schriftsprache benachbarter Kulturstaaten, und sie hat sich doch wohl auch

[1]) Wer lesen und schreiben lernt, hat sich eine Masse von Dingen einzuprägen, die nur in der Schrift ein Dasein haben und heute für die gesprochene Rede gänzlich belanglos sind, den Spiritus asper und den Spiritus lenis, die drei verschiedenen Akzentzeichen (Akut, Gravis, Zirkumflex), die Quantitätsunterscheidungen bei den Vokalen (ο und ω u. s. w), die verschiedenen Diphthonge (ει, οι u. s. w.), die Doppelkonsonanten u. dgl. In nichts zeigt sich die Pietät des Griechenvolks gegen das Werk seiner Vorväter in rührenderer Weise als in diesem aufopferungsvollen Festhalten an Schreibgewohnheiten, die schon vor anderthalb Jahrtausenden gegenstandslos geworden sind.

erst als moderne Kultursprache zu bewähren und so ihre Unabsetzbarkeit darzutun!

Es darf nun keineswegs behauptet werden, die Katharevusa habe im neuen Griechenland bisher bloß Unheil gestiftet. Diese Behauptung wäre ebenso töricht, als wenn man sagen wollte, das Lateinische habe in den mittelalterlichen Zeiten, als es die natürlichen Volkssprachen in den romanischen Ländern noch niederhielt, hier nur schädlich gewirkt. Die Katharevusa hat dem Lande schon viele und wichtige Kulturwerte des Abendlandes vermittelt. Zu behaupten ist nur, daß gewisse tieffressende Schäden im heutigen Griechenland nicht überwunden werden können, solange diese Art von Diglossie herrscht. Und so fragt es sich heute nur: ist es jetzt überhaupt noch möglich, ins richtige Fahrwasser zu gelangen, nachdem nun bald ein Jahrhundert vergangen ist, seit man den falschen Kurs eingeschlagen hat? Und wenn es möglich erscheint, in welcher Weise ist einzugreifen?

Damit komme ich auf den schwächsten Punkt in Hatzidakis' neuester Schrift. Er will zwar weiterem Archaisieren der Schriftsprache Einhalt getan wissen, glaubt aber im übrigen die Dinge gehen lassen zu sollen, wie sie gehen, weil den Griechen ihre heutige Schriftsprache gefalle und die ungeheure Majorität sich gegen die „Fortschrittler“ entschieden habe. Er meint daher auch, die Streitfrage sei tatsächlich schon gelöst und es handle sich heute nur noch darum, zu verstehen, unter welchen Bedingungen die gegenwärtige Form der Schriftsprache entstanden sei. Ich denke, der treffliche Gelehrte hat sich nicht genügend den wichtigen Unterschied vergegenwärtigt, der zwischen Volksmundart und Schreibsprache ist. Jene überläßt man sich selbst, und man muß es. Diese dagegen darf man schlechterdings nicht sich selbst überlassen. Sie ist eine dem Wohl sämtlicher Staatsbürger dienende Einrichtung. Auch das niedere Volk hat Anspruch darauf, daß ihm die Wohltaten dieser Einrichtung so leicht, als es irgend tunlich ist, zugänglich gemacht werden. Sind nun die gegenwärtigen Sprachverhältnisse Griechenlands ungesunde, wie auch Hatzidakis, wenigstens indirekt, zugibt, so ist immer und immer wieder dahin zu wirken, daß das normale Verhältnis hergestellt werde. Wenn heute die „Majorität der Griechen“, d. h. die Majorität der die Schriftsprache Beherrschenden, welche die Minorität des ganzen Volkes ausmachen, nicht einsieht, daß man auf falschem Weg ist, so entscheidet das gar nichts. Die Forderung einer gründlichen Reform muß immer wieder gestellt werden und ein Zu spät! darf es nicht geben. Daß aber Psichari und seine Genossen zuerst eine solche Reform versucht und ein neues Ziel gezeigt haben, ist ein großes und bleibendes Verdienst dieser Männer, mag man auch die Art und Weise, wie sie Abhilfe schaffen wollten, für verkehrt halten.

Freilich gibt es in Griechenland Leute, die da glauben, die Katharevusa werde mit der Zeit alle Volksmundarten gänzlich absorbieren, und so werde sich dann die wünschenswerte Einsprachigkeit von selber machen. Daß das vielleicht so kommen könnte, wenn man geflissentlich auf dieses Ziel hinarbeitete, ist natürlich nicht zu bestreiten. Dabei will ich gegen diesen Gedanken nicht geltend machen,

daß, wenn es dahin käme, der Welt sich ein Schauspiel böte, wie es in der Geschichte sämtlicher Völker noch nicht dagewesen ist. Aber das sollte man sich doch klar machen, daß die Erreichung des Zieles auf diesem Wege die Arbeit mindestens von Jahrhunderten voraussetzte, es müßte denn sein, daß man heute alle Leute vom Land in die Städte einzusperren vermöchte, um sie genügend „reinsprachlich" behandeln zu können.

Hatzidakis und Krumbacher sind darin einig, und ich bin derselben Meinung, daß der Standpunkt der Radikalen unter den Fortschrittlern, Psichari, Pallis u. a., welche die Katharevusa einfach auslöschen und eine rein volkstümliche Schriftsprache an ihre Stelle setzen wollen, falsch ist. Diese Reformer haben über das Ziel hinausgeschossen. Die Dinge sind heute zu einem Punkt gediehen, daß man bei einer Reform nicht mehr ganz aus dem Rohen schaffen kann; das Schreibwesen hat im letzten Jahrhundert in Griechenland einen Umfang angenommen, daß man es so, wie es ist, nicht einfach mit einem Dekret aus der Welt schaffen kann. Es muß demnach ein Kompromiß geschlossen werden, ein Kompromiß freilich, bei dem die vornehme Schriftsprache eine große Anzahl von Stufen von ihrem Throne niederwärts zu steigen hat. Im Lautlichen, in der Formenlehre, im wesentlichen auch in der Syntax hat man der lebendigen Volkssprache zu folgen, damit die Schriftsprache von vornherein ein möglichst lebendiger Organismus sei. Zum Ausbau im einzelnen aber und insonderheit bezüglich des Wortschatzes darf die Geistesarbeit, die auf die Katharevusa verwandt und in ihr niedergelegt ist, nicht ungenutzt bleiben; nur müssen selbstverständlich alle unnötigen Archaismen durchaus ferngehalten werden. Dies ist ungefähr das, was auch Krumbacher vorschlägt (S. 130 ff.). Dazu muß aber noch kommen theoretische Belehrung zunächst des Lehrstandes selber über Sprachwesen und Sprachleben im allgemeinen und über die Oekonomie von Schriftsprachen insbesondere, auf daß in Griechenland eine objektivere Betrachtung der Dinge Platz greift und die Notwendigkeit der gründlichen Reform eingesehen wird.

Doch wer vermag über Ideen und Stimmungen der Völker zu gebieten, wenn es sich um so zarte und so wenig mit der Elle meßbare Dinge handelt, wie die hier in Rede stehenden? Möglich ist ja, daß die Einsichtigen unter den Griechen, die jetzt ein kleines Häuflein sind, bald Wandel schaffen, zumal wenn ein sprachgewaltiger Schriftsteller, ein gottbegnadeter Sprachkünstler ihr Bundesgenosse würde. Möglich aber ist auch, daß man sich das Regiment von Frau Katharevusa noch auf lange hinaus gefallen läßt. Und das letztere erscheint leider als das glaubhaftere, wenn man sieht, mit welchem Behagen sich die große Mehrzahl der Gebildeten katharevusisch gebärdet. Nur hoffen kann man also.

Der Prinz von Preußen und Otto von Bismarck

Randglossen zu Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen"

Von

Professor Dr. F. Nippold (Jena)

Die in den Jahren 1895 und 1897 bis 1900 veröffentlichten Einzelaufsätze in der „Deutschen Revue" aus dem Bunsenschen Familienarchiv, die der Herausgeber demnächst zu einem Ganzen zu verbinden hofft, bringen in oberster Reihe Beiträge zum Leben unsers ersten Deutschen Kaisers. Aber sie haben weder den Kaiser noch den König im Auge, sondern vorerst nur den Prinzen von Preußen. Nur um so deutlicher jedoch tritt in ihnen zutage, daß der gerade Entwicklungsgang des Prinzen die notwendige Vorbereitung war für den späteren König und Kaiser. Es gilt auch von diesen Beiträgen, was der Herausgeber unlängst in einem Erfurter Vortrage über „die kirchliche Stellung der beiden ersten Deutschen Kaiser" zum Ausdruck bringen durfte:

„Im letzten Jahrzehnt ist eine große Zahl von Veröffentlichungen von Männern erfolgt, die unserm großen Kaiser vor allem militärisch nahegestanden haben: Gerlach und Roon, Orlich und Natzmer, Loë und Stosch, Boyen und Prinz Krafft zu Hohenlohe u. m. a. Wie verschieden auch untereinander — in *einem* stimmen ihre Ergebnisse mit Bezug auf die Persönlichkeit des Kaisers selbst merkwürdig überein. Denn diese geschichtliche Gestalt wächst beständig, je näher man an sie herantritt. Es ist eine gerade Linie in diesem Leben, so wechselnd scheinbar auch die Handlungsweise des Prinzen Wilhelm, des Prinzen von Preußen, des Prinz-Regenten, des Königs, des Kaisers in verschiedenen Perioden gewesen ist. Zumal das, was wir nach und nach Genaueres von seinem Entwicklungsgang erfahren, weist diese gerade Linie auf."

Schon der erste der seinerzeit in der „Deutschen Revue" veröffentlichten Aufsätze (über den Aufenthalt des Prinzen in England im Jahre 1844) zeigt den Bruder Friedrich Wilhelms IV. in klarer Erkenntnis über das, was das „System" dieses letzteren verschuldet hat, um das Volk „aufsässig zu machen". Der ganze fürstliche Kreis aber, zu dem der Prinz von Preußen seit dieser Reise von 1844 in die innigsten Beziehungen trat, hat schon in jener Zeit ganz anders, als es in Berlin geschah, auf „die Zeichen der Zeit" zu achten verstanden. Wäre die Stimme dieser Männer gehört worden, es wäre weder zu den Berliner Straßenkämpfen noch zu der feigen Zurückziehung der Truppen gekommen. Die der Zeit vor der Revolution angehörigen Briefe des Prinzen Albert sowie die Denkschriften von Fürst Leiningen und Prinz Albert sind unter den Quellen der Entwicklungsgeschichte des späteren ersten Kaisers nicht zu entbehren. Denn der Prinz von Preußen hat diese Dokumente nicht nur gekannt, sondern ihnen auch seine volle Billigung geschenkt. Wenn Treitschke nicht gegen alles, was mit „Koburg" zusammenhing, voreingenommen gewesen wäre, so würde er zweifellos

zu einem andern Urteil als dem Spott über das Lob jener Denkschriften „im Vetternkreise" gekommen sein. Für das Verständnis des deutsch-nationalen Gedankens seitens des Prinzen von Preußen, für das Streben, durch zeitige Reform der drohenden Revolution den Wind aus den Segeln zu nehmen, dürfte hier die erste Wurzel zu suchen sein. Daneben ist das vorbildliche, echt deutsche Familienleben des englischen Regentenpaares ihm überaus wohltuend gewesen. Ohne diesen Hintergrund hätte er sich während der Revolutionsstürme des Jahres 1848 in dem englischen Asyl nicht so zu Hause fühlen können, wie es in dem vierten Aufsatz dargetan ist.[1])

Wichtiger noch dürfte der Nachweis sein, daß bereits die Denkschrift des Prinzen von 1850,[2]) also in einer Zeit, wo Bismarck noch durchaus Gerlachs Schüler war, das im Jahre 1866 erreichte Ziel klar ins Auge gefaßt hat, und zwar nicht nur mit Bezug auf die Unvermeidlichkeit der kriegerischen Auseinandersetzung, sondern auch hinsichtlich der Notwendigkeit des nachmaligen engsten Bündnisses. Wer sich den klar ausgesprochenen Gegensatz vergegenwärtigt, in dem diese Denkschrift zu der damaligen Berliner Politik stand, kann beinahe auf den Gedanken kommen, daß es neben der Angst vor der Revolution zugleich ein persönliches Rachegefühl war, wenn das zum Siege gelangte „System Olmütz" Wege eingeschlagen hat, die den Thronerben förmlich zu knechten versuchten. Die köstliche Episode, mit welchen Mitteln es angestrebt wurde, die Reise des Prinzen zur Londoner Weltausstellung von 1851 zu verhindern, ist von dem Herausgeber der einschlägigen Aktenstücke, Dr. Georg von Bunsen, mit vollem Rechte mit einem Roman verglichen worden. Derselbe Herausgeber hat auch noch die weiteren Korrespondenzen aus dem gleichen Jahre zusammengefügt. Nach seinem Tode braucht es nicht mehr verschwiegen zu werden, daß er in jener Zeit ein häufiger und stets willkommener Gast im Koblenzer Schloß gewesen ist.[3])

---

[1]) Ergänzend tritt für diese letztere Zeit noch das seit dem ersten Erscheinen dieser Essays ebenfalls der Oeffentlichkeit übergebene Lebensbild des Generaladjutanten von Boyen von seinem Schwiegersohne W. von Tümpling hinzu (Berlin, Mittler 1898). Mit Ausnahme der ersten Tage ist Boyen während des englischen Verbleibs im Jahre 1848 die ganze Zeit hindurch der stetige Begleiter des Prinzen gewesen.

[2]) Die im Bunsenschen Familienarchiv aufgefundene Denkschrift habe ich jahrelang nur vertraulich mitteilen können, u. a. jedoch den Fachgenossen von Treitschke, von Sybel und Oncken. Es ist nicht lange nach dem Frieden von Versailles gewesen, daß Oncken mir schrieb: „Unser Volk muß doch endlich wissen, was es an unserm Kaiser persönlich hat. Diese Denkschrift ist ja das klarste Zeugnis, wie früh er die Zukunftsnotwendigkeiten erkannt hat." Er fügte bei, daß er die Denkschrift in einem Leitartikel der „Kölnischen Zeitung" zu veröffentlichen beabsichtige. Ich mußte dies telegraphisch verhindern, weil keiner von uns ein Recht zur Veröffentlichung hatte. Als ich diesen Vorfall später dem General von Boyen erzählte, stellte sich heraus, daß das von dem Prinzen an Bunsen übersandte Exemplar der Denkschrift von Boyens Hand war. In weiterer Folge davon hat auch Dr. Georg von Bunsen die Bedenken, daß er nicht die Verantwortlichkeit für die Veröffentlichung eines so hochwichtigen Dokuments übernehmen könne, überwunden, und so ist dieselbe zuerst in Sybels Historischer Zeitschrift erfolgt.

[3]) Das Verhältnis der früheren Veröffentlichungen zu den nunmehr geplanten macht

Bei der nunmehr geplanten Zusammenfassung jener früheren Veröffentlichungen ist es mir jedoch schon bald zum Bewußtsein gekommen, daß es nicht angeht, sich dabei der Aufgabe zu entziehen, aus den Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" alles daneben zu stellen, was dort über die gleiche Zeit mit Bezug auf den Prinzen veröffentlicht ist. Neben all dem Gewaltigen, was Fürst Bismarcks Leitung der staatlichen Politik unserm Volke gegeben hat, und was uns immer wieder die Parallele zwischen Luther und Bismarck vor Augen stellt, wird auch dieses Buch niemals vergessen werden. Es wirkt wie ein Stahlbad. Einem rückgratlos gewordenen Geschlecht predigt es die alte deutsche Treue, durch deren Vorbild der Heliand auch das Verhältnis des Christgläubigen zu seinem Herrn in so einzigartig lebensvoller Weise erfaßt hat. Aber es will weder ein zusammenhängendes noch ein objektives Geschichtswerk sein. Und darum stellt es den Historiker vor eine Fülle von Problemen, welche die Nachgeborenen immer wieder beschäftigen werden.

Auch unsre jetzige Aufgabe läßt sich nur durchführen, wenn sie auf das persönliche Verhältnis des Kanzlers zum Kaiser überhaupt ausgedehnt wird. Und auch dann ist sie nicht tunlich, ohne hin und wieder eine Kritik einfließen lassen zu müssen, wie sie auch Erich Marcks und Max Lenz nicht gescheut haben.

---

es wünschenswert, daß unser (leider durch Georg von Bunsens Tod vorzeitig unterbrochenes) Zusammenarbeiten hier in Kürze gekennzeichnet wird. In der „Deutschen Revue" sind von ihm noch die beiden am frühesten erschienenen (wenn auch die späteste Zeit behandelnden) Essays über das Jahr 1851 erschienen; ebenso von seinem Bruder Theodor die Briefe Platens und Ernst Moritz Arndts an ihren Vater.

Nach der Herausgabe der deutschen Biographie Bunsens, die in der literarischen Welt damals ein ungewöhnliches Interesse erregte (obgleich die Lesbarkeit des Buches sehr darunter gelitten hatte, daß in den Text der ganz andre Zwecke verfolgenden englischen Ausgabe ein völlig heterogener Stoff hineingesteckt werden mußte) waren noch eine Reihe von Veröffentlichungen aus dem ungewöhnlich reichen und meist gut geordneten Familienarchiv geplant gewesen. Diese wurden durch die Berufung des Herausgebers in die Schweiz und seine Lehrtätigkeit in Bern unterbrochen. Nicht lange nach seiner Berufung nach Jena ließ jedoch der bevorstehende hundertste Geburtstag Bunsens jenen alten Gedanken neu aufnehmen. Der treue alte Freund veranlaßte mich, das Archiv noch einmal durchzusehen und dann mit ihm und seinem Bruder Theodor behufs der Wiederaufnahme jener alten Pläne eingehend zu konferieren. Es sind daraufhin, während gleichzeitig ein volkstümliches Lebensbild Bunsens von Pfarrer Bähring herausgegeben wurde, zunächst die schon genannten Veröffentlichungen Theodor von Bunsens an die Hand genommen. Als es sich aber um die vielfach zerstreute fürstliche Korrespondenz handelte, stellte es sich heraus, daß noch einmal eine genaue Durchsicht des ganzen Archivs nötig war. In einer Zeit, wo die ganze Familie in England abwesend war, habe ich mit Hilfe meines Schwiegersohnes Lic. Kohlschmidt diese Arbeit bewerkstelligt und die Aktenstücke, die nach und nach in der „Deutschen Revue" zum Abdruck gekommen sind, zusammengestellt. Der pietätvolle Sohn hat jedoch nur den kleinsten Teil derselben herausgeben können. Dies der Grund, daß im Auftrag der Hinterbliebenen mir die weiteren Veröffentlichungen anvertraut worden sind. Diese sind aber erst jetzt aufs neue in Betracht gekommen, da es sich obenan um die Charakteristik eines Zeitraumes handelt, in dem der Vater Bunsen noch (was er übrigens bis zu seinem Tode geblieben ist) der Vertrauensmann des Prinzen von Preußen war, während in dem Verhältnis des letzteren zu Bismarck der Pendel noch hin und her schwankte.

Wir fügen dem noch ausdrücklich bei, daß das Volksbuch Onckens über den großen Kaiser schon durch die zahlreichen dort zuerst veröffentlichten Briefe des letzteren eine nicht weniger bedeutsame Geschichtsquelle bleiben wird als die Angriffe darauf aus dem Lager einer recht eigentlichen „Fronde“; ja daß es eine Reihe von Punkten gibt, wo wir uns nicht darin einschüchtern lassen dürfen, uns auf Ottokar Lorenz' Seite zu stellen.

Wer zurzeit die ernste Pflicht auf sich nimmt, das Verhältnis zwischen dem großen Kaiser und dem großen Kanzler wirklich objektiv geschichtlich zu behandeln, sieht sich nämlich einer festgeschlossenen Koalition gegenüber, die jede Abweichung von ihrer Schuldoktrin in ähnlicher Weise als Majestätsverbrechen behandelt, wie es eine Zeitlang bei den Männern der Fall war, die in Goethe den alleinigen Messias erblickten. Genau ebenso wird hier alles, was unserm Volk in der Begründung des Reiches zuteil wurde, auf den einen Bismarck zurückgeführt. Nur das, was er getan und geraten hat, ist richtig gewesen. Andre Männer kommen neben ihm überhaupt nicht in Betracht. Zumal die Regierungstätigkeit des Kaisers wird im Grunde erst von dem Moment an gerechnet, wo er — seine Abdankungsurkunde in der Tasche — die Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten vollzog. Aber wenigstens der Kirchenhistoriker darf nicht vergessen, was Kirche und Religion der neuen Aera von 1858 verdanken.

Auch hier wie in dem einschlägigen Abschnitt meines Handbuchs kann ich nicht umhin, die Parallele zwischen Luther und Bismarck heranzuziehen. Daß gerade diese beiden im Volksgemüt in den Mittelpunkt treten, wenn es seiner größten Zeiten gedenkt, ist vollberechtigt. Aber die Geschichtsforschung hat eine andre Aufgabe als die volkstümliche Legende. Sie wird es energisch betonen müssen, daß Luthers Werk schwerlich einen andern Ausgang gehabt haben würde als dasjenige von Wiclif und Hus — ohne Friedrich den Weisen und ohne Spalatin als Vermittler zwischen beiden. Sie wird eine Fülle hochbedeutender Mitarbeiter um den Wittenberger Professor gruppiert aufweisen. Denn in jeder Landschaft, in jeder Stadt kommen Mitarbeiter in Betracht, ohne die dort die Reformation nicht zum Siege gelangt wäre. Um nichts anders aber steht es mit der Geschichte und mit der Legende in der Zeit der Begründung des Deutschen Reiches. Obenan wird hier immer betont werden müssen, daß es ebenso verkehrt ist, den großen Kanzler zum Handlanger des Kaisers machen zu wollen, als den Kaiser zum Werkzeug des Kanzlers. Und neben dem Kanzler heben sich zugleich abermals die zahlreichen Mitarbeiter hervor, die wir übrigens gerade durch die Poschinger und Horst Kohl teilweise erst recht kennen gelernt haben. Aber unsre heutige Aufgabe liegt nicht in der Aufrollung solcher Prinzipienfragen, sondern in der Prüfung des einzelnen. Stellen wir daher nunmehr einfach die Ausführungen zusammen, welche die frühesten Berührungen Bismarcks mit dem späteren Kaiser behandeln!

Anderswo wird es sich dann um die merkwürdige Tatsache handeln, daß der Prinzessin von Preußen mehr als einmal noch vor dem Prinzen gedacht ist. Bei näherer Vergleichung erkennt man bald, wie die den Erzähler be-

herrschende Antipathie den Moment nicht abwarten konnte, in den sich diese Erzählungen eigentlich hineingestellt hätten. Auch sonst kommen die nachgeschriebenen Aufzeichnungen, wo es nur eben angeht, auf den schon früh begonnenen und erst ganz gegen Ende gemilderten Krieg zwischen der ersten Deutschen Kaiserin und dem ersten Reichskanzler zu sprechen. Aber diese Dinge gehören in ihren eignen Zusammenhang. Wir haben jenen dunkeln Punkt an dieser Stelle nur deshalb streifen müssen, weil sich gerade ihm gegenüber die ebenso geflissentlich hervorgekehrte Aufzählung der wohltuenden Berührungen mit ihrem Gemahl um so strahlender heraushebt. Das erste Gespräch des jungen märkischen Edelmanns mit dem Prinzen hat bei Anlaß eines Hofballes im Winter 1834/35 stattgefunden (I, 38). Engere Berührungen bietet der Vereinigte Landtag von 1847. Aber erst das Jahr 1848 hat ein persönliches Verhältnis zwischen beiden Männern geschaffen. Der Zusammenhang, in welchem Bismarck von dem Zusammentreffen in Genthin am 7. Juni 1848 erzählt, ist überaus beachtenswert.

Unmittelbar vorher stehen furchtbar scharfe Worte über Kaiserin Augusta. Dann aber heißt es weiter noch im gleichen Zusammenhang mit dem Gespräch, aus dem Bismarck geschlossen hatte, daß die Prinzessin sich auch selber mit dem Gedanken ihrer Regentschaft getragen habe, und mit der weiteren Schlußfolgerung, daß sie immer sein schlimmster Gegner gewesen: „Dagegen muß sie ihrem Gemahl nach England geschrieben haben, daß ich versucht hatte, zu ihm zu gelangen, um seine Unterstützung für eine kontrarevolutionäre Bewegung zur Befreiung des Königs zu gewinnen. Denn als er auf der Rückkehr am 7. Juni einige Minuten auf dem Genthiner Bahnhof verweilte und ich mich in den Hintergrund gezogen hatte, weil ich nicht wußte, ob er in seiner Eigenschaft als Abgeordneter für Wirsitz mit mir gesehen sein wollte, erkannte er mich in den hintersten Reihen des Publikums, bahnte sich den Weg durch die vor mir Stehenden, reichte mir die Hand und sagte: „Ich weiß, daß Sie für mich tätig gewesen sind, und werde Ihnen das nie vergessen.“ Wir notieren gleich weiter die Einladung nach Babelsberg mit dem Vortrag des veränderten Preußenliedes. Die Schlußbemerkung über die Einwirkung dieses (im Text angeführten) Liedes darf wohl auch hier nicht fehlen: „Er brach darüber in so heftiges Weinen aus, wie ich es nur noch einmal erlebt habe, als ich ihm in Nikolsburg wegen Fortsetzung des Krieges Widerstand leistete.“

Der Eintritt Bismarcks in die Diplomatie hat den Verkehr mit dem Prinzen, wie es scheint, eine Zeitlang in den Hintergrund treten lassen. Aber sie sind gleich in dieser Zeit auch prinzipiell verschiedene Wege gegangen. Während des Krimkriegs hat der Bundestagsgesandte, der sich gerade in dieser Zeit über die unvermeidliche Auseinandersetzung mit Oesterreich klar wurde, es schon aus diesem Grunde mit der russenfreundlichen Politik des Königs gehalten. Der Prinz war persönlich ebenfalls der alte Freund Rußlands geblieben, glaubte aber im eigensten Interesse dieses Staates zu handeln, wenn er auf Beschleunigung des Friedens hinarbeitete. Natürlich hat auch der alte Gegensatz des Kaisers Nikolaus gegen die nationalen wie gegen die liberalen Bestrebungen, je mehr der Prinz beide

in ihrer Berechtigung erkannte, mit auf ihn eingewirkt. Ueber diese Differenz ist es zu einer scharf zugespitzten Unterredung zwischen dem Prinzen und Bismarck gekommen „in einer der Krisen, in denen mich der König zum Beistand gegen Manteuffel nach Berlin berufen hatte". Der Bericht darüber ist dadurch beachtenswert, daß — wie von da an die ganze Zeit bis zu seiner eignen Berufung — der gleiche Mann, der später die selbständigen, nur aus eigner Ueberzeugung erwachsenden Entscheidungen des Kaisers so hochschätzen lernte, jedesmal, wenn der Prinz von Preußen eine von der seinigen abweichende Ueberzeugung vertrat, hinter dieser nur fremden Einfluß zu sehen vermochte. So glaubte er auch bei jener ersten Differenz sofort an den Einfluß von von der Goltz, Pourtalès und Usedom, denen dabei schon jetzt „die Abneigung der Prinzessin gegen Rußland behilflich war" (S. 113/14). Trotz dieser Unterschätzung der Selbständigkeit des Prinzen selbst ist ihm aber ein „mit zorniger Röte" gesprochenes Wort desselben bei diesem Anlaß in Erinnerung geblieben: „Von Vasallen und Furcht ist hier gar keine Rede." Und der Erzähler fügt noch bei: „Ich nahm an, daß es mir nicht gelungen sei, die Auffassung, der sich der Prinz unter häuslichem, englischem und Bethmann-Hollwegschem Einfluß ehrlich überlassen hatte, zu erschüttern. Gegen den Einfluß der letzteren Partei wäre ich auch bei ihm wohl durchgedrungen, aber gegen den der Frau Prinzessin konnte ich nicht aufkommen" (S. 115).

Schon in der bei diesem einen Anlaß zweimal eingeschobenen Erwähnung des Einflusses, den die Prinzessin ausgeübt haben soll (warum kann sie denn nicht — wofür gerade in jener Zeit viel spricht — die von dem Prinzen vertretenen Anschauungen ihrerseits adoptiert haben?), stoßen wir somit auf den roten Faden, der sich durch das Ganze hindurchzieht. Gleich das folgende Kapitel „Sanssouci und Koblenz" handelt fast ausschließlich von der Prinzessin. Gerade um der hervorragenden Wichtigkeit dieser Ausführungen willen aber müssen dieselben in eignem Zusammenhang verfolgt werden. Wir begnügen uns daher hier mit der Bemerkung, daß das genannte Kapitel gleich mit dem Eindrucke der „Denkschriften, welche die Goltzsche Fraktion als Kampfmittel gegen Manteuffel bei dem Könige und dem Prinzen verwerten ließ", auf diesen letzteren beginnt.

Es liegt nun absolut kein für den Historiker ausreichender Beleg vor, daß der Prinz von Preußen in dieser Zeit unter dem Einfluß seiner Gemahlin gestanden, und nicht vielmehr sie seine ihr bekannte Anschauungsweise unterstützt hat. Von der Widerstandsfähigkeit des hohen Herrn gegen die Bismarck feindlichen Einflüsse sind unzählige Belege vorhanden. Seine Gemahlin aber hat zwar vielfach den Ministern Hemmnisse bereitet, sich aber wenigstens in der früheren Zeit nur als „Gehilfin" ihres Mannes gefühlt. Aus der Zeit des Briefwechsels mit Bunsen, aus dem die oben in Erinnerung gerufenen Essays Auszüge mitteilten, haben sich auch eine Reihe von Briefen der Prinzessin an Bunsen vorgefunden. Diese sind zum Teil vom gleichen Tage wie die des Prinzen und lesen sich fast wie Postskripte zu diesen letzteren. Dabei

hat die Prinzessin in ihrer Handschrift sich derjenigen ihres Gemahls so angepaßt, daß ich längere Zeit glaubte, denselben Schreiber vor mir zu haben, besonders wo auch die Unterschriften „Prz" und „Prß" nur in einem einzigen Buchstaben, der hin und wieder ganz ähnlich aussah, auseinander gingen.[1])

Wichtiger noch als die Erwähnung der persönlichen Berührungen ist aber überhaupt die prinzipielle Beurteilung der Anschauungsweise des Kreises, in dem der Prinz von Preußen in der traurigsten Zeit der Regierung seines Bruders sich bewegte und in dem er sich selber für seine großen Zukunftsaufgaben geschult hat. Es ist recht eigentlich verwunderlich, daß es einem so klaren Denker wie Fürst Bismarck nicht zum Bewußtsein gekommen ist, wie viel höher doch dieser Kreis stand und wie viel mehr er unsrer nationalen Zukunft vorgearbeitet hat als diejenigen Männer, mit denen er in der gleichen Zeit in vertrautem Verkehr stand. Das scharfe Urteil Treitschkes über die Impotenz und über die kleinlichen Intrigen der Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm IV. wird durch nichts mehr bestätigt als durch alles, was die „Gedanken und Erinnerungen" über den Kleinkrieg der Manteuffel und Gerlach und Niebuhr untereinander erzählen. Schon in den Gerlachschen Memoiren hat man den Eindruck einer recht eigentlichen „Batrachomyomachia". Aber die Erzählungen Bismarcks, wie oft er vom König berufen wurde, um dadurch Manteuffel zu schrecken und willfähriger zu machen, wirken im Grunde noch drastischer. Wie hoch er sich selbst über diese Quisquilien erhaben fühlte, beweisen die in die Memoiren hineingestellten Briefe an Gerlach. Man vergleiche daneben die blitzartige Beleuchtung, die auf die egozentrischen Bestrebungen Edwin von Manteuffels fällt. Die nachmaligen Er-

[1]) Daß die Briefe der Prinzessin an Bunsen nicht gleichzeitig mit denen des Prinzen veröffentlicht worden sind, hat einen Grund, den zu verschweigen kein Anlaß mehr vorliegt. Großherzog Karl Alexander scheute jede seine Schwester betreffende Veröffentlichung. Die Herausgabe der gefälschten Briefe hatte ihn bereits überaus unangenehm berührt. In noch viel höherem Grade (obgleich der hohe Herr dem Fürsten Bismarck auch in der Zeit von dessen Ungnade in Berlin seine Huld bewahrte) galt das gleiche von den massenhaften Nadelstichen der „Gedanken und Erinnerungen". Nun hatte ich es für meine Pflicht gehalten, die mir bekannt gewordenen Briefe der Kaiserin dem Großherzog ebenso mitzuteilen, wie in früheren Zeiten manche sekret zu behandelnden Stücke des gleichen Bunsenschen Nachlasses dem Kronprinzen. Ich hatte ihm dabei gleichzeitig auch die Absicht der Bunsenschen Familie mitgeteilt, demnächst mit neuen Veröffentlichungen in der „Deutschen Revue" zu beginnen. Nicht lange nachher traf der Großherzog mit Georg von Bunsen bei einer Versammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar zusammen. Er kam dabei auch auf diesen Punkt zu sprechen und bat ihn, jene Briefe vorerst nicht mit zu veröffentlichen. So sind diese bei den in der „Deutschen Revue" veröffentlichten Essays fortgeblieben. Aber es ist eine um so ernstere Pflicht für mich, gerade weil ich die spätere Dienstbarkeit der Umgebung der Kaiserin unter die Zwecke der päpstlichen Politik noch viel schärfer als Fürst Bismarck darlegen muß, für diese frühere Zeit ein ganz entgegengesetztes Ergebnis zu bezeugen. Denn es darf mit aller Bestimmtheit konstatiert werden, daß diese Briefe, wenn veröffentlicht, die damalige „Mitarbeit" der Prinzessin derart beleuchten würden, daß jeder national gesinnte Deutsche seine Freude daran haben würde, ohne daß in dieser Zeit irgendwie ein Ueberschreiten der der weiblichen Mitarbeit — wenigstens nach der bisherigen deutschen Anschauung — gesetzten Schranken bemerkbar wäre.

fahrungen von Stosch u. a. in ihrem Verkehr mit demselben, die Enthüllungen von Alberta von Puttkamer über „die Aera Manteuffel“ und alles dem Aehnliche treten beinahe in den Hintergrund gegenüber der Beobachtung, wie dieser schon im Jahre 1857 sich über eine längere Unterredung Bismarcks mit dem Prinzen besorgt zeigte (I, 196. Vgl. daneben auch 198, 209).

Schon damals also dieselbe Rivalität wie bei dem Verbot der Feier von Bismarcks Geburtstag in Straßburg. Weder die bereits halbsouveräne Stellung in Schleswig noch die Statthalterschaft im Elsaß hatten seine niemals ruhende Ehr- und Eifersucht beschwichtigen können. Man erkennt aber auch, wie früh Bismarck sich über diesen Punkt bereits im klaren gewesen ist. Es lohnt, den Gedanken sich auszumalen, was aus unserm Vaterland geworden wäre, wenn statt Bismarck Edwin von Manteuffel sich an die Spitze der Regierung aufzuschwingen vermocht hätte.

Bismarck ist sich also über die Kleinlichkeit und Armseligkeit der damaligen Kamarilla völlig im klaren gewesen. Einen um so günstigeren Eindruck müssen nun aber doch, je genauer man in ihren Kreis hineinblickt, die streng nationalgesinnten Persönlichkeiten erwecken, denen in der gleichen Zeit der Prinz von Preußen sein Vertrauen geschenkt hat. Dem jungen Bismarck dagegen sind sie einfach als Liberale ebenso verhaßt wie schon ihre Vorläufer vor dem Revolutionsjahr.

In diesem Punkte muß also die geschichtliche Kritik ebenso mit einem audiatur et altera pars einsetzen, wie mit Bezug auf das gegenseitige Verhältnis von Prinz und Prinzessin. Oder sind die Führer des Vereinigten Landtages wirklich solche Schwachköpfe mit „importierter Phrasenschablone“ gewesen, wie sie S. 17 erscheinen? Ist von dem Oberpräsidenten von Bonin und dem General von Hedemann (S. 25, 26) ein irgendwie zutreffendes Bild gegeben? Hat Kaiser Wilhelm nicht doch gute Gründe gehabt, wenn er über Radowitz ganz anders geurteilt hat, als es S. 64 geschieht? Haben die „moralischen Eroberungen“ des Jahres 1859 nicht doch die Grundlage für die nachmalige nationale Seite der Bismarckschen Politik geschaffen? Ist es recht, diese „idealen Realitäten“ bloß deshalb, weil sie vor Bismarck auch schon von andern hochgehalten wurden, so mit Spott zu übergießen, wie es S. 77 geschieht? Ist Georg von Vincke wirklich, wie er S. 49 gezeichnet wird, nur zur Kritik geeignet gewesen?

Am wenigsten frei von Animosität (wenn wir die Ausfälle gegen die Prinzessin ausnehmen) sind die „Gedanken und Erinnerungen“, wenn sie von den Männern des „Preußischen Wochenblattes“ reden, mit denen der Prinz von Preußen persönlich am engsten verwachsen war. In dem fünften Kapitel („Wochenblattspartei, Krimkrieg“) steigert sich die Ausdrucksweise von einer Seite zur andern: über die „Fraktion Bethmann-Hollweg“ (S. 92), über die „Partei, richtiger Koterie“ (S. 92), über die „Truppe“. Nur Rudolf von Auerwald hat unter den Freunden des Prinzen Gnade gefunden. Was in späterem Zusammenhang von seinem Wunsch nach der Mitarbeit Bismarcks und von seinem mündlichen Testament auf dem Sterbebette erzählt wird, erklärt das jedoch zur

Genüge. Das gleiche gilt von Gustav von Alvensleben, bei dem auch die späteren Eindrücke die früheren verwischt haben. Sobald aber Pourtalès erwähnt wird, wird wieder gleich von der „Koterie" (S. 109) gesprochen, und es wird derselben ohne weiteres ein „Doppelspiel" vorgeworfen. Trotzdem wird sie aber mit der „Partei des Prinzen" wiederholt identifiziert (S. 129, 136, 139, 146). Besonders scharf sind die Ausdrücke über Usedom (S. 204, 210). Ungerechter noch wird Bunsen beurteilt (S. 110, 112/13).[1])

Wir griffen eben nur einzelne Wendungen heraus, glauben das Bismarcksche Werk in den Händen aller geschichtlich gebildeten Leser voraussetzen zu dürfen. Jedenfalls wird kein zukünftiger Historiker an dem ebengenannten fünften Kapitel vorbeigehen können. Fürst Bismarck hat gerade in diesem Kapitel seine ganze Meisterschaft auch in der Porträtmalerei entfaltet. Unwillkürlich muß man immer wieder den Blick auf diese feinen Zeichnungen zurückwenden. Erst kommt Graf Karl von der Goltz (S. 92) an die Reihe, der noch glauben konnte (S. 94), Bismarck selber zum Beitritt gewinnen zu können; neben ihm (S. 92) Graf Robert von der Goltz. Die „Finanzierung" wird obenan auf das Bethmann-Hollwegsche Kapital zurückgeführt, daneben auf die Grafen Fürstenberg-Stammheim und Albert von Pourtalès. Letzterer erscheint zugleich als der Träger der eigentlich politischen Aufgaben. Als Bindeglied zwischen dem Prinzen von Preußen und dieser „Fraktion", dieser „Koterie", dieser „Truppe" erscheint einfach der „wunde Punkt", der für ihn „Olmütz" heißt (S. 95). Es mutet diese Darstellung fast an, als wenn es damit ähnlich gestanden hätte wie mit dem „wunden Punkt" für König Friedrich Wilhelm IV., durch den die „Kamarilla" ihn so oft von den staatlichen Notwendigkeiten des preußischen „Racker von Staat" abzulenken verstand. Dieser „wunde Punkt" hieß bekanntlich Neuchâtel. Wer das noch nicht wissen sollte, braucht nur die Rankesche Ausgabe der Briefe des Königs an Bunsen zu lesen.

---

[1]) In demselben Zusammenhang wird eine Veröffentlichung kritisiert, die sich auf den deutschen Herausgeber des Bunsenschen Nachlasses zurückführt: „In der von der Familie herausgegebenen Biographie Bunsens ist jene Denkschrift mit Weglassung der ärgsten Stellen, aber ohne Andeutung von Lücken abgedruckt." — Daß diese Behauptung unrichtig ist, beweist der vorhergegangene Abdruck der Denkschrift in den „Preußischen Jahrbüchern", wo die weggelassenen Stellen über die polnische Frage ausdrücklich bezeichnet waren. Der Nachweis darüber (mit den Gründen, weshalb im Jahre 1869 die polnische Frage nicht berührt werden durfte) ist bereits im zweiten Bande meines Handbuches (Literarisch-kritischer Anhang S. 753/56) gegeben. Die Art, wie die längst richtiggestellte Sache noch einmal erwähnt wird, zeigt übrigens unverkennbar, daß hier Lothar Bucher (derselbe Boguslaw, dessen Behauptungen a. a. O. widerlegt sind) die Feder geführt hat. Nebenbei bemerkt, würde das „Doppelspiel" des damaligen Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel erst recht deutlich zutage treten, wenn die ganze Reihe der Privatbriefe Manteuffels an Bunsen, die er ausdrücklich nicht dem Gesandtschaftsarchiv einzuverleiben befahl, veröffentlicht worden wären. Es dürfte in bezug auf jene ganze Zeit überhaupt noch viel unbekanntes Quellenmaterial zu erwarten sein. Aber es begreift sich, daß die mit der Regentschaft beginnende große Zeit größere Anziehungskraft auf die jüngeren Historiker ausübt als das klägliche letzte Jahrzehnt Friedrich Wilhelms IV.

Gerade bei diesem Kapitel muß es also einerseits ausdrücklich betont werden, daß diejenigen Leser, die es nicht genau kennen sollten, gut tun werden, es auf jeden Ausdruck hin anzusehen. Dann aber dürfte es anderseits am Platz sein, den in der „Deutschen Revue“ niedergelegten Aufsatz über den Anteil des Prinzen von Preußen an der deutschen Politik des Jahres 1850 daneben zu stellen. An dem für die Ehre Preußens so schmachvollen Tage, an dem im Staatsrat der Prinz fast allein seinen Mann stand, ist doch niemand von denen, die ihn in Koblenz beeinflußt haben sollen, in der Nähe gewesen. Oder soll vielleicht auch hier die Fable convenue von dem Einfluß der Prinzessin ihre Rolle spielen? Wir sind in der Lage, von dem gleichen Tage einen Beitrag zu dieser Frage zu geben. In dem ebenerwähnten Aufsatz in der „Deutschen Revue“ ist schon erwähnt, wie der Prinz an der Türe des Vorzimmers, in dem sich die Adjutanten von Gerlach und von Boyen befanden, beinahe zusammenbrach. Als sein Adjutant von Boyen ihn hinausgeführt hatte, war er erst nach einiger Zeit zu ruhiger Erzählung des Hergangs imstande. Das ist dann unter vier Augen geschehen. Als der Adjutant, nachdem sich beide getrennt, zum Mittagstisch kam, hat ihn die Prinzessin mit der eifrigen Frage empfangen, was denn eigentlich am Morgen im Staatsrat beschlossen sei. „Ja, Königliche Hoheit, wie soll ich das wissen? Ich bin doch nicht Mitglied des Staatsrates.“ Gleich nachher kam der Prinz selbst. Die Prinzessin richtete die gleiche Frage an ihn. „Hat dir Boyen denn nichts erzählt?“ „Nein, der will ja von nichts wissen.“ Der Blick, den der Prinz dann seinem erprobten Diener zuwarf, ist diesem unvergeßlich geblieben. Die Probe, die er an diesem Tage abgelegt hatte, ist in der Tat eine nicht leichte gewesen.[1])

Aber kehren wir von dieser Abschweifung zu der historisch-kritischen Prüfung der „Gedanken und Erinnerungen“ zurück!

Sollte man nicht a priori meinen, daß die in Babelsberg angeknüpften vertraulichen Beziehungen sich nur noch enger gestalten mußten zwischen dem Militärgouverneur der Rheinprovinz und dem Bundestagsgesandten? Zumal bei der Nachbarschaft von Frankfurt und Koblenz? Mußten nicht gerade die fünfziger Jahre beide Männer einander immer näher bringen? Beide hatten dem „Recht auf die Straße“ in der Revolution von 1848 furchtlos die Stirn geboten. Beide hatten dem Ministerium Brandenburg ihre Unterstützung gewährt. Beide waren der Schwarzenbergschen Politik mit der gleichen Energie entgegengetreten. Aber mit Ausnahme der vorerwähnten Audienz in Berlin wird von keinen weiteren Zusammenkünften erzählt. Jene Audienz hatte mit einer scharf pointierten Differenz der Anschauungsweise in bezug auf die Stellung Preußens zu Ruß-

---

[1]) Zur Prüfung so mancher Wendung der „Gedanken und Erinnerungen“ über das frühere Verhältnis des prinzlichen Paares einerseits im häuslichen Verkehr, aber anderseits auch mit Bezug auf den Ausschluß politischer Beeinflussungsversuche dürfte dieser kleine Vorfall nicht so ganz ohne Belang sein. Ich füge bei, daß die Erzählung desselben die Erwiderung war auf die Mitteilung der Gründe, weshalb die wichtige Denkschrift des Prinzen von 1850 so lange unveröffentlicht geblieben war. Vgl. die Anm. [2] zu S. 2.

land geendet. Von einer Abschwächung dieser Differenz scheint in den folgenden Jahren nicht die Rede zu sein. Schon bei jenem Anlaß aber hatte Bismarck nicht an die Selbständigkeit der Anschauungsweise des Prinzen geglaubt, sondern den Einfluß andrer dahinter gesehen. Von da an hat er ersichtlich alle diejenigen Persönlichkeiten, denen der Prinz sein Vertrauen schenkte, seinerseits mit Mißtrauen betrachtet. Umgekehrt scheint er sich persönlich in der ganzen Zeit bis zu seiner eignen Berufung nicht als Vertrauensmann des Prinzen gefühlt zu haben.

Fügen wir zur Lösung des hier vorliegenden Problems einfach weiter die Mitteilungen zusammen, welche die „Gedanken und Erinnerungen" über die Beziehungen zwischen dem Prinzen und seinem nachmaligen ersten Berater enthalten! Es hat allerdings bei letzterem ersichtlich nicht die Absicht vorgelegen, alle überhaupt in dieser früheren Zeit stattgehabten Audienzen zu verzeichnen. Denn wir finden zum Beispiel in einem ganz andern Zusammenhang einen gemeinsamen Aufenthalt in Ostende im Jahre 1853 und ein bei diesem Anlaß stattgehabtes Gespräch über kirchliche Fragen erwähnt. Von prinzipieller Bedeutung aber ist dem Fürsten ebenso ersichtlich nur noch ein Gespräch aus der Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. erschienen. Fürst Bismarck berichtet vorher über die ersten Symptome der geistigen Erkrankung des Königs nach den strapaziösen Besuchen in Schönbrunn und Pillnitz. Er hat den Kranken sogar noch am 17. Juli 1857 gesehen und gesprochen (vgl. die Erzählung S. 196). Bald nachher folgt dann der Bericht (S. 197/98) über ein wenige Tage später stattgehabtes wichtiges politisches Gespräch mit dem Prinzen. Wir bitten unsre Leser, den Bericht an Ort und Stelle nachzulesen.

Wer die mannigfach zerstreuten Anspielungen über sein persönliches Verhalten gegen den fürstlichen Herrn, dem der gewaltige Staatsmann nach dem schönen Bekenntnis der Grabschrift zeitlebens „ein treuer Diener" sein wollte, in Zusammenhang miteinander bringt, dem scheint es sogar hin und wieder bemerkbar, daß er sein früheres Verhältnis zu dem ihm selber nachmals so unerschütterlich treuen Herrn doch manchmal einer Selbstkritik unterzogen hat. Er gibt sogar eine Reihe von Belegen dafür, wie schwer sich der König zu seiner Berufung entschloß. Seine eignen Eindrücke in jener Uebergangszeit sind somit nicht nur die gleichen wie die seines Freundes Roon, der so lange vergeblich auf diese Berufung hinarbeitete, sondern auch in Uebereinstimmung mit dem Zeugnis des Prinzen Krafft zu Hohenlohe, der im Auftrage seines Vaters, des früheren Ministerpräsidenten (nach dem Rücktritt des Fürsten Hohenzollern) auf Bismarck hingewiesen, aber die Antwort erhalten hatte: „Er ist mir zu flatterhaft."

Dem zuletzt angeführten Gespräche aus dem Jahre 1857 ist in der Tat nicht nur das Jahr der Stellvertretung gefolgt, ohne daß uns von weiteren Berührungen erzählt wird, sondern dann noch der Antritt der Regentschaft und die Berufung des Ministeriums Hohenzollern. Aus seiner scharfen Gegnerschaft gegen dasselbe scheint der Bundestagsgesandte nirgends ein Hehl gemacht zu haben. Ist doch sein Urteil über die Personen der neuen Minister noch um

vieles schärfer als das über die Koblenzer Umgebung des Prinzen. Gerade dieser Kritik gegenüber aber hat der König lange eine unerwartete Selbständigkeit gezeigt. Es wird von Besprechungen berichtet, nach denen der Erzähler hinterher das Bedenken hatte, den Eindruck der Aufdringlichkeit gemacht zu haben. General von Roon hat seit seinem Eintritt in das bis dahin homogen liberale Kabinett nie ein Hehl aus seinem Gegensatz gegen seine damaligen Kollegen gemacht. Aber es wirkt doch überraschend, wie früh auch bei Bismarck die Kritik des liberalen Ministeriums beginnt. Sie setzt nämlich schon zu einer Zeit ein, wo noch niemand an einen „inneren Konflikt" dachte.

Das erste und zwar völlig wegwerfende Urteil über die Minister der neuen Aera dem Prinz-Regenten gegenüber wird S. 210 mit den Worten eingeleitet: „Ich kehre zu dem Gespräche mit dem Regenten zurück." Leider ist das ganze neunte Kapitel über „die Regentschaft" in einer Weise aus zerstückelt aufgeschnappten Brocken zusammengesetzt, daß es gar nicht leicht ist, den Faden zu finden, welches Gespräch gemeint ist. Unmittelbar vorher wird nämlich die Verabschiedung Usedoms erzählt, die Bismarck schon wiederholt durchzusetzen versucht hatte und endlich im Jahre 1869 durch die Drohung mit seinem eignen Rücktritt erreichte. Das letzte auf diesen Punkt bezügliche Aktenstück ist ein Brief des Königs vom 26. Februar 1869, dem ein andrer von Roon vom 27. Februar und ein kürzeres Billett vom Könige vom gleichen Tage vorhergehen. Das alles liegt zehn Jahre später als das in der Erzählung folgende Gespräch. Der innere Zusammenhang zwischen dem Früheren und Späteren besteht nur darin, daß in beiden Fällen der Gegensatz, um nicht zu sagen der Widerwille gegen Graf Usedom mitspielt. Denn den ersten Anlaß zu diesen der Zeit nach so auseinander liegenden Mitteilungen bietet die Erzählung von Usedoms Ernennung zum Bundestagsgesandten an Bismarcks Stelle Anfang 1859. Geht man im Text noch weiter zurück, so findet man auch die Erzählung von Bismarcks eigner Ernennung (im Januar 1859) nach Petersburg, worauf Usedom in Frankfurt sein Nachfolger wurde. Die erste Mitteilung über diese Ernennungen hatte Bismarck durch den Grafen Stillfried erhalten und gleich am folgenden Tage (16. Januar 1859) in einer Audienz bei dem Regenten versucht, die Versetzung rückgängig zu machen. Von diesem Gespräche also wird S. 203 berichtet. Daran knüpft dann S. 210 wieder an: „Nachdem ich mich über den bundestäglichen Posten geäußert, ging ich auf die Gesamtsituation über und sagte: ‚Eure Königliche Majestät haben im ganzen Ministerium keine einzige staatsmännische Kapazität, nur Mittelmäßigkeiten, beschränkte Köpfe.'"

Die Einzelheiten dieser Unterredung suchen dieses absprechende Urteil noch mit Bezug auf Bonin, Schleinitz, Schwerin zu begründen. Aber Bismarck muß auch gleichzeitig die scharfe Antwort des Prinzen verzeichnen: „Halten Sie mich für eine Schlafmütze?" Ob es richtig ist, daß der Regent die „Beschränktheit der übrigen" (die Ausnahme bezieht sich auf Graf Schwerin) zugegeben habe, muß dahingestellt bleiben. Für unsre Aufgabe liegt das Wesentliche in dem Schlußsatze: „Die Audienz endete in gnädiger Form auf Seite des Regenten

und auf meiner Seite mit dem Gefühl ungetrübter Anhänglichkeit an den Herrn und gesteigerter Geringschätzung gegen die Streber, deren von der Prinzessin gestützten Einflüssen er damals unterlag."

Ob wohl jemals das Wort vom „Strebertum" weniger zutrifft als bei den Ministern der neuen Aera, die insgesamt ihre Stellung ihrer Ueberzeugung geopfert haben? Sie heben sich dadurch ebenso ab von dem Ministerium Manteuffel, über dessen „Klebertum" Bismarck merkwürdige Dinge erzählt, wie von denjenigen Männern, die Bismarck in der Zeit des inneren Konflikts als Gehilfen neben sich hatte und zum Teil selber heranzog. Man muß seine Urteile über die damaligen Kollegen (im 14. Kapitel: „Konfliktsministerium") einfach daneben halten, um die ganze Ungerechtigkeit des Urteils über die Männer der neuen Aera vor Augen zu haben. Für jeden wirklich historischen Vergleich wird die „gesteigerte Geringschätzung", die Bismarck mit Bezug auf die letzteren empfand, gewiß nicht bei ihnen, sondern bei den andern empfunden werden.

Dem Gespräch vor dem Antritt der Stellung in Petersburg scheint dann zunächst das Zusammentreffen bei der Krönung in Königsberg gefolgt zu sein. Damals war bereits die Verdunkelung des politischen Horizonts eingetreten: seit dem Attentat Oskar Beckers. Der innere Konflikt warf schon seine Schatten voraus. Um so auffälliger ist es, daß gerade damals die Königin, in der Bismarck bis dahin seine prinzipielle Gegnerin gesehen, sich ihm wohlwollender zeigte als ihr Gemahl. Die überaus charakteristische Erzählung ist für das Verständnis des wechselnden Verhältnisses zwischen der Königin und dem nachmaligen Ministerpräsidenten derart wichtig, daß wir sie in dem dasselbe behandelnden Abschnitt vollständig heranziehen müssen. Hierher gehört jedoch nur das gleichzeitige Urteil über die noch fortdauernde Abneigung des Königs, die Bismarck selber auf seine Kritik der Minister der neuen Aera zurückführt.

An weiteren hierhergehörigen Ausführungen verzeichnen wir nun nur noch einfach S. 248: die Audienz in Baden-Baden, bei welcher der König anfangs „unangenehm überrascht schien"; S. 265/66: den Brief an Roon, worin dessen Vorschlag, den König in Karlsruhe zu treffen, damit abgelehnt wird, daß „solche Erscheinungen nicht willkommen seien"; endlich S. 266/69: den raschen Entschluß zur Reise nach Berlin nach dem wörtlich mitgeteilten Telegramm Roons, die Audienz bei dem Kronprinzen und die die Entscheidung bringende Unterredung mit dem Könige selber. In demselben Zusammenhang finden sich noch überaus belangreiche Bemerkungen sowohl über die Stellung der Königin wie die des Kronprinzen. Aber der entscheidende Punkt liegt in dem nunmehrigen definitiven Entschluß des Königs, Bismarck mit der Leitung des Ministeriums zu betrauen. All das wollen unsre Leser also selber noch einmal vergleichen. Dann bleibt uns hier nur noch eine kurze Schlußfolgerung, zu der heute wohl auf allgemeine Zustimmung gerechnet werden kann.

Jeder neue Vergleich der hierhergehörigen Ausführungen der Bismarckschen Memoiren — zu so viel kritischen Randglossen die Art der Herausgabe derselben auch Anlaß gibt — muß nämlich doch das dankbare Gefühl steigern, daß eine

höhere Hand gerade ihn und den Prinzen von Preußen in diesem — durch so manchen Wechsel der Stimmung zwischen 1848 und 1862 hindurchführenden — Gang der Dinge schließlich für immer zusammengeführt hat. Wer möchte einen der Gewaltigen gerade in dem Werdegang ihres gegenseitigen Verständnisses anders wünschen, als sie gewesen sind? Aber man muß gegen beide gleich gerecht sein. Es ist nicht nötig, daß man, um das Verdienst des einen vollauf zu würdigen, das des andern herabdrückt. Das Größte in dem Zusammenarbeiten beider liegt zweifellos in der Selbstverleugnung, die der Kaiser dem treuen Diener gegenüber sich immer aufs neue auferlegt hat. Es ist nicht selten gewesen, daß er den Vertrautesten die Klage nicht verhehlte, daß der leitende Minister niemand neben sich dulde. Es hat Tage gegeben, wo er in solcher Stimmung absichtlich diejenigen besuchte, von denen er wußte, daß sie immer wieder sagen würden: „Dies und das Schwere und Schmerzliche muß bei diesem schlechterdings unentbehrlichen Manne mit in den Kauf genommen werden.“ Gerade in solchem Zuspruch hat eine schöne Spezialaufgabe sowohl des bewährten Generaladjutanten von Boyen wie seiner hochgesinnten Gemahlin gelegen.

Als der achtzigste Geburtstag den Kreis der „Paladine“ enggeschlossen versammelt sah, sind sie sämtlich von dem Gefühl ergriffen gewesen, jeder an dem rechten Platze zu stehen. Denn es ist wieder eine der großen Eigenschaften des Königs gewesen, jeden einzelnen gerade an den rechten Platz zu stellen und jedem sein Recht angedeihen zu lassen. Vor Paris mochten Bismarck und Moltke noch so oft aufeinander platzen — der Kaiser hat sie immer jeden in seinem Ressort zu ehren gewußt. Und wie hat er sich dabei selber stets im Hintergrund gehalten! Das bekannte „Niemals“ ist das Ergebnis ernster Selbstüberwindung gewesen.

Alles, was wir seit der Herausgabe der „Gedanken und Erinnerungen“ über die Reibungsflächen zwischen Kaiser und Kanzler weiter erfahren haben, läßt den Wert ihres — trotz alledem immer wiederhergestellten — Zusammenarbeitens nur um so höher einschätzen. Wer hat früher von der Heftigkeit des Gegensatzes in Nikolsburg oder in Versailles eine Ahnung gehabt? Aber auch der, welcher über solche Dinge zuerst erschrak, hat sich bald sagen müssen, daß es in allen Fällen, wo die höhere Hand so sichtlich zwei verschieden angelegte, aber eben darum zwiefach aufeinander angewiesene Geisteshelden zusammengeführt hat, nicht anders gewesen ist.

Bedeutung der Bakterien im Haushalt des Meeres

Von
Dr. med. Gazert (Halensee)

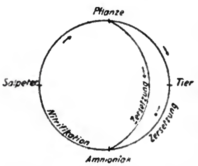
Die Meinung, daß die Bakterien insgesamt Feinde des Menschen und der Tiere seien, ist noch sehr verbreitet, trotzdem die Forschung längst nachgewiesen hat, daß nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Bakterien krankheiterregende Eigenschaften hat. Wir beherbergen im Munde und Darmkanal unzählige Mengen von Bakterien, die uns nicht schaden, ja wir wissen noch nicht einmal genau, ob ihnen nicht sogar für die Verdauung unentbehrliche Eigenschaften zukommen. Die Haut ist selbst durch gehörige Reinigung nicht vollkommen keimfrei zu machen, das beste Wasser unsrer Wasserleitungen beherbergt Bakterien, und mit der Milch und dem Käse nehmen wir ohne Schaden zahllose Mengen von ihnen in uns auf. Aber nicht nur unschädlich sind die bei weitem meisten Bakterienarten, sondern sie entfalten auch im Haushalte der Natur eine geradezu unentbehrliche Tätigkeit, die ich zunächst in Umrissen skizzieren will.

Bekanntlich vermögen nur die grünen Pflanzen aus anorganischen Stoffen allein ihren Körper aufzubauen, von denen Kohlensäure, Wasser, Salpeter, schwefelsaure, phosphorsaure neben einer Reihe andrer Salze die wichtigsten sind. Diese Stoffe würden aber von der Pflanzenwelt allmählich aufgebraucht werden, wenn nicht wieder andre Organismen für die Zersetzung der Pflanze in die ursprünglichen Nährstoffe sorgten. Die Tiere, die ja alle direkt oder indirekt von der Pflanze leben müssen, besorgen diese Zersetzung nur unvollkommen, und neben der Erschöpfung des Bodens an den Nährsalzen der Pflanze würde die Anhäufung von Tier- und Pflanzenleichen und Tierexkrementen die Lebensbedingungen der Pflanze vernichten. Daß dieser Fall nicht eintreten kann, dafür sorgen die Mikroorganismen, denn außer den Bakterien sind noch andre niedere Lebewesen an den Zersetzungen beteiligt. Wie weit dabei die letzteren in Frage kommen, ist noch wenig bekannt, dagegen steht die wichtige Rolle der Bakterien hierbei fest, und besonders genau sind wir über ihre Tätigkeit im Kreislaufe des Stickstoffs in der Natur unterrichtet.

Bekanntlich ist das Eiweiß der Träger des Lebens, zu dessen Aufbau das Tier in letzter Linie immer die Pflanze braucht, da diese allein das Eiweiß aus anorganischen Salzen herzustellen vermag, und zwar braucht hierzu die Pflanze stickstoffhaltige Salze, vor allem den Salpeter. Das Tier zersetzt das mit der Nahrung aufgenommene Eiweiß nur unvollkommen, und diese unvollkommenen stickstoffhaltigen Zersetzungsprodukte oder das tote Eiweiß der Tier- oder Pflanzenleiche direkt werden durch Bakterien vollends zerlegt, wobei als Endprodukt zunächst Ammoniaksalze entstehen. In Form des letzteren wird der Stickstoff jedoch nur zum geringen Teil von der Pflanze wieder zum Aufbau neuen Eiweißes benutzt, es werden vielmehr die Ammoniaksalze durch Bakterien, die man nitri-

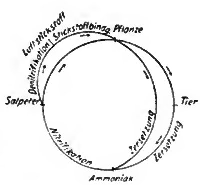
fizierende oder Salpeterbildner nennt, in salpetersaure Salze verwandelt, die nun erst die Pflanze benutzt. Es sind die genannten Bakterien die bescheidensten Organismen, die man kennt, sie bauen ihren Körper nicht nur mit Hilfe des Ammoniaks auf, sondern assimilieren auch Kohlensäure, ohne, wie die grünen Pflanzen, dazu eines Farbstoffs und des Lichts zu bedürfen. Von ihrem Entdecker Winogradsky wurden sie in zahlreichen Erdproben aller Erdteile und Klimate nachgewiesen. Schon lange, ehe man sie kannte, hat man sie in den sogenannten Salpeterplantagen benutzt, in denen man aus Mist und Kalk salpetersauren Kalk züchtete, ihnen verdankt man die düngende Wirkung des Mistes auf dem Acker und ebenso die mächtigen Salpeterlager, die aus ungeheuern Guanolagern entstanden sind.

Wir sehen also den Stickstoff folgenden Kreislauf in der Natur durchmachen:



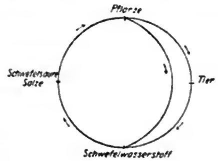
Die Tätigkeit der Bakterien geht aber noch weiter. Es sind Bakterien gefunden worden, die den reinen elementaren Stickstoff der Luft, den sonst kein Organismus verwerten kann, zu binden verstehen. Solche Bakterien fand man zuerst an den Wurzeln der Leguminosen, von denen man längst wußte, daß sie auf stickstoffarmem Boden, auf dem andre Pflanzen verhungern, zu gedeihen vermögen. Diese Fähigkeit kommt nur dadurch zustande, daß an ihren Wurzeln Bakterien gedeihen, die ihnen den Stickstoff der Luft in die als Nahrungsmittel geeignete Form bringen. Außer diesen sogenannten Knöllchenbakterien existieren im Boden noch andre Arten, z. B. Clostridium Pastorianum und Azotobacter, die dieselben stickstoffbindenden Eigenschaften haben, ohne jedoch an höhere Pflanzen gebunden zu sein.

Wenn man bedenkt, daß sechs Prozent aller Pflanzen in Deutschland Leguminosen sind, so würde schon allein durch die Knöllchenbakterien mit der Zeit der Atmosphäre eine große Menge Stickstoff entzogen werden, wodurch das Stickstoffgleichgewicht in der Natur, das heißt das Verhältnis des freien Stickstoffs der Luft zu dem gebundenen Stickstoff, eine tiefgreifende Veränderung erleiden würde. Auch hier treten Bakterien helfend ein, und zwar sind es die sogenannten denitrifizierenden Bakterien, die Salpeterzerstörer, die überall im Boden und vor allem im Mist vorhanden sind und aus Salpeter den Stickstoff frei machen, der wieder in die Atmosphäre übergeht. Der Kreislauf des Stickstoffs erfährt daher in nebenstehend skizzierter Weise eine Erweiterung.



Auch im Kreislauf des Schwefels in der organischen Welt sind Bakterien tätig. Das Eiweiß enthält Schwefel, der bei der Zersetzung durch Bakterien in Schwefelwasserstoff übergeht, jenem bekannten stinkenden Gas, das dem faulenden Ei seinen Geruch gibt. In der Form des Schwefelwasserstoffs ist der

Schwefel für die Pflanzen noch nicht brauchbar, den diese verwendet zum Aufbau des Eiweißes schwefelsaure Salze, die von den sogenannten Schwefelbakterien aus Schwefelwasserstoff produziert werden. Diese Schwefelbakterien wachsen üppig in schwefelwasserstoffhaltigen Gewässern, sie oxydieren den Schwefelwasserstoff zunächst zu reinem, elementarem Schwefel, den sie teils in sich als Reservestoffe ablagern, teils weiter zu schwefelsauren Salzen oxydieren, die nun von der Pflanze benutzt werden können. Es entsteht folgender Kreislauf:



Hiermit ist die Tätigkeit der Bakterien noch keineswegs erschöpft, auch im Kreislauf des Kohlenstoffs spielen sie eine große Rolle, ich erinnere an die Alkoholgärung, Milchsäuregärung, an die Zersetzung des Holzes, der Zellulose überhaupt, an die Humusbildung, an welchen Erscheinungen jedoch außer den Bakterien noch andre Mikroben, vor allem Hefe und Schimmelpilze, beteiligt sind.

Das Bild über die Tätigkeit der Bakterien wäre aber nur unvollständig, wenn ich nicht noch einige Worte über die wichtigsten Lebensbedingungen hinzufügen würde.

Alle Bakterien brauchen Wasser, an trockenen Stellen können sie nicht gedeihen. Die Mumifikation von Leichen in manchen Kirchengewölben und die Erhaltung der ägyptischen Mumien ist auf Trockenheit zurückzuführen.

Auch die Temperatur ist von großem Einfluß auf ihr Wachstum, jede Art gedeiht bei einer bestimmten Temperatur am besten, manche vermögen in heißen Quellen bei 60 Grad noch zu existieren, viele pathogene Arten können nur bei Körpertemperatur leben, die meisten Fäulnisbakterien wachsen üppig bei 15 bis 30 Grad. Niedere Temperaturen wirken hemmend auf ihre Lebenstätigkeit und somit auf die Zersetzung ein, doch vermehren sich selbst bei 0 Grad manche Bakterien, deren Vermehrung erst durch die Erstarrung des Wassers zu Eis eine Grenze gesteckt ist. Während im Eisschrank, wie jede Hausfrau weiß, Fäulnis eintreten kann, vermochten die sibirischen Mammutleichen im gefrorenen Zustande Jahrtausende unverändert zu überstehen. Es gehen daher in den warmen Gegenden die Zersetzungen rascher vor sich als in kalten.

Wichtig ist noch das Bedürfnis der Bakterien nach freiem, elementarem Sauerstoff. Manche können nicht ohne ihn leben, manchen ist er ein Gift, eine große Anzahl kann mit oder ohne Sauerstoff gedeihen. Dort, wo Sauerstoff nicht oder wenig hinzutreten kann, ist die Zersetzung unvollkommen, und hält letztere nicht Schritt mit der Produktion an Pflanzen, so entsteht tatsächlich eine Anhäufung toten Materials, wie wir es in den Torfmooren sehen, wo der Sauerstoff der Luft nur den obersten Schichten zur Verfügung steht. Auf diese Weise wird organische Substanz, und damit nicht unbeträchtliche Mengen von gebundenem Stickstoff, dem Kreislauf entzogen, bis er durch Abbau oder Verwitterung des Torfs beziehungsweise des fossilen Kohlenlagers dem Kreislauf wieder zugeführt wird.

Die im vorstehenden geschilderten Resultate der bakteriologischen Forschung sind in erster Linie an den Bakterien des Bodens gemacht worden, nur zum geringen Teil an denen der stehenden und fließenden Gewässer, und man kann diese Erfahrungen deshalb auch nicht ohne weiteres auf das Meer übertragen, weil hier die Lebensbedingungen für die Bakterien andre sind.

Zunächst ist der Wassergehalt im Ozean überall so gut wie gleich, da die echten Meeresbakterien gegen die geringen Unterschiede des Salzgehaltes, soweit wenigstens unsre geringen Kenntnisse reichen, nicht empfindlich sind. Ein Wechsel zwischen Trocken und Naß findet nur in der Küstenzone bei Ebbe und Flut statt.

Ferner sind im Meere Strömungen vorhanden, deren Wasser sich an der Oberfläche mit atmosphärischer Luft, also auch mit Sauerstoff, sättigt und diesen bei ihrem Weg bis in die größten Tiefen mitnimmt, so daß auch in der Tiefe des Ozeans Tiere zu leben vermögen. Konnte im Boden vollkommene Zersetzung nur in der schmalen Zone stattfinden, die einer Durchlüftung zugänglich ist, so kann sie im Meere durch seine ganze Tiefe zustande kommen, die bis über 9000 Meter betragen kann. Im Boden können auch zwei einander nahe liegende Stellen verschiedene Lebensbedingungen bieten, im Ozean ist das nicht der Fall. Auch in den Wärmeverhältnissen bestehen Unterschiede: Die Tages- und Jahresschwankungen der Temperatur sind im Meere geringer, selbst die Unterschiede der Extreme im Polar- und Tropenmeer sind weit geringer als im Boden, es herrscht eben im Meere eine viel größere Gleichmäßigkeit in den Lebensbedingungen als auf dem Lande, wo nur fließende Gewässer ähnliche Verhältnisse zeigen.

Die bakteriologischen Meeresuntersuchungen sind noch nicht alt. B. Fischer in Kiel hat die ersten auf der Planktonexpedition 1889 vorgenommen, und zwar waren es Keimzählungen, also Untersuchungen über die Anzahl von Bakterien in den verschiedenen Meeren, die seitdem mehrfach wiederholt wurden. Da der Nachweis der Bakterien durch Züchtung auf bestimmten Nährböden geschieht, so erhält man natürlich nur jene Arten, die auf diesen Nährböden gedeihen, und nicht die wahre Anzahl. Spreche ich also von Keimarmut oder Keimfreiheit, so ist nicht zu vergessen, daß nur die auf unsern Nährböden gedeihenden Bakterien gemeint sind. Dennoch haben die erhaltenen Zahlen ihren Wert, wenn man sie als relative zueinander in Beziehung bringt.

Die Untersuchungen ergaben: zahlreiche Keime in nächster Küstennähe, besonders in Flußmündungen und Häfen, Abnahme ihrer Anzahl gegen die hohe See zu; von einer gewissen Entfernung an, 3 bis 15 Kilometer sind beobachtet, bleibt ihre Zahl nahezu gleich und ist gering; auf dem landfernen offenen Ozean ist ihre Zahl im allgemeinen sehr gering, es ist auch mehrfach Keimfreiheit in 20 Kubikzentimeter Wasser festgestellt worden; hier und da sind auch auf hoher See große Mengen von Keimen gefunden worden, als deren Ursache man wohl Reste von Schiffsabfällen oder ein in der Nähe treibendes totes Tier ansehen kann.

Von der Oberfläche zur Tiefe des Ozeans nimmt die Zahl der Keime ab, und im Wasser und Bodenschlamm großer Tiefen sind nur selten Bakterien ge-

funden worden, doch ist hier besondere Vorsicht beim Gebrauch der Resultate notwendig, da man im Laboratorium an Bord nicht ganz die Lebensbedingungen der Tiefe herstellen kann. Zunächst ist im Ozean die Temperatur der großen Tiefen sehr niedrig, in 5000 Meter beträgt sie 0 bis + 2 Grad, weshalb man in den Tropen die Kulturen kaltstellen muß, was natürlich bei Untersuchungen in den Polarmeeren leichter möglich ist. Es ist aber eigentlich eine starke Zumutung an die Organismen der Tiefsee, daß sie sich unter den ganz andern Druckverhältnissen im Laboratorium vermehren sollen, was doch beim Nachweis der Bakterien nötig ist. Tiefseetiere kommen meist tot im Netze an die Oberfläche, aber es scheint daran weniger der gewaltige Unterschied des Luftdrucks als der der Temperatur an der Oberfläche und in der Tiefe besonders in den Tropen schuld zu sein, denn im Mittelmeer, das durch seine eigenartigen Verhältnisse etwa 13 Grad auch bis zu den größten Tiefen von über 4000 Meter hat, gelangen öfter die Tiefseetiere lebend zur Oberfläche, wo man sie sogar einige Tage in Bassins lebend zu erhalten vermochte. Das mag der Grund sein, weshalb es mir am besten im Südlichen Polarmeer, das von der Oberfläche bis zur Tiefe nahezu gleich niedere Temperatur hat, gelang, fast regelmäßig Bakterien in dem mit Schlamm gemischten Bodenwasser auch in großen Tiefen von 3000 bis 4000 Meter durch die Kultur nachzuweisen. In der Bodenprobe selbst waren, sowie man tiefer eindrang, auch bei Sauerstoffabschluß keine Bakterien mehr nachzuweisen.

Eine auffallende Keimarmut existiert auch in den oberen Schichten der kalten Meere, während der Bodenschlamm in geringen Tiefen der Küstennähe aller Zonen sehr reich an Bakterien ist.

In neuerer Zeit hat besonders Professor Brandt in Kiel außerordentlich fördernd auf die bakteriologischen Meeresuntersuchungen gewirkt, da er die hervorragende Rolle der Bakterien und insbesondere der salpeterbildenden und salpeterzerstörenden Arten im Stoffumsatz des Meeres erkannte. Seinen Anregungen ist der Nachweis dieser beiden letztgenannten Arten in der Nord- und Ostsee zu verdanken. Im freien landfernen Atlantischen und Indischen Ozean konnte ich nur einigemal die salpeterzerstörenden, keinmal jedoch die salpeterbildenden Bakterien finden, woran jedoch mehr die noch wenig ausgebildete Methode als ihr Nichtvorhandensein schuld sein mag.

Keutner und Benecke wiesen auch stickstoffbindende Bakterien im Wasser der Kieler Föhrde nach, die sich als identisch erwiesen mit dem Clostridium Pastorianum und Azotobacter der Ackererde; derselbe Nachweis gelang ihnen auch im Wasser des Indischen Ozeans.

Schwefelbakterien kennt man aus dem Meere noch gar nicht, doch gedeiht in den Häfen Beggiatoa gut und ist besonders in Kiel überall nahe den Abflußkanälen der Stadt in ganzen Rasen zu sehen.

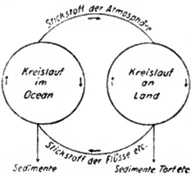
Hiermit hört bereits unsre Kenntnis über die Bakterien des Meeres auf, und wenn wir auch berechtigt sind, aus dem vorstehenden eine Reihe von Schlüssen zu ziehen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß wir uns von dem Gebiet der Tatsachen auf das der Hypothesen begeben.

Zunächst wollen wir die Verhältnisse in den warmen Meeren, wo die Temperatur die Entwicklung der Bakterien nicht hemmt, betrachten und die Ursache der Verteilung der Bakterien zu ergründen suchen. Dem Meere wird fortwährend durch die Flüsse lebende und tote organische Substanz zugeführt, wobei die erstere durch Berührung mit dem Seewasser zugrunde geht. Im Meere angekommen sinkt ein Teil zu Boden, und zwar erfolgt dies Sedimentieren hier relativ rascher als im Süßwasser, wie experimentell nachgewiesen ist. Ein andrer Teil der organischen Substanz wird von den Bakterien weiter zersetzt und in Pflanzennährsalze umgewandelt, denen sich die bereits im Flußwasser enthalten gewesenen Salze zugesellen. Diese Nährsalze bedingen ein reichliches Tier- und Pflanzenleben in Küstennähe, und die absterbenden Organismen ihrerseits sinken teils wieder zu Boden, teils werden sie zersetzt. Es enthält daher in Küstennähe das Sediment reichlich organische Substanz, die, wenn die Zersetzung am Meeresboden mit der Zuführung an Stoffen nicht Schritt hält, zu einer Ablagerung führt, die mit den Mooren viele Aehnlichkeit hat, denn auch hier findet vollkommene Zersetzung nur an der Oberfläche des Schlamms statt, wo das mit Sauerstoff beladene Wasser Zutritt hat. Fördernd auf die Zersetzung wirken die Stürme, die durch gewaltige Wogen den Boden aufwühlen. Durch die Reichhaltigkeit der küstennahen Sedimente an organischer Substanz ist Reichtum derselben an Bakterien bedingt. Wie sich die organische Substanz, die durch Einbetten in den Bodenschlamm dem geschilderten Kreislauf verloren geht, in ihrer Menge gegenüber der zersetzten verhält, wissen wir nicht; daß aber tatsächlich in Sedimenten früherer Erdperioden reichlich organische Substanz enthalten sein kann, lehren die Analysen. Der an Ichthyosaurusresten so reiche Lias ε hat 18 Prozent organische Substanz, ein mariner Karbonschiefer hatte sogar 36 Prozent.

Ist der Keimreichtum in der Küstenzone durch die vom Lande zugeführte organische Substanz verursacht, so ist die Abnahme der Zahl der Keime gegen die hohe See zu durch Abnahme derselben zu erklären. Diese Abnahme der organischen Substanz entsteht nicht nur durch das Zubodensinken, sondern in noch höherem Maße durch die vollkommene Zersetzung seitens der Bakterien. Allerdings entstehen hierdurch Pflanzennährsalze, und durch diese müßte wieder neue organische Substanz entstehen, wenn nicht ein wichtiges Element bei der Zersetzung mehr und mehr schwände, nämlich der Stickstoff, der aus seinen Salzen durch die Salpeterzerstörer freigemacht und der Atmosphäre zurückgegeben wird. Hierdurch tritt ein Mangel an einem wichtigen Nahrungsstoff für die Pflanzen ein, und die Neubildung organischer Substanz wird verhindert. Es ist dieser ganze Prozeß, den wir von der Küste gegen die hohe See zu sich abspielen sehen, nichts andres als die bekannte Selbstreinigung, die in den Flüssen von so hervorragender hygienischer Bedeutung ist, und die Anzahl der Keime gibt bei einer Temperatur, die den Bakterien behagt, einen guten Maßstab für die Reinheit des Wassers an organischer Substanz ab.

Ist diese Theorie richtig, so muß auf dem Lande die Stickstoffbindung, im Ozean das Freimachen des Stickstoffs aus seinen Salzen und die Rückgabe an

die Atmosphäre vorherrschen, da ein Ueberschuß an organischer Substanz vom Lande dem Meere zugeführt und hier vollkommen zersetzt wird. Oertlich verliefe dann der Kreislauf des Stickstoffs folgendermaßen:



Einen scheinbaren Widerspruch zu dem Gesagten bilden einsam und landfern gelegene Inseln in den warmen, also an stickstoffhaltigen Nährsalzen armen Meeren, denn hier geht wegen Regenmangel keine oder nur geringe Produktion am Lande vor sich, und organisches Material kann dem Meere wenig oder gar nicht zugeführt werden, dennoch herrscht hier im Küstenwasser ein reiches Tier- und Pflanzenleben, das scharf gegen die Armut des umgebenden Ozeans absticht. Man kann dies zum Beispiel an den St. Paulsfelsen oder an der Insel Ascension sehen, die beide im tropischen Teile des Atlantischen Ozeans liegen. Ich suche die Ursache hierfür darin, daß die Inseln in einer Strömung liegen, deren geringen Stickstoffsalze von der an der Insel haftenden Pflanzenwelt leichter ausgenutzt werden können als von den mit der Strömung willenlos treibenden Organismen, dem Plankton. Außerdem versinkt das tote Material nicht in unergründliche Tiefen wie im freien Ozean, sondern kann in der seichten Küstenzone an Ort und Stelle wieder in lebende Substanz umgesetzt werden. Die an der Insel haftende Tierwelt lebt außer von den hier gedeihenden Pflanzen auch von den mit dem Wasser zugeführten Pflanzen und Tieren, und es sind somit die Bedingungen für ein reicheres Leben hier besser gegeben als im freien Ozean.

Dieser Umstand kommt natürlich überall da in Betracht, wo den Küsten entlang Strömungen gehen, und das reichere Leben in den Küstengewässern entsteht demnach außer durch die Zufuhr von Nährstoffen durch das Land auch durch die von der Strömung zugeführten sowie durch die geringere Tiefe.

Die Untersuchungen des Wassers von der Oberfläche zu den großen Tiefen haben, wie bereits gesagt, ergeben, daß die Keimzahl gegen die Tiefe zu abnimmt. In tiefem Wasser sind immer nur wenige oder keine Bakterien gefunden worden, etwas reichlicher kommen sie an der Oberfläche des Grundes vor. Ich habe bereits von den Bedenken gesprochen, die man diesen Ergebnissen entgegenhalten muß, dennoch läßt sich wohl denken, daß die Verhältnisse in der Tat ähnlich liegen, wie die Untersuchungen ergaben. Die oberen Schichten allein sind produktiv, denn nur soweit das Licht reicht, das heißt 200 bis 300 Meter tief, können, entsprechend der Menge der Nährstoffe, grüne, einzellige Pflanzen, z. B. Algen, Diatomeen, Peridineen, gedeihen, die durch die Tierwelt und durch Fäulnis zersetzt werden. Das tote, nicht lösliche Material sinkt in die Tiefe und kann noch mehrfach Tierkörper durchlaufen, in letzter Linie wird es doch den Bakterien anheimfallen. Da aber nur in den oberen lichtdurchstrahlten Schichten die Produktion an organischem Material stattfindet, so muß gegen die Tiefe die Menge der unzersetzten organischen Stoffe immer mehr abnehmen, und mit diesen Nährstoffen der Bakterien wird ihre Menge abnehmen. Ihrer reicheren

Entwicklung steht aber auch noch die niedere Temperatur, die in den Tropen bei 5000 Meter nur noch 2 Grad beträgt, im Wege. Wie weit Salpeterbildung aus Ammoniak und Befreiung des Stickstoffs in der Tiefe stattfindet, ist noch nicht bekannt; nach den Erfahrungen der deutschen Südpolarexpedition scheint die Menge der Stickstoffsalze, und zwar vor allem der Salpeter gegen die Tiefe zu zuzunehmen. Die Wasser der Tiefe kommen an irgendeiner Stelle wieder zur Oberfläche, wo unter dem Einfluß des Lichts die Pflanzenwelt die Stickstoffsalze wieder in organische Form bringt.

Wenden wir uns nun zu den kalten Meeren. Hier ist die Keimzahl gering, geringer meist noch als in den Tropenmeeren, und die Ursache hierfür ist in erster Linie die niedere Temperatur, denn an organischen Stoffen, an Nährmaterial fehlt es hier kaum. Während bekanntlich in den Tropenländern dort, wo auch sonst die Bedingungen für die Vegetation günstig sind, die Pflanzenwelt üppig gedeiht, in den Polargegenden dagegen nur kümmerlich ihr Leben fristet, so herrscht in den polaren Ozeanen nicht nur kein geringeres, sondern, in den Sommermonaten wenigstens, ein reicheres Tier- und Pflanzenleben als in den tropischen Meeren. Die reichsten Fischgründe sind in den kalten Meeren, hier leben auch die Scharen der Robben, die meisten und größten Wale und an den Küstenfelsen unzählige Vögel. Die Ursache dieser auffallenden Tatsache ist, daß trotz der niederen Temperatur das pflanzliche Plankton, das die primäre Nahrung aller Tiere des Meeres bildet, hier besser gedeihen kann.

Fehlt es somit nicht an Nährstoffen für die Bakterien, so kann man als sicher annehmen, daß es die ungünstigen Temperaturverhältnisse sind, die auf die Vermehrung und somit auf die Tätigkeit der Bakterien, also auf die Zersetzung hindernd einwirken. In der geringeren Tätigkeit der Bakterien, und zwar vor allem der denitrifizierenden, der salpeterzerstörenden Bakterien sieht Brandt die Ursache des reicher entwickelten Pflanzen- und daran anschließend des Tierlebens in den kalten Meeren. Baur gelang es, aus dem Ostseewasser zwei Arten denitrifizierender Bakterien zu isolieren, an denen er beobachtete, daß sie bei 25 Grad dieselbe Leistung an Salpeterzerstörung in sieben bis zehn Tagen vollbrachten als bei 4 bis 5 Grad in drei bis vier Monaten. Bei 0 Grad war die erste Wirkung der Salpeterzerstörung überhaupt erst in drei Wochen zu bemerken. Ich habe ganz dieselben Erfahrungen auf der Winterstation des „Gauß“ im südlichen Eise gemacht. Da sich aber, wie Liebig zuerst feststellte, der Umfang der Vegetation nach demjenigen unumgänglich notwendigen Nahrungsstoff richtet, der in geringster Quantität vorhanden ist und da die Salpeterzerstörung in der Kälte geringer ist als in der Wärme, so hat in der Tat diese Hypothese Brandts viel für sich. Es könnte ja noch möglich sein, daß nicht der Salpeter, der tatsächlich in kalten Meeren reichlicher als in warmen vorhanden ist, das Minimum der Pflanzennährstoffe bildet, dessen Menge gemäß sich die Vegetation entwickelt, sondern daß andre Stoffe den Regulator bilden. Von Pflanzennährsalzen können aber hier wohl nur noch Kieselsäure und Phosphorsäure in Betracht kommen, da diese nur wenig löslich sind, weshalb sie häufig in die Sedimente übergehen,

während an andern Stoffen kein Mangel ist. Dann müßte aber kieselsaurer und phosphorsaurer Kalk, der nur hier in Frage kommt, im kalten Wasser leichter löslich sein als im warmen, was auch denkbar ist, da die im kalten Wasser reichlicher vorhandene Kohlensäure eine leichtere Löslichkeit bedingen könnte, wie sie es ja auch dem kohlensauren Kalk gegenüber wirklich bedingt. In der Tat haben die Analysen von C. Schmidt ergeben, daß das Polarwasser mehr Kieselsäure und Phosphorsäure enthält als das Tropenwasser; da aber Stickstoffsalze doch in relativ noch geringeren Mengen im Wasser vorhanden sind, so hat die Theorie Brandts viel für sich, daß die Produktion sich nach der Menge der letzteren richtet. Möglich wäre dabei, daß im kalten Wasser stickstoffbindende Bakterien den größeren Reichtum an Salpeter bedingen, aber auch dann haben die Salpeterzerstörer das letzte Wort, denn eine solche Anreicherung ist nur dann möglich, wenn die Zerstörung des Salpeters hinter seiner Bildung zurückbleibt.

Von den kalten Meeren strömt das Wasser wieder den warmen zu, wo die Denitrifikation vorherrscht und in denen wir das Klärbecken der Erde zu erblicken haben.

So sehen wir in den Bakterien Organismen, deren Tätigkeit unentbehrlich ist im Haushalte der Natur, sie sind ein wichtiges Glied im Kreislauf der Stoffe, ein Glied, dessen Fehlen den Kreislauf unmöglich macht. Längst ist ihre Bedeutung in der Landwirtschaft anerkannt, aber ebenso wichtig wie im Boden sind die Zersetzungsvorgänge im Meere. Wollen wir dessen Rolle ganz erfassen, wollen wir den Segen des Meeres in rationeller Weise ausbeuten, so müssen wir die Bedingungen des Werdens und Vergehens des Lebens im Meere zu ergründen suchen.

Vom jungen Burgtheater

Von

Ilka Horovitz-Barnay

III. Ferdinand Gregori.

Schon die Ueberschrift dieser kleinen Studie kann als eine Art von Beweis dafür gelten, daß mein Besuch bei Ferdinand Gregori eigentlich einem jungen Schauspieler zugedacht war, einem frischen Kämpfer und Pionier, der an der Kriegsschule des Burgtheaters seine eigne Kunstentwicklung und damit seinen Anteil an der hervorblühenden Zukunft dieses vornehmen Instituts wie einen Marschallsstab im Tornister trägt.

Wie sehr mußte ich also erstaunen, als ich in dem jungen Kunsthelden einen reifen Theatermann ersten Ranges kennen lernte, dessen Erfahrungen und kritische Beobachtungen, durch heiße Kunstbegeisterung diktiert, durch ein scharfes und sachliches Prüferauge gesehen und mit gründlicher, großzügiger Ausdrucksfähigkeit ausgesprochen, Vergangenheit, Gegenwart und Fortschritt des Theaterwesens

in breiter und tiefer Ausdehnung umfassen. Schon nach den ersten Worten ward mir klar, daß ich hier wohl mehr erfahren sollte als nur die Erlebnisse, Ansichten und Sensationen eines Schauspielers, dem seine Rollen, seine Erfolge, seine Bedeutung das Wichtigste und Wertvollste scheinen.

Arbeitsdrang, tiefgründiges Urteil, die Sehnsucht, weitabgesteckte Ziele zu erreichen — sowohl für die Kunstproduktion als für den Kunstgenuß —, eröffneten während des Gespräches Perspektiven, die trotz idealistischer Höhenlage nicht als utopistische Vorstellungen gelten konnten. Wünsche und Beschwerden stehen bei Gregori mit den Füßen auf dem festen Boden der realen Möglichkeit, ihr geistiger Teil sucht den Himmel der Idealität.

Die Unterhaltung mit dem hochbegabten Künstler weckte in mir einen merkwürdigen Gedanken: die Wahrnehmung von der Verschiedenheit des egoistischen, in sich und für sich alles konzentrierenden Schauspielers von dem Theatermann, in dessen Willen und Gehirnenergie der Gedanke für die allgemeine Theaterwesenheit altruistisch und zivilisatorisch fortarbeitet.

Der Schauspieler — den ich den „Unsterblichen eines Abends“ nennen möchte — konsumiert und kultiviert sein „Ich“ bis an die äußerste Grenze. Ein moderner Sisyphus, schiebt und hebt und schleppt er das Vollmaß seines physischen und geistigen Könnens nach der ersehnten Höhe, unerschrocken und rastlos.

Im Gegensatz zu ihm denkt und fühlt der Theatermann stets im „pluralis majestatis“. Sein Arbeitsfieber, sein Ehrgeiz gehört Hunderten, ja ungezählten Tausenden. Seine Kraft dient dem Universum, sein Auge taucht in die Dämmerung kommender Zeiten, seine Devise heißt: „Einer für alle!“

Aus solchem Holz waren Iffland, Schröder, Eduard Devrient und Laube geschnitzt, und man darf neben diesen für die Entwicklung des Theaters so bedeutsamen Männern ohne lobhudelnde Absicht den Namen Gregori aussprechen, als den eines Wollenden und Wissenden.

Er gehört erst seit wenigen Jahren dem Burgtheater an, und er hat daraus nicht bloß sein Studium gemacht in künstlerischer und theaterwissenschaftlicher Art, sondern er hängt ihm an mit der ehrfürchtigen Liebe eines treuen Sohnes. Er urteilt als Sachverständiger, der Physiognomie und Entwicklung aller Theater zu seinem unausgesetzten Studium gemacht hat, wenn er behauptet, daß das Burgtheater in jeder Beziehung nach wie vor vorbildlich wirke.

„Man spricht immer von der vergangenen Größe des Burgtheaters, von seiner jetzigen Dekadenz,“ meint er lächelnd. „Aber das Burgtheater geht meines Wissens schon zugrunde, solange es besteht. Im Jahre 1862, als Hartmann mit Stolz berichtete, er sei ans Burgtheater engagiert, dämpfte der alte Marr seinen Enthusiasmus mit den Worten: ‚Bilden Sie sich nicht zu viel ein, es ist lange nicht mehr das alte Burgtheater.‘ Und Laube selbst, der Vater des Burgtheaters, jammert, daß ‚das Burgtheater, die letzte Haltestelle des leider planlos hintaumelnden deutschen Theaters, wie ein steuerloses Floß auf den gefährlichen Wellen des Zufalls dahintreibt und in Gefahr ist, verloren zu gehen!‘

„Und noch immer ist es nicht verloren gegangen," lächelt der Künstler, „ja noch immer ist es die erste, die vornehmste deutsche Bühne! Und die von seiner einstigen Glanzzeit schwärmen, vergessen, daß sie selbst damals jung und begeisterungsfähig gewesen und nun durch alternde Erfahrung das Talent frohen Genießens eingebüßt haben. Die Größe des Hauses ist allerdings ein ungeheurer Nachteil, sowohl für den intimen Reiz des Konversationsstückes und des Lustspiels als auch für die Erziehung des Schauspielers. Die moderne Milieukunst sträubt sich gegen die riesigen Dimensionen der Burgbühne. Flüsterton, Pausen, welche Stimmung bereiten sollen, sind fast unmöglich geworden. Wir müssen jedes Wort durch die Geste, jedes Piano, jede kleine Emotion durch große Bewegungen markieren, wir müssen von einem Tisch zum andern oft zehn Schritte machen, während man in den Berliner modernen Theatern dazu nur drei Schritte nötig hat, wir müssen alles Kleine, Zufällige unterstreichen und mit Wichtigkeit behandeln. Dadurch geht sicherlich die Einfachheit des Tones verloren, und die Stilführung des Burgtheaters wird durch die übergroßen Raumverhältnisse immer mehr nach dem klassischen Drama gedrängt, dessen Darstellung bei uns allerdings auf höchster Höhe steht."

Gregori spricht dann über einzelne Schauspieler, über Baumeister und Sonnenthal, die beiden Altmeister deutscher Bühnenkunst, und über Kainz, dessen Geist und Wesen seiner Ansicht nach das letzte Wort moderner Schauspielkunst spricht — modern im Sinne darstellerischen Fortschrittes. Er rühmt seine einzig dastehende Redekunst, den durchdringenden, originellen Geist seiner Auffassung, die Freude an der Geste, welche den ernsten deutschen Bühnenkünstlern in ihrer schwerblütigen, asketisch enthaltsamen Darstellung so oft fehlt, das leichtbewegliche Naturell, die spielerische Grazie seiner Wortkunst und anderseits die Herrschergewalt, die er ausübt, sowie er die Bühne betritt.

„Ich kann Romeo, diesen feinen, graziösen, lebensvollen italienischen Knaben, von niemand anders mehr sehen," fügt Gregori lebhaft hinzu, „als von Kainz, und ebenso geht es mir mit dem Don Carlos. Unbestritten bildet Kainz eine Epoche in der Schauspielkunst, eine Stufe für sich, daran jeder Vergleich fehlgeht. Er hat im Gebiete deutscher Bühnenkunst die Klassiker neu geboren, aus den jungen Helden Menschen gemacht, den Geist des Dichters zu lebendigem Leben herausgearbeitet. Dazu diese merkwürdig elastische, alles Grüblerische überspringende Phantasie, dieses künstlerische Nervenspiel ohne Nervosität, ein eiserner Wille, der es ihm ermöglicht, vierunddreißigmal im Monat zu spielen, dabei jeden Morgen zu probieren, bis sieben Uhr abends Werke philosophischen und naturwissenschaftlichen Inhaltes zu lesen und gleich darauf, ohne vorherige Sammlung, den Hamlet zu spielen. Er ist einer der liebenswürdigsten Kollegen, harmlos wie ein Kind. Als Mitspieler unschätzbar, ohne Aufdringlichkeit, ohne Absicht belehren zu wollen, bringt er mit einem Wörtchen Licht und Luft auf die Szene, wirkt oft durch die einfache Erklärung: ‚der will dies und das' wie eine Offenbarung. Unbestritten ist er ein ebenso wertvoller Regisseur, wie er ein ganz einziger Schauspieler ist."

Wir kommen auf Regie zu sprechen, über deren Wesen und Wichtigkeit der Laie eigentlich nur wenig weiß. Gregori schreibt der Regie einen ungeheuern Einfluß auf die Schauspielkunst zu. Das Theater ist, wie er sich darüber ausdrückt, eine Monarchie, die nur von einer starken, kundigen Hand geleitet und regiert werden kann. Markante Persönlichkeiten unter den Schauspielern gibt es nur wenige, und auch diese sollen — nach der berühmten Vorschrift Hamlets — über das Gespräch nicht hinausschreien. Der innere Wert eines Theaters ist das ausgeglichene, charakteristische Zusammenspiel, die feine Instrumentierung der dichterischen Komposition. Da muß nun der Regisseur alle Abtönungen, alle dynamischen Wirkungen hören und verstehen, er muß ein Plastiker, ein Maler und Dekorateur sein, um das Kunstwerk vollkommen darstellen zu können. Er muß die großen Kräfte mit den kleinen in Einklang bringen, er muß bauen können wie ein Architekt und Stein und Quader und zartes Ornament an die richtige Stelle setzen. Er ist der Talentbildner, der dem fertigen Künstler ebenso wie dem ungeschulten Provinzschauspieler die Erklärung für den dichterischen Zusammenhang des Stückes gibt, und der feinfühlende musikalische Dirigent, der die Stimmung für den richtigen Zusammenklang, für den symphonischen Aufbau heraushört.

Einer der idealsten, vollkommensten Regisseure war August Förster. Bei den ersten Proben ließ er sich die Rollen von den Schauspielern ruhig vorspielen, sprach beinahe nichts, bestimmte höchstens Auftritt und Abgang nach rechts oder links, frug dann nach dem Willen einzelner, wie sie über eins und und das andre, über die Auffassung ihrer Rollen dächten, suchte dann die Mittellinie zwischen seiner und der Meinung des Schauspielers und schaffte das richtige geistige Verständnis.

Für junge Schauspieler, die noch kein Rückgrat haben und Gefahr laufen, die Affen großer Vorbilder zu werden, ist der Regisseur der strenge Erzieher und zugleich der Rettungsengel, der sie vor der geistlosen Schablone bewahrt. In Wien hatten beispielsweise alle kleinen Kerle, die zum Theater gingen, Lewinsky imitiert, alle jugendlichen Helden Kainz und Reimers nachgemimt, wo wäre man da hingeraten, hätten die Regisseure nicht Einhalt getan!

Sehr pessimistisch spricht sich Gregori über Theaterschulen und über Talentbeurteilung von jungen Leuten, die zum Theater gehen wollen, aus. Er selbst ist Lehrer an der Schauspielschule des Konservatoriums in Wien und geht da mit unerbittlicher Strenge vor. Unter 32 Schülern, die er in einer andern Schule unterrichtete, befanden sich vier talentierte Kandidaten!

„Ist es nicht viel vernünftiger, wenn ein Mensch ein mittelmäßiger Konditor wird statt eines schlechten Schauspielers?" ruft der Künstler aus, den Talentlosigkeit beim Theater ebenso ärgert wie die Schauspielerlehrer, die sich ein Geschäft daraus machen und sich an der Talentlosigkeit zu bereichern suchen.

Gregoris Ideal wäre eine dramatische Hochschule, an welcher er der Lehrer für fertige Schauspieler sein und seine fortbildnerischen, reformatorischen Ideen verwirklichen könnte. Es ist der Schmerz seines Lebens, daß er in seinen Be-

strebungen von seinen Kollegen nur wenig unterstützt wird. Aber er weiß auch, daß man Reformen in der Kunst nicht aufdrängen darf.

Sein „Steckenpferd", wie er es nennt — in Wahrheit seine Schwärmerei —, ist die Lyrik. Das ist um so erstaunlicher, als er in seinen Bühnenschriften „Schauspielersehnsucht" (München 1903, Verlag Georg D. W. Callwey), „Das Schaffen des Schauspielers" (Berlin 1899, Ferd. Dümmlers Verlag) und in allen seinen Beiträgen für die Jahrbücher der Shakespeare- und Theatergesellschaft, des „Kunstwart" eine merkwürdig objektive, sachliche und scharfkritische Sprache spricht. Er hat soeben eine Anthologie „Lyrische Andachten", Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter (Leipzig, Max Hesses Verlag), gesammelt und herausgegeben, bei welch letzterer er durch den Gedanken neuer Anordnung einen neuen Standpunkt vertritt. Er findet, daß alle Anthologien, die wie bisher nur nach Dichtern geordnet sind, an Stimmungslosigkeit leiden und keinen Wert für Menschen haben, die für ihre jeweilige Stimmung, für ihr geistiges Erholungsbedürfnis nach befriedigendem Ausdruck suchen. Namentlich für das Volk, dem diese Anthologie speziell zugedacht ist, hat Gregori den ganzen Gedichtestoff, der von den Minnesängern bis zu den Modernsten reicht, in acht Zyklen eingeteilt, die sozusagen alle Stimmungen und Stadien eines Lebenstages und in ihrer Summe die ganze menschliche Lebenszeit durchlaufen und begleiten.

Gregori hat ein feines und starkes Empfinden für die Kultur der Volksseele. Seinem Sinne nach ist das Theater als Bildungsmittel in erster Reihe für das Volk von Wichtigkeit. Er verwirft den Gedanken, als sei das Theater eine abgeschlossene Welt für sich, ein Weiheort, der besonderer Vorbildung bedürfe. Vielmehr schätzt er es als Glied in der Kette der volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten, als lebendige Schule für das Verständnis großer Beispiele. Ich zitiere hier aus dem Kapitel „Kulturfaktor und Apologie des Theaters" (Schauspielersehnsucht) die trefflichen Worte: „Was unzählige Geschichtsstunden nicht einzuprägen vermochten, im Spiel der Bühne wird es herrlich klar. Wenn Wallensteins Gestalt so greifbar vor aller Welt steht, so ist sie auf ästhetischem Wege gewonnen worden. Um Spinozas Gedanken wiederzugeben, werden ganze Universitätssemester bemüht — der liebende Faust vollbringt die Tat in wenigen warmen Zeilen." Ferner: „Man gebe einem mittelbegabten Menschen den ‚Hamlet' in die Hand und beobachte, mit welcher unsäglichen Mühe er sich in die Situationen, Gedanken und Empfindungen hineinliest, ohne doch schließlich klare Vorstellungen davonzutragen. Und einen ähnlich Veranlagten setze man ins Theater — für alle Zeiten bleibt der sinnliche Eindruck in ihm lebendig!"

Im Sinne der Kultur, der lebendigen Fortbildung ist Gregori zum Vorleser der Volksbildung geworden. Mit blitzenden Augen spricht er von dem Hochgenuß, diesen hungrigen Leuten aus dem Volke Speise zu reichen, zu sehen, wie sie mit offenem Mund und erwartungsvollen Mienen dasitzen, bereit, zu jauchzen und zu heulen. Wie sie lauschen, wie sie kindlich verstehen, wenn sie hören: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh! ..."

Das ist eine große, große Freude für ihn. Gregori erklärt dies für die

Schauspielerfreude, die lebendige Wirkung weckt. Er selbst ist mit Leib und Seele Schauspieler, hält sich dafür geschaffen und findet darin seine größte Befriedigung. Die schlechteste Rolle ist ihm lieber und liegt ihm mehr am Herzen als die beste schriftstellerische Arbeit. Er betrachtet dies als Beweis, daß er nicht „aus Versehen" Schauspieler geworden sei. Jede Rolle studiert und spielt er mit Liebe, er steht nicht auf dem falschen Standpunkt, nur große Rollen interessant zu finden und nur solche spielen zu wollen. „Der Bühnenpsychologe findet auch in der kleinsten Shakespeare-Rolle genug Großes und kann selbst daran groß werden," versichert er. Das Burgtheater erkennt seine schauspielerische Kraft, indem es ihm Faust, Antonio (Tasso), Wurm, Octavio Piccolomini, Burleigh, Domingo, Dr. Wangel, Gregors Werk Pastor Manders spielen läßt und ihn mehr und mehr in den Vordergrund rückt.

Unser Gespräch streift noch verschiedene literarische und theatralische Fragen, die Gregori künstlerisch und fachwissenschaftlich mit unentwegtem Interesse bespricht, und als ich von ihm Abschied nehme, gedenke ich der Worte Wagners an Faust:

„Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn,"

denn in der Tat, ich kann nur schwer entscheiden, ob mir die Unterhaltung mit dem gebildeten Künstler mehr Vergnügen oder mehr Belehrung verschafft hat.

Berichte aus allen Wissenschaften

Fortschritte der Medizin

Vor lauter Wald sieht man die Bäume nicht; das ist etwa die Situation, wenn man aus der unendlichen Fülle dessen, was auf medizinischem Gebiete gearbeitet wird, hervorragende Tatsachen sich vergegenwärtigen will. Die Menge des Geschriebenen ist wirklich unheimlich. Kein Jahr vergeht, wo nicht einige neue Archive, Monats- und Wochenschriften die Zahl der vorhandenen beträchtlich vermehren. Außerdem nehmen die altbewährten Blätter rapid an Umfang zu. Die „Münchener Medizinische Wochenschrift" zum Beispiel, das verbreitetste ärztliche Organ Deutschlands, hatte im Jahre 1880 einen Umfang von 580 Seiten, 1885 von 803, 1895 von 1254 Seiten. Und 1905 über das Doppelte, nämlich 2544 Seiten. Das gleiche Spezialgebiet wird gleich von zwei, drei und noch mehr Zeitschriften behandelt. Für Augenheilkunde allein existieren in Deutschland eine Wochen-, eine Halbmonatsschrift, zwei Archive, drei Monatsschriften, ein Jahresbericht. Für das Radium in seiner medizinischen Anwendung allein war offenbar nicht genügend Platz in den verschiedenen Organen über Röntgenstrahlen und über Lichtbehandlung oder physikalische Heilmethoden: es wurde in Frankreich eine Monatsschrift und in Deutschland ein Jahrbuch der Radioaktivität gegründet. Ganz uferlos ist die pharmazeutische Literatur: Medikamente lassen in unendlicher Zahl beim heutigen Stande der Chemie sich aus der Retorte hervorzaubern. Allein an anästhesierenden Mitteln ist es, seit Einhorn den allen diesen gemeinsamen Benzoesäureesterkern entdeckte, gelungen, etliche Hundert herzustellen.

Und sie alle werden geprüft und geschildert. Die Schreibseligkeit in dieser Richtung wird nur in neuerer Zeit übertroffen durch die Lust, nun einmal die physikalischen Heilmittel mehr in den Vordergrund treten zu lassen. Kurz, das Wort „Zeitschriftenepidemie“ ist nicht unbegründet.

Der langen Einleitung kurzer Sinn: Man wird es begreifen, daß aus der Flucht der mit kinematographischer Schnelligkeit vorüberziehenden Bilder nur immer einige Ausschnitte hier gebracht werden können. Um zur Radioaktivität nochmals zurückzukehren: Rätselhaft wie am Beginne ist noch das Wesen der Röntgenstrahlen- und Radiumeinwirkung auf den menschlichen Körper. Ganz unerwartet und ohne vorheriges Warnungssignal kommt es bekanntlich zu starken Zerstörungen. In Fällen zum Beispiel, wo ganz unnützerweise Hautkrankheiten mit Röntgenstrahlen behandelt wurden, resultierten die schwersten Schädigungen. Erst jüngst ist es vorgekommen, daß einem Patienten so die Arme fast total in geschwürige Massen umgewandelt worden sind. Im allgemeinen ist man in wissenschaftlichen ärztlichen Instituten allerdings vorsichtig, und mittels neuer Methoden soll es jetzt gelingen, die Strahlen genau zu dosieren. Hoffentlich bewahrheitet sich dies. Inzwischen wäre es richtig, die Begeisterung zu dämpfen, mit der die Bestrahlung in passenden und nichtpassenden Fällen empfohlen, von Unberufenen angewandt und vom Publikum auch verlangt wird. Zur Erklärung der merkwürdigen schleichenden Einwirkung sind wir also noch nicht gelangt. Immerhin hat es sich in letzter Zeit gezeigt, daß auch hier die physikalische Wirkung in Wirklichkeit eine chemische ist. Die Röntgen- und Radiumstrahlen zersetzen offenbar gewisse Substanzen (Lecythin), und die Zersetzungsprodukte wirken dann weiterhin elektiv auflösend auf ihre Umgebung. Diese Erkenntnis hat dann dazu geführt, ein solches Zersetzungsprodukt, das Cholin, als ein Ersatzmittel für die Bestrahlung erfolgreich zu versuchen. Man kann also die Strahlen gleichsam in Wasser gelöst in den Körper einbringen. Hoffnungsvoll erscheinen verschiedene Berichte über die günstige Beeinflussung von Krebs und andern Geschwülsten durch Röntgen- oder Radiumstrahlen. Namentlich die letzteren scheinen einen Fortschritt dadurch zu ermöglichen, daß sie an Substanzen haften, mit diesen, in Röhrchen eingeschlossen, in den Körper eingeführt werden und so von innen herausstrahlen können. So weit aber sind wir noch nicht, daß man die chirurgische Behandlung des Krebses als überwunden betrachten dürfte, und es empfiehlt sich jedenfalls, einstweilen nur bei Oberflächenkrebsen Behandlung mit Strahlen anzuempfehlen. Sonst gefährdet man das Leben des Kranken. In unheilbaren Fällen aber oder bei oberflächlichen Geschwülsten haben auch verlässige Autoren erfreuliche Besserungen bezw. überraschende Erfolge festgestellt.

Daß wir in unserm Körper eine Menge von Gift beherbergen, ist eine Tatsache, die den sogenannten Naturheilkundigen gar nicht in den Kram passen will. Es ist längst bekannt, daß unter anderm Rhodan im Speichel, daß Phosphor in unsern Knochen in recht großen Quantitäten vorkommt. Nun soll aber auch jeder Mensch täglich Arsen zu sich nehmen. So wenigstens behauptet Gautier. Der Pariser verzehrt nach ihm in Eiern, Fleisch u. s. w. täglich zirka zwanzig Tausendstelmilligramm, im Jahr 7 Milligramm Arsen. Das sind Quantitäten, die weit unter den üblichen medikamentösen zurückbleiben, deren größte einmalige 5 Milligramm, deren größte für den Tag 15 Milligramm betragen darf. Aber es ist interessant, daß wir ein solches Gift zu den normalen täglich aufgenommenen Stoffen zu rechnen haben. Vorausgesetzt ist dabei, daß die minimalen Quantitäten nicht aus den Reagenzien stammen, mit denen die Versuche gemacht worden sind. Das ist nämlich die Erklärung, die manche dem eigenartigen Befund geben wollen.

In der Ernährung Kranker geht man jetzt einen neuen Weg, der bisher nur zur Flüssigkeitszufuhr, dabei allerdings (Cholera, Sommerdiarrhöen) mit viel Erfolg beschritten wurde, den der Einspritzung von Nahrungsmitteln direkt unter die Haut. Bei Magengeschwüren zum Beispiel hat man als wichtigste Aufgabe die absolute Ruhigstellung des Magens und Darms zu verfolgen. Man ließ daher die Leute hungern. Allein dabei stellt

sich, wie wiederum neuere Forschungen ergeben haben, eine unangenehme Vergiftung durch im Körper, wahrscheinlich aus der Fettzersetzung, entstehende organische Säuren ein, ganz ähnlich wie dies auch bei Zuckerkranken beobachtet wurde, denen man keinerlei Kohlehydrate aus Furcht vor der Vermehrung der Zuckerausscheidung zu geben pflegte. Man war also gezwungen, die Säurebildung zu verhüten, indem man die Fettzersetzung durch Zuckerdarreichung einengte, ohne aber den Magen oder Darm zu belästigen. Es gelang dies, indem man eine Zuckerlösung unter die Haut der Beine zum Beispiel einspritzte. Die Erfolge waren sehr gute, und so ist man dazu übergegangen, auch sonstigen Kranken, die entweder nicht essen wollen — z. B. Geisteskranken — oder aus irgendeinem Grunde nicht essen können, durch solche Einspritzungen von gelöstem Nährmaterial unter die Haut das Leben zu fristen. Man verwendet zu diesen Einspritzungen, außer den schon erwähnten drei- bis fünfprozentigen Zuckerlösungen in einer Quantität von etwa 1½ Liter, auch noch 100 Kubikzentimeter steriles Olivenöl und etwa 500 Kubikzentimeter Pepsinpepton in vier- bis siebenprozentigen Lösungen im Tag.

Die beste Art der Säuglingsernährung ist und bleibt die Mutterbrust. Es wird überall jetzt eine rege Agitation entfaltet, um diese Einsicht zu fördern und so das Selbststillen der Frauen wieder anzuregen und es auch in Gegenden zur Sitte zu machen, wo durch Generationen hindurch diese natürlichste und schönste Erfüllung der Mutterpflicht vernachlässigt und durch Darreichung von Kuhmilch ersetzt wurde. Sehr interessant ist es dabei, zu wissen, daß die von manchen Autoren konstatierte und auf ererbte Degeneration der Brüste zurückgeführte Unfähigkeit zum Stillen — besonders der Alkoholismus der Väter soll dabei eine hervorragende traurige Rolle spielen — sich sehr häufig nur als Stillunlust oder Ungewandtheit entpuppt, wenn man nur die nötige Geduld und Energie aufwendet. Bei der ärmeren Bevölkerung allerdings bieten einstweilen die äußeren Umstände zwingende Abhaltungen gegen die regelmäßige Darreichung der Mutterbrust. Es wird daher überall auch darauf hingearbeitet, eine möglichst einwandfreie Kindermilch den Müttern schon fertig in der Flasche zum Gebrauch zu stellen. Dabei kommt weiter die Frage in Betracht, ob die gekochte Milch so gut ist wie die ungekochte. Ungekochte Milch, und zwar die Milch von der Mutter, bekommt entschieden am günstigsten. Versuche an Ziegen haben ergeben, daß zum Beispiel von drei Tieren des gleichen Wurfes das schwächste, aber am Euter des Muttertieres aufgezogene Tier nach fünfzehn Tagen sein Gewicht verdoppelt hatte, während das mit Kuhmilch ernährte in zwanzig Tagen, das mit gekochter Kuhmilch ernährte erst nach zweiundzwanzig Tagen so weit kam. Voraussetzung ist bei Darreichung ungekochter Milch ihre möglichst tadellos reinliche und keimfreie Gewinnung; eine sehr schwierige Aufgabe, die aber doch praktisch, wenn auch unter erhöhtem Preis für die Milch, durchführbar ist. Hempel (Dresden) hat es durch eine Behandlungsart der Kühe vor jedem Melken, die an die vor einer aseptischen Operation erinnert: Ueberführung in einen eignen peinlich reinen Melkraum, Waschen der Euter, Bekleidung der Kühe mit reinem Leinenzeug u. a., dahin gebracht, daß die so gewonnene Milch selbst nach dreiwöchentlichem Auswachsen auf Albumosenährboden nur 1600 Keime zeigte, während von Kurmilch aus andern Ställen 38000, von pasteurisierter Ladenmilch 280000 und von einer als „sterilisiert" bezeichneten 370000 Keime aufgingen. Für die allgemeine Praxis aber gehen die hier geübten Maßnahmen doch zu weit, und es läßt sich auch bei weniger rigorosen Vorsichtsmaßregeln Vorzügliches erreichen, wie sich dies zum Beispiel bei der Musterstallung auf dem Gute des Prinzen Ludwig von Bayern in Rieden bei München nachweisen läßt. Die Kühe hier haben einen sehr wichtigen Vorzug; sie sind alle nach der Behringschen Methode gegen Tuberkulose immunisiert und, wie fortwährende Kontrolle mit Tuberkulin zeigt, mit Erfolg. Diese Maßnahme, ferner besondere Reinlichkeit (sofortige Entfernung des Düngers) und sonstige hygienische Vorkehrungen im Stalle (Kanalisation u. s. w.), beim Melken (Abreiben der Euter, Waschen der Hände) und beim Vertrieb (Filtrieren der Milch durch Wattefilter, sofortige Tief-

kühlung) liefern ein vorzügliches Produkt, das man ohne jeden Schaden Kindern roh zu trinken geben kann, das sich auch auffallend lange unzersetzt erhält. Das Streben für gute Milchversorgung, das überall, wie gesagt, jetzt sehr rege ist, wird in dieser Richtung der peinlich sauberen Milchgewinnung sich bewegen müssen, dann aber auch die sehr nötigen Erfolge nicht vermissen lassen.

Die Serumtherapie hat durch das Dysenterieserum eine erst kürzlich wieder von maßgebender Seite bestätigte Bereicherung erfahren. Schon Kruse, der Entdecker der verschiedenen Dysenterieerreger (Amöben, Dysenterie- und Pseudodysenteriebazillen), ebenso Shiga und Flexner haben sich an die Herstellung eines Serums gegen die beiden letzteren wichtigsten Formen der Dysenterie aus den beiden Bazillenarten gemacht. Entsprechend deren verschiedener Wirksamkeit waren es für erstere ein antitoxisches, für letztere ein bakterizides Serum. Da die toxische Form die schwerere und in Europa häufige ist, so hat man mit diesem Serum in Oesterreich Versuche gemacht und, wie aus einem Bericht des Serotherapeutischen Institutes in Wien an das dortige Ministerium des Innern hervorgeht, mit viel Erfolg. Schon vorher hatte man in Rußland, auch im russisch-japanischen Krieg, mit sehr guten Resultaten, namentlich auch, was die Abkürzung und Milderung des Krankheitsverlaufs betrifft, günstige Erfahrungen gemacht. Bei uns sind glücklicherweise die Ruhrepidemien bedeutend zurückgegangen, aber noch vor kurzem hat in Barmen diese Krankheit 3000 Menschen befallen und 300 Todesfälle verursacht. Nach den neuen Erfahrungen wären diese mit Serum auf etwa 100 zu beschränken und außerdem die Rezidive zu vermeiden gewesen. Dr. O. Neustätter (München).

An den Herausgeber der „Deutschen Revue"

Sehr geehrter Herr!

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir gestatten würden, einige Ungenauigkeiten zu berichtigen, die sich in meinen Anmerkungen zu den im März-Hefte 1906 der „Deutschen Revue" veröffentlichten Briefen Malwida von Meysenbugs an ihre Mutter befinden und auf die ich von Herrn Baron Karl von Meysenbug aufmerksam gemacht worden bin.

In der Anmerkung auf S. 362 heißt es, daß Otto von Meysenbug „Staatsminister in Wien" gewesen sei. Er war nur Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußeren.

In Anmerkung 2 zu S. 363, wo von William von Meysenbug die Rede ist, habe ich einen Ausdruck gebraucht, der meinen Gedanken nicht richtig wiedergibt. Ich habe gesagt, daß William „in diplomatischem Dienst bei der badischen Legation war". In Wirklichkeit war er badischer außerordentlicher Gesandter am preußischen Hofe.

S. 365, Anmerkung 1 wird gesagt, daß Erna die Frau William von Meysenbugs gewesen sei. Sie war seine Nichte. William war Witwer.

S. 369, Anmerkung 1 enthält einen bedauerlichen Irrtum. Es heißt dort, daß William von Meysenbug selbst die Ausweisung seiner Schwester aus Berlin veranlaßt habe. Seine Schwester hat dies geglaubt, wie ich durch ihre Briefe beweisen könnte. Sie glaubte, William habe, erschrocken über ihre Beziehungen zu den Revolutionären, verlangt, daß man sie ausweise, um sie vor ihr selbst zu retten. Doch Herr Karl von Meysenbug macht mich mit Recht darauf aufmerksam, daß Malwida von Meysenbug selbst in ihren Memoiren gesagt hat (Ausgabe von 1876, Bd. II, S. 77), daß sehr wahrscheinlich ein Artillerieoffizier, ein Spion der preußischen Regierung, der Urheber ihrer Ausweisung aus Berlin gewesen sei.

Genehmigen Sie 2c.

Gabriel Monod.

Versailles, 20. März 1906.

Literarische Berichte

Kinder ihrer Zeit. Geschichten. Von August Sperl. Erstes bis drittes Tausend. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 5.—.

August Sperl genießt seit dem Erscheinen seiner Romane „Die Söhne des Herrn Budiwoj“ und „Hans Georg Portner“ einen wohlbegründeten Ruf als Meister der historischen Erzählung; man kann wohl sagen, daß er in diesem so viel kultivierten und doch an wirklich Gutem so armen literarischen Genre nahe an Konrad Ferdinand Meyer, den anerkannten Klassiker der historischen Novelle, heranreicht und unter den Lebenden keinen ihm völlig ebenbürtigen Rivalen hat. Er vereinigt in sich die besten Eigenschaften des Historikers und des Dichters, aber der Dichter in ihm ist immer der Stärkere oder, wenn man will, der Historiker in ihm besitzt das Feingefühl, dem Dichter stets, wie es sein muß, den Vorrang zu lassen. Dank diesem harmonischen Zusammenarbeiten seiner Dichterkraft und seines gelehrten Wissens hat Sperl wiederum einige Kabinettstücke historischer Erzählungskunst geschaffen, die uns in dem vorliegenden Buche vereinigt dargeboten werden. In knapper, markiger Darstellung erzählt der Dichter in der ersten, tieftragischen Novelle, „Der Obrist“, wie ein friedländischer Offizier als Greis eine Bluttat büßt, die er vor langen Jahren während des Dreißigjährigen Krieges in skrupellosem Jugendübermut begangen hat. An diese prachtvolle Novelle, die durch die meisterhafte Durchführung der Handlung, die großartige Charakteristik und das unvergleichliche Stimmungs- und Zeitkolorit wahrhaft packend wirkt, reiht sich als zweite ein erheiterndes Zwischenspiel, „Die beiden Heiligen“, worin der Dichter mit kräftigem, satirisch gewürztem Humor ein köstliches Beispiel mittelalterlicher Mirakelsucht novellistisch behandelt. Die dritte und letzte Geschichte, „Der Mitläufer“, künstlerisch die feinste des Buches, führt uns in die Wirren des Bauernkriegs von 1525 und erzählt uns die Schicksale eines jungen Bauernburschen, der von den Aufrührern gewaltsam mit fortgerissen, den Zug auf Würzburg mitmachen und bei der Berennung der Feste sein Leben lassen muß, ohne nur recht begriffen zu haben, wofür er kämpfen und sterben sollte. Das Buch bedeutet für Sperls starke Kunst einen neuen Ruhmestitel und wird dem Dichter zweifellos viele neue Leser und Bewunderer gewinnen. B—r.

Geschichte des zeitgenössischen Frankreich 1871—1900 von Gabriel Hanotaux. Autorisierte Uebersetzung von Th. J. Plange. Band 1. 2. 1. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Hanotaux' französische Geschichte ist eines der wissenschaftlich wie literarisch wertvollsten Werke, die in den letzten Jahren erschienen sind. Hanotaux hat sich als gewesener Minister eine große Menge bisher gänzlich unbekannten Materials verschaffen können, und daher ist sein Werk stellenweise geradezu epochemachend geworden. Der erste Band behandelt die Präsidentschaft Thiers', der erste Teil des zweiten Bandes die Geschichte der ersten beiden Ministerien des Herzogs von Broglie (Mai 1873 bis Mai 1874) und die Darlegung von dem zweifachen Fehlschlagen einer monarchischen Restauration. Die letzten drei Kapitel enthalten eine feinsinnige Studie über die Entwicklung der Literatur, der Künste und Wissenschaften und des moralischen Gefühls in dem Jahrzehnt von 1871 bis 1880. Die Darstellung des Ganzen ist glänzend und von staatsmännischem Geiste getragen. Auch die Uebersetzung liest sich gut und glatt; die Ausstattung ist vorzüglich; der erste Band enthält vier künstlerisch ausgeführte Bildnisse in Kupferdruck (Hanotaux, Thiers, Jules Favre, Graf Chambord), der zweite fünf (Mac Mahon, Herzog von Broglie, Gambetta, Renan, Pasteur).

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Methode Toussaint-Langenscheidt. Original. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium Erwachsener. Italienisch von Dr. Heinrich Sabersky unter Mitwirkung von Professor Gustavo Sacerdote. — Schwedisch von Kammerrat E. Jonas unter Mitwirkung von Dr. phil. Ebbe Tuneld und Professor E. G. Morén. Berlin-Schöneberg 1906, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt).

Der Hauptvorzug der Toussaint-Langenscheidtschen Methode besteht darin, daß der Lernende im Gegensatz zu dem schulmäßigen Verfahren sofort mitten in die Sprache hineingestellt wird und gezwungen ist, von der ersten Lektion an in der fremden Sprache zu denken. Der italienische Lehrgang, der jetzt in zwei Kursen vollendet vorliegt (36 Briefe, 7 Beilagen und Sachregister), stellt den Schüler sofort vor den Roman Salvatore Farinas „Il Signor Io“, der bis zum 36. Briefe durchgeführt wird. Im zweiten Kursus, der mit Brief 19 beginnt, wird dem Lernenden außerdem noch Goldonis Komödie „Il Burbero benefico“ geboten. An den Text schließen sich grammatische Erläuterungen, Gespräche praktischen Inhalts u. s. w., alles dies mit solcher

Anschaulichkeit und Gründlichkeit dargestellt, daß bei einigem Fleiße das gesteckte Ziel — fehlerfreie, geläufige Aussprache und Korrektheit im schriftlichen Ausdruck — sicher erreicht wird. — Die Uebertragung der Toussaint-Langenscheidtschen Methode auf die schwedische Sprache bot ganz besondere Schwierigkeiten dar, da die gute schwedische Umgangssprache von der Literatursprache wesentlich abweicht. In der ersten Lektion wird daher mit einer Genauigkeit, die jede Eigentümlichkeit berücksichtigt, eine vollständige Uebersicht über den Lautbestand der schwedischen Sprache gegeben. Im ersten Kursus (Brief 1—18) wird eine Novelle von Hedberg „Två fruar" dem Unterricht zugrunde gelegt, im zweiten Kursus kleinere Novellen von Geijerstam, Hedenstjerna, Amanda Leffler, Valfried Grane u. s. w., außerdem einige der schönsten Volkslieder und endlich ein Lustspiel von Tor Hedberg, „Der Schlafrock". Man sieht, der Unterrichtsstoff ist auf das sorgfältigste und reichhaltigste ausgewählt, damit auch sämtliche Ausdrucksweisen der schwedischen Sprache zur Behandlung gelangen. Den 36 Briefen sind 6 Beilagen beigegeben, von denen eine einen Abriß der schwedischen Literaturgeschichte enthält.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit einer Verstorbenen. Herausgegeben von Richard Schaukal. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4.—.

Ein eigenartig schönes und tiefes Buch, ohne Frage das beste des jungen österreichischen Poeten, dessen psychologische feine Novelle „Die Sängerin" kürzlich in dieser Zeitschrift erschienen ist. In ebenso geistreicher wie gemüt- und poesievoller Weise gibt der Verfasser — fiktiv als Herausgeber von Aufzeichnungen eines verstorbenen Freundes — Gefühlen Ausdruck, die wohl in jedem fein empfindenden Menschen unsrer Zeit leben: dem bitteren Groll über das sinnlose Hasten, die rohe Genußsucht und Kulturlosigkeit der Gegenwart und der brennenden Sehnsucht nach der Einfalt der Sitten und der Lebensharmonie, wie sie in der Jugendzeit unsrer Großväter, der „Märchenzeit", herrschten. Liebe Erinnerungen aus seiner eignen Kindheit wechseln ab mit Phantasiebildern, die beim Anblick alter Häuser und Gärten vor ihm aufsteigen, mit seelenvollen Reflexionen und bangen Wünschen, die sich in ihm auslösen, wenn seine Gedanken sich auf sein gegenwärtiges Leben und auf die Seinen richten. Das alles gibt der Dichter in Form einer Zwiesprache mit der vor kurzem dahingegangenen Großmutter, deren ehrwürdige Persönlichkeit ihm das Sinnbild alles Edeln und Schönen, die Verkörperung der vergebens zurückersehnten „guten alten Zeit" ist. Das Buch ist Marie von Ebner-Eschenbach gewidmet und — was mehr bedeutet — von ihrem Geiste erfüllt; es legt ein erfreuliches Zeugnis dafür ab, daß der literarische Nachwuchs Deutsch-Oesterreichs über schöpferische Kräfte verfügt, die vollauf würdig erscheinen, das Erbe der greisen Dichterin anzutreten.

B—r.

Aus Busch und Steppe. Afrikanische Expeditionsgeschichten von Adolf v. Tiedemann. Berlin 1905, Winckelmann & Söhne.

Der Verfasser hat im Jahre 1889 die Deutsche Emin-Pascha-Expedition mit Dr. Karl Peters mitgemacht und im Jahre 1892 einen Auszug aus seinen Tagebüchern unter dem Titel „Tana—Baringo—Nil" veröffentlicht. Jenes Buch ist in der Januar-Nummer der „Deutschen Revue" (S. 126) angezeigt worden, und dem Verfasser konnte damals das Zeugnis ausgestellt werden, daß er bei den vielen Abweichungen gegenüber den Büchern von Peters und Rust „sich regelmäßig als der bescheidenere gezeigt hat, der sich am meisten vor Uebertreibungen hütet und daher auch das meiste Vertrauen verdient".

Das vorliegende Werk schildert diejenigen Erlebnisse jener Reise, die ein dauerndes Interesse in Anspruch nehmen können, in breiterer und reiferer Art. Der Verfasser zeigt sich nicht nur als mutiger und liebenswürdiger Offizier, sondern auch als gewandter Erzähler.

K. F.

Inneres Leben. Von Ludw. v. Schlözer. München 1906, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

„Folge dem Triebe in dir, alles aufzusuchen, was deine Lebenstätigkeit fördert, alles Hemmende zu meiden ... Tritt ein in die Stille deines Innern! Finde dein eignes Zentrum und durchdringe selbsttätig von hier aus die Dinge, die dich umgeben. Beherrsche die Welt von innen heraus." Mit diesen dem Buche entnommenen Sätzen läßt sich etwa seine Tendenz umschreiben. Es bietet philosophische Betrachtungen in künstlerischer Form. Besonders fein ist die dichterische Veranschaulichung in dem ersten Abschnitt „Die Wirklichkeit" gelungen: die Vertreibung der idealistischen Philosophie durch die exakten Wissenschaften und das Sichüberschlagen der neuen Woge, die Selbstzerstörung der materialistischen Naturphilosophie. Die hier vereinigten Essays, die in gewisser Weise an Emerson erinnern, predigen alle Vergeistigung, Vertiefung, Selbstbesinnung — nicht immer in wünschenswerter Bestimmtheit, aber voll Ueberzeugungswärme und anmutender Schönheit.

Br.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchives und vieler

andrer Archive bearbeitet von Ludwig Pastor. Vierter Band. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens' VII. (1513 bis 1534). Erste Abteilung: Leo X. Erste bis vierte Auflage. Freiburg im Breisgau 1906, Herdersche Verlagshandlung.

Der vierte Band des durch den Freimut, mit dem es die tiefen Schäden der Kirche und des Papsttums aufdeckt, epochemachenden Werkes des katholischen Geschichtsforschers Pastor behandelt in der vorliegenden ersten Abteilung Leo X. und zeichnet sich durch denselben wissenschaftlichen Ernst und dieselbe unbestechliche Wahrheitsliebe aus wie die vorhergehenden Bände. Die unter dem Pontifikat Leos eintretende Reformation nennt der Verfasser, der Luthers Größe in überraschender Weise gerecht wird, „ein Strafgericht für alle, nicht zum wenigsten für das politischen Bestrebungen und weltlichen Vergnügungen sich hingebende Oberhaupt der Kirche".

Gleich beachtenswert wie die Darstellung der politischen und kirchlichen Angelegenheiten ist auch der Abschnitt über Leos Stellung zu Literatur, Wissenschaft und Kunst. Pastor gelangt darin zu dem Ergebnis, daß Leos Verdienste auch auf diesem Gebiete stark übertrieben worden seien und daß ihm nur das Lob gebühre, die Malerei gefördert zu haben, obgleich ihm auch hier die alleinige Bevorzugung Raffaels zum schweren Vorwurf gereiche. Kurz, das auch in sachlicher Beziehung vieles Neue bietende Werk ist eine Musterleistung ersten Ranges und gleich lehrreich für Katholiken wie für Protestanten.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien von Dr. Adolf Harpf. Stuttgart 1905, Strecker & Schröder.

Persönliche Reiseerlebnisse aus Aegypten. Studien und Bilder aus Aegyptens Kunst- und Kulturgeschichte, ausklingend in eine Symphonie über den Unterschied der Kulturziele im Orient und Okzident, im schnellen Wechsel zwischen subjektiver und objektiver Darstellung, interessant, geistreich, aber nicht gleichmäßig an Wert, und das Thema nicht erschöpfend, namentlich durch die zu einseitige Hervorhebung des geschlechtlichen Lebens.

K. F.

Jugenderinnerungen von Therese Devrient. Mit 12 Text- und 8 Vollbildern. Stuttgart 1905, Karl Krabbes Verlag (Erich Gußmann).

Das Buch enthält die Lebenserinnerungen Therese Schlesingers, der späteren Gattin Eduard Devrients, wie sie sie einst ihren Kindern und Enkeln erzählt und für sie niedergeschrieben hat. Sie reichen bis zum Jahre 1844, in dem Devrient von Berlin, wo die Verhältnisse für ihn unerträglich geworden waren, nach Dresden übersiedelte, gewähren uns einen Einblick in das reiche Seelenleben einer glücklichen Frau, die, wie der Herausgeber, ihr Enkel Hans Devrient, sie charakterisiert, „in der frohen Anlage ihres Temperaments sich selbst und alles um sie her erfreut allein durch ihr Dasein". Durch die Frische des sich in ihnen aussprechenden Naturells wirken sie äußerst erquickend und um so unmittelbarer, als sie eine Fülle von intimen Zügen aus dem Leben Eduard Devrients und der vielen bedeutenden Persönlichkeiten berichten, mit denen Therese an der Seite ihres Gatten in Berührung gekommen ist.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Ausgewanderte. Roman von Mite Kremnitz. 2. Auflage. Stuttgart, A. Kröner.

Mutterrecht. Von Mite Kremnitz. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1906.

Zwei Dinge besonders kann man der Verfasserin nachrühmen: sie bereichert unsre Romanliteratur stofflich durch außerordentlich fesselnde Darstellungen der rumänischen Gesellschaft, die sie durch langjährige Beobachtung kennen gelernt hat; vor allem aber weiß sie ihren Stoff dichterisch zu beleben und in schlichter, ehrlich wirkender Form zu einem ergreifenden Kunstwerk zu gestalten. Wenn man sich erst an den Stil gewöhnt hat, der lauter kleine Züge aneinander reiht, aber schließlich doch etwas Großes und Ganzes vor uns aufbaut, so wird man das Schicksal der „Ausgewanderten" — Deutscher, denen Rumänien zur zweiten Heimat geworden ist — mit wachsendem Interesse verfolgen. Nicht ganz auf derselben Höhe stehen die unter dem Titel „Mutterrecht" vereinigten Erzählungen. Hier überwiegt das Interesse am Stoff, am seltsamen Abenteuer. Besonders wirkungsvoll ist die fein und flott geschriebene Novelle: „Auf Umwegen".

Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alleyn, Henry M., The Prospects of Rubber Cultivation in Ceylon. Colombo, Times of Ceylon.

Anleitung zu Wettkämpfen, Spielen und turnerischen Vorführungen bei Jugend- und Volksfesten. Von Dr. med. F. A. Schmidt. Mit zahlreichen Abbildungen. Vierte Auflage. Band 2 von „Kleine Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland". Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.20.

Aus deutscher Kunst und Wissenschaft. Zur Geschichte. Von Dr. Willy Scheel. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.20.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen auf allen Gebieten des Wissens. 75. Bändchen: Germanische Kultur in der Urzeit. Von Dr. Georg Steinhausen. — 101. Bändchen: Die Reaktion und die neue Aera. Von Richard Schwemer. — 102. Bändchen: Vom Bund zum Reich. Von Richard Schwemer. Leipzig, B. G. Teubner. Pro Bändchen gebunden M. 1.25.

Bac, Ferdinand, Vieille Allemagne. Nuremberg — Le Château de Louisbourg — Au Pays de Schiller. Paris, Eugène Fasquelle. Fr. 3.50.

Charon. Monatsschrift: Dichtung, Philosophie, Darstellung. Herausgeber Rudolf Pannwitz und Otto zur Linde. Jahrgang III. Januar 1906, Heft 1. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. Abonnementspreis M. 6.—.

Deva-Roman-Sammlung. Band 71: Wo die Adler horsten. Von Maria Janitschek. — Band 72: Ein Junggeselle. Von Hermann Faber. — Band 73/74: Eine Leidenschaft. Von Neera. — Band 75: Ananke. Von Wilh. Feldmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Jeder Band 50 Pf., in Geschenkband 75 Pf.

Dilles, Dr. Ludwig, Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. Zweiter Teil: Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip. Grundlinien der Ethik. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). M. 5.—.

Ebell, Max, Der Wendenkampf. Ein Sang aus märkischer Vorzeit. Berlin, Hermann Walther. M. 2.50.

Eckert, Prof. Dr. Chr., Die Seeinteressen Rheinland-Westfalens. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Handbuch der Bewegungsspiele für Mädchen. Von A. Hermann. Mit 69 Abbildungen. Dritte Auflage. Band 3 von „Kleine Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland". Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.80.

Hübbe-Schleiden, Dr. jur., Warum Weltmacht? Der Sinn unserer Kolonial-Politik. Vortrag. Hamburg, L. Friederichsen & Co.

Kohl, Albert, Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. M. 1.50.

Manz, Friedrich, Wege nach „Hilligenlei", dem heiligen Lande. Ein Wort an die Leser von Frenssens Roman „Hilligenlei". Tübingen, J. C. B. Mohr. 80 Pf.

Maraffe, Margarete, Römische Sonntage. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 2.80.

Martin, Rudolf, Die Zukunft Rußlands. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. M. 2.40.

Mörikes Sämtliche Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Gustav Keyßner. Mit Bildnis des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—.

Niebergall, Lic. Friedr., Hilligenlei und moderne Theologie. Tübingen, J. C. B. Mohr. 80 Pf.

Niedner, Heinrich, Stille Einkehr. Dichtungen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Palten, Robert, Vom „Dr. Hons" und andere Wiener Geschichteln und Gedichteln. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Ruge, Arnold, Kritische Betrachtung und Darstellung des deutschen Studentenlebens in seinen Grundzügen. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.40.

Sagel, J. H. A., Hass und Liebe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schellander, Irene von, Rojenica. Eine Erzählung aus dem Krainer Hochgebirge. Dresden-Blasewitz, R. von Grunow.

Stein, Erwin, Heroldsrufe an das deutsche Volk. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Wilhelm von Baden, Denkwürdigkeiten des Markgrafen. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Karl Obser. Erster Band 1792—1818. Mit Porträt und 2 Karten. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 14.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst *

Aus dem Zollparlament 1868

Berlin, den 26. April 1868.

Von 8 Uhr bis heute früh 7 Uhr verbrachte ich die Zeit größtenteils schlafend, was ich um so bequemer tun konnte, als ich den ganzen Waggon für mich allein hatte. Gegen Leipzig zu sah ich von Zeit zu Zeit aus dem Wagen und bemerkte an den Stationen verschiedene nahrungsuchende Zollparlamentsmitglieder in verwahrlostem Zustand. Später wurden die Mitglieder mitteilend, man trank zusammen schlechten Kaffee und aß belegte Butterbrote.

Um 12½ Uhr waren wir in Berlin. Die ganze Gesandtschaft und Staatsrat Weber empfingen mich. Viktor [1]) war noch in Potsdam, kam aber bald, nachdem ich Besitz von meiner Wohnung ergriffen hatte. Ein sehr hübscher Salon und ein geräumiges Schlafzimmer im dritten Stock.

Um 3 Uhr kam Perglas, [2]) der mir verschiedene politische Mitteilungen machte. Er sagt, man wisse nicht, was Bismarck tun werde, wenn ein Antrag auf Erweiterung der Kompetenz des Zollparlaments gestellt werde; Bismarck sei unberechenbar.

In der Frage der Festungen zeigte er mir eine Antwort, die ihm Bismarck geschickt hat und die entgegenkommend ist. Ich fürchte, er hat sich etwas zu schnell eingelassen.

Varnbüler kommt noch nicht. Er liegt zu Bett, doch glaubt man, daß er nicht wirklich krank sei, sondern nur den schlechten Empfang fürchtet.

Mit Viktor sprach ich über die Schwierigkeit meiner Lage. Dann kam Roggenbach, der versicherte, Bluntschli habe nicht die Absicht, einen Antrag auf Erweiterung der Befugnisse des Zollparlaments zu stellen. Es komme ganz darauf an, ob die Stellung eines solchen Antrags meine eigne Lage in Bayern verschlimmere, in diesem Fall werde Bismarck Mittel finden, die nationalliberale Partei daran zu hindern. Roggenbach wollte, nachdem ich ihm die Nachteile auseinandergesetzt hatte, die mir ein solcher Antrag brächte, darauf wirken, daß er unterbleibe, nur müsse ich suchen, auf die Bayern zu wirken, was durch Lux-

---

[1]) Der Herzog von Ratibor.

[2]) Freiherr von Perglas, bayrischer Gesandter in Berlin.

burg geschehen kann. Das einzige, was Bluntschli beabsichtige, sei, den einzelnen Staaten die Möglichkeit zu verschaffen, sich in gewissen Fragen dem Zollparlament anzuschließen, d. h. einzelne Gegenstände ihres Staates dem Zollorganismus einzufügen.

Dann kam er noch auf eine ihm eigne Idee, er meinte, ob man nicht die Ueberschüsse aus den Zolleinnahmen für bestimmte Festungen verwenden könne, aus denen man eine Art Bundesfestungen machen würde. Der Zollbundesrat müsse dann durch eine Militärkommission verstärkt werden.

Abends war ich im Theater. Dort kam Graf Henckel von Donnersmarck zu uns und erklärte, die Nationalliberalen seien alle dafür, mich als ersten Vizepräsidenten zu wählen, und nun möchte man sich mit den Freikonservativen über die Wahl des zweiten Vizepräsidenten einigen. Die Zuneigung der Nationalliberalen wird mir ordentlich unheimlich, doch fängt die Ansicht an Boden zu gewinnen, daß man nicht gut tun würde, die süddeutschen Antipathien durch weitergehende Anträge zu reizen. Ich hoffe die Freikonservativen noch dahin zu bringen, daß sie sich gegen einen Antrag auf Erweiterung der Zollparlamentskompetenz erklären. Es ist hier ein sehr wohlorganisiertes Fraktionswesen, das seine Vorteile hat.

Bismarck habe ich noch nicht gesprochen. Heute ist die Eröffnung. Perglas muß als bayrischer Zollbundesrat das „Hoch" auf den König von Preußen ausbringen, was ihn sehr beschäftigt. Es läßt sich aber nicht vermeiden.

*

Berlin, den 28. April 1868.

Gestern war um 12 Uhr der Gottesdienst, dem ich in der katholischen Kirche beiwohnte, und um 1 Uhr Eröffnung des Zollparlaments. Die Eröffnung im Weißen Saal war höchst glänzend. Als wir hineintraten, war der Saal noch fast leer, da der protestantische Gottesdienst in der Schloßkapelle noch nicht beendigt war. Wir begrüßten uns gegenseitig. Ich fand viele alt gewordene Jugendbekannte, so Roßhirt, den ich seit Heidelberg, Oheimb, den detmoldschen Minister, den ich seit Bonn nicht mehr gesehen hatte. Ersterer ist ultramontanes Mitglied des Zollparlaments, Oheimb ist detmoldscher Bundesrat. Nach und nach füllte sich der Saal mit Beamten und Offizieren, die man, um den Saal zu füllen, dazu eingeladen oder befohlen hatte. Endlich war die Predigt zu Ende, und es kam der Zug des Königs die Treppe herunter. Alles war sehr glänzend. Der König ging durch den Saal, hielt sich nur bei mir auf, um sich nach dem Befinden Seiner Majestät unsers Königs zu erkundigen. Dann verließ er wieder den Saal, und unterdessen stellte sich alles auf, links neben dem Thron die Mitglieder des Bundesrats, Bismarck und Perglas an der Spitze; rechts waren leere Stühle für die Prinzen, und wir standen dem Thron gegenüber. Nun kam der König mit den Prinzen, nahm auf dem Thron stehend Platz, bedeckte sich und las die Thronrede. Wir waren alle sehr gespannt; die Rede machte auf mich einen beruhigenden Eindruck und wird wohl auch so im allgemeinen

wirken. Das „Hoch“ beim Eintritt des Königs brachte der Alterspräsident Baron Frankenberg aus. Am Schluß der Thronrede geschah dies durch Perglas. Die Formel war vorher diskutiert worden zwischen Perglas, Delbrück und Bismarck, ob „König von Preußen“ oder „König Wilhelm“. Man entschied sich für „König Wilhelm“, weil man fand, daß dies rücksichtsvoller für die Süddeutschen sei. Perglas machte seine Sache ganz gut. Nach der Eröffnung wurde durch den Alterspräsidenten die Sitzung für 3 Uhr nachmittags angesetzt. Ich hatte vorher Audienz beim König. Derselbe empfing mich wie gewöhnlich sehr liebenswürdig. Er beklagte sich über die ganz unbegründeten Befürchtungen der Süddeutschen. Es sei ungerecht, meinte der König, ihm Eroberungsgelüste zuzuschreiben. Er klagte dann über die Insulten, mit welchen er in Süddeutschland verfolgt würde. Ich entschuldigte uns, daß wir nichts gegen die Presse tun könnten, da die Gesetzgebung mangelhaft sei. Er erwiderte, daß er uns auch keinen Vorwurf mache. Wir sprachen dann von dem Zollparlament. Ich betonte, daß es wünschenswert sei, wenn sich dasselbe ziemlich ruhig verhalte und keine Kompetenzüberschreitung anstrebe. Der König sagte, er sei damit einverstanden, verwies aber auf die Elemente, welche sich in Darmstadt geltend machten und die auf den Eintritt in den Norddeutschen Bund drängten, da ihre Stellung unhaltbar sei. Uebrigens gab er gleichzeitig zu, daß die Franzosen dies als eine Ueberschreitung der Mainlinie ansehen würden und daß es dann zum Krieg kommen könne, wenn Preußen auf diese Wünsche einginge. Da der König müde war und noch andre Leute warteten, so dauerte die Audienz nur ganz kurze Zeit.

Um 3 Uhr war dann Sitzung des Zollparlaments. Hier fand nur die Auslosung in die Abteilungen statt. Um 4 Uhr machte ich einige Besuche, und 6 Uhr war Diner bei Perglas mit Viktor, Luxburg und Berchem. Um 8 Uhr hatte ich mit Bismarck ausgemacht, ihn zu besuchen. Ich fand ihn wie gewöhnlich sehr liebenswürdig und zuvorkommend. Ueber das Zollparlament äußerte er sich zurückhaltend. Er sprach die Hoffnung aus, daß alles ruhig verlaufen werde. Wir kamen dann auf die Festungsfrage zu sprechen, wo er seine Uebereinstimmung mit dem Plan der Auseinandersetzung des Bundeseigentums aussprach, die Notwendigkeit hervorhob, daß Bayern bei der Frage der Verwaltung und der Besatzung von Ulm die vorwiegende Stellung haben müsse, daß Württemberg mehr bei Rastatt beteiligt sei und daß es Preußen nicht einfalle, die süddeutschen Staaten, namentlich Württemberg und Baden, durch Herauszahlenlassen von Geldern zu benachteiligen. Es handle sich darum, Süddeutschland verteidigungsfähig zu machen. Man müsse sich über die Unterhaltung von Mainz, Rastatt und Ulm verständigen. Dies werde sich dann bei der Beratung über die Auseinandersetzung des Bundeseigentums schon ergeben. Was den Krieg mit Frankreich anbetreffe, so sei es ebenso unmöglich, darüber etwas Sicheres zu sagen, als über das Wetter, welches im Juli sein werde. Doch glaube er nicht an den Krieg, da Frankreich sich zweimal besinnen werde, ehe es mit Deutschland anbinde. Der französische Kriegsplan bestehe darin, in Süddeutschland

mit 50000 Mann einzufallen und diese Staaten zur Neutralität zu zwingen. Da werde dann ein schwieriger Moment für Süddeutschland kommen, denn Preußen werde zwar sofort 200000 Mann bei Koblenz und bald 500000 dort haben und damit auf Paris marschieren, allein dazu gehöre Zeit. Seien wir gerüstet und könnten wir die Franzosen aufhalten, so sei dies um so besser.

Um 9 Uhr ging ich zur Königin. Sie sprach sehr lange über den König von Bayern und drückte ihre Sympathie für ihn aus. Sie hoffte, daß er sich bald verheiraten werde. Später kamen der König, dann Roggenbach, Watzdorf und Viktor. Es war von verschiedenen Dingen die Rede, besonders von der Adresse,[1]) die alle Konservativen mißbilligen. Bismarck soll dagegen sein, doch äußerte er sich vorsichtig. Man will es hier offenbar mit der nationalliberalen Partei nicht verderben.

*

In der Sitzung des Zollparlaments vom 28. April 1868 wurde Fürst Hohenlohe mit 238 von 301 gültigen Stimmen (59 waren auf den Freiherrn von Thüngen gefallen) zum ersten Vizepräsidenten gewählt.

Er nahm die Wahl mit den Worten an:

„Gestatten Sie, meine Herren, Ihnen meinen tiefgefühlten Dank zu sagen für die Ehre, die Sie mir erweisen, indem Sie mich zu Ihrem ersten Vizepräsidenten ernennen. Ich weiß zwar wohl, daß ich diese Ehre nicht eignem Verdienste, sondern der Rücksicht verdanke, welche ein großer Teil dieser Versammlung den süddeutschen Mitgliedern derselben schuldig zu sein glaubt. Allein diese Ueberzeugung vermindert nicht, sondern erhöht meine Dankbarkeit. Denn, ich darf wohl sagen, Sie reichen uns damit freundschaftlich die Hand, die wir ergreifen in dem Vertrauen, daß süddeutsche Eigenart und süddeutsche Anschauungen in dieser Versammlung Achtung und Anerkennung finden werden, daß es gelingen werde, die Aufgaben, die uns der Vertrag vom 8. Juli v. J. zugewiesen hat, in patriotischer Eintracht und Hingebung zu lösen."

Berlin, 29. April abends.

Heute morgen war zunächst Sitzung der Abteilungen. Ich fand Frankenstein, Aretin und Eichtal, die Mitglieder derselben Abteilung waren. Zum Vorsitzenden wurde Twesten gewählt, zu Schriftführern einige Unbekannte.

Dann begann die Wahl des Präsidenten und des Vizepräsidenten. Das dauerte einige Stunden. Simson wurde mit großer Mehrheit gewählt, ich desgleichen, worauf ich meine Dankrede hielt, die guten Eindruck machte, da ich sie frei und fließend vortrug. Auch der Inhalt wurde allseitig als taktvoll gerühmt. Ich war froh, auf diese Weise debütiert zu haben. Es ist keine Kleinigkeit, vor dieser Versammlung zu sprechen. Unmittelbar darauf ließen sich mir eine Menge Mitglieder vorstellen.

---

[1]) Der nationalliberale Antrag Metz und Genossen ging dahin, daß das Zollparlament eine Adresse an den König von Preußen richten solle.

Hugos[1]) Wahl konnte erst im zweiten Skrutinium zustande kommen.

Dann ging ich nach Hause, um mich umzuziehen, und um 4 Uhr fuhren wir zu dem großen Bankett. Es war eine äußerst glänzende Versammlung, sehr merkwürdig, der König und die Königin sehr liebenswürdig. Abends Kasino und Theater.

*

Berlin, 8. Mai 1868.

Nachdem ich gestern morgen um 8 Uhr in Berlin angekommen war, schickte ich zunächst zu Roggenbach, um über den Stand der Verhandlungen über die Adresse genaue Auskunft zu erhalten. Roggenbach kam auch bald und teilte uns den Wortlaut seiner motivierten Tagesordnung mit, der ich vollständig beistimmen zu können glaubte. Auch mit Tauffkirchen und Luxburg, die etwas später kamen, wurde die Sache durchgesprochen, und es zeigte sich, daß nach vorhergegangenen Fraktionsbesprechungen der Antrag auf einfache Tagesordnung die meisten Aussichten auf Annahme haben werde. Der Austritt der Fraktion von Thüngen war nach wie vor beschlossen, wenn die einfache Tagesordnung nicht angenommen werde, und die beiden württembergischen Minister waren entschlossen, ebenfalls den Saal zu verlassen. So ging ich mit der Absicht, für die motivierte Tagesordnung zu stimmen, in die Sitzung.[2])

Bennigsen sprach zuerst als Referent für die Adresse. Er war durchaus ruhig und gemäßigt, und seine Rede machte guten Eindruck. Thüngen sprach darauf in versöhnlicher Absicht, aber nicht besonders gut. Der Ausdruck, daß die Freundschaft zwischen Süd- und Norddeutschland „eine zarte Pflanze" sei, war offenbar unglücklich gewählt, denn er erregte große Heiterkeit in der Versammlung. Nach ihm sprach Blankenburg für einfache Tagesordnung und Bluntschli für die Adresse. Blankenburg hatte einfache Tagesordnung beantragt, aber mit Motiven versehen, die sehr annehmbar waren. Seine Rede war geistreich, aber etwas zu sehr auf die Heiterkeit des Hauses berechnet. Bluntschli sprach lang, weitläufig, ermüdete die Versammlung und schadete dadurch seiner Sache. Ich fand nun, daß nur die Nationalliberalen und die dem Eintritt in den Norddeutschen Bund huldigenden Süddeutschen gegen und daß alle andern Fraktionen für die einfache Tagesordnung seien mit Ausnahme jener Mitglieder, welche wie Ujest und Roggenbach die motivierte Tagesordnung unterzeichnet hatten. So wäre ich als bayrischer Minister in die schiefe Stellung geraten, nicht allein gegen die Konservativen und Ultramontanen, sondern auch gegen

[1]) Fürst Hugo zu Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujest.

[2]) Die motivierte Tagesordnung des Freiherrn von Roggenbach lautete: „In Erwägung, daß die Neugestaltung des Zollvereins auf Grund des Zollvertrags durch Berufung von Vertretern des deutschen Volks zu einer gemeinsamen Gesetzgebungstätigkeit das Unterpfand einer stetigen Fortentwicklung der nationalen Institutionen gewährt und den berechtigten nationalen Ansprüchen auf wirksame Einigung der Staatskräfte eine befriedigende Erfüllung sichert, in Erwägung, daß ein einmütiges Zusammenwirken für die Aufgaben des Zollparlaments dieses Ziel am meisten zu fördern geeignet ist, wird über den Adreßantrag die Tagesordnung beantragt."

föderalistische Fraktionen zu stimmen. Damit hätte ich trotz des gemäßigten Wortlauts der Adresse und der einfachen Tagesordnung mich auf den Standpunkt der Partei gestellt, die in ihren letzten Zielen die Aufhebung der Selbständigkeit der Einzelstaaten anstrebt. Eine solche Stellung wäre mehr als schief gewesen und hätte die bayrische Regierung als solche kompromittiert. Nachdem alle Redner gegen die Adresse die Festhaltung an den Verträgen, Thüngen selbst — zum Entsetzen seiner Partei — die Fortentwicklung auf dem Wege des Vertrags hervorgehoben hatten, entschloß ich mich, der einfachen Tagesordnung beizustimmen, und besprach dies auch mit Edel und einigen andern Bayern, die meinen Entschluß vollkommen billigten. Selbst Stauffenberg, der gegen die einfache Tagesordnung zu stimmen gezwungen war, riet mir dazu, dafür zu stimmen. Die Majorität nahm dann die einfache Tagesordnung an,[1] und damit wurde einer mehrtägigen unliebsamen Debatte ein Ende gemacht. Nach der Sitzung wurde dieses Resultat vielfach besprochen, indessen neigt sich die größere Mehrheit aller Urteilsfähigen dahin, dasselbe als günstig anzusehen. Denn wenn auch damit die nationale Frage vertagt ist, so entspricht dies doch der gegenwärtigen Stimmung in Süddeutschland und wird wesentlich zur Beruhigung der Gemüter beitragen, was vorläufig die Hauptsache ist, wenn nicht die Annäherung der deutschen Stämme aneinander bedroht werden soll. Den Franzosen gegenüber würde ich ein andres Resultat gewünscht haben, denn diese werden darüber Freude empfinden. Allein wenn damit die Irritation in Frankreich beschwichtigt und der Friede gesichert wird, so ist das auch ein günstiges Resultat.

Bismarck hat sich bei der ganzen Debatte und bei den vorhergehenden Besprechungen sehr zurückhaltend benommen. Man sagt, die Kriegsbefürchtungen nehmen hier zu, namentlich infolge von Nachrichten aus England. Ich werde heute diplomatische Besuche machen und hoffe Näheres zu erfahren.

*

Am 21. Mai fand in der Neuen Börse ein Bankett statt, welches die Stadt Berlin zu Ehren der süddeutschen Abgeordneten zum Zollparlament gab. Graf Bismarck hielt die erste Rede, welche mit einem herzlichen „auf Wiedersehen“ an die süddeutschen Brüder schloß. Darauf erwiderte Fürst Hohenlohe:

„Die Begeisterung, welche die Worte des Bundeskanzlers in den Herzen der Süddeutschen hervorgerufen haben, mag Ihnen beweisen, daß eine Annäherung zwischen Süd und Nord stattgefunden hat, welche nicht vermindert, sondern vermehrt worden ist durch die Arbeit des Zollparlaments. Ich glaube, Sie werden mit mir übereinstimmen, wenn ich sage: die Arbeit deutschen Geistes hat das Band der Stämme enger geschlungen. Diesem Verständnis deutschen Geistes ist eine Mission zuteil geworden, herrlicher und höher als andre sogenannte zivilisatorische Missionen. (Stürmischer Beifall.) Lassen Sie uns in diesem

[1]) Mit 186 gegen 150 Stimmen. Die Majorität bestand aus den Konservativen, der Fortschrittspartei und der süddeutschen Fraktion.

Geist, lassen Sie uns in dieser Mission zusammenhalten, und in diesem Sinne bringe ich ein Hoch der Vereinigung der deutschen Stämme!"

Nach dem Fürsten redete Völk auf „die Zukunft des deutschen Staats"

*

Berlin, den 23. Mai 1868.

Infolge der vielen ermüdenden Sitzungen mußte ich meine Aufzeichnungen aussetzen. Von Wichtigkeit kam auch wenig vor. Die Sitzungen waren interessant, sind indessen stenographiert und gedruckt. Außerhalb der Sitzung war ein Gespräch mit Varnbüler über die Festungsfrage und einige Unterredungen mit Bismarck und endlich eine von Bluntschli gewünschte Besprechung wichtig. Varnbüler sieht meine Stellung hier mit scheelen Augen an, der Vizepräsident des Zollparlaments, meine guten Beziehungen zu Bismarck, der von mir weiß, daß ich ihn nicht betrüge, meine Stellung zum Hofe u. s. w., das alles „giftet" ihn und hat ihn veranlaßt, seinem Unwohlsein, welches nicht zu bestreiten ist, eine größere Ausdehnung zu geben, als es vielleicht nötig gewesen wäre. Bei meiner ersten Unterhaltung mit Varnbüler wurde die Festungsfrage verhandelt.[1]) Varnbüler wollte auf eine Verständigung kommen, glaubte mit mir allein leicht fertig zu werden und wollte deshalb direkte Verhandlungen mit mir führen. Ich aber berief Wölderndorff von München mit den Akten. Bei der Besprechung kamen wir darin überein, daß eine Verständigung vor der Berufung der Liquidationskommission nötig sei zwischen Bayern und Württemberg. Daß sie aber zustande kommen wird, das ist die Frage, und deshalb ging ich auf den Wunsch Varnbülers nicht ein und gab die Zusammenberufung der Liquidationskommission nicht auf, sondern faßte das Protokoll in einer Art, daß die Berufung der Liquidationskommission nicht von dem Zustandekommen der Verständigung zwischen Bayern und Württemberg (über Ulm) abhängig gemacht werde. Varnbüler wünscht auch, daß vor dem Ausbruch eines Krieges mit Frankreich Preußen Zusicherungen mache,

1) daß wir nach dem Krieg an den Friedensverhandlungen teilnehmen,
2) daß nach dem Krieg der Rechtszustand bleibe, wie er ist.

---

[1]) Die im Herbst 1866 in Frankfurt zusammengetretene Kommission für die Liquidation des Besitzes des ehemaligen Deutschen Bundes, insbesondere des Inventars der Bundesfestungen Ulm, Mainz, Rastatt und Landau, hatte sich am 31. Juli 1867 vertagt, ohne, wie Bayern gewünscht hatte, die tatsächliche Auseinandersetzung durchzuführen. Die gegenseitigen Ansprüche waren nur rechnerisch festgestellt worden. Diese Rechtslage hinderte die freie Verfügung der Territorialstaaten über das in den süddeutschen Festungen befindliche bewegliche Material. Die bayrische Regierung hatte daher im April 1868 Verhandlungen angeregt mit dem Zwecke, „die bisher noch bestehende faktische Gemeinschaft des beweglichen Eigentums der ehemaligen Bundesfestungen durch definitive Teilung auseinanderzusetzen". Den Mitgliedern der hierzu zu berufenden Kommission sollte nach dem Wunsche der bayrischen Regierung zugleich die Beratung über die Bildung einer ständigen süddeutschen Militärkommission und über ein gemeinsames Festungsreglement übertragen werden. Ueber die Verhältnisse der Festung Ulm, die wegen ihrer geographischen Lage nur als ein einheitlich verwalteter Waffenplatz ihren Zweck erfüllen konnte, war eine Verständigung zwischen Bayern und Württemberg äußerst dringlich.

Ich machte dagegen darauf aufmerksam, daß Preußen nicht darauf eingehen werde. Varnbüler wünschte zu wissen, ob ich nichts dagegen hätte, ohne Zweifel um sich darauf bei Bismarck zu berufen. Ich setzte indessen, da ich morgen abreise, Perglas davon in Kenntnis, um zu überwachen, was Varnbüler tut.

Bluntschli war bei mir, um mir zu sagen, daß doch nun etwas geschehen müsse, um die nationale Sache zu fördern, man könne aber nichts tun ohne Bismarck, und Bismarck habe Rücksichten auf Bayern, und deshalb komme viel auf uns an. Er führte dann aus, daß es für Baden und Hessen unmöglich sei, länger so zu bleiben, wie sie jetzt sind, Bismarck würde sie auch in den Norddeutschen Bund aufnehmen, kümmere sich gar nicht um Frankreich, wohl aber um Bayern. Ob man uns denn nicht etwas bieten könne, eine Ausnahmsstellung, wodurch wir so bevorzugt wären, daß wir dann uns leichter in eine Verbindung einlassen könnten. Bayern sei ein Staat von berechtigter Bedeutung, den man nicht ebenso wie Baden und Hessen behandeln könne.

Auf meine Frage, was er sich denn unter der bevorzugten Stellung Bayerns denke, sagte er, die Diplomatie und das Heer könne man Bayern belassen und dem König ein Ehrenamt einräumen, etwa ein Reichsvikariat. Ich setzte ihm auseinander, daß es sehr schwer sei, diese Konzession als genügend darzustellen. Die Gegner des Eintritts in den Norddeutschen Bund würden sich dadurch nicht bestimmen lassen. Die Dynastie würde nicht, um einer Eventualität zu entgehen, die noch nicht feststehe, etwas sicher Unangenehmes annehmen. Uebrigens stellte ich ihm anheim, mir einmal schriftlich seine Ansichten mitzuteilen. Roggenbach, den ich nachher sprach, war entgegengesetzter Ansicht. Er meinte, man solle jetzt gar nichts tun. Es sei gar kein Grund dazu vorhanden.

*

Berlin, den 24. Mai 1868.

Bei meinem Abschiedsbesuch bei Bismarck kam zunächst die Rede auf das Zollparlament, auf dessen Erfolg, auf die Thronschlußrede, die den Nationalliberalen nicht gefallen habe, was Bismarck mit einem gewissen Empressement hervorhob, und dann lenkte ich das Gespräch auf die Militär- und Festungsfrage. Er wiederholte in dieser Beziehung, was er mir schon gestern gesagt hatte, daß er nämlich vorziehe, wenn die Beratungen mit dem bayrischen Militärbevollmächtigten allein ohne den württembergischen gepflogen würden, da aus einer gemeinschaftlichen Beratung leicht Beunruhigung der öffentlichen Meinung hervorgehen könnte. Was die Festungsfrage betreffe, so legt er augenscheinlich großen Wert auf die Auseinandersetzungskommission und bat, die Sache nicht fallen zu lassen. Ueber die militärische Bedeutung von Ulm sprach er sich nicht deutlich aus, doch schien aus seinen Aeußerungen die Befürchtung hervorzugehen, daß wenn wir Ulm ganz an Württemberg überließen und nicht vorher die Festung ganz eingelegt würde, dann Oesterreich bei Gelegenheit die Hand darauf legen würde. Wie bedenklich überhaupt die Stellung von Oesterreich gegenüber von Bayern sei, suchte er nachzuweisen, indem er erzählte, daß man in Nikolsburg sich zu einer Abtretung von Oesterreichisch-Schlesien bereit erklärt habe, wenn

man dafür die Grenze an den Inn verlege; ebenso hätten kühne Politiker in Nikolsburg von einer Abtretung des alten österreichischen Württembergs vom Schwarzwald bis Ulm gesprochen. Jedenfalls muß bei der Auseinandersetzung von dem Besetzungsrecht Bayerns in Ulm gesprochen werden. Es ist gut, daß wir uns Varnbüler gegenüber nicht weiter gebunden haben, als wir es taten, und es ist notwendig, daß wir bei der Beratung mit den württembergischen Kommissaren nicht das geringste aufgeben, da uns Preußen, aus Furcht vor der künftigen Besetzung Ulms durch Oesterreich, entschieden unterstützen wird. Die Zusammenberufung der Liquidationskommission wünscht Bismarck nicht vor Ende August, da er ihr doch eine so große Wichtigkeit beilegt, daß er nicht gut ohne Kenntnis des dort Vorgehenden bleiben möchte und seinen Urlaub nicht früher unterbrechen will.

Ich fragte dann, ob seit der Eröffnung des Grafen Wimpfen über das Gespräch zwischen mir und Beust im November die Frage des Süddeutschen Bundes nicht von österreichischer Seite wieder angeregt worden sei. Er bemerkte natürlich, daß ich die Frage nur deshalb gestellt hatte, um zu wissen, was er zu dem Süddeutschen Bund sage, und erklärte sofort, er selbst sei eigentlich gar kein Gegner desselben, er teile nicht die Ansicht, daß durch die Trennung Deutschlands die Verewigung der Mainlinie geschaffen werde; führte dies aber nicht weiter aus. Doch fügte er bei, wenn er sich nicht dafür aussprechen könne, so liege der Grund darin, daß er damit die öffentliche Meinung und insbesondere die Nationalliberalen verletzen würde, die darin ein Attentat auf die Einigung der deutschen Stämme erblickten. Er erkenne im Gegenteil darin ein Mittel zur Verständigung. Auf meine Bemerkung, daß eine Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich von Bedeutung sei, um diesen Plan zu fördern, sagte er, daß Beust sich immer zurückhaltend benehme, daß er die Taufkirchensche Mission falsch dargestellt und nicht benutzt habe, daß die Folge davon eine engere Verbindung zwischen Rußland und Preußen gewesen sei. Er verkannte nicht die Rücksicht, die Beust den Franzosen schuldig sei, bedauerte aber, ob nun aufrichtig oder nicht, daß eine Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich bis jetzt nicht möglich gewesen sei. Was die Kriegsfrage anbetrifft, so wiederholte er mir, was er bereits früher gesagt, daß die Franzosen nur 320000 Mann ins Feld stellen könnten, Norddeutschland aber 500000 zu seiner sofortigen Disposition habe. Er erzählte mir ferner ein Gespräch, welches er gestern mit ...... gehabt, wo dieser sich dahin ausgesprochen, daß er zwar ein Gegner der Allianzverträge sei, allein beim Ausbruch eines Krieges mit Frankreich auch in Württemberg niemand zweifle, daß wir alle gegen Frankreich gehen müßten. Er (Bismarck) habe ihm darauf erwidert, daß es eine ganz ungerechtfertigte Vermutung sei, wenn man glaube, Preußen werde die Allianzverträge zu Eroberungskriegen benutzen. Er wisse nicht, **was** Preußen erobern solle, er zählte die Länder an der Grenze auf, nannte Polen, Böhmen, Belgien und das Elsaß.

Schließlich schieden wir auf das freundschaftlichste. Ich unterließ es, die

Frage der Beglaubigung des bayrischen Gesandten beim Norddeutschen Bund zu berühren, da ich es für zweckmäßiger hielt, mich keiner ausweichenden Antwort auszusetzen, und vorziehe, dies bei Werthern zur Sprache zu bringen.

Schreiben des bayrischen Gesandten in Berlin, Freiherrn von Perglas.

Berlin, 25. Mai 1868.

Nachdem E. D. bereits mündlich von mir über eine Mitteilung des französischen Botschafters in Berlin unterrichtet worden sind, ermangle ich nicht, dieselbe hier schriftlich vorzutragen.

Herr Benedetti kam gestern zu mir und beklagte sich formell über den Ausdruck eines Passus in der Rede, welchen E. D. bei dem Feste in der Börse gebraucht hätten, als Hochdieselben nämlich von „angeblich zivilisatorischer Mission einer andern Nation" gesprochen hätten. Da durch den öffentlichen Beifall, welcher diesem Gedanken und seiner Fassung gezollt worden sei, und durch die hier desfalls verbreitete und geltende Ansicht der Passus unverkenntlich sich auf Frankreich beziehe, bedauere er lebhaft, daß E. D. sich bewogen gefunden hätten, diesen Ausdruck als Minister von Bayern öffentlich zu gebrauchen, denn er werde von der Presse ausgebeutet und wegen des noch verletzenderen Wortes „angeblich" in Frankreich einen sehr übeln Eindruck verursachen. Er müsse dieses Verfahren E. D. als nicht „courtois" bezeichnen, insbesondere im Hinblick auf die äußerste Reserve der französischen Regierung und die absolute Zurückhaltung der französischen Botschaft in Berlin bei Gelegenheit der Zusammenkunft des Zollparlaments und überhaupt der inneren Angelegenheiten Deutschlands, daher ihm die Haltung E. D. hier nicht billig und gerechtfertigt erscheine und er mir nicht vorenthalten wolle, daß er in diesem Sinne nach Paris berichtet habe, da überdies sein Eindruck von allen Personen geteilt werde, mit welchen er über die Sache verkehrt habe.

Herr Benedetti hatte den Ausfall auch als auf die Person des Kaisers gerichtet bezeichnet. Hier, wie überhaupt bezüglich seiner Beschwerde, wies ich zurück jede direkte Absicht einer offiziellen, ministeriellen Verletzung der Rücksichten gegen Frankreich von seiten E. D. und erinnerte vielmehr den Botschafter an meine Mission in Paris, während welcher E. D. fortwährend durch mich Beweise an die französische Regierung haben gelangen lassen von dem Werte, den Hochdieselben auf gute und intime Rapports mit der französischen Regierung legten — ich könnte nicht zugeben, daß E. D. *eine* Nation resp. die französische bezeichnet hätten, am wenigsten aber die Person des Kaisers.

Herr Benedetti ersuchte mich, von seiner Mitteilung an E. D. Nachricht geben zu wollen. Er beharrte bei seiner empfindlichen Auffassung, bewahrte aber den Ton der freundlichen und guten Beziehungen, welche zwischen ihm und mir bestehen.

Aufzeichnung des Fürsten vom 28. Mai 1868.

Die Depesche des Freiherrn von Perglas veranlaßte mich, bei Gelegenheit eines Gesprächs mit dem Marquis de Cadore diesem mein Erstaunen auszudrücken über die mir von Benedetti durch Perglas zugegangene Mitteilung. Ich bemerkte ihm dabei, daß es vollkommen irrig sei, wenn der Botschafter in Berlin darin eine Aeußerung des bayrischen Ministers erblicke, daß ich als Zollparlamentsabgeordneter gesprochen, auch der französischen Nation nicht Erwähnung getan habe und deshalb nur bedauere, wenn die überdies nur unvollkommen wiedergegebene Aeußerung Anlaß zu Mißverständnissen habe geben können.

An den bayrischen Gesandten in Berlin.

München, 28. Mai 1868.

Infolge der in Ihrem Berichte enthaltenen Mitteilung begab ich mich gestern zu dem hier beglaubigten kaiserlichen Gesandten Marquis de Cadore und drückte ihm mein Erstaunen aus, wie Herr Benedetti dazu komme, mir eine derartige Eröffnung durch E. H. machen zu lassen. Ich müsse annehmen, daß dies lediglich eine Privatansicht des Herrn Benedetti sei, was Herr von Cadore ebenfalls nicht bezweifelte. Ich fügte ferner bei, daß meine Aeußerung nicht als die Ansicht der bayrischen Regierung gelten könne, daß ich überdem bei jenem Toast der französischen Nation keine Erwähnung getan hätte und daß ich bedauere, wenn diese Aeußerung zu Mißverständnissen Anlaß gegeben habe. Ich teile E. H. dies lediglich als Notiz zu Ihren Akten mit, ohne damit den Auftrag zu einer weiteren Mitteilung irgendeiner Art zu verbinden.

Zur Geschichte des österreichisch-ungarisch-deutschen Bündnisses

Nach ungedruckten Stücken aus dem Nachlasse des Grafen Andrássy

Von

Heinrich Marczali

Die Akten über die Verhandlungen, die zum Abschlusse des Wiener Vertrags vom 7. Oktober 1879 führten, sind nur zum geringsten Teile veröffentlicht. Das meiste darüber hat Fürst Bismarck selbst publiziert. Sein Kapitel „Der Dreibund" wird stets einer der lehrreichsten Essays für den Staatsmann wie für den Historiker bleiben.[1]) Die Gründe, welche die deutsche Politik bewogen, nicht Rußland, sondern unsre Monarchie zum Verbündeten zu wählen, sind darin rein und offen dargelegt. Ebenso ist aufrichtig dargestellt, daß das Defensivbündnis die Spitze gegen Rußland richtet. „Das deutsch-österreichische

---

1) „Gedanken und Erinnerungen" II, 229—259.

Bündnis enthält gegen einen französischen Krieg, von dem Deutschland in erster Linie bedroht ist, nicht dieselbe Deckung wie gegen einen russischen, der mehr für Oesterreich als für Deutschland wahrscheinlich ist." Der Reichskanzler führt dann aus, daß die „Assekuranz" Deutschlands weitgehenden Ansprüchen seines Bundesgenossen gegenüber darin bestehe, möglichst gute Beziehungen mit Rußland zu unterhalten. Seitdem haben wir erfahren, in welchem Maße er auf die Herstellung und Festigung dieser Assekuranz bedacht gewesen war.

Wertvolles Material enthält auch die große Rede Bismarcks im Reichstage vom 6. Februar 1888, unter dem unmittelbaren Eindrucke der Publikation des Vertragstextes. Im Anhange zu seinen „Gedanken und Erinnerungen" ist ferner ein Teil seines Briefwechsels mit Graf Andrássy herausgegeben, der besonders das Verhältnis des Reichskanzlers zu Kaiser Wilhelm beleuchtet. Es erhellt aus diesen Briefen und Telegrammen, daß der Kaiser zwar das Bündnisprojekt annahm, jedoch aus Rücksicht auf den Zaren, den er in Alexandrowo zu besuchen sich anschickte, die Reise Bismarcks nach Wien geradezu verbot. „Zu meinem Erstaunen sehe ich, daß Andrássy gestern schon nach Gastein gereiset, noch ehe er entlassen und Haymerle ernannt ist. Sie wollen daher folgendes an den Fürsten Bismarck telegraphieren: [1]) ,Mit allem einverstanden und Manteuffel expediert. Nur eine Reise nach Wien für jetzt unmöglich, selbst wenn Warschau günstig abläuft.' Ferner: ,Wenn auch diese Weisung zu spät kommt, um eine Mitteilung jenes Reiseprojektes an Andrássy vorzubeugen, so ist sie doch unumgänglich nötig.'" Bismarck mußte am Tage darauf seinen Herrn auf die Konsequenzen eines solchen Verbots aufmerksam machen, die er nicht verantworten könne. Der Reichskanzler mußte die Kabinettsfrage aufwerfen, und nur „aus Abneigung gegen einen Personenwechsel in dem Ministerium" versprach der Kaiser, den Vertrag zu ratifizieren.

Von unsrer Seite ist die eingehendste Besprechung des Bündnisses in dem Buche des jüngeren Grafen Julius Andrássy über den Ausgleich enthalten. Das Hauptgewicht wird auch hier darauf gelegt, daß bei Abschluß des Bündnisses Deutschland die ersten Schritte tat und daß die Bestimmungen des Vertrags beweisen, wie sehr Bismarck bestrebt war, die Allianz unsrer Monarchie zu gewinnen.

Nun verdanke ich der Güte des Herrn Grafen Julius Andrássy die Mitteilung einiger Aktenstücke aus dem Nachlaß seines Vaters, welche dieses so folgenreiche Ereignis sowohl persönlich als sachlich auch aus andern Gesichtspunkten beleuchten.

I

Am Tage nach der Publikation des Bündnisvertrags, also am 4. Februar 1888, besuchte Emanuel Kónyi den damals schon im Ruhestand lebenden Grafen Andrássy, der folgendes erzählte: [2])

---

[1]) Kaiser Wilhelm an Staatssekretär von Bülow, Babelsberg, 29. August 1879. Anhang, S. 521, 522.

[2]) Handschrift Kónyis, mit Zusätzen in der Handschrift Ludwig von Dóczys. Aus dem Ungarischen übersetzt.

„Bismarcks Annäherung an Oesterreich fällt in die Zeit der großen preußischen Siege in Frankreich. Ich ließ bereits ziemlich lange vor 1879 Bismarck wissen, daß ich bereit sei, einen solchen Vertrag abzuschließen, wie er später wirklich zustande kam; er nahm aber meine Anerbietungen nicht in Betracht.[1]) Im Sommer 1879 trafen wir in Gastein zusammen. Auch hier trachtete ich vergebens, ihn von der Notwendigkeit eines solchen Bündnisses zu überzeugen. Ich war schon im Begriff abzureisen, als auf das Gerücht, daß ein Bündnis zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn vorbereitet werde, Bismarck mir sagen ließ, daß er bereit sei, mit mir zu verhandeln. Ich wollte um keinen Preis einwilligen, daß im Falle eines deutsch-französischen Krieges wir — Oesterreich-Ungarn — intervenieren sollen. ‚Ohne Reziprozität schließe ich kein Bündnis' waren Bismarcks Worte. Endlich begann er doch darauf einzugehen. Im September erhielt ich die Nachricht, daß er nach Wien komme.[2]) Ich erwartete ihn am Bahnhof. Als wir im Wagen Platz nahmen, hub Bismarck an, daß zu seinem großen Leidwesen das Bündnis auf der Grundlage, wie ich es wolle, nicht zustande kommen könne. Es berührte mich kurios, daß das Publikum ‚Hoch Bismarck', ‚Hoch Andrássy' schrie, während Bismarck mir solches sagte.[3])

Ich blieb bis Mitternacht bei ihm im Hotel Imperial. Wir konnten nicht übereinkommen. Zu Hause angelangt, erblicke ich in meinem Zimmer einen aus Berlin gekommenen Feldjäger, der mir einen amtlichen Brief Bismarcks übergab. In diesem erklärte der deutsche Kanzler, daß er das Bündnis ohne Reziprozität nicht abschließe.

Tags darauf gehe ich zu Bismarck. Er appellierte an die Geschichte, die ihn verurteilen würde, ginge er ein solches Verhältnis ein. Ich tat dasselbe. Ich setzte aber hinzu, ‚ich bin ohnedies im Gehen, ich verlasse das Auswärtige Amt; es ist möglich, daß mein Nachfolger[4]) die geforderte Bedingung annimmt, aber ich setze meinen Namen nicht unter einen solchen Vertrag'. ‚Ueberlegen Sie sich's,' sagte er darauf mit großem Ernst, und wie drohend fuhr er mit starker Stimme fort, ‚denn wenn Sie meinen Standpunkt nicht akzeptieren (bei diesen Worten überlief mich der Schweiß darüber, was für eine Drohung wohl folgen werde), so — so — muß ich den Ihrigen annehmen. Hier ist meine Hand.' Um 1 Uhr ging er zu Seiner Majestät.[5]) Ich war später bei dem Monarchen, der mir seine große Freude über das Geschehen der Sache ausdrückte."

Das Datum des Abschlusses ist also bestimmt der 22. September 1879. Die dramatische Szene der Einigung wirft ein helles Licht auf Bismarcks Individualität sowie auf sein persönliches Verhältnis zum Grafen Andrássy. Ein Bündnis gegen Frankreich allein wäre für die Monarchie unmöglich gewesen. Abgesehen von den Sympathien der Ungarn und Polen mußte sich das Selbst-

---

[1]) Hierzu die Randbemerkung: „falsch".

[2]) Wie oben ersichtlich schon Ende August.

[3]) Bismarcks Aufenthalt in Wien: 21. bis 24. September 1879.

[4]) Freiherr von Haymerle, seit dem 14. August dazu bestimmt.

[5]) Kaiser und König Franz Joseph I.

bewußtsein aller dagegen sträuben, dem schon so mächtigen Deutschland eventuell gegen den 1870/71 so geschwächten Nachbar beistehen zu müssen.

Anderseits aber tat der Vertrag den Zielen der deutschen Politik vollkommen Genüge.

„Bismarck ließ die Furcht vor Koalitionen nicht schlafen," sagte Graf Peter Schuwalow. Sein Alp war das Wiederaufleben der alten Kaunitzschen Allianz zwischen Frankreich, Oesterreich und Rußland. Der Vertrag von Reichstadt 1876 hatte bewiesen, daß sich Rußland auch ohne Deutschland mit Wien verständigen könne. Durch das Bündnis mit unsrer Monarchie wurde diese Allianz unmöglich gemacht. Gegen Frankreich allein konnte der deutsche Kanzler die Macht seines Vaterlandes für total ausreichend schätzen. Sollte aber Rußland im Bunde mit Frankreich über Deutschland herfallen, so muß Oesterreich-Ungarn, aus seiner wohlwollenden Neutralität heraustretend, dem Bundesgenossen mit ganzer Macht beistehen. Denn der Schluß des Artikels II des Vertrags lautet: „Wenn jedoch in solchem Fall die angreifende Macht von seiten Rußlands, sei es in Form einer aktiven Kooperation, sei es durch militärische Maßnahmen, die den Angegriffenen bedrohen, unterstützt werden sollte, so tritt die im Artikel I dieses Vertrages stipulierte Verpflichtung des gegenseitigen Beistandes mit voller Heeresmacht auch in diesem Falle sofort in Kraft, und die Kriegführung der beiden hohen Kontrahenten wird auch dann eine gemeinsame bis zum gemeinsamen Friedensschluß." Bismarck konnte also mit gutem Gewissen seinem Freunde die Hand geben.

II

Es ist bekannt, daß Bismarck so sehr von der Zweckmäßigkeit und Popularität des Bündnisses überzeugt war, daß er es in allen drei Parlamenten, in Berlin, Wien und Budapest, inartikulieren zu lassen vorschlug. Die internationale Verpflichtung wäre dadurch zugleich ein Gesetz eines jeden der verbündeten Staaten geworden. Er wollte damit der Sache des Friedens Vorschub leisten, da Rußland wohl wissen konnte, einer Vereinigung solcher Kräfte nicht gewachsen zu sein. Andrássy dagegen sah darin eine Herausforderung Rußlands, und man kam überein, den Vertrag geheim zu halten. Artikel III bestimmt dies in folgenden Worten: „Dieser Vertrag soll in Gemäßheit seines friedlichen Charakters und, um jede Mißdeutung auszuschließen, von beiden hohen Kontrahenten geheim gehalten und einer dritten Macht nur im Einverständnis beider Teile und nach Maßgabe spezieller Einigung mitgeteilt werden. Beide hohen Kontrahenten geben sich nach den bei der Begegnung in Alexandrowo ausgesprochenen Gesinnungen des Kaisers Alexander der Hoffnung hin, daß die Rüstungen Rußlands sich als bedrohlich für sie in Wirklichkeit nicht erweisen werden, und haben aus diesem Grunde zu einer Mitteilung für jetzt keinen Anlaß. — Sollte sich aber diese Erwartung wider Erwarten als eine irrtümliche erweisen, so würden die beiden hohen Kontrahenten es als eine Pflicht der Loyalität erkennen, den Kaiser Alexander mindestens vertraulich darüber zu verständigen, daß sie einen Angriff auf einen von ihnen als gegen beide gerichtet betrachten müßten."

Man sieht, das persönliche Verhältnis Kaiser Wilhelms zum Zaren Alexander II. fiel doch schwer in die Wagschale: „Der Kaiser hielt es in seinem ritterlichen Sinne für erforderlich, den Kaiser von Rußland vertraulich darüber zu verständigen, daß er, wenn er eine der beiden Nachbarmächte angriffe, beide gegen sich haben werde.“ [1]) Diese Einschaltung ist also wohl seiner Einflußnahme zuzuschreiben. Andrássy hielt die Mitteilung für überflüssig. Sie war es auch. Der Besuch des Kanzlers in Wien ging mit einem solchen Apparate vor sich, daß wohl niemand der Ansicht sein konnte, daß es sich dabei um bloße Höflichkeit handelte. Sagte ja Lord Salisbury am 10. Oktober, „daß die letzten Ereignisse zu der Hoffnung berechtigen, daß Oesterreich, wenn angegriffen, nicht allein sein würde“. Er setzte hinzu, daß hierdurch allen großes Heil widerfahren sei. Aber amtlich ist nur von dem „inoffensiven Charakter der österreichisch-deutschen Freundschaft“ die Rede [2]) sowie davon, daß Bismarck und Andrássy die Verständigung in einem Protokoll niederlegten, das beide Kaiser unterzeichneten. [3])

Um nun dem diplomatischen Usus genugzutun, besonders aber um Rußland von dem Ergebnis des Kanzlerbesuches zu unterrichten, wurde das hier folgende Schriftstück von Andrássy konzipiert. Es ist in schöner Kanzleischrift geschrieben und bietet das seltene Interesse, daß sowohl Bismarck als Andrássy daran Korrekturen angebracht haben.

Memorandum. [4])

Der Kanzler des Deutschen Reiches und der österreichisch-ungarische Minister der auswärtigen Angelegenheiten haben anläßlich ihrer Zusammenkunft in Wien darüber beraten, was ihren hohen Souveränen unter den gegenwärtigen europäischen Verhältnissen zum Besten ihrer Reiche und zur Konsolidierung des europäischen Friedens zu tun obliegen möchte.

Die beiden Regierungen halten fest an dem Gedanken, daß die Erhaltung des Friedens der Hauptzweck ihrer Bestrebungen sein muß. [5])

Sie sind entschlossen, sich durch ephemere Divergenzen [6]) hierin nicht beirren zu lassen, und bleiben der Ueberzeugung, daß auch etwa noch vorhandene Interessenunterschiede den höheren Rücksichten des Weltfriedens untergeordnet werden müssen.

Diesen Zweck glauben die Regierungen am besten zu erreichen, wenn sie einander wiederholt versprechen, an den Abmachungen des Berliner Kongresses getreu festzuhalten.

---

[1]) „Gedanken und Erinnerungen“ II, 248.

[2]) „Wiener Abendpost“ vom 24. September.

[3]) Provinzial-Korrespondenz vom selben Datum.

[4]) Ostensibles ist von Andrássy dazu geschrieben.

[5]) Am Rande schrieb Andrássy: Cimenter et resserrer — im vollen Einverständnis — wenn es notwendig wäre, könnte auch ein näheres Verhältnis zustande kommen — brauchen kein spezielles Bündnis — keine Macht an der Stelle der andern ein Vakuum entstehen lassen.

[6]) Hier ist gestrichen: und durch die Agitationen eines Teiles der Presse.

Um jedoch jeder Komplikation in Ausführung dieses Friedens [1]) vorzubeugen, werden die beiden Kabinette betreffs aller noch nicht ausgeführten Punkte des Berliner Vertrages sich ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen Rußland vor Augen halten. Ohne auf die Selbständigkeit ihres Vorgehens auf diplomatischem Felde zu verzichten oder Rußland einen solchen Verzicht zuzumuten, werden die beiden Regierungen in jenen Fragen des Berliner Friedens, in welchen bisher eine Verständigung zwischen Rußland und den übrigen Mächten nicht hat erzielt werden können, in versöhnlichem Sinne wirken.

Beide Regierungen begegnen sich in der Anschauung (und hoffen, daß dieselbe auch von Rußland geteilt wird), daß keine der noch unerledigten Fragen des Berliner Friedens wichtig genug erscheint, um zu einem gewaltsamen Vorgehen oder Casus belli zwischen einzelnen Mächten Anlaß zu geben.

Die beiden Regierungen ihrerseits bekunden es als ihren übereinstimmenden Vorsatz, daß keine von beiden aus den über einzelne Punkte des Berliner Vertrages noch schwebenden Divergenzen Anlaß nehmen werde, um das russische Reich ihrerseits anzugreifen oder zu bedrohen. Beide Kabinette gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß auch die russische Regierung sich von den gleichen Absichten leiten lasse.

In Betätigung ihrer freundschaftlichen Gesinnungen beabsichtigen die beiden Kabinette,[2]) die wohltätigen Folgen ihrer innigen Beziehungen den Völkern der beiden Reiche durch die Pflege ihrer nachbarlichen Verkehrsbeziehungen sowie durch den Abschluß eines Handelsvertrages zugute kommen zu lassen, unabhängig davon, ob der jetzt zwischen ihnen bestehende Meistbegünstigungsvertrag prolongiert wird oder nicht und mit [3]) weitergehende(n) Tarifs- und Verkehrserleichterungen als die gegenwärtig bestehenden (Es wird dabei schon jetzt in Aussicht genommen, daß die beiderseitigen) [4]) Bevollmächtigte(n) (zu diesem Zwecke) zeitig genug zusammentreten,[5]) damit das Ergebnis dieser Verhandlungen den beiderseitigen Legislativen schon im nächsten Jahre vorgelegt werden könne.

Unsers Wissens ist nicht dieses, sondern ein kürzeres Memorandum nach Petersburg abgesendet worden.

III

Am 7. Oktober wurde der Vertrag von Andrássy und dem jüngst verstorbenen Prinzen Heinrich Reuß, Botschafter des Deutschen Kaisers, unterzeichnet. Am 8. Oktober verließ Graf Andrássy nach achtjähriger ruhm- und erfolgreicher Wirksamkeit das Palais am Ballhausplatz. Auf seinen „Abschiedsgruß“ antwortete Bismarck wie folgt:

---

[1]) Andrássy: Vertrages.

[2]) Andrássy: ferner.

[3]) Gestrichen: Bismarck: indem sie.

[4]) Das Eingeklammerte gestrichen. Bismarck schrieb dafür: in Aussicht nehmen. Sie beabsichtigen in diesem Sinn.

[5]) Bismarck: zu lassen.

Varzin, 18. Dezember 1879.

Verehrter Freund!

Ich habe meinen Dank für Ihren freundlichen „Abschiedsgruß“ aufschieben wollen, bis ich gesund wäre; aber es dauert zu lange; zwei Monat schon wechsle ich zwischen Bett und Sofa, ohne die verbrauchten Kräfte ersetzen zu können: verbraucht, um mir die Möglichkeit zu erkämpfen, das im Dienste meines Herrn und meines Landes Notwendige tun zu können! Wenn ich auf unsre gemeinsame Arbeit zurückblicke, so ist die einzige wohltuende Erinnerung, die sich für mich daran knüpft, die an den persönlichen und geschäftlichen Verkehr mit Ihnen, verehrter Graf. Für das schließliche Ergebnis unsrer Anstrengungen steht uns allerdings die Genugtuung zur Seite, daß zwischen Aachen und Mehadia die Mehrheit der ehrlichen Leute uns dankbar für den Dienst ist, der beiden großen Reichen erwiesen ist. Die Sorge vor Krieg ist überall dem Vertrauen zum Frieden gewichen; aber si vis pacem, para bellum, nicht unsre guten Absichten, nur unsre verbündeten Streitkräfte sind die Bürgen des Friedens. Ihre Herbst-Zeitlosen in Wien [1]) wissen das so gut wie unsre Fortschrittler in Berlin, aber die Fraktion steht ihnen höher als das Vaterland, und die eigne Person noch höher als die Fraktion. Wenn aber Monarch und Volk in die Alternative gestellt werden, zwischen ihren Armeen und ihren Parlamentsrednern wählen zu müssen, so müssen sich zwei bis drei ehrliche Leute finden, oder die Maschine ist unrichtig konstruiert. Ich hoffe, daß ich bis zu unserm Reichstage wieder geschäftsfähig werde, bin aber ungewiß, noch sehr matt. Diese Zeilen sind die ersten, die ich seit zwei Monaten schreibe. Gibt mir Gott noch wieder Gesundheit, so wird mir auch die Freude nicht versagt bleiben, Sie, verehrter Freund, wiederzusehen und mit Ihnen gemeinsam im Sinne Ihres letzten Werkes beiden befreundeten Nachbarreichen ferner nützliche Dienste zu leisten.

Mit der Bitte, der Frau Gräfin den Ausdruck meiner Verehrung zu Füßen zu legen, bin ich in unwandelbarer Freundschaft und Verehrung

der Ihrige

von Bismarck.

P. S. „In tormentis pinxit,“ pflegte Friedrich Wilhelm I. auf seine Gichtbilder zu schreiben; damit nehme ich auch Ihre Nachsicht in Anspruch!

An den Schriftzügen läßt sich der Einfluß von Krankheit oder Schwäche nicht erkennen. Es ist die bekannte Schrift: jeder Zug ein Bajonett. Aus dem Inhalt wollen wir nur das eine hervorheben, daß Bismarck das Bündnis das Werk Andrássys nennt.

---

[1]) Diese sprichwörtlich gewordene Bezeichnung findet sich später in der Reichstagsrede vom 14. Juni 1882.

Moderne Spektroskopie

Von

W. Voigt (Göttingen)

(Schluß)

10. Linienserien.

Wir wenden uns nunmehr zur Darstellung einiger Resultate, zu denen die Untersuchung der Spektra in den letzten Dezennien geführt hat. Eines der nächstliegenden und wichtigsten Probleme ist das folgende:

Wenn ein und dasselbe tönende System gleichzeitig verschiedene Töne aussendet, so pflegen die Schwingungszahlen dieser Töne in gesetzmäßigen Beziehungen zu stehen. Das einfachste Beispiel bietet eine schwingende Saite, die im allgemeinen zugleich mit dem sogenannten Grundton, der dem unbewaffneten Ohre sich zumeist allein oder wenigstens hauptsächlich geltend macht, noch die Oktave, die Duodezime, die zweite Oktave sowie die darauffolgende Terz, Quarte, Quinte u. s. f. in meist schnell abnehmender Intensität aussendet. Diese sogenannten Obertöne werden je nach der Erregungsart der Saite in verschiedener Stärke geweckt und bestimmen, wie Helmholtz nachgewiesen hat, die Klangfarbe des gehörten Tones. Die Schwingungszahlen der Obertöne einer Saite verhalten sich wie die ganzen Zahlen 1, 2, 3, . . ., sie folgen also dem denkbar einfachsten Gesetz. Auch andre tönende Gebilde, wie Pfeifen, Stäbe, Platten, senden im allgemeinen Tongemische aus; aber die Schwingungszahlen der Obertöne folgen nicht immer dem genannten einfachen Gesetz, sondern zumeist viel komplizierteren Regeln.

Wenn nun die einfarbigen Lichtanteile, die sich im Spektrum geltend machen, wirklich so, wie die obenerörterten Vorstellungen es verlangen, von einem und demselben Organismus, dem Molekül der leuchtenden Substanz, ausgehen, so wird man erwarten dürfen, daß sich zwischen den Schwingungszahlen oder den Wellenlängen dieser Farben zahlenmäßige Beziehungen finden werden, die den Gesetzen der Obertöne irgendwie parallel gehen. Versuche zum Auffinden von dergleichen, die natürlich vorhergehende genaue Bestimmungen der Schwingungszahlen der betreffenden Spektren voraussetzen, waren schon längere Zeit und in großer Zahl gemacht worden, aber erst um 1885 glückte es Balmer in Basel, einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Balmer fand, daß für alle Linien desjenigen Spektrums, das Wasserstoff unter nicht zu kleinem Druck bei Erregung durch den elektrischen Strom aussendet, die Schwingungszahlen sich dadurch aus zwei Zahlen, die a und b heißen mögen, gewinnen lassen, daß man bildet

$$a - \frac{b}{3 \times 3},\ a - \frac{b}{4 \times 4},\ a - \frac{b}{5 \times 5},\ a - \frac{b}{6 \times 6}\ \text{u. s. f.}$$

Von dem genannten Wasserstoffspektrum liegen drei Linien im sichtbaren Gebiet, die übrigen drängen sich im Ultravioletten immer dichter und dichter zusammen, insgesamt sind 28 beobachtbar; die gemessenen Schwingungszahlen

werden durch das Balmersche Gesetz in einer Genauigkeit dargestellt, wie sie in der Physik nicht häufig ist; die Abweichungen bleiben zumeist weit unter dem zehntausendsten Teil ihres Wertes, und man darf nicht zweifeln, daß hier in der Tat ein höchst seltsames und sehr strenges Naturgesetz aufgefunden worden ist.

Im Anschluß an die Balmersche Entdeckung ist es dann gelungen, auch in den Spektren andrer Substanzen Gesetzmäßigkeiten nachzuweisen: es haben sich in ihnen Liniengruppen auffinden lassen, die sich durch ihr Aussehen oder auch andre, später zu erörternde Eigenschaften als zusammengehörig bezeugten und deren Anordnung mit derjenigen der Wasserstofflinien die größte Aehnlichkeit hat. Auch bei ihnen liegen die Linien nach der roten Seite des Spektrums relativ weit voneinander, nähern sich, wenn man nach Violett fortschreitet, und drängen sich schließlich an einer bestimmten Stelle ganz dicht zusammen, wie das sichtlich durch das Balmersche Gesetz ausgedrückt wird. Es hat sich auch eine Erweiterung des Balmerschen Gesetzes angeben lassen, welche die Schwingungszahlen jener Linien gut wiedergibt, aber freilich machen diese sogenannten Serien zumeist nur einen kleinen Teil aller beobachteten Linien der betreffenden Spektren aus.

11. Aufbau der Moleküle aus Elektronen.

Die gefundenen Gesetzmäßigkeiten, insbesondere das Balmersche Gesetz, stellen nun der Wissenschaft die große und wichtige Aufgabe, einen Organismus zu erdenken, der Schwingungen von dem durch jene Gesetze verlangten Charakter ausführt und aussendet. Es ist sehr merkwürdig und bedeutungsvoll, daß uns hier die akustische Analogie, die im übrigen mit so viel Nutzen zur Verdeutlichung optischer Vorgänge herangezogen werden kann, anscheinend vollständig im Stiche läßt. Kein tönender Körper, sei es nun ein schwingender Stab oder eine Platte oder eine Kugel, führt Schwingungen aus, deren Schwingungszahlen ein dem Balmerschen irgendwie ähnliches Gesetz befolgen. Die leuchtenden Wasserstoffmoleküle haben also jedenfalls mit tönenden festen Körpern keinerlei Aehnlichkeit, und bei der obenerörterten Vorstellung über die Konstitution der Moleküle überhaupt ist diesem Resultat im voraus Rechnung getragen.

Die Heranziehung des Bildes von Zentralsonnen mit darum kreisenden Planeten ist indessen nicht deshalb gewählt, weil von ihm aus etwa die Balmersche Formel sich bisher hätte begründen lassen. Es sind andre Erfahrungen, die das Bild nahelegen und die demgemäß kurz geschildert werden sollen.

Man hat zeigen können, daß die elektrischen Entladungen in sehr hoch evakuierten Gefäßen in der Weise stattfinden, daß von der einen Zuleitungsstelle des elektrischen Stromes winzig kleine elektrisch negativ geladene Körperchen ausgestoßen werden, die den Raum mit enormer Geschwindigkeit durchfliegen und schließlich zur andern Zuleitungsstelle gelangen. Sie sind erfahrungsgemäß immer dieselben, aus welchem Material auch die Zuleitungen des Stromes gefertigt sein mögen. Ihnen entgegen fliegen bei geeigneten Umständen wesentlich

größere Körperchen mit positiver elektrischer Ladung, die mit der Substanz variieren, die das Rohr füllt.

Es scheinen also bei dem Vorgang der Elektrizitätsleitung die kleinen, an und für sich unelektrischen Elementarteile der Materie zerlegt zu werden in universelle, d. h. in unter allen Umständen gleiche negative Körperchen, Elektronen genannt, und spezifische, d. h. der Substanz eigentümliche Reste, Jonen genannt, die positive Ladungen tragen. Daher ist es natürlich, in dem unzerlegten Molekül derartige positive und negative Massen koexistierend zu denken, wobei man zunächst die Freiheit hat, in jedem einzelnen Molekül beliebig viele positive und beliebig (aber gleich) viele negative Elementarmassen vereinigt zu denken. So gelangt man zu jenen kleinen Weltsystemen, in denen nun die schweren positiven Massen die Zentralsonnen, die leichten negativen die Planeten vertreten, nur mit dem Unterschied, daß, während in den kosmischen Systemen alle Teile sich gegenseitig anziehen, in diesen Mikrokosmen Anziehungen nur zwischen Sonnen und Planeten entstehen, während sowohl die Sonnen als die Planeten auf ihresgleichen Abstoßungen ausüben.

Die in einem solchen System möglichen Schwingungen zu bestimmen ist, wenn die Gesetze der wirkenden Kräfte gegeben sind, eine rein mathematische Aufgabe, die im allgemeinen allerdings der strengen Lösung große Schwierigkeiten bietet. Die hier bisher erzielten Resultate sind nicht übermäßig aussichtsvoll; indessen wird die Wahrscheinlichkeit der Grundvorstellung durch die vorstehend besprochenen wie auch durch weiter unten zu erörternde weitere Erfahrungstatsachen so bedeutungsvoll gestützt, daß man vorerst nachdrücklich an derselben festhalten wird.

12. Linienbanden.

Die im vorstehenden beschriebenen Serien stellen aber nicht die einzigen Gruppen dar, deren Gesetzmäßigkeiten mit Erfolg untersucht sind; auch bei Systemen von ganz andrer und nicht minder typischer Anordnung sind Regeln des Aufbaus erkennbar geworden. Diese Systeme, Banden genannt, sind den Serien in gewisser Hinsicht entgegengesetzt. Während die Serienlinien nach Rot zueinander ferner, nach Violett zueinander näher liegen, entwickeln sich die Banden umgekehrt. Jede Bande, von denen immer mehrere gleichzeitig auftreten, hat ein nach Rot hin gelegenes Ende, das man als Kante bezeichnet, wo sich die feinen Linien so dicht zusammendrängen, daß eine Auflösung sehr schwierig ist. Nach Violett hin rücken die Linien allmählich weiter auseinander, bleiben aber immer einander relativ nahe.

Auch für die Banden hat man Formeln aufzustellen versucht und in dieser Hinsicht Fortschritte erzielt; ihre Erklärung aus der Konstitution des Moleküls ist indessen noch kaum in Angriff genommen.

13. Verschiedene Spektren derselben Substanz.

Es bezeichnet jedesmal einen bedeutungsvollen Fortschritt in dem Verständnis einer Naturerscheinung, wenn man Mittel gewinnt, auf dieselbe verändernd

einzuwirken. Was die Spektren angeht, so beziehen sich die zuerst beobachteten Veränderungen auf die Intensitätsverhältnisse. Unter gewissen Umständen fehlen Linien, die unter andern Umständen kräftig auftreten, und diese Wirkungen sind so auffallend, daß man vielen Substanzen ganz direkt mehrere Spektren beilegt.

Läßt man durch ein Glasrohr, das verdünnten Sauerstoff enthält, sehr schwache elektrische Entladungen hindurchgehen, so zeigt das ausgestrahlte Licht ein völlig andres Liniensystem, als wenn man stärkere Entladungen anwendet. Da der Uebergang ziemlich schroff ist, so wird man sich vorstellen müssen, daß der Aufbau der schwingenden Moleküle sich bei der Verstärkung der Entladungen ändert, daß etwa das ohne elektrische Einwirkung komplizierte Molekül bei stärkeren Entladungen in einfacher aufgebaute Teilmoleküle zerfällt.

Ein andres interessantes Beispiel bietet Wasserstoff, dessen Spektrum, wie es bei den Entladungen unter kleinem Druck auftritt, früher beschrieben ist und sich als eine Serie darstellt. Diese Linienserie zeigt sich auch in den Spektren von Sternen, woraus nach dem in 4. Gesagten auf die Anwesenheit von glühendem Wasserstoff in denselben zu schließen ist. Bei einem (hierdurch zu besonderer Berühmtheit gelangten) Stern fand nun der Astronom Pickering in Cambridge (Amerika) neben der beschriebenen sehr stark ausgeprägten Serie eine zweite von ungemein ähnlichem Charakter, deren Gesetz sich durch dieselben beiden Zahlen a und b, die in 10. eingeführt sind, ausdrücken ließ; es waren nur die Zahlen 3, 4, 5, ... jenes Schemas durch $3^1/_2$, $4^1/_2$, $5^1/_2$, ... zu ersetzen.

Es konnte kein Zweifel sein, daß diese so eng mit den Linien des bekannten Wasserstoffspektrums verknüpften Linien gleichfalls jenem Gase zugehörten, daß dieselben bei den Bedingungen, mit denen wir im Laboratorium arbeiten, nicht merklich erregt werden, während die kosmischen Verhältnisse ihrem Auftreten günstig sind. Indessen scheint es in neuester Zeit gelungen zu sein, das ersterwähnte Wasserstoffspektrum künstlich hervorzurufen.

Auch das dritte der zuerst entdeckten Gase, der Stickstoff, gibt zu einer hierhergehörigen Bemerkung Veranlassung. An ihm entdeckte Plücker in Bonn bei niedriger Temperatur und schwachen elektrischen Entladungen ein Spektrum, das die Linien in den in 12. geschilderten Banden angeordnet zeigte; bei stärkeren Entladungen verschwanden diese Banden und es entwickelte sich ein Serienspektrum. Man sieht hieraus, wie verschiedenes Verhalten der Spektra uns dieselben Körper unter verschiedenen Umständen darbieten.

14. Fluoreszenzspektra.

Hierher gehört auch eine in allerletzter Zeit gemachte Entdeckung, von der man tiefgreifende Anregungen erwarten darf.

Das schöne grüne Licht, das gewisse in der Durchsicht gelblich erscheinende Gläser aussenden, wenn sie von der Sonne bestrahlt werden, ist bekannt, und die Eigenschaft dieses Farbeneffektes hat jene, das chemische Element Uran enthaltenden Glassorten zu vielen technischen Anwendungen Benutzung finden lassen;

Weingläser, Tintenfässer, Briefbeschwerer aus Uranglas erfreuten sich lange Zeit hindurch einer großen Beliebtheit.

Die Fähigkeit, durch Bestrahlung gleichsam selbstleuchtend zu werden, war mit zuerst an dem natürlichen Mineral Flußspat (chemisch Fluorcalcium) beobachtet worden und ist daher Fluoreszenz genannt worden. Der große englische Physiker Stokes hat der Untersuchung dieser Erscheinung viele Mühe gewidmet und eigentümliche Regelmäßigkeiten aufgedeckt, deren Beschreibung hier zu weit führen würde. Nur die eine fundamentale Tatsache sei erwähnt, daß die Farbe des Fluoreszenzlichtes meist von derjenigen des erregenden Lichtes ganz verschieden ist. Das grüne Leuchten des Uranglases wird zum Beispiel besonders schön durch auffallende violette Strahlen erregt.

Aber auch bei den Fluoreszenzerscheinungen lassen feste und flüssige Körper die Gesetzmäßigkeiten anscheinend nicht klar hervortreten; ebenso wie beim Leuchten durch Erhitzen stören sich in ihnen beim Leuchten durch Fluoreszenz die einzelnen schwingenden und strahlenden Elementarsysteme gegenseitig. Klarer liegen die Verhältnisse wiederum bei den Gasen und Dämpfen. Freilich ist hier die ganze Fluoreszenzwirkung sehr schwach und ihre Beobachtung mit großen Schwierigkeiten verbunden. Trotzdem ist es einem jungen hochbegabten amerikanischen Forscher, Wood in Baltimore, der sich bereits in andrer Hinsicht als virtuoser Experimentator erwiesen hat, gelungen, das Spektrum des durch eingestrahltes Licht selbstleuchtend gemachten Natriumdampfes zu photographieren.

Die von ihm erhaltenen Resultate sind ganz überraschend und versprechen völlig neue Gesichtspunkte für das Verständnis der Schwingungsvorgänge in den molekularen Systemen. Es zeigte sich, daß nur ganz bestimmte Farben des eingestrahlten Lichtes das Natriummolekül zum Leuchten anzuregen vermögen, und daß hierbei die verschiedenen Farben in ganz verschiedener Weise wirken. In dem Fluoreszenzspektrum erscheint einmal die Linie, die der erregenden Farbe entspricht, und außerdem eine Anzahl andrer nach Violett oder nach Rot hin gelegener, die aber bei verschiedenen Erregungen nicht übereinstimmen. In dem Molekül sind hiernach gewisse schwingungsfähige Elemente miteinander gekoppelt, derart, daß, wenn das eine von ihnen erregt wird, die andern in Mitleidenschaft gezogen werden; derartiger gekoppelter Systeme gibt es mehrere — wie viele davon im Natriummolekül auftreten, ist noch nicht festgestellt.

Die Bedeutung der beschriebenen Entdeckung mag noch durch einen kleinen Abschnitt aus Woods Abhandlung anschaulich geschildert werden. Wood schreibt: „Professor Rowland hat einmal gesagt, daß ein Molekül komplizierter sei als ein Klavier. In den meisten Fällen haben wir bisher nichts weiter vermocht, als die ganze Klaviatur gleichzeitig anzuschlagen; im Falle des Natriumdampfes aber erscheint es möglich, eine einzelne Taste anzuschlagen." In der Tat, alle die früher verfolgten Erregungen zum Leuchten durch Erhitzen oder Verbrennen wirkten auf das ganze Molekül; die durch Bestrahlung betrifft anscheinend einzelne Teile. Man darf darauf gespannt sein, ob andre Dämpfe sich der

Beobachtung in ähnlicher Weise zugänglich erweisen, wie Natriumdampf, und welche Gesetzmäßigkeiten sich dort erschließen.

15. Das Doppler-Fizeausche Prinzip.

Im vorstehenden handelte es sich um Aenderungen der Spektra, die nur die Intensitätsverhältnisse der Linien betrafen, die aber ihre Schwingungszahlen, d. h. ihren Ort im Spektrum, nicht berührten. Neuerdings hat man indessen eine ganze Anzahl von Einflüssen auf die Lichtquellen kennen gelernt, welche die Schwingungszahlen der ausgesandten Linien und somit die Farbe der Strahlung verändern. Ein Teil von ihnen hat sich bisher allerdings noch nicht besonders fruchtbar erwiesen und verspricht nur für die Zukunft Bedeutungsvolles. Hierher gehören insbesondere die Veränderungen von Druck, Dichte und Temperatur der leuchtenden Gase und Dämpfe, die teils Verschiebungen, teils Verbreiterungen — symmetrisch oder unsymmetrisch — der Linien im Spektrum bewirken. Dagegen haben zwei Einwirkungen bereits jetzt eine große Bedeutung erlangt, und von ihnen soll zum Schluß unsrer Darstellung noch etwas berichtet werden.

Ein Bataillon Soldaten marschiert in langem Zuge auf der Straße dahin, seine Glieder mögen gleiche Abstände haben; wir stehen auf dem Bürgersteig und lassen sie an uns vorbeidefilieren — dann kommen in gleichen Zeiten immer gleiche Zahlen von Gliedern an uns vorbei. Gehen wir dem Zuge entgegen, so passieren in gleicher Zeit mehr, gehen wir in seiner Richtung, aber langsamer als er, so passieren weniger. Dies ist gewiß eine triviale und selbstverständliche Sache, aber sie bietet die Erklärung für wichtige und interessante Erscheinungen.

Wir fahren im Eisenbahnzug an einer stillstehenden und pfeifenden Lokomotive vorbei; in dem Moment, wo unsre Bewegung auf jene hin sich in eine Bewegung von ihr fort verwandelt, hören wir die Tonhöhe des Pfeifens deutlich sinken, während die Pfeife selbst nicht anders funktioniert als zuvor. Das ist dieselbe Erscheinung wie die obenbeschriebene alltägliche. In der Tat, die Pfeife der Lokomotive sendet Schallwellen aus, die, wie die Glieder des marschierenden Bataillons, einander in gleichen Abständen folgen. Bewegen wir uns nach der Schallquelle hin, so nimmt unser Ohr in derselben Zeit mehr Schwingungen auf, als wenn wir uns von ihr hinweg bewegen, und da die Zahl der in der Sekunde aufgenommenen Schwingungen die Tonhöhe bestimmt, so ergibt sich die geschilderte Erscheinung.

Diese wird noch deutlicher, wenn die pfeifende Lokomotive in einer unserm Zug entgegengesetzten Bewegung ist; hier kann der Fall der Tonhöhe mehr als das Intervall eines Ganztones betragen. Wer auf Reisen darauf achtet, kann das Experiment öfter machen, als man denken sollte. Auch wenn der Beobachter stillsteht und die pfeifende Lokomotive vorüberfährt, tritt dieselbe Wirkung ein wie im ersten Falle: sie hängt überhaupt ersichtlich nur von der gegenseitigen Bewegung der Schallquelle und des Ohres ab.

Die beschriebenen Folgerungen sind schon vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von dem österreichischen Forscher Doppler gezogen worden; die

erfolgreiche Anwendung auf optische Vorgänge hat kurz darauf der französische Physiker Fizeau gemacht. Das so entstandene Doppler-Fizeausche Prinzip behauptet, daß das Licht einer und derselben Lichtquelle, wenn diese sich auf uns zu bewegt, etwas nach Violett hin, wenn sie sich von uns hinweg bewegt, etwas nach Rot hin von denjenigen Farben abweicht, die wir wahrnehmen, wenn die Lichtquelle ruht oder aber sich in angemessenem Abstand so bewegt, daß ihre Entfernung von uns erhalten bleibt. In der Tat entspricht ja nach früher Gesagtem einer größeren Schwingungszahl eine Abweichung der Farbe nach Violett hin, einer kleineren eine solche nach Rot.

Die Linien in dem Spektrum eines leuchtenden Körpers müssen also (verglichen mit der Position, die sie einnehmen, wenn der Körper ruht) etwas nach Violett verschoben werden, wenn der Körper auf uns zu, etwas nach Rot, wenn er sich von uns weg bewegt. Diese Fizeausche Anwendung des Dopplerschen Gedankens lag offenbar nahe genug — die Frage war nur, ob es sich auf optischem Gebiet um wirklich wahrnehmbare Vorgänge und Veränderungen handelt. Der Schall durchmißt in der Luft während einer Sekunde einen Weg von etwas mehr als 300 Meter, das Licht in gleicher Zeit, wie schon oben bemerkt, fast genau 300 000 Kilometer = 300 000 000 Meter, also rund das Millionenfache. Die Bewegungsgeschwindigkeiten der Lichtquelle gegen den Beobachter müssen somit offenbar, um merkliche Wirkungen zu geben, im Falle des Lichtes viel größer sein als im Fall des Schalles, selbst wenn die optischen Hilfsmittel der Beobachtung Tausende von Malen empfindlicher sind als die akustischen, und der direkte Nachweis der geschilderten Wirkung mit irdischen Hilfsmitteln ist demgemäß auch erst in neuester Zeit gelungen.

16. Bewegte kosmische Massen.

Dergleichen große Geschwindigkeiten von Lichtquellen, wie sie zu merklichen Doppler-Effekten erforderlich sind, kommen nun in der Natur gelegentlich von selbst, ohne unser Zutun zustande; so zunächst im Weltenraum bei den Himmelskörpern. Die Erde legt bei ihrem Flug um die Sonne in der Sekunde zirka 30 Kilometer zurück, aber sie nimmt damit keineswegs eine Ausnahmestellung ein; andre Weltkörper, insbesondere auch manche Kometen, besitzen viel größere Geschwindigkeiten.

Bewegt sich ein Weltkörper mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern relativ zur Erde auf diese zu oder von ihr hinweg, so müssen nach dem oben Auseinandergesetzten die Schwingungszahlen der von ihm ausgesandten Strahlen um den 3000. Teil vergrößert oder verkleinert werden. Das Umgekehrte gilt von den Wellenlängen. Nun entspricht bei großen Gittern einer derartigen Aenderung der Wellenlänge eine Verschiebung einer Spektrallinie etwa in der Mitte des ersten Spektrums um beiläufig 0,6 Millimeter; da man aber ohne Schwierigkeit 0,01 Millimeter messen kann, so ist ersichtlich, daß eine ungefähre Bestimmung von Geschwindigkeiten in jener Größenlage sehr wohl angeht.

Dabei ist wesentlich, daß die Methode völlig unabhängig ist von der Ent-

fernung des Weltkörpers, vorausgesetzt nur, daß er uns eine zur Beobachtung ausreichende Lichtstärke zusendet. Es handelt sich ja bei ihr nur darum, daß die derselben strahlenden Farbe entsprechenden Lichtwellen dichter aufeinander folgen, wenn die Lichtquelle sich auf uns zu bewegt, weniger dicht, wenn sie sich von uns entfernt, und hierauf übt die Entfernung nicht den geringsten Einfluß.

Dies führt zu einer sehr auffallenden Folgerung. Bewegungen an uns vorüber, also senkrecht zur Sehlinie, erscheinen uns immer kleiner und langsamer, je weiter der bewegte Körper sich von uns befindet. Die Bewegungen der Fixsterne von dieser Art, also am scheinbaren Himmelsgewölbe hin, mit wie großer Geschwindigkeit sie auch geschehen, entziehen sich wegen der ungeheuern Entfernung der Fixsterne von uns unsrer Beobachtung vollständig; auch nach hundert Jahren, nach Zurücklegung ungeheurer Weiten, gegen die das Sonnensystem klein ist, haben jene Weltkörper für uns ihren gegenseitigen Ort nicht merklich geändert, wie das der ihnen erteilte Name der „fixierten" Sterne aussagt.

Aus jenen ungeheuern Entfernungen nun, wo die stärksten Fernrohre uns keine Kunde über Bewegungsvorgänge zu geben vermögen, berichtet uns das Spektroskop über die Bewegungen auf uns zu und von uns hinweg mit einer überraschenden Genauigkeit. Und seine Aussagen führen in Verbindung mit andern optischen Wahrnehmungen noch weiter.

Um hiervon ein Beispiel zu geben, mag das Verhalten des berühmten Algol genannten veränderlichen Sternes im Sternbild Perseus geschildert werden. Dieser Stern hat regelmäßig rund $22^1/_2$ Tage hindurch eine große Helligkeit, sinkt dann in $4^1/_2$ Stunden zu einem schwachen Sternchen herab, um in der gleichen Zeit zur ursprünglichen Größe wieder anzuwachsen. Man hat dies Verhalten dadurch erklärt, daß Algol ein Doppelstern ist, bestehend aus einem leuchtenden und einem dunkeln Partner, die derartig umeinander kreisen, daß der dunkle während jedes Umlaufes einmal zwischen den hellen Partner und die Erde tritt und dabei die größte Menge des nach uns hingestrahlten Lichtes abschirmt.

Die spektroskopischen Beobachtungen haben diese Annahme bestätigt und sogar die Geschwindigkeiten des hellen Partners in den Zeiten, wo er bei seinem Umlauf auf die Erde zu oder von der Erde hinweg fliegt, zu bestimmen gestattet; sie fanden dieselben übereinstimmend zu 45 Kilometer in der Sekunde.

Nun ist die Bestimmung der Bewegung eines Doppelsternpaares bei gegebenen Massen derselben ein sehr einfaches Problem der Mechanik, und seine Lösung gestattet umgekehrt, aus gegebenen Umlaufsdauern und Geschwindigkeiten (unter der plausibeln Annahme, daß die elliptischen Bahnen von Kreisen wenig abweichen) die Bahngrößen sowie die Summe der Massen der beiden Weltkörper zu berechnen.

Ein andres Beispiel liefert die Capella im Wagenlenker. Ihr Spektrum zeigt die Linien in gleichen Zwischenzeiten abwechselnd einfach und verdoppelt. Dies erklärt sich überzeugend durch die Annahme, daß dieses Gestirn aus zwei leuchtenden Weltkörpern besteht, die um einen zwischen ihnen liegenden ruhenden Punkt kreisen, derart, daß derselbe, wie aus den Grundsätzen der Mechanik folgt,

immer auf ihrer Verbindungslinie verharrt. Fällt die Verbindungslinie nahezu in die Sehlinie nach der Erde, so bewegen sich beide Partner senkrecht zu jener Linie, ändern dabei also ihre Entfernung von der Erde nicht. Hier verhalten sich die Linien ihres Spektrums ebenso, als wenn die Weltkörper ruhten. Steht aber ihre Verbindungslinie nahe senkrecht zur Sehlinie, so fliegt der eine Partner gleichzeitig auf die Erde zu, der andre von ihr hinweg; bei ersterem müssen die Spektrallinien nach Violett, bei letzterem nach Rot verschoben sein, und da das Fernrohr die beiden Gestirne nicht zu trennen vermag, so werden beide Linienarten im Spektrum gleichzeitig erscheinen und somit Verdoppelungen darstellen.

Die zwischen gleichen Zuständen, z. B. zwei maximalen Trennungen, liegende Zeit muß der halben Umlaufsdauer gleich sein; die Weite der maximalen Trennung der Spektrallinien bestimmt die Bewegungsgeschwindigkeit des Partners; damit sind abermals die Daten zur Berechnung von Bahngröße und Gesamtmasse des Doppelsternpaares erhalten.

So wetteifert das Spektroskop mit dem Fernrohr, uns Nachrichten über die Bewegung der Himmelskörper aus kosmischen Entfernungen zu holen, und erweist sich hilfreich, wo jenes versagt.

17. Bewegte Gasmoleküle.

Ein zweiter, vielleicht physikalisch noch wichtigerer Fall sehr großer Geschwindigkeiten leuchtender Körper findet sich bei den Teilchen eines glühenden Gases, insbesondere bei den durch elektrische Entladungen in hochverdünnten Gasen fortgeschleuderten Molekülen oder Atomen, von denen schon in 11. gesprochen worden ist. Hier hat die Anwendung des Doppler-Fizeauschen Prinzips in allerneuster Zeit überaus merkwürdige Resultate ergeben.

Um sie zu verstehen, betrachten wir ein Rohr, das mit verdünntem Wasserstoff gefüllt und durch elektrische Entladungen zum Leuchten gebracht ist. Nach den in 11. auseinandergesetzten Vorstellungen findet der Transport der Elektrizität in der Weise statt, daß von den elektrisch neutralen Wasserstoffmolekülen ein negativ elektrisches Elementarquantum oder Elektron abgetrennt und in der negativen Stromrichtung geschleudert wird, während der positiv elektrische Rest als Ion mit dem positiven Strome wandert.

Für beide Arten von Körperchen kann man die Geschwindigkeiten der Fortbewegung durch die Beobachtung bestimmen; die betreffende Methode hier ausführlich auseinanderzusetzen, mangelt der Raum, es muß genügen, hierüber zu bemerken, daß man die Teilchen bestimmten Kräften aussetzt, die sie aus der geradlinigen Bahn ablenken, und die eintretende Ablenkung beobachtet. Bei gleicher Kraft wird eine gleiche Masse in der gleichen *Zeit* vom Beginn der Bewegung immer um gleich viel abgelenkt, ob sie nun mit großer oder geringer Geschwindigkeit fliege; auf dem gleichen *Wege* wird sie also um so weniger abgelenkt, je größer ihre Geschwindigkeit ist. Hieraus erhellt, daß die Größe der Ablenkung bei gegebener Kraft und Masse einen Schluß auf die Größe der Geschwindigkeit gestattet. Letztere hängt von der Größe der elektrischen Kraft ab,

welche die Elektronen und Jonen in Bewegung setzt, also die elektrischen Entladungen in dem gasgefüllten Rohr bewirkt, und kann recht merkliche Bruchteile der Lichtgeschwindigkeit erreichen.

Außer den Elektronen und Jonen enthält das leuchtende Gas noch unzerlegte Moleküle, in denen positive und negative Ladungen in gleicher Stärke vorhanden sind. Diese unterliegen der elektrischen Kraft nicht oder, genauer gesagt, sie unterliegen wegen der entgegengesetzt gleichen in ihnen enthaltenen Ladungen entgegengesetzt gleichen Kräften, die sich aufheben; sie nehmen also weder an der Bewegung der Elektronen noch an derjenigen der Jonen teil und können als ruhend betrachtet werden. In den Jonen wie in den unzerlegten Molekülen sind Elektronen an Zentralsonnen gebunden, können also Eigenschwingungen ausführen und demgemäß leuchten; es ist aber zu erwarten, daß die beiden Körperarten wegen ihrer verschiedenen Konstitution verschiedene Spektren aussenden.

Die Beobachtung zeigt, daß in dem ausgesandten Licht das Banden- und das Serienspektrum des Wasserstoffes zugleich erregt werden kann; es entsteht demgemäß die prinzipiell bedeutungsvolle Frage, ob sich als Träger der beiden Spektren die beiden Gattungen Wasserstoffmoleküle nachweisen lassen und welche Gattung je den beiden Spektren entspricht.

Die Entscheidung ist ganz kürzlich J. Stark in Göttingen geglückt. Er fand, daß in einem Spektrum, das so aufgenommen war, daß die Jonen auf den Apparat zuflogen, die Serienlinien nach dem Violetten hin verschoben waren, die Bandenlinien hingegen nicht. Damit ist denn gezeigt, daß die elektrisch neutralen Wasserstoffatome das Bandenspektrum aussendet, die Jonen aber das Serienspektrum. In bezug auf letzteres hat sich noch spezieller ergeben, daß gewisse Linienserien von Jonen herrühren, die ein Elektron, andre von solchen, die zwei Elektronen verloren haben. Diese zwei Jonenarten unterscheiden sich nach ihren Geschwindigkeiten und demgemäß nach der Verschiebung ihrer Spektrallinien; bei Verlust von einem (negativen) Elektron bleibt eine positive Elementarladung unkompensiert, bei dem Verlust von zwei hingegen zwei; im letzteren Falle ist also die wirksame Ladung stärker als im ersten und gibt bei der gleichen erregenden Ursache die doppelte bewegende Kraft und demgemäß eine vergrößerte Geschwindigkeit.

Diese Resultate sind von großer Wichtigkeit und werden bei jedem Versuche, den Aufbau eines Moleküles theoretisch nachzubilden, in Rücksicht zu nehmen sein.

18. Der Zeeman-Effekt.

Wir kommen zu der letzten zu besprechenden Tatsachenreihe, die vielleicht unter so vielem Erstaunlichen das Wundervollste darstellt.

Der große englische Forscher Faraday hatte in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die ersten Beziehungen zwischen Optik und Magnetismus entdeckt; ihm war der Nachweis gelungen, daß viele Körper ihr Verhalten gegenüber dem durch sie fortschreitenden Licht ändern, wenn man sie zwischen die Pole

eines hinreichend mächtigen Magneten bringt. Zu einer eingehenden Schilderung dieser merkwürdigen Wirkung fehlt der Raum; es muß genügen, hervorzuheben, daß nach diesen Beobachtungen (die häufig, auch messend, wiederholt worden sind) ein zwischen den Polen eines Magneten aufgestelltes Stück Glas sich wie ein Kristall verhält, derart, daß die in dasselbe eintretende Welle sich in zwei zerlegt, die mit verschiedener Geschwindigkeit fortschreiten. Die Wirkung der magnetischen Kraft auf einen „Lichtleiter" war damit aufgeklärt. Aber Faraday vermutete weitergreifend, daß ein magnetisches Feld auch auf eine Lichtquelle eine Wirkung üben möchte, und er suchte dieselbe in der Weise nachzuweisen, daß er eine mit einem Metalldampf (z. B. von Natrium) gefärbte Flamme zwischen die Pole eines Elektromagneten stellte und zusah, ob das Spektrum der Flamme sich bei der Erregung des Magneten änderte.

Ein höchst seltsamer Einfall! Wie sollte die Farbe, d. h. das System der Spektrallinien einer Flamme, durch eine magnetische Kraft beeinflußt werden! — Und der Einfall schien kein glücklicher zu sein, denn es gelang Faraday nicht, auch nur die kleinste Veränderung des Spektrums wahrzunehmen; der Versuch wurde fast vergessen.

Aber Faraday war einer von den wunderbar begabten Menschen, die in ihrer Phantasie gleichsam das Uhrwerk der Naturkräfte geöffnet vor sich liegen sehen, die mit einem ahnenden Gefühl dafür ausgestattet sind, welche Räder desselben miteinander in Wechselwirkung stehen, welche nicht. Dieses Divinationsvermögen macht den Entdecker. Wo andre wahllos jede Möglichkeit ins Spiel bringen und durch gehäufte Versuche doch keine neue Naturerscheinung aufdecken oder, wenn man will, hervorrufen, wird das Entdeckergenie durch eine Art höchsten Instinktes von dem zurückgehalten, was in sich widersinnig ist, und auf das geleitet, was den wirklichen Verhältnissen entspricht.

Auch der vergebliche Versuch Faradays bezeugt dessen tiefdringende Divinationsgabe; das Experiment mißlang nicht, weil die Erwartung eine falsche Richtung genommen hatte, sondern nur weil die Faraday zur Verfügung stehenden Beobachtungsmittel zu schwach waren.

Welche Schlußreihen Faraday zu seinem Experiment leiteten, ist nicht überliefert. Was seinen glücklicheren Nachfolger leitete, läßt sich klarer erkennen.

In dem letzten Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts waren die Gesetze der Bewegungen jener elektrischen Elementarquanta oder Atome, die wir Elektronen nennen, durch Lorentz in Leiden und Wiechert in Göttingen aufgefunden und bestätigt worden. Eben jene Gesetze ließen aber erwarten, daß das in einer Flamme schwingende und dadurch leuchtende Elektron seinen Schwingungszustand bei Einwirkung einer magnetischen Kraft änderte, derart, daß an Stelle seiner ursprünglichen Schwingungszahl mehrere andre träten.

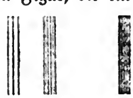
Diese Aussage enthält auf den ersten Blick für das Verständnis eine gewisse Schwierigkeit. Wie kann ein und dasselbe punktförmige Gebilde gleichzeitig mehrere Schwingungen von verschiedener Dauer ausführen? Aber ein erläuterndes Beispiel dafür liegt vor aller Augen. Der Trabant unsrer Erde, der Mond, kreist

in 28 Tagen um die Erde und mit dieser in 365 Tagen um die Sonne. Er hat also bei einer und derselben in einer Ebene verlaufenden Bewegung zwei Schwingungsdauern. Wenn die Sonne selbst um einen noch größeren Zentralkörper kreiste, so würde der Mond drei Schwingungsdauern gleichzeitig besitzen. Ein andres Beispiel liefert ein schweres Fadenpendel, an dem ein kürzeres leichteres hängt, das ebensowohl parallel wie senkrecht zu ersterem schwingen kann. Hängt an diesem ein drittes, viertes, so steigert sich auch hier die Anzahl der gleichzeitigen Schwingungsdauern.

Diese theoretischen Auffassungen waren vorhanden, als im Jahre 1896 ein junger begabter holländischer Forscher, Pieter Zeeman, das alte Faradaysche Experiment mit besseren Hilfsmitteln wiederholte. Die ersten wahrnehmbaren Wirkungen eines Magnetfeldes auf eine mit Natriumdampf gelb gefärbte Flamme waren unscheinbar genug: die Linien ihres Spektrums erschienen ein klein wenig verbreitert, und da ähnliche Wirkungen, wie oben gesagt, durch Aenderung der Dichte und der Temperatur des Dampfes erzielbar sind und solche Aenderungen bei der Versuchsanordnung nicht ganz ausgeschlossen waren, so gehörte eine starke Ueberzeugung von der Richtigkeit der theoretischen Vorhersage dazu, um in so spärlichen Andeutungen eine erste Bestätigung derselben zu erblicken. Durch vorsichtige Veränderungen aller Umstände der Beobachtung ließ sich in der Tat feststellen, daß es sich um eine ganz direkte Wirkung des Magnetismus handelte, und durch Wahl stärkerer magnetischer und optischer Hilfsmittel sowie durch Benutzung von sehr feinen Spektrallinien gelang schließlich der Nachweis, daß die Spektrallinien einer Flamme, die in ein Magnetfeld gebracht wird, im allgemeinen in Liniensysteme auseinander gelegt werden. Die einwirkende magnetische Kraft ändert also — wenngleich in äußerst feiner Weise nur — die Farbe einer Flamme, indem sie jede Farbe durch eine Anzahl benachbarter ersetzt.

Zuerst schien der Vorgang, den man als Zeeman-Effekt bezeichnet, nach einer sehr einfachen Regel zu verlaufen. An Stelle der einzelnen Spektrallinie trat ein Triplet, dessen mittlere Linie die Stelle der ursprünglichen einnimmt, während die äußeren gleich weit nach beiden Seiten von ihr entfernt sind. Aber weitere Beobachtungen haben gezeigt, daß dieser Typus keineswegs die Regel bildet, sondern eher nur eine besonders einfache Ausnahme. Es sind Zerlegungen einzelner Linien selbst in neun Komponenten sicher festgestellt, und auch von den früher für Triplets gehaltenen Systemen hat sich nicht selten erwiesen, daß jede Linie doppelt ist, also die Systeme mindestens Sextuplets darstellen.

Die Technik der Herstellung dieser Zerlegungen hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Der Leser wird in der beistehenden zweiten Figur, die ein gleichfalls von Herrn Professor Runge aufgenommenes Negativ in dreifacher Vergrößerung wiedergibt, das Charakteristische der merkwürdigen und zierlichen Erscheinung erkennen können.



Eine jede der sichtbaren Liniengruppen ist das Resultat der Einwirkung des Magnetfeldes auf eine einzelne Spektrallinie in dem Spektrum des Magnesiumdampfes. Links steht ein Triplet, die mittlere Linie etwa doppelt

so stark wie die beiden äußeren, dann folgt ein Sechstuplet aus sechs nahe gleichstarken, einander schon ziemlich nahen Linien bestehend, rechts steht ein Nonett, ein System von neun kaum merklich geschiedenen Linien, die sich in der Reproduktion leider noch weniger sondern als in dem Original. Die gegenseitige Lage der Systeme ist die wirkliche; ganz dicht beieinander liegende Spektrallinien geben also durchaus verschiedene Zerlegungen.

Die gegenseitige Entfernung der Linien einer Gruppe wächst mit wachsender magnetischer Kraft, sie verdoppelt, verdreifacht sich mit ihr; sie ist also bei schwacher Kraft so unbedeutend, daß die einzelnen Linien sich noch nicht merklich scheiden und der Effekt einer bloßen Verbreiterung der ursprünglichen Linie gleichkommt; bei stärkeren Kräften tritt mehr und mehr eine vollständige Sonderung der Teile der Gruppe ein.

Auch bei diesen Zerlegungen hat bereits die messende Beobachtung eingesetzt; abgesehen von dem eben erwähnten Gesetz des Wachstums der Zerlegung mit wachsender Kraft sind Regeln über die Abstände der Linien gleichgestalteter Gruppen bei derselben Kraft, aber in verschiedenen Teilen desselben Spektrums und in entsprechenden Teilen der Spektren verschiedener Substanzen gewonnen worden. Von diesen Regeln seien nur die erwähnt, daß in dem Spektrum einer Substanz die Linien (oder Liniengruppen) einer Serie alle demselben Zerlegungsgesetz, die verschiedenen Serien aber verschiedenen Gesetzen folgen, sowie daß bei verschiedenen Stoffen häufig Serien mit demselben Zerlegungsgesetz auftreten. Höchst auffallenderweise erleiden die Bandenlinien gar keine oder nur eine äußerst kleine Zerlegung.

Hält man die in 11. entwickelte Vorstellung über den Aufbau der Moleküle aus elektrischen Elementarteilchen fest und nimmt hinzu, daß die Gesetze der Einwirkung eines magnetischen Feldes auf ein bewegtes elektrisches Körperchen als bekannt gelten dürfen, so sieht man, daß der Zeeman-Effekt ein wichtiges Hilfsmittel zur Beurteilung jeder speziellen Hypothese über die inneren Verhältnisse eines Moleküls darbietet. Eine solche Hypothese muß nämlich, um zulässig zu sein, eben diejenigen Gesetze der Zerlegungen der Spektrallinien im Magnetfelde als Folge ergeben, welche die Beobachtung festgestellt hat. Wie alle Arbeit an der Erklärung der Seriengesetze bisher vergeblich gewesen ist, so hat sich auch für die Ableitung der Gesetze des Zeeman-Effektes aus einer Annahme über die Konstitution des Moleküls bisher erst wenig erreichen lassen; auch hier liegt der Hauptteil der Aufgabe noch vor uns.

*

Neue Aufgaben — das ist der Ausblick, der sich bei jeder menschlichen Tätigkeit auf jeder erreichten Stufe immer wieder eröffnet — und mehr als bei jeder andern Betätigung bei der wissenschaftlichen Arbeit. Denn mit einer erweiterten Um- und Fernsicht erschließt hier jeder Schritt aufwärts den Einblick in immer tiefere und schwierigere Probleme. Aber dieser Ausblick wirkt nicht entmutigend und niederdrückend, sondern anfeuernd und begeisternd. Denn

das Leben des Menschengeistes ist die Betätigung seiner Kräfte, und wo gäbe es eine lohnendere Tätigkeit als in der Erforschung der Wunder der Schöpfung,

„Wo alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wo Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.“

Briefe über den Herzog von Cumberland an einen regierenden deutschen Fürsten

Von

Freiherrn von Cramm-Burgdorf

31. Januar 1885.

Augenblicklich leben wir Braunschweiger in einer wenig angenehmen Situation. Von Gmunden aus geschieht nichts, um eine Klärung der Verhältnisse herbeizuführen. Verschiedene Herren, die dringend die Sukzession des Herzogs von Cumberland wünschen, sind bei Seiner Königlichen Hoheit gewesen, ohne zu erreichen, daß Höchstderselbe sich zu einem bestimmten Entschlusse nach der einen oder andern Seite aufraffte. Der Herzog hat auf alles Bitten und alles Drängen immer nur erwidert, er habe die Empfindung, man wolle in Berlin nur seine Demütigung und werde, wenn er sich einer solchen unterzogen, ihm Braunschweig doch nicht überlassen. Daß Seine Königliche Hoheit aber Schritte tun könnte, ohne der Gefahr einer Demütigung ausgesetzt zu sein, scheint mir auf der Hand zu liegen. Das Unglück ist aber, daß alle Leute, mit ganz wenigen Ausnahmen, die seit dem Tode des Königs Georg dem Herzoge nahegekommen sind, Höchstdenselben in der Meinung bestärkt haben, es sei genug, wenn Seine Königliche Hoheit erklärte, als Herzog von Braunschweig die Reichsverfassung anzuerkennen. Alles, was billigerweise verlangt werden könne, liege darin beschlossen. Von dieser Meinung geleitet, hat der Herzog die Schritte getan, die zu keinem guten Ende führen konnten und seine Lage Preußen gegenüber, aber auch dem Herzogtum gegenüber nur verschlechtern konnten. Ich habe schon im Juli 1879 zu Windthorst gesagt: Der Weg von Gmunden nach Braunschweig führt nur über Berlin — und ich habe auch zu verschiedenen Zeiten den Herzog wissen lassen, daß man in allen maßgebenden Kreisen Braunschweigs seine volle loyale Aussöhnung mit Preußen ebenso dringend wünsche als für absolut erforderlich halte, wenn Höchstderselbe ernstlich die Absicht habe, die Regierung in Braunschweig anzutreten.

*

16. Februar 1885.

Leider scheinen alle Bemühungen, die man von Braunschweig aus fortgesetzt versucht hat, den Herzog von Cumberland zu Schritten zu bewegen, von denen

man die Anbahnung einer Aussöhnung mit Preußen erwarten konnte, vergeblich gewesen zu sein, und man steht nun in Braunschweig vor schwerwiegenden Entschlüssen. Man ist in den Kreisen, die ein Verständnis der politischen Situation haben, tief verstimmt über die Haltung des Herzogs. Man meint, es sei doch wohl dem Lande gegenüber geboten gewesen, bestimmt auszusprechen, ob Höchstderselbe bereit sei, eine klare Stellung der hannoverschen Frage gegenüber zu nehmen, da es doch dem einfachsten Verstande einleuchten muß, daß ohne eine vollkommene Erledigung jener Frage an einen Regierungsantritt in Braunschweig nicht gedacht werden kann. Auf alle Anfragen ist aber entweder keine Antwort erfolgt oder eine ausweichende mit dem Hinzusetzen, daß man doch nicht drängen und dem Herzoge Zeit zur Ueberlegung gönnen möge. Nun sollte man meinen, der Herzog habe Zeit genug gehabt, die Sache nach jeder Richtung hin reiflich zu überlegen. Der Herzog Wilhelm war achtundsiebzig Jahre alt. Im März vorigen Jahres habe ich nach Gmunden durch Frau von Scripizine, geborene Schulte, die ständig in Verbindung mit Gmunden steht, die Nachricht kommen lassen, daß die Aerzte nicht glaubten, der Herzog werde den kommenden Winter überleben. Die letzten Wochen vor dem 18. Oktober ist täglich ein Telegramm von Sibyllenort nach Gmunden gegangen mit einem Bericht über den Zustand des Herzogs. Unvorbereitet konnte man also dort nicht sein. Die Schritte, die Seine Königliche Hoheit aber seit dem 18. Oktober getan hat, waren so geartet, daß man von vornherein bezweifeln mußte, ob Höchstderselbe in der Tat ernstlich beabsichtige, als Herzog nach Braunschweig zu kommen. Ich sagte, als ich das Patent u. s. w. gelesen: nun ist es klar, daß der Herzog von Cumberland nicht daran denkt, hierherzukommen. Erst die positiven Versicherungen verschiedener Personen, die bei dem Herzoge gewesen waren und behaupteten, der Herzog wünsche nichts dringender, ließen mich an der Richtigkeit meiner Auffassung zweifeln. Wir stehen aber heute auf demselben Flecke wie vor fünf Monaten, und die Situation für das Land wird von Tage zu Tage peinlicher. Der Landtag hat den lebhaften Wunsch, sich streng auf dem Wege der Verfassung und des Regentschaftsgesetzes zu halten, aber die Interessen des Landes erheischen doch Entschlüsse für den Fall, daß auf eine befriedigende Lösung der schwebenden Frage nicht zu rechnen ist. Während wir nun von seiten des Regentschaftsrats beschworen werden, um Gottes willen nichts zu tun, während der preußische Gesandte Herr von Normann sich ebenso ausspricht, wird von verschiedenen Personen, die behaupten, Kenntnis der eigentlichen Stimmung in Berlin zu haben, die Aufforderung an uns gerichtet, doch Schritte zu tun, die von hier aus zu einer raschen Förderung der Sache getan werden könnten.

Man sagt, natürlich könne von preußischer Seite aus verschiedenen Rücksichten nicht die Initiative ergriffen oder auch nur ein guter Rat erteilt werden, aber man werde gewiß gar nicht unzufrieden sein, wenn wir ohne Rücksicht auf Verfassung und Regentschaftsgesetz wegen der Thronbesetzung Entschlüsse faßten und deren Anerkennung beim Bundesrate beantragten. Mit andern Worten aus-

gedrückt heißt das: wenn ihr eine kleine Revolution macht, so soll das durchaus nichts schaden.

Weshalb eigentlich nicht der Regentschaftsrat einmal direkte Schritte in Gmunden getan hat, um den Herzog von Cumberland zu bestimmten Aeußerungen zu veranlassen, wissen wir nicht, und einen stichhaltigen Grund dafür können wir nicht anerkennen. Unmöglich hätte man es in Berlin unangenehm vermerkt, wenn in offener loyaler Weise an den Herzog von Cumberland das Ersuchen gerichtet wäre, darüber dem Herzogtum Mitteilung zu machen, ob er in der Lage und willens sei, die seiner Thronbesteigung entgegenstehenden Schwierigkeiten wegzuräumen oder nicht.

*

28. März 1885.

Man fängt an, im Publikum unruhig zu werden, und möchte wissen, ob denn gar nichts geschieht, um für das Land Zustände herbeizuführen, die nach menschlicher Voraussicht von einer gewissen Dauer und wenigstens als eine Vorbereitung für ein Definitivum anzusehen sein möchten. Man fürchtet nichts mehr als ein langes unbestimmtes Provisorium, und es gibt eine Menge Leute, die einem solchen jeden andern Zustand, selbst ein Aufgehen in Preußen, vorziehen würden. Man muß demgegenüber immer wieder darauf hinweisen, daß wir im Regentschaftsgesetze einen klar vorgezeigten Weg haben, den wir unter keiner Bedingung verlassen dürfen. Das „Braunschweigische Tageblatt", das sich bislang in der Thronfolgefrage sehr korrekt gezeigt hat, brachte, nachdem die ja allerdings sehr nichtssagende Erklärung der staatsrechtlichen Kommission im Landtage erfolgt war, einen etwas verstimmten Artikel, in dem die Forderung ausgesprochen war, daß nun doch endlich von seiten des Regentschaftsrats und der Landesversammlung Schritte geschehen möchten, um eine Lösung der brennenden Frage zu beschleunigen.

Heute ist der Landtag bis zum 12. Mai vertagt, und ich werde mich nicht wundern, wenn in gewissen Zeitungen von neuem großes Geschrei erhoben wird über die „klägliche Unentschlossenheit der Braunschweiger".

Höchst eigentümlich ist die Haltung der welfischen Presse in Hannover. Während bis vor drei Wochen die braunschweigische Frage kaum gestreift wurde, fängt man seit der Zeit an, auf die braunschweigischen Zustände zu schimpfen und sich lustig zu machen über die naiven Leute, die überhaupt hätten daran denken können, daß der Herzog von Cumberland je einen Verzicht auf Hannover aussprechen würde. In einem gewissen Zusammenhange damit scheint mir auch die veränderte Haltung der Gmundener Umgebung des Herzogs zu stehen. Bis jetzt hatte man immer hier zu verbreiten gesucht, daß zwar Seine Königliche Hoheit sich nicht so rasch entschließen könne, die erforderlichen Schritte zu einer Aussöhnung mit Preußen zu tun, daß aber ein Friedensschluß unzweifelhaft sei, wenn man dem Herzoge eine gewisse Frist gönne. Nun schreibt aber der Hofmarschall von Düring in einem vom 23. März datierten Briefe wörtlich folgendes: Und das ist vor allem die aufrichtigste Trauer und der tiefste Schmerz darüber,

daß die Sachen in Braunschweig und Berlin so stehen, wie Sie es beklagen und wie wir es ja auch hier wissen. Aber wer ist denn schuld daran, daß dem so ist? Wollen die Braunschweiger diese Schuld unserm Herzoge zuschieben, der zunächst doch das erste große Opfer gebracht hat, indem er allerdings der an ihn herantretenden Pflicht gemäß trotz alles ihm widerfahrenen Unrechts die Hand zum Frieden geboten hat durch seinen Brief an den Kaiser, worin er demselben seine bundestreue Ergebenheit versichert? Und nachdem dieser Brief schnöde zurückgewiesen, nicht einmal einer indirekten Antwort gewürdigt ist, was verlangen und erwarten die Braunschweiger von ihm? Daß der Herzog demütig und wehmütig in Berlin anfragen lassen soll, ob und unter welchen Bedingungen Bismarck geneigt sein würde, ihn oder einen Abgesandten dort zu empfangen nach all den Demütigungen und dem vielen Unrecht, was ihm und uns Hannoveranern von dort zugefügt ist, damit er dort erklären oder erklären lassen solle vor aller Welt, daß er dasjenige für Recht anerkenne, was er selbst und wir alle bisher als das flagranteste Unrecht gebrandmarkt haben? Sie wissen es in Berlin recht gut, daß der Herzog eine solche Anerkennung — oder mit andern Worten den Verzicht auf Hannover — niemals mit seiner Ehre und seinem Gewissen vereinigen und verantworten zu können glaubt. Und deshalb gerade fordern sie es von ihm, weil sie es eben nicht wollen, daß er in Braunschweig zur Regierung gelangt.

Ich muß gestehen, daß ich, seit ich gestern diese Auslassungen gelesen, jede Hoffnung auf einen Frieden zwischen Preußen und dem Herzoge von Cumberland aufgegeben habe und mir auch kaum vorstellen kann, wie es möglich gemacht werden soll, den braunschweigischen Thron der Dynastie zu erhalten. Eine Regentschaft für den jungen Prinzen Georg Wilhelm würde doch auch nicht eingesetzt werden können, ohne daß eine ganze Reihe wichtiger Bestimmungen mit dem Herzoge vereinbart würden. Bei dem Standpunkte aber, den Seine Königliche Hoheit jetzt einzunehmen scheint, ist es kaum wahrscheinlich, daß er sich überhaupt zu irgendwelchen Verhandlungen bereit finden läßt.

Windthorst versicherte mich wiederholt, daß er dem Herzoge des öfteren gesagt habe, ohne einen Verzicht auf Hannover sei an einen Regierungsantritt in Braunschweig nicht zu denken.

Gestern erhielt ich eine Nachricht aus Berlin, von der ich Kenntnis geben möchte, ohne mir ein Urteil über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit zu gestatten. Man denke dort, schreibt man mir, an den Prinzen Heinrich XIII. Reuß j. L., zurzeit in Breslau, als den künftigen Regenten Braunschweigs. Ich selbst würde eher an dessen Bruder, den Prinzen Heinrich VII. Reuß, gedacht haben, der als hervorragend staatsmännisch begabt bekannt ist und durch seine Vermählung mit der Prinzeß Marie von Sachsen-Weimar im nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse zum Kaiser steht.

In Braunschweig steht man vielfach auf dem Standpunkte, daß man vor allem einen Prinzen mit großem Vermögen sich wünscht. Aus diesem Grunde ist auch für den Prinzen Albrecht von Preußen eine gewisse Sympathie. Nach

der Verlobung der verwitweten Prinzeß Heinrich der Niederlande, Tochter des Prinzen Friedrich Karl, mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg nannte man auch diesen vielfach als künftigen Regenten.

Der preußische Gesandte Herr von Normann hat noch immer nicht Braunschweig verlassen. Er hoffte von Tag zu Tag, daß irgendeine Entscheidung in der braunschweigischen Angelegenheit erfolge. Schon vor vier Wochen sagte er mir, daß in nächster Zeit eine Klärung zu erwarten sei jedenfalls von der Vertagung des Landtags. Er hat sich nun doch geirrt und ist sehr wenig zufrieden mit der Verlängerung seines hiesigen Aufenthalts.

*

31. März 1885.

Vorgestern nachmittag hatte ich mit Dr. Windthorst eine lange Unterredung. Er behauptet, daß der Hofmarschall von Düring die Sache falsch auffasse, wenn er ausspräche, daß der Herzog von Cumberland nie einen Verzicht auf Hannover erklären würde. Es sei im Gegenteil der Herzog bereit, jede darauf bezügliche Erklärung abzugeben, wenn in derselben nichts enthalten sei, was gegen seine Ehre ginge. Ob das nun mehr ist als eine Redensart von Windthorst, weiß ich nicht. Ihm liegt offenbar alles daran, daß man in Braunschweig nicht jede Hoffnung auf die Thronbesteigung durch den Herzog von Cumberland aufgebe. Die Hoffnung wird man aber aufgeben, und zwar in den weitesten Kreisen, sobald man mit Bestimmtheit weiß, daß Seine Königliche Hoheit einen Verzicht auf Hannover nie aussprechen wird. Offiziell weiß man dies aber noch nicht.

Sehr überrascht hat es mich, durch Windthorst zu erfahren, daß Graf Goertz-Wrisberg das Patent des Herzogs von Cumberland und die Absicht, dasselbe nach dem Tode des Herzogs zu erlassen, schon längere Zeit vor dem Tode des Herzogs gekannt und gebilligt hat. Das erscheint mir nur erklärlich, wenn Graf Goertz-Wrisberg damals geglaubt hat, Preußen werde sofort Besitz des Herzogtums ergreifen. Wäre das geschehen, so war ja das Patent nichts weiter als eine Rechtsverwahrung, von der man zunächst keine weiteren Folgen erwartete, die aber ganz am Platze war. Daß diese pessimistische Anschauung in den obersten Regierungskreisen vielfach die herrschende war, ist nicht zu bezweifeln. Man behauptet sogar, daß, als der Regentschaftsrat nach dem Tode des Herzogs Wilhelm sich konstituiert hat, die Herren darüber ganz im ungewissen gewesen seien, ob man in Berlin den Regentschaftsrat anerkennen werde.

Meines Erachtens hätte nur bei der gänzlich veränderten Sachlage Graf Goertz-Wrisberg sofort andern Rat nach Gmunden erteilen müssen. Wenn der Herzog von Cumberland dann, statt das Patent zu erlassen und statt Briefe an den Kaiser und die deutschen Fürsten zu senden, nach Berlin eine Vertrauensperson geschickt hätte mit der Anzeige, daß der Herzog bereit sei, in Verhandlungen zu treten, um die Differenzen zwischen ihm und Preußen zu beseitigen, so hätte man doch in Berlin nicht ablehnen können, in die Verhandlungen einzutreten. Ich sehe jetzt die von Gmunden aus geschehenen Schritte ganz anders an, seit ich weiß, daß man dort die Ueberzeugung hatte, sie würden in Braun-

schweig an maßgebender Stelle gebilligt. Alles, was nun in Braunschweig von seiten des Regentschaftsrats geschah, erschien wie eine entschiedene Parteinahme gegen den Herzog. Windthorst behauptete, daß auch in Angelegenheit der Privaterbschaft des Herzogs Maßregeln ergriffen seien, die sich schwer rechtfertigen ließen und die möglicherweise noch sehr unangenehme Prozesse herbeiführen könnten. Die Vertreter des Herzogs von Cumberland rührten sich deshalb nicht, weil sie die Hoffnung nicht aufgegeben hätten, den Herzog in Braunschweig zu sehen.

*

17. April 1885.

Die Lage im Herzogtum ist unverändert. Man weiß weder etwas über die Absichten des Herzogs von Cumberland, noch ob es wahr ist, wie von einigen Seiten behauptet wird, daß der Bundesrat in unsern Angelegenheiten irgendwelche Beschlüsse gefaßt habe. In der allgemeinen Stimmung im Lande, besonders aber in der Stadt Braunschweig, ist seit einiger Zeit ein Umschwung eingetreten, entschieden zuungunsten des Herzogs von Cumberland. Die Passivität in Gmunden wirkt hier lähmend auf alle, die bereit waren, alles, was nur möglich, für eine Erledigung der braunschweigischen Frage im Sinne des Legitimitätsprinzips zu tun. Sollte der Bundesrat etwa den Herzog von Cumberland für dauernd behindert erklären, die Regierung des Herzogtums zu übernehmen, so wird man sich dem ohne Zweifel ohne jeden Widerspruch fügen.

*

13. Juli 1885.

Ich erfahre, daß vor etwa vierzehn Tagen der Kaiser den Staatsminister von Boetticher nach Ems befohlen hat zum Vortrage über die braunschweigische Frage.

Die hohen Bundesregierungen halten zurzeit einen Regierungsantritt des Herzogs von Cumberland in Braunschweig für unmöglich. Man ist im braunschweigischen Landtage wie im ganzen Lande durch die Stellung, die der Herzog von Cumberland eingenommen hat, tief verletzt. Man hatte von Gmunden aus immer behauptet, in den von dem Herzog abgegebenen Erklärungen liege implizite der Verzicht auf Hannover, während Seine Königliche Hoheit doch der Königin Viktoria das gerade Gegenteil geschrieben hatte. Ich meine, der Herzog von Cumberland hat sowohl den deutschen Fürsten wie dem Lande Braunschweig gegenüber nicht richtig gehandelt, und meines Erachtens trifft den Herzog und nicht Preußen der Vorwurf, das Legitimitätsprinzip zu schädigen.

In Braunschweig spricht man jetzt vorzugsweise vom Prinzen Heinrich VII. Reuß j. L. als dem künftigen Regenten. Daß dieser Prinz hervorragend geeignet sein würde, in schwierigen Verhältnissen den richtigen Weg zu finden, ist wohl unzweifelhaft.

Aus Berlin erfahre ich, daß diese Kombination auch in Bundesratskreisen sich vieler Sympathien zu erfreuen hat.

*

24. September 1885.

Vor einigen Wochen schrieb ich, daß die Kandidatur des Prinzen Heinrich VII. Reuß j. L. nicht nur im Lande Braunschweig, sondern auch, wie bestimmt versichert wurde, bei den meisten deutschen Höfen sehr wohlwollend angesehen würde. Wie man in Berlin in den maßgebenden Kreisen dachte, war schwer zu erfahren. Zwei verschiedene Strömungen waren vorhanden, und man glaubt, wie mir aus Bundesratskreisen geschrieben wurde, auf eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler schließen zu müssen. Der Kaiser, so schrieb man mir, sei der Kandidatur des Prinzen Reuß geneigt, während der Reichskanzler den Wunsch habe, einen preußischen Prinzen als Regenten von Braunschweig zu sehen. Dabei konnte es sich nur um den Prinzen Albrecht oder um den Prinzen Heinrich handeln, und da man hörte, daß Prinz Heinrich durchaus keine Neigung habe, nach Braunschweig zu gehen, käme nur noch Prinz Albrecht in Frage.

Diese Meinung findet sich nun bestätigt, wenigstens soweit sie sich auf die Anschauungen des Reichskanzlers bezieht, durch die allerdings sehr reserviert gehaltenen Aeußerungen, die derselbe dem Grafen Goertz-Wrisberg gegenüber gemacht hat. Der Reichskanzler hat so getan, als ob die Kandidatur des Prinzen Reuß nur von der Presse erfunden und niemals ernstlich in Frage gekommen sei, während ich aus absolut sicherer Quelle weiß, daß sie von Seiner Majestät allerdings ernstlich ventiliert ist und daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Weimar sich lebhaft für dieselbe interessiert hat. Man nahm auch vielfach an, daß der Kaiser unter den obwaltenden Verhältnissen keinem Prinzen seines Hauses gestatten würde, die Regentschaft in Braunschweig anzunehmen. Der Reichskanzler hat bei seinen Aeußerungen über die Personenfrage selbstverständlich immer den Vorbehalt gemacht, daß er über die Angelegenheit die Ansicht Seiner Majestät noch nicht kenne und daher bestimmte Wünsche nicht äußern oder Zusicherungen machen könne. Für Braunschweig liegt nun die Sache so, daß der Regentschaftsrat zunächst auf eine bestimmte Antwort des Reichskanzlers warten wird, ehe er sich nach irgendeiner Seite hin engagiert. Die sehr vorsichtige Haltung der braunschweigischen Regierung und des Landtags, die bisher innegehalten war, ist auch ferner noch geboten. Wir können und dürfen uns nicht in die Lage drängen lassen, eine Wahl vorzunehmen, die später beanstandet werden könnte, und so werden wir schließlich darauf angewiesen sein, den Prinzen zum Regenten zu wählen, den man uns von Berlin aus als den passendsten bezeichnet. Wie man sich nun die Weiterentwicklung der hiesigen Verhältnisse denkt, ist nicht ganz leicht zu verstehen. Der Beschluß des Bundesrats, die Erklärungen der deutschen Regierungen, auch der preußischen, in der braunschweigischen Frage schließen doch aus, daß man an die Gründung einer neuen Dynastie denkt, und doch sprechen hochgestellte Staatsbeamte davon als von etwas ganz Selbstverständlichem. Daß von diesen Herren darauf gerechnet wird, durch die braunschweigische Regierung und den Landtag die Verfassung geändert zu sehen, um das welfische Haus auszuschließen, ist mir sehr wahrscheinlich, und daß man dies,

vorausgesetzt, daß der gewählte Regent versteht, sich beliebt zu machen, in einigen Jahren vielleicht erreichen wird, halte ich nicht für unmöglich. Es ist im Lande eine große Abneigung gegen ein lange dauerndes Provisorium. Aber wie würde später der Bundesrat sich zu solcher Veränderung stellen?

Jedenfalls gehen wir einer Zukunft entgegen, die nicht absehbare Schwierigkeiten bietet, und es bleibt tief zu beklagen, daß der Herzog von Cumberland nicht einen Weg gefunden hat, seinen Frieden mit Preußen zu schließen.

Meiner Ueberzeugung nach hätte er seinem Hause, dem Lande Braunschweig, aber auch sämtlichen regierenden Fürstenhäusern dadurch einen wesentlichen Dienst erwiesen.

In weniger als vier Wochen ist das Jahr seit dem Tode des Herzogs Wilhelm abgelaufen, und eine Entscheidung nach der einen oder andern Seite steht uns bevor. Wie sie ausfallen wird, vermag noch niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Der Landtag wird kaum vor dem 18. Oktober zusammentreten, und dann hat er gleich die Wahl des Regenten vorzunehmen.

Der Giftmörder Derues

Eine Cause célèbre aus dem achtzehnten Jahrhundert

Von

Georges Claretie (Paris)

(Schluß)

Frau de Lamotte kam am festgesetzten Tage in Paris an. Derues, von seiner Frau begleitet, holte sie bei der Ankunft des Schiffes von Montereau ab und bat sie, bei ihm zu wohnen. Eine Dame von ihrem Stande dürfe nicht in einem Hotel absteigen; außerdem würde es für ihn eine persönliche Beleidigung sein. Er wußte so eindringlich zu sprechen, daß Frau de Lamotte nachgab.

Frau de Lamotte bekam das Zimmer Bertins, der, um ihr Platz zu machen, in ein Hotel in der Rue de Montmorency gezogen war, aber regelmäßig zu den Mahlzeiten erschien. Derues hatte seine vierjährige Tochter und seinen kleinen Sohn nach Petit Montrouge zu den Eltern Jeanne Barques geschickt. Sie sollten die ganze Zeit über, solange Frau de Lamotte in Paris war, dort bleiben. Derues' Plan war gelungen. Sobald Frau de Lamotte sich in seiner Wohnung installiert hatte, wurde sie seine Sklavin. Der kleine lebhafte, bewegliche, schlaue Mann wußte auf die arme Frau, die das ruhige Leben in einem Schlosse der Provinz wenig geschäftskundig hatte werden lassen, einen so starken Einfluß zu üben, sie so einzuschüchtern, daß sie es immer wieder auf den nächsten Tag verschob, mit Derues über die Bezahlung des Kaufpreises zu sprechen. Sie schien ihrem Wirte gegenüber in Verlegenheit zu sein. Uebrigens war Frau Derues guter Hoffnung, ihre Gesundheit machte ihrem Manne einige Sorge, und es schien

nicht taktvoll, jetzt von Geldfragen anzufangen. Sie hatte indes am Tage nach ihrer Ankunft in Paris mit ihrem Sohne Maître Jolly aufgesucht und bei ihm diniert, wobei sie ihm sagte, daß sie gekommen sei, um endgültig den Vertrag abzuschließen.

Die Zeit verging und die Tage verstrichen wie im vergangenen Sommer in Buisson Souef. Bertin kam alle Tage, um die Gesellschaft bei den Mahlzeiten zu erheitern. Auch seine Frau kam im Dezember auf einige Tage nach Paris zu ihrem Manne und erschien jeden Abend mit ihm zum Essen bei Derues'.

Herr de Lamotte, der allein im Schlosse Buisson Souef geblieben war, fand endlich, daß der Abschluß des Verkaufes absolut keine Fortschritte machte, und schrieb drängende Briefe an seine Frau. Es war schon Januar, Frau de Lamotte war seit mehr als vierzehn Tagen in Paris, und noch war nichts ausgerichtet.

Frau de Lamotte schrieb an ihren Gatten immer dasselbe: „Alles wird bald beendet sein.“ Derues schrieb ihm in demselben Sinn und redete ihm zu, sich zu gedulden. Der Edelmann forderte sein Geld, sandte dabei aber seinem Schuldner Hasen und Rebhühner von Buisson Souef. Um sich über die Abwesenheit seiner Gattin zu trösten, durchstreifte er die Felder von Villeneuve auf der Jagd nach Wild, aber er begann besorgt zu werden. Derues machte nicht den Eindruck, als ob er zahlen wollte. Was mochte Frau de Lamotte in Paris wohl treiben?

Sollte auch er daran denken, nach Paris zu reisen, um Geld zu fordern, das Derues ihm seit so langer Zeit versprach, ohne es ihm zu geben? Derues begann es zu befürchten, und die Fäßchen edeln Weines, die er von Villeneuve erhielt, beruhigten ihn durchaus nicht. Wenn Herr de Lamotte nach Paris kam, so bedeutete das für ihn eine große Gefahr. Er würde ohne Zweifel weniger konziliant sein als seine Frau und die Bezahlung der Kaufsumme verlangen, zum mindesten die des Wechsels über die Abschlagszahlung von 4200 Livres, der schon seit mehr als einem Jahr verfallen war. Vielleicht würde er vor Gericht gehen, um den Verkauf des Schlosses rückgängig machen zu lassen? Das wäre das Ende von Derues' schönem Traume gewesen. Dann hieß es Abschied nehmen von dem schönen Schloß Buisson Souef, wo er seine Tage zu beschließen gedachte, von all den schönen Gütern, deren Plan er bei sich in seiner Wohnung hatte.

Sein maßloser Ehrgeiz konnte sich nicht darein finden. Und doch blieb ihm nichts andres übrig, wenn er nicht zahlen konnte. Dann brachen auch seine ganze Existenz, alle seine Pläne zusammen. Dann galt es, den Kampf mit der Meute der Gläubiger wieder aufzunehmen, sein ganzes Leben von neuem anzufangen! Was sollte aus ihm, Herrn de Cyrano de Bury, dem Schloßherrn ohne Schloß, den die Gläubiger zu Tode hetzten, werden?

Ließ sich da noch ein Rettungsmittel finden? Ja, es gab wohl ein Mittel, ein einziges. Geld borgen, Frau de Lamotte auszahlen, sich eine Quittung von ihr ausstellen lassen, dann sich das Geld wieder nehmen und es dem Darleiher wieder zurückerstatten. Es gibt Kassierer, die, um eine leere Kasse zu füllen,

am Tag einer Revision für ein Drittel die Summe, die sie in der Kasse haben müßten, entleihen und sie am andern Tage wieder zurückerstatten.

Frau de Lamotte das Geld wieder wegzunehmen, das war allenfalls möglich. Doch was dann? Sie würde sagen, daß sie bestohlen worden sei! Konnte sie aber nicht verschwinden, ins Ausland zum Beispiel? Es würde dann heißen, daß sie mit dem Gelde durchgegangen sei, Derues würde beweisen, daß die Zahlung erfolgt war, und Buisson Souef würde ihm für immer gehören. Herr de Lamotte konnte dann nichts mehr von Derues fordern. Die Sache konnte durchaus wahrscheinlich gemacht werden, Frau de Lamotte hatte in ihrer Jugend Liebesabenteuer gehabt, zum mindesten eines, sie hatte ihren Sohn vor ihrer Ehe bekommen. Ein Edelmann hatte sie verführt, ein zweiter konnte sie entführen. Der betrogene Ehemann würde seine Frau auf den Landstraßen zu suchen haben.

Ja, das war das richtige Mittel. Derues mußte eine Quittung haben, Frau de Lamotte mußte abreisen und nie mehr etwas von sich hören lassen. Die Toten allein sprechen nicht.

Die Tage vergingen sehr ruhig für Frau de Lamotte. Ihre etwas apathische Natur war empfänglich für den Einfluß ihres stets heiteren, stets tätigen, stets beweglichen Wirtes. Die Zeit verstrich, und Frau de Lamotte war noch nicht weiter als am ersten Tag. Derues sprach noch immer nicht von seiner ersten Zahlung. Uebrigens suchte er Frau de Lamotte das Leben so angenehm wie möglich zu machen, führte sie in Paris spazieren, ging mit ihr ins Schauspielhaus, ins Vauxhall. Doch sie fühlte sich abgespannt, das Leben in Paris griff sie vielleicht an, ja, die Luft in Paris war schlecht; der junge de Lamotte fühlte sich ebenfalls nicht wohl. An einem freien Tag im Januar hatte er einen seiner Freunde, den Sohn des Großschatzmeisters de Mazière, besucht, und man hatte bemerkt, daß der junge de Lamotte krank war. Er klagte über Schwindelanfälle auf der Straße und hatte Angst beim Gehen zu fallen. Er hatte auch einen heftigen Krampf im Schenkel und mußte im Salon des Herrn de Mazière auf und ab marschieren, um sich die Beine wieder gelenkig zu machen. Er erklärte, es komme von einem verdorbenen Magen.

V

Es war Ende Februar. Der Karneval kam heran. Es galt vor allem um jeden Preis zu verhüten, daß Herr de Lamotte nach Paris komme. Derues schrieb ihm also einen langen Brief, in dem er ihm Näheres mitteilte über das Befinden Frau de Lamottes, das ausgezeichnet sei, und über seine Geschäfte, die sehr bald abgewickelt sein würden. Er überhäufte Herrn de Lamotte mit Freundschafts- und Liebesbeteuerungen — er habe keinen besseren Freund als ihn.

In Wahrheit war Frau de Lamotte seit einigen Tagen ziemlich leidend und klagte über allgemeine Beschwerden. Die Freunde des Hauses, die Mouchys, der Abbé Marie, der dicke Bertin, der zum Abendessen kam, fragten besorgt nach ihr und erteilten Ratschläge. Frau de Lamotte lag zu Bett.

Derues, vergnügt wie immer, beruhigte alle mit den Worten: „Es hat nichts zu sagen. Aber ich werde ihr eine kleine Medizin bereiten, die sie wieder auf die Beine bringen wird. Jeanne Barque wird sie im Wasserbad erwärmen."

Gegen 11 Uhr verabschiedete sich Bertin, und Derues rief seine Magd. „Morgen fahren Sie mit meiner Frau nach Montrouge, um nach den Kindern zu sehen."

Am andern Morgen brachte die Magd Frau de Lamotte die Medizin, die sie in der Küche nach den Angaben ihres Herrn bereitet hatte, der als ehemaliger Drogist in solchen Dingen gut Bescheid wußte, und eine große Tasse mit Kräuterbouillon.

Einige Zeit nachher betrat Jeanne Barque noch einmal Frau de Lamottes Zimmer. Diese schien zu schlafen und schnarchte sehr stark. Die Magd, der dies etwas auffiel, sagte es ihrer Herrschaft, da sie fürchtete, daß ein solcher Schlaf ihr nach der Medizin schaden könnte. „Die Hauptsache ist, das Sie sie nicht aufwecken," antwortete Derues. „Sie hat die letzten Nächte so schlecht geschlafen."

Jeanne Barque verließ das Zimmer und fuhr nach Montrouge.

Als die Magd fort war, bat Derues seine Frau, auszugehen und einige Besorgungen zu machen, und blieb mit Frau de Lamotte allein in der Wohnung.

Am Abend kam Bertin, der sich in eine solche Aenderung in seiner Lebensweise nicht finden konnte, gegen 8 Uhr zu Derues unter dem Vorwand, sich nach dem Befinden von Frau de Lamotte erkundigen zu wollen, in Wahrheit aber, um sein tägliches Abendessen einzunehmen.

Er läutete wie gewöhnlich; es dauerte aber ziemlich lange, bis jemand kam, um zu öffnen. Es war Frau Derues.

„Wie geht es Frau de Lamotte?"

„Ah, mein lieber Bertin! Die Medizin hat heute den ganzen Tag gewirkt."

„Kann man die Kranke besuchen?"

„Nein. Mein Mann ist im Augenblick bei ihr, und man muß sie in Ruhe lassen."

Bertin setzte sich auf seinen gewohnten Platz. Kurze Zeit darauf kam unerwartet der junge de Lamotte, um, wie gewöhnlich, zur Abendessenszeit seine Mutter zu besuchen.

Er bat, sie sehen zu dürfen.

„O, das geht nicht," sagte Frau Derues, „sie ist sehr angegriffen durch ihre Medizin. Sie ruht jetzt."

„Nur einen Augenblick wenigstens! Ich werde nur zur Türe hineinsehen und wieder herausgehen, ohne sie zu wecken."

„Sie sind ein Kind und plagen Ihre Mutter," antwortete Frau Derues. Sie ging jedoch sofort zu ihrem Manne hinein und teilte ihm mit, daß der junge de Lamotte um jeden Preis seine Mutter sehen wolle.

„Aber nur einen Augenblick," sagte Derues. Er nahm den jungen Mann bei der Hand und führte ihn, auf den Zehenspitzen gehend, in das Zimmer.

„Sehen Sie, sie schläft! Machen Sie keinen Lärm, wecken Sie sie nicht auf," flüsterte Derues.

Beim Schein der kleinen Lampe sah der junge Mann undeutlich in einem mit Vorhängen versehenen Alkoven ein Bett und darin seine schlafende Mutter. Leise ging er wieder hinaus.

„So ist's recht, Sie sind sehr verständig gewesen!" sagte Frau Derues zu ihm. „Ich kann leider heute weder Sie noch Bertin zum Abendbrot dabehalten, denn ich habe nichts zu essen. Es gibt nur Petersilienragout."

„Kommen Sie Sonntag, übermorgen, wieder," sagte Derues zu ihm, und darauf kehrte der junge de Lamotte zum Essen in seine Pension zurück.

Bertin dagegen blieb. Er wollte seine Gewohnheiten in nichts ändern. Das Mahl verlief recht traurig. Alle Augenblicke erhob sich Derues und horchte: „Frau de Lamotte hat mich gerufen!"

Bertin horchte auf, hörte aber nichts. Derues ging in das Zimmer der Kranken, und man hörte, wie in der Garderobe Töpfe ausgeleert wurden. Ein fürchterlicher Geruch verbreitete sich im Speisezimmer. Frau Derues, die in der Hoffnung war, wurde übel davon.

Dann kam Derues sehr vergnügt wieder herein.

„Es geht gut! Die Medizin wirkt großartig. Ja, gewiß, niemand versteht besser wie ich Kranke zu pflegen."

Bertin war etwas verwundert über das Vergnügen, das Derues empfand, derart eine Kranke zu pflegen, die eine Medizin eingenommen hatte.

„Es ist eigentlich nicht Ihre Sache, eine Dame in dieser Weise zu pflegen. Für solche Verrichtungen wäre eine Frau besser am Platze."

„Lassen Sie gut sein, mein lieber Bertin. Ich habe mich mein Leben lang gern damit abgegeben."

„Was mich betrifft," seufzte Frau Derues, „ich hätte nicht den Mut wie mein Mann. Wenn er nicht darauf bestanden hätte, sie selbst zu pflegen, so hätte ich Jeanne nicht nach Montrouge geschickt. Ich hätte diese Aufgabe nicht übernehmen können."

Gegen 11 Uhr verlangte Bertin abermals Frau de Lamotte zu sehen. „Nein, morgen sollen Sie sie sehen!" Dann schüttelte Bertin seinem trefflichen Freunde Derues die Hand und ging, sich schlafen zu legen.

Frau Derues legte sich in einem kleinen Zimmer zur Ruhe, wohin kurz darauf auch ihr Mann kam.

Am andern Morgen in aller Frühe trug Derues, der vor seiner Frau aufgewacht war, ihr wie am Tage vorher auf, Besorgungen zu machen. Sie ging, und Derues war jetzt allein in der Wohnung.

Allein — mit dem Leichnam der Frau de Lamotte. Er hatte sie vergiftet und sie war in der Nacht gestorben.

Es galt jetzt, den Leichnam beiseite zu schaffen. Derues hatte dazu den ganzen Vormittag vor sich.

Plötzlich wurde an der Türe geklopft. Derues antwortete nicht; wenn er

aufmachte, war er verloren. Die Wohnung war in Unordnung, die Kleidungsstücke von Frau de Lamotte lagen zerstreut im Zimmer umher, und gleich daneben, im Alkoven, lag die Leiche der Unglücklichen. Dazu herrschte überall dieser entsetzliche, fürchterliche Geruch, der davon herrührte, daß Frau de Lamotte sich fortwährend hatte erbrechen müssen und den Fußboden, den Teppich, die Betttücher beschmutzt hatte. Derues rührte sich nicht, hielt den Atem an. Draußen wiederholte sich das Klopfen, rasch und nachdrücklich.

„Herr Derues! Antworten Sie mir! Ich weiß, daß Sie zu Hause sind. Der Portier wollte mich nicht herauf lassen, aber ich habe gesagt, daß ich eine Verwandte von Ihnen bin.“

Ein kurzes Geräusch von rasch vorgezogenen Vorhängen, ein Rauschen von Stoffen im Zimmer ... An der Türe wurde fortwährend geklopft; es blieb Derues nichts übrig als aufzumachen.

„Wer ist da?“

„Ich bin es, Frau Hatier. Sie wissen doch?“

Frau Hatier war eine Gläubigerin von Derues, die einer Forderung wegen kam.

Derues öffnete. Frau Hatier bemerkte seine Blässe und seine Verwirrung und sah mitten unter den unordentlich im Zimmer umherliegenden Sachen einen großen halbgeöffneten Koffer stehen.

„Wollen Sie sich in Sicherheit bringen, Herr Derues? Haben Sie Bankrott gemacht?“

„Nein, Frau Hatier. Dieser Koffer gehört einer Bekannten, die uns soeben verlassen hat.“

Derues, ganz fahl, zog eine Schublade heraus und reichte Frau Hatier den Schuldschein, den sie forderte, worauf sie zufriedengestellt fortging.

Sie ging! Endlich! Derues schloß die Türe wieder ab und horchte auf die Treppe hinaus, bis Frau Hatier das Haus verlassen hatte. Dann machte er sich wieder an sein unheimliches Werk.

Ein großer haariger Lederkoffer stand in Bereitschaft. Derues hatte ihn bei einem Trödler in der Rue St. Antoine gekauft. Das Innere war mit Heu ausgeschlagen, damit die Leiche nicht gegen die Wände stoßen konnte. Als Derues den Koffer aufmachte, zögerte er, und es wurde ihm schlecht. Er öffnete das Fenster. Ein Strom reiner Luft drang in das Zimmer und vertrieb den säuerlichen Dunst, von dem es erfüllt war. Derues fühlte seinen Mut wiederkehren, er zog die Vorhänge des Bettes zurück, und die Leiche wurde sichtbar. Er versuchte sie aufzuheben. Aber sie war zu schwer und Derues war zu schwach. Da rückte er den offenen Koffer ans Bett und zog an den Leintüchern, um die Leiche an ihn heran zu bringen, sie, wie er im Verhör sagte, „hineinrutschen zu lassen“. Der Leichnam fällt schwer in den Koffer, die Nase stößt mit dumpfem Laut gegen die Seitenwand. Dann stopfte Derues etwas Heu an den Seiten hinein, und die Arbeit war getan. Derues schloß den Deckel, schnallte die Riemen zu und ging, nachdem er die Türe sorgfältig verschlossen hatte, ruhig hinunter, um einen Dienstmann zu holen.

Sein Portier Louis Petit sah ihn mit dem Dienstmann Jupin sprechen. „Können Sie mir einen kleinen Wagen und Träger besorgen?“ Jupin nahm den Auftrag an und kehrte bald mit Männern zurück, die einen kleinen Karren zogen. Sie gingen in die Wohnung hinauf, kamen mit einem riesigen Koffer, der sehr schwer zu sein schien, herunter, luden ihn auf den Wagen, und Petit sah sie in der Richtung der Rue Simon le Franc verschwinden.

Derues schlug den Weg zum Louvre ein. Es war ungefähr 11 Uhr morgens. Plötzlich begegnete er seiner Frau.

„Halt! Ich kann dich gerade brauchen! Kannst du nicht zu unsrer Freundin Frau Mouchy gehen und sie bitten, diesen Koffer einen Tag lang in ihrem Atelier zu behalten? Es ist etwas darin, was ich eben gekauft habe und was ich nach Buisson Souef schicken will ...“

Frau Derues suchte Frau Mouchy auf, und diese erklärte sich bereit, ihre Bitte zu erfüllen. Der Dienstmann stellte seine Last ab, und Derues kehrte mit seiner Frau in seine Wohnung zurück.

„Apropos, weißt du, daß Frau de Lamotte uns heute morgen verlassen hat? Sie ist wieder vollkommen hergestellt und ist nach Versailles abgereist.“

Frau Derues fragte nicht weiter danach.

Am Nachmittag fuhr sie mit ihrer Freundin Frau Mouchy nach Montrouge, um ihre Kinder zu besuchen, und nahm bei der Heimkehr Jeanne Barque mit. „Wissen Sie schon,“ sagte sie zu Jeanne, „Frau de Lamotte ist nach Versailles gereist.“

Als die Magd gegen 6 Uhr wieder in die Rue Beaubourg kam, bemerkte sie, daß das Haus aufgeräumt war; das Bett, in dem Bertin gewöhnlich schlief, war überzogen, was nicht der Fall gewesen war, als sie nach Montrouge abreiste. Frau Derues sagte ihr, daß Bertin während ihrer Abwesenheit hier geschlafen habe.

Am Abend kam Bertin wie gewöhnlich zum Essen. Er erkundigte sich nach Frau de Lamotte, die noch am Abend vorher so krank gewesen war.

„Sie ist ganz einfach wiederhergestellt, mein lieber Bertin,“ sagte Derues, „und hat uns verlassen, um nach Versailles zu fahren und eine Stelle für ihren Sohn zu kaufen. Alle unsre Geschäfte sind geordnet, der Kauf ist abgemacht. Bald werden wir alle miteinander nach Buisson Souef reisen!“

Bald erschien auch der junge de Lamotte. „Freue dich, deiner Mutter geht es wieder gut. Sie ist in Versailles, um eine Stelle für dich zu suchen!“

Die Mahlzeit verlief sehr lustig. Bertin bezog wieder sein Zimmer, und der junge de Lamotte erzählte, als er wieder in seine Pension kam, daß seine Mutter wiederhergestellt und verreist sei.

VI

In der engen Rue de la Mortellerie — der heutigen Rue de l'Hôtel de Ville — waren Sonntag morgens nur vereinzelte Passanten zu sehen. Ueber einer Türe, die in einen engen Gang führte, hing ein Schild mit der Aufschrift:

„Zur Zinnkanne", darunter eine Tafel, auf der mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Keller zu vermieten." In der Straße ging ein kleiner Mann mit blasser Gesichtsfarbe und durchbohrenden Augen auf und ab; er war mit einem schönen lila Ueberrock nach englischer Mode bekleidet, hielt in der Hand einen Spazierstock aus mattem Jett, mit einem gelben Metallknopf, und trug einen mit einer Goldlitze umränderten Hut auf dem Kopfe. Er betrachtete die Schilder und las die Anschlagtafeln. Vor der Aushängetafel der „Zinnkanne" blieb er einen Augenblick stehen, musterte das Haus und warf einen Blick in die Straße. Sie war ruhig. Er trat in den Hausgang und gelangte in einen kleinen Hof. Eine Frau von gesetztem Alter bemerkte ihn:

„Sie wünschen, mein Herr?"

„Ich möchte die Besitzerin sprechen."

„Das bin ich."

Es war eine Frau Masson, eine Sechzigerin, die Witwe eines ehemaligen Amtsschreibers im Châtelet.

„Sie haben einen Keller zu vermieten. Was kostet er?"

„Fünfzig Livres jährlich. Es ist ein schöner Keller. Wollen Sie ihn sehen?"

Frau Masson zündete eine Kerze an und ging dem Unbekannten voran in den Keller. Die Besitzerin hatte recht, es war in der Tat ein schöner Keller. Eine Treppe von etwa fünfzehn Stufen führte hinunter. Der Keller war geräumig, in der Mauer war eine kleine alkovenartige Vertiefung, in der zahlreiche Weinfässer Platz finden konnten. Der Unbekannte stieß mit seinem Stock auf den Boden; dieser bestand aus lockerer, leicht aufzugrabender Erde. Die Mauern waren dick, das Gewölbe war fest und hallte dumpf.

„Der Keller paßt mir vollständig. Ich werde ihn mieten. Ich bin Besitzer eines Hauses in Paris, in der Rue Montmartre, das mir dreitausend Livres einträgt; mein Keller reicht mir nicht aus. Ich bekomme nächstens eine Sendung spanischen Wein, der frisch gehalten werden muß. Hier wird er sehr gut aufgehoben sein. Abgemacht, Frau Masson. Ich nehme Ihren Keller. In einigen Tagen werde ich meinen Wein bringen."

Am andern Tag kam er wieder, und der Handel wurde abgeschlossen. Er gab Frau Masson zwölf Livres, worüber sie Quittung ausstellte. Im Hofe schauten die Nachbarn neugierig den merkwürdigen blassen Mann an, der einen Keller mietete.

Sehr vergnügt, die Hände in den Taschen, das Bild eines biederen, friedlichen Bürgers im Sonntagsstaat, kehrte Derues in seine Wohnung zurück.

Der Keller lag in einem sehr ruhigen Viertel, der Koffer befand sich noch immer bei Frau Mouchy, wo er übrigens niemandes Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Er mußte nur noch in die Rue de la Mortellerie transportiert werden.

Drei oder vier Tage darauf gegen 3 Uhr fuhr ein Rollwagen, mit einem Faß und einem großen in graue Leinwand gehüllten Ballen beladen, nach der Rue de la Mortellerie. Nebenher ging ein kleiner blasser Mann. Es war ein

Werktag, die ziemlich zahlreichen Passanten sahen das merkwürdige Individuum an, das neben dem Wagen herging. Plötzlich, an einer Straßenecke, fühlte der kleine Mann, daß ihm jemand die Hand auf die Schulter legte.

„Was machen Sie da, Herr de Bury?"

„Ah, Sie sind es, Herr Mesvrel Desvergers?" Dies war ein Kaufmann aus dem Arsenalbezirk.

„Ja, ich bin's, und ich bin sehr froh, daß ich Sie treffe. Sie wissen, daß Sie mir gegen siebentausend Livres schuldig sind und daß ich ein Urteil gegen Sie in Händen habe. Ich kann Sie verhaften lassen. Sie wissen es. Nun, wann werden Sie mich bezahlen?"

Derues zitterte. „Sie bezahlen? O, bald, mein bester Herr Desvergers, bald. Sehen Sie den Wagen dort? Er enthält feinen Wein, der mir als Probe zugesandt worden ist. Ich will ihn gerade in ein Magazin bringen lassen, das ich hier in der Nähe habe. Bald werde ich mehr davon erhalten, und dann werde ich Sie bezahlen, ich werde Sie sicher bezahlen. Auf baldiges Wiedersehen, Herr Mesvrel Desvergers, und rechnen Sie auf mich. Ich halte Wort. Adieu! Ich muß Sie verlassen, um meinen Fuhrmann einzuholen." Damit eilte er davon.

Der Gläubiger war nicht allein, sondern in Gesellschaft eines Bekannten, namens Casset, der in einem Tabakgeschäft in der Rue du Monceaux St. Gervais angestellt war.

„Casset! Eilen Sie sich! Folgen Sie doch dem Herrn, mit dem ich eben gesprochen habe, und sagen Sie mir dann, wohin er gegangen ist. Er ist mir Geld schuldig, und ich habe Angst, daß er seine Waren beiseite schafft."

Casset tat, wie ihm geheißen war, und traf bald darauf mit seinem Bekannten in einem Café an der Place de Grève wieder zusammen. Er war Derues nachgegangen und hatte ihn in der Rue de la Mortellerie anhalten sehen.

Derues verfolgte seinen Weg, ohne zu ahnen, daß ihm jemand folgte. Bei der „Zinnkanne" gegen $3^1/_2$ Uhr angekommen, ließ er halten und gab dem Fuhrmann drei Livres. Ein Wasserträger kam vorüber, der mit seinen Eimern zum Flusse gehen wollte. Es war ein Mann von achtundvierzig Jahren, namens Nicolas Thomas. Derues rief ihn an, wies auf den Ballen und das Faß und zeigte ihm den Weg zum Keller.

„Tragen Sie zuerst den grauen Ballen hinunter," sagte Derues. Der Ballen war entsetzlich schwer. Der Lastträger glaubte, daß Wäsche darin sei, aber als er ihn hinunterbeförderte, bemerkte er, daß die Leinwand eine Art Kasten enthielt.

„Setzen Sie das alles hier in den Keller. Es ist gut für heute."

Dann schloß Derues die Kellertüre ab.

Doch es wäre unvorsichtig gewesen, die Leiche der Frau de Lamotte in einem Koffer der feuchten Luft eines Kellers ausgesetzt zu lassen. Derues hatte an alles gedacht.

Eines Morgens gegen 8 Uhr ging ein Maurergeselle namens François Loirot mit einigen Kameraden auf der Place de Grève umher. Er war gerade

ohne Arbeit und wartete dort auf dem Platze, auf dem die Hinrichtungen stattfanden, daß jemand ihn dinge. Er war schon längere Zeit da, als ein Mann, der einen rötlichen Ueberzieher und einen mit einer Goldborte eingefaßten Hut trug, auf ihn zutrat.

„Sind Sie frei?"

„Ja."

„Wollen Sie mir etwas besorgen?"

„Um was handelt es sich?"

„Ich möchte in meinem Keller ein Loch graben lassen. Ich habe Wein in Flaschen darin unterzubringen, und nichts erhält den Wein so gut als ihn zu vergraben. Ich habe die Maße genommen; es muß ein Loch von fünf Fuß Länge, drei Fuß Breite und vier Fuß Tiefe gegraben werden. Ich gebe Ihnen dafür drei Livres."

„Abgemacht! Ich hole nur geschwind mein Werkzeug in der Rue des Bourdonnais, ich bin gleich wieder da."

Loirot kam bald wieder mit einer Hacke und einer Schaufel, und die zwei Männer machten sich auf den Weg nach der Rue de la Mortellerie. Der Maurer, der noch nichts zu sich genommen hatte, wollte bald vor einer Kneipe, wo er einen seiner Freunde traf, Halt machen, um zur Stärkung seiner Kräfte ein Schnäpschen zu trinken.

„Beeilen Sie sich, wir sind schon sehr spät dran. Hier haben Sie zwei Sous. Trinken Sie."

Um 9 Uhr war der Maurer mit Derues in dessen Keller. „Sehen Sie, hier unter der Treppe müssen Sie graben." Die Erde war härter, als Derues geglaubt hatte; die Arbeit ging nur langsam vorwärts. Erst um 12¾ Uhr war sie beendet; in der Mitte des Kellers öffnete sich ein riesengroßes Loch.

„Mein Wein wird da kühl liegen; es ist gut so. Ich werde ihn selbst vergraben," sagte Derues; dann gab er dem Maurer die versprochenen drei Livres.

Einige Tage später kam er wieder, stieg in seinen Keller hinunter und sagte beim Fortgehen zu Frau Masson: „Ich werde Paris für einige Zeit verlassen. Ich lasse meinen Wein in Ihrer Obhut; aber ich möchte, daß Sie ihn versuchen. Hier sind zwei Flaschen Malaga, die ich Ihnen zum Geschenk mache. Während meiner Abwesenheit werden vielleicht meine Frau oder Dienstmänner kommen; die lassen Sie nur hinein!"

Trotzdem erschien Derues in der nächsten Zeit noch einige Male in der Rue de la Mortellerie. Eines Abends sah eine Frau, die in dem Hause der Frau Masson wohnte, ihn aus dem Keller kommen, begleitet von einem Packträger, der einen großen Lederkoffer trug.

Seitdem aber ließ sich der sonderbare Mieter nicht mehr blicken.

Einige Tage später schickte Derues seine Frau zu einem Fayencenhändler, namens Petit, am Quai des Miramiones, um Fayencen zu kaufen, die er nach Villeneuve schicken sollte. Zu Hause fand Frau Derues den großen Koffer, den sie schon am Louvre gesehen hatte; die Fayencen wurden hineingepackt und

mit dem Marktschiff nach Buisson Souef gesandt. So schickte Derues an Herrn de Lamotte den Koffer, welcher der Sarg seiner Frau gewesen war.

Eine Gefahr bedrohte Derues noch, und zwar von seiten des jungen de Lamotte, der nach seiner Mutter fragte. Auch er mußte daher beseitigt werden. Derues nahm ihn mit nach Versailles unter dem Vorwand, dort seine Mutter aufsuchen zu wollen, und stieg mit ihm in einem Gasthaus ab. Drei Tage darauf war der junge de Lamotte tot. Auf Derues fiel kein Verdacht, denn er hatte einen falschen Namen angegeben, und als der zu spät gerufene Priester erschien, fand er nur einen weinenden Mann bei der Leiche eines jungen Menschen, den er als seinen Neffen ausgab. Unter dem Namen Beaufort wurde der Tote auf dem Friedhof in Versailles beerdigt.

So war Derues vorläufig aller Befürchtungen überhoben, und er wollte jetzt den Nutzen von seinen Verbrechen ziehen. Er reiste nach Villeneuve-le-Roy und erwiderte auf Herrn de Lamottes Fragen nach seiner Frau, daß sie Paris verlassen, nachdem er ihr die Kaufsumme für das Schloß eingehändigt habe. So verwegen diese Behauptungen waren, Derues spielte seine Rolle gut; er gerierte sich als Besitzer von Buisson Souef und gab dem Dienstpersonal seine Befehle. Herr de Lamotte jedoch, der sich nicht denken konnte, daß seine Frau eine so wichtige Angelegenheit geregelt habe, ohne ihm Mitteilung davon zu machen, reiste jetzt nach Paris, um Nachforschungen nach ihr anzustellen. Derues mußte ihn nun um jeden Preis zu überzeugen suchen, daß seine Frau noch am Leben und nur leichtsinnigerweise mit einem Geliebten durchgegangen sei. Er reiste also, kaum nach Paris zurückgekehrt, nach Lyon. Am 8. März erschien im Bureau des dortigen Notars Pourra eine elegante, aber tief verschleierte Dame, die mit einer etwas männlich klingenden Stimme sich als Frau Saint Faust de Lamotte vorstellte und erklärte, daß sie auf Reisen sei, daß sie ihr Schloß Buisson Souef verkauft habe und ihrem Gatten eine Vollmacht zur Erhebung der Zinsen für einen noch nicht bezahlten Restbetrag der Kaufsumme ausstellen wolle. Der Notar entwarf das Schriftstück, die Dame unterzeichnete es mit etwas unsicheren Schriftzügen und bat den Notar, es nach Villeneuve-le-Roy zu senden. Drei Tage darauf war Derues wieder in Paris. Er hatte zu den beiden Morden noch eine Fälschung begangen.

VII

Trotz dieses neuen Verbrechens ereilte ihn sein Verhängnis bald. Während seiner Abwesenheit hatte Herr de Lamotte seine Klage vorgebracht, und der Kommissär Mutel hatte bei Derues Haussuchung halten lassen. Da sich bald ergab, daß Derues in seiner bedrängten Lage unmöglich den Kaufpreis für Buisson Souef bar bezahlt haben konnte, ließ Mutel ihn nach seiner Rückkehr verhaften. Die Vollmacht, die inzwischen in Villeneuve eingetroffen war, konnte ihn in seinem Verdacht nur bestärken, wenn er auch anfangs noch nicht an einen Mord glaubte, sondern annahm, daß Derues Frau de Lamotte nur irgendwo festgehalten habe, um sie zur Unterzeichnung des Kaufvertrags zu bringen. Doch dann kam

er bald zur Ueberzeugung, daß ein Mord vorliege. Er gab u. a. Befehl, daß in Abortgruben, Kellern und Dachräumen Nachforschungen angestellt werden sollten; allein diese hatten kein Ergebnis, Frau de Lamotte und ihr Sohn blieben unauffindbar. Derues und seine Frau beteuerten fortwährend ihre Unschuld; sie erklärten, Frau de Lamotte habe sie nach dem Abschluß des Verkaufs verlassen.

Die Untersuchung nahm ihren Fortgang, und bald fand sich ein Zeuge, der Derues auf dem Wege nach Lyon gesehen hatte. Endlich wurde auch das Geheimnis des Kellers in der Rue de la Mortellerie entdeckt. Die Besitzerin des Hauses, die sich wunderte, daß ihr seltsamer Mieter sich nicht wieder blicken ließ, sprach mit ihren Nachbarinnen darüber, und diese erzählten es dem Kommissär. Es wurde in dem Keller nachgegraben, und man fand die Leiche, in welcher der Gatte und andre Zeugen leicht Frau de Lamotte erkannten. Derues und seine Frau wurden mit der Leiche konfrontiert; Frau Derues war einer Ohnmacht nahe, aber Derues leugnete selbst jetzt noch und behauptete, Frau de Lamotte sei größer gewesen. Doch nachdem er wieder ins Gefängnis gebracht worden war, wurde er sich darüber klar, daß er nicht länger leugnen könne, und änderte sein Verteidigungssystem. Er gab zu, daß es Frau de Lamotte sei; sie sei in seiner Wohnung an einer Krankheit gestorben, und er habe aus Angst, des Mordes beschuldigt zu werden, die Leiche beiseitegeschafft. Auch ihr Sohn sei in Versailles gestorben, und er habe ihn aus gleichem Grunde dort unter einem falschen Namen begraben lassen.

Die Richter begaben sich nach Versailles, ließen das Grab öffnen und fanden den Leichnam des jungen Mannes. Die Gerichtsärzte, die berühmten Doktoren de Leurye und Sallin, untersuchten die Leichen; sie fanden Verletzungen im Magen und in den Gedärmen und erklärten, der Tod sei durch einen Trank herbeigeführt, „der eine Substanz enthalten habe, die durch ihre verderbliche Wirkung das Lebensprinzip zu vernichten imstande sei“, doch konnten sie die Natur des Giftes nicht feststellen.

Derues' Verteidigungssystem wurde damit vollends unhaltbar; trotzdem gab er es nicht auf. Er behauptete nach wie vor, Frau de Lamotte sei bei ihm eines natürlichen Todes gestorben, und sein einziges Unrecht sei gewesen, daß er ihren Tod verheimlichen wollte; im übrigen habe man ja das Gift nicht gefunden. Er blieb dabei, seine Unschuld zu beteuern, sogar noch auf dem Schafott. „Gesteht nie!“ rief später auf den Stufen der Guillotine ein berüchtigter Verbrecher, Avinain. Vielleicht hoffte auch Derues, dadurch Zweifel zu seinen Gunsten zu erwecken.

Seine Beteuerungen halfen ihm nichts; das Châtelet verurteilte ihn selbst zum Tode, während es bezüglich seiner Frau entschied, daß das definitive Urteil erst später gesprochen werden sollte.

Derues appellierte an das Parlamentsgericht, den höchsten französischen Gerichtshof, und dieses setzte alle andern Verhandlungen aus, um ihn ab-

zuurteilen. Das Palais de Justice war von einer ungeheuern, aufgeregten Menge umlagert, die auf das Urteil wartete. Am 5. Mai morgens 4 Uhr wurde Derues aus seinem Gefängnis geholt und wohlbewacht in die Chambre de l'Edit gebracht. Dem zahlreichen Publikum wurde gestattet, in Gruppen von je sechs Personen an ihm vorüberzudefilieren. Gegen 9 Uhr jedoch wurde der Andrang so stark, daß man nur noch die Advokaten und Sachwalter vorließ. Derues war totenblaß, aber völlig gefaßt und hielt mit spöttischem Lächeln den Blicken der Leute stand, die ihn betrachteten wie ein merkwürdiges Tier. Als er unter der Menge einen Benediktiner bemerkte, den er in Chartres kennen gelernt hatte, rief er ihm zu: „Ah, ich hoffe sehr, daß meine Angelegenheit bald beendigt sein wird; dann werden wir uns wiedersehen und wieder unsre Späße miteinander machen!“ Als einer der Zuschauer, während er ihn betrachtete, tat, als ob er die Augen auf ein Bild gerichtet hielte, rief Derues ihm zu: „Sehen Sie mich nur an, Sie sind nicht hierhergekommen, um ein Bild zu sehen, sondern um mich zu betrachten. Schauen Sie statt des Bildes mich an, ich bin ein Original!“

Dazwischenhinein ertönte immer wieder sein Ruf: „Ich bin unschuldig!“ Angesichts eines solchen Mutes, eines solchen Zynismus begannen im Volk Zweifel an seiner Schuld laut zu werden, und es bildete sich allmählich eine ganze Legende von seiner Unschuld, zumal die Erinnerung an aufsehenerregende Justizirrtümer, wie der Fall Calas, noch sehr lebendig war. Auch Calas hatte immer seine Unschuld beteuert!

Während die Menge vor ihm vorüberzog, wurden vor dem hinter verschlossenen Türen versammelten Gerichtshof die Prozeßakten vorgelesen. Derues, zum letzten Verhör vorgerufen, leugnete wiederum. Nach langer Beratung bestätigte das Parlamentsgericht das Urteil des Châtelet: Derues wurde wegen Giftmords und Fälschung mit der Todesstrafe belegt und dazu verurteilt, mit einer Wachskerze in der Hand Buße zu tun, dann sollte er bei lebendigem Leibe gerädert und seine Asche in den Wind verstreut werden.

VIII

Am 6. Mai 1777 gegen 6 Uhr morgens waren im Palais de Justice alle Vorbereitungen zum Vollzuge des am Tage vorher von der Tournelle gefällten Urteils getroffen. Der stellvertretende Oberrichter Bachois de Villefort erwartete, mit der Robe angetan, in der Folterkammer mit dem Gerichtsschreiber, dem Henker und seinen Gehilfen den Verurteilten.

Derues erschien; er war noch blasser als gewöhnlich, doch er zitterte nicht; kein Zucken erschien in seinem blutlosen Gesicht. Auf dem Armesünderstühlchen sitzend hörte er das Urteil an, und ruhig seine Richter betrachtend murmelte er: „Eine solche Behandlung habe ich nicht erwartet!“ Die Folterung begann, doch er mußte zuerst noch die übliche Rede anhören, mit der dem Verurteilten Mut zugesprochen und ihm eingeschärft wurde, alles zu enthüllen. Dieser kleine

schmächtige und schwächliche Mann besaß einen ganz ungewöhnlichen Mut; hatte er bis dahin seine Unschuld beteuert, so tat er es auch jetzt; nichts konnte ihn darin erschüttern, weder die Folterinstrumente noch der Gedanke an den nahen Tod. Er wußte, welches erdrückende Beweismaterial durch die Verhandlung gegen ihn zusammengebracht worden war, aber er wußte auch, daß der Beweis nicht im absoluten Sinne des Wortes geführt worden war. Er war als Giftmörder verurteilt, aber das Gift war nicht gefunden worden. Er wußte, daß, wenn er bis zum Schluß, bis zum Betreten des Schafotts, bis zum Tode leugnete, gleich nach der Hinrichtung jemand kommen würde, der seine Unschuld beteuerte. Vielleicht wollte er auch seine Frau retten, die ein Geständnis seinerseits ins Verderben stürzen mußte. Er legte einen wahrhaft heroischen Mut an den Tag. „Wo haben Sie das Gift gekauft?“ fragten die Richter, und unerschütterlich antwortete Derues: „Ich habe kein Gift gekauft, denn ich habe Frau de Lamotte und ihren Sohn nicht vergiftet.“ Er leugnete ganz systematisch, doch er zitterte jetzt; und plötzlich verbreitete sich in dem Raum ein schrecklicher Geruch — seine Angst hatte unwiderstehlich auf seine Gedärme gewirkt. Man mußte ein Ende machen; er war so geschwächt, daß die Richter fürchteten, ihn während der Folterung den Geist aufgeben zu sehen. Die anwesenden Aerzte untersuchten ihn und erklärten, daß er „in Anbetracht seiner zarten Leibesbeschaffenheit“ nur noch die Folter der „spanischen Stiefel“ werde aushalten können; die entsetzliche, im Pariser Sprengel sehr gebräuchliche Wassertortur wurde ihm geschenkt. Derues wurde jetzt auf einen kleinen steinernen Sitz, den Folterstuhl, gesetzt, zwei Gehilfen banden ihm die Arme hinter dem Rücken und ließen ihn die Beine senkrecht halten, dann wurden an jedes derselben außen und innen zwei dicke Bretter gelegt, die unter dem Knie und über dem Knöchel zusammengeschnürt wurden. Die so eingepreßten Beine wurden aneinander gelegt und nochmals zusammengeschnürt, sie wurden platt unter dem Druck der Bretter; und jetzt griff der Henker nach den Holzkeilen. Derues stöhnte: „Mein Gott, gib mir die Kraft, auszuhalten! Ich bin unschuldig; ich bin nur schuldig, diesen unglückseligen Tod verheimlicht zu haben.“ Die ersten beiden Keile wurden zwischen die Bretter getrieben, der eine am Knie, der andre am Knöchel. — Das Holz krachte; dann wurden auch die beiden andern angesetzt. „Beim zweiten hat Derues viel geschrien,“ sagt das Folterungsprotokoll. Derues schrie, ächzte, flehte: „Mein Gott, gib mir die Kraft, bei der Wahrheit zu bleiben!“ Die vier Keile waren hineingetrieben, aber noch immer war kein Geständnis erzielt; die Folter hatte nichts geholfen.

Doch noch war die Quälerei nicht zu Ende, es war noch die „außergewöhnliche“ Folter übrig. Noch ein Keil wird mit dem Hammer hineingetrieben; das Fleisch wird zerquetscht, die Knochen zerdrückt, das Blut spritzt an den Knien und den Knöcheln hervor, läuft an den Brettern herunter und durchnäßt die Stricke, mit denen die mißhandelten Glieder umschnürt sind. Der Unglückliche brüllt vor Schmerz und schreit: „Ich bin unschuldig! Ich bin unschuldig!“ — immer dasselbe.

Die „außergewöhnliche“ Folterung geht weiter — der zweite und der dritte Keil werden angesetzt, der Henker schlägt weiter drauflos. Der stellvertretende Oberrichter Bachois de Villefort wartet und hofft noch immer auf ein Geständnis — vergebens. Derues schreit nicht einmal mehr, er ist nur noch ein Fetzen Fleisch, das man martert, ohne ihm ein Wort oder eine Klage entreißen zu können. Man muß aufhören; seine Arme werden von den Fesseln befreit, die blutigen Bretter von den Beinen abgenommen. Derues ist besinnungslos; doch er muß wieder ins Leben zurückgerufen werden, damit das draußen wartende Volk es noch mit ansehen kann, wie er stirbt. Die Aerzte bemühen sich, den blutigen Körper noch auf ein paar Stunden lebendig zu machen; ein großes Feuer wird in der Folterkammer angezündet und Derues auf eine Matratze vor dem Kamin gelegt. Die Wärme bringt ihn wieder zu sich.

Das Verhör beginnt von neuem; er muß noch einmal antworten, seinen Familiennamen und seine Vornamen nennen, erklären, daß seine Frau unschuldig und nicht beteiligt ist. Der Gerichtsschreiber notiert seine Antworten; dann muß er noch das Protokoll über die Folterung anhören, in dem seine Leiden, seine Schreie beim Ansetzen eines neuen Keiles verzeichnet sind. Er müßte es eigentlich auch unterschreiben, aber er ist zu schwach und kann die Feder nicht mehr halten. Endlich wird er fortgebracht, um auf dem Platz vor Notre Dame öffentlich Buße zu tun. Er wird auf einen Karren gesetzt; Doktor Jean Gilbert Segaud, der Pfarrer von St. Martin, begleitet ihn, um ihm geistlichen Trost zu spenden. Es regnet, und ein Gehilfe des Henkers hält einen Schirm über den Priester, der dem Verurteilten das Kruzifix zeigt. Eine ungeheure Menschenmenge füllt die Straßen bis zur Kathedrale. Derues ist totenbleich, und das Hemd, das er trägt, läßt seine Bläße noch mehr hervortreten, aber seine Züge sind unbeweglich. Er muß niederknien, um den Hals hat er einen Strick, in der Hand eine riesige Wachskerze, auf Brust und Rücken eine Tafel mit der Aufschrift: „Giftmörder mit Vorbedacht!“ Ehe der Gerichtsschreiber die Bußformel vorzulesen begonnen hat, ertönt derselbe Schrei, den er während der Folterung ausgestoßen und der jedesmal das Gewissen der Menge in Unruhe versetzt: „Ich bin unschuldig!“

Nach der öffentlichen Buße wird Derues auf dem Karren noch ein Stück weiter gefahren, auf die Place de Grève, wo das Schafott steht. Der Platz ist schwarz von Menschen; in den Fenstern, auf Leitern, auf Schemeln, die vermietet werden, Kopf an Kopf stehen sie da. Kolporteure verkaufen das Urteil, das bei dem Buchhändler des Parlaments, Simon, erschienen ist. Die Polizei hat Mühe, diese ganze Menge im Zaum zu halten, die ihre Plätze teuer bezahlt hat und seit langen Stunden dort wartet, um zu sehen, wie ein Giftmörder stirbt.

Auf der Plaine des Sablons fand gleichzeitig eine Revue der französischen und Schweizer-Garden zu Ehren des Grafen von Falckenstein statt, welcher der König und die ganze königliche Familie beiwohnten; aber das militärische Schauspiel hatte weniger Menschen angezogen als die Exekution. Seit der Hinrichtung

Damiens' war keine so dichtgedrängte Menge auf der Place de Grève zu sehen gewesen. Endlich kam der Henkerkarren. Die Menge stieß einen langen Schrei aus, alles drückte und drängte einander, um den Verurteilten zu sehen. Er schien noch immer empfindungslos; kaum daß seine fahlen Lippen ein wenig zitterten. Seine kleinen klaren Augen blickten auf diese ganze Volksmasse, die hierhergekommen war wie ins Theater, Bürger von Paris, Müßiggänger, Bummler aus den Vorstadtvierteln von Paris, Frauen, Kinder, die Häscher, die Soldaten mit ihren Musketen, die Spalier bildeten, und weiter hin, dort drüben, über all diese Köpfe hinausragend und von allen Seiten sichtbar, das Schafott mit seinem Rade und seinem schweren hölzernen St. Andreas-Kreuz, auf dem er sterben sollte.

Es war etwas nach 2 Uhr. Derues schaute auf, in die Ferne, über das Schafott und die Menge weg. Er erblickte das Hotel de Ville. Er hatte das Recht, dort hineinzugehen und seine letzten Erklärungen abzugeben, sein „testament de mort“ zu machen und seine Hinrichtung um einige Augenblicke zu verzögern. Derues ging hinauf ins Hotel de Ville; die Richter versammelten sich in einem der Säle. Der Gerichtsschreiber war da, um die letzten Worte des Verurteilten aufzuschreiben, neben ihm Bachois de Villefort in scharlachrotem Gewande.

Die Richter hörten aufmerksam zu; vielleicht wollte er Geständnisse machen. Nein, seine Erklärungen lauteten wie immer; er beteuerte fortwährend seine Unschuld. Aber Derues wollte nicht nur Zeit gewinnen, er wollte auch seine gleich ihm angeklagte Frau retten. Er wußte, welches Gewicht bei einem Prozeß auf die Erklärungen eines Sterbenden gelegt wird. Das alte Recht nahm an, daß man in der Pein der Schmerzen nicht lüge, deshalb hatte man die Folter eingeführt und legte so viel Wert auf die Aussagen einer Wöchnerin — „virgini parturienti creditur“.

Derues gab folgende Erklärung ab: „Zur Entlastung meines Gewissens glaube ich mich genötigt, Ihnen zu erklären, daß ich noch immer beteure, weder an dem Tode der Frau de Lamotte, noch an dem ihres Sohnes irgendeinen Anteil gehabt zu haben. Ich bin unschuldig. Wenn sie vergiftet worden sind, so bin nicht ich der Schuldige. Ich habe mir nur vorzuwerfen, daß ich ihren Tod verheimlicht habe. Ich habe gelogen, indem ich es nicht gleich sagte, und ich bereue meine Lügen. Es liegt mir daran, Ihnen zu sagen, daß meine Frau unschuldig ist, unschuldig an allem; ich schwöre es Ihnen. Sie hat von allem, was vorging, nichts gewußt, ich habe ihr nichts gesagt. Sie hat geglaubt, daß ich den jungen de Lamotte zu seiner Mutter gebracht habe. Ich, ich allein habe sie zum Bildhauer Mouchy geschickt, um ihn zu bitten, die Leiche zu behalten; sie glaubte, daß der Koffer Gegenstände enthielt, die ich nach Buisson Souef schicken wollte. Sie wußte nichts, nichts, ich habe alle möglichen Listen angewendet, um ihr alles zu verheimlichen. Ich sage die Wahrheit, ich versichere es Ihnen, glauben Sie mir. Sie ist vollkommen unschuldig.“

Vielleicht sagte er wirklich die Wahrheit; jedenfalls mußten die Aussagen des Verurteilten noch einmal kontrolliert werden, denn am nächsten Tage war

es zu spät. Eine Konfrontation war geboten; auf Verlangen des königlichen Sachwalters wurde Frau Derues geholt.

Der Unglückliche küßte seine Frau und legte ihr die Kinder ans Herz: „Erziehe sie in der Furcht Gottes und in der Liebe zu ihren Pflichten; und laß sie vor allem über die Art meines Todes nicht in Unkenntnis. Du kannst auf die Güte des hochwürdigen Herrn Bischofs von Chartres, Herrn de Rocozal de Fleury, und des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Paris, Herrn Beaumont du Repaire, rechnen, die immer so gut gegen mich gewesen sind!"

Die arme Frau weinte, schrie, raufte sich die Haare aus, wälzte sich auf der Erde. Als sie eben vom For-l'-Evêque ins Hotel de Ville gekommen war, hatte sie sich das Leben nehmen wollen und sich den Kopf gegen die Eingangstüre gestoßen. Sie rührte sogar den stellvertretenden Oberrichter, der ihr zusprach, sich zu beruhigen, daran zu denken, daß sie guter Hoffnung und daß sie noch nicht verurteilt sei. Daraufhin hatte sie sich rasch gefaßt, und das Verhör konnte beginnen.

Sie gestand, eine Nacht im Zimmer der kranken Frau de Lamotte geschlafen und von ihrem Manne die Uhr des jungen de Lamotte erhalten zu haben.

„Ja, aber sie wußte nichts, meine Herren," rief Derues, „ich sagte ihr, daß Frau de Lamotte schlafe, und hieß sie wieder hinausgehen."

Schließlich mußte das Protokoll dieses „testament de mort", durch das die Richter nichts Neues erfahren hatten, unterzeichnet werden. Derues ergriff die Feder, und ehe er unterzeichnete, hielt er einen Augenblick inne: „Meine Frau ist unschuldig, ich sage es noch einmal, ich habe sie beruhigt, als sie sich über die Abwesenheit Frau de Lamottes beunruhigte. Ich habe sie die Briefe an den Gatten schreiben lassen; sie ist unschuldig."

Er war verurteilt und wußte, daß er sterben müsse, die Augenblicke waren gezählt. Er hörte das ferne Grollen der auf der Grève versammelten Menge; aber vielleicht glaubte man den Worten eines Sterbenden, vielleicht war es ihm gelungen, seine Frau zu retten — er hatte nichts mehr zu sagen, und mit fester Hand unterzeichnete er, ohne zu zittern.

Plötzlich erschien in Eile ein Gerichtsdiener im Hotel de Ville mit einem an den stellvertretenden Oberrichter gerichteten Schreiben des Präsidenten der Tournelle, Herrn de Gourgues. Es enthielt den Befehl, die Hinrichtung aufzuschieben, im Falle Derues eine wichtige Erklärung abgegeben habe, und darüber sogleich an die Kammern des Parlaments zu berichten, die zu dieser Zeit versammelt waren, um den Prozeß des Herzogs de Richelieu zu verhandeln.

Doch Derues hatte nichts gesagt. Der Augenblick war gekommen. „Vorwärts!" rief der Verurteilte, „macht ein Ende!"

Es war fast 7 Uhr abends. Die Türen wurden geöffnet, Derues ging mit festen Schritten die Treppe des Hotel de Ville hinunter, stieg auf das Schafott hinauf und begann mit Hilfe der Henker sich zu entkleiden.

Mit einem Male wurde es still. Die Menge schaute. Derues, nur mit

dem Hemd bekleidet, wurde auf das Rad gebunden, das Gesicht dem Himmel zugewandt. Die Schultern, die Ellbogen, die Handgelenke, die Beine wurden an die dicken Holzbalken gefesselt. Sein Kopf ruhte auf einem Stein. Der Gehilfe des Henkers ergriff seine schwere, viereckige, einen Zoll dicke eiserne Stange und faßte sie am Handgriff. Die Stange kreist in der Luft und saust mit einem dumpfen Laut auf den Körper des Verurteilten nieder, ihm die Knochen zerschmetternd und das Fleisch zermalmend.

Ein furchtbarer Schrei ertönte. Der Unglückliche brüllte vor Schmerz.

Das Urteil enthielt kein „Retentum", jene „humane" Klausel, die dem Henker gestattete, den Delinquenten nach einigen ihm versetzten Streichen zu erdrosseln — nein, Derues mußte alle bei lebendigem Leibe aushalten.

Der Henker schlägt weiter drauflos, und immer wieder ertönt derselbe markerschütternde Schrei des Unglücklichen. Die Menge zittert vor Entsetzen; Frauen und Kinder fallen in Ohnmacht. Jetzt versetzt ihm der Henker die beiden vorschriftsmäßigen Stöße auf die Brust. Dann wird der Körper vom Rade abgenommen. Doch Derues ist noch nicht tot; dieser scheinbar so schwächliche Mann zeigt eine außergewöhnliche Widerstandskraft. Der Henker legt den Körper, der einer Gliederpuppe gleicht, deren Drähte zerbrochen sind, auf den Scheiterhaufen; die Gehilfen bedecken ihn mit Holzstücken und Strohbündeln, so daß er nicht mehr zu sehen ist. Die Flammen lodern auf, der Rauch wirbelt empor — das Urteil ist vollstreckt.

Als das Feuer erloschen war und der Henker dem Urteil gemäß die Asche des Verurteilten in den Wind verstreut hatte, stürzte sich die Menge, die Soldaten und Polizisten beiseite stoßend, auf die noch rauchenden Ueberbleibsel des Scheiterhaufens, um irgendeinen Ueberrest des Leichnams zu ergattern. Der Straßenpöbel reißt sich um die ausgeglühten Gebeine, die Asche des Hingerichteten, um Stücke seines Hemdes und verkauft sie an den Meistbietenden, denn dergleichen bringt Glück wie der Strick eines Gehängten; es hat eine „sympathische Kraft", die das Glück anzieht, und die Käufer gehen eilends hin, in der Lotterie zu spielen — ein Knochen von Derues kann einem dazu verhelfen, das Große Los zu gewinnen.

IX

Die Menge zerstreute sich tieferregt. Derues war mutig gestorben, laut seine Unschuld beteuernd. Stirbt so ein Schuldiger? Sollten sich die Herren vom Parlament nicht wieder einmal geirrt haben? Auch Calas war verbrannt worden; auch er hatte der Menge zugeschrien: „Ich bin unschuldig! Ich schwöre es euch!" Auch gegen Calas hatte viel Belastendes vorgelegen, und doch war er unschuldig gewesen.

Ein solcher Mut vor dem Tode nährt den Zweifel; die stets zur Auflehnung geneigte Menge nimmt gern Partei für die Verurteilten. In den Straßen und an den Straßenecken, wo fahrende Sänger das Lied von Derues

vortragen, wird über den Fall gesprochen; man erzählt sich von der Hinrichtung, und das Gerede nimmt seinen Lauf.

„Er ist als Held gestorben!“

„Ja, er ist die Stufen des Hotel de Ville heruntergestiegen wie ein Christ aus der ersten Zeit des Christentums, der dem Märtyrertod entgegengeht!“

„Und doch hat er mehr als zwanzig Giftmorde begangen!“

„Da, hören Sie das Lied!“

Man nähert sich einer Gruppe, die vor einem großen farbigen Bild steht, das die Geschichte Derues' und seine Verbrechen darstellt. Das Publikum singt zum dünnen Klang einer Violine im Chorus:

„Le revenu de cet escroc atroce
Montait sans faute à quinze mille livres.
O mœurs peu sages!
Tous les hommages
Vont aux grands trains
De ces brillants coquins!“

„Zwanzig Vergiftungen, stellen Sie sich vor!“

„O ja, seien Sie ganz ruhig, der ist sicher schuldig. Ein Richter vom Châtelet hat erzählt, daß Derues, ehe er das Hotel de Ville verließ, sich vor dem stellvertretenden Oberrichter auf die Knie geworfen, ihn um Verzeihung aller seiner Lügen gebeten und zu ihm gesagt habe: ‚Ich verdiene den Tod. Mehr sage ich nicht.‘“

„Wissen Sie, als er die große Treppe des Châtelet herunterging, hat er ein Kruzifix gesehen und zu ihm gesagt: ‚O Christus, ich werde also leiden wie du!‘ Ein Schuldiger würde nicht so lästern.“

„Da sind Sie nicht recht berichtet. Er hat während der Folter gestanden, und das Gerücht von seinen Geständnissen hat sich sogleich verbreitet.“

„Er hat gestanden? Was hat er denn gestanden?“

„Er hat gesagt: ‚Verfluchtes Geld, wozu hast du mich verleitet!‘“

„Aber das ist doch kein Geständnis; er kann nicht gestanden haben, er hat ja im Gegenteil immer geleugnet. Sie wissen ja, daß er geschrien hat: ‚Gott sieht mich! Er kennt meine Unschuld!‘

„Allerdings, und jemand, der ihn am Tage vor seiner Verurteilung im Parlament gesehen hat, hat ihn sagen hören: ‚Ich werde diesem Halunken de Lamotte niemals verzeihen; ich will ihn auf Ehrenerklärung verklagen und ihn zu fünfzigtausend Livres Schadenersatz verurteilen lassen. Er soll auf seine Kosten erfahren, was es heißt, einem Manne wie mir den guten Ruf zu nehmen!‘ Das sind doch keine Geständnisse!“

„Ach was, das ist Heuchelei!“

„Heuchelei? Aber er hat sich großartig verteidigt, er hat es ihnen tüchtig gesagt, diesen Herren vom Parlament; als ihm das Urteil vorgelesen wurde, worin es hieß, daß er ‚des Giftmordes ordnungsgemäß angeklagt und überführt‘ worden sei, hat er gesagt: ‚Ihr Urteil ist nicht rechtsgültig; ich bin nicht

überführt; denn ich leugne!‘ Und er hatte recht! Er kannte das Recht, dieser Derues! Wissen Sie, daß er seine Zeit damit zubrachte, die ‚Ordonnance criminelle‘ zu lesen? Man hat nicht das Recht, einen Menschen zu verurteilen, der leugnet; Derues ist widerrechtlich verurteilt worden. Man hat das Gesetz verletzt.“

„Dann dürfte man nie jemand verurteilen. Sie sind ein Frondeur.“

„Calas ist doch ebenso verurteilt worden.“

Der Name Calas ging von Mund zu Mund; das Volk scharte sich zusammen, hörte zu, schwatzte, und jeder sagte seine Meinung, während Gassenjungen die Ueberreste des Verurteilten zu hohen Preisen verkauften, als ob es die Reliquien eines Helden oder eines Heiligen wären.

Ja, er wurde ein Heiliger, ganz wie die Marquise de Brinvilliers, die, wie Frau de Sévigné erzählt, „ohne Furcht und ohne Schwäche ihr Urteil anhörte ... Allein und barfuß bestieg sie die Leiter und das Schafott. Am andern Tage suchte man nach ihren Knochen, weil man sie für eine Heilige hielt.“

X

Es bleibt nun noch zu berichten, was aus der Frau des Giftmörders wurde.

Das Urteil sprach ihr eine Frist von einem Jahre zu, während dessen ihre Sache noch einmal gründlich untersucht werden sollte; sie selbst mußte so lange im Gefängnis bleiben. Die Untersuchung dauerte lang. Herr de Lamotte setzte alles in Bewegung, um seine Frau zu rächen, und falsche bestochene Zeugen traten auf, um gegen Frau Derues auszusagen. Sie wurde erst im Jahre 1779 vom Parlament endgültig abgeurteilt und „ad omnia citra mortem“ verurteilt. Mit Ruten gepeitscht, vor dem Volk mit einem glühenden Eisen gezeichnet, sollte sie lebenslänglich gefangengehalten werden.

In der Salpêtrière, in der sie untergebracht wurde, lebte sie dreizehn Jahre lang. Sie war dort mit mancher berühmten Gefangenen zusammen, so mit der Gräfin de Lamotte, Jeanne de Valois, der Heldin des Halsbandprozesses, die ihre Zellennachbarin und wie sie im dritten Stock untergebracht war. Frau de Lamotte — ein Name, der tragische Erinnerungen in ihr wachrufen mußte! Auf ihren Spaziergängen in den Höfen der Salpêtrière wird sie vielleicht manchmal die Herzogin de Duras und die Marschallin de Mouchy erblickt haben, die zu Frau de Lamotte auf Besuch kamen, bis im Jahre 1786 Marie-Antoinette es dieser ermöglichte zu entfliehen.

Jahre gingen dahin. Die Witwe Derues lebte unbeachtet und vergessen in ihrem Gefängnis. Ihre dramatische Geschichte interessierte niemand mehr. Andre, noch skandalösere Prozesse stellten sie in Schatten. Der Name der Königin wurde vor der öffentlichen Meinung in den Schmutz gezerrt. Die Richter des Parlaments hatte neine Abenteurerin abzuurteilen, die die Königin von Frankreich in einer Schmuckaffäre bloßstellte. Die Monarchie war erschüttert, und niemand dachte mehr an die Witwe des Giftmörders aus der Rue Beaubourg.

Und doch, es lebte verloren im Herzen der Bretagne ein achtzigjähriger

Greis, ein alter Soldat aus den Kriegen Ludwigs XV., der an die Verurteilte in der Salpêtrière dachte. Es war ein Onkel der Witwe Derues', Gabriel Le Fur. Ein Onkel, den niemand kannte, dessen Name niemals im Laufe des Prozesses genannt worden war, den man nirgends findet, weder in den Akten noch in den Werken dieser Zeit. Dieser unbekannte Greis, der in seinem Dorfe zurückgezogen lebte, glaubte fest an die Unschuld seiner Nichte. Er wollte sie, ehe er starb, wiedersehen — diese Nichte, die er als junges Mädchen vor ihrer Verheiratung mit Derues bei Despeignes-Duplessis kennen gelernt hatte. Er richtete an den Kanzler ein rührendes, sehr naives Gesuch und bat um Gnade für Frau Derues. Dieses Gesuch, das er in Pont l'Abbé bei Quimper Corentin, Basse-Bretagne, schrieb, ist von 1789 datiert, dem Jahre, in dem die Bastille erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht worden war. Es hieß, eine Aera der Freiheit habe begonnen, und in seinem Winkel in der Basse-Bretagne, wo man Freudenfeuer angezündet hatte, um den 14. Juli zu feiern, hoffte der alte Soldat Ludwigs XV., daß diese Freiheit, die verkündet wurde, ihm seine Nichte zurückgeben würde, die seit zehn Jahren in dem finsteren Gefängnis eingekerkert war.

Das Gesuch blieb zwei Monate in den Bureaus der Chancellerie liegen, dann wurde eines schönen Tages, am 19. Februar 1790, am Rande die einfache Bemerkung ohne Unterschrift daraufgesetzt: „Nichts zu machen.“

Die Zeit verging. Hatte die arme Gefangene auch nur eine Ahnung von den Ereignissen, die sich draußen vollzogen? Die Revolution hatte begonnen. Der Lärm auf der Straße drang vielleicht durch die vergitterten Fenster ins Gefängnis. Das alte Prozeßverfahren war abgeschafft. Es gab kein Châtelet, kein Parlament, keine Tortur, keine Folter mehr. Die Richter von einst, die in der Tournelle Derues und seine Frau verurteilt hatten, waren verschwunden. Es gab nicht einmal mehr eine Monarchie! Ja, der Lärm draußen, die fernen Echos der Kanonen, die Rufe zu den Waffen mußten der Gefangenen gesagt haben, was vorging, und durch die Gefängniswärter wußte sie ohne Zweifel, daß die alte Regierung gestürzt war und eine neue Aera begonnen hatte. Ein Umsturz, eine Revolution brachte der Verurteilten vielleicht Befreiung.

Der alte Verwandte in Pont l'Abbé ließ sich trotz der Erfolglosigkeit seines ersten Gesuchs nicht entmutigen. Am 20. Oktober 1791 bat er noch einmal um ihre Begnadigung und erbot sich, Frau Derues und ihre Kinder zu sich nach Pont l'Abbé zu nehmen.

Diesmal wurde das Bittgesuch, dem ein von dem Maire von Pont l'Abbé ausgestelltes ehrenvolles Zeugnis über den Charakter Le Furs beilag, in Betracht gezogen. Am 9. März 1792 forderte der Kanzler von dem Archivar des ehemaligen Parlamentsgerichts, Terrasse, die Akten über den Fall Derues ein. Terrasse antwortete am 13. März, daß das Aktenmaterial sehr umfangreich sei; er schien zu bezweifeln, daß es jemals durchgesehen würde, fragte jedoch an, wohin er es schicken solle. Dergleichen Forderungen waren in der Tat zur Zeit des ehemaligen Parlaments selten gewesen.

Ob die Akten in die Chancellerie gebracht und ob sie dort durchgesehen

worden sind, wissen wir nicht. Es war im Jahre 1792 — in Frankreich herrschten unruhige Zustände. Frau Derues hoffte und wartete weiter, wie seit dreizehn Jahren.

In der Salpêtrière waren immer zahlreiche weibliche Gefangene. Im Jahre 1792 waren es noch siebenundachtzig. Die älteste zählte neunundsiebzigeinhalb Jahre und war seit vierundvierzig Jahren im Gefängnis. Es waren Gefangene aller Arten, jeden Alters darunter. Eine von ihnen war irrsinnig. Täglich wurden neue eingeliefert; noch am 3. September 1792 wurde eine Frau „auf mündlichen Befehl von zwei Herren Gemeinderäten gebracht, die damals in der Conciergerie tagten“.

Am 4. September 1792 gegen 4 Uhr nachmittags hörten die Gefangenen im Hof einen großen Lärm. Man hörte reden, hin und her laufen und singen. Die Lieder, die herauftönten, waren Frau Derues unbekannt, es wurde darin zu den Waffen gerufen, vom bedrohten Vaterland war die Rede, von Kanonen. Es waren nicht mehr die Lieder, die früher Mode gewesen waren, die Liedchen, die Derues am Abend nach Tisch gesungen hatte, oder die Gauloiserien von Vadé, die seinem Freunde Bertin so sehr gefallen hatten. Man hörte auch Waffenlärm, Säbel rasselten, Gewehre wurden auf das Pflaster des Hofes gestoßen. Die Gefangenen schauten durch die Gitter ihrer Fenster; drunten standen unordentlich gekleidete, schmutzige Männer mit roten Mützen auf dem Kopfe. Sie sprachen laut und schienen betrunken zu sein. Es waren keine Soldaten, sie glichen dem Militär nicht, das früher auf der Plaine des Sablons paradiert hatte, und doch waren sie bewaffnet. Was wollten sie? Vielleicht sie befreien? Schon regte sich die Hoffnung bei der Unglücklichen, zumal als einer von ihnen mit lauter Stimme die Liste der Gefangenen verlangte.

Die Männer kamen herauf, man hörte ihre schweren Schritte auf den Treppen. Sie öffneten die Türen und brachten die Gefangenen einzeln in den Hof hinunter.

Dort saß an einem Tisch ein Mann mit einem offenen Protokollbuch vor sich. Er verhörte die Gefangenen, fragte nach ihren Namen. Dann wurde ihnen ein Schlag mit dem Beil auf den Kopf, ein Stoß mit der Pike in den Leib versetzt. Ströme von Blut färbten das Pflaster, blutige Eingeweide lagen in allen Winkeln des Hofes umher. Die Leichen häuften sich an. Gestern war in den andern Pariser Gefängnissen gemordet worden, heute wurde die Metzelei in der Salpêtrière fortgesetzt.

Die fünfte, die getötet wurde, war die Witwe Derues.

Von den Kommissären der Abteilung für das Finistère wurde auf der Stelle ein Protokoll über den grausigen Vorgang abgefaßt. Dieses Protokoll befand sich früher in den Archiven der Salpêtrière. Es war ein Folioheft mit zwölf gestempelten Blättern. Auf den beiden Seiten des Umschlags und der ersten Textseite waren ein paar rötliche, halb verwischte Flecken zu sehen — es waren Blutflecken.

„Im Jahre 1792, dem vierten der Freiheit und dem ersten der Gleichheit,“

so heißt es in dem Protokoll, „am 4. September, 4 Uhr nachmittags, haben auf die vom Bürger Dommey, Verwalter des Hauses der Salpêtrière, dem Komitee der Abteilung für das Finistère gemachte Meldung, daß ein Haufe bewaffneter Männer, die sich am 2. und 3. dieses Monats in die Gefängnisse der Hauptstadt begeben und dort einige Gefangene getötet hatten, sich in das genannte Haus begäbe, wir, Mathieu François Brunet und Charles Gombert Bertrand, bevollmächtigte Deputierte der genannten Abteilung, uns sogleich in das obengenannte Haus begeben, wo wir bei unsrer Ankunft im Hofe des Hauses eine Anzahl mit Säbeln, Schneidewerkzeugen und Knüppeln bewaffneter Männer angetroffen haben, die, nachdem sie den genannten Bürger Dommey gezwungen hatten, ihnen die auf die weiblichen Gefangenen Bezug habenden Listen auszuhändigen, und nachdem sie sich den Eintritt in die Räume, wo sie eingesperrt waren, erzwungen hatten, sie daraus hervorholten und, nachdem sie auf Grund der erwähnten Listen die Gebrandmarkten aus ihnen herausgesucht hatten, sie niederschlugen und sie mit Säbeln und andern Instrumenten durchstachen, derart, daß mehrere von ihnen den Tod davongetragen haben und andre aus dem Hause hinausgebracht worden sind, welcher aller, sowohl der Ermordeten wie der Fortgebrachten, nach Maßgabe in den Registern Erwähnung getan worden ist, sowohl des Todes wie des Fortschaffens, welche Namen hier folgen:

„... Nummer 5 Marie Louise Nicolais, gegenwärtig siebenundvierzig Jahre alt, gebürtig von Melun, Pfarrei St. Aspais, Diözese Sens; Witwe von Antoine François Derues, gebrandmarkt mit einem V auf beiden Schultern; am 13. März 1779 durch Gerichtsurteil auf Lebenszeit eingekerkert."

Im ganzen wurden fünfunddreißig weibliche Gefangene niedergemacht; das erste Opfer war einundsiebzig Jahre alt; die jüngste Gefangene, die siebzehn und ein halbes Jahr alt war, war seit fünf Monaten eingesperrt und wegen Diebstahls zu sechs Jahren Haft verurteilt worden. Die älteste war seit einundzwanzig Jahren im Gefängnis. Zweiundfünfzig wurden in Freiheit gesetzt, darunter die obenerwähnte neunundsiebzigjährige Frau, die vierundvierzig Jahre in der Salpêtrière verbracht hatte, und die Irrsinnige.

Die Getöteten wurden sogleich begraben.

„Als diese Männer sich entfernt hatten," berichtet das Protokoll, „haben wir Kommissäre in unsrer Gegenwart in den Kleidungsstücken der Leichen nach Effekten suchen lassen, die sie an sich oder in ihren Taschen trugen, und es fanden sich einunddreißig Stücke, teils Ringe, teils Ohrringe, Kreuze aus Gold und Silber und eine Summe von 837 Livres 13 Sous, teils in barem Gelde, teils in Papier, welches wir alles an uns nahmen, um es an die besagte Abteilung des Finistère abzuliefern. Dies getan, haben wir obengenannte Kommissäre im Friedhof des genannten Hauses der Salpêtrière die Leichen der besagten fünfunddreißig Gefangenen beerdigen lassen. Worüber wir das gegenwärtige Protokoll aufgenommen und verfaßt haben, um ihren Tod und ihre Beerdigung zu bestätigen, in Gegenwart der Bürger Jean François Dommey,

Verwalter, Nicolas François le Courtois, ebenfalls Beamter, Denis und Pierre Piat, Totengräber, alle wohnhaft im genannten Hause.

Gezeichnet: Bertrand, Abteilungskommissär.
Dommey, Le Courtois, Denis und Piat."

So hatte die arme Frau, die ohne Beweise als „der Mitschuld verdächtig" verurteilt worden war, nach dreizehnjähriger Gefangenschaft im „ersten Jahre der Gleichheit" in dem Augenblick, als ihr die Freiheit winkte, unter den Händen einer Mörderbande ihr Leben ausgehaucht. Hätte Herr de Lamotte noch gelebt, der vornehme Herr wäre befriedigt gewesen — das Volk hatte in schrecklicher Weise den Urteilsspruch des Parlaments ergänzt.

Verhandlungen zwischen Preußen und dem päpstlichen Stuhle unter Friedrich Wilhelm IV. und Pius IX.

Von

Heinrich von Poschinger

Zu jeder Zeit haben sich die leitenden Staatsmänner außer der zunftmäßigen Diplomatie auch noch geheimer Agenten bedient, um, besonders im Ausland, für ihre Zwecke zu wirken. Der bedeutendste Vertreter dieser Gattung war im vergangenen Jahrhundert Georg Klindworth, der es vom einfachen Hauslehrer bis zum Staatsrat brachte und dessen Dienste von den ersten Staatsmännern aus aller Herren Ländern, ich nenne nur die Minister Guizot, Lord Aberdeen, Disraeli, Metternich, Rechberg, Manteuffel, ja selbst Bismarck, geschätzt und gesucht wurden. Die bedeutsamsten Spuren seiner politischen Wirksamkeit finden sich in den Staatskanzleien von Paris, Wien, Berlin, Stuttgart. Der preußischen Regierung leistete er im Jahre 1852 gute Dienste, als die Zollvereinskrisis auf der Höhe stand und Klindworth noch eine Art Kabinettssekretär des Königs Wilhelm I. von Württemberg war. In Stuttgart in Ungnade gefallen, da er den Ministern zu preußenfreundliche Gesinnungen an den Tag legte, war seit 1853 sein ganzes Bestreben dahin gerichtet, sich dem preußischen auswärtigen Minister Freiherrn von Manteuffel nützlich zu erweisen, hoffend, in Preußen in irgendeiner Weise eine feste Anstellung zu finden, womöglich im auswärtigen Ministerium. Manteuffel verstand sich jedoch hierzu nicht, was nicht ausschloß, daß er fortab, besonders zu Beginn der orientalischen Krisis, sich wiederholt Klindworths Feder bediente; denn seine Fähigkeit, diplomatische Noten zu entwerfen, war unbestreitbar, und wenn ihm die Vergangenheit nicht im Wege beziehungsweise wenn ihm ein wohlklingender Name zur Seite gestanden hätte, würde er es unzweifelhaft zum Botschafter oder auswärtigen Minister gebracht haben.

Im Februar 1853 benutzte der Staatsrat von Klindworth, da zwischen ihm und dem König von Württemberg eine ernste Spannung eingetreten war, seine unfreiwillige Muße zu einer Reise nach Rom mit dem ausgesprochenen Zwecke, eine Verständigung des Papstes mit der preußischen Regierung in betreff aller das katholische Kirchenwesen in Preußen betreffenden Angelegenheiten und Fragen zu erzielen. Der Minister Freiherr von Manteuffel billigte die Reise, da er wußte, daß Klindworth in Rom gute Beziehungen hatte, ohne seiner Mission aber einen offiziellen, ja nicht einmal offiziösen Anstrich zu geben. Gelang es Klindworth, im Vatikan sich guter Dispositionen für Preußen zu versichern, so sollten die eigentlichen Verhandlungen später durch eine offizielle und beglaubigte Mittelsperson geführt werden. 1854 folgte eine zweite Romreise Klindworths.

Im nachstehenden teile ich aus dem literarischen Nachlasse Klindworths folgende, bisher unveröffentlichte Briefe resp. Aktenstücke mit; nämlich: ein Handschreiben des Papstes Pius IX. an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, zwei Briefe des Ministers Manteuffel an den Kardinal Antonelli und den päpstlichen Kämmerer Fürsten Gustav von Hohenlohe in Rom, drei Briefe des letztgenannten an Manteuffel und Klindworth, drei Berichte Klindworths an Manteuffel.

Wenngleich die Verhandlungen zu einem positiven Resultat nicht geführt haben, so bieten sie doch vielfaches Interesse, und es kann heute deren Publikation weder in Rom noch Berlin unangenehm berühren, da man sich weder hier noch dort irgend etwas vergeben hat.

*

Rom, den 18. Februar 1853.

Schreiben des Staatsrats Klindworth an den Minister Manteuffel, betreffend seinen Empfang beim Papste.

Der Zweck meiner Sendung nach Rom ist vollständig erreicht.

Der Papst empfing mich gestern abend. Er will Unterhandlungen, Frieden und Vertrag. Er erteilte mir die Zusicherung, dem Unfug der Katholiken in der Kammer unverzüglich durch ein Breve oder ein Zirkularschreiben des Kardinal Antonelli ein Ende zu machen, sofern dies von dem päpstlichen Stuhle abhänge.

Der Papst wünscht zur fördersamsten Erledigung der Sache meine schnelle Zurückkunft in Berlin.

Er sowohl als der Kardinal Antonelli und der Fürst Hohenlohe [1]) empfehlen, daß das größte Geheimnis bei allem, was auf den Gegenstand meiner Sendung Bezug hat, beobachtet werde. Der päpstliche Stuhl hegt die Besorgnis, daß, wenn das Wiener Kabinett von der Sache Wind erhielte, dasselbe die Unterhandlungen durchkreuzen und vielfältig stören möchte.

Der päpstliche Stuhl ist dem Generalleutnant von Radowitz überaus ab-

[1]) Geheimer päpstlicher Kämmerer.

geneigt; derselbe hat hier keinerlei Einfluß oder Verbindung. Deshalb bin ich mehrere Male aufgefordert, Eure Exzellenz zu ersuchen, Se. Majestät zu bitten, dem General von Radowitz keinerlei Wissenschaft und Mitteilnahme zu gestatten.

Ich werde morgen abend eine zweite Konferenz mit dem Kardinal Antonelli haben und im Laufe der nächsten Woche nach Berlin zurückkommen.

*

Vatikan, den 21. Februar 1853.

Schreiben des päpstlichen Geheimen Kämmerers Fürsten Gustav von Hohenlohe an den Staatsrat von Klindworth, betreffend dessen vertrauliche Sendung nach Rom.

In dem Augenblicke, da Eure Hochwohlgeboren Ihre Rückreise von hier nach Berlin anzutreten im Begriffe sind, habe ich mir die Genugtuung nicht versagen wollen, Ihnen schriftlich auszudrücken, daß Ihre vertrauliche Sendung hierher dem Heiligen Vater eine große Befriedigung gewährt hat und daß der persönliche Eindruck, den Sie auf Seine Heiligkeit gemacht haben, ein sehr vorteilhafter ist. Seine Heiligkeit geruhten, sich darüber gegen mich in Ausdrücken auszusprechen, die für Sie sehr schmeichelhaft sind. Fahren Sie fort, dem so verdienstvollen Friedenswerk, dessen beredtes Organ Sie hier waren, auch ferner Ihren Eifer und Ihre Talente zu widmen. Wenn die Gesinnungen für dieses große Werk in Berlin, wie ich nicht zweifle, ebenso aufrichtig und lebendig sind wie hier, so wird es gewiß unter Gottes Segen zustande kommen zum gegenseitigen Ruhm und Frommen sowohl des Heiligen Vaters, meines gnädigsten Herrn, als auch des teuern edeln Monarchen und seines so verdienstvollen ersten Ministers.

P. S. Seine Heiligkeit wünscht Sie noch einmal vor Ihrer Abreise zu sehen, belieben Sie demnach, heute abend gegen Ave Maria mit Pater Theiner zu mir zu kommen.

P. S. Es ist sehr zu bedauern, daß der gänzliche Mangel einer jeden direkten Beglaubigung rücksichtlich Ihrer vertrauten Sendung hierher es dem Heiligen Vater unmöglich gemacht hat, durch den Kardinalstaatssekretär Ihnen eine offizielle und mehr auf den Gegenstand eingehende Antwort für Se. Exzellenz den Herrn Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel zustellen zu lassen. — Allein so viel kann ich Ihnen mit Bestimmtheit sagen, daß Seine Heiligkeit mit großer Befriedigung sehen würden, wenn Seine Königliche Majestät von Preußen geruhen wollten, Eure Hochwohlgeboren mit der jetzt in Aussicht stehenden Unterhandlung zu betrauen, wie der Heilige Vater Ihnen dies selbst in Ihrer ersten Audienz zu erkennen zu geben sich gewürdigt hat. Soeben komme ich mit dem Pater Theiner aus der Audienz beim Kardinal Antonelli, in welcher auch Seine Eminenz uns beiden den gleichen Wunsch in der lebhaftesten Weise zu erkennen gab.

*

Vatikan, den 21. Februar 1853.

Handschreiben des Papstes an den König von Preußen, betreffend die Herstellung engerer Beziehungen des Heiligen Stuhles mit Preußen.[1])

Maestà!

Dal Signore Commendat. Klindworth Ho appreso il desiderio di Vostra Maestà di stringere sempre meglio relazioni con questa Sancta Sede, ed è questa stata per me una notizia di vera consolazione. Tutto quello che può tornare a gloria della Religione Cattolica sarà sempre da Me abbracciato e coadjuvato con tutte le forze morali delle quali Posso disporre. E siccome Mi è nota la nobiltà di animo e la regia lealtà delle quali la Maestà Vostra è fregiato, cosi Mi persuado che la Mia buona volontà sarà da Lei sostenuta e coadjuvata. Desidererei di poter sperare un eguale appoggio dal pio augusto e Potente cognato, ma pur troppo da questo lato Ho troppi motivi di afflizzione.

Prego Addio di consolare la Maestà Vostra e di benedire il Suo Regno e di voler meco unirla coi vincoli di una perfetta carità.

Datum Romae apud S. Petrum die 21. Februarii 1853.

Pius P. IX.

*

Rom, den 22. Februar 1853.

Privatschreiben des Staatsrats von Klindworth an den Minister Manteuffel, betreffend seine vertrauliche Sendung nach Rom.

(Auszug.)

— — Ich habe die Genugtuung, zu hoffen, Seine Majestät werden geruhen, mit demjenigen nicht unzufrieden zu sein, was ich Allerhöchstdenselben von hier seitens Seiner Heiligkeit zu überbringen die Ehre haben werde.

Der Kardinalstaatssekretär hat mir auf meine Notifikation an ihn eine Antwort erteilt, welche ich demnächst Eurer Exzellenz vorzulegen mich beehren werde und von der ich mich schmeicheln darf daß Hochdieselben ihr Inhalt befriedigen wird.

*

Berlin, den 31. März 1853.

Schreiben des Ministers Manteuffel an den päpstlichen Geheimen Kämmerer Fürsten Gustav von Hohenlohe in Rom, betreffend Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl zur Regelung des katholischen Kirchenwesens in Preußen.

Eure Durchlaucht haben die neuerdings von mir veranlaßte vertrauliche Sendung nach Rom in einer so entgegenkommenden und so tätigen Weise unterstützt, daß ich eine wahre Genugtuung darin finde, Ihnen dafür die besondere Anerkennung Seiner Majestät des Königs, meines allergnädigsten Herrn, hier-

---

1) Unter Beibehaltung der Schreibart des Papstes.

durch bezeugen zu können, sowie ich mich Ihnen selbst dafür zu dem verbindlichsten Danke verpflichtet fühle.

Der König ist von den persönlich-wohlwollenden und freundlich-geneigten Gesinnungen Seiner Heiligkeit gegen ihn aufs lebhafteste gerührt. Auch zweifle ich nicht, daß der Papst den Ausdruck dieser Empfindungen in dem Allerhöchsten Handschreiben wiederfinden werde, womit Seine Majestät demnächst auf die neuliche Zuschrift Seiner Heiligkeit[1]) zu antworten sich vorbehalten.

Infolge der günstigen Aufnahme, welche meine vertrauliche Anfrage in Rom gefunden hat, liegt es nunmehr in der Absicht, in eine direkte Unterhandlung mit dem Heiligen Stuhle über die das diesseitige katholische Kirchenwesen betreffenden Angelegenheiten einzugehen. Zu diesem Ende habe ich an den Herrn Kardinalstaatssekretär die beikommende Zuschrift[2]) gerichtet, um deren gefällige Zustellung an Seine Eminenz ich Eure Durchlaucht ersucht haben will.

Im übrigen ist der König, mein allergnädigster Herr, mit Seiner Heiligkeit vollkommen darüber einverstanden, daß die strengste Bewahrung des Geheimnisses in allem, was sich jetzt und in der nächsten Zeit auf die in Aussicht stehende Unterhandlung zwischen den beiden Höfen bezieht, zu dem so wünschenswerten Gelingen dieses folgereichen Friedenswerkes ganz unumgänglich notwendig ist, weshalb ich in dieser Beziehung nur noch die Versicherung hinzufügen will, daß jenes Geheimnis auf unsrer Seite unverbrüchlich bewahrt werden wird.

Des Königs Majestät haben mir befohlen, Eurer Durchlaucht Allerhöchstihre Grüße zu bestellen, und ich bitte Hochdieselben bei diesem Anlaß die Versicherung meiner begründetsten Hochachtung entgegennehmen zu wollen.

*

Berlin, den 31. März 1853.

Schreiben des Ministers Manteuffel an den Staatssekretär Kardinal Antonelli, betreffend die vertrauliche Sendung des Staatsrats von Klindworth nach Rom.

Je me suis empressé de communiquer au Roi, mon auguste maître, le résultat de la mission confidentielle dont était chargé le Commandeur de Klindworth auprès du Saint-Siège, et j'ai soumis, en même temps, à Sa Majesté la réponse que Votre Eminence a bien voulu faire à la note de cet agent, en date du 20^{me} Février. Le résultat de la mission aussi bien que cette réponse ont été accueillis par Sa Majesté avec le plus vif intérêt.

Votre Eminence aura appris par les explications que le Commandeur de Klindworth a données, que le Gouvernement du Roi n'a nullement envie de porter atteinte à l'autonomie et aux droits de l'Eglise catholique établie dans ce Royaume. Nous admettons très volontiers pour principe

1) Cf. oben.

2) Cf. die folgende Urkunde.

et en fait que l'Eglise catholique doit être indépendante et libre pour remplir son auguste vocation, libre dans ses dogmes de sa foi, comme dans l'exercice de son culte, libre aussi bien dans sa discipline et dans ses rites comme dans ses rapports avec le Saint-Siège ; bref, nous voulons qu'elle se gouverne elle-même et se meuve dans toute l'étendue de son pouvoir et de son autorité. Au surplus, nous ne songeons nullement à lui enlever ou retrancher les revenus qui sont ou assurés ou promis à son établissement ; bien au contraire, nous sommes prêts à régler là-dessus avec le Saint-Siège tout ce qui reste à régler, et nous viendrons à son secours toutes les fois qu'on nous montre le besoin de pareilles allocations. Mais, d'un autre côté, nous voulons et demandons également qu'à son tour la souveraineté temporelle conserve et maintienne tous ses droits à elle, comme l'Eglise conserve et maintient les siens, et que cette dernière n'empiète pas plus sur le terrain de la Couronne et de l'Etat que la Couronne et l'Etat n'empiètent sur celui de l'Eglise. En outre, comme il y a des droits, des attributions et des devoirs d'une espèce mixte et qui participent aussi bien du ressort de l'Etat comme de celui de l'Eglise, il importe beaucoup, surtout dans les temps qui courent, que les limites de ces mêmes droits, attributions et devoirs de chacun de deux soient clairement fixées et consciencieusement respectés. Je ne sais, si Votre Eminence est de mon avis, mais je suis, pour mon compte, intimement convainçu que ce n'est qu'à ce prix, c'est à dire en réglant bien les rapports et en délimitant aussi exactement que possible la sphère du spirituel et du temporel, qu'une paix sincère et durable puisse s'établir et se consolider entre eux. Plus leur contact est fréquent et plus leur mutuel concours est nécessaire, indispensable même, plus ils doivent, l'un et l'autre, se rapprocher, s'entendre et transiger de leurs intérêts réciproques.

C'est cette pureté des principes et des vues, c'est cette bonne foi et cet esprit de conciliation qui, de notre côté, présideront à la négociation que le Gouvernement du Roi a offert, avec confiance, au Saint-Siège et que le Saint-Père vient d'accepter formellement par le digne organe de Votre Eminence. Une bonne entente avec la cour de Rome est un des vœux les plus chers du Gouvernement du Roi. Nous sommes pénétrés du sens d'une telle entente, et nous pouvons, le cas échéant, rendre au Saint-Siège des services essentiels.

Aussitôt que j'aurai préparé et réuni les éléments qui peuvent servir de base à la négociation dont il s'agit, je ne tarderai pas un moment à fixer le choix du Roi, mon auguste maître, sur la personne la plus propre à être envoyée à Rome, afin de négocier auprès du Saint-Siège l'arrangement qui, ainsi que je l'espère, dissipera tous les mal-entendus et videra, en même temps, tous les différends qui existent encore aujourd'hui entre cette Couronne et l'Episcopat catholique.

En attendant, nous sommes aussi convainçus que le Saint-Siège de la

nécessité du plus grand secret dans lequel doit être traité tout ce qui concerne la négociation qui va s'ouvrir, et Sa Sainteté peut compter que, de notre côté, nous garderons ce secret de la manière la plus absolue.

*

Rom, den 1. Mai 1853.

Eigenhändiges Schreiben des päpstlichen Geheimen Kämmerers Fürsten Gustav von Hohenlohe an den Minister Manteuffel, betreffend Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle über die katholischen Kirchenverhältnisse in Preußen (Auszug).

(Uebersendung des Antwortschreibens des Kardinal-Staatssekretärs Antonelli [1]) auf das oben S. 321 mitgeteilte Schreiben des Ministers Manteuffel.)

Der Kardinal-Staatssekretär sieht ebenso wie auch der Heilige Vater mit Freuden dem Beginn der Unterhandlungen entgegen, die hoffentlich bald und gewiß zur Zufriedenheit sowohl des Königl. Hofs zu Berlin als des Heiligen Stuhls ausfallen werden, besonders wenn Herr von Klindworth mit der Sendung betraut würde. Welch schöne Seite in der Geschichte ganz Deutschlands wird diese Sache ausfüllen!

Die Großmut Seiner Majestät, die Klugheit Eurer Exzellenz bürgen dafür und erfüllen mich mit so viel Vertrauen, daß ich es für eine heilige Pflicht erachte, keine Mühe zu scheuen, für ein so schönes Unternehmen alles zu tun, was in meinen Kräften steht. — Diese Versicherung verbinde ich mit der meiner größten Verehrung für Eure Exzellenz und mit der Bitte, mich Sr. Majestät zu Füßen zu legen, dem ich und Seinem ganzen Königl. Haus so von Herzen ergeben bin und für den ich täglich bete.

*

Rom, den 28. April 1854.

Schreiben des Staatsrats von Klindworth an den Minister Manteuffel, betreffend seine Verhandlungen zur Anbahnung einer Konvention zwischen der preußischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle über die katholischen Kirchenverhältnisse in Preußen.

Am 24. März mittags traf ich mit dem neapolitanischen Dampfer „Montjibello" in Civitavecchia ein. Da der Pater Theiner von Paris aus durch mich von meiner nahe bevorstehenden Ankunft in diesem Hafen benachrichtigt war, so hatte der Papst die gnädige Aufmerksamkeit für mich gehabt, bezüglich des letzteren durch den Kardinal-Staatssekretär besondere Weisungen an den päpstlichen Delegaten zu Civitavecchia, Monsigneur Gramiecia, ergehen zu lassen. Infolge derselben wurde ich sofort und besonders ausgeschifft und ohne alle Durchsuchung

[1]) Das Schreiben Antonellis d. d. Rom, den 22. April 1853, ist in italienischer Sprache verfaßt. Staatsrat von Klindworth fertigte für den Minister Manteuffel eine Uebersetzung in das Deutsche.

meiner Effekten noch den nämlichen Nachmittag nach Rom weiterbefördert, woselbst ich noch denselben Abend ankam.

Meine erste Audienz bei Seiner Heiligkeit hatte am 30. März, vormittags 10 Uhr, statt, da der Papst gleich nach meiner Ankunft von einer ernsten Unpäßlichkeit befallen wurde. Die Audienz dauerte über zwei Stunden. Seine Heiligkeit sprach sich mit dem größten Lobe über die Persönlichkeit des Prinzen Friedrich Wilhelm[1]) aus. Man merkte es an dem Gesichtsausdruck sowie an allen Aeußerungen des Heiligen Vaters bei diesem Anlasse, daß Seine Königliche Hoheit ihn ganz besonders angesprochen hatte.

Das Gespräch ging dann auf die heutige politische Weltlage und den eingetretenen Krieg über. Das Benehmen des Kaisers von Rußland, seine Verrechnungen und seine Unbeugsamkeit in der Streitfrage, endlich und vornehmlich auch seine harte Bedrückung der katholischen Kirche in Polen, welche einen so schreienden Gegensatz gegen seine Forderungen an den Sultan zugunsten seiner eignen Glaubensgenossen in der Türkei bildeten — dies und noch manches andre wurde nicht ohne Strenge beurteilt und schmerzlich beklagt!

Die Unterredung wandte sich alsdann auf die kirchlichen Zustände in Deutschland, wobei der Papst äußerte: es sei vielleicht nie nötiger und dringender gewesen als gerade jetzt, daß die Kirche und der Staat zu einem innigen Einvernehmen miteinander gelangten, denn selten wohl habe es eine so allgemeine Verbreitung so großer Neuerungen und so vieler der Religion schädlicher Meinungen gegeben als in unserm tieferschütterten Zeitalter. Seine Heiligkeit wollten sich eines Tages keine Vorwürfe zu machen haben wegen dessen, was da kommen könnte und noch kommen dürfte, deshalb sei es ihr unverbrüchlicher Grundsatz, allen Fürsten, welche ihm die Hand reichten, aufrichtig und tatsächlich entgegenzukommen. Sowohl Seine Königlich preußische Majestät als auch die Fürsten der oberrheinischen Kirchenprovinz würden die Wahrheit dieses Grundsatzes auf seiten Sr. Heiligkeit erfahren, sobald es den Majestäten und Hoheiten um ein wahres und fruchtreiches Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhle zu tun sei.

Der Kardinal-Staatssekretär,[2]) welchem ich den Tag zuvor meinen ersten geschäftlichen Besuch abstattete, hatte mir bei dieser Gelegenheit ganz die nämliche versöhnliche Sprache geführt.

Zu keiner Zeit, äußerte Seine Eminenz gegen mich unter anderm, habe im Verlaufe der letzten Jahrhunderte das Primat des Papsttums so glänzend und so unbestritten dagestanden als in der Gegenwart; es sei mithin nicht Schwäche den weltlichen Fürsten gegenüber, welche die allversöhnende und durchaus friedliche Handlungs- und Denkungsweise des gegenwärtigen Papstes bestimme, vielmehr die reinste Erkenntnis des Bedürfnisses dieser Zeit, welche das

---

[1]) Im Dezember 1853 hatte der Prinz, der spätere Kaiser Friedrich, den Papst in Rom besucht.

[2]) Antonelli.

genaueste Handinhandgehen der weltlichen und geistlichen Macht durchaus bedingten und erforderten.

Noch am Abend des 30. März führte mich der Fürst Hohenlohe, auf besonderen Befehl Seiner Heiligkeit, bei dem Unterstaatssekretär Monsignore Luigi Ferrari ein, dem der Kardinal-Staatssekretär, im Einverständnisse mit dem Papste, die Führung der Unterhandlung mit mir aufgetragen hatte. Monseigneur Ferrari, welcher die Ehre hat, Sr. Majestät dem Könige von seinem Aufenthalte in Berlin her persönlich bekannt zu sein, unterzog sich dieser Aufgabe mit großem Eifer. Bereits am folgenden Tage, den 31. März, hatte ich mit demselben die erste geschäftliche Konferenz, und von diesem Tage an sahen und sprachen wir uns fast täglich. Manche dieser Besprechungen dauerten nicht selten mehrere Stunden; häufig wohnte denselben der Pater Theiner bei. Sooft sich bei einem Punkte der Feststellungen Schwierigkeiten von der einen oder andern Seite erhoben, vertagten wir die nähere Erörterung eines solchen Punktes in der Regel auf die nächste Konferenz und gingen in der Hauptaufgabe ohne Aufenthalt weiter. Monsignore Ferrari fand ich im allgemeinen, nach Italienerart, ungleich schwieriger in der Redaktion als in der Sache selbst. Der Papst nahm eine fortlaufende Kenntnis von unsern Verhandlungen, und als sich wegen der Fassung des Artikels 5 des Promemoria [1]) Schwierigkeiten und Anstände zwischen uns erhoben, nahm Se. Heiligkeit diese Fassung selbst in die Hand und redigierte diesen Artikel in der vorliegenden Weise Höchstselbst.

Die Trennung der übereingekommenen Artikel, nach welchen die einen in den Entwurf [2]) und die andern in die Form eines bloßen Promemoria aufgenommen wurden, ward gleichmäßig von beiden Seiten beliebt, von dem Unterhändler des Papstes, weil derselbe meinte, die Artikel 4 und 5, wie solche sich in dem zuletzt genannten Schriftstücke vorfinden, eigneten sich ihrer Beschaffenheit nach mehr für geheime oder reservierte Artikel, und von dem Schreiber dieses, weil derselbe namentlich den Artikeln 2 und 3 des Promemoria keinen Platz in dem Entwurfe anzuweisen wünschte. Im übrigen hat Seine Heiligkeit die Zusage gegeben, wegen pünktlicher Ausführung des Inhalts der Artikel 4 und 5 des Promemoria von seiten der päpstlichen Kurie seinerzeit die erforderlichen Breven oder enzyklischen Schreiben ablassen zu wollen, um sowohl der Geistlichkeit als den Laien das darin Uebereingekommene nachdrücklich einzuschärfen.

In einer zu diesem Ende besonders anberaumten Sitzung am 22. April wurde die doppelte Punktation sowohl des Entwurfs als des Promemoria der Kongregation der auswärtigen kirchlichen Angelegenheiten zur Prüfung und Begutachtung unterbreitet und, nachdem sie von derselben genehmigt worden war, sodann von dem Kardinal-Staatssekretär am 24. desselben Monats Seiner Heiligkeit zur Genehmigung vorgelegt, Höchstwelche beide Schriftstücke am 27. an Seine Eminenz für mich zurückgelangen ließen.

---

[1]) Cf. die folgende Urkunde.

[2]) Cf. die übernächste Urkunde.

Monsignore Ferrari händigte mir dieselben auf Befehl des Kardinals am andern Vormittag ein.

Denselben Abend noch reiste ich nach Civitavecchia ab.

*

Rom, den 28. April 1854.

Promemoria, betreffend die von demselben Staatsrat von Klindworth angebahnte Konvention zwischen der preußischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle über die katholischen Kirchenverhältnisse in Preußen.

1.

Der Heilige Stuhl beansprucht die Freiheit bezüglich der Verleihung der Würden und Kanonikate, auf Grund der Bulle Pius VII. „De salute animarum“.

2.

Derselbe drückt außerdem das lebhafte Verlangen aus, einen apostolischen Vikar in der Stadt Berlin zu bestellen.

3.

Auf daß der Heilige Stuhl imstande sei, bessere Fürsorge für die geistlichen Bedürfnisse der Gläubigen und für die entstehenden kirchlichen Fragen zu tragen, sowie auch, um die Verbindung mit dem obersten Kirchenhaupte zu erleichtern, beabsichtigt Seine Heiligkeit, in Betracht des Rechtes der Reziprozität, bei Seiner Königlich preußischen Majestät einen Repräsentanten zu ernennen.

4.

Da der Heilige Stuhl stets an den heiligen Vorschriften festhält, welche die Unterwürfigkeit und den Gehorsam unter die gesetzliche Macht befehlen, so hat derselbe nie ermangelt, dem Klerus und dem Volke der verschiedenen Reiche die Erfüllung dieser heiligen Pflicht streng einzuschärfen. Auf den Grund dessen wird Seine Heiligkeit gern bereit sein, dasselbe auch in Zukunft im Königreich Preußen so oft zu tun, als die Umstände dies erheischen und Seine Majestät der König ein gerechtes Verlangen danach bezeugen wird.

5.

Sollte es sich ereignen, daß bei Gelegenheit der geistlichen Missionen, an Orten gemischter Bevölkerungen, aus Verstoß eines geistlichen Redners die öffentliche Ruhe zwischen Katholiken und Protestanten gestört würde, so wird die geistliche Ortsbehörde, nach näherer Erkenntnis des Falls, auf angemessene Weise Anstalten treffen, damit der Stoff öffentlicher Uneinigkeit sich nicht erneuere. Uebrigens ist es selbstverständlich, daß die weltliche Obrigkeit gleichfalls verhindere, daß ähnliche Ausschreitungen von seiten der Prediger des protestantischen Kultus ebensowenig vorfallen.

Rom, den 28. April 1854.

Wortgetreue Uebersetzung des Entwurfs der Präliminarartikel als Grundlage einer künftigen Konvention zwischen der preußischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle, betreffend die katholischen Kirchenverhältnisse in Preußen.

Art. 1.

Da im ganzen Königreiche Preußen die Unabhängigkeit der Kirche, mittels des Artikels 15 der Verfassung, anerkannt ist, so folgte daraus, daß die preußische Regierung gleichfalls anerkannte, daß die Erzbischöfe in ihren resp. Diözesen und Kirchenprovinzen, wie auch die

Bischöfe, jeder in seiner eignen Diözese, mit vollem Rechte die bischöfliche Jurisdiktion ausüben, die ihnen auf Grund der jetzt geltenden Kanones und der heutigen Disziplin der Kirche zukommt.

Art. 2.

Der Heilige Stuhl anerkennt dagegen seinerseits die Unabhängigkeit und das Recht des Staates in der Sphäre des letzteren, und wird sonach nicht erlauben, daß die geistlichen Autoritäten ihre Gewalt in Kirchensachen über die ihnen von den heiligen Satzungen vorgeschriebenen Grenzen ausdehnen.

Art. 3.

Infolgedessen wird der gegenseitige Verkehr der Bischöfe, des Klerus und der Gläubigen in geistlichen Sachen und in kirchlichen Angelegenheiten mit dem Heiligen Stuhle frei sein, wie gleichfalls frei sein wird der Verkehr des Bischofs mit ihrem resp. Klerus und den Gläubigen.[1])

Art. 4.

Demnach werden besonders die Bischöfe, kraft des im Art. 1 ausgesprochenen Grundsatzes, frei befugt sein:

a) Die kirchlichen Sachen, namentlich die Ehesachen, nach den Normen der heiligen Kanones und des Konzils von Trient zu entscheiden, die Geistlichen in Fällen kirchlicher Uebertretungen zu bestrafen und auch Zensuren gegen die Laien zu verhängen, vorbehaltlich jedoch des kanonischen Rekurses, wenn sie die heiligen Kanones übertreten;
b) Vikarien, Räte und Mitarbeiter bei der Leitung der Diözese zu bestellen;
c) Kleriker zu den heiligen Weihen zu befördern;
d) Kirchliche Pfründen zu erteilen, ingleichen auch, mittels des Konkurses, Pfarrstellen, in Gemäßheit des Konzils von Trient;
e) Provinzial- und Diözesansynoden zusammenzuberufen und abzuhalten.

Art. 5.

Die Regierung Seiner Königlich preußischen Majestät wird sich, sobald als möglich, mit dem Heiligen Stuhle verständigen, auf daß der Episkopat einen ihm gebührenden Anteil an der Leitung des religiösen und sittlichen Unterrichts, an der Wahl der Professoren und Lehrer sowie gleichfalls an der Verwaltung der diesen Unterricht betreffenden Angelegenheiten bekomme. Ebenso werden die Bischöfe in ihren eignen Diözesen Seminarien haben, nach Vorschrift des heiligen Konzils von Trient geordnet, wie solche bereits in der Bulle Pius VII. „De salute animarum" festgestellt wurden.

Art. 6.

Sollten sich Schwierigkeiten ergeben sowohl rücksichtlich der eben angedeuteten Punkte als auch in Ansehung andrer nach der Lehre der Kirche und ihrer gegenwärtig bestehenden Disziplin noch zu ordnenden Sachen, so wird Seine Majestät solche dem Heiligen Stuhle mitteilen, auf daß die aufgeworfenen Fragen nach den Regeln der Gerechtigkeit, der Disziplin der Kirche und mit möglichster Berücksichtigung der Lokalität beigelegt werden können.

Art. 7.

Der Heilige Stuhl willigt ein, daß die Angelegenheit der gemischten Ehen in sämtlichen Provinzen des Königreichs Preußen nach den von Pius VIII. heiligen Andenkens in dem Breve vom 25. März 1830 zunächst für die Kirchenprovinz Köln festgesetzten Normen und demgemäßen Instruktion des Kardinals Albani geordnet werde. Die Regierung

---

[1]) Der in der Urschrift dieses Artikels abgekürzte Ausdruck „populo" bedeutet in der Kirchensprache „populo de fedeli", d. h. die Gläubigen, die Herde.

ihrerseits verspricht dagegen, der vollen und genauen Beobachtung der in den vorbemerkten beiden Erlassen enthaltenen Vorschriften kein Hindernis in den Weg zu legen.

Art. 8.

Die Regierung Seiner Königlich preußischen Majestät verpflichtet sich, mit dem Heiligen Stuhle ohne Verzug sich dahin zu verständigen, auf daß, nach Anleitung der Bulle „De salute animarum“ von Pius VII., alles dasjenige geordnet und ausgeführt werde, was die Dotation der katholischen Kirche im Königreiche betrifft.

Art. 9.

Seine Majestät wird kein Hindernis jenen Jünglingen in den Weg legen, welche aus ihrem Reiche nach Rom kommen wollen, die heilige Theologie zu studieren und sich für den geistlichen Stand vorzubereiten. Und da solches der katholischen Religion in diesem Reiche sehr zuträglich sein wird, so bietet der Heilige Vater, soweit ihm seine Kräfte es gestatten werden, seine Mitwirkung an, auf daß in Rom in einem entsprechenden Lokale ein Nationalkollegium für preußische Priesterzöglinge, die von den resp. Landesbischöfen hierher gesandt worden, gegründet werden möge.

*

Rom (aus dem Vatikan), den 28. April 1854.

Schreiben des päpstlichen Geheimen Kämmerers Gustav Prinz zu Hohenlohe an den Minister Manteuffel, betreffend die Aufnahme des Staatsrats von Klindworth in Rom.

Eurer Exzellenz nehme ich mir die Ehre bei der Abreise des Herrn Staatsrats von Klindworth ein paar Worte zu schreiben, um Ihnen meine Verehrung zu bezeugen und zugleich zu sagen, wie sehr es uns hier gefreut, den Herrn Staatsrat wiederzusehen. Der Heilige Vater, Kardinal Antonelli und Monsignore Ferrari haben Herrn von Klindworth mit derselben Gnade und Wohlwollen empfangen wie bei seiner ersten Anwesenheit hier, und zwar in wiederholten und wichtigen Audienzen. — Seine Gesinnungen sind derart, daß ein dauernder Aufenthalt von ihm dahier sehr segensreich und wünschenswert sein möchte. — Ich erlaube mir ihn der Gnade Seiner Majestät und der weisen Fürsorge Eurer Exzellenz zu empfehlen.

Zu einem kirchenpolitischen Abschluß zwischen Rom und Berlin kam es aber vorläufig nicht, so daß die mühsame Verhandlung schließlich im Sande verlief.

Naturwissenschaftliche Forschung und Kultur

Von
Prof. Karl von Than (Budapest)

Die Bedingungen einer jeden höheren Kultur bilden bei allen Völkern ein bestimmter Grad der materiellen Wohlfahrt und die damit eng verbundene körperliche und moralische Gesundheit wenigstens der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung sowie ein reger Sinn für die Erhabenheit des Wahren, Schönen und Guten. Die Grundlage aller dieser vorteilhaften Eigenschaften ist aber die folgerichtige und vernünftige Denkweise der einzelnen, insbesondere der leitenden Individuen. Diese Denkweise ist wesentlich die Fähigkeit, die objektive Wahrheit möglichst sicher zu erkennen; d. h. das wahrhafte Wissen.

Faßt man die Grundlage der Kultur in diesem Sinne auf, so ist es von Interesse, näher zu untersuchen, worin dieses wahrhafte Wissen besteht und in welcher Weise man es sich zweckmäßig erwerben kann. Die allgemeine Geschichte der Zivilisation überhaupt sowie auch die Geschichte der einzelnen Wissenszweige bezeugen genügend, daß zufolge Mangels an objektiver Denkweise unter dem Einflusse vorgefaßter Meinungen und des Aberglaubens die Menschheit unzähligen Verirrungen und bedauernswerten Täuschungen unterworfen ist. In kultureller Beziehung ist es daher von großer Wichtigkeit, klarzustellen, was man im wahren Sinne des Wortes unter wirklichem Wissen oder streng wissenschaftlichem Denken versteht. Das wahrhafte Wissen besteht nicht in der bloßen Kenntnis der Tatsachen und der Ideen sowie ihrer gegenseitigen Beziehungen. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach besteht das wahre Wissen in der Fähigkeit, aus gegebenen, unzweifelhaft festgestellten Prämissen auf Grundlage obiger Kenntnisse die logischen Folgen mit Sicherheit im voraus zu bestimmen. Die gediegenste Form dieser Fähigkeit äußert sich in den Fällen, wo die Folgen nicht bloß in qualitativer, sondern auch in quantitativer Beziehung präzise bestimmt werden können. Dies ist zum Beispiel in sehr vielen Fällen in der Mathematik, in der Astronomie, der Mechanik und der mathematischen Physik tatsächlich möglich. Diese gediegenste Form der Denkweise kommt in den sogenannten geistigen (humanistischen, sozialen u. s. w.) Wissenschaften, also in der Geschichte und Philologie sowie in der Rechtswissenschaft, den politischen Wissenschaften u. s. w. weniger zum Vorschein, da die Folgerungen in diesen Wissenschaften wesentlich von qualitativer Beschaffenheit sind.

Die Urquelle des obengeschilderten Wissens respektive einer solchen Denkweise entspringt auf dem Gebiete der rein wissenschaftlichen Forschung, deren Aufgabe darin besteht, neue Wahrheiten zu ergründen. Ich bin der Ansicht, daß die wissenschaftliche Forschung der wichtigste Faktor des kulturellen Fortschrittes ist. In der Tat beweist die Erfahrung, daß jene Länder, in denen diese Art geistiger Tätigkeit am eifrigsten und erfolgreichsten gepflegt wird, sich

auch der blühendsten Kultur erfreuen. Abgesehen von dem Einflusse andrer wichtiger Faktoren, erlangen jene Länder diesen Vorteil nur zum Teil deshalb, weil die durch Forschung errungenen neuen Wahrheiten ihre Kultur unmittelbar fördern. Jene Vorteile aber verdanken sie hauptsächlich dem Umstande, daß in solchen Ländern, wo die wissenschaftliche Forschung nicht nur intensiv, sondern auch extensiv betrieben wird, die obencharakterisierte Denkweise in der Bevölkerung auch am meisten verbreitet und eingebürgert ist. Dadurch kommt eine verhältnismäßig große Anzahl der Mitglieder der Gesellschaft in die Lage, die Interessen des kulturellen Fortschritts auf den verschiedensten Gebieten der menschlichen Tätigkeit erfolgreich fördern zu können.

In den meisten zivilisierten Staaten besorgen die wissenschaftlichen Forschungen hauptsächlich die höheren Lehranstalten, also vornehmlich die Universitäten und die technischen sowie andre Hochschulen. An diesen Anstalten ist jene Tätigkeit in sehr zweckmäßiger Weise mit dem höheren Fachunterricht zumeist innig verbunden. Dies liegt nicht nur im Interesse des höheren Unterrichts selbst, sondern ist auch deshalb von großer Wichtigkeit, weil hierdurch die objektive Denkweise in obenerwähntem Sinne ausgiebig verbreitet und dadurch für die extensive Kultur bestens verwertet wird.

In den verschiedensten Ländern wird der Unterricht ausnahmslos als eine Staatsangelegenheit betrachtet und als solche durch ausführliche gesetzliche Verfügungen geregelt. Merkwürdigerweise findet man aber in diesen Gesetzen nirgends ausdrücklich betont, daß die wissenschaftliche Forschung selbst, welche die eigentliche Grundlage des höheren Unterrichts und daher der Kultur bildet, auch als eine Staatsangelegenheit angesehen würde. Dieser Umstand hat in vielen Ländern den bedauernswerten Nachteil, daß die in diesen Fragen nicht sehr bewanderte administrative Behörde die Dozenten der höheren Lehranstalten mit einseitigen, meistens überflüssigen Lasten des formalen Unterrichts und mit nebensächlichen administrativen Aufgaben überbürdet. Dies geschieht häufig in solchem Maße, daß den Dozenten die physische Möglichkeit benommen wird, sich ernstlich mit wissenschaftlichen Forschungen zu befassen. Dieses Verkennen der wahren Aufgabe der wissenschaftlichen Anstalten beeinflußt in sehr unvorteilhafter Weise nicht nur den Unterricht selbst, sondern hauptsächlich auch die intensive und extensive Verbreitung der höheren Kultur.

Nach dem Vorhergehenden erhebt sich nun die Frage, welche Wissenszweige es sind, die sich zur Verbreitung der objektiven Denkweise eignen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diesem Zwecke sehr verschiedenartige wissenschaftliche Studien entsprechen können, wenn diese auf den richtigen Bahnen und mit gehöriger Ausdauer betrieben werden. Da aber die intellektuelle Tätigkeit, namentlich wenn sie sich auf rein spekulativem Gebiete bewegt, erfahrungsgemäß unzähligen Verirrungen preisgegeben ist, so sind naturwissenschaftliche Studien vorzüglich dazu geeignet, zur objektiven Denkweise zu erziehen. Unter den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften sind es wieder hauptsächlich die experimentalen, also die Physik und heutzutage auch die Chemie, die dazu geeignet sind, da sie

an die quantitative, also exakte Denkweise am einfachsten und sichersten gewöhnen. Die Ueberlegenheit ihrer Methoden zur Erforschung der objektiven Wahrheit besteht darin, daß man die Folgerungen des Intellektes durch die objektiven Tatsachen des experimentellen Beweises in den meisten Fällen quantitativ, also in exakter Weise kontrollieren kann. So ist man in diesen Wissenszweigen relativ am besten vor Irrtümern geschützt. Sie bieten auch den außergewöhnlichen Vorteil, daß man bei ihrem praktischen Studium sich die objektive Beobachtung der Tatsachen am sichersten angewöhnt. Da die Ergebnisse der Bobachtung die Prämissen der logischen Folgerungen bilden, so ist es begreiflich, daß zur objektiven Denkweise eine unbefangene, durch Uebung erworbene Beobachtungsgabe das wichtigste Postulat ist.

Die exakten Naturgesetze sind eigentlich der verallgemeinerte Ausdruck der Beziehungen der Tatsachen und Ideen zueinander, und zwar solcher Tatsachen und Ideen, die durch präzise Beobachtungen und meistens durch messende Versuche vielseitig und objektiv kontrolliert worden sind. Hat man den Sinn dieser Gesetze richtig verstanden, so ist man in der Lage, durch ihre Anwendung auf konkrete Fälle Schlüsse zu ziehen, die der Wahrheit vollauf entsprechen und deren Richtigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. So drückt zum Beispiel das Boyle-Mariottesche Gasgesetz die Beziehung zwischen dem Volumen und dem Drucke der Gase in folgendem Satze aus: „Bei konstanter Temperatur ist der Druck einer Gasmenge dem Volumen verkehrt proportional." Gesetzt den Fall, daß eine Luftmenge gegeben ist, deren Volumen zwei Liter und deren Druck eine Atmosphäre bei 0 Grad Celsius beträgt. Ist nun die Frage zu beantworten: welches der Druck dieser Gasmenge sein wird, wenn sie bei 0 Grad Celsius auf ein Liter, also auf die Hälfte des ursprünglichen Volumens, zusammengepreßt wird, so kann man auf Grund des obigen Gesetzes mit der größten Sicherheit behaupten, daß der Druck des Gases in diesem Falle zwei Atmosphären betragen wird. Diese Voraussagung aus den gegebenen Prämissen hat deshalb eine zweifellose Sicherheit, weil man weiß, daß das obige Gesetz nicht aprioristisch abgeleitet worden ist, sondern einen durch die Erfahrung allseitig kontrollierten, auch rationell begründeten und allgemein gültigen Satz darstellt.

Die Vertrautheit mit der Anwendung der naturwissenschaftlichen Gesetze bewirkt, daß man sich die exakte Schlußweise in den verschiedensten Fragen des praktischen Lebens angewöhnt. Diese Angewöhnung bewahrt mehr oder weniger vor Annahme unsicherer Prämissen und daher vor Fehlschlüssen, erregt in unsicheren Fällen Zweifel und eifert an, nach anderweitigen Bürgschaften der Gewißheit zu forschen. Kurz, diese Gewohnheit schützt vor oberflächlicher Leichtgläubigkeit sehr wirksam, ist daher zur richtigen Beurteilung der Wahrheit von hervorragender praktischer Bedeutung. Da die Wahrheit mit dem Guten und Schönen in der innigsten Beziehung steht, so ist es selbstverständlich, daß die objektive Denkweise den ethischen und ästhetischen Sinn am vorteilhaftesten beeinflußt, ihn fördert und entwickelt.

Je allgemeiner der objektive Gedankengang bei einem Volke verbreitet ist,

um so entschiedener ist der Fortschritt seiner Kultur gesichert. Denn um so weniger können Aberglauben, Vorurteile und die damit zusammenhängenden falschen Ausgangspunkte und Fehlschlüsse die Aufklärung verzögern oder verhindern. Es ist, wie schon oben bemerkt, selbstverständlich, daß eine objektive Denkweise auf dem Gebiete andrer Wissenszweige ebenfalls erreichbar ist. Meiner Meinung nach führen aber die exakten Wissenschaften am kürzesten und mit Sicherheit zum Ziele. Da die naturwissenschaftliche Forschung die Verbreitung des exakten Gedankenganges bestens fördert, so besteht eine innige, ich möchte sagen unmittelbare Beziehung zwischen der Intensität der genannten Art wissenschaftlicher Forschung und der Entwicklung der modernen Kultur eines Volkes.

Um diese innige Beziehung gehörig zu würdigen, überlege man nur, welchen riesigen Aufschwung die wirtschaftliche Wohlfahrt der zivilisierten Staaten durch die vielfachen technischen Errungenschaften des abgelaufenen Jahrhunderts erfahren hat. Diese Errungenschaften beruhen auf der technischen Verwertung naturwissenschaftlicher Wahrheiten und Gesetze. Diese sind aber, in letzter Instanz hauptsächlich, Ergebnisse der exakten naturwissenschaftlichen Forschung. Um ein modernes Beispiel anzuführen, genügt es, daran zu erinnern, daß die Segnungen der Elektrotechnik, ihr Entstehen und Aufblühen, hauptsächlich den experimentalen, rein wissenschaftlichen Forschungen Faradays und seiner Zeitgenossen zu verdanken sind. Die großartigen Fortschritte der Heilkunde und der Hygiene sind vorwiegend den naturwissenschaftlichen Forschungen Pasteurs und seiner Mitarbeiter zuzuschreiben. Die Hebung der wirtschaftlichen Wohlfahrt und der öffentlichen Gesundheit haben durch Anwendung der Resultate dieser Forschungen die Menschheit von unsäglich vielem Elend befreit, zur Moralität und zu der altruistisch-humanen Auffassung der menschlichen Gesellschaft außerordentlich viel beigetragen.

Die Hauptbedeutung der exakten Naturforschung besteht aber in dem großen Umschwung, den diese in unsrer Weltanschauung hervorgebracht hat. Man denke nur an die Sätze von der Erhaltung und der Umwandlung der Energie von R. Mayer, H. Helmholtz und S. Carnot. Ferner an die Entdeckung der Spektralanalyse von Kirchhoff und Bunsen. Endlich an die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Radioaktivität und Ionisation. Betrachtet man die Ergebnisse derselben, so muß man einsehen, daß die naturwissenschaftliche Forschung auf unsre philosophische Weltanschauung und hiermit auf die Zivilisation den größten Einfluß ausgeübt hat. Dieser Einfluß hat sich schon bisher vielfach darin geäußert, daß die moderne Kultur die gewaltigen Schätze und Kräfte der Natur zum Wohle der Menschheit verwertet hat. Die neueste Richtung der Naturforschung verspricht, bisher ungeahnte Errungenschaften zutage zu fördern. Diese sind berufen, die gegenwärtigen Verhältnisse der Kultur zum Wohle auch der jetzt weniger begünstigten Schichten der Menschheit völlig umzugestalten. In dieser Beziehung haben die Naturwissenschaften respektive die exakte Naturforschung der humanen Richtung der Zivilisation die größten Dienste zu leisten.

Sehr lehrreich, ich möchte sagen beweisend für die unmittelbare Beziehung der naturwissenschaftlichen Forschung und der Kultur ist das Beispiel des Emporblühens des Deutschen Reiches. An den zahlreichen Universitäten, den technischen Hochschulen und sonstigen Anstalten dieses Reiches wird die reine naturwissenschaftliche Forschung mit unvergleichlichem Eifer und Erfolg gepflegt. An diesen Anstalten befassen sich mit dieser Art der exakten Forschung seit der segensreichen Initiative Liebigs in Gießen nicht nur die berufensten Meister, sondern eine sehr große Anzahl fortgeschrittener Schüler und Fachmänner. Diese machen sich so mit der eingangs geschilderten Denkart vollkommen vertraut. Diese Schüler und Fachmänner werden dann Vorstände beziehungsweise Mitarbeiter der zahlreichen, oft großartig organisierten wissenschaftlichen (militärischen, medizinischen, hygienischen, landwirtschaftlichen u. s. w.) industriellen Anstalten und Fabriken, welch letztere häufig mehrere tausend Arbeiter beschäftigen. An vielen dieser industriellen und sonstigen Anstalten sind spezielle wissenschaftliche Forschungslaboratorien eingerichtet, die zum großen Teile mit den Hochschulen in innigem geistigen Verkehr stehen. Hierdurch befruchten diese Anstalten nicht nur die praktische Tätigkeit mit neuen wissenschaftlichen Keimen, sondern sie sind neue Pflegestätten der objektiven Denkweise, wodurch diese in sehr ausgebreitete Schichten der Bevölkerung übertragen wird. In dem erstaunlichen Aufschwung der neueren deutschen Kultur spielt meiner Ueberzeugung nach diese innige Wechselbeziehung der naturwissenschaftlichen Forschung und der praktischen Tätigkeit eine sehr wichtige Rolle.

Ich glaube durch diese flüchtige Skizzierung dargelegt zu haben, daß die exakte naturwissenschaftliche Forschung mit der objektiven Denkweise eines namhaften Teiles der Bevölkerung und mit dem Grade der modernen Kultur derselben in innigem und unmittelbarem Zusammenhange steht. Ich bin sogar geneigt auszusprechen, daß den richtigen Maßstab der höheren Kultur eines Volkes im allgemeinen die Beschaffenheit und die Menge seiner wissenschaftlichen Produktion abgibt.

Ueber Friedrich des Großen letzte Revue in Schlesien 1785

Auszug aus dem Journal des Premierleutnant von Warnsdorff der kursächsischen Leib-Grenadier-Garde

In nachstehendem geben wir eine Zusammenstellung aus noch nicht veröffentlichten Berichten des Premierleutnants von Warnsdorff — späteren sächsischen Generals und Festungskommandanten, gestorben 1813 —, die dieser als Augenzeuge des letzten Manövers, das der große König abhielt, verfaßt hat. Friedrich der Große erließ nach jener Revue die bekannte scharf tadelnde Kabinettsorder an den General von Tauenzien. Auch behauptete man, daß eine starke

Erkältung, die er sich während dieser Feldübungen zugezogen hatte, den Anstoß zu dem Leiden gegeben habe, dem er im folgenden Jahre erlag.

Die Frische der Anschauung und die Unparteilichkeit des Urteils über den Zustand der damaligen preußischen Armee dürften nicht ohne allgemeines Interesse sein. Die das rein Militärische und das Exerzieren berührenden Abschnitte des Journals sind weggelassen worden. Um jedoch die Unmittelbarkeit der Darstellung und ihre Wirkung nicht zu beeinträchtigen, wurden bei Abfassung dieses Auszuges Schreibweise und Orthographie des Verfassers genau beibehalten.

Vorläufiger kurtzer Bericht von der Schlesischen Revue 1785.

Den 18. August früh um 9 Uhr standen alle schlesischen Infanterie Regimenter aufs Properste ajustirt, desgleichen auch das Garnison-Regiment von Könitz am linken Flügel des Lagers.

Sr. Excellenz der commandirende General von Tauenzien ließen eine Colonne nach der andern en parade bey sich vorbei marchiren und Regimenterweise ins Lager einrücken.

Sämmtliche Cavallerie hatte Ordre allererst den zwanzigsten, als am Tage der Ankunft Sr. Königl. Majestät, ins Lager, und die Husaren in ihre Cantonementsquartiere einzurücken. Der General von Tauenzien campirte in seinem Regimente, so wie alle Generals hinter ihren Brigaden.

Nach Einrückung ins Lager wurde Parole und Befehl von des commandirenden Generals Zelt ausgegeben, welchen der alte 76jährige Mann allemahl selbst dictirte. Das Lager war nicht als Parade Lager, daß heißt mit Compagnie-Gassen, sondern als Campagne-Lager aufgeschlagen, nähmlich in 3 Linien Zelter, nach den 3 Gliedern, 6 Mann in einem Zelt.

Die fremden Officiers waren in die vom Hauptquartier Gross Tintz nächstgelegenen Orte einquartiert. Einigen rußischen Officiers hat der König die Erlaubnis verweigert, desgleichen schlug er es auch einen Pfältzischen Officier, einem Baron von Scheuerl ab, welcher schon in Breslau war. Den Hertzog von Jork (England) hatte der König befohlen aufs neue Schloß im Hauptquartier zu legen, den Printz von Waimar (Chursachsen) aufs alte, und für sich selbst hatte er ein elendes Bauernhauß genommen, wo weiter nichts zurecht gemacht wurde, als ein Kamin in die Stube, und die Mistgrube vor dem Hause mit Sand ausgefüllt, damit die Parole da ausgegeben werden konnte.

Der König pflegte für ein solches Quartier 100 Thaler ins Hauß zu schenken; wenn er aber auf einem Herrnhofe liegt, ein Präsent, als ohngefähr eine tabatière oder irgend so etwas zurück zu lassen.

Den Neunzehnten früh wurde exerzirt nach beiliegender Disposition. Der General Tauenzien ließen alle 29 Bataillons in einem Treffen viele tausend Schritt avanciren und retiriren. Eine Sache, die man im Ernst wohl niemals, und im Spaß wohl selten zu sehen bekommen wird. Es war eine unübersehbare Linie und die Colonne brauchte allein von der Zeit, daß der erste Zug ins allignement einschwenkte, über anderthalb Stunden. Beim linken Flügel ging

es nicht sonderlich, wenn es anders besser gehen kann, — 29 preußische Bataillons zum erstenmal in einer solchen großen Linie auf einem Terrain mit Grädens durchschnitten, und durch die dicksten Gewände von Weizen, Gersten und Haber durch, — und die ganze direction vom rechten Flügel.

Nachdem rückte die Cavallerie ins Lager. Der König hatte geschrieben, daß sie auf seine Ankunft nicht warten solle, sich im exerciren nicht stören lassen, wenn er käme. Die neue Mannschaft und Fahnjunkers solle man ihm ins Hauptquartier bringen. Schon waren die ersten derselben ins Hauptquartier, als der Wagen des Königs kam, der König selbst aber hatte sich vor dem Dorfe aufs Pferd gesetzt und war gerade nach dem Lager geritten, wo er Spezial-Revue abhielt. Den einundzwanzigsten Sonntags, ließ der König die Cavallerie nach beygefügter Disposition maneuvriren und dann bey sich vorbey marchiren. Die Infanterie hatte Ruhe-Tag, aber Kirche und Betstunde hatte sie nicht.

Gleich zum Anfang des Exercirens am Vierundzwanzigsten fing es stark an zu regnen und dauerte die ganze Zeit fort. Der König ließ sich im geringsten nicht stören. Alles vom Anfange bis zum Ende wurde ausgeführt, und mit so vieler Pünktlichkeit und Ordnung, als wenn es das schönste Wetter gewesen wäre. Nach meiner Meinung machte es die Armee diesen Tag am Besten. Es war Schade, daß Viele von denen beurtheilenden Fremden vom Wetter abgehalten wurden es zu bemerken. Der alte Monarch zeigte sich da wie der jüngste Officier. Man sollte sagen: der Mann sey Feuer- und Wasserfest. Er blieb wie er war. Nichts weniger als zu einem kalten Regen angezogen, nahm er weder Ueberrock noch Mantel, und blieb immer thätig, gleichsam als schien er es nicht zu bemerken, daß es regne. Andre mußten diesem vornehmen Beispiel folgen, — und eines Herzog von Jork und eines Marquis de la Fayette schön bordirte Uniforms wurden so wie wenig schönere dem Wetter Preis gegeben. Es regnete so, daß vom Bataillon kaum drei Gewehre los gingen, und endlich gar keins mehr; es wurde aber dennoch immer fort chargirt und exercirt. Warum der König nicht die Regendeckel aufmachen ließ, weiß ich nicht, da sie doch jeder Mann bei sich hatte, wie immerwährend an der Seite der Patrontasche befestiget.

Von Cavallerie war nur eine Avant-Garde untern Commando des ältesten Obristen von Zittwitz, von dem man sagte: von diesem Tage hinge es ab, ob ihn der König zum Teufel jagen oder ein Regiment geben würde, zum Glück ist das Letzte wahr worden, denn er hat das vacante Pomeiski'sche Dragoner Regiment bekommen.

Zur Tafel beim König wurden von Fremden gezogen, der Herzog von Jork, der in seiner Suite seiende Gen. Lieut. Lord Cornwallis, der Marquis de la Fayette, und unser Prinz von Weimar. Diese haben nachher täglich beim König gespeiset. Den ersten Tag wurde ein pohlnischer General Lubowizki, der auch die Erlaubniß hatte da zu sein, und schön chamerirt, mit den pohlnischen Orden und großen Federhut und Stutz da stand, zum König eingeladen, bald darauf aber ward es ihm wieder abgesagt, — der Läufer habe ihn für den Prinz von Waimar angesehen.

Ueberhaupt hat der König diesmal für die, die sich's viel haben kosten lassen, äußerst wenig fürs Geld gemacht. Vielleicht waren just die vielen Fremden daran Schuld, wie einige meinten.

Vielleicht auch sein esprit œconomique, daß er sich nicht weit ausdehnen wollte, um nicht mehrere so herrlich stehende Fluhren zu verwüsten. Vielleicht auch seine schwache Gesundheit und übler Humor, was man ihm schuld gibt. Von dem ersteren hab ich keinen Beweis, als daß er nicht so fleißig recognosciren ritt, als vor einem Jahre, allein da er kein groß Mannövre machen wollte, so hatte er es auch nicht nöthig. Uebrigens sein Ansehn und seine Thätigkeit ist die nämliche.

Als Beweise seines üblen Humors wollte man ansehen: Seine große Unzufriedenheit mit der Infanterie im Ganzen und dann, daß er einen Obristen von Latorf vom Anhaltschen Regiment, den Major von Arick vom Regiment Erlach und Commandeur eines Gren. Bataillons und einige Capitains in Arrest schickte; die Herrens müssen mit zum Exerciren ausrücken und wenn sie ins Lager eingerückt sind, werden ihre Degens wieder zum König gebracht. So marchiren sie nach ihren Garnisons, und sitzen die vom König bestimmte Zeit.

Was hatten denn die Herren verbrochen? Der Major Arick hatte, nachdem den ersten Tag alles schon vorbey und ins Lager eingerückt wurde, nicht gehörige Intervalle mit seinem vormarschierenden Bataillon, und der König kam von hinten der Colonne nach.

Der Obriste Latorf hatte beim Feuern der überspringenden Bataillons vorgeschossen, und die Capitains hatten ihre Züge nicht in Ordnung. Als Ursache warum der König einige Jahre her, seine Unzufriedenheit über die Infanterie blicken lasse, sey, wie man mir angiebt, weil er haben wolle, daß der alte Tauenzien das Inspectorat niederlegen soll.

Hingegen die Cavallerie, die bei weiten nicht so stolz auf ihren Inspekteur, den General v. Bohlen ist, bestand gut. Der General Lieutenant v. Dallwig bekam den schwarzen Adler Orden, den er längst verdient haben soll. Nur Prinz Würtenberg Husaren Regiment hatte die Unannehmlichkeit einen Einschub zu erdulten.

Ein Rittmeister vom Regiment bat um seine Dimmission und Versorgung. Der König gewährte sie ihm. Die Escadron gab er einem gewissen Rittmeister v. Usedom, einem jungen Menschen, der noch nicht so viel Jahre alt seyn soll, als der, an dem die Escadron steht, der Rittmeister Dudrossel. Der König hat im Kriege 78 diesen jungen Usedom sogleich vom Cornet zum Rittmeister gemacht u. ihm eine Escadron versprochen, weil er sich bey gewissen Gelegenheiten vorgethan. Der Prinz v. Würtenberg, höchst empfindlich über diesen Einschub, schrieb sogleich an den König u. bat ihn, daß wenn er mit ihm unzufrieden sey, er es ihm, u. nicht dem Regimente entgelten lassen möge; der Prinz konnte um desto mehr Ursache haben es zu glauben, da den Tag zuvor sein Regiment durch seinen Fehler eine schlechte attaque machte.

Der Prinz hat ein kurzes Gesicht, er glaubte in der attaque den aus-

gesetzten Allignemens Punkten und dem Könige näher zu seyn, als er war, und commandirte Halt. Der Obriste Goltz wollte es redressiren, commandirte March-March, der Prinz desgleichen, allein die attaque fiel doch bey weiten nicht so gut aus, als die aller anderen Regimenter.

Der König antwortete dem Prinzen mit vieler Freundlichkeit, es thäte ihm leid, daß der Prinz seine gute Absicht so verkenne, er hätte just geglaubt einen Dank von ihm zu verdienen, daß er ihm einen jungen, fähigen u. raschen Officier ins Regiment gegeben, da er schon alte habe. Er sey keineswegs mit ihm unzufrieden, sondern wünsche, daß er mit so vielem Eifer u. Fleiß fortdienen möge. Der Rittmeister Dudrossel müsse sich gedulden.

Der Prinz that alles mögliche; der Rittmeister Dudrossel mußte sich auch noch den letzten Tag am Wagen stellen, als der König sich einsetzte, um ihn selbst nochmals zu bitten, allein es blieb bey dem Bescheid:

„Ich hab's schon gesagt, er muß Gedult haben."

Ueberhaupt ist nichts gewöhnlicher, als auf den alten König schimpfen u. schmälen zu hören. Nichts macht er Recht, u. wie man sich's so erzählen läßt, so scheint es auch so; allein die Ursach, daß es uns so scheint, mag wohl seyn, weil man die Sache nur immer einseitig hört, und sich der alte König nicht die Mühe nimmt, wegen des, was er thut, sich gegen uns zu rechtfertigen. Die mehresten Fremden werden diesmahl wohl auch unzufrieden mit ihm weggegangen seyn. Dem hat er zu wenig militärische Kunststücke gezeigt, wo sich Ausländer, bei dem Gedanken einer preußischen Revue noch Wunderdinge hinzuträumen. Jenem ist er nicht höflich genug gewesen, weil er mit keinem Fremden gesprochen. Nur mit dem Hertzog von Jork im Vorbeygehen, u. mit dem Marquis de la Fayette viel bey der Tafel. Ich vermeide hier alle weither gesuchte Grübeleyen, warum das u. warum jenes. Ich denke ganz plan von der Sache, er hat sich nicht incommodiren wollen, er hat wie es dem König eigen ist, gut sprechen, oder gar nicht sprechen wollen, oder es auch auf die letzt versparen wollen, vermuthend, daß alles mit nach Breslau gehe, wo er mehr Zeit dazu haben werde. Wie machte er es nicht vor einem Jahr mit unserm Grafen Brühl? Er sprach während der Neisser manneuvres kein Wort mit ihm; nur erst den vorletzten Tag im Breslauer Lager. Allein da auch desto mehr u. desto artiger.

Auch selbst das Locale war diesmal nicht schicklich, daß der König mit Fremden sprechen konnte. Der Bauern-Hof war eng, u. die fremden Officiers allemal in einer gewissen Entfernung von den Creyßen, wo die Parole ausgegeben wurde, so daß der König entweder einen weiten Weg zu ihnen hingehen, oder ihnen hätte winken müssen.

Warum ich mich hirbey so lange aufgehalten, ist, weil ich weiß, wie gerne man sich bei diesem Punct aufhält u. die ersten Fragen immer sind: dem König sind Sie doch vorgestellt worden? Was hat er gesprochen? Wie hat er Sie aufgenommen? Gegen den hat er sich wohl außerordentlich gnädig bezeigt? Der hat doch wohl mit dem König gespeist?

Wenn ich das alles nun mit einem kahlen Nein beantwortete, so würde mein Bericht für manchen wenig befriedigend seyn.

Beurteilungen nach meinen wenigen Einsichten u. Anmerkungen über das eigentliche Militärische handwerksmäßig genommen, lassen sich besser mündlich als schriftlich mittheilen, theils weil man sich leicht in den Verdacht setzet, als traue man sich selbst eines unfehlbaren Urtheils zu, was doch oftmals nichts ist, als unmaßgebliche Meinung, theils weil es die Kürtze der Zeit nicht erlaubt, denen Bemerkungen schriftlich die nötige Weitläuftigkeit zur Deutlichkeit zu geben.

Also nur so etwas:

Ohneractet die Infanterie den Zorn des größten Feldherrn auf sich gezogen, so glaube ich doch, sie ist gut u. in schöner Ordnung. Einen Sachsen fällt es freylich schwer, wenn er von Ordnung spricht, die preußische mit der sächsischen in Vergleichung zu setzen. Ordnung aber bleibt es immer, nur daß die sächsische den Beynahmen der pünktlichen, manchmal auch der peinlichen, die preußische aber der nöthigen verdient. Aus diesem Grunde ist ihre Richtung nicht accurater, aber schneller, u. dadurch besser. Der Richt-Major reitet ein Bataillon in der Richtung ab u. wenn ein Mann einen Zoll vor oder zurück steht, reitet er deswegen nicht zum zweiten Male, wird auch deswegen nicht geschrien; hier ist es, deucht mich gleich, wo unsere accuratesse zum Fehler wird. Die Sachsen marchiren künstlich schöner; die Preußen natürlicher besser. Der Sachse muß in seiner erzwungenen Positur scharf rechts sehend, Knie steif, Spitzen runter, marchiren, der Preuße marchirt mit dem Kopf gerad aus, krummen Knien, hackt mit den Absätzen, kommt aber vom Flecke. Hingegen ist unsre Theorie des en Front marchirens systemathisch richtiger.

Für einen Soldaten ist nichts schädlicher als Ruhe oder sogenanntes eingezogenes Leben. Aus Ruhe wird Schläfrigkeit, Faulheit, Krankheit, ein eingezogenes Leben lernt ihm vielleicht an gewissen, sonst an sich guten Beschäftigungen Geschmack finden, und darüber sein metier gering schätzen, vernachlässigen, vergessen. Jede Stunde thut ihm leid, die er nach seinen Gedanken nützlicher hätte anwenden können, als beim exerciren. In seine Stube verliebt, über Büchern vertieft, an seiner Drechselbank angeheftet, verdrüßt es ihn auszugehen, ist zu commode sich anzuziehen, hält sich über Eitelkeit u. Thorheit der Welt auf u. flieht das gesellschaftliche Leben. Und doch ist keinem Stande mehr nöthiger, als dem Soldaten-Stande Kenntniß des gesellschaftlichen Lebens zu haben; denn kein Stand geht mehr mit Menschen um als dieser. Ein Gelehrter mag noch so duckmäusrig da stehen, man weiß er ist mehr mit Büchern umgegangen u. schätzt seine Gelehrsamkeit; allein ein Officier, der sich nicht mit Niederen u. Höheren verschiedentlich u. anständig zu betragen weiß, verliert an seinem Wert, so viel er immer gelesen hat.

Hat es also nicht seinen großen Nutzen, daß preußische Officiers in täglicher Bewegung gehalten werden? Sie müssen täglich auf Parade probemäßig erscheinen. Der Parade Platz ist die militärische Börse. Der Kaufmann geht täglich auf die seinige, wenn ihn auch nicht das Gewerbe hinjagt, allein er sieht u. hört.

Ist es denn in unserm Handwerk was anders?

Das Exerciren hört bey den Preußen das gantze Jahr nicht auf. Sie exerciren wöchentlich einigemahl. Zu Wach-Paraden, Kirch-Paraden, Geld-Paraden. Gemeinen u. Officiers wird es zur andern Natur. Im Frühjahr darf nicht erst befohlen werden, daß die Herren Officiers sich das Reglement bekannt machen sollen u. gewohnt ans commandiren werden sie auch weniger heißer.

Der Commendant ist im Preußischen zu Fuß vor seinem Bataillon, das gefällt unsern Herrn Stabs-Officiers nicht; hinter dem Bataillon auf dem Pferde sitzend ist freylich bequemer. Aber welches ist zweckmäßiger, welches nützlicher? Zu Fuß, jedem Manne im Gesichte, sein Bataillon dem Feinde entgegen führen, u. der erste seyn, deucht mir macht Muth u. giebt ein gut Exempel, mehr als noch so viel Schreyen hinterm Bataillon. Wer weiß ob das im Lärmen einer Bataille ein jeder mehr hören kann, aber jenes kann ein jeder sehen u. folgen. Ein Commendant hat auch nicht nöthig immer während zu Fuß zu seyn, nur wenn er sein Bataillon seinem Herrn vorführt oder es en Front den Feind entgegen führt oder es im Exerciren vorstellt.

Ich bin weit entfernt alles zu loben, was Preußisch ist, u. eben so wenig geneigt unser Militaer gegen das Preußische herab zu setzen, vielmehr bin ich vergnügt u. stoltz ein sächsischer Soldat zu seyn. Ich fühle gantz die Vorzüge, die ein jedes Individuum unseres Dienstes genüßet u. die innere Güte unserer Truppen; die Treue u. den guten Willen des gemeinen Mannes, den Fleiß u. Eifer des Officiers, die Artigkeit u. Freundschaft des Staabs-Officiers, die Kenntnisse und Betriebsamkeit unserer Generals, wodurch wir in vielen Stücken jene große Exempel Armee fast übertreffen, u. sie uns selbst den Vorzug einräumen, u. dann die wohlthätige väterliche Vorsorge unsers Landesherrn. Gewiß, ich würde bei den vorteilhaftesten Bedingungen mit keinem Dienste der Welt tauschen. Bey alle dem aber sey mir auch erlaubt, als ein Unpartheiischer zu sagen, was ich mir aus jenem Dienst in den unsrigen wünsche. Zum Theil hab ich es schon gethan u. es wird auch immer nur zum Theil bleiben, weil es nichts Gantzes werden soll u. kann.

Vor allen Dingen wünscht' ich den Esprit militaire in unserer Armée, der dort so gantz herrscht.

Es artet manchmal in Windbeuteley aus. Das räume ich ein, aber selbst diese Windbeuteley ist gewiß dem Dienste des Königs zuträglicher, als unsere Bescheidenheit u. Unzuversichtlichkeit zu uns selbst.

Dieser Esprit militaire ist auch nicht das Werk eines Mannes, u. — wenn's der General aller Generale wäre, — sondern das Werk der Zeit, des Glücks der Waffen u. des Landesherrn. Dieser muß selbst, kann er es nicht in der That, wenigstens scheinbar Soldat seyn, muß diesen Stand zum ersten im Staate machen; denn so lange er nur ein Nebenwerk bleibt, so hält sich der Mensch nicht glücklich u. strebt nach dem, was geehrter, einträglicher u. besser scheint.

Ich vergesse nicht, wie ich den preußischen Minister v. Hoym — u. das ist

deucht mich ein ziemlich vollwichtiger Minister, gleichsam ein Vice König von Schlesien, im Hauptquartiere, wo er sich ebenfalls in einem Bauern Hauße einquartirt halten mußte, wie ich diesen würdigen Minister bey Ausgebung der Parole, in einiger Entfernung u. Acht habend jeden Officier Platz zu machen, wohl angezogen u. entblößten Hauptes stehen gesehen habe, u. wie er, da ihm die Sonne zu sehr brannte, in eine Stall-Thüre hinter die Wache sich stellte. Jeder Fähnrich und Cornet glaub ich dünkte sich da so viel als ein Minister.

Das Gesagte war in Ansehung der Ehre; nun in Ansehung der Einträglichkeit. Ein General Lieutenant v. Tauenzien hat eignes Vermögens nicht einen rothen Heller gehabt, ist mit seinem 23ten Jahre noch Fahnjunker gewesen, u. jetzt als ein Mann von 76 Jahren schätzt man ihn auf dreymal hundert tausend Thaler, ein sich mit guten Gewissen im Dienst erworbenes Vermögen. Er steht sich jährlich auf einige zwanzig tausend Thaler.

Zu diesem großen Beyspiel giebt es kleinere genung, daß Leute in diesem Dienste ihre Vermögens Umstände erhöht u. verbessert haben. Und daß macht allerdings auch diesen Stand schätzbar.

Und dann das große Beyspiel eines Königs selbst u. so vieler großen Printzen, die nicht nur Soldaten Kleidung tragen, sondern ihre Ehre darin setzen, es auch in aller Bedeutung zu seyn. Ein Hertzog von Braunschweig dünkt sich mehr ein preußischer General Lieutenant als ein Hertzog zu seyn. So etwas u. viel dergleichen trägt freylich nicht wenig zum Esprit militaire bey. Und eine hohe Meinung von sich, ein festes Zutrauen trägt wiederum zum Siege viel bey. Es ist ein gantz andres Ding mit einer Armee, welche vom Mousquetier bis zum General denkt: Wir gehen, um zu schlagen, — u. hingegen mit einer anderen, welche zwischen Furcht u. Hoffnung schwebt u. ehedem glaubt geschlagen zu werden.

Bis auf das Land-Volck erstreckt sich der Esprit militaire, welches ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, da ich mit dem Tauenzienschen Regimente in u. aus dem Lager marchirt u. cantonirt habe. Der Bauer sieht den Soldaten nicht wie den Abschaum, der bloß zum Soldaten gut genung ist, an, sondern weil alles auch von ihm dienen muß, so sieht er sie als Leute, die zu ihm gehören an, u. sagt: was ich Euch thue, thut ein anderer meinen Kindern u. Verwandten auch. Und so habe ich gesehen, daß 60 Mann in einen Bauerns Hof gekommen sind u. alle mit Butter u. Brod u. Brandwein bewillkommt u. zu Mittage reichlich mit Fleisch u. Zugemüse bewirthet worden sind. Da der Bauernstand in Schlesien nicht so begütert als in Sachsen seyn soll, so weiß ich diese Gast Freyheit nichts anders als dem Esprit militaire auch unterm Land-Volcke zu zuschreiben.

Man schreyt so sehr die Unsicherheit u. Unruhe der preußischen Soldaten aus u. das Ueble des Dienstes, der immer wie ein Feind im Soldaten-Leben ist; aber auch darinnen hab' ich etwas guts für den Dienst bemerkt, es macht gute aufmerksame Officiers u. Unter-Officiers. Sie sind in ihrem Quartier stets so, als wenn sie einen feindlichen Ueberfall zu befürchten hätten u. dürfen sich,

wenn sie eingerückt sind, nicht der Faulheit u. Sorglosigkeit überlassen. Ein preußisches March u. Cantonnements-Quartier ist in Wahrheit instructiv.

Was die Capitains anlangt, so stehen sie sich gantz gut u. lassen es auch den gemeinen Mann wieder mit genüssen, denn jeder Capitain gab seiner Compagnie während des Lagers frey Fleisch, Zugemüse, Brodt, Puder, Thon u. Kreide u. auch etwas gewisses Bier. Was doch jedem über 50 Thaler zu stehen kam. Jeder Compagnie Inhaber giebt seinen Officiers von der Compagnie den Tisch. Das ist Herkommens, so auch in Campagne, wo der König etwas drauf gut thut.

Der Printz von Hohenlohe,[1]) Obrister u. Commendant des Tauenzienschen Regiments, verwendet viel ins Regiment u. ist ein Herr von militärischen, körperlichen u. geistigen Eigenschaften u. dient mit vieler application u. passion, so daß er deshalb vom König sehr geschätzt wird. Nur eins zu gedenken. Er hat aus jeder Compagnie 12 Mann von Treue, Lust u. Geschicklichkeit ausgesucht u. sie zu Scharfschützen gemacht. Hat sie selbst mit eigenen schönen gezogenen Büchsen armirt, läßt sie alle Frühjahre auf seine Kosten exerciren u. theilt Premien unter sie aus, damit sie im ersten nöthigen Falle u. der ist bey jeder Eröffnung einer Campagne gegen Oesterreich, gleich zur Hand sind.

Sie bleiben als Mousquetiere im Regiment. Anno 78 hat sich das Regiment deren schon mit vielen Nutzen bedient. Der König weiß es u. es hat seinen Beyfall gehabt.

Es ist auffallend, wenn man sagt, der gemeine Soldat steht sich bey den Preußen besser als bey den Sachsen. Und doch ist's nicht anders. Er kann sich mehr verdienen; denn er kann ungestört eine Handthierung treiben, welche er will; hat er viel gelernt, so kann er viel verdienen, hat er Lust zur Arbeit, so fehlt's ihm nicht daran; denn es ist einmahl Mode worden, daß Soldaten zu allen gebraucht werden. Auch ist arbeiten da keine Schande. Der Soldat darf in seiner Montirung Holtz spalten. Kommt ein Rekrute u. er weiß gar nichts, womit er sich was verdienen könne, so wird ihm hurtig was gelernt. Der Capitain sorgt dafür. In Breslau ist das gewöhnlichste, was einem solchen Ignoranten gelehrt wird: hölzerne Pfeifen zu machen. Und sie befinden sich wohl dabey.

Hat ein Soldat Geschicklichkeit u. ist er von geprüfter Ehrlichkeit, so bekleidet er auch öffentliche Stellen. Unser vor einigen Jahren verabschiedeter Grenadier Rindfleisch, der jetzt beim Tauenzien'schen Regiment steht, macht bei der Commödie den Cassirer, giebt die Billets aus; ein anderer Soldat nimmt sie ein. In Dreßden müssen die Art Leute schon einen italienischen Nahmen haben.

So ist es im preußischen Staat in allen Stücken, wo man hin sieht, siehet man, daß die andern Stände dem Soldatenstande die Hände reichen u. sich immer aufs genauste mit ihm verbinden.

Alles zielt dahin ab, alles giebt zu erkennen, daß Preußen der erste mili-

[1]) Der spätere Oberbefehlshaber im Feldzuge 1806.

tärische Staat sey u. daß die Innwohner desselben eben so glücklich, wo nicht glücklicher, als in anderen sind. Durch den Soldatenstand ist es Monarchie worden u. so lange dieser da auf dem guten festen Fuße bleibt u. so lange es einen Herrn hat, der Soldat ist, wird es, trotz seiner mächtigen Nachbarn, teutsche Monarchie bleiben und die erste werden.

Die Einwirkung der Energieformen auf den lebenden Organismus

Von

Dr. Schert

I

Wir stehen heutzutage im Sternbilde der Energetik. Dieser Brennpunkt, um den sich die physikalisch-chemischen Forschungen konzentrieren, sendet seine helleuchtenden Strahlen nicht nur in die dunkeln Schachte philosophischer Deduktionen, sondern wirkt zugleich klärend auf die Normen der therapeutischen Vorschriften, die vom Arzte praktisch verordnet werden, um die Störungen des pathologischen Zellenchemismus im menschlichen Organismus mit Erfolg zu bekämpfen.

Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß ein und dieselbe Energieform sowohl heilend als auch schädigend auf die Zellenlaboratorien im Körper einwirken kann, es wird stets neben der Widerstandskraft (Resistenzfähigkeit) der einzelnen Zellen die Art und Weise der Anwendung zu berücksichtigen sein.

So wissen wir, daß nach einer Eisenbahnkollision Passagiere und Beamtenpersonal häufig von einer bestimmten Nervenkrankheit befallen werden, deren Symptome auf die gewaltige Anwendung mechanischer Energie, auf eine Erschütterung bestimmter Nervenzellen zurückzuführen sind. Es liegt auf der Hand, daß durch den immensen Anprall die Moleküle, aus denen die Nervenzellen zusammengesetzt sind, sich in ihrer Lagerung verschieben werden und daß durch eine solche Umlagerung die chemischen Prozesse, welche die einzelnen Zellen zu bewältigen haben, in ihrer Abwicklung gestört werden.

Die physikalische Beschaffenheit der Zelle steht mit den chemischen Umsetzungen, die im Innern der Zelle verlaufen, im engsten Zusammenhange, und es ist einleuchtend, daß Zirkulationsstörungen und Schwellung der Gewebe unter diesen Verhältnissen zu dem Symptomenkomplex führen können, der uns unter dem Bilde der traumatischen Neurose vor Augen geführt wird. Da unter diesen Erscheinungen der Schmerz eine hervorragende Rolle spielt, so ist auch hier wieder der Beweis geliefert, daß wir mit einer nervösen Affektion zu rechnen haben. Ohne Nerven verspüren wir keinen Schmerz, die Nervenzellen sind die Vermittler der Schmerzempfindung.

Anderseits ist allbekannt, daß durch die rationelle Anwendung mechanischer Energie, nämlich durch Gebrauch der Massage oder durch Vibration, Schmerzen gelindert werden können und die Krankheit der Heilung zugeführt wird.

Dasselbe Prinzip in der Art der Anwendung einer bestimmten Energieform beobachten wir bei dem Gebrauch andrer Energieformen. Jeder Laie weiß beispielsweise, welchen Einfluß die verschiedenen Temperaturgrade, sowohl unter normalen, als auch unter pathologischen Verhältnissen, auf den menschlichen Organismus ausüben. Kälte und Wärme können beide schädigend oder heilend wirken, und in analoger Weise können die elektrische Energie, die radioaktive Energie und die andern Formen, die in der physikalischen Therapie als Heilfaktoren anerkannt werden, einwirken.

Es muß in erster Linie, wenn ein Einfluß auf die Zellen stattfinden soll, die physikalische und chemische Beschaffenheit der Zelle auf die Einwirkung der betreffenden Energieform reagieren, die Zelle muß der bestimmten Energieform Angriffspunkte darbieten, wenn ein Erfolg erzielt werden soll.

In dieser Richtung haben neue Forschungen erwiesen, daß die Endigungen des Sehnerven in verschiedener Weise gegen die Einwirkung der Lichtstrahlen reagieren. Die Endigungen des Sehnerven im Augenhintergrunde stellen besondere nervöse Apparate dar, die sich durch ihre Form unterscheiden. Unmittelbar neben den „Stäbchen", die palisadenartig aufgebaut sind, reihen sich die „Zapfen" an; diese beiden nervösen Gebilde sind die Endigungen des Sehnerven in der Netzhaut.

Wiewohl dieselben alle von derselben chemischen Beschaffenheit sind, reagieren sie nicht gleichartig gegen Lichtstrahlen, denn es ist konstatiert, daß die Stäbchen nur den Unterschied von hell und dunkel empfinden, während die Zäpfchen auf die Farbenunterschiede reagieren. Wir müssen diese Differenz auf die verschiedenen Formverhältnisse zurückleiten, mit denen selbstverständlich eine verschiedene Anordnung der Moleküle verbunden ist, und auch hier wieder ist der drastische Beweis geliefert, daß jede Nervenzelle auf die Einwirkung einer besonderen Energieform zugeschnitten sein muß, wenn eine Reaktion erfolgen soll. Diese Entdeckung hat außerdem eine praktische Seite, denn es wird dadurch die Farbenblindheit, an der einzelne Menschen leiden, in einfacher Weise erklärt. In diesem Falle sind die Zapfen mangelhaft entwickelt oder fehlen ganz.

II

Bekanntlich kann sowohl die elektrische Energie als auch die mechanische Energie in Licht und Wärme umgesetzt werden, dasselbe Prinzip erkennen wir bei der chemischen Energie, auch die Dynamik, die durch elektrische Energie erzeugt wird, sowie die elektromagnetischen Kraftlinien stellen beachtenswerte Umformungen dar.

Bevor wir jedoch auf die Wirkungsweise der elektromagnetischen Energie näher eingehen, scheint es angeraten, den Einfluß der chemischen Energie auf die verschiedenen Zellenstaaten im Organismus zu beleuchten.

Es liegt auf der Hand, daß unsre Arzneimittellehre in ihrer innersten Anwendung auf chemische Affinitätsgesetze zurückzuführen ist.

Der Unterschied in der chemischen Beschaffenheit der verschiedenen Zellensysteme ist für die Bestreitung des Zellenchemismus im Organismus von großer Bedeutung. Dem Prinzip der selektiven Zellenfunktion gemäß suchen die Zellen die anorganischen Substanzen heraus, die sie zu beanspruchen haben, um ihre Aufgabe im Zellenleben vollständig erfüllen zu können. Diese Befähigung ist auf chemisch-physikalische Grundgesetze zurückzuführen und wird namentlich durch die differente Durchlässigkeit der organischen Membranen gegenüber den anorganischen Substanzen bedingt.

Bekanntlich sind die Funktionen, welche die einzelnen Zellenlaboratorien im lebenden Organismus zu erfüllen haben, sehr mannigfaltig, hat doch Professor Franz Hofmeister[1]) in einer Leberzelle allein über zwölf verschiedene Fermente nachgewiesen; die Größe einer Leberzelle muß man sich als den hunderttausendsten Teil eines Stecknadelkopfes vorstellen. Man ersieht daraus, mit welchen komplizierten und minimalen Verhältnissen man im Zellenleben zu rechnen hat, wenn man den Verlauf der einzelnen Prozesse im Zelleninnern verfolgen will. Jedoch steht fest, daß die verschiedenen Eiweißkörper, welche die Zellensubstanz liefern, durch Beimengung bestimmter anorganischer Elemente sich voneinander unterscheiden und daß letztere die Quintessenz darstellen, ohne welche die gestellten Aufgaben im menschlichen Haushalte nicht erfüllt werden.

Einen prägnanten Beweis dieser Verhälnisse liefert der Eisengehalt des Farbstoffs der roten Blutkörperchen, denn derselbe vermittelt die Uebertragung des durch die Lungenbläschen aus der Atmosphäre entnommenen Sauerstoffs auf die verschiedenen Zellen. Letztere verwenden den Sauerstoff zur Verbrennung der aufgenommenen Nährsubstanzen, und es ist einleuchtend, von welcher enormen Bedeutung dieser minimale Eisengehalt des roten Blutfarbstoffs zur Erhaltung des körperlichen Gleichgewichts sein muß. Auch die Nervenzellen zeichnen sich durch den Gehalt verschiedener Mineralien aus.

Die Aschenbestandteile des Nervengewebes weisen Kalium, Natrium, Magnesium, Calcium, Eisen, Phosphor und Schwefel- wie Kohlensäure auf.

Die Verteilung dieser anorganischen Substanzen ist für die verschiedenen Nervensysteme charakteristisch, und die Aufgaben der einzelnen Nervenzellen werden mit dieser spezifischen Beschaffenheit in engem Zusammenhange stehen. So können wir uns erklären, daß einzelne Nervenzellen gegen die Einwirkung bestimmter Arzneimittel besonders empfindlich sind und daß die Gifte, namentlich die Produkte, die von den krankheitserregenden Mikrobien erzeugt werden, sich ganz bestimmte Regionen zum Angriffspunkte auswählen.

Auch hier wieder bewährt sich der Grundsatz, daß eine jede Energieform, also auch die chemische, je nach ihrer Spezifität und Art der Anwendung heilend oder schädigend auf das Zellenleben im Organismus einwirken kann.

---

1) Die chemische Organisation der Zelle. Ein Vortrag von Prof. Dr. Franz Hofmeister. Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. Braunschweig 1901.

III

Erst in den letzten Jahren ist die Anwendung der elektromagnetischen Energie in den physikalischen Heilschatz aufgenommen, von derselben sind schädigende Wirkungen auf den Zellenorganismus allerdings bis jetzt noch nicht nachgewiesen.

Damit ist jedoch keineswegs ausgeschlossen, daß in späteren Jahren, wenn diese neue Behandlungsweise sich als Allgemeingut eingebürgert haben wird, bei einzelnen Individuen oder in bestimmten Fällen eine Kontraindikation sich herausstellen wird. Heutzutage wissen wir nur, daß die elektromagnetischen Kraftlinien einen schmerzstillenden, beruhigenden Einfluß auf bestimmte Nervenzellen ausüben, wenn dieselben sich in einem krankhaften Erregungszustande befinden.

Da diese Wirkungsweise der elektromagnetischen Kraftlinien noch wenig bekannt ist, so scheint es mir angebracht, auf diese neue Behandlungsmethode näher einzugehen und zu ergründen, in welcher Weise dieser spezifische Einfluß auf die Nervenzellen sich nach der Analogie andrer Energieformen deuten läßt.

Ein elektromagnetisches Wechselfeld wird dadurch erzeugt, daß ein hufeisenförmiger Elektromagnet mit großer Geschwindigkeit um seine symmetrische Achse gedreht wird; die elektromagnetischen Kraftlinien durchdringen Holz, Glas, Kleidungsstoffe, Leder u. s. w. und treffen die Hautregion des Patienten, der über Schmerzen in der betreffenden Gegend klagt. Die Erfahrung hat uns belehrt, daß nach vorschriftsmäßiger Applikation dieser Energieform die Schmerzen schwinden können und der Kranke gesund werden kann.

Wie im ersten Abschnitte hervorgehoben, können wir uns Schmerzempfindung ohne Nervenbeteiligung nicht vorstellen, es ist demnach der Schluß berechtigt, daß die Kraftlinien zu den Nervenzellen hindurchdringen und hier ihren beruhigenden Einfluß ausüben.

Um die eigenartige Wirkung der elektromagnetischen Kraftlinien durch ein Experiment ad oculos zu demonstrieren, bringt man Eisenfeilspäne, die sich in einer Glaslinse befinden, in den Bereich der Apparatstrahlung. Sofort bewegen sich diese Eisenpartikelchen in bestimmten Kurven, dieselben sind photographisch fixiert und liefern ein anschauliches Bild von dem Einfluß der elektromagnetischen Energie auf Eisenpartikelchen.

Da nun die Nervenzellen Eisenatome enthalten, so ist die Schlußfolgerung berechtigt, daß eine Mobilisierung der Moleküle, wenn eine falsche Lagerung derselben vorhanden ist, die Folge sein wird, dieselben werden sich dann, kinetischen Gesetzen gemäß, wieder neu verankern, und die chemischen Vorgänge im Zelleninnern werden wieder in normaler Weise verlaufen.

Diese Deutungsweise des beruhigenden Einflusses auf die erregten Nervenzellen zeichnet sich durch Einfachheit aus und wird deshalb wahrscheinlich die richtige Erklärung sein; immerhin beruht diese Hypothese auf Anwendung physikalischer Gesetze, und die Theorie schließt sich der praktischen Erfahrung in konformer Weise an. Die letztere belehrt uns, daß eine heilende Wirkung auf bestimmte nervöse Gebilde im kranken Organismus ausgeübt wird, und die theo-

retischen Deduktionen betreffs der eigenartigen Konfiguration der Moleküle in den betreffenden Zellen scheint der Erfolg zu bestätigen.

Es wird die elektromagnetische Energie demnach in allen Fällen anzuwenden sein, in denen die Schmerzempfindung in den Vordergrund tritt, so bei Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Neuralgien, allgemeiner Nervosität u. s. w.

Bei Nervenleidenden ist in erster Linie festzustellen, ob es sich um eine Erregung oder um einen Lähmungszustand handelt. Im ersten Falle ist die elektrische Leitfähigkeit der Nervenzellen erhöht, im andern erniedrigt. Nach diesen Faktoren ist die Behandlungsweise einzurichten.[1])

IV

Halten wir bei der Wirkungsweise der verschiedenen Energieformen an den beiden Grundthesen fest, daß jede organische Zelle infolge ihrer chemischen und physikalischen Beschaffenheit bestimmten Energien sich anpassen muß und daß eine Energie in die andre umgesetzt werden kann, so ist einleuchtend, wie unter normalen Verhältnissen beispielsweise die Endorgane des Hörnerven nicht für Geschmacksempfindung, sondern für den Anprall der Schallwellen empfänglich sind, und daß unter pathologischen Verhältnissen Endorgane andrer Sinnesnerven ihre Aufgabe, die ihnen physiologisch gestellt ist, nicht in vollem Maße erfüllen können.

Auch die therapeutischen Normen, welche die medizinische Wissenschaft durch innere und äußere Behandlung vorschreibt, lassen sich von diesem Standpunkte aus in einen einheitlichen Rahmen zusammenfassen. Der inneren Therapie entsprechen vornehmlich die Anwendung chemischer Energien, der äußeren Therapie die physikalischen Methoden.

Wollen wir nun anderseits ein Bild entwerfen, in welcher Weise wir die Energie kennzeichnen sollen, so liefert uns die Lehre der Jonenwanderung, wie dieselbe heutzutage von den physikalisch-chemischen Forschern uns vor Augen geführt wird, eine wertvolle Stütze und einen bedeutsamen Fingerzeig, auf welchem Wege wir, nach dieser Richtung hin, in der Erkenntnis fortschreiten können.[2])

Wir wissen, daß in einer verdünnten Salzlösung die Salze nicht bestehen bleiben. Es bilden sich bekanntlich Dissoziationsprodukte, denen Faraday die Bezeichnung „Jonen“ gegeben hat. Dieselben sind teils mit positiver, teils mit negativer Elektrizität belastet; diese elektrische Energie befähigt sie, nach einer bestimmten Richtung hin zu wandern, dem entspricht das griechische Wort „ἰών“, der Wanderer. Es liegt nun auf der Hand, daß allüberall, wo Jonen vor-

[1]) Vergl. Die elektromagnetische Therapie (System Trüb): 1. Ueber die physikalischen Grundlagen der elektromagnetischen Therapie von Prof. Dr. Kalischer; 2. Die elektromagnetische Therapie von Sanitätsrat Dr. Scherk; 3. Die elektromagnetische Behandlung der Neurastheniker, von demselben; 4. Die schmerzstillende Wirkung der elektromagnetischen Theraphie von Nervenarzt Dr. Krefft. Verlag von Gebr. Lüdeking. Hamburg 1905.

[2]) Vergl. meinen Feuilletonartikel in der „Frankfurter Zeitung“ Nr. 65, 5. März 1904: „Die Jonenlehre und der Elektromagnetismus“.

handen sind, wir mit elektrischer Energie zu rechnen haben, die in eine andre Energieform umgesetzt werden kann.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus die Wirkungsweise verschiedener Arzneimittel, deren Anwendung, wie die praktische Erfahrung lehrt, bei bestimmten Krankheitssymptomen von günstigem Erfolg ist, so ist die Wirkungsweise der chemischen Energie bei innerer Behandlung leicht verständlich. Es wird ein gegenseitiger Austausch von positiv und negativ elektrisch geladenen Jonen stattfinden, die sich den chemischen Affinitätsgesetzen anpassen und deren Wechselwirkung durch die relative Durchlässigkeit der organischen Membranen reguliert wird.

Bei Einwirkung der mechanischen Energie wird vornehmlich der Jonenstoß zu berücksichtigen und die Verschiebung der Moleküle auf die Wagschale zu legen sein.

Da nun dieselben Gesetze, die bei der Jonenbildung der verdünnten Salzlösungen zu beobachten sind, auch in der Atmosphäre respektive in Gasen anzuerkennen sind, so wird das Verhältnis der Wasserstoff-Jonen zu andern Dissoziationsprodukten immerhin bei der Einwirkung spezifischer Energieformen auf den Organismus eine große Rolle spielen. Auch der „Aether,[1]) bis jetzt ein unbestimmter Begriff, wird sich durch die Jonenlehre definieren lassen. Denn bis heute wissen wir nicht, wo der Aether anfängt und die Atmosphäre aufhört, erst das Verhältnis der verschiedenen Jonen zueinander kann uns nach dieser Richtung hin Aufklärung schaffen.

In engste Beziehung mit der spezifischen Jonenwirkung werden die Wellenlinien zu bringen sein, und neuerdings liefern uns die Elektronen, die von dem Radium ausgesendet werden, einen wichtigen Anhaltspunkt nach dieser Richtung hin, weiter zu forschen und der Erkenntnis näher zu rücken.

Es würde über den Rahmen dieser biologischen Skizze hinausgehen, näher auf die Grundlagen der Arbeiten von van t'Hoff, Arrhenius, Oswald, Nernst, auf die Forschungsresultate der Braunschweiger Physiker Geitel und Elster, auf die Werke der englischen und französischen Autoritäten einzugehen; alle diese Leistungen auf dem chemisch-physikalischen Felde beweisen, von welcher eminenten Bedeutung diese junge Wissenschaft auch für den Aufbau der medizinischen Erkenntnis in der Zukunft sein wird, diese Studien müssen als Basis verwertet werden, um in die Geheimnisse des Zellenlebens mehr und mehr einzudringen.

Um jedoch schließlich den Lesern dieser Monatshefte einen Begriff zu liefern, wie weit die Forschungen vorgeschritten sind, seien die letzten Verhandlungen der physikalischen Gesellschaft in London erwähnt, in denen die Größe der Wasser-

[1]) Vergl. Moleküle, Atome, Weltäther von Prof. Dr. Gustav Mie: „Der Aether ist durchaus ungreifbar, unwägbar und gehört nicht zu den chemischen Elementen, er ist undurchdringbar für die Atome, absolut unbeweglich und unveränderlich. Der elektrische Zustand des Aethers läßt sich vollkommen beschreiben durch eine gerichtete Größe.“ Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1904.

stoff-Jonen diskutiert wurde. Danach hat der Physiker Ridout bewiesen, daß $114^1/_2$ Millionen Wasserstoff-Jonen dazu gehören, um aneinandergereiht eine Linie von 1 Zentimeter Länge zu bilden. Dieses Resultat wurde durch Lord Kelvins Untersuchungen in vollem Maße bestätigt.

Derselbe hebt außerdem hervor, daß jede Art von Stoff Elektrizität in sich birgt, welche die bewegende Kraft in den Schwingungen der Atome darstelle.

Goethe und die Religion

Von

Arthur Sewett

Kaum über eine Frage in Goethes geistigem Sein gehen die Ansichten so auseinander wie über seine Beziehungen zur Religion. Spannt man das Wort „Religion“ nicht zu eng, läßt man ihm einen freien Kreis und übersetzt es — bei allem Ankämpfen gegen die Fremdherrschaft haben wir für diesen volkstümlichsten und innerlichsten aller Begriffe noch immer kein deutsches Wort — übersetzt es also mit: unsre Lebensbeziehungen zu einer überirdischen Welt oder zu Gott, diesen Begriff wieder im weitesten Sinne gefaßt, so wird es nur wenige Menschen geben, die wir nicht religiös nennen dürften; unsre großen Dichter sind dann fast ohne Ausnahme religiöse Männer gewesen. Nimmt man aber die Bezeichnung religiös in ihrer strengeren Fassung, verbindet man mit ihr einen bestimmten Glauben, gar seine Ausprägung in fester dogmatischer Form, ohne die im letzten Grunde ein Glaube nicht gedacht werden kann, so wird die Sichtung derer, die man religiös oder nicht religiös nennen kann, eine weit engere und schwierigere.

Wie stand Goethe zur Religion im weiteren wie in jenem engeren Sinne? Das sind Fragen, die ebenso oft gestellt wie beantwortet sind, deren Lösung aber immer problematisch geblieben ist. Weshalb? Weil wir immer noch vergessen, daß das innere Leben eines Genies in jeder Beziehung von dem biederen Durchschnittsmenschen abweicht, weil wir uns daran gewöhnen müssen, die Entwicklung des genialen Menschen nicht so normal einfach und durchsichtig zu betrachten, wie dies der pedantisch-gelehrten Erklärungsweise immer noch beliebt. „Ei, bin ich denn darum achtzig Jahre alt geworden, daß ich immer dasselbe denken soll?“ sagt Goethe zum Kanzler von Müller. „Ich strebe vielmehr täglich etwas andres, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken.“ Was bei einem mittelmäßigen Menschen Gesinnungslosigkeit heißen würde, ist für das Genie Gesetz und Lebensbedingung. *Πάντα ϱεῖ* — alles in fortwährendem Fluß — das die Devise des Genies. Erstreckt sich diese nun aber vor allem auf die

innerlichste und zugleich komplizierteste der menschlichen Empfindungen, auf die religiöse, so erhellt, wie schwer diese zu einer Einheit zu konstruieren ist.

*

„Es gibt ein Mysterium so gut in der Philosophie wie in der Religion," sagt Goethe einmal zu Falk. Dieses „Mysterium der Religion" geht unbewußt schon durch die Kindheit Goethes, es klingt durch die bekannte Aeußerung des Knaben gelegentlich des Erdbebens von Lissabon, es beschäftigt ihn in seiner Leipziger Studienzeit. Bewußt aber wirkte es erst auf ihn ein, als er 1768 krank ins Vaterhaus nach Frankfurt heimkehrte. Katharina von Klettenberg, jene weitläufige Verwandte seiner Mutter, deren geistlicher Anregung wir das älteste Gedicht Goethes: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi" verdanken, zieht den allmählich Genesenden jetzt in ihren religiös-mystischen Bann. Aber der Einfluß der Klettenberg auf Goethe wird vielfach überschätzt. Es ist falsch, ihn als eine Art von Bekehrung hinzustellen oder gar von einer innerlich ernsthaften Wandlung Goethes zu reden. Von derartigem keine Spur. Es waren ganz andre Faktoren, die in Goethe eine Wandlung anbahnten: seine Krankheit, die ihn zweimal bis an „die große Meerenge, wo alles durch muß", geführt, ferner seine Vorliebe für das Mystische, der die innerlich beschauliche Frömmigkeit der Klettenberg Nahrung gab. Einer so eigenartig abgeklärten Persönlichkeit sein gärendes Innere, sein dumpfes Zweifeln, Suchen, Forschen zu öffnen, konnte für einen Feuergeist wie Goethe nicht ohne Reiz sein. Das aber war auch alles. Viel zu weit gegriffen ist es, wenn einige Biographen, so R. M. Meyer, in seinem vorzüglichen Buche von ernsten Versuchen Goethes sprechen, sich ganz aus der Bahn des Nachsinnens und Grübelns in die des Glaubens herüberzusteuern (S. 42). Auch hier war es lediglich das „Mysterium" der Religion, das Goethe reizte.

Ebenso wird der Einfluß Herders in dieser Beziehung oft überschätzt. Hat sich Goethe dem persönlichen Eindrucke dieses Mannes in Straßburg auch willenloser wie je einem andern in seinem ganzen Leben hingegeben, für seine religiöse Entwicklung war er von weit geringerer Entscheidung als für seine philosophische und dichterische.

Da kam Goethes Beschäftigung mit Spinoza, die bereits 1774, also in dem Jahre, da Werther herauskam, in ihren leisen Anfängen sich zeigt. Obwohl von einem eigentlichen Verständnis dieses schweren Philosophen jetzt noch keine Rede sein kann, beginnt die spinozistische Denkweise bereits langsam das Mystische in den religiösen Vorstellungen Goethes in ein festeres Gepräge zu gießen: der schlummernde Pantheismus Goethes wird geweckt und vertieft. „Brauch' ich Zeugnis, daß ich bin?! Zeugnis, daß ich fühle?!" schreibt Goethe damals an Pfenniger, den Freund Lavaters. „Nur so schätze, liebe, bete ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, was mich kräftigt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen mir Gottes Wort, mögen's Pfaffen oder ... gesammelt und zum Kanon gerollt oder

es als Fragmente hingestreut haben." Mit Recht bemerkt hierzu Heynacher, daß der, dem das Wort der Menschen Gottes Wort ist, dessen Gott im Menschen wohnt wie im Weltganzen, nur Spinozist oder Pantheist heißen kann, denn Gott und die Welt sind eins für ihn und jeder einzelne nur ein Stück der Weltgottheit. Außerweltliche Götter gibt es nicht für ihn, sie können ihm nicht helfen. Arzt, hilf dir selber! Aus diesen Empfindungen ist der Prometheus geboren (M. Heynacher: „Goethes Philosophie aus seinen Werken", Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, S. 12).

Und immer näher tritt Goethe Spinoza, und immer spürbarer wird dessen Pantheismus auf seine religiöse Entwicklung, so daß der Dichter selber ihn den „außerordentlichen Mann" nennt, der neben Linné und Shakespeare die größte Wirkung auf ihn geübt hat, ja, daß er einmal zu Lavater sagt, daß über die Gottheit niemand so ähnlich sich dem Heilande ausgesprochen habe als Spinoza. Eine freilich sehr gewagte Behauptung, denn wer ist die Gottheit für Spinoza? Das All-Eine, zu dem wir nur durch die Natur kommen, das wir nur in der Natur zu begreifen vermögen. Gott ist das einzig Daseiende, und alles, was ist, gehört notwendig zum Wesen Gottes, so daß der Begriff vom Dasein und der Vollkommenheit ein und derselbe ist.

Der Einheit von Gott und der Natur wird sich der Mensch durch unmittelbar intuitive Erkenntnis bewußt. Er schöpft diese aus den Einzeldingen, denn aus dem Begriffe Gottes werden die einzelnen Dinge abgeleitet (Quidquid est, in Deo est, et nihil sine Deo esse neque concipi potest. Spin. Eth. I prop. 15).

Natürlich kann diese Gottheit keine Persönlichkeit sein. Sie als solche betrachten hieße sie herabwürdigen. Wie Spinoza abstrahiert Goethe von jeder Persönlichkeit Gottes. Hier scheint mir der entscheidende Punkt zu liegen, der Goethe wie von jeder systematisch aufgebauten Religion so vornehmlich von der christlichen trennt. Doch soll die Untersuchung hierüber einem besonderen Aufsatze vorbehalten bleiben. Man wird eine Reihe von Aussprüchen in seinen Dichtungen hiergegen anführen. Aber sie sagen nichts. Wenn Goethe im „Faust", in der „Iphigenie" und andern Werken Gott scheinbar doch als persönliches Wesen apostrophiert oder darstellt, so tut er es als Dichter, dem für die Bezeichnung der Allgottheit die zulänglichen und geläufigen Sprachbegriffe fehlen, oder diese Art einer persönlichen Erfassung Gottes entspringt einem Reste kindlichen Gefühls (cf. Bielschowsky, Goethe, II, S. 79). Ernst im wissenschaftlichen Sinne ist dies alles jedoch niemals zu nehmen. Hier ist er ausgesprochener Jünger Spinozas, den er wieder Jakobi gegenüber den „Gottgläubigsten" (theissimum), ja „Christlichsten" nennt und dadurch am deutlichsten dokumentiert, daß auch seine „Gottgläubigkeit" im Pantheismus gipfelt.

Leugnet Goethe jede lebendig waltende Persönlichkeit Gottes, so wendet er sich folgerichtig auch auf das allerentschiedenste gegen alle Endzwecke und Endursachen (causae finales) im Weltenlauf. Nichts ist ihm von jeher so verhaßt gewesen als jene Teleologie, die alles, was geschieht, in anthropomorpher Weise

dem Begriffe des Nützlich-Zweckmäßigen unterordnet. Ihr gegenüber richtet er das eherne Gesetz der Notwendigkeit auf, das für die Natur verbindlich ist und das zu umgehen auch der Gottheit unmöglich ist:

„Nach ewigen, ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unsers Daseins
Kreise vollenden."

Das Gewebe der Welt besteht für Goethe lediglich in Notwendigkeit und Zufall. Zwischen beide stellt sich die Vernunft des Menschen und sucht sie sich dienstbar zu machen. Wodurch? Daß sie das Notwendige als den Grund alles Daseins behandelt und das Zufällige zu lenken, zu leiten und zu nutzen sucht. Nur durch solche Erfassung des Gegebenen macht sich der Mensch zum Gotte der Erde. Wehe aber dem, „der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Notwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, der zu folgen sogar eine Religion sei" (cf. Wilhelm Meisters Lehrjahre Buch 1, Kap. 17).

Wenn nun Goethe gar jener Teleologie die Schuld gibt, daß sie die zweifelhafte Wertschätzung von „vollkommenen" und „unvollkommenen", von „gut" und „böse", „Recht und Unrecht", „Sünde und Verdienst" in die Welt hineingetragen, so sehen wir hier aufs neue seinen Bruch mit der überlieferten christlichen Weltanschauung sich vollziehen, erkennen es am klarsten, daß Goethe trotz aller wohlgemeinten Versuche, ihn für die dualistische Weltanschauung zu retten, trotz mancher eignen Aussprüche, die auf solche schließen lassen könnten, ja trotz der poetisch-christlich-ethischen Ideen seiner „Iphigenie", seines „Faust", im Grunde seiner f o r s c h e n d e n Seele wie Spinoza Monist war. Der immer klaffendere Gegensatz, in den die heutige moderne Weltanschauung zur überliefert christlichen sich stellt, den alle Ueberbrückungsoperationen, neuerdings sogar von christlichen Philosophen (Johannes Müller, „Lebensbahnen" oder „Bergpredigt". C. H. Beck-München), ja von Kanzeln herab nur um so greifbarer machen, er hat in dem modernsten aller Dichter, in Goethe, bereits seinen bewußten Vorläufer gefunden.

*

Und nun trat Goethe in eine neue Phase seiner Entwicklung. Als er im Jahre 1788 aus Italien zurückkehrte, fand er Jena beherrscht durch Kant. Reinhold hatte für ihn gewirkt, Schiller war für ihn gewonnen und ließ alles eigne Schaffen ruhen, um sich ganz in Kants Philosophie zu versenken. Goethe, ob er wollte oder nicht, mußte zu Kant Stellung nehmen. Nicht von dem bedeutenden Einfluß, den dieser große Philosoph als solcher auf Goethe geübt, kann hier die Rede sein, was aber ergab die Beschäftigung mit ihm für Goethes religiöse Erkenntnis und Entwicklung? Gar nichts. Das mag befremden. Aber es lag in der Natur der Sache. Denn Kant — das wird meines Erachtens immer noch zu wenig betont — will alles andre eher, als eine zusammen-

hängende Weltanschauung in irgendeiner Form geben. Er will lediglich untersuchen, was wir wissen können. Von Seele, Gott, Unsterblichkeit können wir nichts wissen. Sie scheiden also für die strenge und zuverlässige Untersuchung aus. Trotzdem können alle drei Begriffe Wirklichkeit für den intelligenten Menschen haben; als Forderungen der praktischen Vernunft sind sie vollauf berechtigt.

Es ist klar, daß eine solche Erkenntnisart der Goethes diametral entgegenlaufen mußte, die nur intuitiv verfahren und durch Eindringen in das Objekt erforschen wollte, was den Erscheinungen zugrunde lag, die vollends in religiösen Dingen nichts gelten ließ als das unmittelbare Schauen des genialen Menschen „eine aus dem inneren Menschen sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt". Was für Spinoza und Goethe also ganz reale Dinge, das waren für Kant lediglich Postulate der praktischen Vernunft. Und wenn sich Goethe auch eins wußte mit Kant in der Verwerfung aller faktischen Endursachen als menschlicher Erdichtungen, hier gähnte der Abgrund, den alle Anerkennung des großen Philosophen nicht ausfüllen konnte. So änderte die Beschäftigung mit Kant, so fruchtbar sie sonst auch für Goethe sein mochte, im Grunde nicht das geringste in seiner religiösen Erkenntnis, und nur um so überzeugter kehrte er zu dem ihm wesensverwandten Spinoza zurück.

*

Aber einer andern Philosophie sollte es vorbehalten sein, einen Einfluß auf den Dichter zu gewinnen, der Spinoza zwar nicht zurücktreten läßt, ihn aber in mancher Weise ergänzt und für die religiöse Entwicklung Goethes von Bedeutung wird.

So ernster und entschiedener Anhänger des Spinozistischen Pantheismus Goethe auch war, eins trennte ihn von Spinoza: dessen zu geringe Betonung der Individualität und ihrer Bedeutung. Nichts aber hat Goethe sein ganzes Lebenlang so hoch gestellt als die Persönlichkeit, die er das „höchste Glück der Erdenkinder" nennt. Spinozas pantheistische Tendenz dagegen ging darauf aus, das Endliche ganz im Unendlichen untergehen zu lassen, so daß die individualistischen Elemente, die sich vereinzelt bei ihm finden, hinter diesem Bestreben verschwinden.

Hier nun lag für den persönlich denkenden und lebenden Goethe ein sichtbarer Mangel. Es kam etwas anderes hinzu: Goethe wurde älter. Er konnte sich dem allgemeinen Gesetz des Menschen nicht entziehen, nach dem mit den zunehmenden Jahren ein gewisses individualistisches Bedürfnis sich einstellt, das auch zu dem Religiösen in ein persönlicheres Verhältnis tritt. Je mehr Goethe nun zu einer ausgesprochenen Persönlichkeit, einer bedeutenden Individualität heranwuchs, um so mehr empfand er auch die leeren Seiten in Spinozas System.

Dies zeigt deutlich ein Gespräch, das er am Begräbnistage Wielands, den 25. Januar 1813, mit Falk hatte. Als sie sich über den heimgegangenen Freund unterhielten, äußerte Goethe, daß von einem Untergange solcher hohen Seelenkräfte gar keine Rede sein könne, so verschwenderisch behandle die Natur ihre Kapitalien nie. „Die persönliche Fortdauer unsrer Seele nach dem Tode steht

keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unsrer und aller Wesen in der Natur angestellt, in Widerspruch. Im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor."

Wie kam Goethe zu diesem bei seiner Denkungsart immerhin überraschenden Ausspruch?

Er hatte sich der Leibnizschen „Monadologie" genähert. Sein Weg war der umgekehrte gewesen, wie der mancher andrer Denker, z. B. Lessings, der von Leibniz ausgegangen war und schließlich nach Jakobis Zeugnis bei dem Pantheismus Spinozas landete.

Goethe nimmt jetzt verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandteile aller Wesen an, gleichsam die Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die er „Seelen" nennt oder nach Leibniz „Monaden". Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen.

Ja, Goethe gelangt noch einen Schritt weiter: zu einem bestimmten Unsterblichkeitsglauben in der Aneignung des Begriffs der Entelechie, der bekanntlich durch Aristoteles in die Philosophie eingeführt wurde. Während er bei diesem aber die in sich vollendete Tätigkeit ausmacht, bedeutet er für Goethe fast gleichartig, nur noch ein wenig individueller als die Leibnizsche Monade, die unzerstörlich einzelne Lebenskraft (cf. Heynacher a. a. O. S. 79). „Jede Entelechie," sagt er am 11. März 1828 zu Eckermann, „ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt."

Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie Goethe, von dem ausgeprägten Monismus seiner Ansichten langsam hier sich abzweigend, fast unbewußt zu einer dualistischeren Lebensanschauung gelangt.

Aber mögen wir Goethes religiöse Entwicklung in alle ihre wechselnden Phasen verfolgen, das eine wird uns klar: Auf dem Wege der intuitiven Erkenntnis, der allein für ihn maßgebenden, ist er nie zu einem irgendwie bestimmten religiösen Glauben gekommen. Er hatte Religion, aber es war nicht die Religion einer besonderen Gemeinschaft mit ihren Kirchen und Gottesdiensten. Wie ihm jedes Systematische, welcherart es auch war, fremd und unsympathisch blieb, so verwahrte er sich auf das entschiedenste gegen jedes religiös festgefügte Gebäude, vor allem gegen jede Kirchenreligion, welche die Religion in Sinnbildern irgendwie volkstümlich zu machen suchte.

Goethes Religion war eine Art Urreligion, form- und dogmenlos aus seiner kräftig suchenden Seele heraus geboren, in einem poetischen Pantheismus wurzelnd, der, von einem leisen Hauch des Persönlichen dualistisch beseelt, in seinem letzten Ziele doch gipfelte in dem einen Trieb seines stetig bejahenden Herzens:

„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält."

Diplomatische Verhandlungen Spaniens mit den Mächten über die Anerkennung der Königin Isabella II.

Aus dem nicht veröffentlichten Nachlasse eines Staatsmannes

Nach drei kinderlosen Ehen schritt König Ferdinand VII. von Spanien 1829 zur vierten Vermählung mit Maria Christina von Neapel und warf damit neuen unermeßlichen Stoff der Zerrüttung in die ohnehin schon trostlosen Verhältnisse seines Landes. In dem Notifikationsschreiben, das der König an die Mächte schickte und deren eines im Original im Besitze des Verfassers ist, betont Ferdinand: „Les rîtes solennels de la religion ayant béni une union qui me promet à la foi ma félicité personelle et l'affermissement du repos et de la prosperité de mes sujets fidèles."

Die Folge lehrte, daß diese Hoffnungen des alternden Königs, allerdings nicht ohne seine Schuld, unerfüllt blieben. Die Hauptursache war zunächst die Erlassung der sogenannten Pragmatischen Sanktion vom 29. März 1830, die das von Philipp V. 1713 eingeführte salische Erbfolgegesetz aufhob und bestimmte, daß der Thron an die älteste Tochter überzugehen habe, falls der König keine Söhne besäße. Sieben Monate später kam Isabella zur Welt, und am 20. Juni 1833, drei Monate vor Ferdinands Tod, huldigten die Cortes der künftigen Königin. Diese Anerkennung der jungen Isabella gab Anlaß zu dem bekannten Karlistenkrieg, der 1839 mit der Flucht Don Carlos' ein vorläufiges Ende fand.

Die zu schildernden diplomatischen Verhandlungen Spaniens mit den konservativen Mächten Oesterreich, Preußen und Rußland beginnen mit diesem Jahre und beziehen sich in erster Linie auf die Anerkennung der erst neunjährigen Isabella als Königin, dann aber auch auf ihre eventuelle Vermählung. England, Frankreich und Portugal hatten bereits 1834 die Tochter Ferdinands anerkannt, Holland folgte 1839 nach; die nordischen Mächte dagegen verhielten sich abwartend und hielten an der durch das salische Gesetz begründeten Thronfolge fest. Diesen Widerstand auf diplomatischem Wege zu brechen, war von der Königin ihr ehemaliger Konseilminister Don Francisco de Zea-Bermudez ausersehen. Als Sohn eines Krämers 1772 zu Malaga geboren, war Zea zu Beginn seiner Laufbahn als Geschäftsträger in Petersburg, wo er sich mit dem Staatsmann von B*** befreundete. 1823 Gesandter in London, wurde er 1824 nach dem Sturze des spanischen Ministers Grafen d'Ofalia Ministerpräsident. Schon nach einem Jahre gestürzt, erhielt er nacheinander die Gesandtschaftsposten in Dresden und London. 1833 während der Regentschaft der Königin Christine übernahm Zea wieder, allerdings auch nur auf kurze Zeit, die Regierungsgeschäfte, zog sich 1834 als Haupt der moderierten Partei nach Paris zurück und blieb bis zu seinem Tode (5. Juli 1850) der treue Ratgeber der Königin.

Es liegt mir eine große Anzahl meist französischer Briefe vor, die zwischen

von B*** und Zea (43 Briefe), ferner zwischen von B*** einerseits, Metternich, dem preußischen Gesandten Grafen Maltzahn, dem Generalleutnant Freiherr von Tettenborn in Wien, dem preußischen auswärtigen Minister Heinrich Freiherrn von Bülow und dem Ministerresidenten von Frankenberg anderseits gewechselt wurden. Im nachstehenden will ich versuchen, in chronologischer Reihenfolge die in den Briefen besprochenen diplomatischen Wege zu verfolgen, die Zea-Bermudez zur Lösung seiner Mission einschlug.

Er begab sich im März 1839 von Paris nach Berlin, wo er vom König und dem Gesandten von Werther auf das zuvorkommendste empfangen wurde. von Frankenberg schreibt über diese Berliner Reise Zeas, der spanische Diplomat habe sich der Freundschaft des englischen Gesandten Lord Russell in besonderem Maße zu erfreuen, ja man glaube, daß das englische Gouvernement Zea die pekuniären Mittel zu seiner Reise gewähre. Da aber Don Carlos in Berlin in maßgebenden Kreisen viele Anhänger zähle, so hätte Zea besser mit Wien anfangen sollen, weil sich der König unbedingt der Ansicht seiner Alliierten anschließen werde. Ueber das Heiratsprojekt spricht sich von Frankenberg folgendermaßen aus: „Wie es scheint, sucht man einen Gemahl für die junge Isabella; da man glaubt, durch eine Verbindung eines Sohnes des Don Carlos mit der jungen Königin, um so die beiderseitigen Thronansprüche zu vereinigen, nichts für die Beruhigung Spaniens und Beilegung des Bürgerkrieges zu gewinnen, so sucht man einen Prinzen zu finden, und da England durchaus das Haus Bourbon ausgeschlossen wissen will, Frankreich aber nicht in eine Verbindung mit einem österreichischen Erzherzog willigen würde, so wäre England sehr für einen Prinzen aus einem deutschen Hause, deren es aber außer Bayern und Sachsen keine katholischen gibt. Inzwischen werden in Sardinien Anträge in dieser Hinsicht gemacht werden, da im Utrechter Frieden das Haus Sardinien Ansprüche auf die Sukzession in Spanien festgestellt erhalten haben soll."

Ende März reiste Zea mit dem spanischen Generalkonsul in Paris Emanuel Marliani nach Wien. Beide, namentlich aber Marliani, erfuhren von Metternich einen entschiedenen Refus. Der Verlauf der Mission geht aus einer mir vorliegenden Depesche Metternichs an den österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Trautmannsdorff, d. d. Wien, den 5. April 1839, deutlich hervor.

Die Audienz Zeas am 1. April bei Metternich dauerte zwei Stunden. Ersterer füllte die halbe Zeit mit einem Exposé über den Zustand Spaniens aus, „wobei er sich mit vieler Mäßigung und unter Vergießung vieler Tränen ausdrückte". Er dementierte die Idee einer Verbindung Isabellas mit einem österreichischen Erzherzog,[1]) obschon er zugab, daß davon die Rede gewesen. Die unzeitige Publikation dieser Idee habe ihn aber zu diesem Dementi bewogen. Betreffs der Legitimität der Königin erwiderte Metternich ungefähr folgendes: „Ein Hof, der mehrere Jahrhunderte über Spanien geherrscht und Sukzessions-

[1]) Das Eheprojekt bezog sich auf Erzherzog Albrecht, den späteren Feldmarschall und Sieger von Custozza.

kriege geführt hat, muß die Grundgesetze dieses Landes kennen. Die Archive von Madrid besitzen nichts, was nicht auch in den Archiven Wiens zu finden ist. Oesterreich hat einen langen Krieg geführt, um die Erbfolge nach salischem Gesetze zu verteidigen. Der Ehrgeiz Ludwig XIV. hat sich auf das Gesetz von Kastilien gestützt, um seinen Enkel auf den spanischen Thron zu setzen. Kaum war Philipp V. auf dem Thron, so stellte er das salische Gesetz wieder her. Spanien und Europa haben diese Pragmatische Sanktion anerkannt. Ferdinand VII. hat dieses Gesetz wieder umgestoßen. Hatte er das Recht dazu? Niemals werden wir dies anerkennen. Was wir unter den gegebenen Umständen tun können, ist, daß wir uns neben die Frage stellen. Oesterreich würde sich durch Anerkennung der Disposition Ferdinands in eine falsche Position stellen, es würde an den Tag legen, daß es den langen Sukzessionskrieg ohne rechtliches Fundament geführt hat. Der Nutznießer kann das Recht nicht haben, über das Fideikommiß selbst zu disponieren. Die Politik Oesterreichs ist unwandelbar, die Erwartungspolitik Oesterreichs hat kein Unglück über Spanien herbeigeführt. Es ist weit vom Inn bis an die Pyrenäen."

Zea wurde sodann von Metternich ersucht, seinen Aufenthalt in Wien abzukürzen, worauf er schon am 9. April abreiste. Marliani mußte hingegen bereits am 3. April Wien verlassen, da ihm Metternich die Teilnahme an der Revolution in der Lombardei 1821 nachwies und er sogar noch auf der Proskribiertenliste stand.

Wie aus Metternichs Depeschen an Trautmannsdorff hervorgeht, sah er die Sendung Zeas geradezu als Duperie an, dem Kopfe des Herzogs von Frias entsprungen und von Marliani genährt. Durch das Projekt einer Heirat mit einem Erzherzog habe man geglaubt, den Hof in Wien zu gewinnen und das konstitutionelle System in Spanien abzuschaffen.

Nachdem Zea seinen Freund von B*** im April 1839 besucht hatte, ließ sich dieser herbei, der Vermittler zwischen dem spanischen Diplomaten und den drei konservativen Höfen zu sein, welche schwierige und undankbare Mission er bis zum Jahre 1845 getreulich durchführte.

So sandte Zea am 28. September im Wege seines Mittelsmannes ein ausführliches Promemoria über die günstige politische Lage Spaniens an Metternich. Die Sache Don Carlos' sei ein für allemal verloren und die Legitimität der Königin außer Zweifel. Die diplomatischen Beziehungen Spaniens mit den drei konservativen Mächten würden sofort wieder aufgenommen werden, sobald die Anerkennung Isabellas durchgeführt wäre. von B*** traf anfangs Oktober zufällig mit Metternich auf dessen Gute Johannisberg zusammen und legte ihm dort das erwähnte Promemoria vor. Der Fürst erwiderte, er könne allerdings nicht im Namen seines Kaisers antworten, doch sei er hinlänglich mit der Meinung seines Souveräns vertraut, um zu versichern, daß die letzten Ereignisse in Spanien die Haltung seines Hofes in keiner Weise beeinflussen können. Spanien sei noch lange nicht pazifiziert und keine moderierte Regierung könne sich dort halten.

Zea sandte nun am 31. Oktober ein neues Promemoria, das die Ein-

wendungen Metternichs widerlegen sollte und das von B*** mit einem Begleitschreiben an den Fürsten und in Kopie an den preußischen Gesandten Grafen Maltzahn schickte. In diesem Briefe tritt Zea als Anhänger der gemäßigten Richtung für den Konstitutionalismus in Spanien ein. Das repräsentative System umstoßen, um zu einer absoluten Regierung und einem „König netto" zu kommen, hieße die Zeit und Situation verkennen, Spanien in neue Katastrophen stürzen und die nationale Einigkeit gefährden.

Zwischen der Abfassung dieser Gedenkschrift und der Antwort Metternichs und Maltzahns hatte sich ein Ereignis in Spanien abgespielt, das die Lage Zeas verschlechterte. Der spanische Minister Perez de Castro hatte nämlich, von der demokratischen Partei wegen der vertraulichen Mission Zeas in Deutschland angegriffen, die offizielle Eigenschaft der Sendung in Abrede stellen müssen, obgleich er den patriotischen Bemühungen des Exministers volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Da nun die Offiziosität von Zeas Mission amtlich dementiert worden, obwohl sie ja tatsächlich bestanden, so fehlte ihm damit jeder Titel, um mit den Mächten direkt oder indirekt zu verhandeln, und dieses Moment nutzte Metternich auch sofort in seiner Antwort aus. Unter anderm sagte der Fürst (1. Dezember 1839): „Das Wiener Kabinett könne seine Meinung nicht von heute auf morgen ändern, und eine ausländische Macht sei auf keinen Fall befugt, sich einen Einfluß auf die Entschließungen des Wiener Hofes zu erlauben. Die spanische Frage erscheine noch lange nicht als vollzogen oder spruchreif und damit falle auch jede Ursache weg, den Standpunkt irgendwie zu ändern. Auch müsse er sich fragen, unter welchem Titel Zea eigentlich zu verhandeln wünsche."

Eine ähnliche Abweisung erfuhr Zea auch durch Maltzahn, der das Promemoria an den Hof nach Berlin geschickt hatte. Preußen werde sich stets in dieser Angelegenheit dem Vorgehen Oesterreichs anschließen, und dort sei man weit davon entfernt, an ein Ende des Bürgerkrieges zu glauben.

von B*** war natürlich über die Erfolglosigkeit seiner Vermittlungsversuche unangenehm berührt, tröstete aber dennoch seinen Freund mit der Hoffnung auf den endlichen Triumph der guten Sache: „Les êtres vivants sont attirés par les rayons du soleil, et je suis persuadé, que si le soleil luit à Madrid, les gouvernements étrangers ne seront pas les derniers qui voudront en jouir."

Auch ein dritter Versuch, Ende 1839 unternommen, führte zu keinem besseren Resultat, und Zea beschränkte sich die folgenden Jahre auf Anraten seines Freundes darauf, durch Zeitungsartikel beim deutschen und österreichischen Publikum Stimmung für Spanien zu machen. Zu diesem Zwecke wurden von Madrid aus französische Aufsätze geliefert, die von B*** in entsprechender Weise redigierte, ins Deutsche übertrug und sodann in der gelesenen „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte. Diese Artikel, deren französisches Konzept uns vorliegt, sind so geschickt, überzeugend und packend geschrieben, daß sie auch bei den kühleren deutschen Lesern eine gewisse Wirkung nicht verfehlt haben

werden. Leider muß ich es mir wegen Platzmangel versagen, den Inhalt dieser Skizzen auch nur flüchtig zu streifen.

Die diplomatische Korrespondenz zwischen Zea und von B*** ruhte bis zum Februar 1845, in welchem Jahre der spanische Diplomat die Intervention B***s beim preußischen Hofe nochmals anrief. Seit 1839 hatte sich Spanien tatsächlich konsolidiert. Isabella war 1843 mündig erklärt worden, Narvaez, Zeas Freund, hatte eine moderierte Verfassung eingeführt, Königin Christine war nach Spanien zurückberufen worden und die Frage der Vermählung der jungen Herrscherin in ein akutes Stadium getreten.

Am 18. Februar 1845 legte von B*** dem preußischen Kabinettsminister der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Bülow in Berlin einen von Zea eben erhaltenen Brief vor. Dieses Schreiben enthielt eine ausführliche Darstellung der gebesserten Lage in Spanien und sprach die Hoffnung aus, es werde von B*** gelingen, die Anerkennung der Königin doch endlich durchzusetzen. Bülow gab in seiner Antwort vom 23. Februar zu, daß in Spanien „eine erfreuliche Rückkehr zu monarchischen und konservativen Gesinnungen" eingetreten sei, dennoch „müßten sich seine Institutionen noch mehr konsolidieren und der innere Friede des Landes durch die Vermählung der jungen Königin eine neue Bürgschaft erhalten", bevor Preußen in Gemeinschaft mit Wien und Petersburg die gewünschte Anerkennung aussprechen könne.

Da von B*** seinem Freunde auf diese Antwort Bülows hin den Rat gab, Preußen als Gegenleistung für die Anerkennung die Anknüpfung kommerzieller Beziehungen anzubieten, so sah sich Zea veranlaßt zu betonen, daß unbedingt zuerst die Anerkennung seitens Preußen und dann erst die Behandlung der andern Frage erfolgen könne. „Preußen verliert nichts, wenn es die alten freundschaftlichen Beziehungen anknüpft, denn selbst gesetzt den Fall, daß die beiden andern Höfe dies übel vermerken sollten, so werden sie doch in Kürze wieder mit dem Berliner Hofe d'accord sein, während, wenn die beiden Höfe die Anerkennung seitens Preußens nicht übel aufnehmen, Preußen unendlich viel in politischer und wirtschaftlicher Beziehung gewinnen würde."

von Bülow bezieht sich in seiner Antwort vom 2. April auf die bereits früher gemachten Ausführungen, die er nur bestätigen könne. B*** schließt aus der langen Pause zwischen dieser Entgegnung und seinem Brief vom 15. März, daß man in Berlin die Sache reiflich erwogen habe. Wenn auch Preußen vorderhand nicht ohne seine Alliierten Beziehungen mit Spanien anknüpfen wolle, so könne es doch vielleicht geneigt sein, die Vermittlerrolle zu übernehmen. Nur müsse Preußen in diesem Falle aus eignem Antrieb (de son chef) handeln und dann den Moment angeben, der geeignet wäre, die Angelegenheit mit den drei Höfen zu verhandeln.

Diesen Rat befolgte Zea in einer Note vom 18. Mai, die auch wieder für Bülow bestimmt war und in welcher er nicht allein alle Vorteile ins Treffen führt, die aus einer Erneuerung der freundschaftlichen Beziehungen erwachsen würden, sondern auch erwähnt, daß der Papst nahezu, Neapel aber, das im

Jahre 1833 die einzige Macht gewesen, die gegen die Vorstellung Isabellas vor die Cortes protestiert hatte, vollkommen die alten Beziehungen wieder angeknüpft habe. Die Königin sei mit seinen, Zeas, Absichten einverstanden, und sein Bruder, der Graf Colombi, spanischer Gesandter in Brüssel, habe von Madrid die Vollmacht erhalten, mit dem preußischen Hofe in direkte Verbindung zu treten, sobald Herr von Bülow durch von B*** sein Einverständnis bekunde.

Diese Note sandte B*** mit einem Begleitschreiben nach Berlin. Unter anderm fügte er bei, daß, „wenn der preußische Hof die Handelsbeziehungen als Anknüpfungspunkt mit Spanien benutzen sollte, Brüssel der Ort sein dürfte, wo hierüber am leichtesten und ungesuchtesten gesprochen werden könnte, indem ein bedeutender Teil des spanischen Handels mit Deutschland über Antwerpen gehe und noch mehr dahin geleitet werden könne, wenn, wie nicht zu zweifeln, die belgische Regierung dazu die Hand biete".

Bülow erwiderte in einem vertraulichen Schreiben vom Juni, daß der Berliner Hof es sich zur Pflicht machen werde, die Verbesserung der Lage Spaniens den alliierten Mächten gegenüber hervorzuheben. „Bereits in dem gegenwärtigen Augenblicke finde ein vorläufiger Ideenaustausch in dieser Beziehung statt und Herr von Zea selbst sowie die spanische Regierung mögen überzeugt sein, daß unserseits nichts unterlassen werden wird, um auf ein baldiges befriedigendes Resultat hinzuwirken." Eine direkte Verbindung mit dem Grafen Colombi lehnte Bülow aus den vorhin erwähnten Gründen ab.

Mit dieser Note endet die diplomatische Korrespondenz, die ich nur flüchtig streifen konnte, und es bleibt die Frage offen, was der Berliner Hof in Wien und Petersburg erreichte. Sicher ist, daß Metternichs starre, absolutistische Richtung das Haupthindernis für ein Eingehen auf die spanischen Wünsche war. Erst als die Revolution diesen Staatsmann, der vierzig Jahre hindurch die Geschicke Europas gelenkt hatte, hinwegfegte, gelang es dem tatkräftigen moderierten Ministerium Narvaez, die Anerkennung Isabellas überall durchzusetzen.

Deutschland und die auswärtige Politik

Vom Kapitel der Isolierung

Seit Bismarcks großer Rede vom 6. Februar 1888 ist „eine voraussichtsvolle Beurteilung der Gesamtlage Europas", wie er seine damaligen Ausführungen bezeichnete, von der ersten amtlichen Stelle des Deutschen Reiches aus noch nicht wieder gegeben worden. Jene Rede war in ihrem wesentlichsten Teile ein bis zum Jahre 1848 und noch weiter zurück reichender historisch-politischer Ueberblick, der die Beziehungen, in denen Preußen und Deutschland sich während dieser Zeit zu ihren Nachbarn befunden hatten, in großen Zügen rekapitulierte. Es ward darin dargetan, daß das Bestehen von Koalitionen und eine daraus resul-

tierende Kriegsgefahr Jahrzehnte hindurch eigentlich der normale, jedenfalls der dauernde Zustand für Europa gewesen war und daß es eines großen Maßes von Umsicht und Geschicklichkeit seitens der preußischen Diplomatie bedurft hatte, um zu verhüten, daß Preußen wider seinen Willen und wider seine Interessen in die kriegerischen Begebenheiten, die sich bei andern Nationen vollzogen, verwickelt wurde. Bismarck hat darin ferner nachgewiesen, daß die Gefahr einer Isolierung für Preußen wiederholt bestanden hat, und wenn man dem Grundgedanken seiner Politik nachgeht, so beruht sein schon auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ausgesprochener und später von Versailles aus betätigter Wunsch einer Wiederannäherung an Oesterreich wesentlich auf der Absicht, dem unter Preußens Führung geeinigten Deutschland eine dauernde Anlehnung gegen das Uebelwollen der Nachbarn zu sichern, die, wenn auch sonst nicht in ihren Interessen, so doch jedenfalls darin übereinstimmten, uns die gewonnenen Erfolge zu mißgönnen. Die Zustimmung, welche die preußische Politik im Juli 1866 schließlich von seiten Frankreichs gefunden hatte, beruhte, den Traditionen der französischen Politik zuwider, teils auf der mangelnden militärischen Bereitschaft, teils auf dem körperlichen und dem Seelenzustande Napoleons III., den der preußische Botschafter Graf von der Goltz mit großer Geschicklichkeit ausgenutzt und sich dadurch unvergängliche Verdienste um Preußen erworben hatte.

Während der folgenden Jahre lag die Versuchung für Oesterreich, bei Ausbruch des unausgesetzt drohenden deutsch-französischen Krieges auf die Seite Frankreichs zu treten, nahe genug. Verhandlungen zu diesem Zwecke sind ja auch gepflogen worden, nur waren die getroffenen Abmachungen noch nicht so weit vorgeschritten, um Oesterreich für den gegebenen Augenblick die Freiheit der Entschließung zu nehmen. Bismarck hat in seiner obenerwähnten Rede ausgeführt, Oesterreich hätte sich einem Kampfe gegen Deutschland nicht anschließen können, weil es dabei mit dem anzustrebenden Siegespreis, der Wiederherstellung seiner Führerschaft in Deutschland, durch Preisgebung des linken Rheinufers an Frankreich in ein schweres Mißverhältnis zu den deutschen Staaten getreten wäre. Ob Erwägungen dieser Art ausschlaggebend für die österreichische Politik geblieben sein würden, wenn die Würfel bei Weißenburg und Wörth anders gefallen wären und wenn die bereits begonnenen österreichischen Rüstungen nicht ein starkes Gegengewicht an der Haltung Rußlands gefunden hätten — man erinnere sich an das Telegramm Kaiser Wilhelms an Kaiser Alexander aus Versailles vom 27. Februar 1871: „Preußen wird niemals vergessen, daß es Ihnen zu verdanken ist, wenn der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat. Möge Gott Sie dafür segnen" —, kann heute unerörtert bleiben. Es genügt, an den Depeschenwechsel vom Dezember 1870 zu erinnern, der damals zwischen Versailles und Wien stattfand und von beiden Seiten in sehr warmen Worten der Gestaltung der zukünftigen Beziehungen beider Reiche gedachte. In der Note vom 26. Dezember 1870 an den Gesandten in Berlin sagte Graf Beust, daß die preußische Regierung Oesterreichs eignen Empfindungen und ihrem Ausdruck nur zuvorgekommen sei, wenn sie der Hoffnung Worte leihe,

daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn mit Gefühlen des gegenseitigen Wohlwollens aufeinander blicken und sich zur Förderung der Wohlfahrt und des Gedeihens beider Länder die Hand reichen werden. „Nicht ohne berechtigtes Vertrauen dürfen wir hiernach gerade in diesem Augenblick der Verwirklichung so verheißender Aussichten ein ergiebiges Feld eröffnet sehen, ein Feld, auf dem Gemeinsamkeit des Wollens und Handelns für beide Reiche ein Unterpfand bleibender Eintracht, für Europa eine Bürgschaft dauernden Friedens werden kann.“ In diesem Satze sind bereits, wie unschwer zu erkennen, die Keime des künftigen Bündnisses enthalten. Als im folgenden Jahre Kaiser Franz Joseph mit dem Nachfolger Beusts, dem Grafen Andrássy, nach Berlin kam, würde eine intime Annäherung an Oesterreich vielleicht schon damals bindende Formen erlangt haben, wenn nicht auch Kaiser Alexander seinen Besuch in Berlin angemeldet hätte und so aus dem beabsichtigten Besuche des Kaisers Franz Joseph eine Dreikaiserzusammenkunft wurde, von der Fürst Gortschakow vor seiner Abreise aus Berlin befriedigt sagte, das Beste daran sei, daß nichts Schriftliches abgemacht wurde (qu'il n'y aie rien d'écrit). In den folgenden Jahren sind es wesentlich die orientalischen Schwierigkeiten gewesen, die eine engere deutsch-österreichische Intimität verhinderten. Bismarck wollte die deutsche Politik nicht in die Lage bringen, zwischen Rußland und Oesterreich optieren zu müssen, auch war beim Kaiser Wilhelm das Dankgefühl gegen Rußland noch zu lebendig. Erst das anmaßliche und ungeschickte Verhalten des Fürsten Gortschakow bei dem Berliner Besuch von 1875 mag in Bismarcks Seele das Saatkorn zu einer Abmachung mit Oesterreich, auch gegen Rußland, gesenkt haben.

Ueberblickt man die lange Periode der Leitung der deutschen Politik durch Bismarck in ihren einzelnen Abschnitten, so wird man finden, daß sie von wiederholten tiefen Verstimmungen zu Rußland, zu England keineswegs frei war; ferner daß, obwohl wir Frankreich wiederholt sehr große Dienste geleistet hatten, dennoch die Boulanger-Krisis und der in Elsaß-Lothringen hochgradig betriebene Landesverrat die Möglichkeit eines Konflikts mit der französischen Republik recht nahe gelegt hatte; daß wir endlich auch mit Italien mancherlei Differenzen und Verstimmungen gehabt haben. Die wechselnden politischen Bilder der Jahre 1870 bis 1890 sind von denen, die heute an uns vorüberziehen, im wesentlichen nur durch die agierenden Personen unterschieden, wobei namentlich ins Gewicht fällt, daß das damalige Rußland wesentlich berechenbarer als das heutige war, daß in England eine betagte Königin regierte, deren Tochter Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen war, und daß Deutschland selbst, von Bismarck ganz abgesehen, durch die ehrwürdige und in der ganzen Welt hochgeehrte Persönlichkeit Kaiser Wilhelms I. repräsentiert war. Von den mancherlei Konfliktsmomenten, die diese lange Regierungszeit durchzogen, sei zum Beispiel nur die Beleidigung hervorgehoben, die König Alfonso von Spanien im Jahre 1883 bei der Heimkehr aus Deutschland in Paris erfuhr. Der damals sechsundachtzigjährige Kaiser betrachtete jene Pariser Vorgänge mit Recht als gegen sich selbst gerichtet, und als der damalige Chef des Stabes des XV. Armeekorps,

Oberst von Winterfeld, sich bei ihm in Baden-Baden meldete, äußerte er zu diesem in hoher Entrüstung: „Die Franzosen scheinen die Lektion von 1870 schon wieder vergessen zu haben — wenn man mich herausfordert, ich bin bereit.“ Was Italien anbelangt, so sei gleichfalls daran erinnert, daß König Umberto bis an sein Lebensende dem Kaiser Wilhelm und seinen Nachfolgern gegenüber der dankbare Husar Umberto von Savoyen geblieben ist (il ussaro riconoscente Umberto di Savoia), als welchen er sich nach seiner Ernennung zum Chef des 13. preußischen Husarenregiments dem Kaiser gegenüber durch seine Unterschrift unter seine Photographie bezeichnet hatte. Dieses enge und intime Verhältnis zum preußischen Königshause, dessen Andenken noch heute von der Königin-Witwe Margherita warm gepflegt wird, verlieh unsern Beziehungen zu Italien, namentlich nach dessen Beitritt zum deutsch-österreichischen Bündnis, den Charakter der Zuverlässigkeit.

Als Bismarck im Jahre 1879 zum Abschluß des deutsch-österreichischen Vertrages nach Wien ging, geschah es, wie er selbst ausgesprochen, um Deutschland nicht einer Isolierung auszusetzen, es nicht in die Lage zu bringen, fortgesetzt einer gegen zwei oder mehr zu stehen. Wenn selbst Bismarck mit der Gefahr einer Isolierung inmitten eines erheblich kriegerischer gesinnten Europas, als es das heutige ist, zu rechnen hatte, so kann es auf den vorurteilslosen Beurteiler nur einen komischen, richtiger vielleicht einen betrübenden Eindruck machen, wenn er in der deutschen Publizistik und auch im Publikum immer wieder Klagen über die „Isolierung“ begegnet, in der wir uns heute angeblich befinden. Namentlich soweit diese Publizistik militärischen Federn entstammt, macht sie einen recht eigentümlichen Eindruck. Der beabsichtigte Beweis, der in solchen Aufsätzen geführt werden soll, daß wir von unsrer früheren Höhe heruntergekommen sind, trifft nur für die Verfasser zu, die sich des Moltkeschen Ausspruchs im Reichstage von 1888 nicht erinnern: „Ein starker Staat steht nur sicher auf sich selbst“ — ein Wort, das schon Schiller im „Wilhelm Tell“ achtzig Jahre zuvor in die Form geprägt hat: „Der Starke ist am mächtigsten allein.“ Freunde zu haben, auch für den Ernstfall, ist im Völkerleben gewiß so wenig ein Nachteil wie im Leben des einzelnen. Aber man darf vom deutsch-österreichischen Bündnis sagen, daß es bei seiner Aufrichtung im Jahre 1879 bis auf den heutigen Tag viel weniger die Bestimmung gehabt hat, einer gemeinsamen kriegerischen Operation als Grundlage zu dienen, als vielmehr die, die Notwendigkeit einer solchen nach Möglichkeit zu verhindern. Deutschland und Oesterreich-Ungarn Schulter an Schulter repräsentieren eine solche Macht, daß jede wie immer geartete gegnerische Koalition es vermeiden wird, sich die Zähne daran auszubeißen, zumal England niemals für eine solche Koalition zu haben sein wird, solange Oesterreich-Ungarn mit uns im festen Bunde steht. Dieser Tatsache tut der Umstand, daß es in Oesterreich-Ungarn Politiker gibt, die mit dem Bundesverhältnis nicht einverstanden sind und die Meinung hegen, daß die habsburgische Monarchie im entgegengesetzten Lager bessere Geschäfte machen würde, durchaus keinen Abbruch, selbst wenn es sich bewahrheiten sollte, daß

eine solche Auffassung in den Reihen der österreichischen Diplomatie selbst vertreten ist. Es hat sich auf deutscher Seite seit 1879 durchaus nichts geändert. Wir haben bis auf den heutigen Tag mit jedermann Frieden gehalten. Das in England bestehende Mißvergnügen, das teils in Vorgängen persönlicher Natur, teils in unsrer kolonialen Ausbreitung, teils in der zunehmenden wirtschaftlichen Bedeutung beruht, die wir zum nicht geringen Grade dem Umstande verdanken, daß die große Mehrzahl unsrer Arbeiter durch die Schule des Heeres geht und dort zu einer Reihe von Eigenschaften erzogen wird, die ihr in der Friedensarbeit, ebenso wie dieser selbst, außerordentlich zustatten kommen — hat auch schon zur Bismarckschen Zeit nicht gefehlt. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß Bismarck zur Zeit der afghanischen Verwicklung mit Zustimmung des Kaisers dem Kaiser Alexander III. auf dessen direkte Anfrage für den Konfliktsfall die Zusage einer wohlwollenden Neutralität erteilte, „im Umfange der russischen von 1870", und wenn diese Zusage auch wahrscheinlich wesentlich dazu beigetragen hat, den Konfliktsfall zu verhindern, so ist die Tatsache doch jedenfalls ungleich gewichtiger als irgendeine der verhältnismäßig geringfügigen Häkeleien, die wir seit 1890 mit England gehabt haben. Sie wiegt jedenfalls historisch und politisch viel schwerer als das bekannte Krüger-Telegramm, von dem Bismarck sagte, daß eigentlich die Königin Viktoria es an den Präsidenten Krüger hätte abschicken müssen.

Deutschlands konzentrische Lage mitten im waffenstarrenden Europa, an seinen Landgrenzen mächtigen Heeren, an seiner Seegrenze einer übermächtigen Flotte benachbart, wird immer die Gefahr in sich schließen, daß mehrere seiner Nachbarn sich zu einer Deutschland abgeneigten Politik zusammenfinden, namentlich solange Frankreich unter allem Wechsel von Regierungen und ungeachtet aller von Deutschland empfangenen Freundlichkeiten dazu bereit ist. Es beruht diese Haltung Frankreichs keineswegs ausschließlich auf dem Verlust von Elsaß-Lothringen, ist also keineswegs eine ausschließliche Folge der Bismarckschen Politik. Seit Ludwig XIV. ist die französische Politik traditionell gegen die Erstarkung und die Wohlfahrt Deutschlands gerichtet gewesen. In Preußen hat es, wie Bismarck einmal im Reichstage hervorhob, bis zum Siebziger Kriege seit Jahrhunderten kaum eine Generation gegeben, die nicht gegen Frankreich in Waffen gestanden hätte. Denken wir uns Straßburg und Metz heute noch in französischem Besitz, so würde die Kriegsgefahr tatsächlich eine permanente und jedenfalls eine viel größere und bedenklichere sein, als sie es heute sein kann. Als am 30. Juni 1870 Thiers in der französischen Deputiertenkammer die Regierung davor warnte, nachdem sie den ersten Fehler begangen, Italiens Einigung zu schaffen, nun auch den zweiten Fehler durch Schaffung der deutschen Einheit zu begehen, da konnte er mit Fug und Recht sagen: „C'est l'âme de la France qui parle," und wiederum hat Ranke ihm, als Thiers im Oktober 1870 in Wien an ihn die Frage richtete, mit wem Deutschland jetzt noch Krieg führe, die treffendste Antwort gegeben: „Mit Ludwig XIV." Mit der Seele Frankreichs. Denn die Seele Frankreichs war es, aus der heraus

Gambetta nach dem Unglückstage von Sedan der französischen Nation sein „Débout!“ zurufen und mit bewundernswerter Energie durchführen konnte. Hand aufs Herz, wenn Deutschland die Augustschlachten verloren, sein Heer und sein fürstliches Oberhaupt im Felde kapituliert hätten, Köln und Mainz eingeschlossen worden wären, würde die deutsche Nation einer gleichen Erhebung fähig gewesen sein? — Der Vergleich mit 1813 träfe nicht zu. Die damalige Erhebung im Zorn über unerhörten Druck und tiefe Schmach wurde wesentlich ermöglicht durch den Zusammenbruch Napoleons in Rußland, durch die russische Hilfe und durch eine sechsjährige rastlose militärische Vorbereitung in Preußen. Sicherlich wird es eine große Anzahl denkender Franzosen geben — und sie wird hoffentlich von Jahr zu Jahr größer werden —, die einen abermaligen Krieg mit dem deutschen Nachbar grundsätzlich verwerfen, aber viel größer ist die Anzahl derer, die diesen Krieg nur deshalb scheuen, weil er voraussichtlich nachteilig für Frankreich verlaufen würde oder weil sie für den Fortbestand der Republik fürchten. Doch kein französischer Politiker wird je vergessen, daß Frankreichs Machtstellung und Vormachtstellung in Europa seit Ludwig XIV. auf dem Besitz von Straßburg und Metz, diesen beiden Einfallstoren, beruht hat. Wenn heute der Schwerpunkt der politischen Zukunftsfragen außerhalb Europas liegt, so wird das auf die Dauer doch nicht in dem Maße der Fall sein, daß Frankreich nicht früher oder später den ernsthaften Versuch, die Basis seiner europäischen Stellung zurückzugewinnen, im geeigneten Augenblick unternehmen sollte. Die Zahl der französischen Politiker, die sich entschließen könnten, auf diesen Gedanken zu verzichten, wird immer eine verhältnismäßig geringe sein, weil sie durch die Tatsache selbst unaufhörlich daran gemahnt werden. Demgegenüber wird Deutschland noch auf Generationen hinaus sich der Pflicht nicht entziehen können, in Eintracht und enger Geschlossenheit, in rastloser Ausbildung und Stärkung seiner Wehrkraft, gleichzeitig in möglichster Stärkung aller bürgerlichen Erwerbszweige und aller Friedensarbeit, sich auf die Erfordernisse einer großen Entscheidung einzurichten. Gewiß wäre ein einträchtiges freundnachbarliches Zusammenwirken beider Nationen nicht nur für den Weltteil, sondern für die Welt von großer und wichtiger Bedeutung. Aber derjenige französische Staatsmann, der dazu mit vollem Ernste die Hand bieten wollte, würde ebenso an der Seele des französischen Volkes wie an den Einflüssen andrer Mächte scheitern, die ein großes Interesse daran haben, dieses deutsch-französische Einvernehmen nicht zustande kommen zu lassen. Es hat somit in bezug auf Frankreich keinen Sinn, von einer „Isolierung“ Deutschlands zu sprechen, die bisher durch keine Freundlichkeit und durch kein Entgegenkommen von deutscher Seite, wie schon Bismarck es nach allen Richtungen hin versucht hat, gemindert worden ist. Frankreich ist mit uns in einzelnen Fragen zusammengegangen auf dem Berliner Kongreß, freilich nicht um unsertwillen, sondern um Rußlands willen, und auf der Afrikakonferenz, um in seiner kolonialen Expansion (Tunis!), nicht etwa durch ein Zusammengehen Deutschlands mit England behindert zu werden.

Was Rußland anbetrifft, so ist die Ansicht, daß das Zarenreich vorläufig

für die internationale Politik und demnach auch für eine angebliche Isolierung Deutschlands nicht in Betracht komme, kaum berechtigt. Entweder verständigt sich die russische Regierung, richtiger der Kaiser, mit der jetzigen oder einer folgenden Duma, dann wird die russische Politik zweifellos aus dem Schoße dieser Volksvertretung heraus sehr starke Impulse empfangen. Schon bei der Adreßdebatte zu Anfang dieses Monats wurden Hinweise auf das Zusammengehen aller Slawen hörbar, und die große Geneigtheit der russischen Oppositionsparteien, sich ungeachtet der konfessionellen Unterschiede der polnischen Wünsche anzunehmen, spiegelt sich in der wachsenden Anmaßlichkeit der Polen in Oesterreich und in Deutschland wider. Verständigt sich der Kaiser mit der Duma nicht, so wird er, um sein feierlich gegebenes Wort einzulösen, immerhin danach trachten müssen, sich mit einer Volksvertretung, wenn auch in andrer Form, zu umgeben, und je stärker in dieser der russische Patriotismus sein wird, um so gewichtiger wird die Stimme Rußlands in den Konstellationen der internationalen Politik sein. Um sich die Freiheit künftiger Entschließungen zu erhalten, wird die russische Politik daher voraussichtlich zunächst bemüht bleiben, mit allen Mächten, auch mit Deutschland, möglichst befriedigende Beziehungen zu erhalten, um Konflikte in Europa für eine Reihe von Jahren auszuschließen. Sollte eine Verständigung des Kaisers mit der Volksvertretung in irgendwelcher Art nicht gelingen und die Revolution in Rußland ihren Fortgang nehmen, so kann deren Beendigung auf die eine oder andre Weise doch nur eine Frage der Zeit sein. Da aber eine Rückkehr zum vollen Absolutismus kaum in Aussicht genommen werden darf, so wird man sich in der europäischen Diplomatie immerhin darauf einzurichten haben, daß nach der Beendigung der Revolution ein wieder erstarkendes russisches Nationalgefühl die Richtung der russischen Politik beeinflussen wird. Rußland ist im gegenwärtigen Augenblick selbstverständlich nicht in der Lage, sich vom Zweibunde loszusagen; es kann nur dafür sorgen, wie dies auch bisher der Fall gewesen, daß dieses Bündnis seinen passiven Charakter behält. Das Verhältnis zu Frankreich ist an sich für die Anknüpfung und Festigung guter Beziehungen Rußlands zu Deutschland kein Hindernis; die russische Regierung, solange sie sich in den Händen des Zaren befindet, hat Grund genug, ein solches Verhältnis zu pflegen und zu fördern. Sollte eine Festigung der inneren Zustände Rußlands nicht gelingen und die Revolution von neuem und in größeren Dimensionen einsetzen, so ist ein Uebergreifen in die deutschen Grenzgebiete, in die polnischen, ja nicht ausgeschlossen, wir werden dann den Umständen gemäß zu handeln haben. Jedenfalls kann aber augenblicklich Rußland gegenüber von einer Isolierung ebensowenig die Rede sein, wie das Gegenteil, ein Bündnis mit Rußland, im gegenwärtigen Augenblick auch nur bedingten Wert haben würde. Jede auswärtige Politik hängt eben von den inneren Zuständen eines Landes ab, ist ein Produkt dieser inneren Lage. Das mögen auch unsre Parteien in Deutschland sich gesagt sein lassen, die eine starke und kräftige Politik wünschen, ihren Vorbedingungen aber im Reichstage die größten Schwierigkeiten entgegensetzen, sie als Parteifragen behandeln und die Zustimmung

von der Erfüllung von Parteiwünschen abhängig machen. Auf diese Weise wird der Reichstag Deutschland niemals zu derjenigen Stellung gelangen lassen, die es jeder andern Macht wünschenswert machen muß, mit uns auf möglichst gutem Fuße zu bleiben.

Der praktische Staatsmann kann nur mit Tatsachen, mit realen Verhältnissen rechnen. Das dekorative Beiwerk, das in Parlaments- oder Tischreden gelegentliche Verwendung findet, ist für die wirkliche Politik von geringem Wert, es sei denn, daß es sich um jene Worte handelt, die bestimmt sind, die Gedanken zu verbergen. Es dürfte demnach angezeigt sein, den Austausch von Reden, der seit dem Dezember zwischen Deutschland und England in after dinner speeches und bei andern Anlässen stattfindet, auf seinen wahren Wert zurückzuführen. Die schönsten Versicherungen englischer Minister, selbst in deutscher Sprache, über den freundschaftlichen Charakter, den die deutsch-englischen Beziehungen haben oder doch haben müßten, bleiben wertlos der Tatsache gegenüber, daß eine einzige unwahre Nachricht über die angeblichen Absichten Deutschlands, irgendwo an dem Wege nach Ostasien ein Kohlendepot zu errichten, ausreicht, die öffentliche Meinung in England zu beunruhigen, die Presse zu allerlei Invektiven gegen Deutschland zu begeistern und das Unterhaus zu alarmieren. Mag einer solchen Bewegung der öffentlichen Meinung nun Neid oder Furcht zugrunde liegen, das eine wie das andre ist Englands nicht würdig und schafft für andre Nationen einen unerträglichen Zustand, wenn sie in der Befriedigung ihrer einfachsten Schiffahrtsbedürfnisse, nicht nur der Kriegsschiffe, sondern auch der Handels- und Postdampfer, von dem guten Willen und der Zustimmung Englands abhängig sein sollen. Als nach der Wegnahme von Kiautschou Prinz Heinrich von Preußen mit drei Kriegsschiffen nach Ostasien ging, hatte England dafür gesorgt, daß von Aden bis Schanghai nirgends mehr Kohlen aufzutreiben waren, und nur einem einzigen deutschen Konsul, wenn wir nicht irren, in Colombo, war es durch rechtzeitige Maßnahmen geglückt, diese englische Liebenswürdigkeit zu durchbrechen. Das geschah zu einer Zeit, wo wir uns zu England in keinem politischen Gegensatz befanden. Es darf gern zugegeben werden, daß Regierung und Parlament in London aus der südwestafrikanischen Grenzüberschreitung weniger Aufhebens gemacht haben, als sie unter Umständen hätten machen können. Aber es hat dabei wohl das Bewußtsein eine Rolle gespielt, daß ohne eine gewisse Unliebenswürdigkeit der Kapregierung Deutschland gegenüber, wenn die Kapbehörden die aufrührerischen Hottentotten und Hereros nicht als kriegführende Macht behandelt hätten, der Krieg längst zu Ende sein würde. Deutschland würde nicht allein manche Million Mark, sondern manches Menschenleben und viel Blut seiner braven Truppen gespart haben. Die Kapbehörden hatten bis dahin ihre Schuldigkeit nicht getan, wie sie Deutschland völkerrechtlich oder doch von einem guten Nachbar hätte beanspruchen können und wie sie England im umgekehrten Falle von uns jedenfalls beansprucht haben würde, von deutscher Seite wahrscheinlich auch ohne Ersuchen unweigerlich geleistet worden wäre. Gewiß ist es

richtig, wie es in verschiedenen englischen Reden heißt, daß Deutschland Englands Freundschaft jeden Tag haben könne, aber die unausgesprochene Bedingung ist eben die, daß Deutschland sich mit seiner Politik in den Dienst der englischen Interessen zu stellen hat und seinen eignen nur so weit nachgehen darf, als sie nicht mit englischen kollidieren. Nun gibt es aber kaum einen Punkt der Erde, auf dem nicht, wenn auch nicht die englische Regierung, so doch irgendeine Anzahl Engländer, englische Gesellschaften u. s. w. Interessen haben. Wir haben das erst neuerdings bei dem Verlangen der Australier in bezug auf die Karolinen- und Marianeninseln gesehen. Die englische Anmaßlichkeit, die in Deutschland schwer ertragen wird, besteht eben in dem Anspruch, daß alle Forderungen und Interessen andrer sich rücksichtslos den englischen unterzuordnen haben. Eine Freundschaft um solchen Preis ist keine Freundschaft mehr, jedenfalls müßte Deutschland sich für die einseitige Festsetzung des Preises bedanken. Ein wirklich und dauernd gutes Einvernehmen der beiden Nationen, wie wir es aufrichtig wünschen und jederzeit zu vertreten bereit sind, hat zur Voraussetzung, daß beide Mächte sich über ihre Interessen auf den einzelnen Weltmeeren und den sie verbindenden Handelsstraßen verständigen. Jeder einsichtige Engländer weiß sehr wohl, zum mindesten sollten es die Admiralität und das Foreign Office wissen, daß Deutschland auf absehbare Zeit hinaus gar nicht in der Lage ist, am Wege nach Ostasien Beobachtungsposten für seine Kriegsflotte einzurichten, von denen aus diese imstande wäre, den englischen Interessen irgendwelchen Abbruch zu tun. Dazu fehlt uns nicht mehr wie alles, vor allen Dingen fehlen uns die Schiffe. Es macht daher wirklich einen komischen Eindruck, wenn England über die Möglichkeit in Aufregung gerät, daß deutsche Unternehmer auf irgendeiner Insel oder an irgendeinem Hafenplatz einige tausend Tonnen Kohlen niederlegen und dieses Lager dauernd unterhalten könnten. England will eben nicht auf die Möglichkeit verzichten, den Schiffsverkehr nach Ostasien auch ohne Kriegserklärung erschweren oder verhindern zu können, eine Anmaßlichkeit so unfreundlicher Art, daß keine Nation sich das auf die Dauer bieten lassen kann. Wer zur See schwach ist, muß gute Miene zum bösen Spiel machen. So ist es uns zum Beispiel ergangen, als ein japanisches Geschwader nach dem Fall von Port Arthur auf die Reede von Tsingtau kam und einen Kreuzer hineinschickte, um die Desarmierung des dorthin geflüchteten russischen Schiffes „Zessarewitsch“ festzustellen, ein Verfahren, das es sich einem wirklichen und im Verteidigungszustande befindlichen Kriegshafen gegenüber oder bei der Anwesenheit hinreichender deutscher Seestreitkräfte nicht erlaubt haben würde. Wir müssen unsre Seemacht entwickeln, weil wir unsre Schiffahrt und unsern Seehandel entwickeln müssen. Für Deutschland wäre es sicherlich erfreulich, das im Einvernehmen mit England zu tun, aber wir können deshalb nicht darauf verzichten, weil England scheel dazu sieht. Dieselben englischen Minister, die uns bei Tisch ihres Wohlwollens versichern und die das Abrüstungsaxiom auf ihr Programm geschrieben haben, versichern im Parlament, daß England gegenwärtig die beste und streitbarste Flotte habe, die es je gesehen,

daß es diese Flotte auf ihrer jetzigen Höhe erhalten müsse. Gleichzeitig sind fortgesetzt Bemühungen im Gange, auch der Landarmee eine größere Leistungsfähigkeit „namentlich für den Kampf außerhalb Englands“ zu sichern. Von japanischer Seite ist den Engländern ja auch bereits angedeutet worden, daß ihr Heerwesen den Voraussetzungen des englisch-japanischen Bündnisvertrages nicht entspreche. England wird somit an der „Abrüstung“ sich zu seinem Teile nur in sehr geringem Umfange betätigen, und Deutschland hat demgegenüber wahrlich keinen Grund, seine für Preußen demnächst hundertjährige allgemeine Wehrpflicht oder das Flottengesetz zu durchbrechen, das endlich auch unsrer Seemacht die ersehnte gesetzliche Basis gegeben hat.

Englands Verträge sind immer derart, und die Konvention mit Frankreich vom 8. April 1904 bestätigt das von neuem, daß der Löwenanteil auf englischer Seite liegt. Es ist daher fraglich, ob es für Deutschland irgendwelchen Nutzen hätte, sich England gegenüber vertragsmäßig zu binden. Wir würden dabei wahrscheinlich viel mehr aufzugeben, als dafür einzuheimsen haben, wirklich weitgehende Zugeständnisse, auch wenn sie weiter nichts enthielten als den Verzicht auf englischen Einspruch, würde England uns schwerlich machen. Da liegt es doch wohl mehr in deutschem Interesse, die Verhandlung von Fall zu Fall zu versuchen, um so mehr, als die Gelegenheiten, bei denen England ein Entgegenkommen von deutscher Seite gern annimmt, keineswegs so selten sind. Die öffentliche Meinung in England ist durch ihre Presse dahin gebracht worden, hinter jedem für England unbequemen Vorgange auf der Welt deutsche Intrigen zu sehen. Es ist das soeben wieder beim türkisch-ägyptischen Konflikt der Fall gewesen, dessen eigentlicher Grund in den türkischen Eisenbahnbauten zu suchen ist, hinter denen England überall deutsche Einflüsse wittert. Wir wollen dabei nicht vergessen, welche Schwierigkeiten England der Bagdadbahn entgegengesetzt hat und daß die Erklärung der englischen Regierung, England müsse die Festsetzung irgendeiner andern Macht am Persischen Meerbusen als ein unfreundliches Unternehmen ansehen, sich nicht allein gegen Rußland richtet, sondern auch wesentlich dazu bestimmt ist, das deutsche Bagdadunternehmen zu coupieren und durch Beraubung seines Endpunktes lahmzulegen. Es wird uns das nicht hindern, zur gegebenen Zeit mit England über diese Frage in Unterhandlung zu treten, und England wird dann reichlich Gelegenheit haben zu beweisen, wie weit seine Sehnsucht nach einer Verständigung und einem herzlichen Einvernehmen mit Deutschland, von der jetzt alle Reden überfließen, den Tatsachen entspricht. Mag immerhin die Annahme, daß unter dem jetzigen Kabinett manches anders werden wird wie unter seinen Vorgängern, eine gewisse Berechtigung haben, die Politik einer Großmacht wie England, deren Schwerpunkt in den überseeischen außereuropäischen Interessen liegt, ändert sich nicht so fundamental mit einem Kabinettswechsel. Denn diese Politik ist nicht abhängig von einem geringeren oder größeren Grade des Wohlwollens gegen eine andre Macht, sondern beruht auf dem Grundsatze, in der Wahrnehmung der politischen und wirtschaftlichen Interessen Großbritanniens stets so weit zu gehen, als es möglich ist und die Um-

stände es gestatten. Bei der Uebermacht Englands zur See, bei seinen vorzüglichen Konsulareinrichtungen, seinen Kabelsystemen u. s. w. ist ihm aber ziemlich alles möglich auch ohne kriegerische Maßnahmen, sobald England sich desjenigen Grades von Rücksichtslosigkeit, den es sich straflos erlauben darf, zu bedienen für gut befindet.

Kaiser Wilhelm I. huldigte dem Grundsatz, politische Abmachungen mit andern Mächten nur für bestimmte begrenzte Zwecke zu treffen, nicht für solche allgemeiner und grundsätzlicher Natur. Die Möglichkeit, daß wir uns mit England für bestimmte Zwecke verständigen, ist durchaus vorhanden und hat ja auch bereits zu verschiedenen Abmachungen Anlaß gegeben, die freilich zum Teil nicht sehr glücklicher Natur gewesen sind, vielmehr gleichfalls nach dem Rezept der Marokkokonvention verfaßt waren. Auch wäre es immerhin denkbar, daß wir mit England zum Beispiel ein die Aufgaben der Bagdadbahn dauernd sicherndes Einvernehmen träfen, in Kompensation mit den Eisenbahnwünschen Englands in Afrika. Mit kontinentalen Großmächten kann Deutschland jederzeit einen Vertrag schließen, der die Erhaltung des europäischen Status quo zum Gegenstande hat, Garantien des gegenseitigen Besitzstandes gibt und damit sehr feste Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens in sich schließt. Ob England zu einem solchen Vertrage bereit sein würde und ob es an ihm Interesse hätte, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Man kann zum Beispiel das Interesse Englands an dem Status quo des Frankfurter Friedens sehr verschieden auslegen. Es wird englische Staatsmänner geben, die anerkennen, daß ein zwar sehr starkes, aber seit fünfunddreißig Jahren friedliches Deutschland im Herzen Europas für den Weltteil eine Notwendigkeit sei und eine Bedingung für dessen friedliches Gedeihen, zumal jede Hebung des Wohlstandes der europäischen Nationen dem Handel und dem Geldmarkt Englands zugute komme. Andre Staatsmänner können dagegen die Auffassung vertreten, daß ein Frankreich, das im Wiederbesitz seiner Einfallstore nach Deutschland sei, seinen Schwerpunkt wieder mehr nach Europa verlegen und seine expansive Politik in Asien und Afrika weniger pflegen werde. Ein auf diese Weise geschwächtes Deutschland werde für England nicht nur nicht zu fürchten sein, keinen gesuchten Bundesgenossen mehr darstellen, sondern gezwungen sein, selbst Anlehnungen zu suchen. Beide Richtungen der englischen Politik sind möglich. Wir gehen vielleicht nicht zu weit, wenn wir behaupten, daß augenblicklich beide vorhanden sind und in der obersten Leitung der englischen Politik zur Betätigung gelangen, die letztere wenigstens passiv insoweit, als sie nichts dagegen einzuwenden haben würde, wenn Frankreich die Rheingrenze gewänne, vielleicht sogar unter Umständen dazu mitzuwirken bereit wäre. Wenn diese Richtung in der englischen Politik nicht bestimmter in den Vordergrund getreten ist, so hat das seinen Grund darin, daß die Nation dies schwerlich gutheißen würde und nicht geneigt sein dürfte, zu der Störung der wirtschaftlichen Wohlfahrt der beiden Hauptkunden Großbritanniens, Deutschlands und Frankreichs, beizutragen.

Es ergibt sich aus dem allen, daß auch zu Großbritannien ein Verhältnis,

das das Gegenteil einer sogenannten Isolierung bedeuten würde, über ein Zusammengehen von Fall zu Fall hinaus praktisch kaum denkbar ist, es sei denn, daß sich an der Spitze Großbritanniens ein Staatsmann befände, der mit hohem Sinn und freiem Blick darauf verzichtete, die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands im europäischen Orient und in den überseeischen Ländern nicht mehr als im Gegensatz zu Englands Interessen, sondern vielmehr die Förderung der Wohlfahrt eines guten und soliden Kunden Englands als im Nutzen des vereinigten Königreichs liegend anzusehen. Hierbei kommt in Betracht, daß die Wandlung, welche die Dinge in Ostasien in den letzten Jahren erfahren haben, die europäischen Wirkungssphären nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich erheblich einzuengen droht. Zu der Zeit, als die europäischen Truppen in China standen, wäre zum Beispiel ein nachhaltiges Abkommen zwischen Deutschland und England, das beiden Nationen einen größeren Platz an der Sonne gesichert hätte, noch sehr wohl möglich und ausführbar gewesen. Aber die Engländer, anstatt sich hierin mit Deutschland zu verständigen, konnten uns nicht früh genug, nicht ohne unfreundlichen Nachdruck, aus Schanghai herausbekommen. Sie haben es vorgezogen, sich mit Japan zu verbünden, und unter diesem Bündnis werden nicht nur die englischen wirtschaftlichen Interessen in China, sondern alle europäischen Interessen sehr bald zu einem fühlbaren Rückschritt gelangen, der übrigens von ministerieller englischer Seite im Unterhause bereits offen anerkannt worden ist. Es gibt englische Politiker, denen selbst unsre bescheidene Stellung in Kiautschou und der deutsche wirtschaftliche Einfluß in Schantung zuviel ist, den sie gern, wenn nicht direkt, so doch durch Japan bekämpfen. Die Früchte dieser Politik würden freilich schwerlich den Engländern in den Schoß fallen, sondern jener europäerfeindlichen Richtung, die in Japan die volkstümliche ist und die auch für das Erwachen Chinas früher oder später den Ton angeben wird. Eine englische Politik, die diese Richtung ermutigt, wird zusehen müssen, daß sie nicht selbst mit in die Grube gerät, die sie für andre gräbt und graben läßt.

Gewiß kann es für ein deutsch-englisches Einvernehmen, das nicht einmal eine antirussische Tendenz zu haben braucht, Grundlagen geben, aber die heutige englische Politik wird für ein solches kaum schon zu haben sein. Wir müssen eben warten, bis die Erkenntnis in England zunimmt, daß Englands Interesse mit dem deutschen gerade an den wichtigsten Stellen identisch ist und daß England der deutschen Freundschaft mindestens in demselben Maße bedarf, wie wir der seinigen. Dieser Tag von Damaskus für die englische Politik ist vielleicht nicht so fern, als es augenblicklich noch den Anschein hat. Vitale Interessen großer Völker müssen hoch über persönlichen Reibungen und menschlichen Schwächen stehen. Gewiß sind es die Persönlichkeiten, welche die Welt regieren und die Politik machen, aber die Personen sind vorübergehender, die Völkerinteressen dauernder Natur. Was wir von England begehren, ist nichts weiter als das Aufgeben der Scheelsucht und die für uns notwendige Ellbogenfreiheit, die Kräfte entfalten zu können, die uns gebieterisch auf die See und über die See weisen. Die in England so mißliebig aufgenommenen Agitationen des Deutschen Flotten-

vereins, die dort in weiten Bevölkerungsschichten eine für uns ganz unverständliche Furcht vor einer gar nicht vorhandenen deutschen Flotte erweckt haben, waren doch nur der Ausdruck der Unzufriedenheit darüber, daß England unsrer wirtschaftlichen und kolonialen Betätigung allerlei unnütze und kleinliche Schwierigkeiten in den Weg legt. Tieferblickende englische Staatsmänner hegen allerdings nicht diese Furcht vor der deutschen Flotte, wohl aber eine ungleich schwerere Sorge vor einer friedlichen Waffe Deutschlands, die England nicht zu überwinden vermag. Das ist die rastlose Schaffenskraft der deutschen Industrie mit ihrer Intelligenz, ihrem Fleiße, ihrer durch Volksbildung und Disziplin, durch Pflichttreue und selbstbewußte Kraft gehobenen Arbeiterschaft und dem mehr und mehr sich erweiternden Blick der großen deutschen Kaufleute, der deutschen Schiffahrtsgesellschaften u. s. w. Noch vor einem Menschenalter würde jeder Engländer mit Hohnlächeln auf die Prophezeiung geblickt haben, daß seine Landsleute nach dreißig Jahren zwischen fremden Weltteilen und den europäischen Häfen Englands mit Vorliebe auf deutschen Schiffen fahren würden. Jetzt ist es seit Jahren Tatsache, daß die höheren Offiziere und Beamten, die aus Hongkong, aus Australien, aus Indien nach England heimkehren, ihre Reisen nach den Fahrplänen der deutschen Postdampfer einrichten. Von dem deutschen Vetter, an dessen Schwimmfähigkeit vor dreißig Jahren noch kein Engländer glaubte, auf ihrem eigensten Gebiete überholt und geschlagen worden zu sein, das ist es, was die Briten schwer ertragen und was man ihnen durchaus nachempfinden kann. Sie sehen die deutsche Schiffahrt, den deutschen Handel in mächtiger Entwicklung, das deutsche Heer in unantastbarer Stärke und nahezu unerreichbarer Vollkommenheit, unter dem Schutze dieses Heeres ein nach vielen Millionen zählendes Arbeiterheer, dessen Erzeugnisse in die entferntesten Länder der Welt eindringen. Hierzu nun noch gar eine Kriegsflotte, von der auch der besonnenste englische Staatsmann annehmen muß, daß sie eines Tages nicht nur eine ansehnliche Stärke erreichen, sondern in sich alle die guten Eigenschaften vielleicht noch in erhöhtem Maße vereinigen wird, die das deutsche Kriegsheer und die deutschen Arbeiterheere auszeichnen! Es ist da vollkommen begreiflich, daß britische Staatsmänner, hohe Flotten- und Landoffiziere auf diese Entwicklung, die sich während eines Menschenalters als Frucht der auf den französischen Schlachtfeldern erkämpften Einheit vollzogen hat, nur mit Stirnrunzeln blicken und noch nicht recht wissen, welchen Platz sie ihr in der Berechnung der politischen und wirtschaftlichen Interessen Großbritanniens einräumen sollen. Je mehr sie sich von dem heute schon unabweisbaren Gedanken durchdringen lassen, daß selbst der starke Arm Großbritanniens in die Speichen dieses Rades nicht mehr eingreifen kann, werden sie es vielleicht bedauern, daß England im Jahre 1870 die Niederlagen Frankreichs nicht verhindert hat, aber sie werden doch schließlich zu dem Ergebnis gelangen, sich mit dieser unabweislichen Tatsache abfinden zu müssen. Sobald diese Erkenntnis Großbritanniens eine allgemeine sein wird, wird auch das herzliche Einvernehmen beider Länder gegeben und von Dauer sein.

Daran würde auch eine russisch-englische Verständigung über Persien und andre asiatische Gebiete nichts ändern, die von England, nicht von Rußland, unaufhörlich gesucht und durch allerlei Fühler in der Presse unterstützt wird. England ist bestrebt, das jetzige Friedensbedürfnis Rußlands zur tunlichen Beseitigung der in Asien vorhandenen Konfliktsmomente auszunutzen. Wie weit das bei dem schwierigsten Punkte, Afghanistan, gelingen wird, hängt von der gesamten Entwicklung Rußlands ab. Zurzeit ist Afghanistan durch Vertrag mit dem jetzigen Emir eine englische Satrapie.

Wenige Tage nach dem Erscheinen dieser Blätter wird Kaiser Wilhelm in Wien eintreffen, um seinem väterlichen Freunde und dem langjährigen Verbündeten seiner Vorfahren, dem hochbetagten Kaiser Franz Joseph, einen Besuch abzustatten. Dieser an sich sehr einfache und durch nichts auffällige Vorgang hat bei der Nervosität, die unser Zeitalter kennzeichnet, Ströme von Tinte entfesselt und in der Presse aller Länder ein Preisraten zustande gebracht, was dieser neueste deutsche Coup zu bedeuten habe. Wir wollen ganz davon absehen, daß solcher Preßagitation zum Teil nicht unerhebliche Summen von Franken und Sovereigns zugrunde liegen mögen und daß es Leute genug in Europa gibt, die, nachdem sie seit Jahren das Absterben des Dreibundes verkündet haben, über dieses Zeichen seiner Lebensbetätigung höchst ungehalten und erschrocken sind. Aber selbst derjenige Teil der Presse, der sich im allgemeinen ein unbefangenes Urteil zu bewahren pflegt, hat in manchen seiner Organe an dem Kopfzerbrechen über diese Kaiserfahrt einen nur zu reichlichen Anteil genommen, merkwürdigerweise gerade solche Blätter, die in die melancholischen Klagen über die angebliche Isolierung Deutschlands einzustimmen pflegen und nun wiederum auf das Gegenteil als auf einen „unerbetenen Besuch“ schelten. Alle die papiernen Kraftproben, denen man das deutsch-österreichische Bündnis in den letzten Jahren unterworfen hat, haben sich auch bei weitgehender diplomatischer Unterstützung als völlig vergeblich erwiesen. Gewiß hat das Bündnis, das seinen Ausgangspunkt in der vorauszusetzenden Möglichkeit einer russischen Bedrohung des europäischen Friedens nahm, seit seinem Bestehen, weil d u r c h sein Bestehen, keine Möglichkeit gehabt, sich praktisch zu erproben, wesentlich aus diesem Grunde hat man sich in die Vorstellung eingelebt, daß es veraltet und obsolet sei, höchstens noch eine papierne oder dekorative Bedeutung habe. Aber wie Bismarck von Oesterreich gesagt hat, daß man es schaffen müsse, wenn es nicht vorhanden wäre, so kann man vom deutsch-österreichischen Bündnis sagen, daß man es heute abschließen müßte, wenn es nicht seit bald dreißig Jahren als kostbares Vermächtnis auf unsre Tage überkommen wäre. Mag immerhin erst eine augenblickliche Konstellation einem Zusammengehen, das längst in der geschichtlichen Tradition und Entwicklung beider Reiche enthalten war, die äußere Form aufgeprägt haben, so enthält es doch in seinen Fundamenten so viel Dauerndes, daß die Waffe, die es darstellt, durch ihren Nichtgebrauch keineswegs entwertet wird, weder jetzt noch in Zukunft. Es gleicht dieses Bündnis einer starken, in das Meer hinausragenden Mole, die bei ruhiger See dem Spaziergänger dient, an der aber im

Sturme die wilden Wogen sich brechen, ohne Schaden anrichten zu können. Es hat zudem soeben in Algeciras bewiesen, daß es außer einer militärischen auch noch eine diplomatische Bedeutung hat, und der Deutsche Kaiser hat ausdrücklich versichert, daß Deutschland im gegebenen Falle es nicht an der Gegenleistung fehlen lassen werde. Solange dieses Bündnis besteht, mögen Diplomaten und Publizisten aller Länder sich von dem angeblichen französisch-russisch-englischen Dreibunde nach Belieben unterhalten, er wird für Mitteleuropa keine Gefahr sein, schon deshalb nicht, weil die Lebensinteressen dieser drei Nationen nicht kongruent sind. Solange Deutschland sich selbst getreu bleibt, würde selbst die „Isolierung", die doch immer nur in gelegentlichen diplomatischen Konstellationen zum Ausdruck kommen könnte, ohne Bedeutung sein. Die Gespensterseherei und Heulmeierei, daß die andern Mächte eines Tages über das arme isolierte Deutschland herfallen und es auffressen könnten, ist der Tradition eines Volkes und eines Heeres unwürdig, dessen Fahnen das unvergängliche Siegesrauschen vom Ottensund bis zur Loire umweht hat; eines Heeres, das in seinen einzelnen Teilen in China sowohl wie in Südwestafrika durch unvergleichliche Leistungen bewiesen hat, wie die Söhne der Väter in jeder Hinsicht würdig geblieben sind.

An sich hat es doch durchaus nichts Unnatürliches und Auffälliges, wenn zwei verbündete Monarchen von Zeit zu Zeit, inmitten einer so bewegten und so radikalen politischen Entwicklung wie die unsrer Tage, das Bedürfnis empfinden zu einem Gedankenaustausch über die Dinge, die rund um sie vorgehen, und es ist dann auch wohl selbstverständlich, daß der Jüngere den hochbetagten väterlichen Freund aufsucht, namentlich wenn er ihm dabei Dank abstatten will. Eine Begegnung mit dem Kaiser Franz Joseph soll zudem für dieses Jahr auch aus anderm Anlaß seit langer Zeit in dem Programm Kaiser Wilhelms gestanden haben. An dem Tage, an dem der Deutsche Kaiser seine Hand in die seines erlauchten Verbündeten legen wird, mögen beide Länder und mag die übrige Welt von neuem die Gewißheit gewinnen, daß die Kräfte, die seit dem Jahre 1879 jede kriegsdrohende Bewegung in Europa zum Stillstand gewiesen haben, auch heute noch in alter Stärke und Entschlossenheit für den gleichen Zweck verbündet sind und es nach menschlichem Ermessen auch noch für eine lange Dauer bleiben werden. Zweck dieses Bündnisses ist bisher in erfolgreichster Weise die Erhaltung des Friedens gewesen, und zu gleichem Zweck und in gleicher Gestalt möge es sich auch kommenden Geschlechtern vererben. Es ist das zugleich auch die deutlichste Widerlegung der liebenswürdigen Intrigen fremder Diplomaten, die nicht müde werden, Deutschland als auf die deutschen Erblande Oesterreichs begierig zu schildern. Lord Salisbury hat den Bund der beiden Reiche einst als Heilsbotschaft begrüßt; mögen seine Nachfolger fortan die diplomatischen Vertreter Großbritanniens anweisen, die lügnerische Erfindung eines deutschen Verlangens nach Oesterreichs Erblanden nicht länger in der Welt herumzutragen, sondern die englische Politik an der Hand der Tatsache zu orientieren, daß das Bündnis, das zur Erhaltung Oesterreichs, nicht zu seiner Zerstörung geschlossen worden, nicht nur in diesem Sinne bis heute ge-

wirkt hat, sondern auch in Zukunft der oberste und unverrückbare Grundsatz der deutschen Politik bleiben wird.

Damit ist die mehr oder minder gutgemeinte Sorge um eine Isolierung Deutschlands wohl abgetan, die erstlich nicht vorhanden ist und die wir auch im Falle des Vorhandenseins nicht zu fürchten brauchen, solange Politik und Heer nach dem Rezepte des Großen Friedrich „toujours en vedette“ bleiben.

Die Koreaner von heute

Von

Baronin Babo-Vivenot (Tokio)

Marquis Ito, Japans größter Staatsmann, wurde nach Korea entsandt, um die schwierigen Unterhandlungen zu führen; es war eine heikle Aufgabe, die ihm zufiel und die nicht nur Geschicklichkeit und Takt in hohem Maße erforderte, sondern auch eine genaue Kenntnis dieser von einem unentwirrbaren Intrigennetz umsponnenen politischen Verhältnisse des kleinen Kaisertums und des seltsamen aus Ehrgeiz, Habsucht und nationalem Stolz zusammengesetzten Charakters der leitenden Männer. Der greise Staatsmann, erfahren, klug, gewandt, wußte die auf sein diplomatisches Können gesetzten Hoffnungen zu rechtfertigen, und das, was vor kaum zwei Jahren noch eine Unmöglichkeit geschienen hätte — heute ist es zur Wirklichkeit geworden. Die Außenpolitik ist in japanische Hände übergegangen, und Korea steht unter dem Protektorat des Inselreiches, nominell, bis es genügend erstarkt sein wird, um die Leitung seiner auswärtigen Angelegenheiten wieder selbst übernehmen zu können. Aber wird dieser Tag je kommen? Es scheint begreiflich, daß es patriotischen Koreanern schwer wurde, in eine Konvention einzuwilligen, die offenkundig die souveräne Autonomie des Landes beeinträchtigt, und auch von auswärtiger Seite werden manche, welche die Sachlage nur oberflächlich ins Auge fassen, der kleinen Nation, die sich dem mächtigen Nachbar beugen mußte, ihre Sympathie zuwenden. Sieht man aber näher zu und betrachtet diesen bis an die Wurzeln korrumpierten Staat, der nichts als ein Kampfplatz war, auf dem die Li und die Min, uneingedenk des Landes- und Volkswohls, um die Führerschaft am Staatsruder stritten, so wird sich kein aufmerksamer Leser moderner Geschichte verhehlen können, daß, wäre die auswärtige Politik fernerhin in koreanischen Händen belassen worden, die ständig drohende Situation endlich zu einer Katastrophe geführt haben würde, die über mehr wie eine Nation das Verhängnis gebracht hätte. Daher war es für Japan eine zwingende Notwendigkeit, in diesem Moment einzuschreiten, wo der furchtbare blutige Krieg, der durch Koreas Intrigenspiel heraufbeschworen wurde, seinen Abschluß gefunden hat, und es müßte jeder Einsicht bar sein, ließe es zu, daß die Dinge weiter ihren gewohnten Lauf gehen und sich vielleicht in naher Zukunft eine ähnliche Konjunktur ergibt wie diejenige ante bellum. Die Aufrechterhaltung des Friedens in Ostasien ist nur möglich, indem Korea die Leitung staatlicher Funktionen genommen wurde, mit denen es während der letzten fünfundzwanzig Jahre nur Mißbrauch getrieben hat; sich selbst zu schützen und den Reibungsfaktor zu beseitigen, von dem jeden Augenblick der zündende Funke springen konnte, war für Japan die erste Pflicht. Europäische Mächte sahen sich wiederholt ähnlichen Problemen gegenüber und lösten sie in derselben Weise, und nie hat die zivilisierte Welt verweigert, die kulturelle Mission, die der weitaus höher stehenden Nation zufällt, aus dem Auge zu lassen und zuzugestehen, daß die Wohlfahrt des gesamten Volkes mehr

gilt als das fragwürdige Prestige einer einzigen bevorzugten Klasse. — Wenn man von der zivilisatorischen Aufgabe spricht, die Japan infolge der kürzlich abgeschlossenen Konvention in Korea übernimmt, so mag es vielleicht von Interesse sein, einiges über diese in so völliger Weltabgeschiedenheit dahinlebende Nation mitzuteilen.

Das alte China war die Lehrmeisterin Koreas in jener fernen Epoche, die man heute die klassische nennt. Sitten und Gebräuche fanden ihren Eingang, sowie die Zeichenschrift und mit ihr auch die Gelehrsamkeit des himmlischen Reiches. Insbesondere die Lehren Konfuzius' fanden einen fruchtbaren Boden und wurzelten sich so tief ein, daß sie trotz des Niederganges der Nation noch heute die herrschenden sind, aber zum Unheil des Volkes, das in seinem Konservatismus erstarrt, sich nicht loszumachen vermag von den Fesseln, die veraltete philosophische Systeme um seinen Geist legen und jeden frischen Trieb des Fortschrittes im Keim ersticken. Das ganze Streben koreanischer Erziehung zielt heuzutage noch darauf hin, Menschen heranzubilden, die dem seit anderthalb Jahrtausenden überlieferten Typus gleichen, und sie wird dadurch nicht zu einem Mittel der Weiterentwicklung, sondern zu einem künstlichen Hemmnis, das jede freie Geistestätigkeit unmöglich macht. Daher auch haben heute die gebildeten Klassen der Koreaner weder Interesse noch Verständnis für die Erfordernisse der Gegenwart, ihr Blick ist nur auf die leuchtenden Vorbilder konfuzianischer Zeit gerichtet, sie leben in einer erdentrückten Vergangenheit, und abendländischen Beobachtern erscheinen sie gleich den Schattenbildern einer längst entschwundenen Kultur. Damals aber, als die konfuzianische Schule in ihrer Blüte stand, nannte sich Korea mit Stolz „Klein China" und es behauptete würdig seinen Platz neben seinem mächtigen Nachbar.

Von Korea aus nahm die Zivilisation ihren Weg nach Japan, und bald entspann sich ein reger Verkehr zwischen dem Inselreich und der Halbinsel. Zum erstenmal wird in koreanischer Geschichte im Jahre Shin-mi (50 v. Chr.) Japans Erwähnung getan, als Seeräuberbanden an der Küste landeten und das Land verwüsteten; sie wurden indes zurückgeschlagen. In demselben Maße aber wie sich Japan allmählich hob, ging Korea seinem Niedergang entgegen. Schon in dem erfolgreichen Feldzug der Kaiserin Jingo hatte sich Japan als die überlegene Macht erwiesen und blieb es fortan. Auf die im Lauf der Jahrhunderte bald engeren, bald lockeren Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten näher einzugehen, würde hier zu weit führen; erwähnt möge nur noch werden, daß die Erinnerung an die große japanische Invasion des Jahres 1591 noch unauslöschlich bis auf unsre Tage im koreanischen Volk weiterlebt. Chung-chung-i, dies die koreanische Aussprache für den Namen Kyomaso, des japanischen Befehlshabers, wird heute noch als Ruf gebraucht, um den Kindern Schrecken einzuflößen. Ebenso alt wie die Beziehungen Koreas zu Japan sind, ist auch die Abneigung, welche die Bewohner des ersteren für die Bewohner des letzteren hegen, und so vorherrschend ist dieser durch die Geschichte ungerechtfertigte und beinahe unnatürlich scheinende Haß, daß man nach dessen näheren Gründen zu suchen sich veranlaßt sieht. Er liegt einzig und allein in der totalen Verschiedenheit des Volkscharakters und der Anschauungen. Die Japaner sind eine waffenliebende Nation, deren höchster Wunsch es ist, auf dem Schlachtfeld für das Vaterland zu sterben. Die Koreaner kennen keine solche Ambition, sie verachten das Waffenhandwerk, ihr Auge ist nur auf die Erwerbung von Gelehrsamkeit gerichtet, und ihr Streben geht danach, den Fußstapfen des großen Meisters Konfuzius zu folgen. Man könnte sie eine Nation des Schreibepinsels nennen und im Gegensatz dazu die Japaner eine Nation des Schwertes. Ein ebensolcher Unterschied herrscht in bezug auf die Religion; seit mehr denn fünfhundert Jahren blicken die Koreaner auf den Buddhismus als die niederste Form des Kultus herab, und ein Land, wo dieser zu solcher Blüte kam, muß notwendigerweise inferior sein. Korea ist ausschließlich vom Konfuzianismus beherrscht, und aus dieser strengen Lehre, die eigentlich nur ein philosophisches System ist, leiten dessen Bewohner ihre Ueberlegenheit ab. Ferner

machen die Koreaner ihren Nachbarn zum Vorwurf die Genauigkeit und Beachtung des Details in allen Dingen, während sie selbst das unachtsamste, schleuderhafteste Volk der Welt sind. Sie denken nie daran, einen bestimmten Plan zu fassen und ihn durchzuführen, irgendeine von alters her gewohnte Art des Verfahrens ist längst hinreichend. Ein andrer Punkt von nicht geringer Wichtigkeit ist die Verschiedenheit des Zeremoniells. Die Japaner sind für ihre außerordentliche, fast ins Extreme gehende Höflichkeit bekannt, Verbeugungen, konventionellen Phrasen wird die höchste Aufmerksamkeit geschenkt; nichts von alledem in Korea, wo Unterwürfigkeitsbezeigungen nur unter der dienenden Klasse zu finden sind. Der Koreaner, von Selbstüberschätzung erfüllt, steht aufrecht, bläst die Rauchwolken seinem Besucher in das Gesicht und expektoriert ohne Rücksicht, auch wer immer sich in seiner Nähe befinden mag. Diese Charakterzüge und noch viele andre bilden die Kluft, welche die beiden Nationen trennt, und es wird viel Geduld von seiten der Japaner erfordern, dieselbe zu überbrücken und den Koreanern das Bewußtsein ihrer dünkelhaften Ueberlegenheit zu nehmen.

Fragt man nach dem Eindruck, den die Bevölkerung heute dem Beobachter macht, so muß man zugestehen, daß alle, sowohl Ausländer wie Japaner, die in dem Lande länger weilten und mit der Bevölkerung in nähere Berührung kamen, in demselben scharfen Urteil übereinstimmen. Die häusliche Umgebung, die persönlichen Gewohnheiten sind schmutzig in höchstem Grad. Als Arbeiter sind sie faul, unehrlich und unglaublich unwissend. Keinen günstigeren Eindruck in ihrer Art machen die die vornehmen Klassen und die Beamtenschaft Koreas darstellenden Yangbans. Mit ausdruckslosen, gleichgültigen Gesichtern gehen sie, ihre lange Pfeife rauchend, die Straßen entlang. Sie sind um kein Haar besser als die untere Klasse, und der ganzen Nation scheint die Würde und Selbstachtung zu fehlen, die das Bewußtsein der Tüchtigkeit und einer praktisch entwickelten Intelligenz dem Individuum verleiht. Die vielen guten Eigenschaften, die den chinesischen Volkscharakter trotz der ebenfalls verrotteten Kultur auszeichnen, mangeln hier gänzlich.

Hygienische Einrichtungen und sanitäre Maßregeln sind so gut wie unbekannt, und daher ist es nicht zu wundern, daß von Zeit zu Zeit Choleraepidemien entstehen, die Tausende dahinraffen, und doch werden keine Schritte getan, um eine Wiederholung der Katastrophe zu vermeiden. Statt nach ihren verschlammten Brunnen zu sehen und die von allerlei Unrat erfüllten Straßen zu säubern, halten sie an der Meinung fest, die Krankheit werde durch das Kriechen der Ratten über den Körper hervorgerufen, und sie suchen dieselbe zu heilen durch Reiben der schmerzhaften Stellen mit einem Katzenpelz oder durch Kleben von aus Papier gefertigten Katzenbildern an die Haustüren, um die die Krankheit verbreitenden Ratten abzuschrecken. Barbarischster Aberglaube ist noch im ganzen Land verbreitet, sie glauben an Teufel, Zauberer, Hexen, an Choleraratten und die Wunderkraft der Papierkatzen, nimmt man dazu noch die furchtbare Grausamkeit, die unter der Bevölkerung herrscht und für die das öffentliche Ausstellen der auf Lanzen aufgespießten Köpfe der Verbrecher, und die martervollen Todesarten, die über Uebeltäter verhängt werden, ein hinlängliches Beispiel geben, so wäre man versucht, die große Masse der Koreaner auf eine Stufe mit den Wilden zu stellen. Die Volksbildung ist noch in ihren Anfängen, erst 1894 entschloß sich der Kaiser auf Drängen Japans, ein Unterrichtsdepartement zu errichten, und auch heute gibt es, wie die „Koreanische Revue" mitteilt, nicht mehr als 50 Volksschulen mit einer Gesamtzahl von 3180 Schülern, und das in einem Lande, dessen Einwohnerschaft ungefähr zwölf Millionen beträgt.

Japan, das nunmehr das Protektorat über den verwahrlosten, degenerierten Staat übernommen hat, wird auch in dieser Hinsicht heilsame Reformen anregen, und daher, im ganzen genommen, kann man sagen, das, was Korea dem kürzlich abgeschlossenen Vertrag zufolge verliert, ist eine Kleinigkeit gegenüber dem, was es gewinnt.

Literarische Berichte

Alpine Gipfelführer. I. bis XI. Bändchen. I bis IV à M. 1.—, V bis XI à M. 1.50 gebunden. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

So wenig es in der umfangreichen modernen Reiseliteratur an Führern durch die Alpenwelt fehlt, so wird in diesen doch vorwiegend auf die Bedürfnisse der großen Menge von Eisenbahnreisenden und Talwanderern Rücksicht genommen, während sie der kleineren, aber in starkem Anwachsen begriffenen Schar der Bergsteiger in den meisten Fällen nur eine ganz allgemeine, im Verhältnis zu dem speziellen Interesse des Hochtouristen und der Zeit, die er dem einzelnen Berg widmet, völlig unzulängliche Auskunft geben. Insofern bestand hier bisher eine Lücke, die durch die vorliegende Sammlung aufs glücklichste ausgefüllt wird. Die „Alpinen Gipfelführer" bieten dem Hochtouristen in rationeller Zusammenstellung und handlicher äußerer Form alle in praktischer wie ideeller Hinsicht nur wünschenswerten Informationen über je e i n e n einzelnen Berg bezw. die Umgebung einer Hütte. Der in anregendem Ton geschriebene Text schildert vor allem: die Talstationen und ihre Zugangslinien, die Unterkunftsverhältnisse im Tal und am Berg, die Tallandschaften und Hüttenumgebungen, die gebräuchlichen Anstiegsrouten mit ausführlicher Behandlung der leichteren und kurzer Angabe der schwierigen, das Gipfelpanorama, interessante Details der nächsten Umgebung, den geologischen Bau, soweit für Laien interessant, eventuell auch die Flora u. s. w.; endlich sind den meisten Bändchen auch die Führer- und Hüttentarife beigegeben. Karten und zahlreiche auf Naturaufnahmen beruhende Illustrationen vervollständigen die Orientierung in sehr erwünschter Weise. In den bisher erschienenen 11 Bändchen sind behandelt: I. Die Zugspitze von Eugen Peter (mit 16 Abbildungen und 2 Karten), II. Die Elmauer Haltspitze von F. Bohlig (mit 15 Abbildungen und 1 Karte), III. Der Ortler von Dr. Riepmann (mit 17 Abbildungen und 1 Karte), IV. Der Monte Rosa von Dr. F. Hörtnagl (mit 21 Abbildungen und 1 Karte), V. Der Dachstein von Alfred von Radio-Radiis (mit 16 Abbildungen und 2 Karten), VI. Die Bettelwurf- und Speckkarspitze von H. Cranz (mit 24 Abbildungen und 1 Karte), VII. Der Großglockner von Jos. Gmelch (mit 18 Abbildungen und 2 Karten), VIII. Der Triglav von Dr. Rudolf Roschnik (mit 17 Abbildungen, 2 Karten und 1 Umrißzeichnung), IX. Der Watzmann von F. Bohlig (mit 16 Abbildungen und 2 Karten), X. Der Monte Cristallo von Hans Biendl (mit 16 Abbildungen und 1 Karte), XI. Die Wildspitze von Richard Schucht (mit 16 Abbildungen und 2 Karten). Die gediegen ausgestatteten Bändchen werden sich Tausenden von Bergwanderern als überaus nützliche Begleiter und zuverlässige Berater erweisen und in wirkungsvoller Weise die Begeisterung für die Schönheiten unsrer Alpenwelt in immer weiteren Kreisen verbreiten helfen.

Die Frau. Von H e l e n e S u e ß - R a t h. Eine Studie aus dem Leben. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt F. und O. Greipel.

Das Buch ist ein sehr angenehm berührender Beitrag zur Frauenfrage. Ohne tönende Worte und ohne jene Uebertreibungen, die der Sache der Frauen mehr geschadet als genutzt haben, versteht es die Verfasserin, in klarer, eindringlicher Sprache ihre Ueberzeugung zu begründen, daß die Frau, ohne aus der ihr von der Natur gesetzten Sphäre herauszugehen, doch in allen Lebensbeziehungen dieselben Rechte genießen soll wie der Mann. Frau Sueß-Rath kennt die moderne Frauenbewegung in den meisten Kulturstaaten aus eigner Erfahrung und legt in der kleinen Schrift häufig Zeugnis von ihrer feinsinnigen Beobachtungsgabe ab.

P a u l S e l i g e r (Leipzig-Gautzsch).

Melchior Meyrs Erzählungen aus dem Ries. (L u d w i g u n d A n n e m a r i e. E n d e g u t — a l l e s g u t.) Mit Bildern und Buchschmuck von H a n s R ö h m. München 1906, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. Geb. M. 3.50.

Es ist sehr erfreulich, daß sich durch das Erscheinen der vorliegenden Neuausgabe Gelegenheit bietet, wieder einmal auf den Riespoeten Melchior Meyr (1810 bis 1871) hinzuweisen, der als einer der ersten und begabtesten Vertreter einer noch nicht zum Dogma erhobenen Heimatkunst einen ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts einnimmt. Es ist gleichsam eine Jubiläumsausgabe, die uns der Verlag hier bietet, denn die beiden Erzählungen aus dem Ries, die der Band enthält, erschienen mit einer dritten zusammen erstmals im Jahre 1856, also vor fünfzig Jahren; sie begründeten den literarischen Ruf ihres Verfassers, der ihnen dann noch bis zum Jahre 1870 zwei weitere, mit gleichem Beifall aufgenommene Sammlungen folgen ließ und durch sie noch heute fortlebt. Freilich hatte sich Melchior Meyr in den „Erzählungen aus dem Ries" noch nicht zu dem Realismus durchgerungen, mit dem in unsrer

Zeit Stoffe aus dem Bauernleben behandelt zu werden pflegen, und er selbst hat einmal gesagt, „daß die Rieser Bauern in seinem Herzen und Kopfe wohl ein wenig besser, angenehmer und interessanter geworden sind“, aber die innere, poetische Wahrheit dieser schlichten Heimatkunst ist nicht zu verkennen und wird auf empfängliche, unverdorbene Leser ihre Wirkung nie verfehlen. So ist denn zu hoffen, daß die vorliegende, trefflich illustrierte und mit einer vorbildlich knappen Einleitung versehene Ausgabe dem liebenswürdigen Dichter recht zahlreiche neue Freunde zuführen und daß sich die Verlagshandlung, welche die Herausgabe dieses Bandes zunächst als einen Versuch ansieht, bald veranlaßt sehen wird, die andern „Erzählungen aus dem Ries“ folgen zu lassen. B—r.

Haidekraut. Von Eugenie von Soden. Stuttgart 1905, Max Kielmann.

Es ist echte Poesie, was uns hier geboten ist. Das fühlt man in kurzem; je länger man in diesen Gedichten liest, um so mehr ist man davon angezogen. Die Dichterin versteht zu fesseln, sie beherrscht Sprache und Form. Ihre Verse sind außerordentlich melodisch. Ein gewisser Zauber liegt in allen ihren Gedichten, besonders in ihrer Liebeslyrik. Eugenie von Soden ist zweifellos eines der besten lyrischen Talente der neuesten Zeit, eine starke Persönlichkeit, die auch in das Seelenleben des Mannes sich zu versetzen vermag, wie ihr Zyklus „Künstlerliebe“ dartut. Wir freuen uns sehr, eine solche Dichterin von Gottes Gnaden rühmen zu können. E. M.

Claudia Porticella. Ein Sang aus dem Trentino von A. von der Passer. Mit Textillustrationen von Theodor Kühne. Leipzig 1905, J. von Schalscha-Ehrenfeld. Geb. M. 3.80.

In dieser Dichtung ist die Geschichte der stolzen Trientiner Patrizierin Claudia Porticella, der Geliebten des Bischofs Karl Emanuel, behandelt, deren märchenhafte Schönheit noch heute in den Sagen des trientinischen Volks fortlebt. Noch heute zeigt man im Inselschloß Toblino die historischen Plätze, die in der Erzählung eine Rolle spielen. Wie sehr der Verfasser es verstanden hat, in seinem Epos dieses Thema poetisch zu gestalten, zeigt der Erfolg, daß innerhalb zehn Tagen die erste Auflage vergriffen war. E. M.

Eduard Mörikes Sämtliche Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Gustav Keyßner. Mit dem Bildnis des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. XLIV, 490 S. Geb. M. 3.—.

Es hat ziemlich lange gedauert, bis die innige, goldechte Poesie Eduard Mörikes in allen literaturfreundlichen Kreisen ihrem ganzen Wert nach gewürdigt worden ist. Erst die Jahrhundertfeier seiner Geburt hat jener waderen, anfänglich nur kleinen Schar seiner Verehrer und Bewunderer, die mit der Ausdauer echter Begeisterung lange Jahre darauf hingearbeitet hatte, ihrem Dichter den ihm gebührenden Platz unter den deutschen Klassikern zu verschaffen, in der einmütigen Anerkennung seiner stillen Größe einen vollen Erfolg und eine schöne Genugtuung gebracht. Seitdem ist Mörikes Name zu immer höherer Geltung gelangt, und das gegenwärtige Jahr, mit dem das Verlagsrecht von Mörikes Werken Gemeingut geworden ist, hat in der ansehnlichen Zahl von neuen Ausgaben seiner Dichtungen, die es im Zeitraum weniger Monate dem Büchermarkt zugeführt hat, den unzweideutigen Beweis dafür erbracht, daß die Poesie des edeln schwäbischen Dichters im Herzen des ganzen deutschen Volkes Wurzel geschlagen hat. Unter den neuen Ausgaben darf die vorliegende, der neueste Band der bekannten einbändigen Klassikerausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt, einen Ehrenplatz beanspruchen und weitester Verbreitung wert genannt werden. Wird sie jeder Bücherfreund schon wegen ihrer gediegenen und außerordentlich geschmackvollen Ausstattung mit wahrem Vergnügen zur Hand nehmen, so wird sie auch durch ihre inneren Vorzüge dem Genius Mörikes gerecht. Vor allem läßt die vorausgeschickte biographische Einleitung in allen Teilen erkennen, mit wie gründlicher Sachkenntnis, feinem Empfinden und tiefem Verständnis der Herausgeber an seine Aufgabe, uns den Dichter und sein Werk nahezubringen, herangetreten ist. Diese Eigenschaften hat er jedoch nicht bloß in der kritischen Würdigung des Dichters, die bei aller Objektivität von einer suggestiven Wärme durchdrungen ist, sondern auch in der überaus sorgfältigen Textrevision und in der Zusammenstellung der einzelnen Werke bekundet. Den Gedichten hat er eine „Nachlese“ angefügt, in der eine Anzahl von Gedichten vereinigt sind, die sich in der letzten von Mörike selbst besorgten (vierten) Ausgabe nicht finden, und zwar enthält die erste Abteilung solche, die Mörike in die ersten Ausgaben noch aufgenommen, später aber ausgeschieden hat, die zweite Abteilung solche, die er in Zeitschriften u. s. w. veröffentlicht, aber nicht der Aufnahme in die Sammlung für würdig befunden hat. Diesen beiden Abteilungen, die einen anschaulichen Beweis von des Dichters Selbstkritik geben, folgt als dritte eine Auswahl aus R. Krauß' Buche „Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter“. Eine weitere bemerkenswerte Zugabe enthält der Band in dem Opernlibretto „Die Regenbrüder“, das bisher in der Gesamtausgabe Mörikes fehlte. Mit ganz besonderem Interesse endlich werden solche, die

den „Maler Nolten“ nur aus der (erst nach Mörikes Tod vollendeten und erschienenen) zweiten Fassung kennen, hier die erste (von 1832) kennen lernen, die in einem mit Benutzung eines Handexemplars des Dichters hergestellten, von Druckfehlern und kleinen Irrtümern gereinigten Texte gegeben wird.

B—r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alpine Gipfelführer. Band V: Der Dachstein. Band VI: Bettelwurf- und Speckkarspitze. Band VII: Grossglockner. Band VIII: Der Triglav. Band IX: Der Watzmann. Band X: Monte Cristallo. Band XI: Die Wildspitze. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Leinen gebunden je M. 1.50.

Auerspergs (Anastasius Grüns) politische Reden und Schriften. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stefan Hock. Band V von „Schriften des Literarischen Vereins“ in Wien. Wien, Verlag des Literarischen Vereins.

Baumgarten, Otto, Carlyle und Goethe. Band 13 von „Lebensfragen“, herausgegeben von Heinr. Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.40.

Berthold, Konrad, Die Rose von Jericho. Eine Idylle. Jena, Hermann Costenoble. M. 3.—.

Croissant-Rust, Anna, Aus unseres Herrgotts Tiergarten. Geschichten von sonderbaren Menschen und verwunderlichem Getier. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

Croissant-Rust, Anna, Die Nann. Volks-Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Drei Teile in einem Band. Hundertjahrs-Jubelausgabe, herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig, Max Hesse's Verlag. In Leinen M. 2.—; Geschenkband M. 3.—; Luxusausgabe M. 4.—.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte, herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Lieferung 28. — 11. Lieferung des Schlußbandes. Wien und Leipzig, Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme. M. 1.—.

Dill, Liesbet, Das gelbe Haus. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

Donnay, Maurice, Liebesleute (Amants). Komödie in fünf Akten. Aus dem Französischen von Stephan Epstienne. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie“. M. 3.—.

Evers, P., Die Verhochdeutschung Fritz Reuters. Eine literarische und sprachliche Zeit- und Streitfrage. Schwerin i. M., Ludwig Davids. 50 Pf.

Feldhaus, F. M., Geschichte der grössten technischen Erfindungen. Mit Abbildungen nach Originalen. Kötzschenbroda, Ad. Thalwitzer. 50 Pf.

Felseck, Rudolf, Tagebuch einer andern Verlorenen. Auch von einer Toten. Leipzig, Walter Fiedler. M. 3.—.

Flaubert, Gustave, Briefe über seine Werke. Uebersetzt von E. Greve, ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von F. P. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.75.

Flaubert, Gustave, Reiseblätter (Briefe aus dem Orient — Ueber Feld und Strand). Herausgegeben von F. P. Greve, übersetzt von E. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.—.

Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. I. Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer (vollständig in 26 Lieferungen mit 350 Abbildungen und 50 Tafeln und Karten). Lieferung 11—16 à M. 1.—. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung).

Frank, Karl, Ringende Welten. Neue Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. M. 1.—.

Geiger, Albert, Ausgewählte Gedichte. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag. M. 3.50.

Geiger, Albert, Die Legende von der Frau Welt. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag. M. 3.50.

Geiger, Albert, Tristan. Ein Minnedrama in zwei Teilen. Buchschmuck von Hellmut Eichrodt. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag. M. 4.50.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 14. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Pro Band geheftet M. 1.20; in Leinwand gebunden M. 2.—; in Halbfranz M. 3.—.

Herzog, R., Vor dem Kadi. Lustige Funken aus Morgenland und Abendland. Illustriert von Hermann Abeking. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie“. M. 2.—.

Hochenegg, Adolf, Singen und Ringen. Lieder. Leipzig, Max Altmann. M. 2.—.

Hornstein, Ferdinand von, Fühlung. Psychologische Dichtungen. Zweite, vermehrte und veränderte Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 2.—.

Hornstein, Ferdinand von, Mohammed. Drama in drei Akten. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 2.—.

Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur von Prof. Dr. A. Salzer. 18. und 19. Lieferung. Vollständig in etwa 25 Lieferungen à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Janitschek, Maria, Esclarmonde. Ihr Lieben und Leiden. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.

Jensen, Wilhelm, Nordsee und Hochland. Zwei Novellen. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. M. 6.—.

Jerusalem, Prof. Dr. Wilh., Einleitung in

die Philosophie. Dritte Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 4.20.

Jerusalem, Prof. Dr. Wilh., Wege und Ziele der Aesthetik. Wien, Wilhelm Braumüller. 80 Pf.

Karásek, Dr. Josef, Slavische Literaturgeschichte. Nr. 277/278 der Sammlung Göschen. Leipzig, J. G. Göschen'sche Verlagshandlung. Pro Bändchen 80 Pf.

Keiter, Heinrich, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Zweite Auflage. Durchgesehen und ergänzt von Dr. Anton Lohr. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 2.40.

Kellermann, E. Alfred, Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus Ilm-Athens klassischen Tagen. Weimar, A. Huschke Nachf. M. 1.20.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Lieferung 25—28. Vollständig in 50 Lieferungen à 40 Pf. Stuttgart, W. Spemann.

v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Russland's innere Krisis. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 4.—.

Lippert, Julius, Bibelstunden eines modernen Laien. Mit einem Kärtchen. Stuttgart, Ferd. Enke. M. 3.—.

Metz, Josepha, Didi und Konsorten. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie". M. 1.50.

Molsberger, Clara, Ratschläge zur Berufsfrage der Frauen. Für Eltern, Vormünder und Erzieher. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 1.80.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Herausgegeben von Ludwig Keller. Vierzehnter Band 1905. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 10.—.

Pilo, Mario, Psychologie der Musik. Gedanken und Erörterungen. Deutsche Ausgabe von Chr. D. Pflaum. Leipzig, Georg Wigand. M. 4.—.

Pleureur, Louis, Kein Heim. Ein soziales Drama in 3 Akten. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Polenske, Karl, Gedichte. Eine Auswahl. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Ponten, Joseph, Jungfräulichkeit. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Presse, Die, und die Deutsche Weltpolitik. Von einem Ausland-Deutschen. Zürich, Zürcher & Furrer. M. 1.—.

Rankow, Ralph, Aus Stille und Sturm. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Renner, Paul, Unterm Regenbogen. Der Dichtungen erste Reihe. Dritte geänderte und vermehrte Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler.

Renner, Paul, In goldener Fülle. Der Dichtungen zweite Reihe: Zweite geänderte und vermehrte Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler.

Schelper, Clara, Zwanzig Jahr und rotes Blut. Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schindelwick, Karl, Was ich von Reisen mitgebracht. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schlaf, Johannes, Diagnose und Faksimile. Notgedrungene Berichtigung eines neuen, von Arno Holz gegen mich gerichteten Angriffes. München, E. W. Bonsels. 50 Pf.

Schmidt, Prof. D. Paul Wilh., Die Geschichte Jesu. Mit einer Geschichtstabelle. Volksausgabe. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.—.

Schmiedel, Otto, Die Hauptprobleme der Leben-Jesu-Forschung. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.25.

Schröer, Dr. M. M. Arnold, Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte. Nr. 286/287 der Sammlung Göschen. Leipzig, J. G. Göschen'sche Verlagshandlung. Pro Bändchen 80 Pf.

Schweitzer, Lic. theol. Albert, Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 8.—.

Seger, Fritz, Poeten. Drama in einem Aufzuge. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Staggemeyer, Friedrich, Ueber Berg und Tal. Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Steiner, Margarete, Junge Lieder. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Stöcker, Helene, Die Liebe und die Frauen. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.—.

Treutler, Lena — Wars Sünde? — Rien ne va plus. Drei Geschichten aus dem Leben. Neustadt a. d. Haardt, Pfälzische Verlagsanstalt.

Ular, Alexander, Russlands Wiederaufbau. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. M. 4.50.

Unger, W. von, Generalmajor, Wie Bonaparte den Feldherrnstab ergriff. Mit einer Karte als Anlage. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 2.—.

Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt...! Ein Preisausschreiben der „Gartenlaube". Leipzig, Ernst Keil's Nachf. M. 1.—.

Weiland, Ina, Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Wille, Otto, Jesus. Tragödie des Menschensohnes. In Worten der Hl. Schrift. 3 Lieferungen à 50 Pf. Leipzig-R., Selbstverlag des Verfassers.

== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ==

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ==

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. Prospektbeilagen nach Tarif.

Anzeigen.

Bei Wiederholungen einer Anzeige sowie für ganzseitige Inserate angemessenen Rabatt.

Inseraten-Annahme: Central-Annoncen-Bureau in Berlin SW. 48, Friedrichstr. 239. Telefon: Amt 9, 12986.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	**M. 747 Million.**
Bankvermögen	**„ 259 „**
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse	**„ 134 „**

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Unverantwortlicher Leichtsinn



dessen Folgen jeder sehr bald spüren wird, ist die Vernachlässigung der wichtigsten Lebensregeln. In der glücklichen Jugend kann allerdings eine robuste Natur anscheinend ungestraft nach Gutdünken darauf losleben, ist diese Zeit aber hinter uns, so fordert jede Konstitution, und sei es die kernigste, die Beachtung gewisser Regeln, deren Vernachlässigung sich bald recht unangenehm fühlbar macht. Die wichtigste Bedingung nun, um gesund zu bleiben, ist ausreichende Bewegung und gerade gegen diese einfachste Vorschrift wird am meisten gesündigt. Eine Ausrede, die man finden möchte, ist sehr bald gefunden und so schädigen sich unendlich viele Menschen an ihrer Gesundheit. Wenn es nun auch Vielen unmöglich ist, jeden Tag weite Spaziergänge zu unternehmen oder täglich körperlichen Sport zu treiben, so wird doch wohl kein Mensch ernstlich behaupten wollen, nicht einmal zehn Minuten pro Tag übrig zu haben, um seinen Körper zu bewegen. Mehr als zehn Minuten pro Tag ist aber gar nicht erforderlich für die Uebungen mit Sandow's Family Gymnastics oder für Damen mit Sandow's Symmetrion, vorausgesetzt, daß man sich nicht zum Athleten ausbilden will, was doch wohl nur wenigen Menschen als Ideal vorschweben mag. Die Gesundheit ist aber ein so hohes Gut, daß jeder einsichtige Mensch unbedingt zehn Minuten pro Tag daran wendet, um sich dieses Gut zu erhalten. Glücklicher Weise ist die Zeit vorüber, in der man an die Wunderkraft von Universal-Arzneien und Geheimmitteln glaubte. Nur solche Mittel, deren wohltätige Wirkung sowohl dem Arzt als dem Laien einleuchtend sind, haben Anspruch auf allgemeine Beachtung. Von allen Bewegungsapparaten hat aber nicht ein einziger die enorme Verbreitung und Popularität errungen, wie Sandow's vorhin genannte Turnapparate, was nicht zu verwundern ist, da solche den denkbar kleinsten Platz einnehmen, überall anzubringen und leicht zu transportieren sind und dabei nur Mark 16.— komplet kosten. Ausführliche Uebungstabellen liegen jedem Apparat bei. Fragt euren Arzt und er wird das Gesagte voll bestätigen.

Sandow's Family Gymnastics und Symmetrion
werden von allen besseren Gummi- und Sport-Geschäften geführt. .. ..

Evtl. werden Bezugsquellen nachgewiesen von:

Sandow's D. C. Developer Hamburg I, Bleichenhof, Dept. D.

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. April 1906.

Preis vierteljährl. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Mai 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Juni 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. Prospektbeilagen nach Tarif.

Bei Wiederholungen einer Anzeige sowie für ganzseitige Inserate angemessenen Rabatt.

Inseraten-Annahme: Central-Annoncen-Bureau in Berlin SW. 48, Friedrichstr. 239. Telefon: Amt 9, 12986.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	M. 747 Million.
Bankvermögen	„ 260 „
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse	„ 135 „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Alpine Gipfelführer

Neue Bände:

V **Der Dachstein** v. A. v. Radio-Radiis
VI **Bettelwurf- und Speckkarspitze** von H. Cranz
VII **Grossglockner** von J. Gmelch
VIII **Der Triglav** von R. Roschnik
IX **Der Watzmann** von F. Bohlig
X **Monte Cristallo** von H. Biendl
XI **Die Wildspitze** von R. Schucht

Mit vielen Bildern und Karten. Jedes Bändchen in Leinen gebunden M. 1.50

Früher sind erschienen:

I. **Zugspitze.** II. **Elmauer Haltspitze.** III. **Ortler.** IV. **Monte Rosa.**

Band I—IV jedes Bändchen in Leinen gebunden M. 1.—

Der Gebirgsfreund, Wien: „Wer einen Gipfel genau kennen lernen, sich sozusagen in dessen Studium vertiefen will, für den sind diese alpinen Gipfelführer wie geschaffen. Aber man erwarte nicht gerade eine Beschreibung der schwierigsten Wege; die sucht man vergebens. Was man dagegen sonst über einen Berg zu wissen wünscht, das wird alles, und zwar im leichten Plaudertone mitgeteilt, auch wohl in Form von Schilderungen. Da jeder Gipfel von einem andern Verfasser beschrieben ist, ergeben sich Unterschiede in der Behandlung; in einem aber sind sie alle gleich, der Ton der Schilderung ist stets anregend, man ermüdet nicht beim Lesen. Die ‚Gipfelführer' seien allen Freunden der Alpenwelt aufs beste empfohlen."